

*image
not
available*

P. o. germ.

4⁰

173^r / 2,2

Konvergenz

Deutsche
Roman-Zeitung.

Zweiter Jahrgang.
Zweiter Band,

enthaltend:

Friedel und Oswald.
Roman aus der Tiroler Geschichte
von
Serman Schmid.
1 Bände.

Die Schulgefährten.
Bilder aus der „bösen Welt“ von
Fedor Steffens.
2 Bände.

Der letzte Trunk.
Roman
von
Ernst Wilkomm.
1 Band.

Die Alandauenwaise.
Erzählung aus den Rheinlanden und dem
Stromgebiet des Missouri von
Baldwin Wöllhausen.
1ste Abtheilung: Am Rhein.
2 Bände.

Drei Federn.
Von
Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus).
1 Band.

Enguerrand von Kamalgue,
der letzte Troubadour der Provence
von
George Pejetiel.
1 Band.

Die Tochter des Waldes.
Novelle von
Marie Sophie Schwarz.

Berlin, 1865.
Druck und Verlag von Otto Janke.

BIBLIOTHECA
REGIA
BOHEMICA

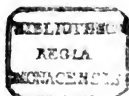
Deutsche
Roman-Zeitung,

Zweiter Jahrgang. 1865.

Zweiter Band.

Berlin, 1865.

Druck und Verlag von Otto Jante.



Inhalt des zweiten Bandes.

- Friedel und Oswald**, Roman aus der Tiroler Geschichte von Herman Schmid. Seite 1—32; 81—114; 161—202; 241—264; 321—352; 401—420; 481—502; 833—878; 909—952.
- Der letzte Trunk**, Roman von Ernst Willkomm. Seite 31—70; 113—154.
- Enguerrand von Lamalque**, Der letzte Troubadour der Provence. Von George Hefelkel. Seite 201—234.
- Die Schulgefährten**, Bilder aus der „bösen Welt“. Von Feodor Steffens. Seite 265—302; 353—396; 419—476.
- Die Tochter des Waldes**, Novelle von Marie Sophie Schwarzg. Seite 303—314.
- Die Mandanenwaise**, Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Missouri von Valduin Müllhausen. Erste Abtheilung: Am Rhein. Seite 503—554; 561—632; 695—716; 771—794; 801—832; 881—909.
- Drei Federn**. Von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus). Seite 641—694; 721—772.

Kleine Roman-Zeitung.

	Seite	Seite	
Eine Gernsjagd auf den Diabloten	71	Rehulna	316
Nicola Paganini	73	Das Peinlichste des Hervorrufs	317
Der höllischste Mann von der Welt	76	Purim-Ball in New-York	317
Ueber den großen Luxus des Pariser Familienlebens	77	Was ist das Leben ohne — Geld?	317
Amerikanischer Reichthum	78	Petroleum-Romanik	319
Ein pikanter Vergleich	79	Freya	320
Die falschen öffentlichen Angaben über Englow's Honorar	79	Theater	320
Dr. C. F. Niegel, „Grundriß der blühenden Künste“	80	Correspondenz	320
Correspondenz	80	Rödel, „Haarsträubende Mißhandlungen in dem Zuchthaus zu Waldheim in Sachsen“	320
Ein deutscher Humanist und Volkswächter	155	Des Kaisers Freunde	396
Die zweite Inauguration des Präsidenten A. Pincon	158	Das Wehrendötel in Ansburg	397
Mikrographisches Nonplusultra	158	Ein kurlöser Schriftsteller	399
Competenzrecht	159	Der Inca-Kaiser Pachacutec	400
Ein Pamphlet gegen Cäsar Augustus	159	Dr. Karl Richter, „Schiller und seine Räuber in der französischen Revolution“	400
Heibert Han, „Carl Maria v. Weber“	160	Donal, „Land und Leute in der Union“	400
Theater	160	Correspondenz	400
Correspondenz	160	Der Trauring Napoleon's I.	475
Ostergedächtnis am Comersee	233	J. Gordon, „Der russische Soldat“	477
Richter in Ogalien	235	Reichardt von Onkisenau's Verkauf	478
Nur Rückkehr Napoleon's I. von Elba	235	Dr. G. Maron, „Das japanische Familienleben“	478
Die Briefe der Königin Marie Antoinette	236	Pflanzen-Signatur	479
Sophie als Jodo	236	Neue Erscheinungen	479
Berkehr in London	237	Theater	480
Mehemed Ali, „Autograph“	238	Correspondenz	480
Die amerikanische Kriegesfeuer	238	Baldwin Müllhausen, „Biographie“	553
Max King, „Neue Stadtgeschichten“	239	„Guten Morgen, Herr Fischer!“	556
Dr. Arignt Kewlohn, „Anglisch-deutsche Poesie und ihre vor- vortragendsten Charaktere“	239	D. v. Gölln, „Das Geschick der jersibischen Frauen“	556
Wilhelm Raabe's Werke	239	Der Koloß von Rhodus	557
Theater	239	Kuffin grande und Kuffin piccolo	557
County-Jumpers in der Halle	315	Die Toilette einer nordamerikanischen Dame	557
Durchbohrung des Mont Cenis	316		

	Seite		Seite
Weibliche Clerfs	558	Theater	640
Anbänger-Dankbarkeit	558	Die Themle-Regatta	717
Die Chinesischen Wistenkarten	559	Wie der Glaube an Gelpenster entsteht	717
Der Ursprung der Spielkarten	559	Irren ist menschlich	718
Willkommene Oberleigen und Kustitte	560	Der Kohlenborath der Erde	718
Otto Ludwig's literarischer und musikalischer Nachlaß	560	Photographien	719
Heinrich Kurz, „Die Geschichte der deutschen Literatur“	560	Schauplatz des „Helmbricht“	720
Ein philosophischer Roman	683	Flutenanstreken. (Der erste April)	725
Walburgisnacht	684	Neuer und Neerer	727
Cormoran-Aischang in China	685	Der ominöse Koffanlenbaum	727
Der Nabenkampf	685	Charles Lms	727
Die Italienschen Strohühle	686	Der deutsche Kucherablaß	728
Ein Wetterprophet in Schlesien	686	La Trink-halle	729
Das Bad Hammam-Meskouin	687	Ein americanisches Zeitbild	739
Eine seltsame Cuitung	687	Der Freitag	800
Marie Antoinettes Schreibisch	687	Romische Metamorphose	800
Bobemantle	688	Wie man im 15. Jahrhundert über Sklaverei dachte	800
Bellington	688	Vertragsgebrände in Jütland	879
Napoleon's Julius Cäsar	688	Ein kraker Berliner	879
Ziller's Baubätigkeit	689	Eine meiste Kuh in der Pflanzenwelt	879
Die Kreuznahme von Rubens	689	Adolf Schirmer, „Litt Panzer“, ein Seeroman	880
Prop. Secher Moseh, „Kannih“	689	Otto Red, „Gesellschafts-Statuten aus dem 14. Jahrhundert“	880
Theodor König, „Eine Catilmarsche Eistenz“	610		



BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Deutsche Roman-Zeitung.

Friedel und Oswald.

Roman aus der Tiroler Geschichte
von
Herman Schmid.

Erstes Capitel.

Auf dem Kunkelstein.



In vollster Pracht, mit allem Reiz und Glanz wie er nur in den lachenden Thälern jenseit des Brenners heimisch ist, lag die Mittagssonne einer der mittlern Septembertage auf der schroffen Felswand, die wie ein vorgehobener Steinwall den Eingang in das enge Sarntal bewacht, und brannte auf Zinnen und Dächern des mächtigen Bergschlosses Kunkelstein, das den Steinwall krönt. Draußen, in den flachen Ländern am Fuße der Alpen, hatte der Herbst schon lange in vergilbten Stoppelfeldern und im gerötheten Buchenlaub seinen Einzug verkündet: in dem warmen Thalleseel von Bozen aber und auf dessen sonnigen Bergthalen, war der Sommer noch unumschränkter Gebieter und Herr und die Lust wehte trotz aller Milde so heiß und schwül, daß es hochwillkommen war, wenn hie und da eine Kastanie die dichten Schatten ihrer Krone über den schmalen steinigen Saumpfad breitete, der, an's Gestein hingezwängt, sich in fast senkrechter Stelle zum Schlosse empowindet. Zur Seite, kunstvoll aus Feldsteinen, Geröll und Felsstrümmern erbaut, erhoben sich die Mauern der Weinberge und über diesen stiegen wieder, überreich mit blauen Trauben behangen, die Pergeln oder Puntanen empor, jene leichten, aus Pfählen und Latten zusammengefügte Holzgitter, über welchen nach wälschem Brauch die Rebe Sildtirofs gezogen wird. Dazwischen hob manchmal ein Pfirsichbaum sein schmales, hellschimmerndes Blattwerk empor, als könne er nicht genug aufstreben, um noch die Spätlinge seiner schwellenden Sammtfrüchte in Glanz und Blut des tollsten blauen des Himmels zu senken und tollends reifen zu machen.

Die Schwüle des Mittags mochte wohl auch Ursache sein, daß der Saumpfad, an dessen anderer Seite die Talser in tiefer Schlucht tosend und schäumend aus dem Sarntale heranstürmt, einjam und unbezangen war. Die Stille wurde nur durch den Haßschlag eines Köhlein unterbrochen, das einen jungen Mann in ritterlicher Tracht so eben um die Berg-Edel trug. Das rothe Wamms des Ankommenen, überreich mit goldgestickten Verzierungen be-

deckt, das zierlich gelockte Haar, das unter der Sturmhaube hervor auf Hals und Ringfragen niederfiel, ließen vermuthen, daß der Ritt irgend einem Feste gelte: dagegen zeigten der kleine blaushäuterne Krebsbarnisch auf der Brust, so wie die am Sattel neben dem Schilde hängende Eisenleule und der lange Dolch im Gürtel, daß der Reiter auch einen kriegerischen Angriff nicht für unmöglich hielt und dafür gerüstet sein wollte. Er schien es kaum zu bemerken, daß das stattlich ausgezäumte aber etwas magere Köhlein von der Hize und dem steinigem Wege ermüdet, allmählig aus dem Trab in einen sehr gemächlichen Paßgang verfallen war: erst als es völlig stille stand, fuhr er aus seinem bisherigen Sinnen auf.

Das Thier hatte die Stelle zur Raht ganz gut gewöhlt.

Am Wegrande lag ein großes Felsstück, von Natur und Zeit allmählig zur bequemen Ruhebank geformt und mit weichem Moospolster überzogen; daneben grünte ein kleines Fleckchen Rasen auf welchem Thymian und Münze die duftigen Dolden wiegen und mit den Hummeln zu scherzen schienen, die sie unsummten; darüber hatten zwei mächtige Kastanien die Keste zu einem Dache verschränkt, in dessen Dunkel die hellgrünen, stächlichen Fruchtbüschel die einzigen leichten Punkte bildeten. Aus den Wipfeln sank kieselnde Kiste nieder, von der Talser wehte es frisch herauf, und Wehen und Säuseln, Dusten und Summen verwebten sich, als weiteiferten sie, das Flügeln so recht angenehm und geeignet zu machen, in ihm Giesta zu halten und die heiße Mittagszeit zu verbämmern.

Ein Wanderer war bereits der Pöckung gefolgt und hatte sich halblegend auf die Felsbank hingelehnt, den einen Arm erhoben und wie zur Stütze unter den Kopf gelegt, während der andere nachlässig im Grase neben Bogen und Fidel ruhte, als wäre eben auf dieser gespielt und sie nur weggelegt geworden, auf neue Gefänge zu sinnen. Der Wanderer lag mit geschlossenen Augen, als ob er schlief oder nachdachte; eine schlante wenn auch nicht große Männergestalt, zu deren kräftigem Bau das lange Silberhaar des Hauptes ebensowenig stimmen wollte, als der

greisenhafte Bart, der breit auf die Brust herabfiel. Sein Gewand war nicht das lauteßliche; eine dunkle, faltige Kutte von fremdartigem Schutte, wie die Kreuzfahrer ihn den Sarazenen abgeben und mitgebracht hatten aus dem Morgenlande.

„Nun, Freund Spielmann!“ rief der Ritter dem Rastenden zu, indem er den Helm von der Schweis-triefenden Stirn lüftete. „Du verstehst es meisterlich, Dir ein Votterbettelein anzufuchen!“

„Gi das lernst sich wohl, Herr Ritter,“ entgegnete der Fidler sich halb aufrichtend. „Wenn man lang genug unterwegs ist auf der Pilgersahrt zum weißen Haar, da lernst man wohl, es nicht zu verschmähen, wo sich ein kühles Pläglein aufstuh neben der staubigen, sonnigen Heerstraße! Könnst's aber wohl auch so gut haben Herr Ritter — könnt absteigen; Euer Köhlein an den Baum binden und Euch ins Gras legen — es ist noch Platz neben mir und meiner Fidel!“

„Schön Dank für die Einladung,“ rief der Ritter lachend, „hab' noch einen tüchtigen Ritt vor mir, ins Sarnthal hinein, nach den Burgen von Ried und Vangel — will mich auch bedünken, als wär' die Gesellschaft der Fidel nicht eben die rechte für ein ritterlich Schwert!“

„Meint Ihr, gestrenger Herr Ritter?“ entgegnete der Spielmann, indem er den Reiter eigentümlich anblinzte. „Ich bin auf meiner Wanderfahrt hin- und her umher bezogen die so thöricht waren, zu glauben, das Schwert müsse sich's zur Ehre rechnen, wenn die Fidel Platz nehmen wollt' neben ihm. . . Bin vor Jahren auch hier zu Land gewandert und sind wenig Thüren gewesen, die sich nicht aufgethan, wenn ich ankloppte. . . aber freilich wohl, ich bin lange genug fort gewesen. . . seitdem kann sich viel verändert haben in Tirol!“

„Redes an seinen Ort!“ war des Ritters Antwort. „Wo das Gellimper hingehört, zu Tafel und Nummenschanz, da läßt man sich wohl gefallen, wir haben jetzt andere Dinge zu thun. . . aber Einzelne giebt's immer noch, denen Singang und Saitenspiel über Alles gilt! Versuch's nur einmal, Spielmann und sprich ein da droben auf dem Kunkelstein — dem Burgherrn ist Alles willkommen, was singt und zeigt.“

„Dem Burgherrn von Kunkelstein?“ fragte verwundert der Fidler. „Das ist allerdings schon die erste große Veränderung, der ich in Tirol begegne! Cyprion von Wangen hat früher niemals an etwas Anderem Gefallen gehabt, als an Rossen, Dirnen und vor Allem,“ fügte er mit einem Seitenblick auf den glänzenden Anzug des Ritters hinzu, „. . . an schönem, zierlichem Gewand' und Schmuck. . .“

„Es hört sich, daß Du lange fort bist!“ entgegnete etwas unmutig der Reiter. „Der von Wangen hatte schwer Pfandschaft auf dem Anstih, die er nicht auslösen konnte. . . Burgherr da droben ist jetzt der reiche Niklas Wintler — der hat den Kunkelstein eingethan um ein Spottgelt. . .“

Er schien noch mehr sagen zu wollen, aber der Spielmann brach in lautes Gelächter aus, dessen spöttliche Bedeutung nicht zu verkennen war. „Was lachst Du, Strolch?“ rief der Ritter wieder. „Es steht Dir übel an, über das Unglück eines edlen Geschlechts zu lachen!“

„Es ist nicht darüber, daß ich lache!“ sagte der Spielmann, indem er den Ritter wie zuvor von der Seite ansah. „Fiel mir nur ein Viebel ein, das ich gar oft singen gehört. . .“ Damit langte er nach der Fidel, griff ohne den Bogen zu gebrauchen, in die Saiten und Kimperte, wie auf einer Zither, indem er schnarrend nach einer eintönig spöttischen Weise sang:

„Viel mancher Ritter, ich hörr's fürwahr,
Daß Vorten am Goller, von Golte Nar,
Sein Schloßlein trägt er bald auf jeder Rath,
Den Pallas links und rechts die Kemetat!“

Der Ritter hörte nicht mehr zu; er war fortgerenkt ohne Gruß: sei es, weil der Gank der Rast überdrüssig geworden, oder weil er vom Ritter die Sporen bekommen, dem Vieb und Weise nicht zu behagen schienen. Der fahrende Spielmann lachte wie zuvor, ließ den greisen Kopf auf die Moosbank zurücksinken und machte sich wieder bequem in seiner kühlen Zustucht.

Auch im Schloßhose des Kunkelstein war indes wenig von der sengenden Mittagshize zu spüren. Der Schatten eines hohen zweistöckigen Gebäudes legte sich den ganzen Morgen über in die Ecke des Schloßhose, wo neben dem Thore und dem Hauptthurm unter einer Gruppe von Nußbäumen der Ziehbrunnen seinen unergründlichen Schacht einsenkte. Es war der Pallas, das Prunkgebäude, aus dessen spitzgewölbten Fenstern die Farbenschilder und Felser des Deckengeläses hernieberglänzten und die mächtigen Säule und Gemächer erkennen ließen, welche zum Empfangen von besonders edlen Gästen bestimmt waren und darum die Kaiserzimmer hießen. Kam die Sonne eben senkrecht zu stehen, so hatte sie graue nur Zeit genug, den schmalen und grasbewachsenen Raum so weit zu erwärmen, daß er nicht feucht und mörbig wurde; bald trat sie hinter das Giebeldach der gegenüberstehenden Kemetat mit den Frauengemächern, das nun seinerseits schattige Kühle über den Burghof breitete.

Sonnig war er nur auf einem kleinen Plage neben dem Pallas. Von der Kemetat herüber führte ein offener und lichter Säulengang in einen kleinen Nebenan, der wieder durch die Kapelle und ein kleines Wirtschaftsgedäude mit dem Pallas zusammenhing. Aus den Fenstern, Ertern und Schiebscharren des Ganges öffnete sich der Blick auf die Höhen von Kalltern und Eppan bis gegen das Riesenhaupt des rothen Nembelgebirges und seitwärts die Etsh entlang bis tief hinein in das wässrige Land. Darum konnte die Sonne auch die meiste Zeit hindurch frei über die Zinnen schauen, daß die Farben der Gemälde und Schilteereien, womit die Wände des Nebenaus bedeckt waren, noch eins so lustig und lebendig leuchteten und strahlten. Dennoch war es unmittelbar nebenan gar unmutig; der untere Gaden des Nebenaus besteht in einer weiten, nördlich gegen das Sarnthal gerichteten Halle, durch deren Vulkan im Hochsommer gar willkommene Kühle streicht. Thurmsohl und senkrecht stürzt da die Felswand ab gegen das Kinnal der Talsfer, welche mit verdoppelter Gemäuse vorüber zieht, als wäre sie unwillig, dem Felsen anzuweichen und um die Ecke biegen zu müssen.

Am traulichsten war es in dem Esfenster der Halle, das, tief in die Mauern eingebaut eine bequeme Nische bildet. Links und rechts befanden sich gemauerte Sitze, mit bequemen Kissen bedeckt, und dazwischen stand ein schmaler Tisch, dessen weiße Platte ihren Ursprung aus den Marmorbrüchen von Schlanders nicht verläugnete. Ueber den Sitzen, an der Wand war allerlei musikalisches Geräthe aufgehängt und angelehnt und ließ erkennen, daß die edle Tonkunst kein Fremdling war in den Mauern von Kunststein. Neben der kleinen Harfe, die beim Spielen auf den Schooß gestellt ward, und der breit ausgebauchten italienischen Laute fehlte die schmale deutsche Fiddel so wenig als das langgestreckte metallene Horn, die Holzrinne mit dem breit ausgebogenen Schallbecher und die lustige Schnabelflöte. Das ganze übrige Gemäuer der Halle war mit leichter feingrauer Farbe bedeckt, und auf diesem Grunde prangten, in hellern und tiefern Tönen gemalt, die stattlichen Brustbilder alter deutscher Könige und Kaiser; Karl der Große, der die Weltkugel in der Hand hielt, Barbarossa mit dem übermächtigen Bart, Heinrich der Fünfte, dem ein Falke auf der Schulter saß, Konrad der Städtegründer und Rudolf, der Schweizergraf von Habsburg, der den Schluß bildete, gleich als wäre mit ihm, obwohl er schon seit mehr als einem Jahrhundert dahin gegangen, die Reihe Ererer zu Ende, die in Wahrheit über Deutschland geherrscht. Zwischen den einzelnen Bildern war wieder allerlei Gemaffen zu Schimpf und Ernst angebracht und der Boden der Halle trug die deutlichen Spuren, daß sie nicht bloß den Ränken des Friedens diente, sondern manchmal auch den Platz zu Kriegsspiel und ritterlicher Übung abgeben mußte. An der Außenseite, um die Strebeböller des Gebäudes wuchsen Neben hinan und ließen die grünlöbigen Schattenschilder ihrer Ranken und Blätter in anmuthigem Spiele hin und wieder schweben auf dem dunkelrothen Ziegelboden der Halle.

Auf der weißen Tischplatte stand ein bauhiger Glaskrug, mit dem dunklen Safte der vorjährigen Trauben-Reinnte gefüllt, daneben saßen zwei Männer, beide im bequemen ritterlichen Hausüberwurf ohne Aermel und Kragen, aber ringsum mit Pelz und Babel bezeugt: beide längst hinaus über Frühling und Sommer des Lebens. Der Eine war hochgewachsen, aber hager, mit klugem, scharf geschnittenem Gesicht und grauen rasch beweglichen Augen, welche überall zu sein schienen, als sorgten sie, daß ihnen ja nichts entgehe — der Andere hatte sich in einen Stuhl gesetzt, und bot mit der kleinen wohlbeleibten Gestalt, dem vollen Gesichte und der hohen kasten Stirn ein volles Bild bequemer Behaglichkeit. Der Hagere blickte unverwandt durch den Steinkranz des Fensters auf die Berge hinaus, von deren höchster Zinne die Burg Ravenstein wie ein spähender Wächter herniederstarrte: dennoch schienen seine Gedanken anderwärts zu sein, seine Lippen bewegten sich leise, als ob er innerlich spräche, und seine Hände spielten wie zählend mit einer Schnur aneinandergereihter Kugeln, wie sie in damaliger Zeit als Rechenreichte zu dienen pflegten. Der Dicke hielt ein Stück Birselholz in der Hand, und war daran, die Linien einer in das Holz eingeschnittenen Zeichnung mit

einem feinen Schnitzmesserchen zu prüfen und zu verbessern. Wohlgefällig und vorsichtig begann er dann die Schnitzerei mit rother Farbe zu überziehen, welche in einem zierlichen kleinen Topf bereit stand, und die so bestrichene Platte auf Papierstreifen abzubruden. Je öfter er den Versuch wiederholte, desto zufriedener und vergnügter ward der Ausdruck seines behäbigen Angesichts.

„Sieh einmal, Bruder,“ rief er jetzt seinem hageren Genossen zu, „sieh Dir einmal diesen heiligen Christoph an und sage, ob Dir nicht das Herz im Leibe lachen muß bei seinem Anblick! Nur die Farbe ver schwimmt und verwischt sich noch zu sehr... aber ich denke, ich will noch dahinter kommen, daß das besser wird!“

Der Hagere ließ den Rechenreicht in die Tasche gleiten und betrachtete die ihm dargebotenen Blätter mit sachverständigem Kennerblick. „Die Farbe ist zu flüchtig,“ sagte er dann, „die Umrisse treten nicht scharf genug hervor — aber Du hast Recht, Bruder Konrad, das ist wirklich ein guter Einfall! Dieser heilige Christoph sieht dreimal schöner aus, als die Bibeln, welche die Wallfahrer aus der Schweiz vom Einsiedlerkloster mitbringen und wovon sie so viel Wundern machen! Sinne nach, Bruder, wenn es Dir gelingt, könnte man vielleicht die ganze Handelschaft an sich ziehen — das setze einen tüchtigen Gewinn!“

Der Dicke lachte noch behäbiger; ihm war es offenbar mehr um das Lob zu thun, das seine Arbeit erhielt, als um den Vortheil, den der schneller rechnende Bruder herausfand. „Ich will es wohl heraus grübeln,“ sagte er geschmeichelt, „laß mich nur erst auf der rechten Fährte sein, dann sollst Du Wunder sehen! Ich habe noch ganz andere Dinge im Kopfe! Noch ist es mir selber nicht ganz klar,“ fuhr er fort, indem er sich näher und wie geheimnißvoll an den Bruder wandte, „aber dies Schnitzen von Bildern hat mich auf noch ganz andere Gedanken gebracht! Was meinst Du? Sollte es nicht möglich sein, so wie diese Figuren auch Schrift oder Buchstaben in Holz zu schneiden und dann abzurunden, wie den heiligen Christoph da? Dann brauchte man sich nicht mehr Jahre lang mit dem mühseligen Abschreiben zu quälen — die Bücher wären nicht mehr so selten...“

„Und nicht so kostbar wie die Handschriften, die man schier mit Gold aufzuwägen muß!“ entgegnete der Andere mit zustimmendem Nicken. „Bruder, das halte ja fest — das war ein noch besserer Einfall und ein noch ergiebigeres Geschäft! — Aber sieh da,“ unterbrach er sich selbst, indem er nach der Freitreppe empor sah, welche unmittelbar seitwärts und neben der Kapelle zu den kleineren Wohnzimmern führte, wo der Priester des Schlosses, nach damaliger Sitte der Burghofe geheigen, die stille Behausung aufgeschlagen hatte. Der Kaplan war ein kleiner unansehnlicher Mann mit klugen Augen und einem feinen Gesicht, dessen Weiße und Blässe verrietten, daß er den größten Theil seines Lebens über Büchern und Christen in der Zelle zugebracht haben mochte. Daher kam es wohl auch und von dem velen Sitzen und Schreiben, daß die rechte Schulter etwas erhoben und der Nacken mehr gebeugt war, als er nach der Zahl der darauf lastenden Jahre sein mußte.

„Kommt doch herunter, Herr Sentlinger,“ rief der Hagere wieder, „und seht einmal Konrads Versuche an — ich denke, Ihr sollt nicht schelten darüber!“

„Schelten!“ erwiderte der Kaplan näherkommend. „Bin ich doch im Voraus schon versichert, daß so thanes Wert etwas Schönes sein muß: dafür ist mir der Name Bintlter gut! Weiß ich doch, daß ich nicht als ein falscher Propheet erfunden werde, wenn ich sage, dieses Schloß Kunststein wird noch nach Jahrhunderten davon Zeugniß geben, wie der Bintlter ritterlich Geschlecht darinnen allen freien Künsten ein rechtes Refugium und stilles Asylum eröffnet. . .“ An den Tisch tretend verglich der Greis die Folgschnitt-Abdrücke und fuhr fort: „Wie ich gesagt, diese Erfindung ist schön und fein und dünkt mir ein gottgefälliges Werk, weil dadurch manch' frommem Gemüth ein erbaulicher und beschauflicher Trost mag angewendet werden. . . aber es will mich auch gemahnen, als sei es besser, bei den Silbernen zu verbleiben und nicht weitere Versuche zu machen mit Buchstaben oder Schrift, wie ich vorhin im Herausretren aus meiner Stube vernommen. . . Leichtlich möchte in dem Versuch eine Verunglückung liegen. . .“

„Ich begreiß das nicht, Kaplan,“ sagte der Burgherr. „Sagt was Ihr dawider habt!“

„Ich habe zwei Gründe, Herr Bintlter,“ erwiderte der Kaplan, „warum ich wünschen muß, daß der Gedanke des Herrn Konrad ein Gebanke bleibe und er nicht dazu komme, Bücher wie diese Bilder abzutraden. Der erste Grund,“ fuhr er mit mildem herzigewinnenden Lächeln fort, „ber betrifft mich selbst. . . und das liebe Ich hat immer auch ein Wörtlein mitzureden. Das Bücher-Abschreiben ist meine liebste Beschäftigung, mein Gewerbe und meine Kunst — ist auch das Brod von gar Vielen. . . Ei, wenn Ihr Bücher druckt, was sollen dann die Mönche in den Klöstern, was soll ich selber anfangen mit meinen Kielen, Pinfeln und Stiften?“

„Ho ho,“ lachte der Dicke, indem er Sentlinger die Hand bot: „Will's da hinaus! Nun, vor mir habt Ihr nicht banke zu sein! Ihr kennt mich ja. . . ich bin ein Tisfler und Bekler, dem heute das, morgen was Anderes in die Hände fällt, der viel anfängt und wenig zu Ende bringt. Jetzt liegt mir vor Allem mein Tugendbuch am Herzen, als worin ich jedermannlich den Weg weisen will zu einem ruhigen Leben und einem glücklichen Ende und bis da das letzte Reimpaar erkonnen ist, mögt Ihr noch manche Abschrift zusammenkriegen!“

„Und Euer zweiter Grund?“ fragte Nikolaus Bintlter.

„Mein zweiter Grund,“ begann der Kaplan bedächtig, „liegt darin, wenn ich mir vorstelle und einbilde, wie es wohl werden würde und müßte, wenn Herrn Konrads Vorhaben nun wirklich gelungen wäre und ausgeführt. . . Jetzt sind Schrift und Wissenschaft wie ein Heiligthum, so nur den Gelahrten offen stehet und den Geistlichen und der Weg dazu ist so langwierig und beschwerlich, daß nur derjenige nicht abgeschreckt wird von den Mühseligkeiten, der wirklich dazu berufen ist und auswöhlet! Wenn aber die Schriften in Büchern gedruckt wären und so wohlfeil, daß Jeder hinzutreten könnte und könnte

nach den rein bewahrten Heiligthümern greifen mit unsauberen Händen und unsauberem Sinn. . . mir schaudert bei dem bloßen Gedanken!“

„Schaubern?“ entgegnete der Burgherr. „Sollt' ich doch schier meinen, es wäre erfreulich, wenn Solches geschähe? Wenn die Wissenschaft und mit ihr die Tugend sich ausbreiten könnte über das ganze Menschengeschlecht — das goldene Zeitalter müßte wieder kommen!“

„Die Tugend? Mit dem Wissen die Tugend?“ fragte Sentlinger kopfschüttelnd. „Es ist möglich, daß das Wissen Menschen zur Tugend führt — aber Alle gewiß nicht! Alle nicht! Die Frucht vom Baume der Erkenntniß, durch die das Lelbel in die Welt gekommen, ist ein gefährlich Essen zu aller Zeit! Wie, wenn nun Jeder seinen gleichen Theil haben sollt' an der Erkenntniß und Wissenschaft, denkt Ihr nicht, daß er sich auch in Andern für gleich halten und seinen gleichen Antheil fordern wird an Allem? Müßte da nicht Alles zu Grunde gehn und übereinander stürzen, was uns so lang als heiliga gelolten? . . Beim Hell meiner armen Seele — ich kann nicht anders, als daß mir schaudert bei solchen Gedanken!“

Eine längere, fast drückende Stille trat ein.

„Ihr nehmt es sehr ernsthaft und habt vielleicht nicht Unrecht,“ begann der Burgherr wieder, „doch will mich's bedünken, als sei solcher Einsturz schon vor der Thür und drauß' es nicht erst einer solchen Erfindung, ihn herbeizuführen. Die geistliche und die weltliche Macht, die beiden Schwerter, so der Herr auf die Erde gesandt, daß sie einträchtig die Herrschaft haben sollten über sie, sind uneins geworden unter einander und jedes machtlos für sich! Die Bauern, die Appenzeller haben sich über ihre Herren erhoben, die Bürger dulden keinen Gebieter über sich, die Fürsten wollen sich erheben über den Kaiser — Krieg und Unruh' ist in allen Reichen und Gegenden — in Neapel und Ungarn, in Böhmen, Frankreich und Polanden, und Sigismund, das erwählte Oberhaupt deutscher Nation, schlägt sich in Italien herum und ist so unmächtig, daß er mit Noth und Mühe hereln konnte in sein eigenes Reich und nach Wachen zur Ordnung! Die Kirche ist verwandelt in ein dreißigpfig Ungeheuer — die Christenheit hat drei Päpste, von denen Jeder behauptet, er allein sei der wahre und rechte Stellvertreter des Heilands! Das Bell ist verwirrt und verleierte durch die lästerlichen Lehren, die aus England herüberkommen und aus Böhmen. . . Ich sollt' meinen, das wär' des Umsturzes und Einsturzes genug und ohne daß Wissenschaft und Erkenntniß daran ein Theil gehät. . .“

Es ist leider wahr, wir leben in schredlichen Zeitläufen,“ erwiderte Sentlinger betrübt. „und doch dünkt mich all' das nur ein geringes Uebel gegen das Elend, das über die Welter hereinbricht, wenn kein Unterschied mehr sein wird unter den Menschen: keine Schranke mehr zwischen denen, die da wissen, und denen, die glauben wollen — und sollen, zu ihrem Heile — denn der Herr hat uns nicht Alle gleich geschaffen und nicht Jedem ist es bestimmt, sein eigener Führer und Stad zu sein. . . Aber,“ unterbrach er sich selbst mit etwas erzwungenem Lächeln, „was angelt wir uns über die Zukunft, die doch mit der eines jeden Sperlings in den besten

Händen ist! Vergaß ich doch beinahe ganz, weßhalb ich eigentlich gekommen bin . . ."

Miene und Ton des Priesters waren bei den letzten Worten etwas feierlich geworden, daß die Läden verwundert nach ihm schauten. Er deutete lächelnd auf sein schwarzes Gewand, unter dessen Falten etwas verborgen, aber im Umrisse nicht erkennbar war. „Es ist schon so manch' Jährlein verfloßen“, sagte er, „seit ich fort bin aus München, meiner lieben Vaterstadt. Ich war von Kind auf ein einfielerischer Vogel, drum behagt es mir nicht dabei in der ewigen Unruh', Krieg und Aufruhr, auch Wechsel des Regiments unter den vier Herzogen. Dachte mich mit meinen Büchern nach Schebern zu flüchten oder in's Wettners-Stift — da geschah's wie eine gute Schidung, daß Ihr nach München kamt, Ihr hattet ein Geschäft und Geldwechsel abzumachen mit meinen Vettern — da habt Ihr mich lieb gewonnen und habt mich mit Euch genommen und mir und meiner kleinen Thätigkeit eine Klaus und Cellula geschaffen, wie ich solche nicht besser wünschen möcht', noch schöner träumen könnt'. Hät' Euch auch gern schon längst meinen Dank dafür abgetragen, war aber nicht eher möglich, weil ich mich nur mit etwas Würdigem besanzen wollt' und das Würdige wächst langsam wie Eichenholz!“

„Gi, so rüdet nur heraus mit dem Dank!“ rief Konrad Vintler. „Ihr macht mich über Gebühr neugierig. Sollte die Heim-Chronika fertig geworden sein, daran Ihr seit Jahren seit?“

„Keiner nein,“ erwiderte Sentlinger, „doch ist's immerhin ein schön Stück Arbeit und ach! ich es als eine große Gnade Gottes, daß er mich's vollbringen lassen. Verehrter Freund, Ihr seid ein großer Verehrer und Liebhaber unsrer alten deutschen Pöeten und Säng' und habt vor Allem den edlen Gottfried von Straßburg als Euren besondern Liebling erkoren und sein Lied von Tristan und Isolde in gar anmuthigen Schildereien auf die Wand Eures Saales malen lassen. Habe drum dies Lied für Euch abgeschrieben, so schön und zierlich man nur schreiben mag und hab' schier drei Jahr' daran gearbeitet . . . das Buch sollt Ihr nehmen und halten als ein dankbares Andenken an Euren Gast und Vorkaplan, wie es hier geschrieben zu lesen auf der letzten Seite . . . Seht hier „Vollbracht durch mich Dinz den Sentlinger aus München, zur Ehr' meinem insonders großgünstigen Herrn und Freunde, Niklas der Vintler aus Renkelstein und Kuntelstein, am Tage Sancti Wendelini, als man zählt nach Christi Geburt im vierzehnhundert und dreizehnten Jahr . . .“ Dabei hatte der Kaplan das Gewand aneinander geschlagen, ein statliches Buch mit starken Deckeln und erbeschlagenen Ecken hervorgebracht und die dreite Messingschließe geöffnet, die den Band zusammenhielt. Am obern Ende des Rückens befand sich ein Ring mit einem zierlichen Retschen, um das Buch an der Wand neben sich aufhängen zu können, wie es damals wohl Sitte war mit Schriften, die man gern ganz nahe bei sich haben wollte.

Mit sichtbarer Ueberraschung und einem Anfluge von Mährung ergriff der Burgherr die Hand des Kaplans und drückte sie herzlich, während sein Bruder sich sogleich zurecht setzte, einen Zipfel seines Gewan-

des über den Tisch breitete und das Buch darauf niederlegte, um es recht in Ruhe und Bequemlichkeit betrachten zu können. „Habt Dank, Herr Sentlinger,“ rief Vintler, „und schlaget ein! Es freut mich, so es Euch bisher behagt bei mir und auf dem Kuntelstein; drum müßt Ihr mir auch versprechen, zu bleiben, bis Euch eine Cellula bereit sein wird in der himmlischen Burg . . . ansonst könnte ich solche Verehrung mit gutem Gewissen nicht annehmen. Das ist mir traun ein kostbares Gastsgeßend.“ fuhr er fort, indeß Sentlinger treuerherzig und warm den Handschlag erwiderte, „eine Wabe, die den Gast nicht minder ehrt, als den Wirth! Drum soll sie auch den Ehrensplatz im Hause haben — oben im Saal, wo Tristan und Isolde angemalt sind, will ich ein eignes Postamentlein zureichten lassen und die Abschrift darauf legen, zu Eurer Ehre und zum Zeugniß meiner aussonderlichen Freundschaft!“

Er trat näher, um das Buch ebenfalls zu beschauen. „Ich sag' es immer,“ rief Konrad, „und bleibe dabei! Ihr seid ein Meister, Herr Sentlinger, und was Ihr anfaßt, das gelingt Euch . . . im Schriftmalen nun gar müßt Ihr mich zu Eurem Schüler machen, sonst habt Ihr keine Ruhe vor mir! Sieh' nur, Bruder, wie klar und rein die Schrift dasteht, ein Buchstabe wie der andere, jede Zeile der andern gleich . . . und wie zierlich diese Einlassungen sind! Hier dieß Gerinde von Dorngeiräuch mit einem einzigen übrig geliebeneu Nöstelein daran, als Sinnbild des unglücklichen Schicksals des Viebespörchens . . . und hier, bei der Erzählung von dem Hochzeitsfeste der dicke Kranz von Weinlaub mit den Trauben dran . . . man wird erdentlich danach lästern, wie das Fischlein, das da unten angemalt ist und gar begehrlisch emporzuckt!“ Laut stimmte der Burgherr in die freudigen Ausdrückungen des Bruders und unter steigender Bewunderung wurde das ganze Buch durchblättert und jedes Blatt nach Gebühr gepriesen, vor Allem die Initialen oder Anfangsbuchstaben, wemit jeder neue Abschnitt begann und in welche kleine Bildchen, den Inhalt andeutend, in kleinen zierlichen Bildchen mit hellen frisch glänzenden Farben eingemalt waren.

Indessen hatten einige Knechte längs der Halle bin eine schmale Tafel zurecht gestellt und des Burgherrn Ehegospensin, Frau Katharina Echer von Röstl, war emsig bemüht, mit Hilfe einer Gärtelmagd weißes Linnen darüber zu decken und Teller und Becher von blankem Zinn darauf zu stellen. Nur am untern Ende standen Schüsseln und Näpfe von Holz, für die Reissigen, Knechte und Mägde bestimmt, die nach der einfachen Sitte des Hauses das gemeinsame Mahl mit dem Burgherrn an Einem Tische theilten. Eben waren Alle heranzutreten und hatten nach einem kurzen, vom Kaplan gesprochenen, Gebete ihre Plätze eingenommen, und die Schüssel mit dem Plenten-Brel begann die Runde um die Tafel zu machen, als ein verspäteter Troßbube herbeikam und meldete, draußen am Burghof stehe ein fahrender Fidler, der lasse anfragen, ob er nicht zum Mahle aufspielen und Eins singen dürfe.

„Immerzu,“ lachte Konrad vergnügt, „ich hab' immer gehört,

... daß man, wo eine Fibel klingt,
Am Besten singt und springt und schlingt!“

Solche Besuche mochten im Kunstleiner Schlosse selten abgewiesen werden; der Thorwart hatte sich daher nicht beachtet, den Alten gleich einzulassen, und dieser stand bereits gebeugt und des Bescheides harrend an der Freitreppe der Kemerat.

Niklas Bintlir warf einen sächigen Blick auf ihn und winkte Frau Katharina zu. „So es unsrer werthen Hausfrau nicht mißfällt,“ sagte er, „und der Spielmann auch was Feines zu singen weiß, mag es uns nicht unlieb sein!“

Die Frau sah den Ankömmling kurz von der Seite an. „Das ist ein alter, verwitterter Weghart,“ rief sie, „was wird der noch viel zu singen wissen — aber es mag immerhin sein um einen Gotteslohn!“

So stellt dem Alten einen Stuhl dorthin an die Ecke,“ befahl der Burgherr, „und Du, Kurt, gib ihm einen Becher, daß er sich zuerst Staub und Hitze der Wanderschaft aus der Kehle spülen mag. Bis ihm was zu singen einfällt, mag er erzählen, woher er des Weges kommt, in welchen Länden er gewesen und wo es ihm am Besten gefallen!“

Ohne ein Wort zu erwidern, lernte der Greis den ihm gereichten Becher in Einem Zuge aus, ergriff die über seinem Sitze an der Wand hängende Schloßhantel, prüfte mit einigen raschen Gängen die Stimmung und halb sprechend, halb singend, indem er sich mit kräftigen Akkorden und zierlichen Zwischenspielen begleitete, begann er:

Ich lasse den Becher und trin' ihn leer,
Dem geliebten Hause zu Gruß und Ehr!
Als Pilger fuhr ich in's wäthle Rand
Und über's Meer an Aegypten's Strand,
Zum Sultan von Arabien's Land,
Zum kommen Wind auf dem Libanon:
Sprach in Jerusalem mei: Gebet
Und wo der Stuhl Sant Petri steht —
Sah hoch und niedrig und arm und reich
Und sah, die Welt ist überall gleich,
Viel Ungemach und wenig Lust,
Und här' ich's vorher so genust.
Nur' wahrlich nicht gezogen binans. —
Die Ruh' hüt' nur im eignen Hans!

Mit Ueberraschung und steigender Aufmerksamkeit lauschten Alle dem Gesange; wohlgefällig nickte der Kaplan's ehrwür. „es Haupt, die Hausfrau lächelte und über Konrad Bintlir's rundes Gesicht ging ein noch behaglicheres Lächeln. Der Burgherr selbst war gleich nach den ersten Griffen und Tönen aufgestanden und schien, den Spielmann bedächtigt musternd, nur das Ende abzuwarten, um eine Frage an ihn zu thun; dieser aber wollte dem ausweichen und ging, ohne eine Unterbrechung eintreten zu lassen, aus der ernsteren Weise seines Grußes in die muntere Melodie eines Volksliedes über, wie sie schon damals heimlich waren auf den Alpenweiden und in den Senkhütten der Berge. Dann fiel er mit vollklingender Stimme ein:

Reiß her!
Reiß überher,
Mein trautes Agneslein!
Zu mir ruf' mit den Schäfflein dein,
Zu Zwei' ist gu' sein!
Mein Weib'
Ist grün umkleid'
Mit Gras und Blumen-Blau:
Abgibt der Schne' von meiner Huth,
Zu Zwei' ist's gut!

Komm hier
Und lausch' bei mir
Viel süßem Gesang:
Zu Zwei' wird uns, ist mein Gehaut,
Die Welt' nicht lang!

„Halt, Spielmann!“ unterbrach hier der Burgherr den Sänger. „Wer bist Du und woher kommst Du? Ich hab' meiner Tage manchen Sänger gehört — aber diese Weisen und diese Stimme kenn' ich: so singt nur Einer auf der Welt und das ist der Wolfensteiner! Treibst Du schwarze Kunst, Alter, oder . . . aber das ist ja nicht möglich! Dieser Greis . . . Oswald, bist Du es wirklich oder ist es Dein Geist?“

Da brach der Spielmann in lustiges Lachen aus. „Ho,“ rief er, „der alte Vogelsteller verläugnet sich nicht — trotz des struppigen Gefiebers kennt er den Vogel am Gesang!“ Dabei stellte er mit der einen Hand die Harfe an's Gemäuer, riß mit der andern Haar und Bart vom Haupte und zeigte nun ein wohlgeformtes kräftiges Männerantlitz von regelmäßigen Zügen, aber scharf und gebräunt von mancher Erfahrung und manchem Sturm, der innen und außen darüber hingezogen. Haar und Bart waren schon stark mit Silber eingeprenzt, aber aus den Augen unter dem grauen Geflod strömte eine solche Fülle von Leben und Geist, daß es wohl zu erkennen war, wie die Haare an ihrem Träger zu Schmelzen geworden und sich viel zu früh in die Farbe des Alters gefleidet hatten.

„Ja, ich bin es,“ rief Oswald, indem er Umarmung und Handschlag des erprobten alten Freundes herzlich erwiderte. „Aus ist die Wanderschaft — gestern kam ich aus Wälfchland zurück und war noch eben unerschöpflich, ob ich in meinem lieben Grödnertal und auf dem lustigen Wolfenstein einkehren oder an der Eisack hinziehen und meine Brüder auf Troßberg besuchen wollte — aber es zog mich und ließ mich nicht vorüber, als ich vernahm, wer jetzt auf Kunstleiner haust! Wolte leben, ob Du mich erkennen und wie Du mich aufnehmen würdest! Das sollt' mir ein Zeichen sein, ob es zur guten Stunde war, daß ich kam!“

„Und ein solches Zeichen soll es Dir auch sein!“ rief Bintlir. „Und mit Recht, denn es ist wirklich zur guten Stunde, daß Du kommst.“ Das Lied will verstummen in den Bergen von Tirol, es fängt an, sich aus Herz und Mund in die Feder und in die Bücher zu süßten — und auch der Ritter kommt gerade zur rechten Zeit . . . doch davon ein andermal! Ein andermal will ich Dir künden, wie Du das Etschland wiederfindest — dann sollst auch Du uns erzählen von Deinen Fahrten und Abenteuern . . . heut' aber soll's keinem andern Worte gelten, als der Freude des unvermutheten Wiedersehens! — Nimm einen Becher, Katharina, und kredenze ihn meinem alten Freund und Gast . . . Du siehst, aus dem alten verwitterten Weghart hat sich ein gar stattlicher Ritter und Sänger geschält!“

Konrad Bintlir und der Burgpaff traten hinzu, den Gast zu begrüßen; die Hausfrau reichte ihm mit seinem Lächeln einen gefüllten Humpen. „Thut mir Bescheid, Herr von Wolfenstein,“ sagte sie, „und zeigt damit, daß Ihr mir nicht großt! Ihr seid ein

arger Schall und Meister in der Verstellungskunst — hab' ich doch wirklich Mitleid mit Euch gehabt, so alt und gedreht sieht Ihr aus! Jetzt aber gebt mir Urlaub — Ihr bleibt doch länger unter unserm Dache und für eine Hausfrau liegt es gar viel zu thun, wenn man wie mein Herr zahlreiche Gäste erwartet!"

Sie entfernte sich mit ehrbar abgemessener Verneigung, nahm Beischer und Schlüsselbund vom Gürtel und rief der Magd, während die Knechte die Tafel wegtrugen, um das durch die Unterbrechung früher benötigte Mahl in Stall, Küche oder Küstammer nachzuholen und zu ergänzen.

Oswald und die Männer nahmen Platz an dem Steinisch im Erler. „So erwartest Du besonders Besuch?“ fragte Wolfenstein. „Hat er eigenen Anlaß?“

„Nicht eben das,“ erwiderte Bintler. „Einige von den Bozner Geschlechtern und Kaufherren kommen mit ihrer Sippschaft aus der Stadt oder herüber vom Ritten, ehe sie aus der Sommerfrische abziehen. . . es ist viel Lebens im Lande von den paar Schildereien, die ich an die Wände malen ließ und nun will Alles den Kunststein sehen!“

„Habe doch auch ich schon unterwegs davon gehört,“ entgegnete Oswald. „Als ich zu Rovereit in der Herberge saß, kamen fahrende Kaufleute, die wußten nicht genug davon zu erzählen. Ich bin nicht minder begierig, die Schildereien zu sehen, aber Du wirst mir ein sauberes Gewand leihen müssen, damit ich vor den Boznern nicht in Ungebühr erscheine.“

„Von Herzen gerne; Du magst in die Gewandkammer gehen und Dir auswählen nach Belieben! Hätte aber schier gedacht, Du solltest bleiben wie Du bist, auch den Bart wieder vornehmen und das Faltschhaar — der Kurzwelt halber! Kennstest vielleicht manchen Bekannten überraschen in dem Gewand!“

„Habe wahrlich nicht recht Lust, ihnen gleich bei meiner Ankunft Kurzwelt vorzumachen! Ist auch meine Bekanntschaft mit denen von Bozen niemals besonderer Art gewesen!“

„Als ob das schade!“ rief der Burgherr mit seinem Lächeln. „Als ob Du nicht neue Bekanntschaften machen könntest! Es werden gar manche schöne Frauen und Fräulein kommen und Du wirst gewiß nicht widersprechen wollen, daß Du immer ein gar großer Verehrer höflicherer Winne gewesen. . .“

„Freund,“ unterbrach ihn Wolfenstein lächelnd, „ich habe die Griechen-Mädchen auf Cypern und Candia bewundert und am Hoflager Jussuf, des Maurenkönigs, haben meine Augen sich gewendet an der schönsten Blüthe Arabiens — ich kann nichts Schöneres zu schauen bekommen auf Erden! Auch mahnet mich mein ergrautes Haupt, daß ich auf der Bergschneide angelangt bin, von welcher es abwärts geht — darum will ich mich zur Ruhe setzen auf meinem einsamen Hauenstein, will nur den Freunden und meiner Kunst leben. Das soll herrlich werden, Freund — ich besuche Dich, Du besuchst mich hinwieder, da wollen wir von Allem reden und träumen, was uns lieb ist und damit es Dir nicht zu ebe vorkeunt auf dem Hauenstein, kann es wohl geschehen, daß Dich recht bald eine hübschöne, freundliche Burgfrau dort begrüßt!“

„Dacht' ich es doch!“ rief Bintler mit einem Seitenblick auf die beiden Andern, welche zustimmend nickten. „Also hat ein einheimisch, ein tirolisch Kind den Griechinnen und Maurinnen den Rang abgelassen — Du kommst zurück und führst sie zum Altar! Hat's doch immer verlauten wollen, sie allein habe Dich bewegt zu der neuen Fahrt ins gelobte Land!“

„Währlein!“ Das Volk trägt sich gern mit Währlein!“ erwiderte der Wolfenstein lachend, aber sein Lachen klang nicht so frei wie vorher.

„Nein nein, etwas könnte doch an dem Währlein sein!“ rief Bintler. „Woher sonst das Gerede überall? Auf jeder Burg und fast in jeder Stätte kennt man Oswald von Wolfenstein und erzählt, wie er sein ganzes Leben auf Fahrten und Abenteuer verbracht und die ganze Welt durchwandert — und so erzählen die Leute auch was ihn bewegen, noch einen neuen Zug zu unternehmen!“

„Und was ist das? Laßt mich doch erfahren, warum ich denn eigentlich ausgezogen bin!“

„Ei nun — es heißt, die Maid, in deren minniglichen Banden Du gelegen, habe den Zug als eine Liebesprobe verlangt! Sie habe ein Gelübde getan, daß sie nur dann sich heimführen lassen wolle als Dein ehelich Gespons, wenn Du nach Jerusalem wallfahrtest würdest und ihr Erde mitbringest von Golgatha und Wasser vom Bache Kidron. . .“

Oswald lachte nicht mehr; er schwiez und schien sich zu befinden. „Als ob es zu einem Abenteuerzuge eines solchen Grundes bedürfte!“ rief er dann. „Warum macht man solche Fahrten? Um die Welt zu sehen! Bin ich doch, Ihr wißt es ja, schon als achtjähriger Knabe mit drei Pfennigen im Säckel davonengelauft zu den wilden Preußen, nach Britannien und bis hinaus nach Island und dann wieder herab nach Spanien und Afrika! Es hat mich die alte Knabenlust wieder angewandelt! Es fiel mir ein, wie viel Thüren es noch auf der Welt gebe, durch die ich noch nicht gegangen, wie viel Fenster, aus denen ich noch nicht heraus geschaut. . . und so mach' ich mich noch einmal auf den Weg! . . . Aber Du vergiffest ganz, zu sagen, wer denn die Gäste sind, die Du so sehr rühmst!“

„Ich weiß es selbst nicht genau. . . Herr Hochgeschworen, der Bürgermeister von Bozen, — dann meiner Hausfrauen Brüder, — auch die Edelherren von Eran, Kampen und Montani — vermuthlich auch der Tafelregger mit seiner Nistel und sicher Herr Martin Jäger von Tisens mit seiner Schwester, der schönen Wittib. . .“

Ueber Oswalds Züge zuckte eine plötzliche Bewegung, die er in Selbstbeerrung geißt, ebenso schnell hemeifterte, als sie gekommen war. „Wittib?“ sagte er dann mit anscheinender Gleichgültigkeit. . . „Ich gedente, das schöne Fräulein Jäger vor Jahren gesehen zu haben. . . weiß ich doch nicht, daß sie sich vermählt hat. . . Wann doch und mit wem?“

„Wie soll ich das genau wissen!“ erwiderte Bintler. „Wegen doch immerhin nur einige Monate an drei Jahren fehlen. . . Der junge Hausmann, des reichen Wechlers zu Hall einziger Sohn ließ die Goldsack des Alten und die eigenen zierlichen Worte klingen. . . warum sollte sie da sich lange zieren und

sperrn! Weil er aber seit einem Jahre das Zeitliche gesegnet, ist sie als Wittib zurückgeblieben und muß denken, sich in ihrer Betrübniß zu trösten! . . . Aber was hast Du, Oswald?" unterbrach er sich. „Was ist Dir zugestoßen?"

Oswald war sichtbar zusammengezuckt; als ob ihn das Fieber schüttelte oder eine plötzliche schwere Wunde ihn getroffen hielt er die Hände fest vor Augen und Stirn gedrückt.

Von der Rinne des Berchfrid herab blies der Thürmer zum Zeichen, daß die Gäste nahten.

„Sei unbesorgt . . . es ist nichts!" sagte Woltenstein tief ausathmend und sich erhebend. „Geschicht mir manchmal, daß ein solches Gebrechen mich anwandelt: ich hab' es noch von meiner Preußenfahrt . . . ein heidnischer Steinhammer, der mir beinahe den Schädel zerschmetterte, hat mir's angethan. . . Gib mir ein Gemach, Binter; ich will ein wenig ausruhen, damit ich munter bin, wenn Deine schönen Gäste kommen . . . und dann . . ." setzte er leiser hinzu, indem er den Burgherrn im Vorschreiten etwas zurückhielt. . . „laß es immerhin gut sein mit dem ritterlichen Gewand — ich will in meinem Rittel bleiben und auf Kurzweil sinnen! —"

Zweites Capitel.

Die neue Foll.

Der Weiterzug, welchen der Hornruf des Kuntelsteiner Thurmwart ankündigte, hatte auf dem Saumwege von Bozen her eben den Fuß des Burgfelsens erreicht und schickte sich an, denselben behutjam zu ersteigen, als um die Kante des Felsens vorbeugend das rothgestrichelte Wammis des Ritters zum Vorschein kam, der wenige Stunden vorher mit dem fahrenden Spielmann zusammen getroffen. Der Zug der Bozner Gäste war ziemlich zahlreich und klonm nur langsam empor, denn der Pfad war nicht nur sehr schroff und steil, sondern auch so schmal, daß nur ein Kofs nach dem andern denselben betreten konnte und kaum noch für die Knechte und Buben sorglicher Raum blieb, um neben den Mantlbieren, auf welchen die Frauen in Geländersätteln saßen, einherzuschreiten, sie an den Jägeln zu führen und vor etwaigen Fehltritten zu bewahren. Die letzte der Frauen war eine hohe stattliche Gestalt und obwohl weber die sitzende Stellung noch das Baufchen des aufgeschürzten Gewandes der Erscheinung gänzlich waren, trat doch auf den ersten Blick die angenehme Fülle der reizenden Formen, mit dem zarresten Ebenmaße gepaart und durch eine gefällig sichere Haltung gegeben, in der anziehendsten Weise hervor.

Ein hübscher Edelknecht, in ein weiß und grün getheiltes Wammis gekleidet, das lede Barett mit der Falkenfeder auf dem braunen Kraushaare, sagte eben die Jügel des Thieres auf welchem die Dame saß, als der Ritter neben dem Paare anlangte. Zierlich und gewandt schwang er sich ans dem Sattel, drängte den Edelknecht bei Seite, indem er ihm die Jügel des Rossleins zuwarf und hatte eben so rasch die des Mantlbiers ergriffen.

„Mit Vergnunst, schöne Frau," sagte er, während der Purche über und über erröthend als wäre er mit Blut übergossen und die Unterlippe zwischen die

Jähne klemmend, zu dem Roffe trat. „Da der Zufall mir so günstige Begegnung verschafft, dürft Ihr mir's nicht wehren, wenn ich als Euer Stallmeister Euch Jügel und Jügel halte. . ."

Die Frau wandte dem Ritter ein Antlitz zu, das dessen Gruß und Anrede vollkommen rechtfertigte — das weiße Tuch, das des Staubes und der Hitze wegen um Kopf und Nacken geschlungen war, glitt bei der Bewegung etwas herab und ließ den entzückten Beschauer im Zweifel, ob der höchste Preis der Schönheit der blendend weißen Stirn gebühre, oder den darüber künstlich aufgebauten lippigen Flechten des hochblonden Haares, das im Sonnenglanze wie gebiegenes Gold schimmerte; zu ein süßerer Reiz in den sinnigen Augen von dem tiefen geisterhaften Blau der unterirdischen Flamme wohne, oder auf den zarten wie von Rosenhauch überflogenen Wangen und den leicht geöffneten Lippen, von welchen ein Hauch der Liebe und Entzückung zu beben schien.

„Ihr hier, Herr Alphart von Goldegg?" sagte die Frau mit einer Miene, welche über die Begegnung nicht ganz das gleiche Vergnügen erkennen ließ, das aus dem Angesicht des Ritters leuchtete. „Ihr erniedrigt Euch, den Dienst eines Edelknechtes zu übernehmen?"

„Es ist keine Erniedrigung, einer Dame zu dienen," entgegnete der Goldegg, „jurnal Euch, die mich zum höchsten Gebieter machen würde, wenn sie mich ganz als ihren Knecht annehmen wollte! Ich bin zu guter Stunde ausgeritten, da mir das Glück zu Theil wird, Euch zu sehen und ein unbelauschtes Wörtchen zu sagen. . ."

„Ein Glück, das Ihr doch nur mitzunehmen scheint, so es der Zufall Euch in den Weg wirft," entgegnete die Frau. „Wie war es doch, als Ihr neulich meinen Bruder am Vogelherd zu Tisens besuchte? Sprachen wir nicht von dem Dankett, das die Edelgeschlechter von Bozen geben wollten in der alten Rämmerhalle auf Schloß Förmigar? Batet Ihr mich nicht, bis ich Euch den ersten Reigen zugesagt und war' ich nicht zum Mantelbüthen verurtheilt worden, so nicht ein anderer Kämpfer der Verlassenen sich erbarmt?"

„Es gefällt Euch, Euer Spiel mit mir zu treiben!" rief Alphart. „Gebeten hab' ich wohl um den ersten Reigen, aber Ihr wist am Besten, daß Ihr mein Bitten nicht erhört, weil Ihr es nicht liebt, im Voraus gebunden zu sein! Doch immerhin — zeigt mir Eure Rede doch, daß Ihr in Mitte des Banetts zu Förmigar meiner gedacht! Das muß mich dafür entschädigen, daß wichtige Geschäfte mir nicht erlaubten, dahin zu reiten. . . Ihr wist, es sind jetzt ernste Zeiten . . . es bereitet sich etwas Ernstliches vor unter den Eblen an der Etsch . . . man brauchte wie jetzt einen vertrauten Mann, um ohne Verdacht und Argwohn geheime Botschaft von Burg zu Burg zu tragen. . ."

Der Laut unterdrückten Lachens unterbrach den Sprechenden, der in gar ernsthaften wichtigen Ton versallen war. Das Lachen kam von dem Edelknechte her, der hinter Weiden schreitend das Pferd des Goldegger unmutig an Jügel zerrte und nicht weit genug zurückgeblieben war, um nicht Einiges von dem Gespräche zu erfassen.

„Was lachst Du, Florentin?“ rief die Frau, indem sie einen eigenthümlichen Blick nach dem Bur-schen warf.

„D nur über dies verwünschte Thier,“ erwiderte derselbe, „über dies Pferd, das immer Seitenprünge machen und durchaus nicht auf dem geraden Wege bleiben will . . . Das machte mich lachen, weils mir vorkam, es zu Einer, dem die gerade Wahrheit nicht aus der Kehle will!“

Das Auge des Ritters sprühte gegen den Bur-schen hin, aber er hielt an sich und wandte sich wieder der Reiterin zu, als sei solches Gerede zu gering, es zu beachten. „Wenn ich auch zu Formiglar Euer Partner nicht sein konnte,“ fuhr er fort, „waren meine Gedanken dennoch mit Euch beschäftigt . . . habt Ihr den schönen purpurfarbenen Psittich schon verzessen, der Euch jüngst so baß gefiel?“

„Wie sollt' ich!“ lachte die Frau. „Hätt' ich doch das niedliche Thier, das die weiße Federhaube so zierlich zu legen und wieder aufzurichten verstand, sicher gekauft, hätte der wässige Falkenhändler nicht solch' unverschämten Preis gefordert! Fünfzig Goldgulden! Er wird lang feil haben dürfen, der Narr!“

„Welcher Preis wäre zu hoch, wenn es gilt, Euch einen Dienst zu erzeigen! Ich will es nur bekennen — damit Ihr sehen mögt, welcher Unstern mich verfolgt . . . ich war bei dem Falkener und wollte den Psittich kaufen . . .“

„Ihr?“ fragte die Reiterin verwundert. „Und wozu?“

„Ich habe sagen hören, solche Vögel seien sehr gelehrig und wären im Stande Worte nachzusprechen, die man sie gelehrt: ich dachte, ich wollte dem Psittich ein Sprüchlein vorlesen, bis er's behielte und wollt' ihn dann unermüdet in Euer Gemach stellen, damit Ihr ihm Herberge gäbt und er Euch das Sprüchlein immer fort wiederbolte . . .“

Die Dame verneigte sich leicht, mit einem Lächeln, das auch durch die leichteste Beimischung von Spott nichts von seinem Zauber verlor. „Ihr seid sehr artig,“ rief sie, „und doch seid Ihr's auch wieder nicht — Ihr sagt selbst, daß die Gabe mir nicht um meinethwillen zugebracht war, sondern nur um Euer Sprüchlein anzubringen . . . Und warum habt Ihr das zierliche Vögelchen nicht ausgeführt?“

„Weil mein Unstern es nicht gewollt! Denkt Euch nur, als ich zu dem Falkener kam, um den Handel abzuschließen . . . da war der Psittich kurze Zeit vorher von der Stange gefallen und verendet!“ „Schade um das niedliche Thier! Was ist ihm zugestoßen?“

„Der Händler meinte . . . er habe in der Bier . . . einen . . . Mandelkern verschluckt und sei daran er-stickt . . .“

„Ei, so wollt' ich, daß Du auch ersticken solltest!“ rief Florentin laut dazwischen, indem er das Kopf am Bügel riß, daß es wie verwundert den Kopf schüttelte.

„Was hast Du nur immer mit dem Pferde!“ rief Alphart unwillig zurück. „Du mußt das Führen nicht verstehen . . . es ist ein launhaftes Thier . . .“ „Wag sein, Herr Ritter, wenn Ihr es führt,“ entgegnete der Edelknecht lech . . . „bei mir will es die Seitenprünge nicht lassen. Aber zürnt nicht, daß

ich Euch unterbrach Herr Ritter: ich will's weit machen mit einer guten Botschaft — der Psittich muß den Mandelkern doch noch verdaut haben: erst vor ein paar Stunden ging ich bei dem Falkner vorüber und sah den roten Burtschen, wie er sich ganz be-gaglich in seinem Blechreißer schaukelte . . .“

„Du mußt Dich geirrt haben,“ entgegnete der Ritter etwas zögernd, „oder es ist ein zweiter solcher Vogel gewesen . . .“

Schelmerei, Bosheit und Lust zu necken spielten in dem schönen Antlitz der Dame durcheinander; den-noch lang es fast wie gutmüthig, als sie rasch ein-fallend erwiderte. „Freilich, solche Thiere gleichen sich — aber um Euerthwillen ist mir lieb, daß es einen zweiten roten Psittich giebt — nun könnt Ihr doch noch erproben, ob sie wirklich so gelehrig sind!“

Der Ritter drängte sich näher an die Reiterin und hielt das Maulthier etwas zurück, denn der Steilspfad ging zu Ende und mündete auf die schmale Vergläche des Kurfelsteins. „Was sagt Ihr da, schöne Frau?“ flüsterte er. „Habt Ihr auch bedacht, welcher Sinn sich in diese Worte legen läßt?“

„Wenn Ihr den Sinn hineinlegt, ist's nicht der meine . . .“

„Ich soll den Psittich mein Sprüchlein lehren? Ihr wollt also das Sprüchlein hören?“

„Gewiß,“ lachte die Frau, „ich höre das possier-liche Geträsch gar zu gern!“

„ . . . Wie, wenn ich Euch das Sprüchlein vorher sagte? Dann könntet Ihr prüfen, ob der Psittich seine Sache auch gut gemacht . . .“

„D nicht doch,“ lachte sie wieder, „etwas müßt Ihr dem Psittich doch überlassen . . .“

Die letzten Worte verflangen bereits in dem Wiederhall des mächtigen gewaltigen Thorbogens, in welchem der Zug angekommen war und die dunklen Mauern von Hufschlag und Stimmengewir erdrö-ben ließ. Dorein schmetterte das Geläse des Thurm-warts, der ein paar Knechte zu Gehilfen gerufen hatte und mit ihnen den Ankommenden einen beson-ders festlichen Eintrittsgruß zu bringen bemüht war.

Im Schloßhofe gab es ein buntes Gewühl der Absteigenden; Nikolaus Binkler trat den Männern, wie sie von den Rossen stiegen, mit Handschlag und Gruß entgegen, Frau Katharina hieß mit sitziger Verneigung und Umarmung die Frauen willkommen. Das Geränge steigerte sich, als das Ross des Gold-egger, vernehmlich über Florentins unwirschige Be-handlung entrüstet unruhig ward und sich zu bäumen begann. Der Burtsche war aber schon unvermögend, das ihm unbekante Thier zu bändigen und mußte, während Alles in die Ecke flüchtete, dessen Herrn herbeirufen. „Kommt mir zu Hülfe, Herr Ritter von Goldegg,“ schrie er, „ich komme mit dem ungeberdi-gen Satan nicht zurecht!“ Alphart konnte nicht an-ders, er mußte hinzueilen, ein Unglück zu verhüten. „Tölpel,“ rief er dem Knechte zu, „Du mußt erst lernen, mit einem Pferde umzugehen . . . Sieh her, das Thier ist wie Lamm!“ Er hatte auch Recht, denn bei dem ersten Laute der bekannten Stimme war das Pferd wie festgemauert und senkte den Kopf so un-schuldig, als ob ihm nie eine Ungehörlichkeit in den Sinn gekommen.

Florentin achtete weder auf das Schelten des

Nitters noch auf das Gebahren seines Rosses; er war klitschnell zu seiner Herrin gesprungen, um sie aus dem Sattel zu heben — dennoch kam er zu spät; ein Anderer war schon an die Stelle geeilt und an seiner Hand war die schöne Frau leicht wie eine Fée herniebergeschwebt. Es war ein Jüngling in ritterlicher Kleidung, schön und fast noch knabenhaft von Ansehen. „Schönen Dank, Herr Junter,“ sagte die Dame mit einem Nicken und einem Blick, das dem Jüngling alles Blut in die Wangen trieb, den spähenden Florentin aber erblichen und knirschigen machte. „Wir sind vorhin in dem Währlein unterbrochen worden, das Ihr zu erzählen begann — verzüßt ja nicht darauf, daß Ihr mir die Vollendung desselben schuldig seib.“

Rosse und Maulthiere waren rasch in den geräumigen Ställen untergebracht und die Gesellschaft setzte sich in Bewegung, die mit einem Steingeländer eingefasste Freitreppe zu den Kaiserjimmern emporzusteigen, ein anmuthiger, schmuckreicher, farbenschimerner Zug. Paar um Paar schritt dahin; die Edelfrauen in den einfarbigen aber lebhaften hochgezügeltesten Kleidern mit der faltenreichen langnachwandelnden Schleppe, den eng anliegenden Ärmeln, über welche weite Oberärml zierlich herabfielen und mit dem vierkantigen Busenausschnitt, leicht bedeckt von Schleiher oder Sendel-Binde, einem langen schmalen Streifen von kostbarem halb durchsichtigem Stoff, der nicht leicht bei einem festlichen Anzuge fehlen durfte. In den Haaren der Mädchen waren Perlenstränge oder Goldspangen mit edlem Gestein eingestochen oder gebunden, oder ein buntperrilltes Tuch wie ein Turban um den Kopf geschwunden. An Hals und Ohren funkelte reiches Goldschmied und Einzig trugen zum Reibe der Andern das Neueste, was an Schmuck aus Neapel und Venedig gekommen war, das waren mächtige, aus leichtem Golddraht geflochtene Gehäuse von der Form großer Eier, mit welchen die Ohren zu beiden Seiten prangten. Die Frauen dagegen trugen zierlich ausgeschnittene Häubchen oder auch Hüte und kleine Samtmützen nach Art der Männer. Ueber das Gewand fiel bei mancher noch ein kostbares kurzes Oberkleid ohne Ärmel, das vorn offen stand, oder über den Rücken breitete sich die sogenannte Henke, ein meist aus Seide oder golddurchwebten Stoffen gebildeter Mantel. Die Trachten der Männer weiterserten mit denen der Frauen an Kostbarkeit, Farbenpracht und Zierlichkeit; es war nicht zu verkennen, daß das Thalland an der Etsch der Stapelplatz des wälschen und levantinischen Handelsstromes war, der den Reichtum mit sich führte, wie einen goldenen Bodensatz und daß die Bewohner bereits gelernt hatten, dem schnell hereinströmenden Golde auch einen fröhlichen schnellen Abfluß zu bereiten. Fast alle trugen eng anliegende Unterbeinkleider, oft von zweierlei Farben, aus gepreßtem Leder oder gewirkt, so daß Hosen, Strümpfe und Schuhe ein Ganzes bildeten; darüber hing meist ein enges kurzes Oberkleid, von dem herabhängenden Gürtel, dem unermesslichen Zeichen der Ritterwürde, leicht zusammengehalten, und je nach dem mehr kriegerischen oder bequemen oder prunkhaften Sinne des Trägers war es wieder von einem Panzerhemde, einer leichten an der Brust geschlitzten Schabe, oder einer Art

Percolomantel bedeckt, der über Brust und Rücken breit und lang herabfiel, Seiten und Ärmel aber offen ließ. Die leichten, meist buntperrilligen Hüte waren in allerlei gefällige Formen aufgeschlagen und mit Kleinnodien und Federzertzen besetzt; von manchen wallte eine breite Binde herab, um sich dann bequem um den Nacken zu legen und die Enden zu den weiten zierlich ausgezackten Ueberärmeln herabfallen zu lassen. Weiden Geschlechtern gemeinsam waren die breiten Schuhe mit den langen spitzen und aufgebogenen Schnäbeln. Die Bürger und Kaufherren welche sich darunter befanden, bildeten durch ihre einfacheren, meist dunkleren Kleider, einen wohlthuenden Gegensatz zu dem bunten Farbenschwirr; wein auch Mancher von diesen durch ein buntes, einem Kasan nicht unähnliches Gewand daran zu erinnern liebte, daß er weite Kleiden im Morgenlande gemacht und mit besten Schätzen auch manche seiner Sitten sich anzu eignen verstanden.

Der Burgherr stand am Fuße der Treppe, die vorüber Ziehenden noch einmal zu begrüßen. Als die schöne Frau sich demselben näherte, sah sie ihren Edelknecht Florentin unter dem Burzgesinde stehen und winkte ihn zu sich. „Du bist ungeberdig und boshaft, mein Knabe,“ sagte sie, indem sie sich zwang eine finstere Miene anzunehmen. „Ich will nicht, daß Du Dir solches wieder erlaubst, oder wir sind geschieden . . .“

„Gnädige Frau,“ erwiderte der Knabe hastig, „straf mich wie Ihr wollt, wenn ich Unrecht gethan — aber droht mir nur nicht mit dem Fortschicken. Ich konnt' es nicht ruhig anhören, wie der Hochmüthige, der doch nur Eurem Gelde den Hof macht, seine Währlein ausfrant . . . Nach Ferniraj ist er nicht gekommen, weil das Vrolaträfflein, in dem er heute prumt, verpöndet war und des scharlachrothen Pflüch hat er nicht gekauft, weil der Händler ihn nicht auf Vorrz geben wollte . . .“

„Schon gut,“ erwiderte die Frau, „Du hast eine lose Zunge — hüte sie . . .“ Ihr Bruner reichte ihr hinzutretend den Arm und unterbrach sie. „Seid mir nochmals willkommen, Herr Jäger,“ sagte Bintlter während der beiderseitigen eberreitigen Verbengungen, „und Ihr schöne Frau habet Dank, daß Ihr mein geringes Haus besucht . . . wahrlich, der Ruf hat nicht zu viel von Euch gesagt . . . wo Ihr einziehet, da seid Ihr die Königin . . .“

Die stamenden Blide des versammelten Burzgesindes bestützigen die Rede des artigen Alten, und es lag Wahrheit in ihr — als die schöne Wittue des reichen Weddölers von Hall die Stufen hinaufschritt, die Stirn von schimmerndem Goldschmied, wie von einem Kränlein umgeben, die Schultern von hochrother Henke umwallt, glich sie in Wirklichkeit einer Königin.

Bintlter wollte seinen Gästen folgen, als der Goldzeiger, der hochachtend seitwärts gestanden, ihn zurückhielt. „Gönnt mir ein paar Augenblicke vertrautes Gehör,“ flüsterte er ihm zu, „ich bringe Botenschaft von den Elephanten!“

Ueberrastet wandte der Burgherr sich ihm zu. „Ihr seht meine Verwunderung, Herr von Goldzeig,“ sagte er, „ich dachte, Ihr kämet mit meinen Gästen, den Runkelstein zu schauen . . .“

„So daß in Eile geschehen kann, soll's mir nicht unlieb sein, hält' auch ein eigen Gesuch an Euch — doch will mir die Lust hier herum nicht behagen . . . hab' auch meine Bottschaft noch weiter zu bringen . . .“

„Wenigstens dürst' Ihr mir nicht von hinten, ohne ein Stück von einem Steinbühn zum Ambüß genommen zu haben und einen Krug echten Boyner-Weitenwein mit mir auszuliefern . . . Gestattet mir nur, bei meinen Gästen oben Urlaub zu holen, dieweil sie die Warende einnehmen — dann geleit' ich Euch in mein Gemach, um zu hören was der Elephantentritt bedeute!“

Bald folgte der Geharnischte mit klirrenden Schritten dem frieblichen Burgherrn über die Freitreppe an der Kemerat auf den offenen Wehrgang und aus diesem in die Gemächer über der Halle, vor denen eine leichte Gallerie sich hinzog. Im Vorüber-schreiten blieb er stehen und betrachtete verwundert die bunten Schildereien auf der Galleriewand. „Was sind doch das für außerordentliche Gestalten,“ fragte er, „die da auf die Wand gesetzt sind? Wen stellen diese Ungeheuer vor?“

„Ei,“ erwiderte Bintlir mit etwas gezwungener Freundlichkeit, „es ist nur gut, daß Meister Christophorus, der Maler von Meran das nicht vor-umt — er dürfte es übel vermerken, wenn seine kunstvolle Malerei Euch wie gesetzt vorkommt! — Was Ihr aber da seht, das sind Sinnbilder für den alten Spruch, daß aller guten Dinge drei seien . . . Seht hier, die berühmtesten drei Schwerter mit ihren Trägern; der hörnerne Siegfried mit dem Schwerte Valmung — Dietleib von Steyer mit dem Welsung und Dietrich von Bern mit dem Schwert, so Sachs geheiß — das dort sind die drei größten Könige, Arvus von Engelland, Carolus Magnus und Gottfried von Jerusalem . . .“

„Aber diese hier, die aussehen wie Hegen und Unholde?“

„Das sind die drei gewaltigsten Riesen, Kaiser Anit von Lamparten mit der goldenen Brünne, dann die Reden Struthahn und Asperan und die wildesten Waldfrauen, — Fran Hilde mit dem Schwerte Nagelking, Frau Vogelhart und Frau Rug, welche die Bäume im Walde niedertrat wie Grasshalme . . .“

Der Goldegger lachte auf. „Was Ihr bewundert seid in alten Märlein!“ rief er aus. „Und wie Ihr Euch mit solchen Dingen befassen mügt! Von der Frau Rug hab' ich nichts mehr gehört, seit mich meine Amme damit geschredt, wenn ich nicht schlafen wollt! Schauerhafte Weiber das! Könnten Einem im Traume vorkommen. . . Nun, offen gestanden, meine Sache wär' es nicht, mein Geld für derlei an die Wand zu hängen — aber Ihr wollt nicht umsonst der reichste Mann sein in ganz Tirol!“

Der Burgherr hatte inzwischen die Thür geöffnet und lud den Gast zum Eintritt ein, mit freundlicher Geberde, aber mit einer Miene, die nicht zu verbergen strebte, wie mißfällig dessen Reden ihm klangen. „Das ist nun so der Lauf der Welt,“ entgegnete er, mit einem Seitenblick auf das gestickte Wamms des Ritters. „Der Eine legt sein Gold an die Wand, ein Anderer verschart es — ein Dritter trägt es auf dem Reibe herum — doch thut mir lieber in einem

Becher dieses Weines Bescheid, der Euch besser gefallen mag, als meine Schildereien!“

Damit hatte er den Ritter in den Erkerstich des Gemaches geführt, rasch, als ob er ihn abhalten wolle, die an den Wänden rings angebrachten Gemälde zu beschauen. Das Auge des Goldegger aber achtete so wenig darauf, als auf die kunstvollen Schildereien und das Holzgefäß der Decke — es ward gleich beim Eintritt von einem mächtigen Eisengrenze gefesselt, der durch die Thür des zur rechten Hand anstehenden Gemaches sichtbar war, mit allerlei Schriften, Heften und Rollen überdeckt und voll halbgelbener Vaden, aus denen Haufen von Gold und Silber blinkten.

Bintlir füllte sich und dem Gaste einen Humpen, stieß leicht mit ihm an und rief, indem er den Becher an den Mund setzte. „So krant aus, Herr Ritter und laßt hören, was den Elephanten aus seiner Ruhe stört!“

„Seht hier das Zeichen,“ erwiderte Alphart, indem er aus dem Wamme einen an einer Schnur hängenden Ring hervorzog, in welchen das Bild eines Elephanten eingeschnitten war. „Wilhelm und Ulrich von Starckenberg lassen Euch ihren Gruß entbieten und laden Euch zu Sankt Burthards Tag auf Schloß Greifenstein. Die Landherren an der Tisch werden dort Alle einreiten und Berathung pflegen. . .“

„Wozu? Sagt mir, so Ihr's wißt . . . hat sich Neues ergeben?“

„Wie Ihr's nehmt. Die Starckenberger meinen, es wär' an dem Alten genug: aber auch des Neuen ist kein Mangel. . . Ihr wißt doch, wie Herzog Friebel Fehre angefangen mit Georg von Eichenstein, dem Trientiner Bischof? Wie er mit Diffe seiner rebellischen Unterthanen ihn gezwungen und gefangen genommen und Heinrich den Rottenburger zum Vogt und Landeshauptmann bestellt über des Bischofs Gebiet . . .“

„Wie sollt' ich nicht? Hab' ich doch den Kriegslärm nah genug vernommen und gespürt . . .“

„War aber nicht Ruhe damit. Der Bischof entfloh und kam wieder . . . Darüber entzweite sich der Herzog mit dem Rottenburger, belagert' ihn auf dem Honsberg, brach ihm seine Burgen und drängt' ihn, daß er froh sein mußte, mit dem bloßen Leben bei Nacht und Nebel zu entfliehen . . .“

„Al' das ist alte Mähr' . . . wo bleibt die neue?“
„Die neue ist, daß Heinrich wieder nach Tirol zurückgekehrt sein soll — verkleidet er sich in's Land geschlichen haben und wird wohl nicht fehlen an St. Burthards Tag!“

Der greise Burgherr schritt bedächt'ig hin und wieder. „Schlimm, wenn es so ist, sagte er achsel-zuckend, „schlimm für ihn! Er hat den Span mit Herzog Friebel angefangen auf eigene Faust — er mag sehn, wie er zu Ende kommt . . . Was geht das die Elephanten an?“

„Was es uns angeht?“ rief der Goldegger lachend, indem er den Alten fest anstarrte. „Wollt Ihr Euer Gespött haben mit mir? Was es uns angeht, wenn er den Mächt'igsten im Lande in aller Stille zu Grunde richtet? Es gilt nicht dem Rottenburger allein, es gilt dem alten Landrecht und uns Allen — ist er mit dem Einen fertig, dann kommt die Reihe an uns! Sind die Späne im Bündel bei-

sammen, so wird er sich hüten sie anzurühren — getrennt und nach einander zerbricht er jeden Einzelnen wie einen Hohnpfell!"

„Ich glaube nicht, daß Herzog Friedel Solches im Schilde führt," sagte Bintlir, noch immer hin und her schreitend, „glaube nicht, daß er es jetzt thut . . . die Aussichten sind zu ungünstig für ihn; wir müssen uns hüten, einen Anlaß zu geben . . .“

„Und warten, bis ihm die Aussichten günstiger sind? . . . Nein, Herr, er hat was im Schilde, eine ganze Reizehen sprechen dafür . . . er schleicht verkleidet im Lande herum . . .“

„Hat er das nicht schon oft gethan? Er liebt solche Nummern!"

„Nein, diesmal ist es anders: der Starckenberger hat ganz genaue Kundschaft, daß er vor wenig Tagen nach Bozen gekommen und dort versteckt geblieben sei. Warum das, wenn er nicht geheime Anschläge hat? Warum sonst, als uns auszuspähen und unvermuthet zu überfallen?"

„Daß Friedel in Bozen war," erwiderte Bintlir stillstehend mit seinem Lächeln, „war mindest für mich kein Geheimniß — mein Sädel hat es gespürt . . . Es waren allerlei Kostbarkeiten und Kleinode aus Wälschland für ihn angekommen, die wolt' er unerkannt beschn, und nicht die Kage im Sack kaufen. Er hatte sein Einlager in der Herberge zur Sonne genommen und konnte nicht zahlen — da that er Vorkaufst an mich und muß' ich mit einem Sädel Dukaten den gestrengen Herrn auslösen!"

Der Ritter sah ihn mit forschenden, fast höhni- schen Blicken an. „Na, ja, das ist's eben," sagte er dann, „das ist das Unglück! Ihr seid des Herzogs Sädelmeister und oberster Steuereinnehmer, all seine Pfandtschaften sind in Eurer Hand — da ist's begreiflich, daß Ihr Euch nicht gern mit ihm verfeindet! Aber Ihr sollt nicht den Kaufmann über den Ritter gehn lassen, sollt Euch nicht loslagern, wenn es den Edlen und ihren wohlverbrieften Rechten gilt . . . seid gewiß, ist der Herzog erst mit uns fertig, geht's auch Euch an den Krügen . . .“

Bintlir suchte die Achseln, wie Jemand, der sich über jede Gefahr erhaben fühlt. „Gräht mir die Starckenberger hinweg," sagte er mit einigem Nachsinnen, als ob er darüber die Rede des Ritters überhört oder nicht verstanden habe . . . „Wie war es doch?" fuhr er wie abbrechend fort. „Sagtet Ihr nicht, Ihr hättet auch ein eignen Gesuch an mich?"

„So sagt ich. Aber Ihr macht mir nicht viel Rath, damit herauszurücken. Ich will mich beweisen, Herr Bintlir . . . habe ein gar zierlich und hell Bögeln auf dem Korn: da brauch' ich Geld und Ihr sollt mir's leihen! Ich muß dreihundert Dukaten haben, und will Euch dafür Pfandtschaft geben auf Golbezg!"

Bintlir sah den Ritter, als ob er ihn schähe, von oben bis unten an und wiegte bedenklich den Kopf. „Dreihundert Dukaten?" murmelte er. „Auf Golbezg? Geht nicht an! Ist schon zu viel verpfändet — soll auch in gar üblem Stande sein! Geht mit ein ander Pfand!"

Der Ritter biß sich in die Lippen. „Ich dächte," stieß er hervor, „der Anstich sollte das Sümmlchen noch vierfach aufwiegen!"

„Das Sümmlchen? — Wie man's nimmt! Ihr müßt erlauben, daß mindest in solchen Dingen der Kaufmann über den Ritter geht . . . verschreibt mir Euer Weingut zu Terlau und ich lasse die Goldstücke klingen!"

„Nein, nein . . . Terlau will ich frei halten von allem Pfand!"

„Nach Belieben — auf Golbezg aber leiht' ich nicht: das ist kein Pfand für mich, damit mögt Ihr in die Jubenzasse nach Bozen gehn . . . wie verlauten will, feid Ihr dort nicht unbelannt!"

„Herr . . .“ fuhr der Ritter auf, . . . „für den Schinpf solltet Ihr mir büßen . . . aber ich neh'm's hin, weiß doch alle Welt, wie ein Bintlir denti!"

Der Burgherr trat einen Schritt näher — „Und was weiß die Welt?" fragte er, den forschenden Blick wie eine Dolchspitze auf den Ritter gewandt.

Der Golbezger trete den Heiß. „Ei nuu," rief er lachend, „das Sprüchlein heißt:

Wo kein Geld zu gewinnen,
Ist kein Bintlir zu finden!"

Das Auge des Alten ward noch durchbohrender. „Sagt man so?" rief er dann. „Zmerzu — ich halt' es nicht für Schmach, wenn mein Geschlecht handzuhalten weiß und den Werth des Goldes begriffen hat! Fahret nur fort! Fahret fort in Eurer Verblendung — beharrt darauf, die Alten bleiben zu wollen und Alles zu verachten, was Euch zu Andern machen könnte! Es wird eine Zeit kommen, und ich meine, sie ist nicht mehr ferne — da wird das Gold allein die Welt beherrschen! Gold wird sein, wie das Mark in den Knochen; wer es vergebnet, höhnt sie selber aus, daß sie zusammenbrechen wie hohle Stäbe! Versucht es dann, stüzt Euch auf die alten Pergamente und Freiheitsbriefe! Stenmt Euch dagegen — es wird so wenig frommen, als gegen das Schießpulver, das Eure Harnische durchlöchert und die Mauern Eurer Burgen zerbröckelt!"

„So verschimmelt auf Euren Geldsäcken!" schrie der Golbezger und stürzte zur Thür. „Das Votembrot schen! ich Euch — wenigst weiß ich, was der Adel von Euch zu erwarten hat!"

Er wollte fort; aber der Alte vertrat ihm den Weg, zur ganzen Höhe seiner Gestalt aufgerichtet, daß er trotz seines Alters und bürgerlichen Gebahrens ein ritterliches Ansehn hatte. „Nein, das wißt Ihr nicht!" rief er. „Die Bintlir haben einmal einem ungeschlachteten Bären die Tagen abgebaut und führen sie noch im Wappen! Seitdem haben die Bären-tagen bei keinem ehrenhaftem Strauß geschßt und noch manch' Einer, der nicht daran denkt, was sie zu spätern bekommen!"

Der Golbezger war bald die Treppe hinuntergerastelt und schritt lärmend über den Hof, wo ihm ein Troßbube schnell das Ross aus dem Stalle riß und entgegen führte. Unnuthig schwang er sich in den Sattel und setzte dem Gaul die Sporen ein, daß er sich häumte und der Bube, der in Erwartung eines Trinkspennigs die Zügel gehalten hatte, erschrocken bei Seite sprang. Er verschwand im Thorbogen, ohne sich nach dem Burgherrn noch einmal umzusehn oder um dessen Gäste zu kümmern, welche eben die Freitreppe von den Kaiserzimmern herunterrauschten.

Die Marenbe war bald eingenommen gewesen und da Bintler noch immer nicht erschien, hatte man beschloffen, unter Anführung der Burgfrau ihm suchend entgegenzugehen. „Ihr habt wohl ganz auf uns vergessen,“ rief Herr Hochgeschworen, der Bezner Birmmeister, „oder Ihr seid geizig mit Euren Kleinoden und wollt, daß wir über den Lederkrißeln, so Ihr uns aufsetzt, der Schätze in Eurer Burg nicht mehr gedenken sollen — aber Ihr kommt nicht frei . . . Ihr brüget uns nicht los, es sei denn, daß wir uns zuor Aug' und Sun an den prächtigen Gemälden und Schilbereien ergötzen, davon man allgemeiu Rühmens hört, als von einem achten Wunder der Welt!“

Der geschmeichelte Burgherr schritt mit Vereineigung und entschuldigenden Worten der Gesellschaft voran und geleitete sie zuerst zu der schön gewölbten Kapelle mit dem Bilde des gekreuzigten Heilands, aus dessen Wunden das göttliche Blut wie Brunnen und Springquellen auf die vor ihm liegende Schaar der Sünder stühnend und erlösend niederträufte. Dann ging es quer über den Hof in die Gemächer der Kemeat, da waren allerlei Schilbereien angebracht und zeigten, wie zu der Zeit, in welcher die schöne Margarethe die Herrin von Tirol gewesen, die Herren und Fräulein sich erlustert mit Ballwerfen, Gesang und zierlichem Reigentanz, in welchem immer ein mannhafter Kämpfe zwischen zwei klaren Frauen dahinschritt. Die Gemächer über der Halle aber erregten, wie sie auch der Stolz des Herrn waren, die höchste Bewunderung der Gäste. Seinem Wunsche folgend traten sie zuerst, ohne sich im Tristan-Saale umzusehen, in das ansehnliche Gemach und beschaute in den zwischen Kamin, Erker und Altar angebrachten Wandgemälden König Artus, wie er mit seiner Tafelrunde Hof hält bei der Stadt Dinazzaron und wie der fremde Ritter herankam und sich das Wort des Königs erbat, daß er seine Bitte erfüllen wolle; wie er dann verlangte, daß Artus ihm seine Königin, die schöne Ginever, überlasse und wie der König trotz Born und Liebe es vorzog, das gegebene Wort nicht zu brechen und die Königin von ihnen ziehen ließ, klagend und von den Klagen Aller begleitet. Auf einem andern Bilde kam der junge schöne Ritter Garel vom blühenden Thal und gelobte, die Königin zu suchen und wiederzubringen, während die folgenden alle seine Abenteuer schilderten mit Riesen und Zwergen und mit dem Meerwunder Balgubus, bis er mit einer großen Gefolgschaft all' dorer, die er bezwungen, in das Land des feindlichen Königs siegreich einbrang und Königin Ginever wiederkehrte zu Artus und der Tafelrunde.

Als man satt gesehen und bewundert, lehrten Alle in den mittlern Tristan-Saal zurück und während man hier die Gemälde besah, trat Nikolaus Bintler zu einem im Fenstererker angebrachten zierlich geschuigten Postament, auf welchem allerlei Rollen und Bücher, in Leder und Sammet gebunden, lagen. Es waren die Lieder der schwäbischen Minnesinger und die Dichtungen mancher Andern, den die Zeit lange vergessen; die Ritterwägen alter Zeit, der Parcival des Eichenbackers Wolfram, das Zweinlieb des Herrn Hartmann von der Aue, die Aeneis und die goldene Schmiede Konrads von Würz-

burg. Feierlich hing Bintler neben dieselben an Ring und Faden die Abschrift von Tristan und Isolde seines Lieblingsgedichtes Gottfried von Straßburg, die er von Heinz Sentlinger empfangen. Das Buch ward nicht weniger bestaunt und gepriesen, als die Schilbereien aus der Geschichte von Tristans und Isolde's unerfugter Liebe, die an den Wänden prangten, auf grünem Grund mit grünen Farbsteinen und hellen weißen Lichtern gemalt. Da war zu schauen, wie Tristan, der Sohn des heimlich vermählten Königs Rivalin von Parmenierland und der zärtlichen Blauschneflur von Turnevall, unerkannt zu König Marke, dem Bruder seiner Mutter, gelangt, und wie er dann, nachdem seine Abstammung erkannt worden, den Zweikampf aufnahm mit Morolt, dem riesigen König von Irland, der gekommen war, einen schwachvollen Tribut von Mädchen und Jünglingen zu fordern; wie er den Riesen in glorreichem Kampfe ausbezwang, zugleich aber eine schwere Wunde empfing, die Niemand zu heilen vermochte als Königin Isolde von Irland, die Schwester des Getödeten. Unerkannt, als Spielmann Tantris verkleidet, unternahm er dahin die Fahrt und ward glücklich geheilt, mußte aber zum Entgelt der Tochter der Königin, der jungen Isolde, Unterricht geben in Sang und Harfenspiel. Dann kam, wie Tristan, als er heimgelchert, dem König Marke Kunde von Isolde brachte und auszog, für denselben um sie zu werben; wie er einen furchtbaren Drachen erlegte, aber für todt unter dem Leibe des Ungeheuers liegen blieb, wie er dann von Isolde und deren Mutter und der treuen Magd Braganü gefunden, gepflegt und die Wunde des prahlenden Seneffalls entdeckt ward, der sich gerührt, als sei er es gewesen, der den Drachen erlegt. Die nächsten Bilder zeigten, wie Tristan mit Isolde zu Schiffe ging, um sie König Marke zuzuführen, wie die alte Königin der treuen Dinerin einen Liebestrank gab, den sie gebraut, und ihr befohl, ihn, sobald sie gelandet, dem neuvermählten Paare zu trinken zu geben — wie dann während der Meerfahrt der Traut verwechselt ward, so daß Tristan und Isolde ihn leerten und nun ersaft wurden von der unheilvollen Liebesglat, die sie befrüchten und verderben und nicht eher wieder erlösen sollte, als mit ihrem Leben. Dann kam die Geschichte von allem bitterjähigem Glück dieser Liebe, von Inbermissen und Gefahr, von Kisten und Känten und Aberschütterlicher Treue bis zu dem endlichen bitteren Entschlusse freiwilliger Entsagung und Trennung. In ein andres weit entlegenes Land gezogen, ward Tristan im Kampfe in die alte Wunde gehauen, und wieder vermochte Niemand ihn zu heilen als Isolde, auf welche die Heilkräft der Mutter übergegangen. Zweifeln, ob sie seiner noch gedente, ob sie ihn noch so sehr liebe, die weite Fahrt zu ihm zu unternehmen, schickte er Botschaft und Bitte an sie, sie möge kommen und ihm Leben und Gesundheit wiederbringen — wenn sie komme, solle das Schiff eine weiße Flagge aufziehen, eine schwarze dagegen, wenn sie zu kommen verächmäh. Und sie kam wirklich im letzten Bilde, die treue Isolde . . . aber eine feindselige Nebenbuhlerin bringt Tristan die falsche Nachricht, das Schiff sei schwarz bewimpelt: er stirbt und wie Isolde kommt, bricht auch ihr über seiner Leiche das Herz und alle Schuld des Lebens

ist im Tode geküßt um der Treue willen, die nicht gewichen bis an's Ende.

Schauend und bewundernd standen Alle in verschiedenen Gruppen; da erscholl aus dem anstößenden Gemach erst leise, dann mächtiger und mächtiger anschwelkend der Ton von Harfensaiten. Der greise Spielmann stand in dunkler Ecke und begann mit vollklingender Stimme den Schluß des Liedes zu singen, das die Wände in Bildern erzählte. Die Anwesenden standen überkräftigt und laufhend still oder flüsternd einander lobende Worte zu über den kunstfertigen Zuhörern, der es so wohl verstand, seinen Hörsen zugleich kurzweil zu bereiten und sie durch Ton, Wort und Bild lebendig zurückzuversetzen in die schon damals fast verklungenen Zeiten reinen Mitterhums und wandelloser Minne.

Am Erkerfenster stand die schöne Wittwe, emsig blätternd in der Abschrift der ergreifenden Dichtung — bei dem ersten Tone des Sängers hob sie das schöne Antlitz wie freudig: als sie den Greis erblickte, senkte sie die Blicke ruhig wieder auf die Pergamentblätter zurück.

Der Alte sang:

„Auf Tristans Grabe pflanzt man ein
Eine Rebe wohl von edlem Wein,
Und auf Ivolten's Grabe gar
Einen Zweig von milden Rosen klar:
Die spannen drüber allgemach
Mit Wein' und Feuch' ein grünes Dach
Und vermischen in einander sehr
— Die Treuen schadet Niemand mehr!“

In schöner erhabener Stimmung verließ Alles, nachdem Spiel und Sang verklungen waren, den Saal; die Männer schüttelten Pinsel die Hand, die Frauen schritten gesenkten Blicks und manch' schönes Auge schimmerte.

Die schöne Wittwe allein starre noch immer in das Buch, obwohl sie längst kein Blatt mehr davon umgewandelt: es war, als gewähre sie nicht, was um sie vergehe und läme sich nicht losreißen von einem Bilde, das geheimnißvoll vor ihrer Seele aufgestand.

Der Junker, der ihr bei der Ankunft so gewandt aus dem Sattel geholfen, war allein zurückgeblieben und trat jetzt schmeichelnd näher. „Gefällt es Euch nicht, edle Frau, zu den Lebtrigen zurückzulehren?“ sagte er leise. „Findet Ihr so überaus' Wohlgefallen an der Mähre von Tristans und Ivolten's unglücklicher Minne?“

Sie schlug die Augen auf und ließ sie einen Augenblick wie fersichend aus dem blühenden Jünglings-Antlitz ruhen. „Meine Gedanken waren ausgeflogen,“ sagte sie, „die Mähre von Tristan und Ivolde aber will mich schier zu weich und weinerlich dünken — ich kenne manch' andres deutsches Gesicht, das mir besser behagt — vor Allen der Ueberlungen Noth.“

Könnt Ihr so harten Sinnes sein?“ fragte der Junker. „Solltet Ihr der treuen zärtlichen Ivolde wirklich die rachebedürftende Ehrimbild oder gar die wilde Brunhilde vorziehen?“

„Und wenn ich es thäte? Die schwache Ehrimbild wird groß in ihrer Rache — und Brunhildens Kraft sagt mir zu: sie ist nicht weibisch, aber ein wahres Weib!“

„Gott bewahr' uns in Gnaden,“ scherzte der

Junker. „Ihr heißt es wohl gar gut, daß Brunhilde ihren Freier an Händen und Füßen wie einen Knäuel zusammenbindet und an die Wand hängt?“
„. . . Wer Kraft besitzt, thut recht sie zu gebrauchen . . .“

„Ihr wärt wohl gar im Stande dasselbe zu thun?“

Die schöne Frau sah den Jüngling mit eigenthümlichen Blicken an und bot ihm den Arm. „Zu nachdem der Freier wäre, Herr Tegen von Billanders,“ sagte sie lächelnd — „doch gebt mir Euer Geleit und bringt mich zur Gesellschaft zurück.“

Sie wendete sich zu gehn: der Sängler, der unbeachtet in der Thür gestanden war, trat ihr mit eberbittigem Neigen entgegen. „Gebt Verzeun, edle Dame,“ sagte er mit dumpf herabgebräuter Stimme, „und zürnt dem alten Fiedler nicht, daß er Euch aufhält . . . Habe vorher Euren Namen gehört: so Ihr Sabine seid, des edlen Martin Jäger von Hall edle Tochter, hab' ich eine Kuntschaft an Euch und möchte' Ihr wohl, da ich hier Euch begegne, des weitem Votenswegs mich entgehen!“

Fersichend bestete sich das durchleuchtende Auge der Frau auf den Greis, als wolle sie die Botschaft in den Zügen des Ueberbringers lesen. „So sprich,“ sagte sie mit stolz verächtlichem Näckeln, „laß sehn, ob Deine Nachricht Votenzang und Votensbrot verlohnt . . .“

„So Ihr's genehm hieltet, edle Frau, möchte' ich Zwiesprach erbitten unter vier Augen . . . meine Kuntschaft ist nur für Euch allein . . . Vagt Euch als Zeichen dienen,“ setzte er leiser hinzu, „wenn ich sage, sie kommt aus dem Morgenland!“

Sabine machte unwillkürlich eine leichte Geberde der Uebererfassung; rasch aber wandte sie sich mit unbefangenenem Näckeln zu ihrem starrenden Begleiter. „Thut mir denn die Liebe, Herr Tegen von Billanders,“ sagte sie, „harret meiner in der Nähe — ich bedarf Eures Arms und möchte doch das Abenteuer nicht missen, das sich hier zu bieten scheint . . .“ Der Ton, in dem sie sprach, war weich und fast zärtlich: im Auge aber funkelte etwas, was die Bitte zum Befehl machte — betroffen und zögernd schritt der Jüngling aus dem Gemache.

„Was soll das bedeuten, Alter?“ rief sie. „Wer sendet Dich?“

„So Ihr's seid, der meine Botschaft gilt,“ erwiderte der Greis mit Nachdruck, „wißt Ihr den Namen dessen, der mich sendet, auch ohne daß ich ihn nennant . . . meine Botschaft lautet an das Fräulein Sabine Jäger . . .“

„Das war mein Name,“ entgegnete sie und in dem Ton ihrer Stimme klang ein leises Beben der Befangenheit. Der Alte aber griff rasch in die Falten seines Gewandes und zog ein Päckchen hervor und ein Fläschlein, das kristallhell schimmerte. „Dann nehmt,“ rief er, „dann ist das Euer — es ist Erde von Golgatha und Wasser vom Bache Kidron!“

„Wie? Und sonst keine Botschaft?“ stammelte sie verwirrt.

„Doch, schöne Frau!“ erwiderte der Greis, allmählig auslobernd in jugendlichem Feuer. „Der Euch dies sendet, hat Wort und Treue gehalten . . . er hat erfüllt, was er, Euren Wünsche zu gefallen, in einer Stunde ritterlicher Aufwallung geschworen . . .“

er darf den Preis fordern, den Ihr ihm dafür verheissen — aber auf seiner Wallfahrt in's gelobte Land ist er nicht bloß über Stätten des Segens gewandelt: sein Fuß stand auch auf dem Boden des Fluchest! Er sah die Stelle, wo einst Feuer vom Himmel fiel und Cotoma und Gemorra verbrannt. . . er sah an den Bäumen die goldenen Äpfel blinken, schön und gleichend von außen, innen aber angefüllt mit Moder und Asche. . .

Doch aufgerichtet stand der Zürnende, er hatte der Greisenrolle vergessen und unverstelt erklang die Stimme seines Vorwurfs. Sabine war es, als ob einen Augenblick ihr die Sinne schwänden. „Oswald. . .“ stammelte sie erlassend und dann wieder über und über erschlappend, „Ihr selbst. . . Du. . .“

„Ja ich bin es, falsches, treuloses Weib!“ rief Oswald. „Bin's, der selber gekommen, Dir zu sagen, daß er den gleichenden Cotomas-Apfel verschmäht — daß er seine blutende Seele frei gerungen aus Deinen Banden. . . daß er auf ewig die Kette von sich schleudert, die ihn an Dich binden sollte auf ewig!“ Damit hatte er ein goldenes Kettlein, das er um den Hals geschlungen trag, abgerissen und schleuderte es ihr klirrend vor die Füße.

Im Gemüthe des stolzen Weibes hatte die erste Verwirrung schon zu weichen begonnen; sie war wieder sie selbst, klar besonnen, die fühlte Beherrscherin ihres Dentens wie ihres Gefühls. „Es ist wahr,“ sagte sie fest, „der Schein ist wider mich. . . aber ziemt es Dir, mich nach dem Scheine zu richten? Ein Jahr sollte Deine Pilgersfahrt währen. . . bald kommt der dritte Winter, daß Du gingst, daß Du mir nicht die geringste Kunde gesandt. . .“

„Kann, wer hinaussteuert in das stürmende Meer, bemessen, wohin Wind und Wellen ihn verschlagen? Das Schiff, das mich in die Heimat zurücktragen sollte, ward von Seeräubern überfallen. . . Alles ward mir geraubt: ich gab es lachend hin, blieben mir doch die Kleinode für Dich, um die ich ausgezogen und die der Hohn der Gotzaren verschmäht! An der Kuberbank angekettet als Sklave, hab' ich endlose Monate am Ruder verbracht. . . aber der Gedanke an meinen Eid gab mir Kienkraft, Dein Bild goß Zauberlicht auf meine Sklavenfesseln und das öde unendliche Meer und Du — Du. . .“

„Oswald,“ rief Sabine etwas weicher und trat einen Schritt näher. „Wenn Du vermöchtest, mich ruhig zu hören. . . vielleicht würde ich Dir nicht so fürchtbar schuldig erscheinen. . . Du hättest vielleicht kaum die Meerestüste erreicht, als ein unvermutheter Tod meinen Vater von hinnen riß! — Mir seinem Grabe brach der trügerische Reichthum ein, auf dem ich sorglos gewandelt, wie der überwaste Sumpf den vertrauenden Wanderer hinunterschlingt. . . herabgeschützt von der Höhe des Glücks lag ich im Pfahle der Armuth und das dunkle Gewässer schlug zusammen über mir! . . . Meine eigenmächtigen Brüder scharrten zusammen, was zu erraffen war — mir blieb nichts als der Vorwurf, daß sie mich nutzlos süssern sollten. . . nichts, als verstoßen aus dem Vaterhause bei stolzen Vettern das Gnadenbrot zu essen oder am fremden Herde als Magd zu stehn. . . Meine Sinne verdunkelten, meine Gedanken verwirr-

ten sich — da kam jener Mann und bot mir seine Hand! Ehre, Glanz und der gewohnte Reichthum winkten an ihr. . . ohne sie Mangel, Ungewißheit und Erniedrigung. . .“

„Halt' ein,“ rief Oswald stürmisch, „und vermehre nicht die Schuld, da Du sie zu verringern strebst! So tief bist Du gesunken, daß Du nicht fähst, wie jedes Deiner Worte ein neuer furchtbarer Klager wird gegen Dich! Um eitles Wohlbehagen zu retten, um einigen düstern Tagen zu entgehen, gabst Du mich auf. Eine Laune von Dir trieb mich hinaus — um eine Laune von Dir habe ich Jahre der Mühe und des Elends auf mich genommen und mit freubigem Muthе getragen. . . Du hättest nicht Muth, nicht Liebe, nicht Treue genug, auszubarren? Nur einige schwere Stunden?“

Die wärmere Regung, die aus dem innersten Grunde ihres Herzens aufgewallt war, erkaltete von Oswalds Rede, die über sie hereinströmte vernichtend und eisig wie ein Gletscherbach. „Auszubarren?“ sagte sie mit beinahe höhnischem Lächeln. „Und wer war mir Bürge, Oswald, daß Du zurückkehren würdest, daß Du zurückzusehen vermöchtest. . . In der höchsten Bedrängniß erzählte ich meinen Brüdern, was ich Dir geschworen. . . lästest Dich zu erfahren, was sie gesagt? — Du würdest nicht wiederkommen, sagten sie, und wenn Du kämst, würdest Du lange mein vergessen haben und der Thörin lachen, die auf Dich gehofft, wie auf seinen Messias der Jude. . . Du seist ein Dichter, höhnten sie, ein schwärmerischer Thor und Dein Schwur nicht mehr als der fallende Stern, der im Erscheinen verlischt. . .“

„Und Du hast ihnen geglaubt?“ stieß Oswald mühsam aus leuchtender Brust hervor. „So wenig kanntest Du mich, so gering war Dein Vertrauen auf mich? . . . Jahre hin, auch Deine Liebe war Schein. . . sie war der Schimmer, der im Entstehen erlischt. . . aber die Treue steht doch am Himmel hoch über Dir als ein nicht wandelnder, wahrhaftiger Stern! . . . Haben sie den tödlichen Dichter verlacht? Wohlan, ich preiße den Himmel und danke ihm, daß er, wie Dein Verrath auch meine Seele verwülstet, mir die Kraft gelassen, der Thor zu sein, der von Liebe nicht bloß dichtet und träumt, . . . nein, der an sie glaubt, wie an das Heil seiner ewigen Seele und wie der Vogel den Staub von den Schwingen streift, die Schmach, je Dir angehört zu haben, mit Verachtung von sich schüttelt!“

„Oswald. . .“ rief Sabine zusammenzuckend und tödtliche Blässe verlichte die Rosenglut ihres Angesichts, „nicht dieses Wort, Oswald. . . um Deiner selbst willen. . . um des Angebensens vergangener Tage willen nimme es zurück! Daß es unentschieden bleiben zwischen uns. . . da es klar geworden, daß wir nicht zusammen gehen können, laß uns als Freunde scheiden. . . nicht dieses Wort, das uns zu Feinden macht. . . Nimm es zurück!“

„Es bleibt gesagt!“ erwiderte Oswald finster.

„Nun denn, so denke dieser Stunde! Ich will Dich mahnen — daß auch ich einen Schwur zu halten weiß, daß auch ich es vermag, Treue zu bewahren. . .“

Sie eilte zur Thür und riß sie auf; der Junker flog herbei — bis auf einen leichten Schatten zwischen

den Augenbrauen war aus dem schönen Antlitz jede Spur der Erregung verschwunden. „Thut mir die Liebe, edler Junker,“ sagte sie mit entzückendem Lächeln, „und hebt mir das güldene Kettlein auf, so mir entfallen — und um Euch den Anpendienst zu lohnen, nehmt es als Angedenken. . . ich wollt' es dem Säng' geben, zum Dank für das Nährlein, das er mir erzählt, — aber der unwirische G'reis hat es verschmäht!“

Der Junker ergriff das Geschmeide und drückte es an die Brust. „Und war es ein heitres Nährlein, das Euch der Alte erzählt?“ fragte er, indem er Sabinen den Arm bot und mit ihr den Saal verließ.

„Das will ich meinen!“ rief ihm der Säng' lachend nach. „Laßt es Euch immerhin erzählen — es ist ein gar sonderbar, aber lustig Nährlein — von der neuen Zolt!“

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Trunk.

Roman von

Ernst Willkomm.

Erstes Capitel.

In der Campagna.



Hier junge Männer ritten auf Maulthierden die Straße von Tioli in die Campagna hinab. Sie kamen aus Subiaco, wo sie sich einige Tage aufgehalten hatten, und lehrten jetzt wieder zurück nach Rom. Schon an ihrem Anzuge konnte man die Künstler erkennen. Und in der That waren es Maler, welche in den prächtigen Umgebungen von Tioli und im Sabiner Gebirge je nach Geschmack und Neigung Studien gemacht hatten und die flüchtig entworfenen Skizzen wohlverwahrt in ihren Mappen bei sich trugen.

Jeder dieser Männer war vor einigen Wochen allein von Rom ausgezogen, um recht ungestört zu sein und ganz unbehindert für sich arbeiten zu können. Erst in Tioli am Tempel der Sibyllen, wo man auf den Fall des Teverone hinabblidt, trafen sie zusammen, und da sie sich von Rom her kannten, auch regelmäßig in den dortigen Museen, besonders im Vatican, mit einander verkehrt hatten, so waren Alle erfreut, sich zu finden. Man beschloß, die weiteren Ausflüge in das pittoreske Thal der Aqueducten und weiter hinauf in die Gebirge gemeinschaftlich zu machen, und, sobald man des Herumstreichens müde geworden sei, in die Hauptstadt der Christenheit zurückzukehren.

Zwei dieser Männer waren Deutsche, der Dritte stammte von norwegischen Eltern ab, lebte aber seit vielen Jahren schon in Kopenhagen, und wußte deshalb nicht recht, ob er sich für einen Dänen oder einen Norweger ausgeben sollte. Der Vierte endlich nannte Rom seine Vater- oder vielmehr Mutterstadt; denn seinen Vater hatte Pietro Coronini nicht gekannt.

Bei der verheirateten Stiefschwester dieses Römers wohnte der eine der beiden Deutschen, Namens Herwarth, schon seit drei Jahren. Da Pietro die Schwester, eine lebhafteste, hübsche, aufgeweckte, aber wenig unterrichtete junge Frau, die ungemein gern sprach, häufig besuchte, so ward er mit Herwarth bald ziemlich vertraut, und beide junge Männer, durch gleiche Neigungen noch mehr zu einander hingezogen, traten oft lange Wanderungen durch die ewige Stadt an, deren Reize sich nie ganz auskennen lernen.

Hinsichtlich der Ausübung ihrer Kunst konnte zwischen dem Deutschen und Römer keine Aivalität entstehen; denn Pietro war ein geschidter und deshalb auch

gesuchter Porträtmaler, während Herwarth sich ausschließlich mit Architekturmalerei beschäftigte und den vielen antiken Ruinen Roms eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete.

Auch jetzt barg seine Mappe eine Anzahl ziemlich gelungener Skizzen, die er in seinem stillen Studio auf der Via Estina ausführen wollte, um sie später in die Heimath zu senden, wo sie als ein werthvolles Ganzes durch den Griffel des Kupfer- oder Stahlstechers veröffentlicht werden sollten.

Herwarth war beim Herabreiten in die Campagna hinter den Gefährten eine kleine Strecke zurückgeblieben, da er mehrmals sein Maulthier anhelt und immer wieder sein Auge auf dem malerischen Häusercomplex der berühmten alten Stadt wie auf den prächtigen Formen des in violette Tinten getauchten Gebirges träumerisch ruhen liebt. An die grandiosen Ruinen der Villa des Hadrian, wo die Freunde des Zurückgebliebenen warteten, schloß er sich diesen erst wieder an, blieb aber, während die Uebrigen die heitersten Gespräche führten, Anekdoten von Reisenden erzählten, die in ihrem Bestreben, Alles kennen lernen zu wollen, in der Regel gar nichts oder gerade das Uninteressanteste sehen, und laut darüber scherzten und lachten, still und in sich gefehrt.

„Was verstimmt Dich so, Herwarth?“ redete jetzt sein Landsmann Eberstein ihn an, „Du bist ja seit heute Morgen wie ausgewechselt! . . . Kann diese Lust, dieser Himmel, diese Landschaft in der Seele eines wahren Künstlers, wie Du es doch bist, trübe Gedanken aufkommen lassen! . . . Sieh dort den zauberischen Anblick! . . . Wie ein polirter Silberhild, in welchem Lust und Land sich wiederpiegelt, liegt der Lago de Tarsaria vor uns! . . . Dort müssen wir rasten! . . . Ich werde unglücklich, wenn ich nicht ein Bild dieses Bildes in mein Skizzenbuch zeichnen kann! . . .“

„Laß uns'ren Freund in Ruhe!“ sprach der Norweger lächelnd, sein Maulthier an die andere Seite Herwarth's lenkend. „Beim Abkosterfeien des Sibyllentempels hat er sich zu sehr in die Geschichte des Alterthums vertieft, die heidnischen Götter angerufen, damit sie den Pinsel ihm genial führen helfen, und darüber macht ihm jetzt sein christliches Gewissen die bittersten Vorwürfe! . . . Weißt Du denn nicht, daß Herwarth Stoßprotestant ist und nichts gelten läßt, als sein orthodoxes Lutherthum?“ „Weit gefehlt!“ fiel Pietro, sich umwendend, dem Norweger ins Wort. „Am Ende kenne ich, der Römame,

Euer Stammverwandten am Allergnauesten . . . Ich weiß, was ihm fehlt . . . Er ist verliebt!

Eberstein und Thordenstiohl lachten laut auf, während Herwarth innerlich zusammenzuckte.

„Unmöglich war's nicht,“ sagte dann der Landschaftsmaler; „denn ich halte dafür, ein klein wenig haben die schönen Römerinnen es und Allen angethan!“

„Besonders die Eine, die allabendlich in ihrer ersten Schönheit über die Passaggiata wandelt und es darauf abgesehen hat, die blonden Jünger der Kunst von jenem der Alpen mit ihren Sidyllenaugen zu bezaubern!“ fiel lachend Pietro ein. „D ich kenne Euch Alle, und amüßte mich schon seit Wochen über Euer sehnüchtes Schmachten, das wir Römer gar nicht kennen . . . Glaubt mir, Freunde, Ihr schlagt den falschen Weg ein! . . . Wer von Euch der schlanten Marchesa ein Lächeln abgewinnen will, der muß mehr Selbstbewußtsein zeigen . . . Eine Römerin ist nicht durch Schmachttende Blide zu erobern!“

„Ist sie wirklich eine Marchesa?“ sagte Eberstein.

„Da hab' ich Dich gefangen!“ rief Pietro heiter.

„Nicht doch, Freund, beruhige Dich! . . . Wir, die wir die Schöne recht gut kennen, wissen, daß sie keine Marchesa ist, wohl aber eine weltliche Heilige, die es in Bezug auf Anstand und Würde jeder Principessa zuvor thut . . . Hat Einer von Euch Lust, auf noble Weise ihre Bekanntschaft zu machen, so sei er offen gegen mich, und ich will ihm Gelegenheit dazu verschaffen! . . . Was meinst Du, Herwarth? . . . Sollte Dein blaugraues Auge nicht in Seligkeit glühen, wenn der dunkle Blick der genannten Schönen es berührt, während Du, über ihre Ähnel gebeugt, die Verse in ihrem Gebetbuche zu lesen simulirst? . . .“

„Dein freundliches Anerbieten weiße ich nicht von der Hand,“ erwiderte Herwarth; „denn wer möchte nicht mit recht vielen Deiner Landsmänninnen Bekanntschaft machen! Was aber Deine Behauptung anbelangt, so muß ich sie als eine irrige bezeichnen! . . . Vielleicht, daß ich liebe, verliebt, was wir Deutschen so nennen, bin ich gewiß nicht! . . .“

„Auch nicht verstimmt?“ warf Pietro dazwischen.

„Nicht eigentlich . . .“

„Aber uneigentlich,“ fiel Thordenstiohl ein.

„Wag sein!“ fuhr Herwarth fort. „Und wenn Ihr denn durchaus erfahren wollt, was mich in diese auffallende Stimmung versetzt, so kann ich Euch den Grund gern mittheilen . . . Ich soll mich von Euch trennen! . . .“

„Nicht möglich!“ rief der lebhaft Römer. „Es ist noch gar kein Grund vorhanden, diesen Grund gelten zu lassen! . . . Was nöthigt Dich, von uns zu gehen? . . . Vertragen wir uns etwa nicht? . . . Waschen wir nicht täglich Fortschritte in unserer Kunst? . . . Fehlt es uns an Amüßements, an Belchungen, an Anregungen? . . . Und ist Rom etwa eine Stadt, wo sich Menschen von Geist und Phantasie auch nur vorübergehend langweilen können? . . .“

„Deine Bemerkungen können nur dazu beitragen, die Gemüthsstimmung, welche mich seit getrennt beherrscht, noch zu verschlimmern,“ entgegnete Herwarth. „Ich finde Rom, wie Du es schilberst, und deshalb mag ich es nicht gern verlassen.“

„So bleibe!“ sagte Pietro. „Ich denke, Du bist ein unabhängiger Mann . . .“

„Nicht so, wie Du meinst! . . . Familienverhältnisse . . .“

„Lassen sich brieflich ordnen,“ fiel Eberstein ein. „Ich lebe nun hier schon in's fünfte Jahr . . . Vor sieben Monaten starb mein jüngster Onkel, dem ich es eigentlich ganz allein zu verdanken habe, daß ich meiner Neigung folgen durfte . . . Es handelte sich um Geldangelegenheiten und ein Testament, dessen Inhalt mir ganz und gar nicht gleichgültig war . . . Man drang in mich zwei, drei Monate lang, daß ich doch nach Hause kommen sollte. Ich aber sagte consequent Nein, ernannte einen Bevoll-

mächtigten, blieb ruhig hier, und habe doch mein Recht bekommen . . . Freilich kurren meine nächsten Verwandten über meinen Künstlererzinsinn, wie sie es nennen, noch ein wenig, daraus jedoch mache ich mir nichts . . .“

„Ich würde nicht anfehen, Deinem Beispiele zu folgen, liegen meine Verhältnisse sich mit den Meinigen vergleichen,“ sagte Herwarth. „Die Dinge liegen aber ganz anders, und darum werde ich mich schließlich doch von Rom und von Allem, was mir daselbst lieb geworden ist, losreißen müssen, und zwar auf Nimmerwiedersehen! . . .“

Herwarth seufzte und ließ den Blick über die Campagna schweifen, hinter deren braunen öden Hügel die Kuppel der Peterskirche auftauchte.

„Auf Nimmerwiedersehen!“ wiederholte Thordenstiohl. „Das hältst Du in Ewigkeit nicht aus, mithin darfst Du auf ein so thörichtes Verlangen gar nicht eingehen! . . . Ich rathe Dir, mach' es, wie Eberstein, und unterhandle mit Deinen Drängern! . . .“

„Wer sind denn die unpositiven Naturen, die Dir so arg zusehen?“ fragte Pietro Coronini.

„Ein sehr liebes, sehr zartes, sehr gebildetes und — man behauptet es, sehr schönes Mädchen . . .“

„Das Du nicht kennst?“ fiel Eberstein ein.

„Das ich im Alter von fünfzehn Jahren kurz vor ihrer Confirmation verlieb, und in dem ich gemohnt war, immer meine zukünftige Braut zu erblicken . . .“

„Echt Deutsch! Sentimental Deutsch!“ rief Pietro ganz ärgerlich. „Ich könnte schelten, daß Du Fürst belächelt vor einem Römer, wenn er in Joren geräth! . . .“

Wenn Du nun hier bei uns, hier im klassischen Lande der Schönheit, ein Mädchen kennen gelernt hättest, das Dein Herz besäße — und ich wage etwas dergleichen zu behaupten — was, Du blonder, ehrlicher, schwärmerischer, kurzsichtiger Tebecco, was sollte dann aus Dir, was aus der Dich liebenden Tochter Roms werden? . . . Wisse, Freund, die Römerinnen verstehen zu lieben, wie keine anderen Frauen auf Erden, aber sie besitzen auch Stärke und Muth genug, um sich an einem Unwürdigen, der sie hintergeht, auf das Fürchbarste zu rächen! . . .“

Die Künstler hatten während dieses Gesprächs den Lago de Tattari erreicht, auf dessen indigoblaum Wasser Spiegel die gelbbraune Häusermasse des hochgelegenen Montecelli, das über die Campagna herüberblickte, wie eine unterirdische Fata Morgana aufstieg. . . . Ein gemeinsames Ah! des Enttädens entglitt den Lippen der Freunde, die sich schnell aus dem Sattel schlangen und die Thiere zusammenfopelten.

Herwarth ergriff den Arm des Römers und schritt mit ihm den Andern voraus das Seeufer entlang.

„Weil Du Voraussehung und an den bloßen Schein knüpfst, kannst Du mich nicht beleidigen,“ sprach er. „Von Rom scheiden zu müssen, schmerzt mich, und würde mich zu jeder Zeit und unter allen Umständen schmerzen. Mühe ich aber meine Seele in Gefangenschaft eines geliebten weiblichen Herzens hier zurücklassen, wahrlich, dann würde das Leben in der Ferne mir eine unerträgliche Last werden, die ich abzuwerfen schmerzlich Anstand nehmen dürfte! . . . Gottlob, mich bindet kein Wort, kein Gelübde! . . . Frei kann ich gehen, wohin die Pflicht mich ruft . . . Dennoch verlasse ich Rom äußerst ungen, und schon jetzt empfinde ich, daß der Tag, an welchem ich der ewigen Stadt Lebewohl sagen muß, der schwerste, düsterste meines bisherigen Lebens sein wird! . . .“

„Und ich erkläre Dich für einen Thoren, für einen unzurechnungsfähigen Schwärmer, wenn Du mit solchen Gefühlen im Herzen von uns gehst, um in Deiner kalten nordischen Heimath vielleicht schredlich enttäuscht zu werden! . . .“

„Darüber läßt sich nicht rechten, Pietro! . . . Du als Römer, als Italiener hast wahrscheinlich andere Ansichten über Pflicht, Dankbarkeit und gegebene Zusagen, als wir

sentimentalen Deutschen... Deshalb bitte ich Dich, ver-
suche nicht, mich mir selbst untreu machen zu wollen!..
Ich gehe, weil das Gebot der Pflicht mir höher steht, als
das eigene Genußen, die egoistische Freude, nur sich
selbst zu leben... Gerade das Opfer, das ich bringen
muß, soll, hoff' ich, zu einer Klammer werden, die mich
unzertrennlich fest an Rom und seine ewigen Zauber
leitet!.."

"Und wann, Du gewissenhafter Eigensinn, willst Du
Deinen schändlichen Plan ausführen?" fiel Oberstein
wieder ein.

"Natürlich vor Eintritt des Winters," entgegnete
Herwarth. "Ich habe nicht die Absicht, wie ein Koffer
zu reisen... So lange ich noch auf italienischem Boden
stehe, will ich auch jede Sekunde geistig genießend bis
auf die Naege ankosten! Das ist erlaubt, ohne daß ich
mir selbst untreu werde, ja ich halte es sogar für ge-
boten. Länger als sechs bis sieben Wochen also werde
ich schwerlich mehr unter Euch weilen!"

"Das geben wir nicht zu!" rief Thordenstiohl. "Du
darfst nicht auch so früh nicht verlassen, weil Du gegen
Dich selbst dadurch zu Felde ziehen würdest!.. Was
haben wir ausgemacht, als wir zu Anfang des Sommers
Nottuno und von da die Villa di Ciccone besuchten?.."

Herwarth schlug sich leicht vor die Stirn.

"In der That, daran habe ich in der gewaltigen
Anfrezger der letzten Stunden nicht gedacht!" sagte er.

"Aber Du erinnerst Dich jetzt doch?.."

"Gewiß!.. Gewiß!.."

"Und bereuest nun, daß Du gebunden bist?.."

"Nicht doch, Freund!.. Ich überlege n.r., wie ich
mich einzurichten habe, um Alles zusammen in Einklang
zu bringen... Hier meine Hand!.. Die Octoberfeste
verlebe ich noch mit Euch in Rom, vorausgesetzt, daß ich
überhaupt lebe!.. Ich muß eben meine Reiseroute etwas
modifiziren..."

"Ich finde es sehr vernünftig von Dir, daß Du
ohne Widerstreben gleich der Wahrheit die Ehre gibst,"
bemerkte Oberstein. "Dafür sollst Du auch belohnt
werden, und zwar in einer Weise, die zu errathen all Dein
Mutterwitz nicht ausreicht!.. Verlasse Dich darauf, daß
ich zu Deinem Wohle in die Fußstapfen weiland Cat-
lina's verdorrten Andenkens trete, und zwar nur,
um Dich für Deine Gewissenhaftigkeit gebührend zu ent-
schädigen... Einstweilen laßt uns hier zwischen diesem
herlichen Granatgebüsch gemächlich niederliegen!.. Als
Küchenmeister und geborener Whaale, wie ihr kalten
Fischnaturen des Nordens die leichtlichen Wiener häufig
schimpft, habe ich nicht vergessen, mich in der Tiroleser
Locanda mit denjenigen materiellen Stoffen zu versehen,
welche Leib und Seele in dieser Welt leidlich gut zu-
sammenhalten, wenn man sich nicht selbst über Kunst,
Natur, Liebe und andere schon mehr dem Himmel ver-
wandte Dinge vergißt!.."

So sprechend stellte der heitere Maler ein paar
Fogelietten nebst einem Silberbecher auf den weichen
Teppich des Kafens, entnaht seiner Meisterstücke römisches
Wagendbrod, Käse und Mortatello, und lud die Freunde
ein, das einfache Mahl sich munden zu lassen.

"Ein Blick in die Tiefe dieses zauberischen Sees,
dem ich gar nichts Tartarusähnliches anmerke, ein zweiter
in den klaren Himmel über uns," fuhr er fort, "wird
uns diesen Naturtisch mit einiger Phantasie in eine
Göttertafel verwandeln. Wir haben mithin für weiter
nichts zu sorgen als für guten Appetit. Was mich be-
trifft, so find meine Verdauungswerkzeuge von bester
Construction. Nehmt Euch also ein Beispiel an mir,
und Ihr werdet Euch am Rande des Tartarus vortref-
lich befinden!.."

Die Freunde ließen sich nicht lange bitten. Munter
kreiste der mit duftigem Dvrieto gefüllte Becher, während
das Gespräch sich noch immer um die Abreise Herwarth's

drehte, die nach allem Vermommenen so gut wie be-
schlossen war.

Pietro Coronini füllte den Becher bis zum Rande.
"Auf eine baldige und dauernde Rückkehr nach Rom
mit oder ohne Weib!" sprach er, ihn Herwarth freud-
zend. "Glückliche Reise mag ich Dir nicht wünschen;
denn das würde klingen, als sähe ich Dich gern von
dannen ziehen... Wann dürfen wir hoffen, uns irgendwo in
der unvergleichlich poetischen Campagna wieder zu sehen?"

Herwarth nahm den Becher aus des Römers Hand.
"Ich kann diese Frage nicht beantworten," versetzte
er. "Das betrübt mich - ich will es nicht läugnen -
und erschwert mir das Scheiden... Es heißt nun ein-
mal bei uns: leb' wohl, geliebte Stadt, auf ewig lebe wohl!"

Er hob den Pokal gegen Rom, eine Thräne glänzte
in seinem Auge und stahl sich, während er ihn leerte,
über seine Wangen hinab... Mit zu Boden gesenkten
Blicken verstimmt die drei Gefährten auf einige Se-
kunden...

"Und ich sage Dir: Du sollst und wirst doch keine
Ruhe haben weder in noch außer Dir in der Heimath,
bis Du wieder den Wanderstab ergreifst und ein Pilger
der Schutzkraft über die Alpen nach Süden ziehst!" be-
theuerte Pietro. "Wer Rom sah und fühlte, ich meine
geistig fühlte in seinem inneren Leben, für den giebt
es außerhalb Roms keine erträgliche Existenz mehr!..
Das haben Hunderte schon gesagt, und unter Allen am
häufigsten die Deutschen!.. Euch ganz besonders hat es
Rom im Guten und Bösen recht eigentlich angehan!..
Ihr könnt Euch des Zaubers, den diese Stadt auf Euch
ausübt, nicht erwehren, mögt Ihr Euch auch noch so sehr
dagegen sträuben!.."

"Du stellst mir damit ein sehr unerfreuliches Pro-
gnostikon," sagte Herwarth. "Damit es mir nicht ge-
fährlich werde, zwingst Du mich, künftig weniger häufig
mit Dir zu verkehren, wie früher..."

"Du mochtest bei meiner Schwester," versetzte Pietro
lachend. "Willst Du mir etwa das Haus verbieten?"

"Wenn nun die Padrona für Dich nicht zu Hause
wäre?.."

"Corpo di Dio, ich würde Dich hassen lernen!"

"Dummes Zeug!" fiel Oberstein ein. "Versteht doch
Weide Eserge!.. Du wirst gleich zu leidenschaftlich, Pietro,
und damit gewinnst Du keine ernste germanische Natur...
Laß mich nur machen, und höre nebenbei auf meine
Rathschläge!.. So lange Herwarth noch in Rom bleibt,
soll er Niemand vernachlässigen, und daß er später -
eine bestimmte Zeit wollen wir nicht festsetzen - hier-
her zurückkehrt, dafür will ich Bürgen sein!"

Herwarth mußte unwillkürlich lachen.

"Zweifelst Du, daß ich es ernsthaft meine?" fragte
er fast beleidigt.

"An Deinem Willen gewiß nicht, aber an Deinem
Können," erwiderte Herwarth.

"Du traust mir wenig Energie zu..."

"Mit Energie allein influirt man nicht auf Andere,
wenn diese fern von uns leben..."

"Doch! Man darf nur wollen und es recht an-
greifen..."

"Dann thue, was Du vermagst!.. Es wäre lächer-
lich, wollte ich Dir den Spatz verderben, von in Dir
ruhenden magischen Kräften nicht Gebrauch machen zu
sollen..."

"Topp?" fragte Oberstein und hielt Herwarth die
Hand hin.

"Von Herzen gern!" erwiderte dieser und schlug
tapfer ein. "Was Dein Wille und Deine Energie über
mich vermögen, damit ich eines Tages zurückkehre nach
Rom, das lei Dir gestatte!.. Ich könnte Dir ja nur
für einen solchen Liebes- und Freundschaftsdienst dankbar
sein... Leider weiß ich, daß kein Baum in den Himmel
wächst!.."

„Ihr habt's gehört, Pietro, Thordenskiold!" sprach Eberstein mit einer gewissen Feierlichkeit. „Er kommt zurück, wenn ich's vermag!.. Und bei den Göttern der Unterwelt sei geschworen, daß ich nicht rasten und nicht ruhen will, bis ich in Erfüllung gesehen sehe, was wir Alle wünschen!.."

Ein leichter Windhauch kräufelte das klare Wasser des Sees... Das Abbild Montecelli's stützte darin zusammen, als wankte der Berg, der es trug, unter den zermalmenen Stößen eines heftigen Erdbebens... Ueber die Campagna glitten dunkle Wolfschatten, die sich am fernern Horizonte verdichteten...

„Versuche die alten Götter nicht!" sprach Pietro, den silbernen Becher nochmals mit Orvieto füllend. „Troph der Heiligen, die uns säugen, schleichen sie doch noch um ihre zerstörten Tempel, und wer sie anruft, dem heften sie sich unsichtbar an die Fersen!.."

„Bist Du abergläubisch, Pietro?" fragte Eberstein scherzend.

„Nicht mehr wie nöthig, um religiös zu sein," gab dieser zur Antwort, indem er aufstand und seine Begleiter zum Aufbruch mahnte. „Ich traue dem Wetter nicht recht," fuhr er fort. „Wir haben noch eine anständige Anzahl Mägden zurückzulassen, ehe wir die Vorta erreichen, und in jetziger Jahreszeit von starkem Gewitterregen durchnäßt zu werden, pflegt häufig der Gesundheit nachtheilig zu sein... Wir sind jetzt Alle befriedigt... Das zerronnene Landschaftsbild hat sich unauslöschlich unserm Gedächtnisse eingeprißt; willst Du es also noch malen, und eine oder die andere Farbe will Dir nicht gleich einfallen, so frage nur an bei uns, und Du sollst die genügendste Auskunft erhalten!.. Vergiß jedoch nicht, zuerst in der Behausung dieses zur Adreise sich Rüstenden Dich zu melden, damit Dein Wille immer stark bleibt und er Dir und Deinen magischen Schlingen nicht entschlüpf!.."

Herwarth lächelte, obwohl sein Herz in heimlichem Schmerz zusammenzuckte... Er mußte zu gut, daß, wenn nicht ein Wunder geschah, sein Scheidegruß von Rom ein ewiger sein müsse...

Zweites Capitel.

Dunkle Pläne.

Signora Carlotta, in deren Hause der deutsche Maler Herwarth wohnte, war eine zartgegliederte Frau von schönstem Ebenmaß. Tief schwarzes Haar von üppigster Fülle, große glänzende Augen und ein prächtig geschnittener Mund würden ihr Anwartschaft auf den Ruhm vollendeter Frauenschönheit gegeben haben, wäre der Schattin, welcher auf der Oberlippe lag, nicht gar zu dunkel ausgefallen. In der Tracht eines Montegiano oder Cinghies aus dem Volk hätte sie wohl Mancher für einen aus vornehmer Familie stammenden Jüngling gehalten.

Erst vier Jahren war Carlotta an einen Römer von etwas dunkler Crayenz verheiratet, mit dem sie sehr wenig verkehrte. Bizzo sah Alles und Nichts zu treiben. Bald sah man ihn in den besudeten Kirchen als Fremdenführer, bald lungerte er auf den Straßen herum. Dann wieder verkehrte er häufig in den Stubien der Künstler, für welche er Aufträge der verschiedensten Art übernahm. Am liebsten besorgte er den Neulingen in der ewigen Stadt Modelle, deren Maler und Bildhauer ja nicht entbehren können... Aber auch mit der Geistlichkeit stand sich Bizzo vortheilhaft. Nicht selten sah man ihn in Begleitung von Priestern in Häuser und Kirchen treten, während er einige Stunden später mit vieler Gemandtheit den Cicerone machte.

Um seine junge und mehr als hübsche Frau kümmernte sich der betriebame Bizzo nicht viel. Es schien das ein Abkommen zwischen dem Ehepaar zu sein; denn

Carlotta fragte auch nicht viel nach ihrem Manne, wenn alle Zimmer, über die sie zu verfügen hatte, mit ausländischen Künstlern besetzt waren, die den Werth der römischen Paoli nicht recht zu schätzen wußten. Mit diesen ihren Ingenioren verstand Signora Carlotta vortreflich umzugehen. Sie behandelte Alle mit gleicher Aufmerksamkeit, sorgte für ihre Bedürfnisse, erlauskte mit merkwürdigem Scharfbild die Schwächen jedes Einzelnen und zog Vortheil daraus. Sie ging auch tollwoll auf manchen Scherz ein, besaß aber Klugheit genug, um sich gegen Niemand etwas zu vergeben. Darum nannten sie die bei ihr wohnenden Künstler auch das Muster einer römischen Hausfrau... Selbst einen bevorzugten Freund besaß Signora Carlotta nicht. Ging sie aus, so war Pietro Coronini, ihr nur mehrere Jahre älterer Stiefbruder, der seinen Vater nie mit Augen gesehen hatte, regelmäßig ihr Begleiter.

Herwarth stand nicht höher in der Gunst Carlotta's, als ihre übrigen Hausgenossen, weil aber Pietro als Freund mit dem deutschen Maler verkehrte, sprach sie ihn öfter und nahm Antheil an seinen Arbeiten. Eigentliche Bildung im deutschen Sinne besaß Carlotta nicht. Sie las schlecht und ging mit der Feder höchst stumpfsinnig um. Von Natur aber war sie mit mancherlei geistlichen Gaben so reich ausgestattet, daß sie bei zweckmäßiger Pflege und Entwicklung derselben viele ihrer Schwestern weit überflügel haben würde.

Es ist gar nichts Ungewöhnliches in Italien, daß völlig ungebildete Leute aus dem Volke ein merkwürdig richtiges Urtheil über Werke der Kunst fällen. Kunstsinne ist diesem Volke nun einmal angeboren, und Talent zur Ausübung der Kunst findet sich bei ihm ungleich häufiger, wie bei irgend einem anderen Volke der Welt.

Etwas von dieser glücklichen Begabung war auch, wenn schon völlig unentwickelt, in Carlotta Bizzo vorhanden. Sie endete auf den ersten Blick einen Fehler, der sich in irgend eine architektonische Skizze Herwarth's eingeschlichen hatte, und machte ihn ohne Genuß darauf aufmerksam. Ebenso freimüthig und verständig aber lobte sie auch das wirklich Gelungene, und Herwarth mußte getehen, daß die hübsche junge Frau einen bewundernswürdigen scharfen Blick und ein höchst treffendes Urtheil habe.

Thätiger als die meisten Südländerinnen, hörte man sie bei Allem, was sie vornahm, singen, bald wirkliche Volkswesen, bald Stegreifreime, wie sie ihr gerade einfielen. Herwarth hörte ihr stets gern zu, weniger des Inhaltes der vorgetragenen Lieder wegen, die keinerlei Werth hatten, sondern ihres starken, vollen Mezzo-Soprans halber, der sie befähigt haben würde, bei gründlicher Ausbildung auf der Bühne ihr Glück zu machen... Sang die Patrona nicht, so plauderte sie am liebsten. Es war ihr dann ziemlich gleich, mit wem sie an einen Gespräch anknüpfen konnte, nur sprechen mußte sie. Und sie lief, um Gelegenheit zur Unterhaltung zu finden, im ganzen Hause herum, oder pflanzte sich, wollte es ihr nicht gelingen, einen ihrer Mitbewohner festzuhalten, am offenen Fenster auf, und rebete in dieser Stellung den ersten besten Nachbarn, der sich gegenüber bilden ließ, ohne Weiteres an...

Herwarth erfreute sich des Besuches der gesprächigen Carlotta in seinem Studio ziemlich häufig, und nur in seltenen Fällen verließ sie es wieder, ohne bisweilen die letzten und zudringlichsten Fragen an ihn gethan zu haben...

Einige Tage nach der Rückkehr der Freunde von Tivoli, welche Herwarth arbeitend verließ hatte, ohne Besuche bei sich zu sehen, erwartete Signora Carlotta den Deutschen um die Stunde, zu der er gewöhnlich nach eingekommenem Mittagmahl in der bekannten und viel besuchten Trattoria del Cesare auf der Via de' Condotti, in welcher vorzugsweise die Künstler germanischer Ab-

kunst verlehren, zurückkam, schon auf dem schmalen Vorplatz... Ohne seinen Gruß zu erwidern, trat sie zugleich mit ihm in's Studio, kreuzte die Hände über ihren vollen, von weißem Batist leicht verhüllten Busen, warf den schön gefornen Kopf trozig in den Nacken und sagte, die Kastenflügel bewegend:

„Ich will's nicht glauben, Signor Erardo, daß Sie Non verlassen, wie Pietro behauptet... Wer giebt Ihnen Erlaubniß dazu!... Ich gewiß nicht!“

Die Flammenblinde Carlotta's, die wie ein glühender Funkenregen auf Herwarth herabsprühten, machten diesen ein paar Augenblicke verstummen. Die Signora sah in ihrem halb jornigen Troß so wunderbar schön aus, daß sich der nicht gerade leicht erregbare Deutsche beinahe zu einer Unüberlegtheit hätte fortstreifen lassen. Sieh jedoch schnell fassend, entgegnete er:

„Erlauben Sie, schönste Signora, daß ich Ihnen dieser Nichterlaubnis wegen dankend die Hand küssen darf!“

„Ah bah!“ rief Carlotta, und machte eine Bewegung, die Herwarth keinen Zweifel über die Stimmung ließ, von der sie beherrscht war. „Seien Sie wahr, Signor, und betrogen Sie Diejenigen nicht, die Ihnen ergeben sind!... Sie lieben in Rom keine Noth!“

„Wenn nun aber die Zeit um ist, die ich hier weilen darf, Signora? Ich bin nicht so glücklich, Kom meine Vaterstadt nennen zu können...“

„Das thut das!“ entgegnete mit unerlebbarem Verdruß Carlotta. „Sie leben hier glücklich; Sie bilden sich aus zu einem Künstler ersten Ranges... Sie lieben Rom — das habe ich oft genug aus Ihrem eigenen Munde gehört — Sie sind unabhängig, reich — Eddoons, was zwingt Sie, von uns zu gehen?“

„Die Liebe zu meinen Blutverwandten, zu meinen Freunden!“

„Ah! Il amore!“ sprach Carlotta, das Wort tief und töndend aus der Brust gleichsam emporziehend. „Il amore!“ wiederholte sie, und ihre Hände verflochten sich in einander. „Ist Marietta nicht meine Schwester, und schön wie ein Engel, sanft wie eine Madonna?... Oher haben Sie nicht mit Marietta am Monte Testaccio getanzt?... Miserabile!“

Herwarth wechselte die Farbe... Die Leidenschaftlichkeit Carlotta's, die er noch nie so erregt gesehen hatte, kam ihm sehr unangeleg... Dennoch war es ihm lieb, daß der Born der schönen Römerin ihm gleich die Quelle zeigte, aus welcher derselbe sprudelte... Eins nur machte ihn unruhig und nöthigte ihn, vorsichtig und latibslutig aufzutreten — hatte diese seltsame Gebahren Carlotta's vielleicht Pietro Coronini veranlaßt?... Mit directen Fragen war das der bereits gereizten Frau nicht zu erreichen... Herwarth mußte zunächst auf Mittel sinnen, welche die Aufgeregte beruhigten und ihr Mißtrauen gegen ihn beschwichtigten.

„Ich hoffe noch mehrmals mit Signorina Marietta zu tanzen, wenn sie sich meiner nicht schämt,“ sagte er harmlos, während er Platz vor seiner Staffelei nahm, einen der wenigen im Studio befindlichen Strohstühle dicht an seinen Sitz heranzog, und Carlotta durch sprechende Gebärde einlud, sich neben ihn nieder zu setzen. „Wenige Male nur sah ich seit dem letzten Zusammensein mit Marietta und Ihren Verwandten die jugendliche Schöne, und nie allein, nie untrachtet!... Selbst in der Weste war ihre Eugina stets in der Nähe... Marietta ist stolz geworden, Signora!“

„Arme Schwester!“ seufzte Carlotta und ließ ihre Arme klaffend am Leibe herabhangen. „Sie hat kein Glück, ich weiß es, und hörte sie oft schon darüber flagen, aber sie trägt Schmerzen, brennende Schmerzen um Sie!... Eße Sie diese Schmerzen der Armen nicht gestillt haben, dürfen Sie nicht von uns gehen!“

„Das wird nicht schwer sein, Signora,“ entgegnete

Herwarth. „Nächsten Sonntag besuchen Sie mit mir und Pietro die heilige Messe in der Kirche del' anima... Dann wird Marietta an meiner Seite beten, und ich werde ihrem Herzen die Ruhe geben, die sie begehrt!... Sind Sie mit dieser meiner Zusicherung zufrieden?... Es ist ein Deutlicher, der sie giebt!“

„Per Dio, ich will zufrieden sein, weil ich Wahrheit in Ihrem Auge lese!“ sprach Carlotta, indem ein wohlgefälliges Lächeln um ihren trozig schönen Mund spielte. „Noch heute soll Pizzo der Schwester Ihren Gruß überbringen...“

Sie reichte ihm unbefangenen die Hand, welche Herwarth jetzt an seine Lippen führte, nickte ihm nochmals mit brennendem Blick zu und verließ das Studio... Den ganzen Nachmittag hindurch hörte der Maler sie weder singen noch mit Andern, was das doch ihre Art war, sich heiter und laut unterhalten...

Carlotta's Schwester zählte nur sechzehn Jahre, war sanfteren Gemüths als diese, und konnte, wenn sie betete, bei Malern wohl den Wunsch erregen, sie möchte ihnen als Modell zu einer Madonna sitzen. Thordenstiold, welcher viel in den Kirchen Roms verkehrte, um Studien an Frauentöpfen zu machen, hatte die junge, schöne Römerin in ihrer nationalen Tracht zuerst bemerkt, Erlundigungen über sie eingezogen und später wirklich den Versuch gemacht, das schöne Mädchen zum Sitzen zu bewegen. Pizzo, der sich zu Allem gebrauchen ließ, mußte den Unterhändler machen. Für gewöhnlich handelte der erfahrene Mann, der ein ungemein beherrschbares Gewissen besaß, auf eigene Hand. In diesem etwas delicatesen Falle aber mußte er doch Carlotta mit in's Geheimniß ziehen, um nicht Unannehmlichkeiten von einem Hofmann zu haben, das möglicherweise die Familie seiner eigenen Frau mißbilligen konnte.

Carlotta war nicht abgeneigt, ihre Schwester zu bestimmen, dem fremden Signor Vittore einige Male zu sitzen. Daß Marietta ihre lieblichen Züge einem Madonnenbilde leihen sollte, schmeichelte Carlotta's Eitelkeit, und, da sie eine gewisse äußerliche Religiosität besaß, die sie gern zur Schau trug, so fand sie sogar ein Verdienst darin, wenn die eigene Schwester zu einem Madonnenbilde saß. Indeß auch Carlotta willigte nur bedingungsweise ein... Ihr Stiefbruder Pietro, der ja selbst Künstler war und dem vor Andern ein Urtheil über Frauenschönheit zustand, sollte den Ausschlag geben... Der Römer ward also ebenfalls befragt, man beriet herüber, hinüber, Thordenstiold drang immer heftiger in Pizzo, dieser machte täglich neue Schwierigkeiten, sprach von priesterlichen Einsprüche, von religiösen Bedenken und bergleichen, und ließ dabei durchblicken, daß der fremde Künstler jedenfalls einen sehr hohen Preis zu zahlen haben werde, wenn das unschuldige Kind sich Stunden, ja Tage lang von feierlichen Männeraugen Schuß genauer Absonterfeuerung ihrer Gesichtszüge begaffen lassen sollte.

Thordenstiold begriff sogleich, daß es sich nur um Gewährung des verlangten Preises handle. Da er begütert war und nicht zu fargen brauchte, erklärte er sich bereit, jede Summe für die Vergünstigung zu zahlen, die wunderliebliche Römerin als Madonna malen zu dürfen...

So kam man denn nach langem Verhandeln zum Abschluß. Marietta erschien in Begleitung Pietro's im Atelier Thordenstiold's, und hielt hier regelmäßig und treu ihre Sitzungen ab. Der glückliche Maler mußte nicht genug Rühmens von der überirdischen Schönheit seines Modells gegen diejenigen seiner Kunstgenossen zu machen, mit denen er vorzugsweise Umgang pflog, und da er Niemand versprochen hatte, während der Sitzungen seine Freunde in seinem Studio empfangen zu wollen, so kam bald Dieser, bald Jener, nicht, um das Bild Thordenstiold's zu bewundern, sondern um sich an dem

Anblick des lebendigen Originals zu erlaben, dessenzüge der Maler mit geschickter Hand auf die Leinwand zu übertragen sich bemühte.

Zu diesen Besuchern gestellte sich auch Herwarth, obwohl weder Pietro noch Carlotta ihm Mittheilung von der mit Thorbenstold getroffenen Vereinbarung gemacht hatten. Etwas Auffallendes hatten diese Besuche selbst nicht, denn sie konnten fast täglich in Rom vor. Pietro konnte also dem Bekreundeten nicht verwehren, was er völligen Fremden zugestehen mußte, weil es der Sitte entsprach.

Auf Herwarth nun machte die jungfräulich verschleierte Schönheit Marietta's einen tiefen und bleibenden Eindruck. Er konnte sich nicht erinnern, je früher er ähnliches Mädchen erblickt zu haben, obwohl der Gesichtsausdruck — oder was er nur der Augenausschlag Marietta's — ihm bekannt vorkam.

Die junge Schöne, die ihrer Schwester in vielen Dingen, besonders in allen Handbewegungen und beim Umrwenden des Kopfes ähnelte, sprach gar nicht, und beantwortete selbst direct an sie gerichtete Fragen häufig nur durch Wäde. Herwarth konnte nicht umhin, mit Marietta ein Gespräch zu versuchen. Dabei ward ihm klar, an wen die junge Römerin ihn erinnerte. Der Ausdruck und mehr noch das faszinierende Blauschwarz ihrer großen, mandelförmigen Augen glich auffallend dem einer fernem Verwandten, die ihm von ihren Eltern gemissermaßen zur Frau versprochen war. Herwarth wachte sich schon vor seiner Abreise nach Italien in dem wohlthunenden Gedanken, daß, lehre er einst zurück von seiner Pilgerfahrt ins schöne, sonnige Land der Kunst, liebende Hände sich ihm entgegenstrecken, und ein treues, seelenvolles Augenpaar ihm Glück und Seligkeit in's Herz gießen würden. Er hatte Clementine, die er Cousine nannte, obwohl sie es streng genommen nicht war, immer gern gesehen, hatte sich viel mit ihr unterhalten, im letzten Jahre seines Aufenthalts in der Heimath sich sogar mit ihr genezt, und als er endlich von dannen zog, beruhigte es ihn nicht wenig, daß er sich sagen durfte, er könne dabei immer gleichem Dache mit Clementinens Aeltern eine glückliche Heimath finden für immer!

Nun sah er Marietta, und es ward ihm heiß und kalt in einem Athemzuge. Das war der Ausblick Clementinens und er war es doch wieder auch nicht. Marietta glich überhaupt gar nicht der norddeutschen Cousine Herwarth's. Jene war eine dunkle Blondine mit blendend rothem Teint, diese eine echt italienische Brünnette, unter deren Sammethaut süßliges Gold zu rollen schien. Marietta's Blick war heiß, Clementinens weich kühlend wie Linder, schmelzender Westwind. Und doch fühlte sich Herwarth zu bestehenden Römerin so mächtig hingezogen, daß es ihn beunruhigte, obwohl er sein Interesse für die Schöne mit seiner Neigung zu der fernem Clementine, die ihm ja bestimmt war, entschuldigte.

Pietro Coronini, Marietta's Halbbruder, blieb Herwarth's ermahende Neigung für seine jüngere Schwester nicht lange verborgen, und da er zu bemerken glaubte, daß auch Marietta's Wäde die staltliche Gestalt des Deutschen suchte, so entwarf er rasch einen Plan, der ausführbar war, wenn man nichts überstürzte, sondern ruhig die Zeit wirken ließ.

Nur Carlotta, die Hauswirthin Herwarth's, ward in Pietro's Plan eingeweiht. Dem deutschen Künstler gefiel es von Woche zu Woche besser in Rom. Er fand ungefragt häufig Gelegenheit, Marietta zu sehen und zu sprechen. Nie geschah dies häufiger, als bei kirchlichen Freierlichkeiten, an denen das christliche Rom so überaus reich ist. Aber auch bei weltlichen Belustigungen begegneten sich Herwarth und Marietta, und das Verhältnis, in das sie nach und nach zu einander traten,

ward, wenn auch kein herzliches und intimes, doch ein ziemlich vertrautes. Beide behandelten sich gegenseitig als genaue Bekannte.

So weit lagen die Würfel für das Spiel, welches Pietro, von Carlotta geschickt unterstützt, zu Gunsten seiner jüngeren Halbchwester begonnen hatte, vortreflich. Allein es war ein Stein des Anstoßes zu beseitigen, der Alles wieder verloren gehen lassen konnte, wenn man nicht sehr vorsichtig operirte. Herwarth war indolenter Protestant, und Marietta eine eifrige, fromm gläubige Katholikin!

Der geistliche Beirath Carlotta's, die als berechnende und auf den Vortheil ihrer Familie stets Bedacht nehmende Römerin ihren Bruder von Anfang an auf dies Hinderniß aufmerksam gemacht hatte, gab zwar die klügsten Rathschläge, allein Herwarth machte nicht Wiene, diese beherzigen zu wollen. So genau man ihn auch beobachtete, seine Neigung zu Marietta, die er nicht verbergen konnte, riß ihn zu keiner Unüberlegtheit fort.

Carlotta klagte dem Bruder ihre Noth, dieser berieth sich mit Carlotta's Weidwate.

„Man muß dem menschlichen Herzen nicht zu viel auf einmal zumuthen,“ sagte der Priester. „Es schlägt von selbst heiß und stürmisch, wenn das Blut in fieberhafte Wallung geräth. Eiferjucht macht auch die Klügsten zu Thoren!“

Marietta war schön genug, um sich Anbeter erobern zu können, wenn sie Lust und Neigung dazu gehabt hätte. Sie verehrte, sie liebte Herwarth; sie fühlte sich wohl in seiner Nähe; sie hatte es gern, wenn er mit ihr tanzte, aber sie fand keine Veranlassung, ihn zu quälen, da er ihr weder irgend einen auch nur entfernt bindenden Antrag gemacht hatte, noch auch sie vernachlässigte. Nur, wenn sie ihn absichtlich zu kränken beabsichtigte, konnte sie durch kochendes Betragen sein Herz verletzen und ihn eiferjuchtig machen.

Wahre Liebe verschmäht jede Intrigue, diese unwürdige Waffe, deren sich nur routinirte Kofetten bedienen, um Fesseln für leichtgläubige und leichtfertige Männer daraus zu schmieden.

Pietro leuchtete sehr bald ein, daß man die träumerische Schwester, die sich in dem Gefühle, daß Herwarth ihr von Herzen zugethan sei, glücklich wußte, ganz aus dem Spiele lassen müsse, wenn der Deutsche zu einem entscheidenden Schritte getrieben werden sollte. Nur ganz behutsam erlaubte sich Carlotta der Schwester begreiflich zu machen, daß sie nicht zu großes Vertrauen in Herwarth setzen möge; er sei ein Keber und Kebern sei nichts heilig. Sie ertrug über Marietta's aufbrausende Heftigkeit, die gar nicht in ihrer Natur zu liegen schien, und es kostete der lebenserfahrenen Carlotta Mühe, sie wieder zu besänftigen.

Als sie ihrem Halbbruder Pietro Mittheilung von diesem Vorfall machte, der Beide beehrte, daß die Neigung Marietta's zu Herwarth stärker war als ihr Glaube: sagte dieser:

„Wenn es so ist, müssen wir die Schwester zur Eiferjucht aufreizen, damit sie Herwarth quält und ihn dadurch entweder von sich löst oder ihn unaussprechlich an sich fesselt. Gelingt das Letztere, so wird sich auch Gelegenheit finden, das Thema der Conversion mit unserm blondblonden Heiden aus den teutonischen Wäldern zu besprechen.“

Nun lebte damals eine auffallend schöne Dame in Rom, die Viele für eine geborene, aber im Auslande erzogene Römerin hielten. Man sah sie in allen Museen, Gemallegallerien, in den besuchtesten Kirchen, in Theatern und auf der Passeggiata des Monte Vincio, jenes herrlichen Spazierganges unfern der Piazza del Popolo, von dem aus Einheimische wie Fremde so gern dem unvergleichlichen Schauspiel des Sonnenuntergangs zu sehen.

Die schöne Signora erschien, mo immer sie sich zeigte, stets in Begleitung einer würdigen Waktane, die man für eine nahe Anverwandte derselben hielt. Hiaweilen führten beide Damen in einer eleganten Equipage spazieren, die indeß nur gemietet war. Ein in Livrée gekleideter Kothdienner — auch Pizzo vermahnte es nicht, für gute Bezahlung zu solchen Diensten sich herzugeben — verhalf dann die Stelle eines Bedienten.

Eine so imposante und überall aufstrebende Persönlichkeit konnte nicht lange unbemerkt bleiben. Rom ist reichlich eine Weltstadt, in welcher stets Tausende von Fremden aller Nationen verkehren, und wo der Einzelne, nimmt er nicht etwa durch hohen Rang, Geburt oder Talent eine exceptionelle Stellung ein, unbeachtet bleibt; man hat aber in dieser Stadt ungleich mehr Sinn für das Schöne, als in andern volkreichen Städten. Besonders ziehen ausgezeichnet schöne Frauengestalten sofort die Blicke der zahlreichen Künstler auf sich, die nun einmal zur Staffage römischen Lebens eben so gut gehören, wie die Säulentrümmer und die Tempelruinen des alten Forum.

Marchesa della Sorrento, wie man die blasse, kalte, aber idealisch schöne Dame allgemein nannte, weil sie von Sorrent nach Rom übergeföhelt war, gehörte schon nach einigen kurzen Wochen zu den wenigen Fremden, von denen Jeder sprach, und die Jeder kannte, ohne den Schleier lästern zu können, der über ihre Vergangenheit gebreitet lag. Die Marchesa mochte gegen zwanzig Jahre zählen. Sie wohnte mit ihrer Begleiterin an dem fashionablen spanischen Plage in der Bel-Etage eines gut eingerichteten Hauses. . . . Um die Zeit des Corso schritt sie, gewöhnlich schwarz gekleidet, am Arm der Matrone die Via de' Condotti hinab und mischte sich am Corso unter die übrigen Promenierenden. . . . Später, gewöhnlich eine halbe Stunde vor Ave Maria, hieß sie die spanische Treppe nach dem *passaggio pubblico* des Monte Pincio hinauf, wo sie bis zum Eintritt der Dunkelheit, wenn über der ewigen Stadt tausend Glodenzungen der gläubigen Christenheit verknüngen, das sie der Madonna den letzten Gruß zurufen ließ, verweilte.

Unserer Freunde, sehr eifrige Besucher der erwähnten Promenade, gehörten bald zu den zahlreichen stillen Berechnern der auffallenden Erscheinung, und unterließen nicht, den beiden Damen in angemessener Entfernung zu folgen, oder sie auch zu umgehen, um ihnen bald darauf wieder zu begegnen, damit sie den vollen Anblick der schönen Marchesa haben möchten.

Keiner übte dies Manöver häufiger und mit einer acwiffenen herausfordernden Redheit, als Pietro Coronini. Man sehr verdienen konnte man es ihm nicht, da er fortwährend war und das menschliche Antlitz ihm vorzugsweise fesselte. Gesichtsstudien zu machen, hätte für Pietro großen Reiz und wo sich ihm Gelegenheit bot, diesen Reiz auf sein künstlerisches Auge wirken zu lassen, da entzog er sich derselben gewiß nicht.

Die Marchesa besah ein mächtiges Auge, das sie wohl zu gebrauchen verstand. Es blieb das Reimere, der sie schärfer beobachtete, verborgen. . . . Auch Herwarth, der gleich vielen Anderen Wohlgefallen an der wirklich fesselnden und interessanten Erscheinung fand, die noch durch den Reiz des Geheimnißvollen, das sie umgab, erhöht wurde, und sich einen Umweg nicht verdrießen ließ, um ihr zu begegnen, machte diese Entdeckung. Versuchsweise ging er einen Schritt weiter — er grüßte die Dame. . . . Eine eigentliche Erwidrerung seines Grußes ward ihm zwar nicht zu Theil, das Auge der Marchesa aber glänzte wärmer und ruhte fast fragend auf dem jungen Mann.

„Sie ist eine Kofette, aber eine von der verschlagentesten Art, nebenbei vielleicht auch noch eine gefährliche Abenteuerin,“ dachte Herwarth und nahm sich vor, die Dame noch eine Zeit lang zu beobachten und auf die

Probe zu stellen. Dabei war er entweder nicht immer ganz vorständig oder er wollte es absichtlich nicht sein, weil sein Herz bei dem kleinen Roman, den er par distance zu spielen begann, nicht in Gefahr gerathen konnte. . . . Die Begegnungen wiederholten sich täglich, und die Marchesa di Sorrento erwiderte jeden Gruß des blonden Deutschen mit seinem Lächeln und durch sprechende Miene. . . .

Das war es, was Pietro wollte, um Marietta eifersüchtig zu machen, damit es zwischen ihr und dem von ihr Geliebten zu einer Erklärung komme. Er versand es so einzurichten, daß Marietta Herwarths sehr unzulässigen Huldigungen, die er, ohne zu sprechen, der schönen Signora darbrachte, beobachten konnte, ohne daß dieser es ahnte. Den erwarteten Erfolg jedoch hatten diese Belauschungen nicht. Mit richtigem, weiblichem Tacte fühlte Marietta aus Herwarths ganzer Haltung heraus, daß derselbe nicht um die Gunst der Marchesa weibe. . . . Sie wollte nichts mehr und nichts weniger darin erblicken, als erlaubte Aufmerksamkeiten, wie jeder junge Mann sie der Schönheit erweist und erweisen darf, ohne sich dadurch zu compromittiren. . . . Von Pietro gedrängt, erklärte Marietta gelassen:

„Ich habe Herwarth mein Herz freiwillig geschenkt; er hat mein Geschenk nicht zurückgewiesen, mithin gehöre ich ihn an. Wenn ich aber sein bin und ohne bleiben will, kann er sich auch von mir nicht mehr trennen.“ . . .

Ein großer Gelehrter war Pietro nicht, diese Logik eines liebenden Mädchenherzens wollte ihm aber doch nicht einleuchten, und er dachte nunmehr ernsthaft über Mittel und Wege nach, um den Geliebten seiner Halbschwester von der Nothwendigkeit zu überzeugen, Marietta zum Altare zu führen.

Der Ausflug nach Tioli und weiter in die Sabiner Gebirge, welchen Herwarth längst schon beabsichtigt hatte, sollte Pietro Gelegenheit geben, ausführlich mit dem Freunde über diese Angelegenheit zu sprechen. Janner jedoch, wenn er schon zu beginnen Wiene machte, trat etwas Störenbes dazwischen, und die Freunde wären jedenfalls nach Rom zurückgekehrt, ohne daß Pietro auch nur ein Wort darüber hätte äußern können, wäre Herwarth nicht durch den Brief aus der Heimath, welchen er in Tioli vorfand, zu den Befürchtungen veranlaßt worden, die er, nichts Arges dabei denkend, seinen Gefährten machte.

Drittes Capitel.

Herwarth's Verlegenheit.

Ohne eine Ahnung zu haben von dem Sturme, der sich drohend über seinem Haupte zusammenzog, beantwortete Herwarth ausführlich das Schreiben aus der fernern Heimath. Daß es ihm schwer werde, schon so bald von der Stadt zu scheiden, die wie keine zweite auf Erden jeden Denkenden mit unsichtbaren Banden umschlingt, verschwieg er den Geliebten in der That nicht. Um aber diese Banden völlig möglichst schmerzlos und für immer abstreifen zu können, wollte er sich nicht über-eilen. Auch das führte er in seinem Antwortschreiben an. Die Octoberfeste will ich noch einmal mit voller Seele genießen — hieß es in seinem Briefe — und dabei zum letzten Male schwelgen in dem berausenden Glück römischen Lebens. . . . Sind diese Zauber vor meinen trunkenen Blicken zertrümmert, besuche ich noch einmal das Capitol, das Forum, die Trümmer der Kaiserpaläste, verträume ein paar schmerzlich süße Stunden im Colosseum, spreche unter der irdischen Himmelskuppel im Sanct Peter ein stilles Gebet, verhülle dann mein Angesicht und sahe, um nur ja kein neues Bild der unvergesslichen Stadt sich meiner trauernden Seele einprägen zu lassen, in finsterner Nacht ohne links noch rechts zu blicken, aus dem Thore. Ist das Glodengeläute Rom's

erst in meinen Ohren verklingen, dann sehne ich mich auch nicht mehr zurück in dieses wunderbare Chaos von Tod und Leben, von Woberrußt und Sonnenglanz, von Jammer und Herrlichkeit, von tieffter Verworfenheit und höchster Seligkeit! Es gehet über Muth und Kraft dazu, um einer so überhöchlich reichen Fülle für immer entlassen zu können . . ."

Kaum hatte unser Freund dies Schreiben zur Post gegeben, als die Scene in seinem Studio sich zutrug, die wir zu schildern versucht haben. Herwarth mußte sich selbst den Vorwurf zu großer Sorglosigkeit und allzu geringer Vorsicht machen . . . Er fühlte, daß Marietta ihm nicht gleichgültig sei, daß er sie entbehren, eine Zeit lang vielleicht sogar schmerzlich vermissen werde. Wenn er aber sein Herz ernsthaft befragte, so lautete die ihm entgegen klingende Antwort doch ebenso beruhigend als entschuldigend. "Ich muß nothwendig mit der kleinen liebenswürdigen Schwärmerin, deren Augen es mir angethan haben, sprechen und sie über unser Verhältnis aufklären," sprach er zu sich selbst. "Diese süßlichen Naturen ergreifen Alles mit erschreckender Leidenschaftlichkeit . . . Sie haben ein Temperament von lobendem Feuer, das sich durch nichts abföhlen läßt . . . Leben! . . . Warum nicht auch noch heirathen? . . . Ich glaube wahrhaftig, die ganze Verwandtschaft der kleinen Heye wäre ganz mit einem solchen Ende meiner Verehrung Marietta's zufrieden, wenn ich den Glauben meiner Väter abschwöre, scheinbar fromm und in Wirklichkeit ein gehorjamer Waffennacht würde! . . . Nun, Gott Lob, soweit bin ich geistig denn doch noch nicht herunter, daß ich ein Paar schöner Augen wegen mein Seelenheil leichtfertig in die Schanze schlage . . . Eher könnte ich mich entschließen, ein Herz zu brechen, obwohl ich schwer und lange darunter leiden würde . . . Hoffentlich aber ist das Unheil, das ich unwillkürlich angerichtet habe oder haben soll, nicht unheilbar . . . Herzen brechen nicht so schnell, und das Herz einer heißblütigen Italienerin erschließt sich am Ende eher noch raschschüttigen Einschlüßerungen, als daß es still und traurnd in sich selbst verlohrt, weil es sich für betrogen hält . . ."

So dachte Herwarth und mit solchen Entschuldigungsgründen, die seinem Wesen entsprangen, suchte er sich zu beruhigen . . . Er vergaß aber über sich selbst Marietta nicht. Klar zu werden nur suchte er sich über die Veranlassung, die ihn dies undemittelte Mädchen aus dem Volke anziehender als die glänzendste Schönheit gemacht hätte . . .

Lange durste unser Freund nicht suchen . . . Die Quelle, der seine scheinbare Neigung für Marietta entsprang, war bald entdekt . . . Ueber diese Entdeckung aber entsetzte sich Herwarth; denn die Neigung, welche er der Römerin zugewandt hatte, galt ja nicht ihr, sondern einer Andern, einer weit Entfernern, die ihm körperlich in der Gestalt des jungen römischen Mädchens nur gegenwärtig zu sein schien! . . . Er fühlte es bis in die geheimsten Fasern seiner Seele hinein, daß er Clementine wahrhaft innig, mit Leidenschaft liebe, und daß, wenn er Marietta liebensoll, ja jährlich begegnete, dieses geistige Sigherfenken in ein ihm fremdes Wesen immer nur der Entzerrern, ihm Unreichbaren galt, mit deren seelenvollen Augen Marietta ihn bezaubernd anblickte! . . .

Ueber dies Ergebnis seiner Selbstprüfung entsetzte sich Herwarth. Er schalt sich selbst einen Verbrecher und mußte sich um so strafbarer finden, je gedankenloser er ein Spiel mit einem ihm volles Vertrauen entgegen bringenden Mädchenherzen getrieben hatte . . .

Nachlos hin und her tastend, hielt es Herwarth zuletzt doch für zweckdienlich, wenn er sich einem seiner Freunde entdeckte. Mehrere in's Vertrauen zu ziehen, erschien ihm bedenklich, da alsdann wenigstens ein Meinungsaustausch unter den Wisenden kaum ausbleiben

konnte. Der Nächste war Eberstein, dessen heiteres Temperament der ganzen Angelegenheit vielleicht eine weniger düstere Seite abzugewinnen vermochte.

"Mit Verlaub, Freund," erwiederte Eberstein auf Herwarth's verlegene Mittheilungen, "es ist das ein Haubel, der Dich in große Angelegenheiten bringen kann! . . . Was Dein Verliebtheit in das Mädchen der Ferne anbelangt, so mache ich mir darüber kein Urtheil an. Eine solche Liebe, die geistig das Original umfaßt und körperlich mit der Copie zu scherzen und zu tändeln sich erlaubt, ist mir zu mystisch . . . Dergleichen schlägt in das Capitel der geistigen Bahrtverwandtschaften, und das ist mir ein Buch mit sieben Siegeln . . . Zum Glück können wir von diesem Trüchtleitern Deiner Neigung absehen, da Deine in Dich vergaßte Römerin es schwerlich begreifen würde . . . Halten wir uns an das Faßbare und sehen wir zu, daß wir es sobald und so gut wie möglich in ein nicht mehr Haltbares verwandeln können! . . . Wie nimmst ich Pietro?"

"Ich habe mich wohl gehütet, mit ihm über den mich ängstigenden Fall zu sprechen . . ."

"Kann ich begreifen . . . Dennoch mußt Du es thun . . . Er vermag mehr als Carlotta . . . Verschweigere Dich seiner Freundschaft, seiner Heißhülle und Marietta muß schweigen . . . Du warst mit der Schönen nie allein?"

"Nicht einmal in der Kirche! . . . Ich bin bekannt genug mit römischen Sitten und Bräuchen, um die Grenzen der Eitelkeit sehr streng einzuhalten . . ."

"Dann bist Du auch zu retten! . . . Aber freilich es wird Mühe und Geld kosten . . . Für Geld jedoch kannst Du ebenso gut hier, wie andernwärts den Teufel in einen Sack fassen und ihn einem Priester zum Kauf anbieten . . ."

"Und wenn Marietta sich nicht zur Ruhe verweisen läßt?" warf Herwarth ein.

"Sei doch kein Thor!" tröstete ihn Eberstein. "Denke, daß wir in Rom leben, daß Deine Piametta sehr fromm ist, und daß ein Wort, ein Wink des Priesters bei solchen Naturen Wunder wirkt! . . . Erst also komme mit Pietro auf's Reine und finde Dich mit ihm ab . . . Durch Pietro öffnest sich Dir das Zimmer von Marietta's Weichvater, und was dieser will, das geschieht! . . ."

"Wird man dem Kezer auch Gehör schenken?" meinte Herwarth.

"Das Alles hängt von Dir und Deinem Aufstreten ab," entgegnete Eberstein. "Du darfst nicht schüchtern sein, sondern mußt fest und entschlossen sagen: So liegen die Dinge, zu dem und dem bin ich erbötig, auf irgend etwas Anderes aber lasse ich mich unter allen Umständen nicht ein! . . . Macht man dennoch Ausflüchte, so drohst Du mit gefandtschaftlicher Einmischung . . . Von dieser hören die hohen Herren hier nicht gern, weil für die römische Kirche dabei nichts abfällt . . . Ja, wenn Du nicht aus einem vorzugsweise protestantischen Saate wärest! . . . Ich z. B. wäre in gleichem Falle mit Dir viel überlär daran . . ."

Herwarth gab seinem Freunde im Ganzen Recht, zu einem bestimmten Entschlusse aber konnte er doch nicht kommen. Am Meisten mißfiel ihm die in so bestimmte Aussicht gestellte Einmischung der Geistlichkeit . . . Vor dieser hatte Herwarth eine nicht zu überwältigende Scheu, da er in protestantischen Vorturtheilen gegen alles katholische Wesen und insbesondere gegen katholische Kircheneinrichtungen sehr besangen war. Zwar übte der Gottesdienst in den großen Basiliken Rom's einen nicht abzuleugnenden Einfluß auch auf Herwarth, allein dieser Einfluß hatte keine Gewalt über ihn. Er schüttelte ihn ab, sowie er wieder in Gottes freie Natur trat.

Seine Bedenken gegen des Freundes Vorschläge verhehlte er diesem nicht.

"Dann verkennde Dich in aller Gelassenheit mit

dem Mädchen selbst," sagte Oberstein, "versäume aber nie, wenn auch nicht Ohren; so doch Augenzugen bei Deinen Unterredungen zugegen sein zu lassen."

"Ich will es mir überlegen," meinte Herwarth, "zu einem Umwege ist's noch immer Zeit, wenn der gerade nicht zum Ziele führt. . . Weißt Du, daß diese Angelegenheit mir Kom selbst noch völlig verleben wird? . . . Am Ende harre ich zuletzt noch voll Sehnsucht der Stunde entgegen, die mich diesem gefährlichen, in mehr als einer Beziehung verführerischen Boden entrückt, vor der ich im Geiste vor wenigen Tagen noch angstvoll zusammenschauerte! . . ."

"Weil Du zu tief in ein Paar römische Augen sahst und Du Dir dabei einbeteltest, es seien die leibhaftigen Augen Deiner drei- oder vierhundert Meilen weit im kalten, farblosen Norden lebenden semmelblonden Halbbräut! . . . O über Dich Mytiker! . . . Mich dünkt, Du bist aus dem Holze gemacht, aus welchem man philosophische Schulster, wie Jacob Böhme oder phantastische Theologen, wie Swedenborg schnitz! . . . Sieh' Dich nur vor, armer Freund, daß dieser Hang zum Mythischen, diese Neigung, Sein und Schein wie ein Spiel Karten durcheinander zu mischen, Dir nicht noch einmal einen recht argen Streich spielt, der Dich für immer um Deine geistige Selbstständigkeit bring! . . ."

Drittes Capitel.

Auf nächstlichem Spaziergange.

In heller Mondnacht stiegen mehrere Männer die breite Treppe vom Capitol nach der Piazza d'Arca Celi hinab, von wo sie, rechts umbiegend, den Weg nach dem Trajansplatz einschlugen. Sie kamen aus dem Colosseum, dessen gigantische Innere nie granobischer und die Seele in allen ihren Tiefen bewegend, sich darstellte, als in stillen, träumerischen Mondnächten. Ueberhaupt fesselten alle Zauber Rom's nie stärker, als bei Sternennacht und Mondglanz.

„Weshalb weigerte sich Herwarth, Theil an unserer heutigen Partie zu nehmen?“ wandte sich Thordenstiof fragend an Oberstein, mit diesem hinter den Uebrigen einige Schritte zurückbleibend.

„Ich kann es Dir sagen, wenn Du mir reinen Mund zu halten versprichst,“ entgegnete dieser.

„Rein Grab ist schweigsamer, als ich, wenn es ernsthaft verlangt wird,“ betheuerte der nordische Künstler.

„Dann wisse, daß er Hoffnung hat, ein Verhältnis zu lösen, unter dem er in den letzten Wochen schwer genug litt.“

„Giebt Marietta ihn wirklich frei?“

„Er hofft es . . .“

„Nach solchen Aufritten, solchen Drohungen? . . .“

„Römer und Römerinnen sind leidenschaftlich, wie alle Italiener,“ sagte Oberstein. „Man muß sie eben toben lassen, bis sie sich müde geracht haben. Besitzt man so viel Kaltblütigkeit, um diesen Moment abzuwarten, und versteht ihn dann klug zu benutzen, so kommt man auch wieder zu Worte und geht gemächlich aus dem heftigsten Streite als Sieger hervor . . .“

„Aber Pietro und Carlotta!“ warf Thordenstiof ein. „Ich habe es mit eigenen Ohren gehört, daß sie schworen, furchtbare Rache an Herwarth zu nehmen, wenn Marietta feinnetwegen unglücklich würde! . . .“

„Wenn!“ entgegnete Oberstein. „Das eben ist der eigentliche Punkt! . . . Weißt Du denn, ob Marietta überhaupt unglücklich werden kann? . . . Ist es so bestimmt ausgemacht, daß die niedliche Person sich zum Sterben in Herwarth verliert hat? . . . Ich kenne noch manchen jungen Mann, der mit Marietta liebäugelt, und ich müßte schlechterer Augen haben, um nicht zu sehen, daß die verwichene Tochter Roms, wo sie es nur wagen darf, ihr Mondnengesicht ebenfalls ganz vortrefflich zu

gebrauchen versteht! . . . Und endlich müßt Du den berechnenden Pizzo nicht vergessen! . . . Er kennt unterm freundschaftlichen Vermögensverhältnisse, und wenn es ihm einleuchtend wird, daß die Familie mit einer Abfindungsumme besser fährt, als mit Skandalmacherei und weitläufigem Procurren, so zieht er die erstere vor und bringt Frau und Schwägerin nebst einem ganzen Duzend Pfaffen zum Schweigen . . .“

„Möchten Deine Hoffnungen sich erfüllen!“ sagte Thordenstiof. „Geschieht das Unerwartete, so werden wir Hermarth sehr bald scheiden sehen . . . Längeres Bleiben in Rom könnte ihm nach solchem Handel nur ein Feind anrathen . . . Schlichter, äußerlich abmaden läßt sich diese Geschichte, in die unser Freund sich viel zu tief eingekauft hat, eine gelegentliche Rache aber, zu welcher beleidigte Römer aber stets bereit sind, schießt sie nicht aus. Und Pietro ist bei allen seinen übrigen guten Eigenschaften doch ein echter, moderner Römer! . . .“

„Unserer der späten Wanderer, die nur Wenigen begünstigen, lieh sich jetzt das lebhafteste Geplätscher stark strömenden Wassers hören, und schon nach wenigen Schritten wurde das summrnde Gefunkel der schäumenden Cascade von Fontana Trevis sichtbar, jenes prächtigen Brunnens, der jeden Fremden eine Zeit lang festhält, so oft er an ihm vorüber schreitet. Das Licht des Mondes, farbige Bänder um die sprudelnden Wäde windend, verlieh dem Plage einen unbeschreiblichen Zauber, und gefesselt von dem anziehenden Nachbilde, ließen die Künstler ihre trunkenen Blicke auf dem Walle, Wogen und Springen des schönen Elementes ruhen.“

„Das gurr und locht und springt, als wäre die Fluth von hundert Geistern belebt!“ sprach Oberstein. „Ich bin durstig! . . . Es ist der schönste Brunnen Roms, der da zu unsern Füßen plätschert, und mich recht satt, übersatt zu trinken an ihm, wird mir größeren Genuß gewähren, als wenn ich unter frohen Gesellen die ganze Nacht hindurch in der Columbella zechte! . . . Gieb mir Deinen Becher! . . . Ich weiß, Du hast ihn bei Dir, denn Du gehörst ja auch zu den ewig durstigen Seelen! . . .“

Lächelnd reichte Thordenstiof dem Freunde das Glas. Während dieser darauf hart an den Brunnen trat und den springenden Strahl in der Höhlung aufsing, sagte er:

„Trinke Dich lieber nicht satt, Freund! Es könnte Dich später reuen . . .“

„Wie so?“ fragte Oberstein, den übersäumenden Becher dem sprudelnden Strahle entziehend.

„Es wohnt ein Geist in diesem Brunnen, der zugleich beseligend soll und doch auch durch ewige Unruhe denjenigen peinigt, der eine in ihm erwachende Sehnsucht nicht befriedigen kann! . . . Kennst Du die Sage nicht von der Kraft der Fontana Trevis? . . .“

„Wie soll' ich nicht!“ versetzte Oberstein. „Wer aus ihr trinkt, bevor er Rom verläßt, der verliert sich der heiligen Nymphen, und sie giebt ihm nicht Ruhe noch Raft, bis er noch einmal zu ihr zurückkehrt, und weilte er am Ende der Welt!“

So sprechen, setzte er das Glas an die Lippen und leerte es in langem durstigen Zuge . . .

„Da hast Du Dich der gefährlichen Nymphen verlobt!“ sprach Thordenstiof, den Becher wieder an sich nehmend. „Wird Dir nicht bange um Deine Seelenuh?“

„Ueber mich hat dieser Zauber noch keine Gewalt,“ versetzte Oberstein. „Unter zwei, drei Jahren verlasse ich die ewige Stadt noch nicht. Lebt man aber unter diesen Kirchen, Palästen, antiken und modernen Ruinen, kann einen die Sehnsucht, sie zu betrachten, nicht befahlen. . . . Sehnsucht ist die Frucht gewungener Entbehrung. Sollte ich eines Tages, wenn ich von Rom zu scheiden genöthigt bin, die Ahnung in mir aufbämmern fühlen, daß ich fern von diesen Wundern sie dertinsl wieder zu

sehen wünschen könnte, so würde ich von dannen ziehen, ohne hier noch einen letzten Trunk zu schlürfen..."

Thordenkiold sah träumerisch in die im Mondlicht schimmernde Fluth... Ihre Begleiter waren vorausgeschritten... Er stand allein mit dem Freunde neben dem rauschenden Brunnen:

"Was macht Dich so nachdenklich?" fragte Eberstein. "Meinst Du, ich glaube an Fabeln oder liebe mich gar von ihnen dergestalt umstricken, daß ich ihr Slave würde?... Er stand allein mit dem Freunde neben dem rauschenden Brunnen:

"Ich mußte an Herwarth denken," versetzte Thordenkiold. "Gefest, es gelingt ihm, sich frei zu machen von Marietta, was ich ihm von Herzen wünsche, so weiß ich doch sicher, daß der Abschied von Rom ihm Thränen entlocken wird!... Auch wenn wir es nicht sehen sollten, Herwarth vergißt um die ewigen Wunder der ewigen Stadt in tiefstem Herzenweh die bittersten Thränen!"

"Wir könnten ihm das Scheiden erleichtern, wenn Du denkst, wie ich..."

"Du willst ihn hier mit vollen Zügen trinken lassen?" warf Eberstein ein.

"Das ist meine Absicht..."

"Es war auch die meinige. Allein er thut es nicht, denn er ist abergläubisch!"

"Aber ich weiß, daß er die Sage von der Kraft dieses Zaubers nicht kennt!... Wohl zehnmal kam die Rede darauf, natürlich stets im Scherz, und regelmäßig machte sich Herwarth aus dem Staube..."

"Dann hat das Trinken aus der Quelle auch keinen Sinn für ihn," sagte Eberstein.

"Doch!" entgegnete Thordenkiold. "Erst nach dem Trunk erfährt er die Sage!... Schwärmerisch ist er in hohem Grade... Die Aufregung des Augenbides, in dem schon die zukünftige Sehnsucht bereinigt Rom wieder zu sehen, wurzelt, trägt das Jhrige dazu bei... Er wird der Sage Glauben schenken, der Glaube wird in ihm lebendig werden, ihn kräftigen und stärken, und unbekümmert wird er Rom verlassen, weil er die Hoffnung, wo nicht die feste Ueberzeugung in sich trägt, daß er nach Verlauf einiger Jahre mit Weib und Kind nochmals die geheiligten Stätten aufsuchen werde, wo er so lange und so oft seltsame Stunden verlebte!... Herwarth dürfen wir einen solchen Trost wohl als Zehrfünftel mit auf die Reise geben. Er besitzt die Mittel, die Sehnsucht seiner Seele, sobald sie Nacht über ihn gewinnt, zu befriedigen."

"Du könntest Recht haben," entgegnete Eberstein. "Bei alledem aber möchte ich den Freund nicht zu einer Unvorsichtigkeit verleiten... Die Sache ist am Ende für eine reizbare Natur doch zu ernst, als daß man sie bloß für einen harmlosen Scherz ausgehen könnte... Und dann: man soll nie übermäßig mit unbekanntem Nächten spielen!..."

"Also auch Du liegst in Banden des Abergläubens?" lachte Thordenkiold.

"Ich persönlich fühle mich von allen Bänden frei, denn in mir sprudelt ein leichter Lebensmuth. Was aber Andere bewegt, kann ich nicht wissen. Darum lasse uns wenigstens gegen Jedermann schweigen und den Zufall walten, der uns oft glücklicher führt, als der festeste Wille und der überlegteste Plan..."

"Begehrt Du noch einen Trunk aus dem klingenden Zaubersbrunnen?" fragte der Norde, dem Freunde tief in die Augen schend.

"Für heute nicht," versetzte Eberstein. "Wenn aber der Zufall will, daß Herwarth aus der Quelle neue Hoffnung für die Zukunft schlürfen soll, werde ich ihm mit eigener Hand den vollen Becher kredenzen..."

Fünftes Capitel.

Zwischen Freunden.

Gegen seine Gewohnheit war Herwarth spät in der Nacht nach Hause gekommen. Das Zustandekommen der Haus Thür, deren Schloß sich in schlechtem Stande befand, erweckte Signora Carlotta. Am Schrittl erkannte sie ihren deutschen Hausgenossen und forsan floß die leidenschaftliche Römerin der Schlaf.

Herwarth mußte ebenfalls aufgeregt sein; denn Carlotta hörte ihn noch lange in seinem Zimmer auf und abgehen. Erst gegen Morgen schlief sie ein, und als sie erwachte, fand die Sonne schon so hoch, daß sie die Wipfel der Orangebäume im Garten des anstößenden Nachbargauses vergolte.

Zu größter Verwunderung der jungen Frau war Herwarth schon ausgefallen, als sie an die Thür seines Zimmers klopfte. Das bestreimte sie ungemein, und würde sie heftig beunruhigt haben, hätte sie nicht unter dem Zuge der römischen Lampe auf dem Arbeitstische des Malers einen beschriebenen Zettel entdeckt, der offenbar gelegt worden war, damit er der Herrin des Hauses in die Hände falle.

Herwarth machte auf diesem Zettel der Signora die Mittheilung, daß er auf zwei Tage Rom verlassen müsse, daß sie aber überzeugt sein dürfe, er werde ihr bei seiner Rückkehr als Freund die Hand reichen; denn was Signora Carlotta in den letzten Wochen bekümmert und ihm ihre Gunst entzogen habe, sei zur Zufriedenheit Aller in ehrenvoller und friedlicher Weise geschlichtet worden...

"Ha, Pietro!" rief die Römerin aufschauend, küßte das Blatt Papier und verberg es in ihrem Busen. "Nun will ich wohl dafür sorgen, daß Marietta noch glücklich wird!... Der gefährliche Deutsche aber muß fort, fort unmittelbar nach dem Feste!..."

Nach an demselben Tage besuchte Pietro seine Halbschwester. Er hatte mit ihr ein lauges Gespräch unter vier Augen, von dessen Inhalt selbst Pietro nichts erfuhr.

"Ich vertraue Deiner Klugheit!" raunte Carlotta dem Bruder noch in's Ohr, als er von ihr ging. "Nun Du sein Geheimniß kennst, wirst Du es auch zu benutzen wissen!... Ungarne ich vorichtig, aber für immer; er wird Dir und uns dann sicher nicht entgehen!... Marietta ist jung und... berüht!... Ein Mädchen, das nur Sehnsucht, keinen Kummer hat, bleibt lange jung und schön!... Sage ihr Grüße von mir und schule sie gut!... Auf Wiedersehen nach drei Tagen!..."

Herwarth hielt Wort. Eichtlich erheitert trat er Carlotta wieder gegenüber, sah der schönen Frau fragend in die dunkel leuchtenden Augen, drückte mit Herzlichkeit ihre Hände, und sagte:

"Habe ich's nun recht gemacht, Signora?... Jetzt erst weiß ich den Werth der Freundschaft ganz zu schätzen!... Pietro ist eine edle Natur... Wir bleiben Freunde und uns eng verbunden, wenn auch Hunderte von Meilen uns trennen!..."

Carlotta bejahte nur durch eine leichte, graziöse Kopfbewegung. Ihr trotziger schöner Mund blieb fest geschlossen. Deito beredeter war die Sprache ihrer Augen, die Herwarth nach einer Weile mit dem ganzen Feuer südlischer Zaubergewalt anlädelten und ihm sagten, daß er einer völlig Verlorenen gegenüber stehe.

Wo Herwarth sich während seiner kurzen Abwesenheit von Rom aufgehalten hatte, erfuhr Niemand. Mit Fragen wollten den bald Scheidenden auch die Freunde nicht belästigen. Fühlten doch Alle, daß sie ihn dadurch nur in Verlegenheit setzen, vielleicht auch dann beschämte Herzensregungen von Neuem in ihm lebendig machen könnten. Jeder war erfreut, Herwarth wieder heiter und geistig frei zu sehen, und wenn bisweilen ein Zug von Melancholie an ihm wahrgenommen ward, so schrieb man

diesen auf den mit raschen Schritten herannahenden Tag des Abschiedes, dem der begabte Maler unmöglich mit völliger Gleichgültigkeit entgegensehen konnte.

Von Marietta ward nicht mehr gesprochen, und der kochenden Marietta, die noch immer zu gewohnter Stunde ihre beliebten Spaziergänge machte und stets einen Schweiß von Verehrern hinter sich herzog, ging Herwarth absichtlich aus dem Wege . . . Es ließ sich aus seinem ganzen Thun und Treiben erkennen, daß er sich frei machen wollte von jeder Fessel, um ohne Kummer und Reue in entscheidender Stunde der ewigen Stadt Valet sagen zu können.

Mit Pietro Coronini verkehrte er jetzt täglich und zwar so intim, daß seine übrigen Freunde sich durch diese sichtlich Bevorzugung des Römers hätten leicht verletzt fühlen können, wenn sie empfindlich gewesen wären. Diese aber waren verständig und liebten den Freund die scheinbare Zurücksetzung nicht entgeltend. Aufmerksam aber machte ihn Oberstein, indem er ihn eines Abends, wo er Herwarth auf dem Corso begegnete, als eben Pietro von ihm ging, mit den Worten anredete:

„Du hast es ja überaus wichtig mit dem Römer! . . . Wißt Du denn auf einmal ganz und gar mit ihm zusammengewachsen?“

Herwarth schäelte sich Luft mit dem Taschentuche zu, obwohl die Atmosphäre nicht schwül war.

„Nacht mir nur Zeit, Freunde!“ versetzte er gepreht. „Wer eine schwere Arbeit bis zu einem gewissen Termine abzuliefern sich verpflichtet, darf nicht müßig sein, will er mit Ehren bestehen . . . Und ungefähr in solcher Lage bin ich gegenwärtig. Pietro's Freundschaft mir zu erhalten, ihn nicht viel aus den Augen zu lassen, ist die Aufgabe, die ich mir stellen mußte, um mich selbst zu achten und nicht behörig zu werden durch intrigante Fremdlinge . . . Nur einige Tage hab' noch Nachsicht mit mir! . . . Sind diese vergangen und habe ich am Monte Testaccio, wie ich muß, Pietro mein Opfer gebracht, dann gehöre ich Euch wieder ausschließlich . . .“

Oberstein ließ sich gern beschwichtigen, nur konnte er kein richtiges Vertrauen zu dem Römer fassen, der Herwarth so fest umarmt hatte.

„Wir müssen doch in aller Stille ein Auge auf die Weiden haben,“ sprach er zu Thorbenstolb. „Der Blick Pietro's gefällt mir nicht . . . Wenn er sich unbeobachtet weiß, hastet er mit unheimlicher Gluth auf Herwarth, und das macht mir die Freundschaft des Römers bedenklich!“

„Glaubst Du ihn gefährdet?“

„Nicht augenblicklich, vielleicht aber in der Zukunft . . . Dieses Volk trägt nach, und wenn es sich, wie ich zu vermuthen Grund habe, zwischen Herwarth und Pietro um die Erfüllung einer eingegangenen Verbindlichkeit, welcher Art dieselbe immer sein möge, handelt, so wird das Gebächtniß des Römers sich keine Vergesslichkeit zu Schulden kommen lassen. . . Ich bin fest überzeugt, Herwarth hat sich gebunden, ohne die Macht zu besitzen, sich völlig frei machen zu können . . .“

„Ist das Dein Ernst, so muß er berichten, damit wir ihm mit Rath oder That beistehen können,“ meinte Thorbenstolb.

„Wir werden dazu keine Gelegenheit finden,“ entgegnete Oberstein. „Eben deshalb ist ein stilles Beobachten und Ueberwachen des Freundes dessen bester Schutz.“

Beide junge Männer gelobten sich durch Handschlag, dieser Freundespflicht sich gewissenhaft zu unterziehen.

Es war nicht schwer, mit Herwarth täglich zusammen zu treffen. Dieser verwandte nämlich seine ganze Zeit auf den Besuch aller der Verdichteten, die ihm während seines jahrelangen Aufenthalts in der ewigen Stadt lieb geworden waren. Deren gab es eine große Menge; denn wie hätte ein Künstlergemüth sich nicht hundert-

fältig einleben sollen in eine Welt, die von Wundern der Kunst förmlich strotzt? Und nicht nur waren es die Ruinen des alten Rom, unter denen Herwarth Stunden reinsten Glüdes und heiliger Weisheit so oft verlebte hatte, auch die Museen, die weiten, hallenden Säle im Vatican und in den verschiedenen an Kunstschätzen so üppigen Villen römischer Herzöge und Fürsten zogen ihn mit gleicher Gewalt an und übten auf's Neue ihre wunderbar fesselnde Anziehungskraft auf ihn aus.

Überall auf diesen Abschiedswirten, welche Herwarth den Kunstwerken Roms abstatte, war Pietro sein steter Begleiter. Begegneten die andern Freunde den beiden im Schauen Geniekenden, so schien Herwarth verlegen zu werden . . . Er schloß sich dann noch enger an den sein lächelnden und immer gegen die Freunde höflichen Römer, ließ es sich aber angelegen sein, ihren beobachtenden Blicken sich zu entziehen.

Die letzten acht bis zehn Tage seines Aufenthalts nahm Herwarth sich vor, ausschließlich dem christlichen Rom zu widmen. . . Mit der Kunst hatte der norddeutsche Architekturalmaier abgeschlossen. Er wollte nun die Kirchen Roms oder den römisch-katholischen Ritus, dem er von jeher sehr wenig Aufmerksamkeit genöthigt hatte, doch etwas näher kennen lernen. Die Zeit dazu war gar nicht übel gewählt; denn es fielen auf die von Herwarth zu solchen Besuchen festgesetzten Tage gerade eine Anzahl Feste, die mit gewaltigem Pomp gefeiert wurden.

Es ist ein großer Unterschied zwischen der kirchlichen Feier eines katholischen Festes in Rom und in andern Städten der katholischen Christenheit. Die kirchlichen Ceremonien bleiben sich freilich überall in katholischen Kirchen gleich, der poetische Duft aber, der sie umweht und der dem Kron des Wahnsinns zu entsteigen scheint, hat über die Gemüther in Rom ungleich mehr Gewalt, wie irgendwo anders . . .

Herwarth blieb von diesem Zauber des römischen Gottesdienstes nicht unberührt . . . Er bewauchte sich darin, ohne es zu ahnen, noch zu wollen, und wenn er sich auch über die Gefühle, die ihn durchrieselten, keine Rechenschaft ablegen konnte, so mußte er sich doch bekennen, daß, was die Herzen so mächtig zu bewegen, sein Sinne und Geist gleichmäßig zu beschäftigen, und in gewisser Hinsicht auch zu befriedigen vermöge, doch nicht bloß leerer, gehaltloser Tand sein könne . . . Die poetische Schönheit des Ceremoniells beim Gottesdienste beruhte die künstlerische Natur Herwarth's . . . Er fand diese Verehrungsart des höchsten Wesens anziehend, das menschliche Gemüth beruhigend, und wenn er daran dachte, daß er in seiner nordischen Heimath auf diesen Genuß sich immer verzichten müßte, entschloßte ihm ein Seufzer und er fühlte, daß ihm das Herz bei dem Gedanken an die bevorstehende Abreise sehr, sehr schwer ward . . .

Gegen die Freunde sprach sich Herwarth nicht aus. Auch Pietro, seinem treuen Gefährten selbst auf diesen andächtigen Wallfahrten durch die berühmtesten Kirchen Roms, verbarb er sein Inneres. Dieser jedoch errieth, was in der Seele des schwärmerischen Künstlers sich vorbereitete, und je mehr die Zauber der römischen Kirche von der weich gewordenen, in halbe Trauer versenkten Seele des Freundes Besitz nahmen, desto inniger schloß er sich Herwarth an und desto lauter pries dieser das Leben, aus dem ein tückisches Geschick ihn erbarmungslos herauströje . . .

Zu ändern war nun freilich an diesem Geschick selbst nichts mehr, die Vollziehung desselben aber an Herwarth's Leben ließ sich noch etwas hinauschieben. Zu diesem Mittel griff der tief aufgelegte Künstler gerade in dem Augenblicke, wo er mit sich selbst zum Abschlusse kommen sollte.

Oberstein suchte den Freund in der Kirche Santa Maria maggiore, wohin Pietro ihn zum letzten Male

begleiten wollte, wie er gehört hatte. Der Römer fand sich ein Herwarth aber fehlte. . . Das launische Wächeln Pietro's, der Eberstein längst schon unheimlich war, beunruhigte diesen. Er verließ sofort die prachtvolle Basilika und eilte nach der Via Festina, um den vernünftigen Freund in dessen Wohnung zu sprechen.

Herwarth war daheim aber so vertieft, daß er das Kommen des Freundes nicht bemerkte. Er saß schreibend am Tisch und sah erst auf, als Eberstein seinen Namen nannte.

„Was ist Dir? Du glänzt ja!“ sagte der Freund, in das leuchtende Antlitz des Malers blickend. „Empfangst Du erweiternde Nachrichten aus der Heimath?“

„Ueber Herwarth's Stin floß ein leichter Schatten.“

„Das nicht, Freund,“ erwiderte er. „Ich schreibe in die Heimath, weil ich gekommen bin —“

Er stotzte und ließ das sich verschleiende Auge auf den begonnenen Brief sinken.

„Weil Du gekommen bist?“ wiederholte Eberstein.

„Kurz und gut, ich kann augenblicklich hier noch nicht fortkommen!“ fiel ihm Herwarth gereizt in's Wort.

„Ich bin mit meinen Studien noch nicht fertig, mühen müssen sie warten!“

Eberstein blickte den Freund besremdet an.

„Und dieser Entschluß ist Dir so plötzlich gekommen?“ fragte er. „Und erst jetzt, wo Du doch mit dem antiken Rom, wie Du uns erzähltest, längst abgethlossen hast? . . . Deine Cousine wird Dir für eine solche Mittheilung schwerlich sehr dankbar sein. . .“

„Gleichviel,“ versetzte Herwarth, „sie muß sich fügen und wenn sie, wozu ich überzeugt bin, mich wirklich liebt, so wird sie es auch gern thun. . . Es wäre mehr als Thorheit, es wäre fast ein Verbrechen, wenn ich Rom verlasse, ohne mich und meine dürstende Seele bis zum Ueberstromen voll gefogen zu haben an seinen Herrlichkeiten und Wundern! . . . Ich werde es nicht wieder sehen im Leben, und das ist für mich — ich kann's nicht leugnen — ein schredlicher Gedanke, ein Gedanke, der mich beunruhigt, ja häufig geradezu peinigt und ängstigt, als lasse eine Todfänger auf meiner Seele! . . . Um also mit einiger Ruhe scheiden zu können, muß ich mir wenigstens einigermaßen zu genügen suchen. . .“

Dahin geht jetzt mein Streben, und deshalb will ich meinem Aufentshalte noch zwei bis drei Wochen zulegen. . . Wenn Du meine Gründe hörst, wirst Du mir beipflichten. . .“

Pietro wenigstens that es, und er meint es, wie ich zu erfahren Gelegenheit hatte, trotz mancher egoistischen Geleüste, doch aufrichtig gut mit mir. . .“

„Dennoch möchte ich rathen, Dich diesem Pietro Coronini nicht ganz gefangen zu geben!“ fiel Eberstein ein.

„Diese Italiener sind wie die Juden; sie haben immer einten geheimen Hintergedanken, wenn sie Jemand Freundlichkeiten erweisen!“

Herwarth schenkte dem Einwurfe des Freundes keine Beachtung. Er fuhr, nur mit sich und seinen Plänen beschäftigt, fort:

„Zu meinem großen Bedauern habe ich während meines Hierseins das christliche Rom unverantwortlich vernachlässigt. Dafür soll ich jetzt empfindlich bestraft werden! . . . Es gibt kaum einen Säulenschaf, ein Capitol, einen Karnies, den ich auf dem unermesslichen Trümmerfelde dieser Weltstadt nicht gesehen, nicht befaßt habe. . . Tag und Nacht, kann ich sagen, lebte, träumte, schwärmte, studirte und schwelgte ich unter Ruinen. . .“

Meine überreichen Wappen, die einen ganzen Koffer füllen, können Jedermann Zeugniß geben von meiner hiesigen Thätigkeit. . .“

Ich bereue sie auch nicht, aber ich besinne und habe gerechte Ursache dazu, daß ich die Zeit meines Hierseins so einseitig benutz habe! . . .“

Du und die übrigen Freunde, ihr Alle kennt meine Abneigung gegen Pflanzentum und Pflanzewelt. . .“

Diese Abneigung, tief in meiner Seele wurzelnd und zum

Theil wohl eine Frucht meiner sehr freisinnigen Erziehung verleierte mir anfangs Rom etwas. . . Das ewige Glockengeläut, das kaum des Nachts schweigt, die zahllosen Priester'schaaren und Kuttenmänner aller nur möglichen Orden, die maßlosen Todtenbrüber, die mir so oft bei nächtlichen Vergräbnissen halb schlafend, halb heulend begegneten und mit gepensstlichen Gluthaugen mich anblickten: dies Alles zusammen hielt mich fern von den Kirchen Rom's, die wir der einzige Stein des Anstosses in der ewigen Stadt waren. . . Selbst die Peterskirche und der Lateran — Du mußt Dich dessen erinnern — besuchte ich nur, wenn ihr mir gar keine Ruhe ließe, und wie ich über den röhmisch-katholischen Cultus dachte, daraus machte ich gegen Niemand ein Geheimniß. . .“

„Denkst Du jetzt anders darüber?“ unterbrach ihn Eberstein.

„Nicht, daß ich wüßte,“ erwiderte Herwarth, von einer leichten Blöthe überhaucht. „Mein Denken hat sich nicht verändert und kann es nie, denn es ruht auf festem Grunde, aber, ich fühle anders, seit ich unter Pietro's Führung, dem ich zu warmem Dank verpflichtet bin, weil er mir eine ganz neue Welt erschlossen hat, die Kirchen Rom's durchwandere. . .“

Es ruht viel Poesie in diesen Gott, den christlichen Heiligen und den Aposteln geweihten Gebäuden — und von dieser Poesie der römischen Kirchen zu naschen, so lange man es darf, sollte die Aufgabe jedes Künstlers sein, der seiner künstlerischen wie geistigen Ausbildung wegen eine Pilgerfahrt nach der ewigen Stadt antritt! . . .“

Jetzt eben schwelge ich im Genuß dieser mir bisher unzugänglich geliebten Poesie, und ich müßte mich wirklich selbst verachten, wollte ich mir ohne vernünftige Veranlassung eine gar zu große Enthaltensamkeit auferlegen! . . .“

Mit scharfem Blicke den Freund fixierend, sagte Eberstein:

„Ich begreife Dich vollkommen. Als Architektur-maler mußt Dich das Innere der hiesigen Kirchen un-gemein fesseln. Nur fällt es mir auf, daß Du früher für diese kirchliche Architektur kein Auge hattest. . .“

Herwarth beugte sich über den angefangenen Brief, dessen letzte Zeilen er lesend überflüg, während er ver-legen die Feder ergriff.

„Ich will nicht hören,“ fuhr Eberstein fort. „Alle unsere Bekannten werden Dir entgegenjubeln, wenn sie Deinen Entschluß erfahren. Wie ungern wir Dich von uns lassen, hat jeder Einzelne Dir schon gelagt. . .“

Wir Alle wären erst zufrieden, wenn Du wenigstens noch einige Jahre hier bleiben könntest. . .“

Die paar Wochen werden Dir nicht viel nützen, wahrscheinlich aber Dir den so lange hinaus geschobenen Abschied nur noch mehr erschweren. . .“

„Und eine krankhafte Sehnsucht in mein Herz pflanzen, aus der es immer neue Schmerzen saugen wird!“

fiel Herwarth leusend ein und reichte Eberstein die Hand. „Ja, ja, es ist, wie Du sagst, und doch — doch kann ich nicht anders! . . .“

Ich glaube, selbst umschlungen von liebenden Armen, gelüßt von den süßesten Lippen, zöge es mich immer wieder zurück nach Rom in ungestillter Sehnsucht, wenn ich zuvor nicht meine Lust ganz gebüßt hätte! . . .“

Eberstein hielt die Hand des Freundes fest in der seinigen.

„Schreibst Du an Deine Cousine?“ fragte er theilnehmend.

„An sie, wie an ihre Eltern,“ gab Herwarth zur Antwort. „Mit meiner letzten geistigen Brant löse ich, wie's einem Verlobten ziemt, um das liebe Geschöpf nicht zu betrüben, und ihrem verständigen Vater sehe ich ruhig auseinander, was mich noch die paar Wochen länger hier zurückhält. . .“

„Thue das, und thue es ausführlich,“ sagte Eber-

sein. „Ich bin überzeugt, es wird Dir leichter um's Herz und eine Art Freude wird über Dich kommen, wenn Du erst aus der Bein dieses Bangens und Bangens Dich entlossen befreit hast. Einen Gefallen aber könnest Du mir, und überhaupt allen Deinen Freunden thun.“

„Gerlich gern, wenn ich's vermag!“

„Das hängt ganz allein von Dir ab, es sei denn, Du hättest Dich dem — Jemand besonders verpflichtet.“

„Eberstein!“ sprach Herwarth vorwurfsvoll und wollte ihn seine Hand entziehen. „Gefällt Dir auch Pietro nicht, so ist er doch kein . . .“

„Diavolo! Wer möchte so etwas behaupten!“ unterbrach ihn Eberstein. „Gerade, weil ich den geschiedenen Römern für einen Menschen, wie Andere halte, sehe ich gar nicht ein, weshalb Du ganz allein mit ihm in den Kirchen herumläufst! . . . Nimm mich, nimm Thordenkiold, den ehrlichen alten Passager und den launigen, trocknen Mohntern aus Vommern mit! . . . Wir möchten von einer so gemeinsamen Wanderung durch die bedeutendsten Kirchen Rom's auch etwas profitieren. Und daß es einen lebhafteren, mannichfacheren und — ich glaube auch tieferen Ideenaustausch unter uns Gefinnungsgenossen gibt, als wenn Du nur auf die Einfüßerungen des einseitig oder besangenen urtheilenden Römers hörst, muß Dir doch einleuchten. . .“

„Gabe Dank für Deine Freundschaft!“ entgegnete Herwarth bewegt. „Ich verstehe Dich, und ich werde Deinen Vorschlag in reifliche Erwägung ziehen. . . Heute jedoch bedarf ich der Einsamkeit, um mich zu sammeln. Morgen früh gebente ich Dich im Café del Greco zu sehen. Pietro erwartet mich im Café dello bello arto am Corso. . . Wir sind mithin allein und können uns verständigen.“

„Es wäre doch sehr angenehm, wenn wir diese kurze Zeit noch recht kamerad- und landsmannschaftlich zusammen leben könnten! . . .“

„Ich wünsche es ebenso wie Du, verlaß Dich drauf!“

„Also drei Wochen legst Du noch zu?“

„Drei Wochen, ja!“ sprach tief aufathmend Herwarth. „Ich hab's geschrieben und mag nichts mehr daran ändern!“

„Sasse Dich kurz, damit Du nicht abermals in Versuchung geräthst!“

„Eine wunderbare, eine schreckliche Stadt — dies Rom!“

„Auf Wiedersehen Morgen früh acht Uhr im Café del Greco! . . .“

„Punkt acht! . . . Ich halte Wort. Adio! . . .“

Sechstes Capitel.

Vor dem Scheiden.

Eberstein theilte unverweilt den Inhalt seines Gesprächs mit Herwarth den Freunden mit, und verfehlte nicht, ihnen die nöthigen Winke bezüglich ihres Verhaltens zu geben.

„Ich hoffe, unsere Dazwischenkunft macht ihn nach und nach frei von Pietro,“ sagte er zu diesen. „Wäre dies aber auch nicht der Fall, so würde durch uns doch eine festere Umströmung verhindern. . . Das ist's, was ich wünsche, damit er sich nicht mehr als nötig bindet. . . Sein Verhältnis zu diesem Römern und dessen Anverwandten wird ihm ohnehin noch manche gute Stunde in der Heimath verderben. . . Hier soll er, ist's irgend möglich, nur noch mit uns genießen, und ich denke, ihr Alle pflichtet mir bei und werdet mich treulich unterstützen, wenn ich Euch bitte: laßt uns Alles aufbieten, damit der scheidende Freund uns heiter und hoffnungsmüthig verläßt!“

Die Freunde waren gern dazu bereit. . . Am an-

dern Morgen stellte sich in dem altberühmten Kaffeehause der Via de Condotti Eberstein um die festgesetzte Stunde ein. . . Bald erschien auch Herwarth, etwas bleich und angegriffen, als ob er die Nacht schlaflos zugebracht habe, aber sichtlich erheitert.

„Das Schreiben hat Dir arg zugelezt,“ sagte Eberstein, ihm Platz an dem leeren, runden Marmorstisch machend, wo er nach römischer Sitte seinen Kaffee mit warmem, größtem Weißbrot verzehrte.

„Oder der Abschied, der mir die Nachtruhe kostete,“ fiel lächelnd Herwarth ein. „Ja, ja, Freund, es ist, wie ich sage. . . Sechs lange Stunden dauerte dieser Abschied, und ich getsehe, daß ich ganz müde, ordentlich hinfällig davon geworden bin. . .“

Er rief dem Kellner zu und bestellte, was er nie gethan hatte, schwarzen Kaffee mit Rum.

„Sieh' mich nicht so verzweifelt absehen an,“ fuhr er fort, „sonst muß ich Dir laut in's Gesicht lachen! Es war schwer, ein Ende zu machen; jetzt, nun es gemacht ist, behnde ich mich zwar schwarz, aber doch wohl. . .“

„Von welchem Abschiede sprichst Du denn?“ fragte Eberstein etwas kleinlaut. „Ich meinte, die kleine Heze sei längst schon beerdigt. . .“

„Was fällt Dir denn ein!“ entgegnete Herwarth. „Von ihr soll und wird nie wieder die Rede sein. . . Pietro ist heute eine Stunde vor Sonnenaufgang nach Neapel abgereist. . . Er will bis zum Frühjahr in Sorrent bleiben, um dort — Studien zu machen. . .“

„Pietro Coronini nach Neapel gereist?“ sprach der erstaunte Eberstein. „So plötzlich? . . . Aus eigenem Antriebe?“

Herwarth's Züge nahmen den Ausdruck eines schwer zu lösenden Räthfels an.

„Frage nicht, Freund, sondern begnüge Dich mit der Versicherung, daß die Abreise Pietro's eine vollendete Thatsache ist,“ versetzte Herwarth. „Es hat dieser Abschied ihm und mir Kämpfe gekostet und eine Kraftanstrengung, die überwinden sein will, ehe es sich wieder vollkommen frei leben läßt. . . Was ich heute verschweigen muß, wird die Zukunft Dir offenbar machen. . . Freuen wir uns vorerst, daß wir die letzten Wochen völlig ungestört unter uns verleben können. . . Ihr Alle, die Ihr behauptet, Ihr würdet mich vermissen, wenn ich einst nicht mehr unter Euch weilen werde, Ihr sollt von heute an keine Ursache mehr haben, über mich Klage zu führen. . . Nur bewahrt Euch freien Will und klaren Urtheil! . . . Vielleicht dämmert dann in Eurer Seele schon, ehe ich noch gehe, eine Ahnung über die Veranlassung auf, die Pietro so unerwartet in die Verbannung trieb. . .“

Eberstein war mit diesen verhallten Andeutungen wenig zufrieden, da sie Vermuthungen widersprechender Art ein zu weites Feld eröffnete. Dennoch mußte er dem Freunde Recht geben, der, nur um die herannaehende Abschiedsstunde sich zu erleichtern, ein Fernhalten alles dessen wünschte, was ihn aufregen, mit Bangen erfüllen und das Gleichgewicht seines Innern in bedenklicher Weise stören konnte. . .

Herwarth blieb übrigens seinem gegebenen Versprechen treu. Vereint mit den Freunden, die mit alleiniger Ausnahme Thordenkiold's, welcher gar keine bestimmten Nationalität angehörten behauptete, Deutsche von edlem Schrot und Korn waren, verlebte er jeden Tag. Erst der Abend, oft auch die Nacht schied die Untertrennlichen. Nur wenige Male zog sich Herwarth früher zurück, um die Einbrüche besser bewältigen zu können, welche der Besuch einzelner Kirchen auf ihn machte. Am nächsten Morgen fanden die Freunde ihn dann gewöhnlich sehr still, auffallend abgesspannt und zerstreut. Fragte der Eine oder Andere ihn, ob er sich unwohl fühle und ob es wohl besser sei, eine Pause zu machen und einmal ausschließlich der Erholung zu leben,

so konnte Herwarth nur mit Würde eine Aufwallung leidenschaftlicher Erregtheit niederämpfen. Jeder sah und fühlte es ihm an, daß er litt, daß er schwere Kämpfe durchzumachen hatte, und daß er aus diesen noch nicht mit triumphirendem Blick als Sieger hervorgegangen sei.

Endlich lagen nur noch fünf kurze Tage vor dem Scheidenden. . . . Herwarth ward immer stiller, dabei aber auch hastiger in seinem ganzen Wesen. Er gönnte sich keinen Augenblick Ruhe, nur um noch möglichst viel Eindrücke in sich aufnehmen zu können.

„Die letzten Stunden geistigen Genusses will ich ausschließlich der Peterskirche widmen,“ sagte er, an einem milden Novembertage von den Höhen des Janiculus herabsteigend, wo er mit den Freunden die Kirche San Pietro in montorio besucht hatte, die angeblich auf der Stelle erbaut wurde, wo der Apostel den Tod am Kreuz erlitt. Die Abendmesse, der die Freunde in der vielfach merkwürdigen Kirche beimohnten, hatte dem nervös Aufgeregten die bittersten Thränen entlockt. . . . Die Freunde mußten fast Gewalt brauchen, um ihn der Schmäule, mit dem stark duftenden Arom reichlich verbrannten Weibrauchs gewürzten Atmosphäre, die betäubend die Sinne umging, zu entziehen. . . . Die fernern Spitzen der Berge Calabriens, in blindefne Schneegewänder gehüllt, glühten in rosigem Glanz, der langsam in dunkles Violett überging, während sich über das feinerne Häusermeer der ewigen Stadt zu ihren Füßen schon die finstern Schatten der Nacht ausbreiteten. Ueber dem Haupte des Monte Cavo stand eine Wetterwolke, in deren Schooße es oft unheimlich leuchtete, ohne daß sie sprühende Blitze nach den schön gelegenen Städten und Fleden des Albaner Gebirges schleuderte. „St. Peter's Dom begreift nur, wer ihn geistig in sich aufzunehmen und hier von Neuem für sich ganz allein zu reconstituiren versteht!“ fuhr Herwarth fort. „Bisher sah ich den Dom nur mit meinen leiblichen Augen. . . . Ich will jetzt versuchen, ob ich für das, was man leiblich nicht sehen, was man mit der leuchtenden Kraft der Wuppille nicht durchbringen kann, ein geistiges Organ in mir entdebe. . . . Den Willen hab' ich — muß ich mit dem zweifelnden Faust ausrufen — doch auch mir selbst bis jetzt noch — der Glaube! . . .“

Um nicht unnütze Zeit zu verschwenden, hat er Thordensfiold, der auf der Ripetta wohnte, um Erlaubniß, für ein paar Tage wenigstens in seinem Logis zu bringen zu dürfen. Dieser ging gern darauf ein, obwohl er dem Freunde gar keine Bequemlichkeiten bieten konnte.

„Ich nehme mit dem steinernen Fußboden als Lager süßlieb, wenn ich mich nur in größerer Nähe St. Peters weih,“ sagte Herwarth und verabschiedete sich von den übrigen Freunden, die alle auf dem Monte Pincio wohnten, in dessen lustigen, hoch gelegenen Straßen sich Fremde am liebsten anzusiedeln pflegen.

„Gibt Acht, Herwarth wird noch von Fieber besallen, ehe er den Staub Roms von seinen Füßen schüttelt!“ sprach der Pommer, der keinen Zug von Sentimentalität besaß. Er wäre gern an Herwarth's Stelle abgereist, weil es ihm wirklich schwer fiel, nun schon in's zweite Jahr auf den materiellen Genuß pommerscher Gänsebräute verzichten zu müssen. „Ich hab' die Beobachtung mehrmals gemacht: sobald einer von unsern Landsleuten oder Schwärmen in's De- und Beschwüthige verfällt, packt ihn das Fieber! . . . Dnehin haben wir schon seit vorgestern Sirocco! . . . Die Luft schmeckt ordentlich fäuerlich vor lauter Electricität, und wenn der alte Berg des Jupiter dort drüben seine schwarze Mitte aufsteht, weiß ich genau, wie viel die Glocke geschlagen hat! . . . Ich sage Euch, der Teufel ist los! . . . Entweder es giebt ein Erdbeben, das die ganze Solfatara sich in einen Pfuhl drennenden Schwefels verwandelt, oder das Fieber bricht aus und schlägt einen treuen Freundschaftsbund mit Dame Cholera! . . .“

„Vorläufig schlage ich einen ruhigen Sitz in einer kühlen Trattaria vor,“ bemerkte Eberstein. Der wird uns Allen wohl thun und Dir die Grillen vertreiben. . . . Für Herwarth stehe ich ein. . . . Vom Fieber, das Du meinst, hat unter Freund nichts zu fürchten. . . . „Gältst Du ihn etwa für gesund?“ warf der Pommer ein.

„Für so gesund, wie ein Mensch sein kann, der früh und Abends sich an Schmerzen erlabt. . . . Herwarth schwärmt, und schwärmend wird er gefunden, wenn Ihr ihn nur sich selbst überlaßt. . . . Wen Sanct Peter krank macht, dem verdirbt er auch wieder zur Gesundheit. . . . Nur ja keine Einrede, sonst freilich könnten wir viel Unglück anstiften!“

„Sage, was Du willst,“ fiel der Pommer abermals ein, „ich bleibe dabei, dieses Herwarth wirft der Schwerm, Rom für immer Valet sagen zu müssen, noch am Abend vor seiner Abreise auf's Krankenlager!“

„Sei unbesorgt, dafür giebt es ein Arkanum! . . .“

„Das Du besiehst?“

„Das ich kenne. . .“

„Und mit welchem Du den Freund gesund machen willst? . . .“

„Das ihn auftridten, ihn kräftigen, ihn begeistern wird, wie einst auf dem Wege nach Damastus Saulus durch die himmlische Stimme zum Paulus bekehrt und zum größten aller Apostel geweiht wurde. . .“

„Nacht und jezt zu eigener Kräftigung einen Weichtrunk nehmen,“ fiel der Kaler aus Wasser ein. „Ich habe einen Durst zum Bergweisel. Leider kann man sich an dem hiesigen Weine — und andere Getränke kennt man ja nicht in der heiligen Stadt der Priester — nicht satt trinken, ohne fürchten zu müssen, man könne unversehens den letzten Trunk gethan haben. . .“

„Meine Hand darauf, ich will Dich vor diesem Unglückstrunk bewahren,“ sagte Eberstein, „obwohl ich sonst der Ansicht bin, daß der letzte Trunk der glückbringendste sein müsse. . .“

„Eine barode Behauptung!“ marmelte der Pommer, während der Wasserer fragte:

„Wie meinst Du das?“

„Daron ich ander Mal,“ versetzte Eberstein, die Stufen zu einem Hause hinaufsteigend, wo es neben acht römischer Küche auch guten Wein und saubere Gläser gab, Dinge, die nicht in jedem römischen Speisehaule gefunden werden. „Hier wollen wir es zunächst mit einem ersten und zweiten Trunk versuchen, bis die Zeit herankommt, welche uns mahnt, auch an den letzten zu denken.“

Siebentes Capitel.

Ein Abend in der Peterskirche.

Sinnend stand Herwarth vor den gepackten Koffern, die mit seinem Namen und dem nächsten Orte, wo er rasten wollte, bezeichnet waren. Nur die handliche Reisetasche, welche die unentbehrlichsten Utensilien aufnehmen sollte, lag noch ungedeckt neben der altrömischen Messinglampe auf dem Tische. . . . Die Staffellei, der er sich nur selten bedient hatte, da er weniger malte als zeichnete, stand bestaubt in der Ecke. . . . Das ganze Zimmer mit den garbinnenlosen Fenstern sah recht öde und unwohnlich aus, dem auch die Wände, an denen früher eine Menge von Herwarth selbst meisterhaft ausgeführter Zeichnungen römischer Tempeltrümmer hingen, waren jetzt lahl. Und doch drang Herwarth's Bild in jeden Winkel des schönen Raumes, in dem er so viele glückliche, ja seltsame Stunden verlebte hatte, und es war ihm unangenehm, daß, nun die Scheidestunde heranrückte, ein Theil seines Daseins in der ihm so lieb erworbenen Wohnung zurückbleiben wollte.

Mittag war vorüber, der Contract bei dem Betturin,

der ihn über Viterbo nach Florenz fahren sollte, unterzeichnet, und mit den Freunden das Abkommen getroffen, die letzte Nacht bis zur Stunde der Abfahrt gemeinsam und in traulicher Unterhaltung zu verbringen.

„Da kommt schon der erste Wächter!“ sagte Herwarth, sich ermannend und nun auch die Reisetasche erfassend, um sie schnell mit den für dieselbe bestimmten Gegenständen zu füllen.

Es war Oberlein, welcher den Freund zu einem letzten Spaziergange nach dem Forum zc. abholen wollte. „Recht so!“ rebete dieser Herwarth an. „Du bist fertig, wie ich sehe.“ Empfiel Dich nun Deiner schwarzäugigen Babrona, aber ohne jegliche Anspannung von Sentimentalität; gieb dem dienstfertigen Bizzo Deine Sachen zur Verorgung an den Vetturin, und drückte ihm zum Andenken noch einen Scudo mit des heiligen Vaters Bilde in die Hand. . . Die Uebrigen erwarteten uns auf der spanischen Treppe, wo sich eben ein ganzer Trupp abruzzeßischer Biffertari niedergelassen hat, die in ihren bunten, malerischen Trachten mit verwilderten Gesichtern und zerlumpten braunen Mänteln eine föhlliche Gruppe bilden, an der man stundenlang mit Wohlgefallen das Auge weiden kann. . . Diesen letzten Genuß darfst Du Dir, wie alles Letzte, das Dir heute noch etwa geboten werden wird, nicht entgehen lassen.“

Herwarth starre, ohne Antwort zu geben, auf die gepackten Koffer.

„Gast Du noch etwas vergessen?“ fragte Oberlein. „Der kann ich Dir irgendwie behüßlich sein? . . . Wir müssen und werden, sonst überrascht uns die Dunkelheit, noch ehe wir das Capitol wieder erreichen. . .“

„Ich kann nicht mit Dir gehen,“ sprach Herwarth gepreßt. „Laß mich allein! . . .“

„Herwarth! . . . Bist Du ein Schwächling geworden? . . . Ein Rohr, das jedem Winnhauhe nachgibt? . . .“

„Schmähe mich, aber laß mich allein! . . .“

„Damit Du eine Thorheit begehen kannst? . . .“

„Ich begehrte allein zu sein!“ wiederholte jetzt Herwarth gebieterisch. „Nach den Gründen, die mich dazu veranlassen, hat Niemand zu fragen. . .“

„Schwach und in Thorheiten befangen sollt Ihr mich alleamtum nicht finden. . . Aber ich muß Frieden haben in mir, sonst taugt ich nicht in Eure Gesellschaft! . . .“

„So verspricht Du zu kommen?“

„Gewiß und wahrhaftig! Um acht Uhr trefft Ihr mich am Fuße der Antoninussäule auf der Piazza di Colonna. . .“

Oberlein ging ungenert allein zu den seiner hartenenden Freunden zurück, allein Herwarth zu zwingen, sich ihm anzuschließen, besah er kein Mittel. . . Verstimmt sagte er ihm ein kurzes Lebenswört und verließ das von ihm so oft besuchte Haus der Signora Carlotta, die er lange nicht mehr gesehen hatte. . .

Herwarth folgte dem Freunde mit spähendem Blick, bis er sich in der Ferne unter den hin und her Wandelnden verlor.

„Nun ist es Zeit!“ rief er sich selbst zu, preßte die geballte Faust fest gegen sein stürmisch klopfendes Herz, warf einen letzten Blick aus dem Fenster, trat, ohne anzulocken, in das Zimmer Carlotta's, schüttelte der hübschen Frau die Hand, lästete ihre Stirn, und stürmte, ehe die Ueberraschte zu Worte kommen konnte, die Treppe hinunter. . . Signor Bizzo hoffte er noch einmal vor dem Hause des Vetturin zu treffen, da dieser industrielle Welter nie eine Gelegenheit veräußerte, die ihm baares Geld einbringen konnte. . .

Eine Stunde später wandelte Herwarth einsam durch die Colonnaden am Peterspiazze. . . Sein Schritt war schwandend. Den römischen Mantel trug er nach römischer Sitte faltig zurückgeworfen über die linke Schulter. Ein locketer römischer Hut, stumpf zugespitzt, bedeckte sein Haupt.

Am Haupteingange zur Kathedrale lehrte der deutsche Maler sich nochmals um und ließ seine Blicke über den unvergleichlichen Platz mit seinem schlanken Obelisk und den beiden Springbrunnen schweifen, die in stiller Luft hoch aufspruhten und in linienartig glühender Staubfächer auseinander flatterten. . . Nun trat er unter das Portal, hob die schwere Lederportiere und schlüpfte in das Heiligthum. . .

Die Peterskirche, dieser größte und fesselndste aller Tempel der Christenheit, ist niemals menschenleer. Er ist es wahrscheinlich nie gewesen, seit das erste Confessor in seinen majestätischen Hallen von Priesterläuten angefüllt wurde. . . Auch jetzt wandelten geräuschlos eine Menne Menschen durch die ungeheuren Räume, ohne daß Herwarth sie beachtete, ja ohne daß er sie gewahrte. Er selbst, versunken in den Anblick, den er suchte, ergriffen von Empfindungen, und sich tiefen hingebend, in denen sein Herz heiß und zitternd, wie das eines Kindes an der Brust der liebenden Mutter schlug, war und fühlte sich völlig allein in jenen berauschenen Augenblicken. . . Geraume Zeit blieb er regungslos stehen, das Antlitz dem Hochaltare zugetehrt, dessen Stufen von der Confession über dem Grabe des Apostels verdeckt wurden. . . In den Kelchen der goldenen Linien glimmten, wie Leuchtfächer zwischen behauenen Blättern, die nie verlöschenden heiligen Flammen, während aus der großen prachtvollen Ampel darüber still und hehr, wie ein Leuchtstern in finstlicher Nacht, das klare Licht der ewigen Lampe strahlte. . .

Der Stern, dessen Strahlenglanze die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande folgten!“ flüsterte eine Stimme in Herwarth's Seele, die ihm das Herabtill floden machte. . . Er schritt langsam das Schiff entlang, an den Nischenstufen der Papsie vorbei, deren hier die dankbare Kirche und die Gläubigkeit begeisterter Künstler erhebende Monumente errichtet hat. „Mir leuchtet dieser Stern nicht, mir hat sein besuchendes Licht nie die Seele erwärmt.“ gab es Antwort in ihm, „und eben deshalb treibe ich ruhelos und ewig unbefriedigt auf den trüb rollenden Wogen des Lebens dahin! . . .“

Jetzt näherte sich Herwarth dem Raume unter der Riesentuppel. . . Weichranthwölken segelten duftend von einem Seitenaltare herüber, an welchem Messe gelesen ward. Mehrere Frauengestalten lagen knieend, in Andacht versunken, auf dem Boden. . . Herwarth achtete auch dieser Betenden nicht. . . Er wollte allein sein, wie alle Diejenigen es ohne Zweifel ebenfalls waren, die eine ähnliche Seelenstimmung in die Basilika St. Peter's getrieben hatte. . . Was auch ging ihm die Messe des katholischen Priesters an? . . . So wenig er die Flüsterworte derselben hörte, so wenig Verständlich hatte er für den Sinn, welcher sich in den Worten verbergte oder doch verbergen sollte. . . Und Herwarth war ja auch nicht gekommen, um hier zu beten, durch Gebet sein Herz zu erleichtern, oder gar nur anzubeten; nein, er wollte nur noch ein letztes Mal völlig ungekört das große Bild des wunderbaren Domes seines Gedächtnisse einprägen, um gleichsam ein architektonisches Abbild davon für immer mit sich herumzutragen und es jederzeit von Neuem mit Hilfe der Phantasie in sich aufbauen zu können. . .

Es gibt keinen Sterblichen, der nicht von Schauern der Andacht überrieltet wird, wenn er zum ersten Male am Rande der Confession, die sich über dem Grabe Petri's erhebt, sein Auge zur lichten Wölbung der Peterskuppel aufschlägt. An dieser Stätte fühlen wir uns dem Ewigem näher, dem Urquell alles Lebens verwandt, mögen wir glauben oder nicht glauben. . . Der Leuchtstimmige wird ernst, den Spötter beschämte ein ahnungsreiches Bangen. . . Wie aus Himmelshöhen sehen die ersten, würdigen Gebilde der vier Evangelisten auf uns herab, und es ist uns, als brängen die

Blide ihrer steinernen Augen tief in unser Herz! . . . Wie! . . . Bewegt sich nicht in zitterndem Zwielt die Niesenfeder des Johannes? . . . Liegt wohl gar unser Schuldbuch aufgeschlagen vor dem Jünger des Herrn, der an seinem Herzen lag, und schläft er vielleicht jetzt eben die Rechnung ab über unser Erdendasein? . . .

Herwarth glaubte wirklich die Feder in der Hand des Evangelisten sich bewegen zu sehen, und ein Jagen der Seele erfasste ihn, vor dem sein ganzer geistiger Stolz zusammenbrach. . . Das Auge senkend, den Kopf niederbeuge auf die Brust, brach er an der Confession zusammen und Gebetsworte entfielen seinen Lippen. . . In einer der Kapellen stimmte gleichzeitig ein dem Betenden unsichtbar bleibender Priester mit helltönder Stimme den Gesang an: „*Creatori creatoque etc.*“ von weichem, melodischem Orgelpfeil begleitet. . .

Ohne aufzublicken, betete Herwarth, bis Gesang und Orgel verklungen. . . Das Klauschen seidenen Gewänder und das Schlürfen wandelnder Menschen sagte ihm, daß die Kapelle sich entleere. Er richtete sich auf und blidte schüchtern um sich. . .

In breiten Hauptschiff der riesigen Kathedrale bewegten sich eine Anzahl Menschen, größtentheils tief verschleierte, schwarz gekleidete Römerinnen dem Ausgange zu. Unter der Kuppel gewahrte er Niemand, nur an dem Seitenaltare des Nebenschiffes knieten noch einzelne Väter. . .

Herwarth wendete sich, nochmals einen Blick nach den Gestalten der Evangelisten in der Kuppel werfend, ebenfalls zum Gehen. . . Da bannte dumpfes Rollen und das flackernde Licht sprühender Blitze, welche den Mosaisgrund der Niesentempel schillernd beleuchteten, ihn von Neuem an den Platz neben der Confession. In dem grellen Glanzlichte des himmlischen Feuers lebten sich die Jüge der heiligen Männer, durch deren Mund einst allen Völkern der Erde das Wort der Erlösung verkündigt worden war. . . Nie hatte sich Herwarth so tief ergriffen gefühlt von der großen Bedeutung des Wortes Christi, durch welches er seine Jünger zu ihrem Beruf einweihete: „*Gehet hin in alle Welt etc.*“ Heute erst ahnte er die Tragweite dieser Weltmission, und sein Herz krümmte sich unter der Größe und Schwere derselben, die er so lange gänzlich verkannt, vernachlässigt, oft sogar hochmüthig belächelt hatte! . . .

Galt ihm und seinem Unglauben das Dräuen der finstern Blicke, die mit dem flammenden Widerschein der Blitze aus der Kuppel auf ihn herabstießen? War das nicht eine Mahnung, direkt an sein zitterndes Herz gerichtet in der letzten Stunde seines Verweilens an der Gruft des Begründers der christlichen Kirche, die er betrachtete, die er befruchtend in sich wirken lassen mußte?

Seiner selbst nicht mächtig blieb er noch lange, laisen Schrittes sich bald von der Confession entfernend, bald sich ihr wieder nähernd. . . Beim Schein der Blitze, die um die Kirche juckten, achtete Herwarth nicht auf die Zeit. . . Erst, als es rasch dunkelte und die weiten, hohen Räume in der hereinblühenden Nacht für das Auge sich in's Unendliche erweiterten, ring er sich los und strebte mit großen Schritten dem Eingange zu. . . Jeder Schritt auf dem glatten Marmor wedte das Echo hinter den Pfeilern und Statuen. Herwarth schien sich vergehnsacht zu haben, denn es hallte und rauschte um ihn, als müßte eine ganze Schaar Menschen ihm folgen.

Endlich stand er wieder vor der schweren Portiere. Noch einmal schweifte sein Blick träumerisch durch die dämmernde Nacht der Basilika, haletete von Thüränen umflort, an dem Purpurlicht des stillen Sternes in der ewigen Lampe über dem Grabe des Apostels. . . ein tiefer, lauter Seufzer entrang sich seiner Brust, und hinaus wartete er in die heilige Nacht, die ihm mit erquickendem Hauche entgegenfächelte. . .

Das Unwetter war vorübergegangen. . . Jetzt leuchte-

ten die Sterne wieder durch die Wolken und flodten bunte Gwirlanden um die zerfließenden Verlenkonen der Fontänen auf dem weiten stillen Petersplass. Herwarth erlabte noch ein letztes Mal sein Auge an diesem unvergleichlichen Schauspiel, und schritt dann die Colonnaden entlang, um in die Stadt zurückzukehren.

Gerade gegenüber dem Springbrunnen, wo die Colonnaden sich in zwei gleiche Sästen scheiden, trat ihm plötzlich ein verschleierte Weib entgegen, daß er erschroden zurückwich. . . die Fremde hob den Arm, bligte ihn mit feurrigen Augen an und sagte mehr bittend als drohend:

„Erwardo!“

„Marietta!“ klang es zurück von Herwarth's Lippen. „Warum verfolgst Du mich? . . . Du hast mir gelobt beim Haupt der gnadenreichen Madonna. . .“

„Daß ich Dich ziehen lassen, daß ich Dir nicht fluchen will!“ unterbrach ihn die junge Römerin. „D grauamer Freund, meinen Schwur werde ich halten!“ Nicht, um Dich zu martern, folgte ich heute Deinen Schritten, von denen Pietro mich benachrichtigt hatte, ich that es nur, um mein eigenes Herz zur Ruhe zu sprechen. . .“ Marietta schlug jetzt den ihr Anblick verbedenden Schleier zurück und fuhr fort:

„Erwardo, ich sage Dir zum letzten Male Lebewohl, und zwar mit voller Seelenruhe! Heute liebe ich Dich inniger denn je; denn Du hast mich heute erst glücklich gemacht! . . .“

„Laß uns scheiden, Marietta!“ fiel Herwarth ein. „Wozu wollen wir uns noch mehr Schmerzen bereiten? Ich habe das Wort der Vergabung von Deinen Lippen gefaßt, und halte mich deshalb für frei. . .“

„Du bist es, Erwardo, aber nur unter einer Bedingung!“

„Wer gibt Dir das Recht, mir Bedingungen vorzuschreiben? . . .“

„Sanct Peter!“ sprach die Römerin feierlich und streckte ihre Hand aus gegen den Dom, dessen goldenes Kreuz im Sternenlicht matt durch die Nacht leuchtete. „Dein Gebet am Grabe des Apostels, das ich beobachtete, fordert mein Gewissen auf, Dir eine Bedingung zu stellen.“

Ein leises Husten ließ sich hören.

„Wir werden belauscht,“ sagte Herwarth. „Laß uns hinausgehen auf den Platz, wo Niemand unser Gespräch vernehmen kann! . . .“

„Es ist Bizzo, der mich nach Hause geleiten will,“ versetzte Marietta. „Er darf hören, was ich Dir sagen will, obwohl er sich schwerlich darum kümmern wird.“

„Dann mache ein Ende!“ drängte Herwarth, dem die Nähe der jungen Römerin, die ihm nicht gleichgültig war, obwohl er es sich gern eingeredet hätte, mit neuem Bangen erfüllte.

Marietta ergriff rasch die Hand des Malers und legte sie auf ihre hochschlopfende Brust.

„Erwardo!“ sprach sie. „Wenn Du in Deinem Vaterlande nicht finden solltest, was Du suchst; wenn das Herz, das an Deinem Herzen ruhen will, auf welches ich ebenfalls Anspruch habe, Dich nicht verliert, wenn es Dich quält, Dir untertreu oder Dich verläßt: wüßst Du dann meiner in Liebe gedenken, Erwardo, und auf Flügel der Sehnsucht Dich zu mir flüchten? . . .“

Herwarth's Lippen bebten vor Wehmuth. . . Er küßte die Hand Marietta's und stüfterte: „Beim ewigen Gott, ich will! . . .“ „So liebe wohl, geliebter Freund!“ klang es zurück von den Lippen der Römerin. „Du wirst dann mein sein für immer! . . .“

Wie ein Schatten entglitt die klassische Gestalt seinen Blicken. . . Als sich Herwarth geistig wieder zusammengegrafft hatte, war er allein unter den Colonnaden. . .

Die Sterne gossen verklärendes Licht über den Petersplatz aus und harmonisch töndelnd plätscherten die Friesfontänen der Springbrunnen. . .

Aktes Capitel.

An der Fontana Trevi.

Am Fuße der Antoninussäule auf der Piazza di Colonna saß der erschöpfte Herwarth die Freunde bereits seiner wartend.

„Du kommst spät,“ redete ihn Thordenskiold an, „doch bist Du entschuldiget. Das Wetter war recht schlimm und hat auch uns länger daheim gehalten,“ als es und lieb war. . . Bist Du endlich befriedigt? . . .

„Wer auf Erden war es je und wer wird es jemals sein?“ gab Herwarth zurück. „Ich habe mich selbst, so gut es gehen wollte, bezwungen, und bin gefaßt. . .“

„So ist's recht!“ fiel Oberstein ein. „Und damit Deine Fassung einem behaglicheren, der Befriedigung wenigstens nahe verwandten Gefühle Platz machen möge, erlaube, daß ich in der letzten Nacht, die wir gemeinschaftlich in Rom verleben, Dein Führer und Mentor zugleich sein darf. . . Obwohl mir alle Talente zu einem verführerischen Nephistopoles abgehen — denn ich bin eine viel zu offene Natur — kann ich doch behaupten, daß Du durch mich in den letzten Stunden Deines Zusammenseins mehr gewinnen wirst für Dein Herz und für die Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen geistigem und leiblichem Wohlbehagen, als in dreier Jahre erinnerungsreicher Vergangenheit! . . . In diesem Worte, Freund, richte Dich auf! . . . Vorbereitet ist alles Nöthige. . . Ich darf nur winkeln, und das Füllhorn einer römischen Nacht schüttet glückbringend seinen Reichthum über uns aus. . .“

Herwarth hatte dem Freunde gern seinen Arm gereicht und schritt mit ihm in die nächste, links vom Corso abbiegende Straße.

„Wohin willst Du uns führen?“ fragte er.

„Dahin, wo Alles bereit ist, um Rom Dich in der Ferne nicht ganz vergessen zu machen,“ verlegte Oberstein heiter.

„Es ist dafür schon gesorgt,“ meinte Herwarth belommen. „Das Vergessen wird mich weniger quälen, als die Erinnerung. . . Möchte diese Erinnerung mit nur jeberzeit Frieden oder doch erquickenden Lebensbalsam in's Herz träufeln! . . .“

„Gleich sind wir zur Stelle,“ sagte Oberstein. „Da liegt schon der Syrenengesang des schönsten Brunnens Rom's zu uns herüber, den wir so oft gemeinschaftlich bewunderten, und von dem Du ja eine so gelungene Skizze in Deiner Künstlermappe birgst. . . Nahe diesem ewig rauschenden, süße Zauberblieder singenden Quell wartet unser eine römisch gedebte Tafel; denn römisch, *Corpo di Bacco!* sollst und mußt Du speisen, ehe Du zurückkehrst unter die Nachkommen der Veruler, Brutterer oder wie sonst der germanische Urkamm gehenen hat, auf welchen Du Deinen Wiprung zurückführst. . .“

„Ein prächtiger Anblick!“ rief Thordenskiold, als die Fontana Trevi mit ihren sprudelnden und rauschenden Wassern offen vor ihnen lag. „Schade, daß der Mond sein magisches Licht nicht über sie ausgießt!“

Herwarth betrachtete schweigend den herrlichen Brunnen, dem er nach kurzem Verweilen mit den Worten den Rücken kehrte:

„Gewiß, der Anblick fesselt und entzückt! Es ist aber sinnlos, sich von etwas entzücken zu lassen, das man nicht wieder sehen soll. . . Da thut man doch ganz entschieden besser, man wendet sich Genüssen zu, die befriedigen, indem man in ihnen schwelgt. Und ich sage Euch, Freunde, Ihr sollt heute noch einen Schwelger in mir kennen lernen! . . . Wahrlich, nicht in gedrückter, in gehobener Stimmung, ja könnte es sein, in seliger,

will ich unter der Porta del Popolo der ewigen Stadt meinen letzten Gruß, mein letztes Lebenslob zurufen! . . .“

In der wohl bekannten Trattoria wartete der Freunde ein echt römisches Abendmahl, das Allen vorzüglich mundete. Herwarth ließ weder nöthigen noch blieb er hinter den Andern zurück. . . Namentlich sprach er dem Weine gleich von Anfang an fleißig zu, und zwar, ohne, wie der Eingeborene es immer thut, ihn mit Wasser zu vermischen. . . Die Folgen dieses Gemüthes machten sich bald bemerklich. Herwarth ward lebhaft, geprächig, zuletzt beinahe ausgelassen. . . Er scherzte und lachte mehr, als die Uebrigen, und betäubte durch diese forcirte Lustigkeit wirklich die in ihm wühlenden Schmerzen, daß er sie momentan vergaß. . .

Beim Nachtisch, aus Korinthen, getrockneten Feigen und getöckelten Lilien bestehend, wurden feuriger weißer Wein von Jöchia und Lacrimae Christi aufgesetzt. Man stieß auf gut Deutsch mit den Gläsern an, ließ die Heimath, die fernern Freunde, Eltern und Geschwister leben, und versetzte sich geistig in das geliebte Vaterland, nach dem sich doch trotz aller fesselnden Herrlichkeiten der Weltstadt die Verammlen in besonders glücklichen Stunden häufig sehnten.

Der leicht erregbare Maier aus dem schönen Tyrol, von den Geistern des Weins in eine poetische Stimmung versetzt, schlug heimische Gesangsstücke an, improvisirte ein Lied in edelstem Volkston und schloß mit einem meisterhaften Jodel. . . Diesem anregenden Verluße folgten wohlbekannte deutsche Lieder, welche die Freunde mit glücklichem Ausdruck vortrugen. . . Der Gesang aber, obwohl er die Herzen erquickte, stimmte die Versammelten gegen Witternacht doch wieder ernster, wie denn überhaupt der Tiefinn der germanischen Natur den Schall, welcher eine Zeit lang das Präsidium sich angemacht hatte, bald wieder vertrieb. . .

Oberstein verluhte noch einmal durch Anstimmen eines heiteren Burkschuliedes den sich verflüchtenden Humor zurückzurufen, allein es gelang nicht. . . Die Uebrigen waren erschöpft, Herwarth zeigte sich unruhig und sah alle Augenblicke nach der Uhr. . . Der Pommer, der nach reichlichem Weingenuß ernst, ja sogar gerührt werden konnte, probirte seinen kräftigen Tenor, gebot auf gut Studenstück Silenium, und stimmte darauf das melancholisch erste Lied Zollen's an:

„So leib' denn wohl, du altes Haus ic.“

Das waren die Töne, welche in die Herzen Aller Eingang fanden. . . Die vor Kurzem noch so lustigen Freunde wurden, das Lied mit Inbrunst singend, wehmüthig ernst. . . Man füllte noch einmal die Gläser mit Lacrimae Christi und leerte sie, einander die Hände reichend, mit einer gewissen Andacht. . .

„Nun hinaus in die heilige Nacht!“ sprach Herwarth, das schwärmerisch glänzende Auge zum funkelnden Sternensimmel erhebend. „Ja bedarf der Luft, um frei athmen zu können. . . Ein Gang nach der Passaggiata wird mein fiberhaft wallendes Blut beruhigen, und der Ruße bin ich bedürftig, wenn ich ohne Lagen den Fuß auf den Wagentritt setzen soll. . . Kommt Freunde, und begleitet mich nach den schönen Höhen des Monte Vincio! . . . Von dort herab will ich meiner Seele ein Nachbild Rom's einprägen, von der sie zehren kann zu jeder Frist, bis sie die beengende Hülle dieses Körpers abstreift! . . .“

Die Freunde erhoben keinen Einspruch. . . Oberstein hing sich an Herwarth's Arm und war der Erste auf dem freien Plage. Durch das melodische Plätschern und Rauschen der Fontana Trevi wehte ein frischer, erquickender Hauch.

„Ah, das thut wohl bei solcher Herzensgluth!“ sprach Herwarth und küßte seinen römischen Hut. „Laß uns zu dem Brunnen hinabsteigen und in dem feuchten Nebel

seiner rieselnden, springenden Wellen uns abkühlen! .. Ich hörte immer, es wehe und schaffe in ihm eine wunderbar stärkende und heilende Kraft! ..

Eberstein folgte bereitwillig dem Freunde ... Bald stand sie in dem nassen Sprühregen der aufspritzenden Wasserfäden ... Herwart entblöte sein Haupt und sog die feuchten Dünste mit wollüstigen Behagen ein. „Köstliches Arom, dies reines Wasser!“ sagte er. „Wär ich innerlich nicht so heiß, so möchte ich mich wohl an einem Trunkte dieses Wassers laben! ..“

„Du bist nicht erhit, der Wein nur macht Dich heiß.“ versetzte Eberstein, holte seine kleine silberne Trinkschale hervor und hielt sie in den plätschernden Brunnen. Dann sic dem Freunde kredenzend, fügte er hinzu:

„Der letzte Trunk, den das ewige Rom Dir bietet! .. Habe Dich an ihm und lauge mit denselben auch die Wunderkraft ein, welche, von Geistern der Tiefe behütet, in dieser heiligen Quelle schlummert! ..“

Mit buxtiger Lippe schlürfte Herwart die ihm dargebotene Schale aus ... Doch ehe er sie an Eberstein zurückgab, waren die andern Freunde herangekommen. „Halt Du aus dem Brunnen getrunken?“ fragte Thordenskiold auffollend lebhaft.

„Gewiß! entgegnete Herwart. „Sollte ich etwa nicht? Oder ist dabei etwas zu verwundern?“

„Ganz und gar nicht!“ erwiderte Thordenskiold. „Niemehr beglückwünsche ich Dich deshalb von ganzem Herzen ... Durch diesen Trunk bleibst Du Rom für immer erhalten! ..“

„Was soll das heißen?“ wandte Herwart sich fragend an Eberstein, der lächelnd zur Seite getreten war und seine Trinkschale bereits wieder eingesteckt hatte.

„Nichts weiter, Freund.“ versetzte dieser, „als daß Du heute Nacht nicht für immer aus Rom scheidest! .. Dieser Gedanke muß Dich erheitern, erheben und Dich mit frischem Lebensmuth erfüllen! .. Du brauchst Dich jetzt nicht bangend an die liebende Brust Deiner Verlobten zu schmiegen ... Und wäre sie mit tausend Wurzeln an die heimische Erde gekettet, sie muß sich doch eines Tages von Dir lösen und Dir für längere Zeit Urlaub geben! .. Aber aus der Fontana Trevi unmittelbar vor seiner Abreise aus Rom trinkt, den hält es nicht dauernd jenseits der Berge ... Die Sehnsucht zieht ihn fortwährend zurück nach Rom, und nicht eher findet seine schmachtende Seele Ruhe, bis das suchende Auge das Kreuz auf St. Peter wieder über die braunen Hügel der Campagna sich erheben sieht, und die Springbrunnen der ewigen Stadt wieder Frieden in sein klopfendes Herz traweln! .. Das ist die Sage, von welcher die Nixen der Fontana Trevi singen! .. Vernimmst Du nicht ihr Geflüster? .. Und beruhigt es nicht Dein Herz, nun Du weißt, daß die Thore Roms sich nie hinter Dir verschließen können? ..“

Herwart's Antlitz bedeckte sich mit tiefer Blässe und auf seine Stirn traten große Schweißperlen.

„Ist Dir unwohl?“ fragte ihn Eberstein, dem die zitternde Hand des Freundes auffiel. „Solltest Du zu rasch getrunken haben? .. Geiswind, laß uns tüchtig ausschreiten! .. Ehe wir die Passaggata erreichen, fühlt Du Dich wieder so wohl, wie eine Fresselle in ihrem Bergwasser! ..“

„Du hast Unrecht gethan, mich zu diesem Trunk zu verleiten!“ versetzte Herwart. „Ich werde schwerlich Nutzen davon haben! ..“

„Sei nicht so kleinlaut!“ ermahnte Eberstein. „Welche Aussicht für Dich, eines Tages, sie es auch erst nach Jahren, doch wieder nach Rom zurückzukehren! .. Glaube nur daran, und gib Acht, Dein Glaube wird Wahrheit! ..“

„Und doch machst der Glaube nicht immer glücklich!“ entgegnete Herwart. „Ich bleibe dabei, Du hättest

besser gethan, den Becher von meinen Lippen zu reißen, ehe ich das lährende Gift einschlürfte! ..“

„Ruhendes Gift! .. Welche Einbildungen! .. Ich glaube, Du heberst! ..“

„Durch Deine Schuld! .. Aber ich will Dir keine Vorwürfe machen ... Konntest Du doch nicht wissen, daß ich so sonderbar geartet bin! ..“

„Wie geartet?“ fragte neugierig bejort Eberstein. „Du sollst es erfahren, wenn Dein letzter Trunk in mir zu wirken beginnt“, erwiderte Herwart. „Jetzt laß uns von allem Vergangenen schweigen ... Da sind wir schon an der spanischen Treppe! .. Dort dümmern die Gärten des Monte Pincio! .. Laß uns in den breiten Gängen derselben wandeln, bis ich sage: nun ist es genug, nun will ich die Augen des Leibes wie der Seele vor Rom's unerwiesiden Wundern verschließen! ..“

Die Freunde fügten sich dem Wunsch des Scheidenden, der immer mehr von stiller Wehmuth besessen ward ... Ein gemeinshafliches, anregendes Gespräch wollte nicht recht aufkommen ... Gegen vier Uhr Morgens stiegen sie in die stille Stadt hinab ...

Vor dem Hause des Betturin stand der Reisewagen schon zur Abfahrt bereit. Nur die Pferde sollten noch vorgelegt werden ...

Herwart hatte seinen Sitz im Cabriolet neben dem Betturin, der ein freundlicher, noch junger Mann echt römischen Gepräges war ... Vizzio wartete schon längst auf den Signor Vittore, um ja nicht um die letzte buona mano zu kommen ... Herwart fragte nach seinem Gepäck und belohnte den Hömer reichlich ... Dann nahm er rasch Abschied von den Freunden und Wegg von seinem Plage ... Als die Pferde anogen, grüßte er die Zurückbleibenden auf römische Weise durch zuminde Handbewegung ... Alle hörten ganz deutlich, daß er schluderte ...

Eberstein schüttelte den Kopf und sagte, dem fortrollenden Wagen mit Theilnahme nachblickend:

„Sonderbarer Schwärmer! .. Wenn der Trunk aus der Quelle ihm nicht bekommen sollte, würde ich mir doch ein Gewissen daraus machen! ..“

Reines Kapitel.

Die Heimkehr.

In der Nähe des schiffbaren Flusses Oste untern des ehemaligen Klosters Himmelforten lag in fruchtbarer Gegend der Rosenhof, ein werthvoller Grundbesitz, seit mehreren Menschengaltern in der Familie Herwart's-Voldenbagen erblich. Auf diesem Hofe hatte unser Architekturmaler seine Jugend verlebt, bis sein Vater in Folge eines Familiencompromisses seinem Bettur den alten Hof überließ gegen Abtretung eines Fabricwens, das, an dem erwähnten Flusse gelegen, reichen Gewinn abzuwerfen versprach. Herwart's Vater hatte sich nicht geirrt. Das von ihm übernommene Geschäft hob sich in erstaunlicher Schnelligkeit und setzte ihn in den Stand, dem Sohne eine treffliche Erziehung geben zu lassen, wobei er es ihm vollkommen frei stellte, welchen Beruf für's Leben er sich erwählen möchte. So verlief denn die Jugend Herwart's unter den glücklichsten Auspicien. Er burfte ganz seinen Neigungen folgen, gleichviel ob diese einen mehr oder weniger bedeutenden Kostenaufwand erforderten.

Bettur Voldenbagen, ein leidenschaftlicher Landmann, bewirthschaftete mit gleichem Glücke die einträglichen Ländereien des umfangreichen Rosenhofes, die er wesentlich verbesserte. Auch er hatte nur ein einziges Kind, und zwar eine Tochter, die mannigfache Anlagen besaß, sich schnell entwickelte, und schon in frühen Jahren zu einer seltenen Schönheit erblühen zu wollen schien.

Herwart, um acht Jahre älter als Clementine, kam mit seiner hübschen Cousine häufig zusammen, da es

Sitte war, daß in der guten Jahreszeit entweder Clementine mehrere Wochen bei Herwarth's Aeltern zubrachte, oder daß Herwarth in den alten, malerischen Rosenhof übersiedelte.

Durch diesen häufigen Verkehr mit einander wurden Herwarth und Clementine so vertraut wie Geschwister. Beide waren glücklich, wenn sie sich wiedersehen und längere Zeit wieder zusammen unter einem Dache leben konnten. Den beiderseitigen Aeltern gefiel das zwischen ihren Kindern sich von selbst gestaltende Verhältniß, und sie beschloßen, es zu deren eigenen Besten zu benutzen, um den Besitz der Herwarth's-Boldenhausen nicht zersplittern zu lassen, worauf entfernte Verwandte, mit denen die Familie schon längere Zeit auf gespanntem Fuße lebte, speculirten. Selbst in heimlicher Stille Intriguen anzuzetteln, verschmähten dieselben nicht.

Solchen Klauen und Intriguen war für immer die Spitze abgebrochen, wenn es gelang, Herwarth dergestalt an Clementine zu fesseln, daß er das junge, in der Entwicklung begriffene Mädchen als seine bereinstige Verlobte betrachtete. . . Die Aeltern wollten, um diesen Plan sich verwirklichen zu sehen, durchaus nicht unangenehm verfahren, selbst der Ueberredungskunst sollte nur ein sehr beschränkter Spielraum gegeben werden. Wenn man aber zwei einander geistig ebenbürtigen Persönlichkeiten Gelegenheit verschaffte, sich durch gegenseitiges Erkennen schätzen und lieben zu lernen, so konnte Niemand etwas Anstößiges oder gar Unwürdiges darin erblicken.

Clementine war jung, sehr hübsch, lebhaften Geistes und schwärmerisch für Herwarth's Künstleralent eingenommen. Sie hätte nicht mädchenhaft fühlen müssen, wenn der geschickte Vetter mit dem idealen Johanniakopfe ihr völlig gleichgültig geblieben wäre. Auch hörte sie zu viel Gutes von ihm aus dem Munde der eigenen Aeltern, um nicht verehrend und sehnsüchtig verlangend ihr Auge zu ihm zu erheben. . . Herwarth fühlte sich geschmeichelt, fand, daß die liebliche Cousine ein Paar wunderprächiger Madonnenaugen von räthselhafter Gluth und schwärmerischer Tiefe habe, und beschränkte sich fast ohne Zuthun seiner Aeltern mit dem Gedanken, eines Tages die zur Jungfrau erblühte schöne Cousine als Braut an sein Herz zu grüden. . . Was hätte es auch für ein junges Künstlergemüth Angenehmes und Wünschenswerthes geben können, als die Aussicht, nach einigen im schönen Süden behufs künstlerischer Ausbildung verlebten Jahren sich auf dem romantischen Rosenhofe an der Seite einer jungen Frau zur Ruhe zu setzen, ausschließlich der Ausübung seiner Kunst zu leben und nach Bedürfniß sich mit Freunden zu umgeben oder solche in der Nähe oder Ferne zu besuchen! . . . Es leuchtete Herwarth vollkommen ein, daß, wenn er seinen wie Clementinens Aeltern auf halbem Wege entgegenkäme, er sich eine Zukunft gründen müsse, um die ihn Hunderte beneiden würden. . .

Bei seiner Abreise nach Italien kam es nun zwar zu keinem förmlicher-Verpreden zwischen Herwarth und Clementine, beide junge Verwandte betrachteten sich aber doch als still Verlobte, und in diesem Sinne wurde auch die Correspondenz zwischen ihnen geführt, die nach und nach einen immer intimeren Charakter annahm. Das trauliche Du, an das Beide von jeher gewöhnt waren, umrannte sich mit zärtlichen Schmeichelworten, indem sich beiderseits eine reine, aber warmblütige Neigung kund gab. . . Herwarth fühlte sich ganz glücklich in dem sichern Bewußtsein, Clementine sei seine Braut, sobald es ihm gefallen werde, die entscheidende Frage an sie zu richten. Gerade dies Sichergehen aber ließ ihn zögern. . . Er wollte, ehe er sich fest band, erst leben und genießen, und er hielt es für kein strafbares Vergehen, wenn er als Künstler die Schönheit feierte und ihr huldigte, so oft er ihr begegnete. Zum ernsten Nachdenken über sich selbst kam er erst, als er sich mit dem Gedanken vertraut

machen mußte, daß seine Stunden in Rom gezählt seien, und daß sein Eintreffen im Rosenhofe die Verlobung mit Clementine unmittelbar nach sich ziehen werde.

Herwarth beschleunigte seine Reise erst, nachdem er die Alpen überschritten hatte. Jenseits derselben, wo ihn noch häufig milde Lüfte umfächelten, nahm er sich Zeit, und hundertmal noch blickte er zurück, um in dem rosa-violetten Dufte, der sich gegen Abend über die herrlichen Auen legte, das Schattenbild der ewigen Stadt zu suchen. . .

Ein immer von Neuem wiederkehrendes Schmerzgefühl, so oft er der Freunde im Süden gedachte, blieb ihm treu, bis die rauhe Luft des germanischen Winters seine Schläfe berührte. . . Diese ihm fast fremd gewordene Kälte wirkte lähmend, nervenstärkend auf ihn. . . Er sog sie mit wollüstigem Behagen ein, das Schmerzgefühl verwandelte sich in ein Schonen, das bei allem Hingähigen, das es in sich trug, doch zugleich auch eine gewisse Befriedigung gewährte. Es war mehr ein Nachhängen lebhafter Erinnerungen, die, je öfter sie aufgesucht wurden, als ein im Innern ruhender Schatz sich darstellten, von dem sich genießend noch lange und immer von Neuem mit größerem Behagen zehren ließ.

So betrat Herwarth die große norddeutsche Ebene mit ihren entloßen Heiden, ihren unbemildeten Mooren, ihren tiefen, schleichennden Flüssen und ihren zerstreut zwischen rauschenden Bäumen gelegenen Höfen uralt deutscher Bauart. Trotz dieser landschaftlichen Monotonie und des bleigrauen Nebelhimmels, der melancholisch auf das Land herabblidete, heinelte ihn die Gegend doch an, denn es waren ja bekannte Züge, die nicht bloß oberflächlich sein Auge streiften, sondern sich tief in sein Herz eingruben. . .

In die Heimath! Was verbirgt sich nicht Alles in diesem kurzen, zweisylbigen Worte! . . . Der ganze Himmel einer freudig aufschauenden Kinderseele senkt sich in ihm auf den zum Denker erwachsenen Menschen nieder, und wie hart auch die Stürme des Lebens an dem Jünglinge und Manne gerüttelt haben mögen, wie herbe Erfahrungstiefe tiefe Wundenmale in seinem Herzen zurückließen, beim Anblick der Heimath ist alles Leid, alles Weh, alle Angst, aller Schmerz und alle Kränkung der Welt vergessen, und selbst der Greis kann wieder zum glücklichen, jauchenden Kinde werden, wenn er am Spätabend seiner Pilgersfahrt durch die Welt noch einmal die alten Baumkronen über seinem Scheitel rauschen hört; in deren Wipfeln die Märchenherrlichkeit seiner Kindheit sich aufbaute. . .

Herwarth erging es ähnlich. . . Von weichem Gemüth und leicht erregbar, konnte ihn der Anblick des heimathlichen Landschaftsbildes nicht gleichgültig lassen. . . Es war freilich nicht schön und strahlte in keinerlei reizendem Farbendunst, wie die sonnendurchwärmten Landschaften des Südens; dennoch fühlte Herwarth sich Herz ausgehen in der enig sich gleichbleibenden kalten Weide. Denn wohin er blickte, er sah dort deutsche Wohnungen, die Gärten und Felder auf deutsche Weise gepflegt, bearbeitet und umgäunt, und wenn ihm Menschen begegneten, so sah er in gutmüthige deutsche Gesichter, und tiefe, fromme, dunkelblaue Mädchenaugen lädelten ihn freundlich an, als wollten sie ihm alle zurufen: „Grüß Dich Gott in der Heimath! Weibe nun auch bei uns für immer!“ . . .

Der Süden mit seinen Lorbeerhainen, seinen lichten Marmorpalästen und Säulenhallen war auf einmal vergessen. Herwarth wünschte nichts sehnlicher, als die theuern Anverwandten unarmen zu können, die es stets so unendlich gut mit ihm gemeint hatten, und es selbst sehnte sich nach den glücklichen Stunden, wo er, mitten unter ihnen sitzend, von seinen Erlebnissen einem aufmerksam lauschenden und dankbaren Zuhörertriefte, würde erzählen können. . .

Das längere Hinausziehen seiner Abreise aus Rom und das zögernde Vorwärtsdrängen Herwarth's zu Anfang seiner Reise stellte die Geduld seiner Verwandten auf eine harte Probe. Alle hatten gehofft, schon das Weihnachtsfest mit dem Heimeinfahren erleben zu können. Statt des Erwarteten aber kam wenige Tage vor dem Feste ein Brief aus Florenz an, der die Mittheilung enthielt, daß Herwarth erst mit Beginn des neuen Jahres seinen Fuß wieder auf deutschen Boden setzen werde. Dieser Brief war an den Vater des Schreibenden gerichtet und enthielt unter Anderm die Allen etwas aufschällige Bemerkung:

„Da es ja doch nothwendig sein wird, daß ich, ehe ich bei Euch eintrete, einen ganz neuen Menschen anjehle, so halte ich es für besser, ich warte den Jahreschluß unter italienischem Himmel ab. Die Häutung, die ich dann mit mir vorzunehmen gedenke, wird sich hier, an der Schwelle, welche die sonnige Welt von der nebligen scheidet, leichter vollziehen lassen. . . Es muß sich eben Heber, der aus diesem Land der Sonne zurückkehrt nach Mißheim, einen schuppigen Panzer anschaffen, damit die Pfeile, welche das Klima und andere Lebensgewohnheiten gegen ihn schleudern, machtlos an ihm abprallen. . . Als ein solcher gehörnte Siegfried gedenkt ich Euch wieder zu sehen und, wie ich glaube und hoffe, Euch auch ganz wohl zu gefallen. . .“

Diese Auslassung ward von den einzelnen Familiengliedern sehr verschieden beurtheilt. Herwarth's Vater las daraus nur die Verstimmung eines der Kunst jugendlichen Gemüthes, das durch fremde Beeinflussung genöthigt ward, einer Welt zu entgehen, in der es sich heimlich fühlte. Der Besitzer des Rosenhofes wollte echten Künstlerhumor darin finden, wogegen die Frauen, am meisten von allen aber Clementine, sich verlezt fühlten, und kein Hehl daraus machten, daß es für einen jungen Mann nicht schicklich sei, in solcher Weise an Verwandte zu schreiben, die seiner Ankunft sehnsuchtsvoll entgegen harrten. . .

Inzwischen war, wie schon angedeutet, bei Herwarth selbst die Stimmung umgeschlagen. Der Anblick des heimathlichen Landes, die Physiognomie des Volkes, dem er mit Leib und Seele angehört, machten ihr Recht auf ihn geltend. Wie bunte, schillernde Flitter, die ein milder Lusthauch ihm angeweht hatte, fiel nach dem Ueberschreiten der Alpen das Fremdartige von ihm ab, und das angeborene heimliche Wesen trat in ungetrübter Reinheit wieder in ihm hervor. Als er über die weiten, nebelbedeckten Heiden fuhr, war er durch und durch Deutsch. . . Das rauhe Klima übte eine Gewalt auf ihn aus, die ihm jenseits der Berge in der weichen Luft des Südens, ohne daß er es ahnte, vollständig verloren gegangen war. . .

In Thüringen begrüßte Herwarth der deutsche Winter in seiner ganzen Herrlichkeit. Von nun an blieb das Wetter kalt; es schneete oft und viel, und der Wagen mußte mit einem bequemen Schlitten vertauscht werden. Auch als er aus dem gebirgigen Deutschland in die lahle Ebene hinaustrat, änderte sich der Charakter des Klimas nicht bedeutend; die Luft ward nur dicker, der Wind heftiger und das Schneetreiben auf den waldbeladenen Heiden empfindlicher. Dagegen verschlechterten sich die Wege, so daß Herwarth sehr zuerst war, als er statt des Schlittens die letzte ihm bevorstehende Tagesreise in einem fest verschlossenen Wagen antreten konnte.

Nun gedachte er lebhafter denn je der theuren Aeltern und Verwandten, denen er von Minute zu Minute näher kam. . . Seit beinahe vier Jahren hatte er sie nicht mehr gesehen. . . Welchen Wandelungen konnten

sie in so langer Zeit unterlegen sein! . . . War er doch selbst in vielen Dingen ein ganz Anderer geworden, so daß ihn momentan ein leichtes Bangen beschlich vor dem ersten Zusammentreffen mit seiner Familie. . . Konnte er den Geliebten nicht so fremd in der Fremde geworden sein, daß sein ganzes Wesen erlösend auf sie wirkte? . . . Und wie mochte Clementine sich entwickelt haben? . . .

Bei dem Gedanken, an die Cousine fühlte er einen Stich im Herzen, und wie durch Zauber Gewalt der Heimath entrückt, sah er sich in der schimmernden Mondnacht unter den Colonnaden am Petersplatz in Rom, blickte in die heißen Augen Marietta's, hörte ihre Stimme, fühlte den Druck ihrer zitternden Hand. . .

Er schloß fest die Augen, gab sich Mühe, seine Gedanken der Heimath zuzuwenden, und suchte sich alle die glücklichen Stunden zu vergegenwärtigen, die er mit der lieblichen Cousine verlebt hatte. . . Dies gelang ihm so ziemlich, und je näher er der Heimath kam, desto mehr steigerte sich die Sehnsucht, die Seinigen der Weite nach an sein Herz zu drücken.

In seinem letzten Briefe hatte er den Rosenhof, auf dem er seine Kindheit verlebte, als den Ort bezeichnet, wo er zuerst einsprechen wollte. Er durfte daher annehmen, daß man ihn dabelst erwartete. Obgleich nur es auch Eitte, daß seine Aeltern vom Dreilönigstage an bis gegen Ende Januar in diesem Standort der Familie zubrachten.

Der letzte Reisetag war rauh und sehr kühl. Ununterbrochen fiel Schnee aus dem grauen Vollenhimmel, der jedoch des heftigen Windes wegen keine feste Decke auf der Erde bildete. . . Herwarth suchte sich vergebens in der Gegend zu orientiren, die ihm nur durch ihre nordische Eintönigkeit als eine bekannte entgegentrat. Erst in unmittelbarer Nähe des Rosenhofes brücte sich das Bild der Heimath tief in seine Seele ein. . . Nur einen Steinwurf von der Straße entfernt lag zwischen einigen uralten knorrigen Eichen, deren blatellose Aeste jetzt wie gespenstische Arme in den winterlichen Schneehimmel hineingriffen, der Hengist, ein steiler Grabhügel von bedeutendem Umfange, auf dem sich der heimtückende Mäler mit seinen Jugendspielen oft genug herumgetummelt hatte. An der Spitze dieses Grabhügels stand ein halb verwitterter Ruinenstein mit einem aus späterer Zeit herrührenden, doch ebenfalls sehr alten Wapen, auf dem nur die Gestalt zweier Vögel noch zu erkennen war. Diese Vögel fanden sich auch auf dem Familienwappen der Herwarth's, was auf ein hohes Alter des Geschlechtes Herwarth's Volbhagen schloß. Gleichzeitig bezeichnete der Hengist die Grenze der zum Rosenhofe gehörigen Besitzungen. . .

„Dahheim!“ sagte Herwarth, warf einen fest zärtlichen Blick nach dem schneestäubigen Hünengrabe, suchte in der Ferne das spizige Schieferdach des Kirchthurmes, ohne es in der schneigen Atmosphäre entdecken zu können, und überließ sich auf's Neue seinen Träumereien, bis der Wagen über holperiges Pflaster polterte. . . Nun fuhr er auf, öffnete den Fensterschlag und erkannte im hereinämmernenden Abend die hohe Firke des Rosenhofes mit ihren beiden vordrigen Storchnestern auf den Giebelenden.

„Dahheim!“ sprach er noch einmal, befielte sein Auge fest auf jeden Gegenstand, an dem er vorüberfuhr, und die ihn alle als alte Bekannte begrüßten, und das Herz schwellte ihm von freudigen Gefühlen. . . Noch ein paar Minuten, da schlugen die Thüre an, der Weg bog um einen Eichenlamp, der wie eine Halbinsel in das fruchtbare Weidenland vorfrang, und erreicht war die hochgewölbte Einfahrt des Rosenhofes. —

(Schluß folgt.)

Kleine Roman-Zeitung.

Eine Gensjagd auf den Diablerets*). Unter den vielen Fremden, welche die schönen Crmonter Thäler besiedeln, war auch ein Irländer. Sein rother Bart und der Umstand, daß man in den Bergen überall auf ihn traf, erwarben ihm von den Crmontern bald im Scherze den Beinamen: Le Toffrou, den, der immer dransen ist, eine von den vielen Bezeichnungen der Waadtländer für den Teufel. Voll Begierde, einmal eine Gensjagd mitzumachen, wendete sich Le Toffrou an den jungen Crmonter François Roland, der ihm als tüchtiger Gensjäger bezeichnet worden war.

Es war ein schöner, warmer Morgen, als Beide nach den Höfen der Diablerets sich auf den Weg machten. Der Irländer erwies sich als ein gewandter Kletterer, tüchtiger Springer und schwindelstarker Kopf. Und das war auch um so nöthiger, da eine Jagd in den Diablerets und den daranstehenden, bis schroff an die Rhone vordrängenden Dent du Morcles zu den gefährlichsten der ganzen Schweiz gehört.

Auf dem Champ-Gletscher, welcher sich in die Felsen des Eidenborns gen Crmont zu einlenkt, hielten sie Umstand. Vor ihnen dehnten sich die Felsen bläulichen, grünlichen und violetten Eises mit ihren hoch angeschobenen, grauen Moränen. Blendende Schneefelder lagerten dazwischen. Hier und dort jagt sich auch wohl ein schmales, grünes Grasband an jäh auffallenden Felsen hin. Nahe Steinspitzen, zerstückte Kuppen, verwitterte, dem Einfluß nahe Felsenhöhlen ragten überall aus der Gletscher- und Schneewüste hervor. Die Firnen des Montblanc, des Montrosa und nordöstlich der Berner Alpenkette begrenzen den Horizont der gewaltigen, starren, lautenlosen Erde. Nichts Lebendiges regte sich in ihr.

Die Jäger wanderten weiter, hier eine Eisplatte umgehend, dort über eine minder breite hinwegspringend, oder über Schneebänken sich wagen, deren manche bei dem vorsichtig zuvor angestellten Versuche zusammenbrachen und mit dumpfem Krachen in die thurmhohe Tiefe stürzten. Bald kletterten sie in schmale Schichten und Thäler hinab, wanden sich auf kaum fußbreiten Vorsprängen, wo unter ihnen der Abgrund gähnte, um scharfe Felsenkanten, und kommen dann wieder an schroffen Wänden oder an den Rändern von Lawenbetten empor.

Mittag war längst vorüber. Da schien es, als ob das Licht der Sonne läse gedämpft würde. Der Irländer schaute auf und um, ohne jedoch die Ursache ernden zu können. Er fand die Luft eben so klar und rein als vorher; François aber prophezeigte Uebel. Sein Ausruf sprach gegen sich bald zu erfüllen. Die ferneren Spitzen und Höfen zeigten sich nur noch wie durch einen Flog. Von den Schneefeldern und von den Flanken der Felsen fiel es wie leichte Rauchschwülgen empor. Dünne, feinste Schleiher wehten den Jägern entgegen. Die Sonne verhällte sich, die Gipfel verschwanden.

Für heute ist unsrer Jagd zu Ende, sagte François, denken wir an unser Nachtlager!

Nachdem sie noch etwa eine Stunde in dem mehr und mehr sich verdickenden Nebel fortgewandert waren, erreichten sie den Rand eines kleinen flachen Thals von grauem, verwittertem Stein, mit Geröll und Wüden angefüllt, in dessen Mitte eine verlassene Gemshütte fand. Dort hinein führte François seinen Gefährten. Glücklicherweise fand sich noch etwas Holz in derselben vor, und während der Irländer von dem Weissig ein Feuer anzündete, bereitete François sich in einer Ecke aufgeschlap-

ten Wüthen, welches des Winters harret, um zu Thal geschliffen zu werden, ein Lager vor dem Herdsteine. Die Jagdtasche Le Toffrou's war in jeder Beziehung vorzüglich und reichlich versehen, und so hielten sie denn, vor dem Feuer hingestreckt, ein kräftiges, wolkenschmedendes Mahl, das manch tüchtiger Schind aus den Felsfelsen würgte. Als Nachtisch wurden die Pfeifen angezündet und es dauerte nicht lange, so lagen Beide, von Müdigkeit übermannen, den Armen des Schloßs.

Von einem schlimmen Traume erkördert, war François zuerst wieder wach. Er stand auf und trat vor die Hütte. Die Sonne war in Nebel untergegangen; jetzt war der Himmel klar und die Sterne funkelten in gelbem, grünem und rothem Lichte. Nach ihrem Stande mochte es ungefähr zwei Uhr Morgens sein. Eine schimmernde Decke breitete sich über das Thal und die anfragenden Bergspitzen. Es hatte geschneit und war grimmig kalt.

„Mit unsrer Jagd ist es für dies Mal vorbei!“, äußerte François. „Es hat geschneit und der frisch gefallene Schnee verdeckt die Spalten und Klüfte in den Schneefirnen und Gletschern, so daß man sie nicht erkennen kann. Und auf den schlüpfrigen Steinen ist es auch unmöglich, fest zu stehen.“

Davon wollte der Irländer jedoch nichts wissen, und er erklärte, daß er nicht nach Crmont zurückkehren würde, ohne wenigstens einen Versuch gemacht zu haben.

„Ho! ho!“ rief er, indem er sich vollends rüstete, „ich weiß wohl, welchen Spighnamen mit eure Kondemne belegt haben; sie sollen mich nicht umsonst le Toffrou heißen.“

François erwiderte nichts weiter. Er hing die Büchse über die Schulter und verließ mit seinem Begleiter die Hütte. Die Sterne und der frisch gefallene Schnee leuchteten ihnen. Stumm, in sich verankert, schritt François voraus, und es war ein langwieriger, gefahrreicher Weg, den er seinen Genossen führte. Die Sterne begannen allmählig zu erbleichen, und als sie jetzt den Gipfel einer ziemlich steilen Pyramide erklimmen hatten, welche den Gletscher einer weithin sich spannenden Wand bildete, räumerte nordöstlich ein grauer safter Schein auf.

Die Sterne erloschen, und ein bleiches, gelsthaftes Licht glüht über die höchsten Alpenspitzen hinweg. Und es war ein den der seltsam geformten Felsenklöde berührt, da schien es, als habe sich ein riesiges Leidenbaup, von schimmernden Leuchtensternern unvornehen, aus dunkler Gruft. Grane Schatten, die länger und länger wurden, krochen über die Gletscher und Schneefelder hinweg und stürzten sich in die Abgründe voll Nacht. Und diese langsam in die finstern Thälen zurückdrückenden Schatten, aus denen die Firnen und hier und da ein langgestreckter Berggülden wie die Mäler eines eingeschnitten, ungeheurer Kirchhofs halb anhörmerten, waren das einzig Lebendige in der eissigen Einde und ihren vom Zwielicht geborenen vielen Phantomen.

Schauer ergriffen den Irländer. Noch stand er oben, als François schon an der Pyramide bis zur halben Höhe der Mauer hinabgestiegen war und länge derselben, nachdem er seine Fuß-eisen abgehakt hatte, auf einzeln aus ihr hervorragenden Steinen fortzuklettern und zu springen begann. Raucher dieser Steine bot kaum Raum für die große Lebe, und nur die unbiegsamen Schuhsohlen, wie sie die Gensjäger auf ihren Jagdschritten zu tragen pflegen, und die vorn noch zuwellen mit einem schärren Rande versehen sind, machten es möglich, daß François auf ihnen laufen, ja, den Sprung auf einen so winzigen Vorsprung wagen konnte. Etwa zwanzig Fuß unter ihm bildete die Felswand einen schmalen abschüssigen Vorsprung und senkte

*) Gleiches aus Robert Schweißel's „Am Oberg und Thal“. Oberer Theil der Verlagsbandlung. Preis 1/2 Rthl.

sich dann wieder jäh in die Tiefe hinab. Die Sicherheit und Kühnheit seines Gesäheten erfüllten den Irzfänder mit Staunen und Bewunderung. Die Gefährlichkeit des Unternehmens erschreckte jedoch seine feste Seele nicht, und er folgte ihm, so gut er vermochte.

An dem zerklüfteten Uferabre eines Wassersturzes hinansteigend, wobei mancher von ihrem Tritte gelöste Stein hinter ihnen in den Abgrund polterte, erreichten sie einen Oestcher von mäßiger Ausdehnung. Nächst stand François unbeweglich, als lie er selbst zu einem der festesten Gesteine erstarrt, welche die Sonne überall aus dem grünlichen Oestcherer herausgeschmolzen hatte. Auf einer Kuppe, welche östlich das Gestein übergrate, zeigte sich ein Wache haltendes Orattfähr. Allein der Wind wehte ihm von den Jägern entgegen; es hob den Kopf, und wie ein Blitz war es verschwunden. Gleich darauf sahen es die Jäger am äußersten Ende des Oestchers hinwegsehen. Drei andere Gemse folgten ihm. Sie nahmen die Richtung nach der Walliser Grenze.

„Nach! nach!“ rief der Irzfänder hitzig.

Er hatte nicht nötig, François anzusehen. Der Anblick des Wildes verbannte aus dessen Kopf auch den letzten Gedanken an die Gefahren, welche unter der frischen Schneedecke lauernten und dem Jäger namentlich in jenem wüsten, unanförlich zerbröckelnden und einstürzenden Thell der Diablerets drohen, welche die Grenze des Wallis bilden. Es vergeht dort kaum eine Minute, in der man nicht das Postern, Krassen und Krachen fallender Steine vernähme.

François schritt schnell voraus. Wo eine Gemse gegangen, fühlte auch er sich sicher; wo sie sich hinaufgewagt, wagte er sich auch, wo sie unversehrt über Klüfte, Spalten, Klüfte und Abgründe weggelungen, traute auch er den Sprung. Nach seinem Gesäheten schaute er kaum mehr zurück. Der Irzfänder war jedoch stets hinter ihm. Höher und höher wand sich die Jagd hinaus, von Fels zu Fels, von Schneefeld zu Schneefeld, von Oestcher zu Oestcher; über Wasserfälle, Klüfte und Noränen, am Rande der Abgründe und ewigen Eänen vorüber, über manchen schwindelnden Grat. Inzwischen war es völlig Tag geworden und die Höhen funkelten in blendendem Silberlicht. Aber zugleich begannen auch die Nebel aus den Thälern aufzudampfen. Hinter den Jägern qualmten sie her, verüllten die Eingänge und schlugen trügerische Wellen von Fels zu Fels. Wälder, wälder und schauerlicher wurde die Natur. Polarfalte hauchte die Jäger an; doch von ihren Sitken tropfte der Schweiß. Jetzt hatte François eine Platte bekommen; vor ihm durch den Nebel zog sich der schönste Streif eines Felsenrates, und an dem äußersten Ende desselben zeigte sich die Gestalt einer Gemse. Das Thier hatte sich offenbar verfangen, und voll Unruhe wandte es sich von einer Seite zur andern. Die Abgründe, welche es umgaben, waren selbst für seine gewaltige Springkraft zu breit und den Rückweg verperrte ihm François. Die Wälder trachte und das Thier brach zusammen. Einige Augenblicke später erschien der Irzfänder auf der Platte. Er sah François, der sein Gewehr zurückgelassen, auf dem Grat fortzuschreiten, um sich in den Besitz seiner Beute zu setzen, sah plötzlich das Thier im Todeskampfe mit einem furchtbaren Sage emporschnellen, sah fast in demselben Augenblicke François die Arme ausbreiten, in die Luft greifen, und Wild und Jäger waren vor seinen Wilden verschwunden. Ein dumpfes Postern scholl aus dem Nebel heraus.

Gleich lebendig schillert Schweißel hinterher die Rettung des Bergunglückten.

Nicola Paganini. Am reichbestimmten Anknüpfen der zwanzigjährige Jäger stieg ein neues Volk fometenartig empor: Nicola Paganini. Der bekannte Musikgelehrte A. B. Marx schreibt in seinen demnach bei C. Janke in Berlin erschie-

nenden „Lebenserinnerungen“ über das Auftreten dieses Dämons der Geige zu Berlin im Jahre 1829 das Folgende:

Bereits früher hatte ich Spöhr mit seiner Gattin, der angehenden Darlestin, auf einer Rundreise durch die thüringischen Städte in Merseburg gehört. Sein breiter Strich, seine weiche und doch marlige Cantilene, seine durchaus ebenfünne, wenn auch unsonne, stets elegische Weise, hatte sich allgemeiner Theilnahme, ja Bewunderung zu erfreuen. Viele andere Virtuosen, der Violine oder andern Instrumenten zugethuen, waren vorkerkgeschritten. Jetzt war also der wüßige Virtuose angelangt und ein ungeheurer Auf, der seine eigenthümliche Seite hatte, war ihm vorausgegangen. Wieder einmal war der seltsame Fall eingetreten, daß ein Geiger das Volk zu Sagen erweckt hatte, wie sie sich nur an dunkle Vergangenheit und Ferne zu knüpfen pflegten. Er sollte ein entzunderter Galerienflave sein, wegen pöthlicher Verschwendung verurtheilt. Aus Gnade sei ihm sein Instrument gelassen worden. Da er aber mit Hilfe desselben die Mitgefangenen alljubendlich angezogen und dem Gefühl ihrer Verbrechen und der Strafe enttrübt habe, so seien ihm die Saiten bis auf die tiefste vom Instrument abgesehen worden. Man deutete auf den schlammigen, wackelnden Gang mit etwas angepreizten Fingern hin: das sei die Folge des langen Kettenragens. Andere stürzten von einer Unthat im heißen Jtalien: er habe ein unansprechlich geliebtes Mädchen in den Armen eines Andern getroffen und auf der Stelle ermordet. Nun irre er in der Fremde, in den nebelhaften Nordlanden ruhestos umher.

Hatten die Sagen Grund? — Doch wohl nur in der aufgeregten Phantasie des Volkes. Aber da waren sie, man wußte nicht woher. Und geglaubt wurden sie, — nicht mit jenem Fiktivwahrhalten, das dem Forscher oder Richter ziemt, sondern mit jener glaubens- und schauervollen Hingebung, mit der wir dem Dichter und dem dichterigen Volke gegenüber die Wahrheit aus der märchenhaften Umhüllung hervorleuchten sehen.

Nun war er gekommen!

Das Opernhaus war überfüllt, Alles harnte in Spannung. Jrgend eine Ouverture war gespielt worden. Unhörsbaren Schrittes, unvorgefunden, einer Erschingung gleich, war er an seine Stelle gelangt, und schon länte, sprach seine Geige zu der Menge, die noch atemlos hinsarrte nach dem todtentleichen Manne mit den tief eingekanteten, wie schwarze Diamanten aus dem bläulichen Weiß hervorsunkelnden Augen, mit der überfüllt gezeichneten römischen Nase, mit der hochgenöbten Stirn, die sich aus dem schwarzen, wild durcheinander geworrenen Fedengewirr des Haupthaars hervorhob.

Wald nach diesem ersten Ausblitz traf ich mit dem seltsamen Manne bei Wendelschohn's am Familienfische zusammen. Er war still und sehr freundlich; nichts hätte einen Fremden auf phantastische oder gar anheimliche Vorstellungen gebracht. Und dennoch blieb der erste Eindruck haften. Der Mann erschien ein Bergarbeiter und wirkte vergaubern, nicht auf mich allein, auf Diesen oder Jenen, sondern auf Alle.

Nun hand er da, und soogleich (ich folge hier zum Thell den Anknüpfungen, die ich damals, auf srischer That, in meiner Zeitung niederlegte) daßiger Anfang des Ritornele, in dem er mit einzelnen Tonjunkten das Orchester leitet und durchblitzt — ohne Vollendung einer Phrase, ja ohne Aufstellung einer etwa ergreifenden Dissonanz; und nun der schmelmendste und süßste Gesang, wie er wie auf einer Geige gegeben werden lie, der unbekannt, unbekannt aber alle Schwierigkeiten hinwegschreit, in den sich die süßsten Witze eines höhnlisch gerühenden Humors werfen; wie sich das Auge in tieferer, schwärzgerer Gluth entzündet, die Lüne schmelzender, stürzender rollen — daß man meint, er schlage das Instrument, wie in wahnfinniger Liebespein jener unglückliche Jüngling das Bild der Treulosen, Gemorbeten

gart formt, und grünlich geräthumt und wieder unter Thränen gart formt. Dann ein Fußstampfen — und das Orchester säkmt darein und verhält in dem Donner des beispiellosen Entpaukasings, den der Künstler kaum gewahrt, oder mit einem tief hinabdrückenden Blide beantwortet, oder auch mit einem runzum schweifenden Lächeln, bei dem sich der Mund selbstam öffnet und die Babareiben hell zeigt; es scheint zu sagen: so müßt Ihr mir zuhören, welcher ich auch sei, welche Paune mir auch mein Leiden einlegt, welche Kosten sich auch meinem Fuß angehört und den jugendlich frohen, süßen Schritt geküßt haben. Ehe man dies denken kann, ist er dem Blick entzogen; und wer sein Bild in Wonne und Geist gefaßt hat, begreift nur nicht, warum sie noch Musik machen, von Mozart und Mercadante, bis er wiederkommt.

Dann rollt er uns wohl ein Gemüthe voll Lust auf: aber welcher! So hat vielleicht vor Herkulan und Isabella von Spanien ein verpöppelter Naure den verkürrten Granatenohr, die Herrlichkeiten der noch in ihren Träumen entzündenden Albambra besungen, in der sein Volk, sein Land, die Winter und die Geliebte, die zarten Geschwister hingeschlocht wurden, daß er nun ganz vereinsamt durch die Welt zieht, und über den glühenden Sand der Wüste hinjagt, und auf Tod und Leben die Rückkehr wagt und die alte frohe Bither mitbandelt und peiniget zu jenen Tünen der Lust, und dabei in Schmerz vergeht vor dem verlorenen Paradiese.

Es war ein eigenthümlich Ding um diesen Mann. Was man äußerlich aus seinem Spiel herausnehmen und bewundern konnte, — diese allen Andern unmöglich scheinenden Spielfiguren, diese Willkür von gestrichenen und gestrichenen Tönen (coll'arco und pizzicato) in Einem schnell daktilcollektoren Lauf, diese Kadenzgänge auf Einer Seite (die letzte Oktave in blüschmelner, kaum merkbarem Vorhange), das alles waren nur Mittel, bedeutete an sich für den Mann gar nichts; die innere Wesse seiner vor unsen Augen ihre Schöpfungen vollendenden Phantasie: das war es, was die Hörer gefangen nahm und dahin zog in die ferne zu fremdvarigen Gestalten.

In einer dieser seltsamcu Kompositionen mischt ein angeklagtes Glöckchen seine hellen Schwelungen in die Melodie der Geige. Unser wackerer, ehrenreicher Meister, selbst ausgezeichnete Geiger, hatte das Glöckchen übernommen. Und wie er nun bestand, nahe vor dem Fremden, unwillkürlich sich zurückgebend, wie er die seinen Klänge dem Geiger zusandte und der ihm und seinem Instrumente entgegen sprach: es war, als spräche ein herbeigewonnener Geist aus dem Glöckchen und wechte die Zauberformeln, die im Instrumente schlummerten. —

Und wiederum, wenn die Geige für sich erklang und bang ersuchte, wie in süßer Pledesnoth, oder wechselfnd damit baslige Laute murmelte, wie eine gesäßliche Aite zwischen Paden und Weinen, Weichheit und Trost, Pledeschwärze und höhnlischen Verarrh durcheinander wirrt: das war nicht Gegenspiel, nicht Wust, sondern Zauberrei — also doch Musik, nur nicht die landläufige.

Ein Geist, gewelkt in seinem Ursprung, erobten in seinen Gesichten, gekannt in einem dem Dienst des Augenblicks verfallenen Viertosen.

Es war das erstemal, daß wir eine dämonische Natur in Gebiete meiner Kunst zur Anschauung sämen.

Eine dämonische Natur — habe ich eben Faganini genannt, und diesen Ausdruck werde ich im Laufe meiner Mittheilungen noch auf einen Zwelten anwenden. Der Ausdruck ist bekanntlich nicht mir angehörig, sondern schon öfter gebraucht, und soll zunächst wohl eine besondere Kraft bezeichnen. Allein dann wäre er nichts, als eine Variation der Worte Talent, Begabung, Genie, Begeisterung, mit denen man so oft, selbst in wissenschaftlichen Werken, ein solch Spiel treibt. Mir sind der-

gleichen Willkürlichkeiten und Unbestimmtheiten niemals annehmlich erschienen; man gestatte mir wenige Zeilen, um den Sinn, den ich im Worte finde, säßig anzudeuten.

Zweierlei Stellung vermag der Künstler einzunehmen. Entweder giebt er mit Selbstverleugung sich ganz und unbedingte der Idee hin, welche ihn bewegt; seine Persönlichkeit ist in den Dienst der Idee gegeben als ihr Träger und als das Organ, durch welches sie in die Wirklichkeit tritt. Oder er hat den Antrieb, welchen die in ihn getretene Idee ihm gelichen, in den Dienst seiner Persönlichkeit hineingezwängt, um durch jene Idee die Neigung, den Hang seiner subjektiven Natur geltend zu machen und gewähren zu lassen. Im erstern Falle also ist die Idee das Bestimmende. Die Idee aber — jede Idee ist ein unmittelbarer Ansdnd der allwaltenden Weltvernunft, mit dieser also untrennbar verbunden und Eins. Im zweiten Falle ist das Persönliche, also Entliche vorwaltend und bebingend, wenngleich vielleicht hell angeleuchtet von dem Ewigen oder Absoluten, und an ihm sich haltend und erhebend.

Dämonisch würde ich hiernach einen Faganini, den großen D'evrist nennen; auch Napoleon I., der bei unermeßlicher Begabung immer nur sich oder seine Dynastie zum Endziel gehabt; dämonisch auch Lord Byron, der in seiner Umhüchtung haust (Manfred) die ihm unerreichbare Idee seines großen Vorgängers nur benutzte, um den Glanz seiner Phantasie und den Reichthum seiner von Reisen heimgebrachten Anschauungen geltend zu machen.

Auf einen Goethe, auf einen Beethoven würde die Bezeichnung des Dämonischen nicht Anwendung finden. Sie und ihres Gleichen sind nicht, gleich dem herrlich strahlenden Luchter der Nycthe, Geister, abgesehen, um für sich zu gelten; sie sind treue Boten, die ihnen offenkundige Idee zu verkünden.

Näge sich nur Niemand durch die Benennung „dämonisch“ und „Dämon“ an jene einseitige Bedeutung hindrängen lassen, welche damit das Teuflische, den bösen Geist bezeichnen. Schon die Griechen, und vor ihnen die Perser, haben gute und böse Dämonen (Agayodämonen und Kalodämonen) gekannt; Sokrates schrieb sich einen Dämon zu und bezeichnete damit wirklich keinen „bösen Geist.“

Der höflichste Mann von der Welt. Zur Schlichtung der mancherlei Differenzen, welche der Ultrarechter Friedensschluß im Geolge hatte, war seitens der englischen Regierung John Krynke, Carl of Stairs, als Chargé d'affaires am französischen Hofe beauftragt worden, ein noch junger Mann von anziehendem Aeußern und lebhaftem, seinem Verstande, Schottländer von Geburt. Ludwlg XIV. hörte einmal von ihm sagen: „Nobrd Stairs wäre der höflichste Mann von der Welt und wüßte vielleicht besser als irgend Jemand, gekündeten Häuptern mit der ihnen schuldigen Eufurdur zu begegnen. „Das will ich bald erfahren,“ sagte er und lud noch an demselben Abend Lord Stairs ein, mit ihm in seinem Wagen Platz zu nehmen. Beim Wagentritte angelangt, wartete Lord Stairs, den Hut in der Hand, ebererichtig darauf, daß der König einsteige; allein dieser blieb stehen und sagte plötzlich: „Steigen Sie ein, Nobrd Stairs!“ und ohne sich zu weigern, stieg dieser sogleich vor dem Könige ein. „Man hat mich recht berichtet, mein Herr,“ sagte dann Ludwlg XIV., als er ebenfalls Platz genommen, „Sie sind in der That der höflichste Mann, den ich kenne.“ Im Sinne des bespöttlichen Ludwlg bestand nämlich die Höflichkeit des Lords darin, daß er seiner Aufforderung sofort und ohne Wiederrede Folge geleistet hatte; wiewohl es etwas ganz Unerhörtes war, daß Jemand vor dem Könige von Frankreich in dessen Wagen hatte steigen können.

Sald darauf hatte Ludwlg XIV. Veranlassung, seine gute Meinung über Lord Stairs zu ändern und den hochmüthigen und großen Menschen in ihm zu erkennen, der er in der Regel war.

Ueber den großen Luxus des Pariser Familienlebens schreibt ein geistvoller Schriftsteller Namens Pelletan Folgendes:

Würde man es glauben, daß es in Paris, in Frankreich, wo politische Erdbeben fortwährend die bestverwalteten Vermögen zerkümmern, wo eine gleiche Theilung der Erbschaft von Generation zu Generation aus die größten Hinterlassenschaften bis auf ein Minimum verringert, Familienämter giebt, welche gottlos genug gegen ihren eigenen Herd handeln, um Spitzendiebe im Werke von tausentenden Francs tragen zu können! Diese verächtlichen Schändelken vergeuden so im Voraus die Milgilt ihrer Töchter und vielleicht auch eines Tages selbst das Prob ihrer Kinder. Und was machen sie am Ende eines Monats mit diesen so theuren Kleidern, welche sie nur drei oder vier Mal tragen? Sie überlassen sie den Erbsenen der Toilette für hundert bis sechshundert Francs; diese so kostbaren Anzüge paradiern dann schließlich in dem Viertel von Notre-Dame de la Croix.

Wenn wenigstens nach diese Luxus-Epidemie in den sogenannten hohen Klassen der Gesellschaft begrenzt bliebe, dann könnten wir, die bescheidenen Bekenner des Lebens der Arbeit, mit Gleichgültigkeit diesen Aufwand an uns vorüber gehen sehen. Aber auch die arbeitenden Klassen werden angefaßt, und bald wird das Contagium der Lumpen alle Erfinden vergiftet haben. Es giebt heute keine Frau eines öffentlichen Würdenträgers, welcher über eine jährliche Einnahme von vier- bis tausentenden Francs zu gebieten hat, keine Frau eines einfachen Steueransehers, welche nicht einmal in der Woche wenigstens die elegante Dame spielen, nicht für eigene Rechnung diese Definition Pascals' anwenden möchte; die Erbinne ist ein Kreis, dessen Mittelpunkt überall, dessen Umfang nirgends ist. Es giebt endlich keine Frau des bescheidenen Beamten oder eines kleinen Rentiers, welche nicht in jedem Jahre die Krankheit hat, ihre unbedeutende, doch sehr geschmückte Person im Bade zur Schau zu stellen und ein Duzend Schwachen von allen Größen, gefüllt mit allen Reichthümern ihrer Toilette, mit sich zu führen, welche der Gatte bei der Abreise melanchollisch zählt und bei der Wiederkunft mit Näglicher Miene ansieht, denn, ich muß es bekennen, seit der Erfindung der Eisenbahnen spielt auf der Reise der Gatte nur die Rolle einer Gepäckschmucke.

Da nun die bescheidenen Haushaltungen mit denen sehr reicher Leute um den Preis der Eleganz ringen wollen, so kommt es, daß diese höchstens ihre Einkünfte verbrauchen, jene aber das Kapital angreifen müssen, denn wenn man den Luxus liebt, muß man ihn auch begahen. Hier haben Sie zum Beispiel eine kleine, sehr wohlhabende Wirtschaft, Mann und Frau heftigen zusammen sitzen; bis zwanzigtausend Francs jährlicher Einnahmen, nämlich ein Landgut in der Vicarrie, die Erbschaft der Tante Martha, einen Anteil eines Hauses in der Casettestraße und Staatsrenten-Actien. Aber der Herr liebt die Weingärten, Madame die Toilette, und Peide, ein Hans zu machen. Wiffen Sie, was man in Paris ein Haus machen nennt? Darunter versteht man eine Wohnung in einem der geschicktesten Quartiere der Stadt, einen Vivree-Bedienten, den Besiz eines Wagens, um vier Stunden im Stunde des Boulevard Wäldchens anzubringen zu können, worauf man nach der Rückkehr die Ueberzüge von den Posterküssen des Salons entfernt, um ein Diner und darauf eine Soirée zu geben. Eine Soirée ist ohne ein Diner eine Unmöglichkeit, dieses bildet den Kern und den Mittelpunkt der Anziehung. Mit einer Tasse Thee würde man ewig in der Wüste predigen können, aber mit Diner zieht man die Gäste an, und Dank diesem geschickten Rekrutierungssystem kann man seinen Salon ganz angenehm einrichten.

Glauben Sie nicht, daß es henz zu Tage einer Bürgerin genügt erscheint, ihren Gästen, wie das wohl wieder der Fall

war, mit einer Suppe, einem Vorgericht, einem Braten mit Salat, Obst und Käse aufzumachen; sie bedarf eines halben Duzends Weingläser von den verschiedensten Formen, welche wie die Röhren einer Orgelpfeife nach ihrer Größe aneinander gereiht sind, um alle mehr oder weniger unedlen Weine der Christenheit in sich aufzunehmen; es müssen ferner unter jeder Serviette zierlich gedruckte Speisefarten liegen, damit der Gast, wie sich's gebührt, die Weingläser anzuwählen könne; endlich bedarf man der unzähligen Nebengerichte, Seefische, Wild, russischen Caviar, Bränschinken, Pasteten, Trüffel, Fasanen, Trauben von Vorderau u. s. w. Aber das beste Gericht, das Ehrengericht, das ist ein mit einem Orden decorirter Gast, das ist ein berühmter Name, ein bedeutender Würdenträger, wenn nicht gar ein Senator oder wenigstens ein General-Inspector, ein Schriftsteller, ein Theaterdichter, ein Maler oder Bildhauer, welcher ein bedeutendes Werk geschrieben, eine Gabe gemeißelt, eine Tragödie verfaßt, oder mit Hülfe einer Steichung des vierzehnten Grades einen neuen Stern entdeckt hat.

Nach der Beendigung der Tafel beginnt die Soirée, welche früher wohl darin bestand, daß man eine Partie Whist spielte oder daß man, einen Kreis um den Kamin sitzend, angeblich plauderte; amellen hatte die Dame vom Hanse auch wohl so viel Aufmerksamkeit für ihre Gäste, daß sie oder ihre Töchter ein paar artige Vierter hören ließen. Aber seit einiger Zeit hat man dieses einfache Programm bedeutend vergrößert. Man mietet Musiker, Sängler, Schauspieler und Schauspielerinnen, welche spielen und Vorträge aus Opern vortragen und Monologe aus Trauerspielen delamiren. Nach dem Rückbruch von der Tafel, um Mitternacht, erfüllen sie den Salon mit ihrem Geschrei, und so scheint eine Soirée nur eine mehr als bescheidene Nachahmung des Conceratoriums oder des Theaters zu sein. Die Damen auf der einen, die Herren auf der andern Seite, alle tauschen mit ernster Miene und lassen ihren Beifall geräuschvoller, als es nötig wäre, hören. Wenn man die so gesonderten Vertreter der beiden Geschlechter sieht, kommt man wohl auf den Gedanken, daß jene sich nichts Lieberrwürdiges mehr zu sagen wiffen, oder daß sie aus irgend einem gebelnen Grunde mit einander schmollen.

Alles dieses ist langweilig, aber es ist auch lothspielig und die Kosten wollen gebet sein. Man lauft freilich auf Credit, aber der Credit ist ein Luxus mehr und der Verfalltag erscheint mit der Pünktlichkeit des Sommers nach vorangegangenen Frühling. Dann verwendet man das Landgut in der Vicarrie, greift die Erbschaft der Tante Martha an und bald ist auch die Hülfquelle des Credits selbst verfliegt und es schlägt die Stunde, wo die durch die Anhäufung der Zinsen vergrößerten Schulden sehr unbequem werden, die Stunde der Excrcitionen und Beschlagnahmen, die Stunde, wo die säßigen gestempelten Papiere, welche man Wechsel nennt, zur Ausgleichung vorgelegt werden.

Auf diese Weise vernichtet das Wohlleben Vergangenheit und Zukunft zugleich, die Vergangenheit, indem das vorbandene Kapital verzehrt ist, und die Zukunft, indem man die Sparstoffe verbraucht und die letzten Reste binnorvert.

Amerikanischer Reichthum. Die schon öfter aufgestellte Behauptung, daß das Jahreseinkommen eines New-Yorker großen Kaufmanns häufig größer sei, als die Einnahme eines deutschen Herzogs oder Fürsten, findet durch die jetzt veröffentlichten Listen der New-Yorker Stenerzahler die eclatanteste Bestätigung. So hat, um hier nur ein paar Beispiele heraus zu greifen, der Schnittmaerenbankier A. E. Stewart eine jährliche Revenue von 1,843,639 Doll., also fast zwei Millionen, angeben. Stewart kam als armer, irkändischer Lehrer nach New-York und trug sein ganzes Vermögen im Schnupftuche mit sich. Ein Sohn des bekannten reichen Astor schätzte seine Jahreseinnahme auf 838,525 Doll., der Schiffbauer Vanderbilt die seinige

auf 690,723, der Abbeater Roles Taylor auf 573,474, der Wäster Pechwood auf 512,900 Doll., der Advocat Koch auf 177,228 Doll. Eine andere New-Yorker Familie, die aus Würzburg hier eingewandert ist, Pavemeyer, hat ein jährliches Einkommen von 212,658 Doll. Im Ganzen wird den Deutschen, wenige Ausnahmen abgerechnet, vorgeworfen, daß sie sich selbst unterschätzt haben. Der größte deutsche Banquier von New-York will nur etwas über 100,000 Doll. per Jahr einnehmen. Im Ganzen aber ist die Aufrichtigkeit, mit welcher die einzelnen Träger ihre Verhältnisse darlegen, und der Gemeingeist, mit dem sie die außerordentlichen Steuern — 10 pCt. der Einnahme — bezahlen, der Anerkennung und der Nachahmung werth.

Ein pikantes Vergleich. Am 28. Juli 1714 erstlich der alterschwache Ludwig XIV. ein Edikt, welches seine mit der Montespan gezeugten Söhne, den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse, im Falle des Aussterbens aller legitimen Prinzen des bourbonischen Königshaus, für thronberechtiget erklärte. Am 2. August wurde dieses Edikt in die Protokolle des Parlaments eingetragen, aber bei allem Respekt vor dem königlichen Willen vermochten die Prinzen von Gebütt und die Mehrzahl der Vales ihren Unwillen über diese Beilegung der heiligen Staatsgesetze doch kaum zu unterdrücken. Der Herzog von Maine, dem die Zustimmung fehlerhaft gelang, pflegte deshalb in seiner gewöhnlichen launischen Weise Vertrauten gegenüber, zu äußern: „er läme sich vor wie ein Hies zwischen zwei Nägeln (den Prinzen von Gebütt und den Vales), und nur mit großer Mühe würde er der Gefahr, von ihnen zerdrückt zu werden, entgehen können.“

In der That wurden seinem Ehrgeiz auch sofort nach Ludwig XIV. Tode die empfindlichsten Wunden gefolgt.

Die falschen öffentlichen Angaben über das Honorar, welches Guplow von seinem Verleger für die beiden großen Werke: „Ritter vom Geist“ und „Zauberer von Rom“ erhalten haben soll, tritt die gedachte Firma H. A. Prodhans in Leipzig mit folgender sehr beachtenswerthen Erklärung entgegen, welche auch für die Leser der Roman-Zeitung von Interesse sein dürfte:

„Nur nach dem erfüllenden Schritt Guplow's erfolgte in einem Dresden'er Lokalblatt die von Meißner richtig erzählte Fabelmüt Cetzinger's mit den Dresdener Buchhändlern. Die unterzeichnete Firma glaubte, zumal die Angaben über die an Guplow gezahlten Honorare, wenn auch unrichtig, von befreundeter Seite und in guter Schinnung für sie wie für den kranken Dichter erfolgt waren, von einer öffentlichen Verichtigung absehen und sich auf eine private Beschränkung zu stellen. Nachdem jedoch ein so geachteter Schriftsteller wie Alfred Meißner in einem so vielgelesenen und einflussreichen Blatt wie die „Neue freie Presse“ Veranlassung genommen, an jene unrichtigen Zahlen bittere Reflexionen zu knüpfen, die an sich nur allzu treffend wären, betrachteten sie eben nicht in dem concreten Falle auf vollständig irigen Unterlagen, so ist die Angelegenheit in eine Pöbele getreten, die eine offene Darlegung der tatsächlichen Verhältnisse gebietet.“

Die unterzeichnete Firma erklärt hierdurch, daß die Angabe: Guplow habe für seine „Ritter vom Geist“ die Summe von 2000 Thlr. und für den „Zauberer von Rom“ 3000 Thlr., somit für beide Romane ein Gesamthonorar von 5000 Thlr. erhalten, vollständig unrichtig ist. Das Honorar für beide Romane hat in Wirklichkeit sechszehntausend Thaler betragen. Selbst diese das Dreifache des richtig Angegebenen übersteigende Summe könnte ja möglicherweise noch nicht als vollständiges Äquivalent für die beiden großartigen Schöpfungen

angesehen werden; die unterzeichnete Firma glaubt jedoch der Zustimmung aller mit denselben literarischen und buchhändlerischen Verhältnissen irgend Vertrauten sicher sein zu dürfen, wenn sie die genannte Summe als das höchste Honorar bezeichne, das nach denselben Verhältnissen überhaupt zu gewähren war.

Widriglich durch zwingende Nothwendigkeit veranlaßt, konnte die unterzeichnete Firma sich überdies, öffentlich Verhältnisse darzulegen, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht vor das Forum der Öffentlichkeit gehörien. Wie sie sich aber bemüht ist, stets und nicht eben selten mit Hinzuziehung freier Geschäftsmännern, ihrer schwierigen Stellung als Vermittlerin des Schriftstellers mit dem Publikum Genüge getan zu haben, so darf sie auch im vorliegenden Falle es ungeschont ansprechen, daß sie seit Beginn ihrer Beziehungen in dem Dichter bis auf die Gegenwart, wo ihn so schweres Geschick getroffen, sich Guplow gegenüber fortwährend als treuer, aufopfernder Freund und Berater bewährt. Sie schließt diese ihre Erklärung mit der Versicherung, daß es seitens Guplow's stets anerkannt worden, wie sein Verleger in todtlicher Weise gegen ihn verfahren, und daß seine geschäftlichen wie persönlichen Beziehungen zu den Verlegern der Firma immerfort die freundlichsten, auf wechselseitige Achtung gegründeten, gewesen sind.

Leipzig, 22. März 1865.

H. A. Prodhans.“

Mit aufrichtiger Genugthuung machen wir unsere Leser auf ein Buch aufmerksam, welches allen Freunden der Kunst und Kunstgeschichte geradezu unentbehrlich ist: „Grundriß der bildenden Künste, eine allgemeine Kunstlehre von Dr. C. H. Kiegel. (Hannover, 1865, R. Kümpler.)“ Ueber Alles, was der Kunstliebhaber in Bezug auf technische, künstlerische, geschichtliche, philosophische und ästhetische Gesichtspunkte, die ihm bei der Beschäftigung mit der Kunst der Gegenwart oder der Vergangenheit ausfließen können, wissen möchte, findet er hier sachkundige, klare und ansehnliche Belehrung. Ein solches Werk verlangt ein allgemein gehaltenes Bedürfnis und wir müssen das vorliegende wegen seines außerordentlich reichen Stoffes, wie wegen der vortheilhaften Behandlung desselben auf das Warme empfehlen. Auf eine wissenschaftliche Würdigung des Buches können wir hier natürlich nicht eingehen, mögen aber auch nicht verkennen, daß der Verfasser wabrscheinlich nicht nöthig hat, selbst die strengste Kritik zu fürchten.

Correspondenz.

Malvina in Konnerburg in Sachsen. Freitag's „Verlorene Handschrift“ ist Verlag einer Leipziger Handlung. — Ueber Freitag's „Kunst und Genuß“ urtheilen Sie wohl zu hart. Freilich ist der „Henry Dunbar“ so recht ein Roman für eine Zeitschrift, weil der Leser fortwährend gefesselt und gepannt wird; aber vom künstlerischen und literarischen Standpunkt aus betrachtet, hat „Kunst und Genuß“ eine ganz andere Bedeutung. Dennoch verhehlen wir uns nicht, daß für ein periodisches Unternehmern wie die Roman-Zeitung, dieser Roman vielleicht zu viel gelehrtes Material enthält, zu viel philosophische und artistische Fragen abhandelt; — die Urtheile darüber sind aber die Messen verschieden —; aber es muß und wird doch die Aufgabe der Roman-Zeitung bleiben, die laufenden Erscheinungen der ersten deutschen Romandriftsteller, zu welchen A. Zeising zählt, zu gewinnen und das Urtheil darüber den verehr. Lesern zu überlassen. Freitag's Roman „Kauf und Paufe“, welcher vor 2 Jahren erschien, machte ein ungemeinliches Auffehen.

Zur gefälligen Beachtung: Wir bitten und keine Manuscripte für die Roman-Zeitung ohne vorherige Anfrage einzulenden, da wir eine Garantie für unverlangt eingeladene Manuscripte in keiner Weise übernehmen können. Redaction und Verlagshandlung.

Deutsche Roman-Beitrag.

Friedel und Oswald.

Roman aus der Tiroler Geschichte

von

Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Drittes Capitel.

Im Mannengericht.

Am Tage Sankt Burkhard's zogen ungewöhnlich viele Wanderer auf der Straße, die von Meran her, die Etsch entlang sich an dem gewaltigen Berggründen des Wältners-Joches dahin windet. Wo nur über das rotbe zerklüftete Porphyrgestein ein Fußsteig herabführte von den, auf den Falden gleich Vogelnestern angehefteten Höfen, oder noch weiter von der Hochebene, welche ganz oben umgabt in südllicher Schönheit mit Dörfern, Matten und Weinbergen sich ausbreitet, kamen von allen Seiten Wanderer herab und auch von gegenüber, wo Bräde oder Ueberführ über die Etsch und deren erlenbewachsene Sumpfniederungen es gestatteten, fehlten sie nicht aus den Bergdörfern von Völsan, Prissan und Gfrill, bis hinein in das einsame Ulnerthal.

Ein stattlicher Mann von fast riesigem Wuchs, in der schönen Tracht von Almuud schritt auch des Weges, aber nachdenklich und wie mit wichtigen eigenen Gedanken beschäftigt, daß er kaum Zeit fand, den Gruß der darüber Schreitenden zu erwidern und noch weniger, sich in ein Gespräch einzulassen, das Einer oder der Andere wohl gern bezogen hätte. War auch sein Gang noch rüstig und schnellkräftig, so zeigte doch das weiße Haar seines Hauptes, daß die Erfahrungen eines langen Lebens ihm Stoff genug geboten haben mochten, darüber in innerliche Betrachtung zu versinken.

Desto mehr schien der junge Burche sich mit der Augenwelt zu befassen, der nur wenige Schritte hinter ihm neben einem unbeladenen Maulthiere lässig dahinging und dem Alten das Schwert nachtrug, das alte Wahrzeichen des freien Mannes, das die Bauern des Erschlaandes bei festlichen Gelegenheiten nie zu tragen versäumten, um Jedermann zu zeigen, daß sie auf ihren Wätern als volle Eigentümer und Herren saßen, nicht als halbige Leute auf adeligen Lehnhöfen. Die Gesichtszüge des jungen Burchen mahnten daran, wie der Alte einmal in denselben Jahren ausgesehen haben mochte. Zu den frischen

rothen Wangen und dem braunen Lockenhaare, standen das grüne Hütchen und die braune Zoppe mit dem hellrothen Umschlag vortrefflich; das weite lederne Beinkleid, kaum über den halben Schenkel hinabreichend, zeigte ein kräftiges Bein und gelenkte Kniee, die stattliche Wade steckte in einem kurzen, oben und unten abgeschnittenen Wollstrumpfe. Lebenslust und Kraft sprach aus der ganzen Gestalt, wie aus dem eigenthümlichen, sich in Hüften und Knieen wiegenden Gange, der noch heutzutage den Bewohnern jener Gegenden eigen ist und ihnen selbst bei schwerer Arbeit den Anschein giebt, als gingen sie zu Best und Tanz.

Der Burche wandte oftmals seinen Kopf zurück; seine ganze Aufmerksamkeit war auf ein anderes Paar gerichtet, das in geringer Entfernung desselben Weges herankam, aus einem älteren Manne und einem Mädchen bestehend. Der Mann zeigte die dunkel-farbige schmucklose Tracht, wie sie in den rauheren Thälern am Fernerthod des Dethales heimlich ist; das Mädchen, ebenfalls in den groben dunklen Foden gekleidet, hatte das schwarze Haar in Zöpfen um den Kopf geschlungen und von einem aus gelblichem Zinbenholz geschnittenen Kreise zusammengehalten. Der Mann war nicht groß gewachsen und schwächlich gebaut, aber regsam und kräftig, das Mädchen ungewöhnlich zart und fein und das edelgeformte Angesicht von so durchsichtiger Weiße, als sei das Schneelicht ihrer Heimat darüber gebreitet. Die Wanderung schien sie anzustrengen, sie hielt manchmal stark aufathmend inne: wenn aber der Alte, ihren Tritt hinter sich vermissend, nach der stille Sterbenden umfab, verbarg sie die Müdigkeit und Erschöpfung nach Kräften und um den Mann zu beruhigen, spielte um ihren Mund ein lieblich's Kinderlächeln und aus den dunklen, geheimnißvollen Augen leuchtete ein Strahl unendlicher Güte.

Allmähig war es dem voranschreitenden Almuud-Burchen gelungen, durch wiederholtes Fögern und unmerkliches Zurückbleiben die Entfernung, welche die beiden Wandraupaare trennte, zu vermindern; als das zweite nur noch wenige Schritte entfernt war,

schien auch der alte Algunder mit seinen Betrachtungen zu Ende zu sein. Er sah zurück und verweilte, die Ankommenen zu begrüßen.

„Grüß' Gott, Landsmann,“ sagte er, dem Deythaler die Hand bietend, in welche dieser kräftig einschlug. „Auch auf dem Wege zur Landesheiligung?“

„Wohl,“ erwiderte dieser, „gibt eine Irrung anzutragen zwischen dem Sebener-Stift brühen im Eisackthal und den Freisassen von Fend — bin von meinem Gewere in den Umstand geführt worden . . .“

„Seltiges ist's auch bei mir,“ entgegnete der Algunder, „sönnen also das Stück Weges noch selbender ziehen. Will auch wenn das Mannengericht aus ist, nach Bogen hinein und Mehl und Salz herausräumen auf dem Mule . . . Hab einen Bletter dort im Franziskanerkloster, bei dem will ich auch anknöpfen und Rath und Auskunft holen, die man braucht in so unruhiger Zeit . . . kommt doch alle Tage neue Nähr' und selten eine gute!“

„Muß wohl so sein,“ entgegnete der Deythaler, „muß wohl arg sein, wenn's bis in die Fend hineinkommt! Kannst mir was erzählen, Landsmann, wie es ist mit dem heiligen Vater, mit dem Pabst? Ist es wahr, daß noch einer da ist, der sich auch dafür ausgeben möcht! . . .“

„Wohl ist's wahr — mir hats nächten mein Bletter der Franziskaner erzählt, es sind gar ihrer Drei, einer in Rom, und einer in Frankreich — der Bletter aber sagt der rechte, der sei auch ein Franziskaner, der sei in Hispania und heiße Benediktus!“

Der Hufschlag einiger im Rücken der Rehenden ansprengehenden Kösse unterbrach das Gespräch. Die Bauern blieben stehen und sahen auf die Ankommenen zurück, einige Ritter in halb kriegerischer Rüstung, welche, von einigen Knechten gefolgt, mit wehenden Binden und Federn im vollsten Laufe heransprengten. Der Weg ging eben ziemlich hart am Berggrücken hin, eine Steinmühre war unlängst davon abgegangen und hatte alles mit Geröll und mächtigen Blöcken bedeckt, zwischen welchen nur ein ganz schmaler, eiliger Reispfad wieder hergestellt war.

Die Bauern standen eben am Eingang der Enge, als die Ritter sie eingeholten. Einer davon winkte ihnen schon aus der Ferne, bei Seite zu gehen, um die Herren in ihrem eiligen Ritte nicht aufzuhalten.

„Aus dem Weg, Bauer!“ rief der vorderste Ritter, eine mächtige Männergestalt in funkelndem Panzerhemd, auf welchem der brandrotte Bart sich ausnahm wie Kupfer neben glättem Erz. „Aus dem Weg, oder wir reiten Dich um!“

Die Männer erwiderten nichts, der Algunder aber stand mit einem mächtigen Ausschritt unmittelbar am Eingange der Weg-Enge, daß er selbe mit seiner breiten Gestalt völlig deckte. „Mit Verlaub Ihr Herren,“ sagte er zu den anstürmenden Rittern, welche unwillkürlich anhaltend durcheinanderdrängten und rasselten, „Einer nach dem Andern und wer zuerst kommt, magst zuerst!“ Damit winkte er seinen Gefährten zu, fürbás zu ziehen und blieb gelassen stehen, bis er sah, daß dieselben wieder auf dem breiten ungerüsteten Wege angekommen waren. Dann wandte er sich, ohne die verblüfften Ritter weiter eines Wortes zu würdigen und schritt mit bedächtigen gemessenen Schritten vorwärts.

Die Edelherren waren von der Kühnheit des Mannes so überrastet, daß sie nicht gleich Worte zur Erwidrung fanden; lautlos ritten sie naheinander durch die Mühre und erst als die Bauern am Wege selbwärts getreten waren, um den Zug vorbeizulassen, fanden sie Athem, ihnen einige Flüche zuzuschicken. „Vielleicht wär es nicht bei den Flüchen geblieben, allein die von allen Seiten sichtbaren Landeute waren eine eindringliche Mahnung, Frieden zu halten. „Hochmüthiges Bauernpaar!“ rief der Rothbart wüthend. „Die Stunde hoff ich auch noch zu erleben, wo es Dir über die Köpfe geht!“

Die Bauern erwiderten nichts und zogen ihres Wege. „Daß Du die Edelherren gefannt, Landsmann?“ fragte der Deythaler.

„Wer sollte an der Etzsch auf und ab den Rothbart nicht kennen? war des Algunders Antwort . . . „Das ist der Degen Fur von Edwenberg und aus dem andern Helm hat, wenn ich mich nicht geirrt habe, das gerüstete Gesicht des wilden Sallegers von Sallegg herausgesehen . . . er trägt den Denzettel noch von Brezgen her, dort haben ihn die Appenzeller gezeichnet . . . Nun, ich denke, es gibt auch bei uns Fäuste, die eine solche Schreiberei zu Stande bringen!“

Ein anziehendes Gespräch war damit unter den Männern in Gang gekommen; sie schritten stüchtig aus, unbekümmert um die jungen Leute, die bedächtiger folgten.

Die Beiden hatten sich bei der Begegnung gleich den Vätern stüchtig gegrüßt und waren dann schweigend nebeneinander hergezogen; doch währte es nicht lange, denn der schöne Algunder kam mit seinen Augen von dem Mädchen nicht mehr los und wurde bald gewahr, wie es mit ihm stund.

„Bist woltern müd Wädel?“ sagte er. „Daß wohl einen weiten Weg gehabt?“

„Thät nichts nutzen, wann ichs auch leugnen wollt,“ erwiderte das Mädchen, „ich mein' alu, man müßt' mirs ansehen, daß ich das Wandern nit gewöhnt bin!“

„Ednuest wohl auffigen . . . Das Mule geht leer und ist noch ein gutes Stück bis zu den sieben Eichen!“

Einer zustimmenden Antwort gewärtig hielt er das Thier an; das Mädchen besann sich einen Augenblick, aber die Müdigkeit behauptete ihr Recht und als ihr schüchtern aufgeschlagenes Auge dem des Jünglings begegnete, das ihr mit dem vollen Ausdrucke gutmüthigen Wohlwollens entgegenstrahlte, erstarrt das Wort der Weigerung, das etwa auf ihren Lippen geschwebt haben mochte; sie lehnte die dienstfertige kräftige Hand des Burschen nicht ab und saß bald beglaglich anruhend auf dem Rücken des sichern Thieres.

Damit war der Stoff zum Gespräche auf eine Weile wieder erschöpft; das Mädchen sah von dem Thiere blickommen nach der Etzsch hinüber, als ob Besonderes zu schauen wäre unter den Gipfeln der Erlen und Weiden, zwischen denen sie dahinströmte. Der Bursche, die Zügel füllend, blickte zu Boden, wie wenn er jeden Stein im Geröll des Weges zählen und prüfen wollte, daß das Maulthier darüber nicht einen Fehltritt thue und die schöne Reiterin erschrecke

oder gar schädige. Endlich schien er doch Muth zu fassen; es war auch hohe Zeit, denn als man wieder um eine Bergedeck bog, stieg schon in der Ferne der schiefe Thurm von Terlau empor, über ihm das graue Gemäuer der Burg Maullastach und nicht weit dahinter, noch von dem Berge bedeckt, standen die sieben Eichen, das Ziel der Wanderung.

„Mädel . . . wie heißt Du?“ fragte er schüchtern.

„Moidele . . .“ war die halblaut mit abgewandtem Gesicht gegebene Antwort.

„. . . Ich heiße Linus,“ sagte der Bursche wieder. „Bist nit im Burggrafens-Amt daheim . . . wo kommst her, Moidele?“

„Gestern früh sind wir daheim fort, aber Nacht sind wir in Zwieselstein gelegen und heut sind wir gar herausgewandert.“

„Und wo bist duheim?“

„Der Vater sitzt auf Rosen, — droben im Fenderthal, im innersten End' . . . wo der Wildspitz und der Bernagtsfener zusammenlaufen.“

„Bin niemals so weit hinaus gekommen — dünkt mich aber, es müßt gar so viel einsam sein da droben und so kalt! Schier das ganze Jahr keine andre Farb' als Eis und Schnee, keine Bäum' und keine Blumen und kaum ein Bissel Gras . . . Würst nit lieber hier unten bei uns, in dem warmen sonnigen Thal?“

„Warum Linus? Meinst, es wär nicht auch bei uns fein? Wir haben schon auch Blumen, die Steinröslein und den blauen Speiß, der so gut riecht . . . Und wenn die Sonne untergeht oder wieder herauf kommt und scheint auf die Schneefelder und Eishörner, das gibt eine Farb', viel schöner als da herunten im Thal und Eure Wiesen sind auch nit so grün als unsre Almen . . .“

„So möchtest also nit bei uns sein? Thät' mich woltren freuen, wenn Du uns einmal heimkommen thätest in Algund, und thätest ein Weilerle bleiben . . . Soll' Dir wohl gut thun, dünkt mich, bist auch ein solches Steinröslein, ein bleiches . . . bei uns müßttest erst die rechte Farb' kriegen und die rechten Röslein aufgehen auf Deinen Bäden. Möchtest nit, Moidele?“

„Sel' ging nit an, Linus . . . Die Mutter ist lang todt, ich muß dem Vater haufen und lönn't ihn nit allein lassen . . .“

„Aber jetzt seid Ihr doch einmal fort . . . da könntet Ihr auf dem Rückweg einkehren beim Tischmerler in Algund, es ging alim in Einem hin!“

„Eine Bas' aus Fend ist auf dem Kofnerhof, diweil wir fort sind: der Vater will dann noch ins Eisackthal hinein nach Kolmann und zu den frommen Frauen in Seben — da sind auch Gefreundte von meiner Mutter selig; dann gehen wir hinaus über den Brenner nach Sterzing und über den Jaufen wieder zurück . . .“

„Das ist ein weiter Weg, Moidele — wird Dich wohl müß' machen!“

„. . . Ich bin alim nit so schwach, wie Du denkst, aber daheim ist mir woher! Ich kann die Ditz' nit vertragen — bei uns geht eine so viel gesunde und frische Luft!“

Linus sah sie beinahe traurig an. „Wird schon was Andres sein,“ sagte er, „daß es Dir woher ist, droben in den Eisbergen, unter den Felsen und Fern-

nern, als unten im sonnigen Thal unter den Kesten und Feigen und Weimern . . .“

Das Mädchen, das fast immer mit niedergeschlagenen Augen gesehen, erhob sie jetzt und sah den Burschen zur Antwort wie verundert an: der Blick war wie ein stilles Bergwasser, hell und klar, daß man bis auf den Grund sehen konnte. Es spiegelte sich darin, daß sie den Sinn der Rede nicht vollkommen gefaßt hatte und die erglühende Wangen des Algunders verrieth, daß diese Erwiderung ihm lieber war, als eine in Worten ausgeprochene. Er athmete auf, als ob ihm die Brust von einem schweren Drucke befreit wäre. „Du hast Recht,“ sagte er, „es ist lächtig schwül heut . . . ich sang' es just auch zu spüren an . . . Möcht' wohl einmal die frische Luft schöpfen, wie sie von den Fernern streicht! . . . Was thätst sagen, Moidele, wenn ich einmal die Armbrust über die Achsel nähm' und käm' den Gensern nachgestiegen über die Felsen und den Rees?“

„Ich thät' sagen, Linus — laß die Armbrust daheim und die Gensern in Ruh . . . auf den Fernern haufen die saligen Fräulein, die leiden's nicht, daß man die schmuden stinken Thierlein schädigt — es ist ihr Hausvieh!“

„Dann wüll ich Armbrust und Köcher hängen lassen, Moidele . . . komm' ich dann den saligen Fräulein genehm . . . und Dir auch?“

„Den Saligen gewiß,“ entgegnete mit lieblichem Lächeln das Mädchen.

„Und Dir?“ fragte er nochmal, leiser und dringender.

Die Frage blieb unbeantwortet, denn die Wanderer waren vor den ersten Häusern von Terlau angekommen, und vor einem derselben, an dessen Giebel ein grüner Busch ausgehängt war und die Schenke verkündigte, hatte sich eine Menge Volks versammelt, Jumbiß und Herberge zu nehmen, es das letzte Stück Wegs zu den sieben Eichen zurückgelegt werden sollte. Die verausgeschreitenden Männer, von Bekannten angerufen, hielten ebenfalls an, und das junge Paar mußte folgen.

Die Versammlung war in lebhafter Bewegung; sie mochte dem feurigen Terlauer Wein gehdrig zugesprochen haben, und war auch durch Anrede und Gespräch mehr erregt, als es die meist ruhige und sinnende Gemüthsart der deutschen Gestländer mit sich bringt. Auf einem seitwärts gestellten leeren Faße lauerte eine verschobene hochrüdige Gestalt in schädigen Wammis, über welchem eine nicht minder abgetragene Gugel saß und ließ die schnarrende, aber ausgiebige Stimme über die Versammlung hin ertönen. „Dumme Stroiche seid Ihr,“ rief er, „wenn Ihr das nicht begreift! Der Herzog und die Edelherren, das sind die Mühlsteine, die einander vermischen möchten und auseinander löstreiben Tag und Nacht . . . wer's am längsten aushält von den Beiden, das weiß der Teufel, aber was dazwischen liegt, das wird zermalmt und zerquetscht und das seid Ihr! Bildet Euch nur was ein darauf, daß die Mehreren noch frei auf ihrem Eigen sitzen . . . ei nun, ich bin weit herumgekommen im Reich, wo's überall auch einmal freie Bauern gegeben . . . wo sind sie jetzt? Fort sind sie, alle verschwunden in dem abeligen und fürstlichen Schnappjad, wie der Wein da

in meine Kette! Lehnträger mit allerlei schmachtollem Zins sind sie geworden, wo nicht gar Hürige und Leibeigene und Euch geht's ebenso — Euch wird auch keine andere Wurst geboten!" Dabei hatte der Redner eine mächtige Holztanne ergriffen und geleert und stürzte sie jetzt, wie zur Bestätigung seiner Worte um, ohne daß ein Tröpflein herausließ.

Einige der umher Sitzenden lachten, andre schüttelten die Köpfe und sahen unmutig darein. „Wer ist der Kerl?“ fragte der Altvater den ihm zunächst Stehenden. „Kennt ihn Jemand unter Euch, daß er so das große Maul haben darf?“

„Ich kenn' ihn nicht,“ erwiderte der Befragte, aber ich hab' ihn nennen hören. Es ist der Kneißl von Stanz, soll einmal ein Güll gehabt haben, draußen am Zan bei Laudeck, ist aber drum gekommen und unter die Landfahrer gegangen!“

„Ist wohl doch nicht so arg als Du's machst!“ hatte indessen Einer dem Unwilligen erwidert. „Wir haben unsre Augen wohl auf und sehen die Häufte nicht in den Sack und dann ist Herzog Friedel im Land, unser Fürst, der uns wohl schätzen wird bei unserm guten Recht!“

Der Kneißl schlug ein höhnisches Gelächter auf. „Der Herzog?“ rief er, „Der in der Klemme sitzt zwischen Kaiser und Pabst und Bischof und dem die Zwingersherren noch wärmer machen, als uns? Bei unserm guten Recht schätzen! Wer hat denn mich geschügt? Ich bin auch einmal ein freier Mann gewesen und auf meinem eigenen Erbe gefessen wie Ihr... aber ich hatte Unglück gehabt, ein Bergbruch hatte mir den schönsten Acker verunruhigt, daß er unter den Steintrümmern begraben liegt bis zum jüngsten Tag, mein Viehstanz war eingezogen, bis auf eine einzige Algväuerluch, die war trüchtig und wenn das Vieh zur Weide ging, war sie die schönste in der ganzen Dorfheerde. Der Schrofensteiner aber, der auch mit austreiben ließ, hatt' eine andre Kuh, ein schwarzes Vieh, das stößig war und alle Augenblicke Unfug anstiftete. Band auch einmal mit meiner Algväuerin an, aber die verstand das Ding unredt und lehrte den Spieß um und stieß die Schwarze jämmerlich, daß sie's in Zukunft wohl hätte bleiben lassen. Am andern Tag aber kam des Schrofensteiners Vogt und nahm mir meine einzige herrliche Kuh weg. Es gehe nicht an, sagte er, daß die Bauer Vieh hätten, das über das Herrenvieh aufkäme — das könnt sie selber zum Troz verleiten. . . . Wenn auch Weib und Kind noch so jämmerlich schrienen, weg ward sie geführt und der Bettelmann war fertig!“

„Das ist wohl schlimm,“ erwiderte der gegenüber sitzende Bauer, „hättest es eben doch versuchen sollen, Hilfe beim Herzog zu holen. . .“

„Daß ich ein Narr gewesen wäre! Wegen meiner Kuh hätte der Herzog den mächtigen Schrofensteiner kein schlechtes Maul gemacht und wenn ich ihn vor's Mannengericht geladen und einen Spruch für mich bekommen hatte, was hät' er mir geholfen? Wäret Ihr etwa ausgezogen und hättet dem Schrofensteiner Fehde angefaßt? Es giebt nur Ein Mittel — das heißt sich selber helfen und das laßt Euch gesagt sein! Die beiden Mühlsteine zermalmen Euch — bleibt Einer allein übrig, so erdrückt er Euch, also — in Trümmern mit allen Zweien!“

„Du bist ein lästerlicher Mensch!“ rief der Erstere wieder. „Der Herzog ist unfre von Gott eingesetzte Obrigkeit, der wir geschworen haben!“

Der Kneißl lachte wieder, noch lauter und höh'nischer als zuvor. „Von Gott eingesetzt!“ rief er. „Da schaut hinauf auf die Burg Mautlach! Wenn ihre Steine reben könnten, die würden Euch Eins erzählen von der göttlichen Einsetzung — wie sie's mit einander abgetarlet haben, die Margarethe und die Edelherren, welche glaubten, unter einem Herzog von Oesterreich hätten sie's am bequemsten, weil der wohl sein in Wien sitzen bleiben würde! Den Schwyzer Eidgenossen und den Appenzellern wollten sie's auch weiß machen, das mit der göttlichen Einsetzung, aber die haben ihnen bei Morgarten und Sempach geantwortet, daß ihnen das Wiederkommen vergangen ist und habt Ihr schon gehört, daß der liebe Gott sie gestraft hat, weil sie seine Einsetzung nicht geachtet haben? Sie leben in Ruhe und Frieden und Eintracht, sie zinsen und steuern Niemand und ihre Wiesen sind so grün, ihre Aecker so reich wie zuvor! Nehmt Euch ein Beispiel dran! Woher wißt Ihr, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt sei? Eure Mönche und Pfaffen haben es Euch gesagt, — die haben Euch erzählt, es stünde so geschrieben in der heiligen Schrift! . . . Wecher wißt Ihr aber, daß sie Euch wirklich sagen, was darin steht? Wenn Ihr das wissen wollt, dann müßt Ihr nach Prag gehen! Ich hin dort gewesen, ich hab' den Fuß predigen hören — der weiß es, der sagt es gerad' heraus, was in der Bibel steht!“

Leichtes Murren floß über die Versammlung. Ehe es zum lautern Ausbruche kam, hatte der Altvater sich durch die Menge gedrängt und den Arm nach der Kette des Kneißl ausgestreckt, welcher dem mannhaftesten Griff nur durch einen gewagten Seitensprung auf die Terrassenstufen der Schenke zu entkommen vermochte.

„Mißgeburt,“ rief der Bauer, „schweige mit Deinen Lästerungen oder Du hast Deinen letzten Athemzug gethan! Wir wollen nicht hören von der böhmischen Gans und ihrem Geschnatter!“

„Ja! Fort mit dem Buckel!“ rief Alles einmüthig durcheinander. „Fort mit dem böhmischen Keher!“

„O Ihr Dummköpfe!“ rief der Kneißl entgegen, der sich auf seiner erhöhten Stelle vor dem drohenden Andränge sicher fühlte. „Wer nicht hören will, muß fühlen — also wenn die Ketze an Euch kommt und Euch die Haut abgezogen wird, dann mußt nicht — Ihr habt es selber nicht anders gewollt! Ihr seid so überreif, daß Ihr verkauft, wenn die Hand nicht bald zugreift, die Euch abschüttelt! Wißt Ihr, warum der Kirchturm da in Terlau schief steht? Ich will es Euch sagen! Der Baummeister, der ihn gebaut hat, war ein freier Mann aus dem Reich, der den Hut sitzen ließ vor König und Edelherr — drum, wie der Thurm fertig war, rief er ihm zu, ein freier Mann hab' ihn gebaut und wenn Einer an ihm vorüber gehe, der noch freier sei, dann solle er sich vor ihm verneigen und so stehen bleiben, bis ein Zweiter käme, der gleichen Gruß verdiene. Da ging ein Tiroler Bauer vorüber und der Thurm verneigte sich gehorsam und steht schief bis zur Stunde

und wird so stehn in Ewigkeit . . . Euch wenigstens wird er nicht die Ehre antun, sich wieder aufzurichten vor Euch . . .“

Das Murren und Drängen ging in Geschrei und offenen Angriff über und es war zweifelhaft, ob es dem Keger gelungen wäre, trotz seiner gesicherten Stellung sich demselben zu entziehen, wenn nicht aus der Ferne ein mächtig hallender Ton erklungen wäre, ähnlich dem dröhnenden Schall, mit welchem der Hammer aus Eisen und Amboss fällt. Es war das erste Zeichen zum Beginne der Versammlung und die Herbergsgäste mußten sich spüren, noch rechtzeitig den Ort derselben zu erreichen. Darüber gewann der Kneißl Gelegenheit, unangefochten zu entkommen, und der Zug wälzte sich gegen Burg Maultasch zu in die breitere Thalebene, die sich dort zur linken Seite der Etzh öffnet und den Anblick des sonnigen Bogner-Grundes gewährte, während gegenüber die Hochebene von Kallern, wie eine mit Frucht und Wein von der Natur selbst gedeckte Tafel sich ausbreitet, behütet und überragt von den zahllosen Vesten und Burgen, welche ihre längst verfallenen Thürme damals noch stark und trotzig in den tiefblauen Himmel streckten. Vor Allen aber ragten in der Mitte die Burg Formigart, das alte nachmals in Sigmunds-Iron ungewandelte Römerkastell, und rechts am waldivgen Abhange das Schloß von Hohen-Eppan, wie ein riesiger Wächter empor, der das ganze Etzhgebiet auf- und abwärts belauerte und von seinen Zinnen Botschaft und Zeichen auf die besreundeten Burgen der Adelsgeossen trug, nach Korneid und Kunkelstein und hinauf nach Löwenberg, Schönna und die Zausenburg im fernsten Hintergrund des Passerthals. Links am Firstwege hinter einigen Häusern stand ein Büschel von sieben mächtigen Eichenbäumen in weiter grauziger Ebene, rings eingefaßt von dem immer höher und schroffer ansteigenden Porphyrgestein der Berge, an deren warmem Fuß Weingarten und Weingarten sich schlang. Etwas seitwärts war das Gebirge am Gipfel zerklüftet, als hätte eine ungeheure Riesensfaust das rothglühende Gestein gefaßt und im Grimm auseinander gerissen: vor dem Riß und der Schlucht aber stieg ein rother Felskegel empor, losgetrennt und unersteiglich von allen Seiten, die lahle Stirn gekrönt mit dem Bergschlosse Greifenstein, das lähn darauf hing, wie die Schwabe das Nest an die senkrecht Mauer heftet oder der Adler den Horst einbettet in die sonnennächste Klippe der Felswüste.

Der Platz auf dem Raseu war von einer dichten Volksmenge besetzt, welche lärmend und brausend durcheinander wogte; unter den Eichen lag ein mächtiger Felsblock, roh zum Sitze zugerichtet, und mit ein paar eingehauenen Tritten, die als Stufen dienten. Um denselben und unter den Bäumen stand eine Anzahl von Männern in Bürger- und Rittertracht: die zum Mannengericht abgeordneten Vertreter dieser Stände, mit Ritter Barikmä von Gufidaun, der damals für Herzog Friedrich als Landeshauptmann auf dem Schlosse Tirol saß. Auf seinen Wink trat ein Gewappneter an den großen viereckigen Erzschilde, der zwischen zwei Eichen wie eine Glocke aufgehangen war, und führte auf denselben mit dem Rücken seiner Streitkatz kurz nacheinander drei abgemessene wichtige

Schläge, welche weithin über die Ebene dröhnten und an den Bergen nachhallten. Hatte es schon zuvor den Anschein gehabt, daß es unmöglich sein würde, in die drängende brausende Menge Ordnung und Ruhe zu bringen, so war es auf dies Zeichen, als ob vollends alle Bande zerrissen seien und der Wildstrom, Damm und Deich durchbrechend, sich überstürzend entladen wolle — dennoch wahrte das nur einige Augenblicke; dann, wie von unsichtbaren Händen gelenkt, ordneten und reigten sich die Massen, daß um den Felsblock und die Eichen herum sich ein weitgezogener Ring bildete. In diesem schritten Männer mit weiß geschälten Stäben hin und wieder, die sie maßen und wärend erhoben, um die Rundung vollständig und den Raum ganz leer zu machen; es waren die Waibel des Mannengerichts. Im Ring herum, als sogenannter Umstand, rehten sich die Bauern, das Wehrgesäng in der Hand oder um die Mitte gezüret; zu beiden Seiten des Steiniges stellten sich die von den einzelnen Thälern oder Geworren gewählten Schöffen auf, während der Landeshauptmann als Richter den Stuhl bestieg. Dort angekommen, nahm er den Hut vom Haupte, die Waibel erhoben die weißen Stäbe und tiefen mit schallender Stimme das Friedegebot über die Versammlung; dann bedeckte sich der Burggraf und im Augenblick lag Grabeschweigen auf der weiten unabhsehbaren Versammlung.

Auf den Ruf des Hauptmanns trat der erste Kläger vor, der Vertreter und Abgeordnete des Stiftes der Benedictinerinnen zu Seben, das hoch über Klausen am Eisack thront; dazu einer von Herzog Friedrichs geheimen und vertrauten Räten, berüht wegen seiner Gelahrtheit und gründlichen Kenntniß des römischen Rechts, worin er auf der hohen Schule zu Bononia sich die Meisterschaft erworben. Zierlich verbeugte sich der feine, sauber gekleidete Herr vor dem Gericht und übergab dem Richter den Brief, in welchem die Aebtissin von Seben den berühmten und gelahrten Doktor Innocenzius Kraigius zu ihrem Fürsprech bestellte; dann überblickte er die Versammlung mit siegesgewissem Blick und mit einem zwischen Hohn und Mitleid schwebenden Lächeln und begann in künstlicher Rede den Anspruch des Klosters vorzutragen.

Es machte Anspruch auf einige Weiden und Höfe im Rasein, einem Seitenzweige des Fembertals und behauptete, diese Güter mit aller Liegenschaft seien ein Eigen des Stiftes und den damaligen Inhabern nur zu Genuß und Bebauung als jünpflichtige Lehen überlassen. Mit aller Kunst scharfsinniger Folgerung begann er dann, den Grund der Klage zu entwickeln und zu erörtern, wie zu den Zeiten der Römer die Verhältnisse der coloni und villani zu den Herren und Gutsherrn gewesen, wie darüber verschiedene Senatus consulta ergangen, auch von den römischen Imperatoren nie anders decidirt worden, auch die Meinung der berühmtesten Rechtsgelehrten und Glossatoren damit ebenso übereinstimme, als die klaren Decisionen in den kirchlichen canonibus . . .

In dem Umstande wurde leichte Bewegung merktlich und ein Gemurmel flog über die Menge. Zugleich erhob sich der Burggraf und gebot dem Redner Schweigen. „Was Ihr da gesagt, gelehrter

Herr Doktor," rief er, "mag sehr begründet und tief-sinnig sein, aber Ihr vergeßt, daß Ihr vor einem Tiroler Mannengericht steht — es ist eine der alten Landesfreiheiten, daß in diesen Marken nach keinem andern Recht geurtheilt werden darf, als nach Tiroler Recht: römisch Recht und Kirchenjurisprudenz haben keine Geltung in unsern Bergen! Erspart Euch also die verzwicklichen Worte und so Ihr deren auch legt die Beweise Eures Anspruchs vor."

"Mit solchen probationibus ist meine Clientel allerdings auf's sürtestlichste ausgerüstet," entgegnete der Doktor achselzuckend und mit süßsaurem Lächeln. „Hier," fuhr er fort, indem er dem Grafen ein Pergament mit daranhängender Siegelkapfel überreichte, „hier ist das documentum, kraft dessen bereits vor mehr als einem Säculum der Bischof von Brixen die herrenlose Wüste im Fenerthal als eine res nullius dem Sebnner Stifte zu freiem Eigenthum geschenkt . . ."

Er wollte noch mehr hinzufügen, aber auf einen Wink des Richters hoben die Wäibel ihre Stäbe und ließen die Beklagten vortreten. Die Rafeinerbauern stellten sich in den Ring, in ihrer Mitte der Hofner, den sie zum Anwalt erklärt hatten. Kurz aber bländig und deutlich redete der Bauer, den Anspruch der Kläger scheltend, denn die Rafeiner seien seit mehr als einem Jahrhundert als freie Eigner und Herren, die Niemand als dem Landesherren geistlich oder gesteuert, auf ihren Höfen geseßen und wollten das ererbten mit so vielen Eidhelfern, als man begehren würde. „Es ist nicht wahr," schloß er seine schlichte Ansprache, „daß im Rafein vor hundert Jahren eine herrenlose Wüste war — die Vorfahren der Beklagten hatten damals schon lang die lerge Weide dem Eis abgerungen und sich angesiedelt . . . Der Bischof ist also betrogen und der Brief erschlichen worden, also kann er nicht gelten und bewiesen . . . Der Bischof hat nicht Zug und Recht dazu gehabt zu verschenten, was schon eines Andern ist!"

Nach kurzer Widerrede des Doktors erhob sich der Graf und bot das Mannengericht auf, den Streitenden ihr Recht anzufagen: die Schöffen traten zusammen, auch der Hofner mit einigen Fendern gesellte sich dazu.

„Ich protestire!" rief der Doktor. „Protestor solemnium quam solemnissime! Diese Männer sind offenbar betheilig, sie sind Nachbarn und Freunde, vielleicht sogar Alinees oder Consanguinei der Beklagten . . . sie können nicht Richter sein . . ."

„Gelahrter Herr," entgegnete der Burggraf, „ich muß Euch nochmal weisen, den Gang des Mannengerichts nicht zu unterbrechen . . . die Ektoren des Amtes, der Städte und der Betheiligten sind allein berufen, Jedem das Recht anzufagen — also ist's Geheiß von Alters her. Darum schwören die Schöffen den Eid, daß sie nicht um Menschengunst urtheilen, sondern nach ihrem Gewissen und dem alten Tiroler Recht!"

Die Schöffen traten vor und leisteten den Eid mit emporgeshobenen Fingern der rechten Hand, während Alles im Umstand die Hätte abnahm und in schweigender Erwartung stand. Dann schlossen sie sich zur Beratung in einen Kreis zusammen und bald trat der Obmann vor den Stuhl des Richters

und erwiderte auf dessen Frage, ob das Mannengericht seinen Spruch gefunden, mit weithin schallendem Ja. Der Obmann theilte ihm dem Hauptmann mit, der sich zur Verurteilung erhob und das Haupt entblößte. „Auf Klage des Frauenstiftes zu Seben, auch Widerrede keiner, so auf den Rafeiner Höfen sitzen im Fenerthal, sagt das Mannengericht sowohl Klägern als Beklagten ihr Recht an und weil es landeskundig, daß die Rafeiner stets und zu allen Zeiten freie Eigner gewesen, weist es die Klage des Stiftes ab, und soll dieselbe niemals mehr angenommen werden von einem Richterstuhl im Lande Tirol oder im Reich, und die Rafeiner sollen als freie Eigner sitzen und allen und jeden Ansprüche, so das Stift wider sie erheben, los und ledig sein auf ewige Zeiten!"

Nicht enden wollendes Beifallsgegeschrei begleitete die Verkündigung des Urtheils und die Schwerter der Männer im Umstande klirren zustimmend aneinander. Der Doktor aber trat mit heftiger Gebärde vor und versuchte lange vergebens, seine Stimme in dem allgemeinen Ansturm geltend zu machen. „Ich appellire!" rief er. „Meine Clientel kann sich bei diesem Anspruche nicht beruhigen — ich insinuire appellationem an Seine Durchlaucht Erzherzog . . ."

„Ihr habt es Euch nicht saner werden lassen, Doktor," unterbrach ihn der Hauptmann, „Tiroler Recht kennen zu lernen: Ihr wüßtet sonst, daß keine Berufung gilt von dem Urtheil des Mannengerichts! Kommt über's Jahr wieder, so es Euch beliebt und Ihr einen blindenden und scheinenden Beweis bringen könnt, dann mag das Mannengericht prüfen, ob der Handel noch mal zu untersuchen — aber der Spruch, den es heut erlassen, steht fest — daran zu rütteln, hat kein Fürst im Reiche Zug und Macht!"

Wieder ertönte der Zuruf des Volkes wie das Tosen einer plötzlich losgelassenen Wasserwehr, die Schwerter klirren und die Hätte wurden geschwungen, bis die Wäibel mit ihren Stäben wieder erschienen und das Vortreten eines neuen Klägers verkündigten.

So ging das Gericht seinen Gang, bis die Sonne neben dem Haupte der Mendel hinabging und Dämmerung mit den Bergschatten in die Thäler stieß, denn es durfte nur bei scheinender Sonne gehegt werden.

Vergebens hatte Vinus in dem Gedränge seine schöne Gefährtin wieder zu finden gesucht; als sich der Menschenmüel zertheilte, gelang es seinem Faltenblick, sie zu erspähen, wie sie eben ein Samperfeld bestieg, das der Vater zur Weiterfahrt ermittelt hatte.

„Ich hab' aber noch keine Antwort auf meine Frag', Meibele," sagte er, sich flüchtig an sie drängend. „Auf welche Frag'?"

„Ob Dir's recht ist, wenn ich einmal in's Fenerthal kommen und auf Rosen einsprechen thät'?"

„Warum soll's mir nicht recht sein?" fragte sie unbefangenen entgegen. „Du hast ein so viel gutes Gemüth . . . und ich denk' wohl, daß es Dir gefallen soll bei uns!"

„D das weiß ich!" rief Vinus mit leuchtenden Augen. „Sist nur schade, daß der Herbst und der Winter schon vor der Thür sind."

„B'hat Gott, Vinus," sagte das Mädchen, denn ihr Kopf begann zu schreiten.

„B'hubt Gott, Moidele . . . auf Wiedersehn, wie's aber wird!“

Die Worte des Burfschen klangen heiß aus bellommener Brust hervor, Augen und Wangen brannten ihm: so lang der Weg es erlaubte, hing sein Blick an der enteilenden Reiterin, die wieder gesenkten Hauptes wie sinnend saß. Sie war dieselbe beim Scheiden, wie beim Begegnen: freundlich, aber verschlossen, gleich einer noch nicht entfalteten Blume — kühl und rein, wie die Eiskluft, die um unnahbare Ferner streicht.

Viertes Capitel.

Die Falken.

Am Fuße des Greifensteinerfelsens hielten einige Reiter an. Sie stiegen von den Rossen und übergaben sie den Knechten, die sich im Schatten einer von der Sonne abgewandten Schlucht lagerten und den Thieren frei ließen, sich an dem spärlichen Grase zu ergötzen, das zwischen Felsstrümmern und aus den Spalten keimte; eines Wächters bedurften sie kaum, denn es war nicht zu beforgen, daß sie es versuchen würden, die unwirthlichen Steingränge der Schlucht zu überschreiten. Die ritterlichen Herren selber schickten sich an, den Felspfad emporzuklimmen und sahen mit bedenklichen Mienen die rothen Wände hinan. „Ich will ein Pfaffe werden.“ sagte Degen Fuz von Löwenberg, „wenn die Kerle hier es nicht besser haben, als wir! Sie machen sich's bequem, indem wir da hinan klettern sollen! — Pest . . . da oben, gegen die Burgmauer hin trabbelt etwas und regt sich, als wären es bunte Käfer, die an der Stelle hinankriechen . . .“

„Das werden wohl Bundesgenossen sein, die vor und angekommen sind.“ erwiderte der Sallerker. „Es ist der einzige Weg, der in das Greifen-Nest hinauf führt . . . also immer voran und den Andern nach!“ „Der Fuz hat ganz recht.“ rief ein Dritter, eine kurze etwas stark beleibte Gestalt, „es ist ein unchristliches Verlangen, einen solchen Weg zu Fuß machen zu sollen und gerade jetzt, wo die Mittagssonne auf den Forphyr brennt, daß es widerprallt wie in des Teufels Küche!“

„Ja ja.“ lachte der Sallerker, „etwas Schweiß wird es kosten, Freund Prechtl, aber Du hast ja, wodon Du zusehen kannst und wenn es Dir zu beschwerlich wird, dann denke nur voraus an die läbliche Burgballe oben, hart an der Kellertür, wo die Stüdfässer liegen und heraus duften und von der andern Seite im Küchengaden die Braten schmoren.“

Der Dide schien etwas getrübt durch die lockende Aussicht, aber er schloß sich doch nur mit einem schweren Seufzer den Uebrigen an, welche die Bergwanderung begannen. „Immerhin bleibt es ein verfluchter Einfall, da hinauf ein Schloß zu bauen . . .“ „Zedenfalls hat ihn Einer gehabt.“ erwiderte der Sallerker, „dem das Steigen minker sauer geworden, als Dir! Es mag ein Stück Arbeit gewesen sein, alles Baumwerk da hinauf zu schaffen und dann die Felsen nach allen Seiten abzuschlagen und noch schroffer zu machen, damit ja nur der einzige Pfad hinauf führt, den man noch dazu von oben übersieht, wie seine eigene Hand und ihn rein halten kann mit

Geschoß und Bur! Dei, es mag sich noch schlimmer wandern, wenn von oben die Pfeile kommen und die Felsstrümmen ober gar geschmolzenes Blei und das unlösliche Feuer, das wir den Türken abgelert haben und das durch Schienen und Darnisch brennt, bis hinein auf Knochen und Mark!“

Herr Prechtl von Kaldob stand einen Augenblick still und blühte wie unwillkürlich in die Höhe, ob das verderbliche Feuer nicht etwa schon über die Felsen herniederströme; auch der Fuz hielt aufstehend inne und wandte sich nach dem Tbale zurück, das in schwindelnder Steiltiefe zu ihren Füßen lag. „Seht nur das Gewimmel dort bei den sieben Eichen!“ rief er, „Das ist das Mannengericht, das sie begen.. sieht es doch, als wären es lauter Zwerge und Nörgelein, die aus den Klüften hervorgekriechen lauten . . .“

„Wir stehen schon weit über Thurmhöhe.“ sagte der Sallerker, „dafür ist der Greifenstein auch unbeständig und die höchste und sicherste Wacht im ganzen Gtschland — es kann wohl kommen, dent' ich, daß wir einmal den Römern danken, daß es ihnen einfiel, das Castrum zu bauen!“

„Ist also ein Heidenwert?“ fragte Prechtl.

„Gewiß, und mit heidnischem Zauber gesiegt . . . Der römische Baumeister hat das Blut eines unschuldigen Knäbleins in den Mörten gemischt, das macht eine Burg fest, sie kann nicht genommen werden, so lang der Zauberstein im Grunde liegt . . .“

Ferner, gedämpfter Zuruf unterbrach den Redenden. „Halloh.“ rief er, „das kommt aus dem Greifen-Nest! Sie haben uns droben schon gesehen und rufen uns zu! Laßt uns antworten und eilen, daß wir bald bei ihnen sitzen und Bescheid thun können.“

Es währte nicht lange, so war der eigentliche Burgfelsen erreicht, auf welchem das Gebäude so genau eingefügt stand, daß kein Fußbreit Weg oder Rand um dasselbe herum lief und es ansah, als wäre es mit dem Gestein verwachsen. Das Burgthor war weit geöffnet, aber kein Pfad und keine Brücke führte in dasselbe; knarrend drehte sich ein Balken daraus hervor und an starken Seilen schwebte ein Gestell herab, aus mächtigem Holze gezimmert und nöthigenfalls fest genug, um einen Geharnischten sammt seinem Roste in die Höhe zu winden.

Als die Auffahrt beendet war, empfing die Ankommenden der laute Zuruf einer ritterlichen Schaar, welche ihnen Hand und Pumpen zum Willkommen boten und sie durch den mächtigen gewölbten Thorgang in den Burghof geleiteten. In der Ecke führten Stufen in ein ziemlich enges rundes Thürmchen, das ersterartig an das riesige Viereck des Pallas angebaut war und worin sich die steinerne Wendeltreppe, in alle Stockwerke führend, emporschlangelte. Der unten verweilen wollte, für den öffnete sich eine nicht sehr hohe aber breite Halle, auf einen einzigen Mittelpfeiler gestützt, dessen Tragrippen und Gurten in vierfacher Achse wie Baumzweige auseinander liefen. Es war anmuthig kühl in dem grauen Gewölbe und die Ankommenenden ließen sich zweimal bitten, sich an einem der Steinische bei den verfallenen Genossen ein Plätzchen zu suchen. Die Männer warcu alle in leichter Rüstung und auf der Brust von Meh-

renen schimmerte ein in Silber getriebenes Geschmeide, einen Elephanten darstellend.

„Da geliebten! In den Saal hinauf zu den Uebrigen kommt Ihr immer noch früh genug!“ rief ein hübscher junger Mann, unter dessen blauem Sammthut reiches Blondbaar hervorrollte. „Erst angestossen mit uns! Wir waren eben daran, es dem Bund an der Etzsch und seinem Zeichen zu bringen. Die Elephanten sollen leben!“

„Sie leben! Hoch!“ stürmten alle durcheinander und klirrend und klingelnd schlugen Humpen und Becher zusammen. „Sie leben!“ wiederholte der Sallerder. „Der Elephant! Auf daß er Alles nieder-trete und zermalme, was ihm den Weg wehren will!“

„Run, Herr Firmian?“ rief der blonde Jüngling einem ältern Manne zu, der ruhig gegenüber saß, ganz in mattgrauem Kettenpanzer gehüllt. „Ihr trinkt nicht mit? Wollt Ihr abtrünnig werden von der Verbündniß?“

„Ich thu' Bescheid auf die Verbündniß, Herr Ritter Eckart von Liebenberg!“ erwiderte Firmian, indem er gelassen seinen Becher hob. „Brauche Niemanden, der mich dessen mahnt, aber das Zeichen gefällt mir nicht und hat mir nie gefallen! Der Elephant ist ein plump und unbehüßlich Thier . . .“

„Aber listig und klug!“

„Und ungeschlacht! Ich lobe mir was rasch und gewandt und dennoch kräftig ist! Bin vor einigen Jahren in Venedig gewesen und habe mit angesehen, wie der Doge Michele Steno auf dem Sucentoro hinausfuhr und den Ring ins Meer warf . . . Da ward von der letzten Türkenbeute her auch ein Elephant zu Prunk und Schauspiel herumgeführt auf dem Platz San Mark . . . Da sah ich das Thier und ließ mir von dem Cornal, der ihm im Genick saß und es hinter die Ohren stieß, von dessen Leben und Eigenheiten erzählen. Im Rüssel steckt seine ganze Kraft, mit dem hat es Riesengewalt und eben der Rüssel ist auch sein schwächster Fleck . . . der Stich einer großen Nadel kann ihn tödten!“

„Darum wollen wir den Rüssel hüten vor Nadeln wie vor Schwertern!“ rief der Liebenberger lachend. „Den Rüssel kennen wir . . . unsre alten Rechte und Freiheiten sind der Rüssel! Wohl ist er nur von eitel Papier und Pergament, das jeder Stich zerfetzt, aber in ihm ist unsre Kraft und mehr als Riesengewalt!“

„Wer weiß,“ fiel der Sallerder ein, „ob Firmians Wunsch nicht in Erfüllung geht! Habe so was munkeln hören, als ob es gelte, dem alten Bunde ein neues Schildlein anzuhängen! . . .“

„Und was ist es denn eigentlich, woshaß wir hieher berufen wurden?“ fragte der dicke Herr von Raböf, der bis dahin über Teller und Becher nicht Mühe gesunken hatte, sich ins Gespräch zu mengen. „Wißt Ihr mir was davon zu vertrauen, Herr Auer von Ragenstein?“

Der Angeredete zuckte geheimnißvoll mit den Schultern und schien sich auf eine Erwiderung zu besinnen; der lebhafteste Liebenberger hatte die Frage auch gehört und überhob ihn der Antwort. „Was ist dabei viel zu besinnen und zu bemänteln?“ rief er. „Es ist die Wiederaufrichtung oder Neubelebung

des alten Bundes, den unsere Väter und Genossen vor Jahren beschworen haben . . . ob unter Elephant oder einem andern Zeichen, das ist gleich, die Absicht ist dieselbe . . . Herzog Friedel hat seine bösen Pläne gegen uns und unsere alten Freiheiten nicht aufgegeben . . . braun soll ihm vorgehaut werden, weil der Augenblick so sehr günstig ist . . .“

„Günstig? Wie meint Ihr das? Ist Neues vorgefallen?“

„Das wißt Ihr noch nicht? Die Bayern sind im Land! Der alte Stephan von Ingolstadt hat seinen alten Anspruch auf Tirol wieder herbeigefucht und ist von Rattenberg vor Hall gezogen, das er berennen will . . . Das Aufgebot zum Kriegsdienst gegen ihn wird nicht lange auf sich warten lassen; es wir aber ausziehen, wollen wir wissen, wofür wir's thun und wollen dem Herzog jetzt, da er unser nicht entzihen kann, den Bedingungszeitel schreiben!“

„Recht so!“ rief der von Sallerder. „Wir wollen nichts von Bayern wissen, das uns immer auf dem Raden fäße, daß man keinen freien Athemzug mehr thun könnte!“

„In diesem Punkt haben wir's mit Oesterreich nicht besser getroffen!“ bemerkte Firmian. „Seit die Söhne Leopold's das Habsburger Erbe getheilt haben und Herzog Friedrich Tirol mit den Vorlanden auf seinen Theil bekam, sitzt er immer im Land . . . aber der Habsburger ist mir doch lieber als der Bayer — er hat uns die alten Freiheiten, wie sie uns von Rudolf vertrieben worden sind, immer bestätigt, ohne Widerrede!“

„Ja . . . das ist wahr!“ fiel ihm Eckhart von Liebenord ins Wort. „An der Bestätigung haben sie's nie ermangeln lassen, aber mit dem Halten ging es immer schief! Auf dem Papier steht es ihnen gut, daß der Herzog keinem Landhern von Tirol an Rang und Gewalt vorgehen soll . . . aber in der Innbrucker Hofhaltung ist nichts davon zu spüren!“

„Das ist eben, was ihn drückt und worauf wir halten müssen!“ rief der Sallerder. „Er will nicht wie wir, Landherr von Tirol und der Erste unter uns sein, er möchte Herr des Landes sein und uns so allgemach bei Seite schieben . . . aber er soll nicht! Eben jetzt muß er uns die alten Briefe aufs neu bestätigen und bekennen, daß er nicht mehr Recht hat, als Einer von uns und als wir ihm freiwillig gegnnt haben . . . Wir sind nicht minder als er — auf meinem Gebiet und in meinen Burgen bin ich so gut ein Fürst, als der Habsburger! Will er dem sich nicht fügen — gut, dann werfen wir uns dem Reich in die Arme, der Kaiser wird nicht viel Federlesens machen, wenn wir ihm die Unterwerfung antragen!“

„Das glaub' ich auch,“ bemerkte der Liebenberger, „Sigmund ist dem Herzog obnehin spinnefein und weil er ein Luxemburger ist, machte es ihm schon Vergnügen, Habsburg einen Streich und Schaden anzuthun!“

„Am Willen wird's Sigmund nicht fehlen lassen,“ sagte Firmian trocken, „aber das Können dürfte ihn zu Schaden machen! Nein, Ihr Herren, machen wir unsre Stellung so gut es geht, mit Herzog Friedrich fest — die Gedanken an den Kaiser aber und an die Reichsunmittelbarkeit gebt auf, wenn ich

Euch gut zum Rathe bin . . . wir kommen von Oesterreich nicht mehr los und Alles was wir durch einen Versuch erreichen könnten, wär' ihm einen erwünschten Vorwand zu geben, uns zur Strafe eben das zu nehmen, was wir erhalten wollten, unser altes Recht! Wie kann uns Sigmund beim Reiche schätzen, umgeben von eifersüchtigen Fürsten, in Kriege von allen Seiten verwickelt? Hat er es doch erst nach Jahren und mühsam genug zu Stande gebracht, in sein Reich zu kommen und sich in Klagen krönen zu lassen!"

Das ist wahr!" sagte der Degen Fuz hinzutretend, indem er aus seinem Kupferbart die Weinreste des Bechers strich, den er eben geleert hatte. „Auch will verlaunet, daß König Sigmund nicht eben der Mann sei, auf dessen Wort sich Häuser bauen lassen — doch däch' ich immerhin, es könnte nicht schaden, so unter der Hand bei ihm anzufragen, was von ihm mit Gewißheit zu erwarten sein möchte: er scheint ein klüger Haupt zu sein, als wir bisher von ihm gedacht . . . ich habe Vorhoff, daß er Frieden gemacht mit Ungarn und Venedig und daß er den Papst bezogen, in die Abhaltung einer großen Kirchenversammlung zu willigen!"

„Die Währ' ist wunderbar, Herr Degen Fuz," rief Firlman und setzte vor Staunen den gerippten Glasfisch, den er schon zum Munde gehoben hatte, unberührt wieder auf den Tisch. „Das wär' allerdings der rechte Stiel zur Haue, das wäre die richtige Handhabe, um in die Verwirrung des Reichs und der Christenheit Ordnung zu bringen . . . aber das Conzil wird wieder in Wälschland sitzen und aus lauter Geistlichen bestehen, die sich darum streiten, welcher von den drei Päpsten der rechte sei . . . Ist es doch vor einigen Jahren in Pisa nicht anders gewesen!"

„Diesmal wird es anders sein," entgegnete Fuz. „Das Conzil wird in deutschen Landen stattfinden und soll nicht bloß eine Kirchenversammlung, sondern auch ein Reichstag sein, wo alle Fürsten und Potentaten des Erdreichs zusammen kommen . . ."

„Alles drängte sich neugierig enger um den Erzähler. „Wenn Sigmund das zu Stande gebracht hat," rief der Salceder, „dann ist er um so mehr unser Mann! Dann wollen wir unser Glück doch auf sein Haupt setzen!"

„Gemach, gemach!" entgegnete Firlman abweisend, da der Liebenberger und Andere Miene machten, in den Zuruf einzustimmen. „Der Papst hat eingewilligt, sagt Ihr? Welcher Papst?"

„Der in Bologna sitzt und sich Johannes den Dreizehningigsten nennt . . . so hört' ich von dem Stiftpfropf von Meran, von dem ich Kunde habe. Der Papst hat eingewilligt, mit seiner Klerisei selber nach Deutschland zu kommen . . ."

„Wunder über Wunder! Und wo soll die Versammlung sein?"

„In Costenz — draußen am Bodensee . . ." erwiderte Fuz, „und ich will ein Pfaff werden, wenn das nicht eine Versammlung wird, wie die Christenheit noch keine gesehen hat! Auf vierzehnten des nächsten Monats November ist Alles dahin zusammenberufen, Kaiser und Könige, Bischöfe und Prälaten, Gelehrte und Doktoren . . ."

„Ein Weltwunder!" rief Liebenberg. „Das muß ich sehen . . . Dabei wird wohl auch die beste Gelegenheit sein, an König Sigmund zu kommen!"

„Ich rathe nicht dazu," lachte der Salceder, „das Costenz wird ein heißes Pflaster werden! Eins von Deinen Beimgütern wirst Du darum rüden müssen, wenn Du den kostbaren Ritt machen willst!"

„Und wenns zwei davon kosten sollte!" entgegnete Liebenberg. „Das Costenz muß ich sehen . . . Ob auch Herzog Friedel dort sein wird?"

„Wie kannst Du fragen? Alle Fürsten des Reichs sind geladen, um vom neugekrönten König ihre Vehn zu empfangen — der Herzog wird nicht fehlen dürfen!"

„Ich gehe nach Costenz!" rief Liebenberg noch lauter. „Und wenn mir Keiner folgt, und wenn Ihr mir keine Vollmacht gebt, geh' ich auf eigene Faust! Glaub mir, das ist der Ort, wo unsre Ernte blühen muß! Der König ist dem Herzog feind, die Bischöfe von Brixen, Trient und Chur sähen ihn ohnehin lieber in der Hölle, als in ihrer Nachbarschaft — die werden ein schönes Feuer anschürren unter ihm . . . das ist der Augenblick, wo wir ihn entweder unter uns bringen oder uns völlig von ihm frei machen . . ."

Unter dem größten Theil der Ritter gab sich lebhafteste zustimmende Bewegung kund; ihr lauter Ausbruch wurde durch den Burgvogt unterbrochen, der mit der ehrerbietigen Meldung näher trat, wie der Herr des Schlosses seine werthen Freunde und Gäste oben im Rittersaale erwarte und zu erscheinen bitte, da die Reisten, auf deren Kommen gerechnet werden könne, schon eingetroffen seien . . .

Nach wurden die Reigen geleert und die kriegerischen Gestalten rasselten und klirrten die Steinpfusen hinan. Die Letzten waren der beliebte Herr Prechtl auf Kaldbö und der bedächtige Auer von Kagenstein. „Was sagt Ihr zu Allem dem?" flüsterte der Dicke, indem er den Andern an der Armlehne saßte und zurücksah. „Das überfürzte Wesen will mir nicht behagen . . ."

„Mir auch nicht," erwiderte Auer ebenso, jedoch nicht ohne sich durch einen raschen Blick überzeugt zu haben, daß Niemand mehr in der Nähe sei, der ihn ertönen könnte, „aber es wäre vergeblich, in dem Tumult die Stimme der besonnenen Klugheit und der Ueberlegung geltend machen zu wollen!"

„Was sie nur immer haben mit ihren alten Briefen!" fuhr Prechtl während des Steigens fort, „mit dem ewigen Aufsehen gehen den Herzog! Ihr hat er noch nichts zu Leide getan . . . meine Burgen und Liegenchaften sind mein und die wird er mir nicht antastan! Warum soll ich mich ihm wiedersetzen, wenn ich doch weiß, daß ich es nicht kann, weil er der Stärkere ist!"

„Ganz meine Meinung, Freund Prechtl!" entgegnete der Kagensteiner. „So ich nun weiß, wie Ihr gefinnt seid, werde ich nächstens auf Kaldbö bei Euch einsprechen, auf daß wir mehr von der Sache reden . . . hier . . ." setzte er abermals um sich blickend hinzu, da sie eben die Treppenhöhe erreicht hatten, „hier muß man mit den Wälfen heulen oder schweigen, oder — bedenken, was besonnene Klugheit und Ueberlegung etwa Sonstiges zu thun gebieten mag . . ."

Sie standen vor der geöffneten riesigen Pforte des Rittersaales, über welcher ein Paar in Stein gebauene Greifen mit geschwäbelten Schwänzen und Adlerflügeln Wache hielten — einer hohen Säulenlosen und spitzgewölbten Halle, durch ein einziges großes Fenster erblickt, das der Thür gegenüber auf eine offene Alkane führte. Die Aussicht über das ganze Berggelände war entzückend aber überwältigend, und gehörten feste Sinne dazu, um bei dem Blick in die schauerovoll unter dem Balken abströmende Tiefe nicht trotz des Steingeländers vom Schwindel befallen zu werden.

An der Pforte standen die Burgherren, die Ankommenen mit männlichem Handschlag und freundlichen Worten begrüßend. Es waren die Brüder Wilhelm und Ulrich von Starckenberg, riesige Gestalten in der vollsten Blüte der Mannesjahre, mit krausem, schwarzem Haar, lebhaft blühenden Augen und lächelnden Zügen, die sich auffallend glichen, wie sie denn auch innerlich vollkommen übereinstimmen und ihre zahlreichen Schläßer und Güter in brüderlicher Eintracht ungetheilt besaßen und verwalteten.

Die Starckenberger hatten sonst zu Hochnaturnd im Vintschgau oder Forst bei Meran, oder in Schöna gekauft: nach dem Erlöschen des Hauptstammes der Greifensteiner aber war zu all ihrem Besitz auch noch die unbewingliche Felsburg am Eingange des Boznergrundes durch Erbsall an sie gekommen und nächst dem gewaltigen Rottenburger war seines unter den Dnassengeschlechtern an der Etzsch, das ihnen ebenbürtig gewesen wäre an Macht und Reichthum.

Die beiden Brüder, vollständig gerüstet, standen wie ein Paar zu ewiger Dauer in Erz gegossene Gestalten — neben ihnen, wie als Bild der Vergänglichkeit ein zitternder Greis, der mit unsichern Blicken eines halb Erblindeten die Ankommenen betrachtete. Achtzig Jahre hatten sein Haupt gezählet und seinen Nacken gebeugt, daß er sich mühsam an Krücken aufrecht hielt und sein Scheitel mit dem schmalen Streifen Silberhaar, der es noch umgab, um die Wette schimmerte. Es war Heinz von Greifenstein, der letzte, erblose Sprosse eines Seitenzweigs des alten Stammes, der bei den jugendlichen Vettern die Stunde seines völligen Verderbens erwartete.

Die Versammlung der Ritter bot ein kräftiges und prachtvoll farbenreiches Bild; sie standen in Schaaren und Paaren beisammen, wie eben Zufall oder besondere Vertrautheit und Neigung sie gesellt hatten und es war fast keines der alten Adelsgeschlechter an der Etzsch, das nicht einen Vertreter gesandt hätte; da waren Georg von Villanber mit seinem zierlichen Sohne Tegen, Hans von Bälked, Ulrich vom Feigenstein, Kaspar Schenk von Matsch, ein Freunzberger, ein Montani aus dem Martellthal, der Hörer von Pautenfein und die Lichtensteiner, die auf Karneid und Steined saßen.

Auf einem Tische vor dem mächtigen geschmückten Holzschrant, der in die Wand eingelassen war und fast bis ans Gewölbe reichte, lagen Schriften und pergamentene Urkunden ausgebreitet, überragt von einem mächtigen, zierlich ausgearbeiteten Holz-Tinensasse.

In der Ecke gegen das Balkenfenster hin hatte sich eine Gruppe von drei Männern in besonders

eifriger und wie es schien, geheimer Zwiesprach zusammengesunden.

Der Eine davon war ein mittelgroßer stämmiger Mann mit breiter Brust und mächtigem Stiernaden: aus der ganzen Erscheinung, so wie aus den straffen Zügen, dem edigen Kopfe und der derben Stirne, sprach trotziges Beharren und unbezwingbare Kraft. Das Haupthaar war ganz kurz geschoren, der Knebelbart, sorgsam in zwei Epigen getheilt, fiel silberweiß auf die Brust herab und bedeckte beinahe die Goldbuchstaben, die auf dem Saumlay des schwarzen Seidenwammes gestickt waren: die Initialen vom Wahlspruch des Trägers. Der Träger war Graf Peter von Spaur, der auf dem Rossberg baute, tief am Ende des Thales am Esporeggio, einem Ort, der in seiner Unbezwinglichkeit vielen Wahlspruch „Greif mich nit an!“ verkörperte. Die beiden Andern waren in bunte Wappendräge gekleidet, worüber sie leichte Helme und bequeme Brust- und Beinbarnische trugen, Alles von zierlicher Venetiger-Arbeit, wie zum Schmut gemacht und doch die kriegerische Beschäftigung ihrer Herren bezeichnend. Das lichtbraune Haar des Einen ließ deutsche Abstammung vermuten, während die bleichgelbe Gesichtsfarbe und die pech-schwarzen Locken des Andern auf romanische Abkunft deuteten.

„Laßt es Euch noch einmal gesagt sein,“ sagte Spaur mit tief dröhnender Stimme, die sich kaum zum Flüstern zu zwingen vermochte. „Ihr habt keine andere Wahl, wenn Ihr Euren wahren Vortheil versteht! Bleibt bei uns! Wir wollen zu Deutschland halten — was habt Ihr von Italien zu hoffen?“

„Sonderbare Frage!“ erwiderte der Braungefloc. „Nicht was wir zu hoffen, was wir zu fürchten haben, muß Du fragen! Unsere Besitzungen liegen alle an den wälschen Grenzen — Venedig braucht nur ein paar Stunden vorzurücken, um unsre Burgen in seine Hand zu bekommen . . . bis das Reich und Deutschland von unserer Noth erfährt und uns hilft, wären wir zehnmal verloren!“

„Du verstellst Dich,“ erwiderte Spaur, ihn fest anblickend, „Paris von Lodron ist zu erfahren, als daß dies seine wahre Herzenmeinung sein könnte! Wann hab' ich Dich geheißt, auf Deutschlands Hilfe zu bauen? Hilf Dir selber, ist mein Rath — Du kannst es, warum Dich auf Andre verlassen und stützen? . . . Orient, Reif, Koveret — das ganze Etzschgebiet ist deutsches Land, in das die Wälschen sich nur eingedrängt haben . . . es ist eine Vorhut für das Reich, ein Wall, den es niemals aufgeben kann! Wohlhan denn, in unsern Händen . . . in den Curigen liegt es, diese Vorhut zu behaupten — thut es! Seien wir des Reiches Wächter, auch wenn es uns nicht dazu bestellt hat, und dann ist es an uns, Kaiser und Reich den Dank vorzuschreiben, den sie uns zahlen sollen!“

„Zahlen!“ lachte der Schwarzbärtige. „Wenn es auf's Zahlen ankommt, weiß man, was vom Reich zu erwarten ist! Da loß' ich mir die Wälschen, so sehr Du sie verhasst! Die Visconti in Mailand, die Esorza, die Dogen der Lagunenstadt wissen besser, was der Degen eines Condottiere gilt, wie Aldriget von Castelbarco!“

„Und was gewinnst Du bei dem blanken Loßn?“

fragte Spaur. „Du verkauffst Dein ritterlich Schwert und Deinen edlen Arm an den Fremden, um ein Diener zu sein, wo Du Herr sein könntest . . . Herr und Gebieter! Glaube mir, dessen Hand in diesen Dingen feinere Fäden spürt, als Deine durch das Schwert verhärtete — diese angemaßte Oberherrlichkeit des Herzogs, seine Macht in dem nun freilich unterworfenen Gebiet von Trient ist ihrem Sturze nahe . . . wir wollen ein freies Adelsregiment im Lande, Niemand über uns als den Kaiser . . . willst Du es selbst verschmerzen, daran Theil zu haben?“

Die Weiden schwiegen einen Augenblick. „Du magst Recht haben, Spaur,“ erwiderte dann Lodron, „ich bin Dir auch auf Deinen Wunsch auf den Greifenstein gefolgt und habe Dir dadurch bewiesen, daß ich nicht abgeneigt bin, Dir zu folgen — allein was drängt Du mich? Ich will mir's überlegen und dann meinen Part ergreifen . . .“

„Sieh zu, daß Du dich nicht verrechnest!“ entgegnete Spaur finster. „Hoffe nicht, mit Winkelzügen durchzukommen . . . es ist bekannt, daß Du ein Meister bist in doppelzüngigen Künsten, aber hier zerreißt Dein Gewebe!“

„Lodron hat nicht Unrecht!“ rief Aldrigo dazwischen. „Warum sollen wir uns gleich jetzt entscheiden? Warum soll ich überhaupt mich entscheiden und Partei ergreifen? Ich will, wie Du selber sagt, auf eignen Füßen stehen! Wenn ich die Fallbrücke hinter mir aufsiehe auf meinem Schloß zu Castelbarco, sann ich zuwarten, wie das Blatt sich wendet, und mir freie Hand vorbehalten . . . wer will mir was anhaben?“

„Das will ich Dir sagen, Aldrigo,“ entgegnete Spaur, indem er ihn finster und wie drohend näher trat. „Wenn Du mir hieher nur gefolgt wärest, um mich zu täuschen und im letzten Augenblick von uns abzufallen, dann sollst Du bald erfahren, wessen Fährlein vor Castelbarco erscheint und nicht wieder weicht, so lang ein Stein auf dem andern liegt, und das Helzgeschrei wird heißen . . . Greif mich nit an!“

Der Condottiere fuhr auf und seine Hand griff nach dem erzgetriebenen Goldgriff im Gürtel — im nämlichen Augenblicke entstand eine Bewegung unter den Anwesenden: Alle wandten sich der Saalthür zu, als gelte es einen Mann von besonderer Bedeutung zu begrüssen, auf den man noch immer gewartet und deshalb mit dem Beginn der Verhandlungen gezögert hatte. „Sie sind's!“ riefen Einige. „Wussten wir doch, — daß sie nicht ausbleiben würden! Die Wollenstein kommen!“

Eben kamen die Herren Konrad, Michael und Hans von Wollenstein, die auf Trostzug, Casteltrull und Michach saßen, die Stiege herauf — doch war es wohl hauptsächlich Oswald, dem die allgemeine Aufmerksamkeit galt, denn der Auf seiner kriegerischen Fahrten und Abenteuer war nicht minder groß und allgemein als der Ruhm seiner Gelahrtheit und seines Rinnesangs.

Sein Erscheinen war auch vollkommen der Theilnahme werth, die es erregte.

Ein eng anschließendes ritterliches Gewand ließ das seine Ebenmaß seines schmählich aber kraftvoll gebauten Körpers vortheilhaft hervorretten und der blaue Ueberwurf, der den Hals umschloß, stach nicht

unangenehm ab von dem schmalen, fast ganz weißen Bart, welcher das Kinn umrahmte, und dieser trug wieder durch seinen Gegensatz bei, die kräftige Wetterkräme des Gesichts noch anziehender erscheinen zu lassen. Die schief auf dem Haupte sitzende Mütze war mit der Pfauenfeder, dem Abzeichen der Rinnesfänger, geschmückt; auf der Brust schimmerte, aus Silberfäden gebildet, das weiße Kreuz, das Jeder zu tragen pflegte und berechtigt war, der einen Zug vollbracht hatte in's gelobte Land.

„Gott zum Gruß!“ scholl es den Ankommenden viestimmig entgegen. „Eid daß willkommen, Ihr Wollenstein im Greifenstein!“ Oswald hatte die Mütze abgenommen und schwang sie in die Höhe. „Alles Heil — es steht noch gut um das Land Tirol!“ rief er fröhlich. „Ich setze vor mir einen Bald voll der herrlichsten Stämme — das Heil wird stumpf werden, das ich an sie waagt! — Gott zum Gruß, Ihr Starkenberger,“ fuhr er fort, indem er umherblickte und den Einzelnen die Hand reichte. „Ihr haltet noch immer brüderlich zusammen, was Drest und Pylades, wie Castor und Pollux! . . . Du auch hier, Villander? — Du auch, Salleder, und wild und feurig wie immer! . . . Sieh da, Heinrich von Schländersberg, mein Genosß und Nebenbuhler! Hast Du des Rinnesangs nicht vergessen? Wir wollen in die Wette fingen, wenn's zur Tafel geht! . . . Und wen erblicken meine Augen? Heinz von Greifenstein, alter Freund und Kämpfe . . . Das ist nicht die kleinste Freude bei meiner Heimkehr, daß es mir vergönnt ist, Euch wieder zu sehn . . .“

Bei diesem Stuß Holz, das sein Auge und sein Fuß geworden ist, rief der Alte, indem er Oswald die zitternde Rechte entgegenstreckte, „ich lenne die Stimme, wenn ich auch den Mund nicht mehr sehe, aus dem sie kommt . . . Daß willkommen! Wunderst Dich wohl ein bißchen, daß Du mich noch nicht unter der Erde findest? Das macht die Freude, Oswald . . . mein hohes Alter ist ganz aus Freude zusammengesetzt und Freude, die macht jung! . . . Wahr ist's . . . wenn ich die Augen zumache, wird man mir den Schild mit dem Greifen in die Grube mitgeben, aber ich sehe Namen und Bestiz hinter mir in kräftiger Hand . . . sehe eine Schaar tüchtiger Freunde um mich her und vor Allem, Oswald, ich höre Deine Stimme wieder! Gieb mir die Hand, Better Wilhelm . . . Du auch, Ulrich . . . und Du, Oswald, die Deine dazu . . . So haltet fest aneinander!“ fuhr er fort, die drei Hände zwischen den seinigen vereind . . . „Starkenberger und Wollenstein! Der bloße Klang und Sinn dieser Namen macht, daß mir das Herz aufsteht, wie weiland mit achtzehn Jahren, als ich mein erstes Schüglein sah!“

„Ihr seid auch jung geblieben von innen!“ erwiderte Oswald. „Ihr seid wie der feuerfrende Berg Hella, den ich auf meinen Fahrten in Island gesehen . . . Eis auf dem Haupte, inwendig aber, im Herzen voll Feuer und Glut!“

„Gott sei Dank!“ rief der Greis, indem er die Krücke wie ein Schwert erhob und sich dafür zur Stütze an Oswalds Arm hing. „Etwas ist noch übrig geblieben von dem alten Heinz! Und sollt ich etwa heute auf meinem Votterbettein lungern und bei einer Versammlung fehlen, wie diese? . . . Wenn

ich einmal gar nicht mehr von der Stelle kann und starr und steif liege und Ihr mich für todt haltet, dann ruht mir in's Ohr: Auf, alter Heinz, es rührt sich im Land Tirol . . . Bleib' ich dann ruhig liegen, dann dürft Ihr das, was Ihr vor Euch seht, getrotzt verscharren, dann bin ich todt . . . so lang aber noch ein Fünkchen in mir lebt, steh' ich auf um Rittermacht und krieche auf allen Vieren von meinem Lager!"

Die ganze Ritterchaft stand entzittert oder näher um die Sprechenden versammelt; Niemand hatte bemerkt, daß Alphart von Goldesag eingetreten war, erblüht und über und über von Staub bedeckt, daß wenig mehr von der Bierlichkeit zu sehen war, die ihn sonst kennzeichnete.

Er war zu Wilhelm von Starckenberg getreten und hatte ihn leise berührt; dieser fuhr auf, als er ihn erblickte, und trat rasch und heimlich mit ihm bei Seite.

„Kommt Du endlich?“ flüsterte er. „Wie sieht's? Wird er erscheinen?“

„Wär' er ein besserer Reiter,“ erwiderte Alphart ebenso, „müßt' er schier mit mir eingetroffen sein . . .“

„Und das Uebrige?“

„Ist besorgt und schon so gut als gethan . . . Wenn es gelungen, steigt eine Rauchsäule über dem Rittern auf und giebt das Zeichen . . .“

„Gut . . . schweige noch über Alles . . . es ist Zeit, mit der Bereubung anzufangen . . .“

Er trat in die Nähe des Tisches mit den Pergamenten und Urkunden und forderte die Anwesenden auf, ihn einige Augenblicke anzuhören. — Der kräftige Ton seiner Stimme durchdrang das Stimmengewirr und bald stand Alles schweigend und horchend in weitem, kunstlosem Kreise geordnet. „Was uns bewegen, edle Landherren, Freunde und Genossen,“ begann er, „Euch heut' hieher zu uns zu entbieten, ist wohl Keinem ein Geheimniß . . . es gilt unsre Macht, unser Ansehen im Lande, unsre alten Rechte zu wahren, die immer mehr bedroht und gefährdet sind . . . Wir sind, als lebten wir auf einem Grundstück, das zwischen einem Berge und einem wilden Wasser eingeleist ist . . . von unten strömt und spült das Gewässer in der Stille fort und unterwühlt uns den Boden unter den Füßen . . . von oben stürzen Mähren und Bergbrüche und vernichten uns! Darum gilt's, vor Allem an dem Berge Wehren anzubringen, daß er nicht mehr vernichtet kann — mit dem Eindämmen des Bachs wollen wir dann schon zu Ende kommen . . .“

Lauter Beifall der Meisten unterbrach den Redner, der nach kurzer Unterbrechung fortfuhr, das stete stille Unsichgreifen der herzoglichen Macht schilderte und erzählend daran erinnerte, wie Herzog Friedrich seine Stellung als Vojt des Trientiner Hochstifts benutzte, sich in den Streit der rebellen Bürger gegen ihren Bischof zu mischen, diesen zu verdrängen und zur völligen Abtretung der weltlichen Herrschaft zu zwingen; wie er dann Heinrich von Rottenburg, dem er damals als einem Freunde geschmeichelt, zum Landeshauptmann des eroberten Gebiets bestellt habe; wie dieser, als die Bürger sich gegen den zurückgetehrten Bischof abnormals empört, sie mit Wassergewalt bezwang und ihrem Anführer Rudolf

von Bellinzona den Kopf vor die Füße legen ließ — wie er darüber Fehde mit dem ehmaligen Freunde bezann, die Besitzungen des Rottenburgers an sich riß, ihn vertrieb und ihn zwang, im Elend flüchtig umherzuschweifen.

„Für jede dieser Gewaltthaten,“ fuhr Starckenberg fort, „hat es ihm nicht an einem Vorwande gefehlt, uns die Hände zu binden und abzuhalten von gemeinsamem Handeln. Der Bischof sollte insgeheim mit Mailand in Verbindung stehen, der Rottenburger wurde des Einverständnisses mit Bayern bezüchtigt . . . aber jetzt, nachdem Alles vorüber, sind die Vorwände gefallen oder durchsichtig geworden, jetzt ist es klar, was er gewollt und auch erreicht hat — die Unterjochung der zwei mächtigsten Landherren an der Etzch! Dasselbe Loos steht nach und nach uns Allen bevor und weil wir das nicht abwarten wollen, soll die Eintracht unter uns, die bisher meist nur auf dem Papier gestanden, eine wirkliche und wahrhafte werden! . . . Das Bündniß des Elephanten soll wieder aufleben, neu und frisch und kräftig, und zum Zeichen dessen soll statt des schwerfälligen Elephanten der rasche, leichtbeflügelte, weitspähende Falke sein Sinnbild sein . . . Darum, Ihr edlen Herren, haben wir Euch auf Greifenstein entboten und verhoffen, daß Keiner unter Euch sein wird, der nicht freudig Namen und Insignel setzte unter den neuen Bundesbrief vom Falken!“

Die Jüngern in der Versammlung und die Männer von stämmischer und erregter Gemüthsart warteten kaum das Ende der Rede ab, um ihre Zustimmung durch lautes Rufen zu geben. „Keiner ist unter uns!“ rief der Sallerer. „Ein Schelm, wer nicht unterschreiben will!“

„Der mit der Feder!“ schrie der Degen Fuz — der Liebenberger aber schwenkte den Hut und rief: „Es lebe der Falke! Wir wollen ihn wohl abrichten, daß er nach dem Federchen spürt und auf seinen Fang herabstößt, ihm das Gewissen in den Leib zu schlagen! Hürrah, die Falken hoch!“

Sie drängten zu dem Tische und wollten unterschreiben, Viktor von Fixitau aber hatte sich rasch dazwischen geschoben und stand in seinem Kettenpanzer wie eine Wache vor dem Pergament. „Gemach! Gemach!“ sagte er mit lauter gelassener Stimme. „Den Schelm mag schlucken, wer ihn ausgebracht — ich sage, bevor ich siegle und zeichne, muß ich wissen, was in der Urkunde steht . . .“

„Seht Ihr Zweifel in mich?“ rief Wilhelm von Starckenberg unmutig. Sallerer und Liebenberg aber unterbrachen ihn wie aus Einem Munde: „Woju Winkelsäge und Weitwendigkeiten? Es ist der alte Bundesbrief, den Jeder kennt! Woht Ihr Wasser in's Feuer gießen mit solchem Begehre?“

„Zimmer besser, als Del darein schütten!“ erwiderte Firmian kaltblütig . . . „Es soll Einer den Brief nehmen und lesen und soll uns sagen, was er enthält . . . Wie ist's, Predcht, das wär' ein Amt für Dich; bist ja einmal ein Stück von einem Gelehrten gewesen . . .“

„Do, verschone mich damit,“ erwiderte der Dickverlegte, „die Dinge hab' ich längst verschliffen mit meinem Knappen-Wamme. Der Augensteiner mag sein Glück versuchen . . .“

„Gern“ erwiderte dieser, „aber meine Augen sind schwach geworden, daß mir die Buchstaben durcheinander schwimmen . . .“

Oswald war inzwischen an den Tisch getreten, hatte die Pergamente ergrißen und lesend miteinander verglichen. Wilhelm von Starckenberg war es roth in's Gesicht gestiegen, er hatte darauf gerechnet, daß in der ersten Aufregung unterschrieben und dadurch Mancher mitgerissen werden sollte, der es sehr wohl als einen Schwanfänger oder als Zauberei ansah: war das geschehn, so konnte die weitere Verbindung unbedenklich folgen — es war nicht zu fürchten, daß dann noch Widerstreit entstand, — ob willig oder mit Widerstreben, der Mann mußte stehn, wo der Name stand. Dennoch hielt er an sich, um nicht zu reizen und die Aengstlichen scheu zu machen. „Was suchen wir lange?“ rief Firmian wieder. Ist nicht Oswald von Wolfenstein unter uns? — Der ist schriftkundig und auch der Mann, der nichts zuseht oder behält . . .“

Oswald, wie ohne davon Kunde zu nehmen, sah noch immer in die Blätter; der Starckenberger biß die Zähne zusammen und wechselte besorgsame Blicke mit Alpbart von Goldegg, der neben ihm stand.

„Ihr konntet unbesorgt sein, Freunde,“ sagte Oswald, „des Starckenbergers Wort bedarf nicht erst der Bestätigung durch das meine . . . Der Bundesbrief vom Falten bestimmt, daß die Genossen ihre guten alten Rechte und Freiheiten, wie sie von Rudolf und Leopold seligen Ansehens verbrieft worden, feilhalten und vertheibigen wollen gegen Jedermann — selbst gegen den Herzog . . . daß sie keine Neuerung dulden und wo solche versucht und bittliche Vorstellung vergeblich sei, einmüthig zu einander stehn, mit Gewalt . . . Keiner soll einem andern Bunde angehören und eines Jeden Burgen und Festen sollen einem Jeden gemeinsam und offen sein . . . Ihr seht, es sind die Worte des alten Bundesbriefes vom Elephanten — neu ist nur, daß es diesmal von Worten zu Thaten kommen soll und Freund Starckenberg wird nicht anstehn, uns zu erklären, wie das zunächst begonnen werden soll . . .“

„Das soll geschehn,“ erwiderte dieser. „Herzog Stephan von Baiern ist in's Innthal eingefallen und rückt schon gegen Hall — das Aufgebot, mit unsern Mannen zuzuglehn, ist in diesem Augenblick wohl schon unterwegs — der neue Krieg wird neue Lasten bringen und neue Verwicklungen, die unser Gegner nur zu gut anzuknüpfen weiß, darum ist meine Meinung, wir wählen Ausschüßer und Vertraute, die sendeu wir nach Innsbruck, die sollen Herzog Friedrich unsre Bereitwilligkeit anzeigen und ihn zugleich bestimmen, uns die alte Bestätigung zu erneuern . . .“

„Und wenn er es nicht thut?“ Wenn er Anstöße sucht und zögert?“ fragte Oswald.

„Er wird nicht . . . er kann unsern Zuzug jetzt nicht entbehren und muß sich fügen!“

„Wenn es aber doch geschähe — ein solcher Schritt ist nichts, wenn nicht auch die folgenden vorher bedacht und bestimmt sind . . .“

„Dann senden und sagen wir ihm auf,“ rief Degen Zug, „und werfen uns dem Kaiser in die Arme!“

Oswald sah eine Weile sinnend zu Boden, sein

Antlitz war ungewöhnlich ernst geworden. „Gibt mir Vergunst, Ihr Herren,“ sagte er dann . . . „Ich bin zu diesem Tag nicht geladen — als Starckenberg die Boten aus sandte, wußte er noch nicht von meiner Rückkehr, aber meine Vettern sind geladen und ich vermeine, wo die Wolfensteiner mittagen, dürfe Oswald nicht fehlen . . . Ich wollt', ich hätt' es nicht vermerkt! Nun da ich einmal hier bin, muß ich reden und muß fürchten, daß das, was ich spreche, den Meisten übel behagt!“

„Wie, Oswald?“ riefen Starckenberg und Mehrere durcheinander. „Du wärest nicht dafür, unser altes Recht zu wahren?“

„Wer sagt das?“ entgegnete er, sie mit stolzem Blick sehend. „Derwerf' ich drum das Ziel, weil ich den Weg schimpfe, auf dem Ihr es erreichen wollt? . . . Kennt es wie Ihr wollt, aber mir widerstrebt es, die Roth des Gegners zu benutzen und ihm ein Geldbühn abzurpressen, das er nur mit halbem Herzen und mit Hintergedanken giebt! Mir widerstrebt's, auf mein Recht zu pochen und im nämlichen Augenblick das des Gegners zu verletzen . . . die Bestätigung, die der Herzog uns bei seiner Ankunft gab, verpflichtet uns, seinem Aufgebot zu folgen und ein Monat lang unentgeltlich Kriegsdienst zu thun . . . warum soll der Herzog das, was unsre Pflicht ist, durch neue Willkür erkaufen? Mit welchem Rechte können wir das fordern?“

„Ich will ein Pfaff werden,“ rief Degen Zug, „wenn Ihr in der Fremde Euch nicht auf's Predigen verlegt habt! Wer wird einem Feinde gegenüber so bedenklich sein?“

„Einem Feinde gegenüber?“ entgegnete Oswald mit Nachdruck. „Sagtet Ihr nicht, die Valern sind in's Land gefallen? Gilt da noch ein andrer Gedanke, als das Land zu vertheibigen, und der das thun will, den nennt Ihr Euren Feind . . . Im bairischen Lager, Ihr edlen Herren, da stehn unsre Feinde, der Herzog mag unser Gegner sein, doch niemals unser Feind!“

„Nun, an Dir wenigstens hat er einen sehr warmen Freund!“ rief Wilhelm Starckenberg mit einem Anfluge von Spott, „ich betenne, daß ich einen solchen auf dem Greifenstein nicht zu finden dachte!“

„Höbne nur!“ erwiderte Oswald ruhig. „Hier ist nichts, was Deinen Hohn verdiene. — Ja, ich bin Herzog Friedrichs Freund und sag' es offen! Ich bin eine Weile mit ihm zusammen gewesen am Hofe seines Vaters in Wien . . . Ich hab' ihn liebgewonnen und mögen auch schon viele Jahre darüber vergangen sein; mag er vielleicht lang darauf vergessen haben . . . in meinem Herzen hält die Liebe fest, ich denk' ihm noch . . .“

„Nun gut! Es soll Euch nicht verbreht sein, ihn zu lieben!“ unterbrach ihn Zug. „Doch Andre denken anders, also werdet Ihr Euch wohl entscheiden und eine Wahl treffen müssen zwischen uns und ihm!“

„Ja wohl,“ fügte Alpbart von Goldegg hinzu, der neben Wilhelm längst auf eine Gelegenheit gelaunert hatte, seinem Groll Luft zu machen, „Ihr werdet's erfahren müssen, daß man nicht immer zwei Herren dienen kann . . .“

„Wie meint Ihr das?“ rief Oswald auffahrend. „Wann hätt' ich das gethan?“

„Das solltet Ihr doch noch wissen, mein' ich,“ war die Antwort. „Mir hat's ein alter Spielmann erzählt, den ich auf dem Kunkelsteiner Wege liegend fand . . . aber Ihr seht, ich hatte Recht, daß Schwert und Fidel sich nicht vertragen!“

„Meint Ihr?“ sagte Oswald stolz. „Ich aber meine, Ihr thätet besser, Ihr ließt mich erst mein Liedel zu Ende geigen auf der Fidel! Dann soll Euch auch mein Schwert zu Diensten stehn, damit Ihr selbst erk. oben mögt, welchem von den beiden Herren ich am schlechtesten gebient!“

„Und wie lautet das Liedel, damit Oswald von Wollenstein die Fellen liren will?“

„Es lautet, wie jedes Lied, das zum Herzen bringen soll, so daß Töne und Worte übereinstimmen, verschöndend und einträchtig — Eintracht und Verschöpfung ist es daher, wozu ich rathe. Der unmittelbare Anschluß an's Reich wird nie gelingen, denn Habsburg, wenn auch jetzt zerplittert, wird sich mit Blütheschnelle zu vereiniger Abwehr zusammenschließen . . . unsre Ähnen haben sich mit freiem Entschlusse an Habsburg angeschlossen, die Bedingungen wurden festgesetzt, die beiderseitigen Rechte und Verpflichtungen wurden bestimmt . . . wenn die Uebereinstimmung der damaligen Zeit nicht mehr besteht, was Andre trägt davon die Schuld, als daß die Zeit eine andere geworden . . . Schaut um Euch, Freunde und Genossen! Bis zu diesen Tagen sind wir die Schirmherren, die Vorkämpfer des Landes gewesen, wir haben Gut und Blut im Kampf dafür hingegeben, haben den schweren Harnisch getragen und zu Wehr und Macht wie die Adler auf den Felsen gehauft . . . was sollen Rüstung und Burgmauer, wenn das schwarze Pulver seine Steingugeln dagegen schleudert . . . aus der Ferne, wozegen keine Tapferkeit hilft und kein noch so kräftiger Arm . . . Mich gemahnt es, Ihr Freunde, als müßten auch wir Andere werden, sollen die alten Vorrechte begründet sein und uns verbleiben . . .“

Er hielt inne, wie eine Erwidrerung erwartend; als keine erfolgte, fuhr er freudiger fort. „Neue Zeit will neues Recht — laßt uns neues Recht schaffen durch neuen Vertrag! Nicht starrsinnig am Alten festhalten, um nicht dem Neuen überholt zu werden! Laßt uns, wenn es sein muß, um Weniges und Kleines nicht marcken, um nicht Alles zu verlieren!“

„Das heißt,“ rief Starckenberg, „wir sollen unser volles altes Recht aufgeben, und die Trümmer davon als ein Gnadengeschenk annehmen! Niemals . . . so lang ich die Faust schließen kann!“

„Ich will ein Pfaffe werden,“ schrie Degen Fritz, „wenn ich von meinem guten Recht so viel abgebe, als ein Haar aus meinem Barte wiegt!“

„Niemals!“ riefen der Salsacker, der vom Liebenberg und Andre mit Ungestüm. „Wer erlähnt sich, uns solchen Rath geben zu wollen!“

„Ich!“ erwiderte Oswald mit lauter Stimme, indem er stolz und fest vortrat. „Oswald von Wollenstein erlähnt sich, zu neuem Verträge und zur Vermittlung zu raten! Noch mehr — er trägt sich selbst als diesen Vermittler an! Ich bin Euer Freund — ich bin des Herzogs Freund — und die Sache, die ich führe, ist auch meine eigene . . . darum gebt den

Auftrag mir! Ich bin lang und viel in der Fremde gewesen: laßt mich bewähren, daß ich ein echtes Tyrolerherz zurückgebracht habe! Mein Leben ist des und wüßt geworden — mein Herz ist verarmt . . . es wieder auszufüllen, es reicher zu machen als vorher, sei diese, sei die schönste Aufgabe mein! Schickt mich nach Innsbruck und bringe Euch ein verbessertes altes Recht — ich bringe Frieden mit dem Herzog!“

„Ja so soll es sein!“ riefen Viele in freudiger Bewegung durcheinander. „Wir wollen uns vertragen mit dem Herzog! Oswald von Wollenstein soll unser Sprecher sein!“ Es war eine starke Schaar, die sich um Oswald drängte; nebst dem bequemen Herrn von Kaltböck und dem vorsichtigen Kapfensteiner waren es Diejenigen, die von Oswalds warnen Worten gewonnen waren und die, wie überall nicht unansehnliche Zahl derer, welche jeden Ausweg willkommen heißen, wenn er nur den Schritt zu einem entschiedenen Aeußersten erspart. Die Zahl der Widerstrebenden und Unwilligen aber, die jeder Vermittlung feind, zu Entschluß, That und Gewalt drängten, war nicht minder groß. Sie waren stiller, darum aber nicht weniger entschlossen und traten zu einer drohend und finster abgesclossenen Schaar zusammen. „Niemals!“ murzte Starckenberg. „Mich verführen die zierlich gesetzten Worte nicht, den Bod zum Gärtner zu machen!“

Der halbblinde Heinz wollte sich eben aus dem Lehnstuhle, in dem er allein saß, aufrichten, um zwischen den Entweiteten die Eintracht wieder herzustellen, als hastige Fußtritte auf der Treppe erklangen, die Thür aufloß und Niklas Bintlter, der greise Burgherr von Kunkelstein, hereinströmte — bleich und wie außer sich, Haar und Bart in Unordnung, wie bei einem Manne, dem ein plötzliches fürchtbares Erlebnis nicht mehr Zeit gelassen, sein Aeußeres zu bedenken.

„Alter Freund, Du bist es?“ rief Oswald, ihm entgegen eilend und führte den vor Erregung Belebenden zu einem Sitze. „Was ist geschehen? Fasse Dich, Mann und erzähle!“

„Unerhörte Gewaltthat!“ rief Bintlter mühsam. „Ich bin beschimpft! Vernichtet! Ihr Alle seid es mit mir!“

Neugierig drängten die Ritter sich um den Alten; nur Wilhelm von Starckenberg und Alpbart gaben sich Zeichen des geheimen Einverstehens.

„Euch Allen ist bekannt,“ fuhr Bintlter in unordentlichen Absätzen fort, „wie ich von Herzog Leopold, Herzog Friedrichs Bruder, als er noch Vormund desselben und des Landes Verwalter gewesen, zum Oberfeuernehmer des Landes bestellt wurde . . . daß ich hinwider den herzoglichen Brüdern vieles Geld vorgezschossen, wofür sie Pfandschaft gaben auf ihre Einkünfte und Steuern im Lande . . . Sind doch Wenige unter Euch, die nicht auch Geld dazu gegeben und Theil haben an den Pfandschaften . . . Ihr wißt Alle, das ich das Geschäft seit Jahren redlich, und treu geführt . . . daß mein eigener Nutzen mir oft minder gegolten als der des Herzogs . . . und nun . . . nun traf vor einigen Tagen ein Bote desselben ein, der mich ans Hoflager nach Innsbruck beschied . . . ich sollte kommen, Rechnung abzulegen und alle Pfandschaften, so in meinen Händen seien, an den Herzog abliefern . . .“

„Was? die Pfandschaften?“ riefen Einige. „Die Verschreibungen, die ihm nicht gehören?“

„Warum nicht?“ lachte der Salkeder. „Der ist eben der nächste fette Bißsen, den er sich erliest! Ihr habt doch den Boten abgefertigt nach Gebühre?“

„Ich hieb ihn meinen Vurgriefen meiden . . . Er solle seinem Herrn berichten, sagt! ich ihm, ich habe meine Bestallung von seinem Bruder, Herzog Leopold, nicht von ihm: — der habe kraft offener Urkund' und im Vertrauen auf meine langjährige Redlichkeit mich von aller Rechnung befreit . . . die Pfandschaften aber seien nicht des Herzogs, sondern seiner Gläubiger, die stünden ihm aber zu Befehl, sobald er nur die Summen zurückbezahlen wolle, für die er die Pfände gegeben . . . Da kam mir heute der Befehl . . . ich sei meines Amtes entsetzt und so ich bis zum nächsten Neumond mich nicht fügen wollt' in das Begehren des Herzogs, wollt' er mir ungnädig sein und mich richten lassen, als einen Missethäter! Mir das!“ fuhr Vintler schmerzlich fort, indeß die Stimmen der Andern durcheinander zu draußen begannen. „Darf ein Mensch und trägt er zehnmal einen Herzogshut, solche Schmach häufen auf ein in Ehren ergrautes, auf ein ritterliches Haupt? Ein Missethäter! Das ist der Lohn der langen Treue und Ergebenheit? Aber Ihr Alle seid mitbeschimpft, wenn Ihr mir nicht beisteht . . . Ihr seid mitgefährdet!“

„Es darf nicht sein!“ rief es durcheinander. Die Pfandbriefe dürfen nicht in des Herzogs Hände fallen!“

„Diesmal habt Ihr Recht, Freunde und Genossen!“ rief Starckenberg und trat den Augenblick wahrnehmend in die Mitte. „Sie dürfen nicht in seine Hände kommen. . . die Summen, die wir Alle darauf geliehen, wären gefährdet, wo nicht verloren und Mancher von uns um all seine Habe gebracht.. und wär' auch das nicht . . . mit Vintler, seinem Einnehmer hat er verkehrt, durch den empfing er das Geld, mit dem allein hat er zu thun . . . Wozu braucht er zu wissen, wie das Geld zusammen kam und wer sich in die Pfandschaften theilt? Es ist klar — er will nur das erfahren, um dann den Einzelnen mürde zu machen, bis Jeder froh wäre, eines solchen Schuldners ledig zu werden! — Aber wie ist hier zu helfen? . . . Die Drohung mit dem Gericht ist ein Kuststreich — noch gilt das alte Recht, noch kann ein Tiroler-Landherr von Niemand gerichtet werden, als von Seinesgleichen. — Rein, Herr Vintler, nicht vor einem Urtheile des Herzogs habt Ihr zu bangen, wohl aber vor einem Gewaltstreich! Wie wenn er plötzlich, heimlich, mitten in der Nacht einen Pechhaufen schickte, ließe den Kunkelstein überfallen, Euch hinwegschleppen und all' die Pfandschaften mit?“

„Sollt' er dessen sich erklären?“ rief Vintler hastig.

„Wer soll ihn hindern, falls Ihr es nicht schon selbst gethan! — Sagt an, ist Euer Kunkelstein fest? Ist er in wehrhaftem Zustand, bemannt und wohl mit Vorräthen versehen, daß er Sturm und Belagerung trocken kann?“

„Ich bin ein Mann des Friedens,“ entgegnete Vintler, „meine Burg ist ein friedlich Haus und nicht eingerichtet gegen Gewalt und Hinterlist!“

„Wie wollt Ihr also, daß wir Euch helfen sollen? Können wir, was Ihr versäumt habt, über Nacht einholen?“

„Wer weiß auch, ob es so gefährlich wird!“ schaltete der Goldegger ein. „Vielleicht laufen die Herzoglichen davon, wenn sie die angemalten Hexen und Unholde sehen!“

„Wie?“ rief Vintler aufrollend. „Habt Ihr sonst nichts für mich als Spott? Wißt Ihr mir nichts zu sagen, als „Hilf Dir selbst!“? — Gut denn, so will ich mir selber helfen — mein Friede mit dem Herzog wird rasch gemacht sein!“ Ungestimt wandte er sich gegen den Eingang, allein schon hatte Starckenberg ihn am Arme gefaßt und hielt ihn zurück.

„Halt, Herr Vintler!“ sagte er. „Wer sagt Euch, daß wir spotten — Ihr habt Euch immer von uns etwas fern gehalten — darum müßtet Ihr erst fühlen, was Ihr vermögt, ohne uns für Euch allein. — Ihr Alle müßtet erkennen, was diesem Gegner gegenüber Worte bedeuten und um wie viel eine kühne That mehr werth gilt, als die zierlichste Rede . . . Aber seid getroßt Vintler! Beruhigt Euch Alle — die Gefahr ist beseitigt. Ein guter Freund am Innsbrucker Hoflager hat mir von dem Vorhaben des Herzogs Kunde gegeben — er wollte den Kunkelstein überfallen und Euch aufheben . . . aber ich habe ihm bereits einen Riegel vorgeschoben!“

„Was soll das heißen?“ fragte Vintler gespannt. „Seht dort hinüber!“ entgegnete Starckenberg, ihn zum Fenster führend. „Seht Ihr die Rauchsäule, die dort über den Ritten hin aufsteigt? Die verkündet, daß Ihr nicht mehr Herr auf dem Kunkelstein seid . . . Unmittelbar nach Eurem Abgang ließ ich ihn durch meine Reithägen überfallen und besetzen, alle Eure Papiere und Pfandschaften werden unbeschädigt hieher gebracht, Ihr selbst bleibt hier und wenn's den Herzog noch lästet, die Sprengel zuzuziehen, findet er den Goldvogel ausgeflogen und ein leeres Nest!“

Vintler vermochte kein Wort zu erwidern; er war noch bleicher und verstörter als vorher und rang nach Athem. „Was?“ stieß er endlich hervor. „Meine Burg überfallen? Heimlich? Ohne mir Feinde anzusetzen? Das ist Räuberbrauch!“

„Tod Gottes,“ rief der Starckenberger entgegen, legt Eurer Zunge Zaum und Gebiß an, sonst sollt Ihr mir an dem Räuber zu wirren bekommen! Was scheltet Ihr? Zu Eurem und Aller Besten geschah, was ich gethan!“

„Aber ohne mich, ohne meinen Willen!“ rief Vintler. „Trag' ich darum weißes Haar, daß man mit mir und meiner Habe schalte, wie mit einem Kinde, das einen Vormund braucht?“

„Greift Euch doch nicht,“ höhnte der Goldegger. „Den Knechten ist auf's Strengste eingeschärft, an Euren kostbaren Malereien ja nichts zu verderben!“

„Ender Später,“ rief der Greis erglühend. „Später über Dinge, die in Deinen Kopf so wenig passen, als in Dein leeres Herz — fort von mir! Fort von mir, Ihr Alle! Du aber, Starckenberg, gib mir mein Eigentum zurück! In diesem Augenblick — vor diesen Zeugen allen gib es mir zurück oder ich ziehe das Schwert und schlage an Dein Wappenschild und entehre es für alle Zeit!“

Das Schwert des Rürmenten flog aus der Scheide — das des Starckenbergers blühte entgegen und im nächsten Augenblick waren alle Klingeln bloß — die frühere Zwietracht war noch gesteigert und geschärft: Oswald und Starckenberg an der Spitze standen die Parteien kampfbereit sich gegenüber.

... Da verstumte der Lärm, wie auf einen Zauberschlag: wie auf Befehl wichen die Streitenden zurück, daß sich ein gegen den Eingang geöffnetes Halbtreib bildete. Schweigend, die Versammlung mit finstern Blicken musternd stand in der Pforte eine hohe, verschleierte, in tiefe Trauer gekleidete Frauengestalt.

„Ge Flüster flog durch den Saal.

„Gottes Tod," rief Wilhelm von Starckenberg, der Frau entgegen tretend, „seid Ihr es, edle Frau, Heinrichs von Rottenburg ritterliche Gemahlin? Was führt Euch hieher und wem gilt diese Trauer?"

„Ich bin es," erwiderte die Frau, „meine Trauer gilt einem Toten, den ich vor wenig Stunden in die Gruft gesenkt . . . hieher aber führt mich das Verlangen, Euch meinen Schmerz ins Gesicht zu schleudern und meinen Grimm! . . . Versammelt Ihr Euch noch? Wagt Ihr es noch Euch zu versammeln, wo Er fehlt und ein Schwert zu züden ohne Ihn?"

„Bedenkt edle Frau, daß Eure Worte uns unbegreiflich sind! Reicht uns aus dieser Lage und sagt, wer es ist, den Ihr betrauert?"

Die Frau schlug den Schleier zurück und zeigte ein kummerbleiches Angesicht, von leidt ergrauenden Fäden umfaßt, mit thränengerötheten Augen. „Muß ich ihn erst noch nennen?" rief sie schmerzlich. „Thut wie ich gesagt — steckt Eure Schwerter ein — der Todte ist Heinrich von Rottenburg!"

„Edle Frau," sagte Oswald vortretend, „klickt umher in diesem Kreise . . . Ihr bezeuget Schrecken und Mitleiden auf jedem Antlitze . . . aber sagt in Wahrheit, Heinrich von Rottenburg wäre dahin in der Hölle der Kraft?"

„Dahin . . ." sagte die Trauernde, „wie Ihr da steht in der Hölle Eurer Schmach, dahin — wie ich bald sein werde in der Hölle meines Leids. Wißt denn . . . auf seiner Flucht hatte er eine Stätte in Baiern gefunden, mit dem Heere Herzog Stephans war er zurückgekehrt und hat sich heimlich ins Land gemagt . . ."

„So hat uns das Gerücht erzählt!"

„Sieh doch wie dienstfertig das Gerücht ist! Aber daß er erkannt, verrathen und von Herzog Friedrich gefangen gesetzt wurde . . . das verschwieg Euch das Gerücht . . . nicht wahr? Freilich wohl, nicht Ihr seid anzuklagen, wenn Ihr ihn nicht geholfen . . . das elende Gerücht hat es verschuldet!"

„Gottes Tod!" rief Starckenberg. „Wir hören die Botschaft von Euch zum erstenmal!"

„Nun denn — so hört auch das Ende der Botschaft von mir, . . . daß der Herzog ihn vor Gericht gestellt . . ."

„Unmöglich! Wo hätte er die Mannen gefunden, über ihn zu richten?"

„Er becurfte sie nicht — in Sachen seiner

Untertanen gegen ihn, so sagt' er, wolle er allein der Richter sein und stellte ihn vor seine Commissarien und Räte . . ."

„Und was that Heinrich?" rief der Sallereder losbrechend. „Wann sandt' er nicht zu uns, ihm zu helfen?"

Die Gräfin sah ihn mit einem vernichtenden Blicke an. „Weil er Euch kannte," sagte sie dann hart, „weil er das Laubern und die Uneinigkeit saunte, die ihn schon einmal ins Verderb gestürzt . . . Er sah, daß er verloren war, drum schwur er Ursehde, um seine Freiheit wieder zu erlangen — und unterwarf sich dem Herzog . . ."

„Unterwarf sich? Das vernechte Heinrich von Rottenburg?"

„Ja — und als er frei war, vermocht' er auch, von der Freiheit den Gebrauch zu machen, der allein seiner würdig war . . . Er rief mich zu sich . . . ich geleitete ihn still und unbemerkt auf die Leuchtenburg, die man uns gelassen . . . und den Willenmücker in seinem Staumschleffe würgt' er sich selber mit dem Tod . . ."

„Entsetzlich . . ." äufte es von den Lippen Mehreter. „Er war ein Mann," sagte Oswald halblaut, „und blieb es bis ans Ende!"

„Ja das war er," rief Starckenberg stürmisch, „und des Namens unwerth ist, wer jetzt noch von Unterhandeln spricht! Nichts mehr jetzt von Gesandtschaft an den Herzog . . . Kampf, rufe ich, offener Kampf! Der bairische Krieg gibt die beste Gelegenheit . . . Seid getroste edle Frau, Heinrich von Rottenburg soll volle Rache werden!"

„Rast ihn in seinem Grabe ruhen," sagte die Frau und schüttelte unwillig das Haupt, „er ist zu groß für Eure Rache, die der fremden Kräfte bedarf! Der Krieg auf den ihr rechnet, ist zu Ende . . . Stephan von Baiern ist todt und sein Sohn der bärtige Ludwig hat Frieden mit dem Herzog . . . Geht auseinander, sag' ich Euch! Was säumt Ihr noch? Geht, unterwerft Euch auch — dann aber lebt! In Erniedrigung und Unbedeutendheit lebt — nichts sollt Ihr mit ihm gemeinsam haben, auch im Tod!"

Sie wandte sich und schritt unangehalten durch die lautlose, vom Staunen, Schrecken und Grimm gebannte Versammlung zur Pforte.

„Oswald . . ." ertönte endlich eine Stimme durch das Schweigen: es war die des greisen, halberblindeten Heinz von Greifenstein, der sich mühsam in die Mitte der Anwesenden tastete. „Oswald . . ." rief er nochmal . . . „gib mir Deine Hand . . . Better Starckenberg, reich mir die Deine . . . Hört mich und laßt mich diese Hände ineinander legen . . . sie gehören zusammen! Hört mich, Ihr Alle . . . den Ältesten von Euch . . . und laßt nicht darum mich so alt geworden sein, um noch den Fall der elben Häuser an der Etzsch zu erleben! . . . Das Ende des Rottenburgers, die Vererbung Bintlars zeigen, was unser wartet . . . das Ende des bairischen Krieges sagt uns, daß mit Trauen und Drieben jetzt nichts zu erreichen ist . . . solgt meinem Rathe! Laßt mich noch hören, daß auf dem alten Greifenstein der Hader unter uns zum Ende kam . . . laßt den Falkenbund rasch geschlossen sein und keinen Namen auf dem

Pergamente fehlen: eh' er aber den Weg der That und Gewalt beschreitet, sei noch einmal der Weg der Güte versucht und Oswald von Wolkenstein soll der Sprecher des Bundes sein!"

„Es sei so,“ rief Birmlan mit vielen und setzte zuerst sein Zeichen unter die Urkunde. Die Weissen folgten; Starckenberg hielt das Ungestüm des Sallckers,

der Einspruch thun wollte, zurück . . . „Halt' an Dich,“ flüsterte er ihm zu, „Du siehst, unsre Zahl ist die geringere . . . wir schweigen, aber wir wollen den Sprecher begleiten und selbst die Augen offen haben!“

Sie traten hinzu und setzten ihre Namen zu den andern unter den Bundesbrief vom Falken.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Trunk.

Roman von
Ernst Willkomm.

(Schluß.)

Sehtes Capitel.

Empfang in der Heimath.

Gerrit Voldenhagen hatte schon längst die Fensterladen schließen lassen, um mit größerem Recht Licht in dem sehr großen Familienzimmer, das bei trüber Luft immer ungewöhnlich dunkel war, brennen zu können. An ein behagliches Dasein gewöhnt, liebte der bejahrte Herr im Winter ebenso sehr ein wohlbuchwärmtes, wie ein hinreichend erleuchtetes Zimmer. Dunkelheit war ihm verhaßt und konnte leicht seine Laune trüben und ihn auf längere Zeit verstimmen. . . Jetzt sah der Herr des Hofhofes schon seit einer Stunde im Lehnstuhl an dem runden Tische und studierte mit großem Eifer in der vor ihm ausgebreiteten Zeichnung einer Dreschmaschine, die ihm von Freunden, welche die große Londoner Industrieausstellung besucht hatten, empfohlen worden war. Er war so vertieft in die ihn höchlichst interessirende Construction dieser praktischen Maschine, daß er sich mit keiner Silbe an dem Gesprächtheiligte, welches die übrigen im Zimmer befindlichen Personen ziemlich laut führten. Auch für das Heulen des Windes und für das geräuschvolle Anschlageln der Schneewellen an die Fensterladen hatte er kein Ohr.

Verlasse Dich darauf, Onkel, ich besuche Dich noch vor Ostern, wenn der unartige Wetter endlich Wort hält!“ sagte Clementine, die Tochter Gerrit's, indem sie einen Fißibus über den Pfeifenkopf des Onkels hielt, der neben ihrer Mutter auf dem Sopha saß. „Du mußt mir aber versprechen, zu Pfingsten oder ungefähr um diese Zeit eine Bitte, die ich alldann an Dich richten werde, mir nicht abzuschlagen, immer vorausgesetzt, daß der Wetter kommt und . . .“

Ehne den Satz zu beendigen, ließ sie den Fißibus fallen, schüttelte die schlanken Finger, als ob sie sich weh gethan habe, und lehrte sich hastig um. Wir sehen in ein jugendlich offenes, vom schönsten Incarnat übergoßenes Mädchen Gesicht, aus dem zwei große, wunderbar glänzende Augen schalkhaft lächeln.

„Hast Du Dich verbrannt?“ fragte der breitschulterige Herr im Sopha, dessen stark behaartes Haupt in eine Wolke bläulichen Tabakrauchs gehüllt war. „Komm, Liebchen, ich will Dir die schmerzenden Fingerglieder wieder gesund blasen . . .“

„Danke, Onkelchen!“ erwiderte Clementine. „Ein Stückchen Löschpapier thut wohl noch bessere Dienste.“

„Im!“ meinte Herwarth's Vater. „Und wenn unser Michel Angelo nicht kommt, was geschieht dann? . . .“

Wirßt Dir doch nicht etwa Deine schelmischen Litzenaugen trüb oder farblos weinen? . . . Sag' mal Kind, von wem hast Du denn eigentlich die Augen bekommen? . . . An Mutter und Vater erinnern sie nicht, mit den meinigen haben sie auch keine Ähnlichkeit, und Deine drei verstorbenen Väteren sehen alle zusammen nicht so glühäugig in die Welt . . . Manchmal, wenn Du Dich rasch dem Lichte zulehrt, glüht die Pupille geheimnißvoll wie ein Karfunkel! . . . Du bist doch nicht gar eine Zauberin? . . .“

„Darum nicht, Onkel? . . . Zaubern zu können, ohne es selbst zu wissen, denke ich mir allerliebste . . . Ach und wir armen Mädchen könnten so glückliche Naturgaben wohl manchmal brauchen! . . .“

„Schwache nicht solch albernes Zeug!“ fiel Clementine's Mutter ein. „Wenn das Fremde hörten, die Dich nicht kennen, würden sie Dich für eine Klotze halten! . . .“

„Ihr aber kennt mich ja Alle und wißt, daß ich nicht klotze bin,“ entgegnete Clementine ein wenig schmolend.

„Gieb Dich nur immer, wie Du bist, Liebchen,“ sprach Herwarth's Vater. „Kluger Leute merken bald, woher der Wind weht . . . Unschuldige Natürlichkeit läßt sich leicht von erkünstelter Klotzerie unterscheiden . . . Doch genug davon, jetzt laß mich Deine Bitte hören! . . .“

„Woju jetzt, Onkelchen? . . . Das wäre ja viel zu früh . . .“

„Sehe ich nicht ein, Liebchen! . . . Du kennst mich und weißt, daß ich Ueberraschungen nicht besonders gern habe . . .“

Clementine verschränkte die Arme über die Brust und sah den Onkel mit ihren leuchtenden Wunderaugen schelmisch herausfordernd an.

„Winzle nicht, bis ich langsam zehn gezählt habe, und verwende kein Auge von mir, so sollst Du's erfahren,“ sprach das übermüthige Mädchen und ließ noch mehr Gluth in ihren Blick.

„Damit ich mich lächerlich mache?“ versetzte der Onkel. „Daß ich ein Narr wäre! . . . Nein, Liebchen, so haben wir nicht gewettet! . . . Aber, wehr' Dich, Schelm! . . . Auch ich habe einen Willen und lasse Dich zappeln, wenn Du's zu arg treibst! . . .“

Lautes Hundegebell machte Alle gleichzeitig aufhorchen . . . Gerrit schob die Zeichnung zurück und nahm die Brille ab, die er während der Betrachtung derselben getragen hatte . . . Man hörte Fußschlag und das Rollen eines über den Hof polternden Wagens . . .

Clementine verfärbte sich und über ihr leuchtendes Auge fiel, als versenke sie den Blick tief in ihre Seele, ein weicher, verhillender Schleier.

„Er ist's, ich meinte!“ sprach der Besizer des Rosenhofes und erhob sich. Clementine aber, beide Hände flach gegen den Busen drückend, kam ihm zuvor und war die Erste, welche dem aus Italien heimkehrenden Maler Aug' ins Auge blidte . . .

„Clementine!“ scholl es von Herwarth's Lippen, indem er die blühende Jungfrau mit beiden Armen umfing, an sein Herz drückte und wiederholt küßte . . . Die Cousine zitterte in den Armen ihres Verlobten, schmiegte sich aber nur um so fester an ihn und benezte sein bärtiges Gesicht mit Thränen der Freude.

„Endlich, endlich halte ich Dich fest, Du süßer, lieber Schwärmer!“ sagte sie durch Thränen lächelnd und strich ihm mit weicher Hand das reiche, dunkelblonde Haar aus der Stirn, indem sie sich selbst den kleibamen römischen Hut aufsetzte, den sie ihm abgenommen hatte.

„Köstlich!“ rief Herwarth, die schöne Cousine mit glücklichem Auge betrachtend. „So müßtest Du Dich eigentlich abtonterren lassen, wenn nur Deine süßrige Kleidung besser zu dem Hute passen wollte! Bist doch wohl, süßes Herz, und hast mich lieb, wahrhaftig lieb?“

„Diese Frage sollte ich Dir eigentlich vorlegen, denn Du hättest verdient, daß ich Zweifel in Deine Aufrichtigkeit setzte,“ entgegnete Clementine. „Ich will aber Nachsicht üben, schon weil ich das Glück habe, Dich zu sehen . . . Thue nun zuerst Deine Pflicht und sieh Dich freundlich in der alten Heimath um, damit Du Dich in den hoffentlich noch nicht ganz vergessenen Räumen bald wieder einlebst . . .“

Herwarth begrüßte zuvörderst die Aeltern, die sich absichtlich zurückgezogen hatten, um unbeachtet Zeugen der ersten Begegnung ihres Sohnes mit Clementine sein zu können. Auch ihnen waren in den letzten Wochen des Hartens mancherlei Zweifel über die Bestimmung Herwarth's aufgestiegen, die indeß durch den ungelünstelt herrlichen Empfang Clementinens, deren Erscheinung offenbar einen überraschend günstigen Eindruck auf ihren Sohn machte, sofort in sich selbst zerfielen.

Mit Wohlgefallen ruhten die Blide Wilo's, des älteren Herwarth auf dem Sohne, der in der Freude männlicher geworden und zu größerem Selbstbewußtsein herangereift war. Der Sohn dagegen konnte seiner Verwunderung über das veränderte Aussehen beider Aeltern kaum unausgesprochen lassen. Er fand Vater wie Mutter auffallend gealtert . . .

Indeß ließ der stets thätige Onkel Gerrit dem Maler keine Zeit zu Bemerkungen, die nicht besonders passend gewesen sein würden . . . Er unarmte ihn auf's Herzlichste, führte ihn seiner Frau zu und sagte vertraulich:

„Nenne sie Mutter, wenn Du Dein eignes Herz damit nicht belügst! . . . Glauben kann und mag ich das nicht, und eben deshalb wünsche ich Dir gleich die rechte Stellung anzuweisen . . .“

Herwarth lächelte und schielte verstoßen nach Clementine, die mit niedergeschlagenen Augen sich an seine Mutter lehnte.

„Bei diesem Anblick darf ich's wohl wagen, Dir zu Willen zu sein,“ entgegnete Herwarth, küßte Clementinens Mutter und gab ihr von Herzen den gewünschten Namen.

„So ist's Recht!“ sprach Gerrit, führte ihn die Tochter zu, legte die Hände Weider in einander, und sagte hinzu: „Seid geschiedt und liebt Euch vernünftig! . . . Ich will Sorge tragen, daß ihr Ende Mai ein glückliches Paar werdet!“ Und jetzt laßt uns alleammt ein frugales Abendbrod fröhlich mit einander verzehren! . . .“

Gegen diesen Vorschlag erhob Niemand Einspruch.

In zufriedener Stimmung setzte man sich um den großen, halbrunden Tisch, die Mittelpöge dem jungen Värchen anweisend, das sich oft bräunliche Wäde zuwarf.

„Morgen, wenn es heller Tag geworden sein wird, sollst Du Deine Koffer ausrammen und uns einige Wäde in Deine mitgebrachten Herrlichkeiten thun lassen, von denen Du so oft in Deinen Briefen erzähltest,“ sagte Wilo über Tische zu seinem Sohne, heute wollen wir ausschließlich nur plaudern. Uebrigens will ich Dir jetzt nur gleich verrathen, daß ich Dir eine höchst angenehme Mittheilung zu machen habe . . . Du brauchst nur zuzugreifen und Du kannst innerhalb acht Tagen die Bekrallung als gräflicher Vaurath mit einem höchst anständigen Gehalt in der Tasche haben . . . Schande würdest Du Dir und Deiner Kunst hoffentlich nicht machen . . .“

„Wie soll ich das verstehen, Vater?“ versetzte der überraschte Herwarth, die lächelnde Clementine ungläubig ansehend. „Ich soll und kann, wenn ich überhaupt will, Vaurath und noch dazu Vaurath eines Grafen werden? . . . Welcher Sterbliche ist denn so für mich eingekommen, daß er mich ungeheben engagirt und ohne sich vorher von meinen etwaigen Leistungen überzeugt zu haben?“

„Nun jo rathe!“ entgegnete sein Vater lächelnd. „In die Ferne brauchst Du nicht zu schweifen . . . Uebrigens irrst Du gewaltig, wenn Du meinst, man wisse nicht, was Du in Rom getrieben hast! . . . Auch Deutschland hat dort Späher genug, die ihren Landvolken auf die Finger sehen und das Gute und Treffliche, was sie an ihnen entdecken, in gebührendes Licht zu setzen wissen, ohne das Fehlerhafte, das Tadel verdienen mag, ganz und gar mit Stillschweigen zu übergehen . . .“

Diese letzte Wendung, auf die Wilo durchaus seinen Werth legen wollte, berührte Herwarth sehr unangenehm und trieb ihm das Blut ins Gesicht, was glücklicherweise von Niemand bemerkt wurde. „Ich erinnere mich nur des Grafen Alexander, der mir einige Theilnahme schenkte,“ sagte Herwarth, emsig mit Sabel und Messer hantierend. „Was aber kann der zu bauen haben, da sein pompöses Schloß kaum vor zehn Jahren erst fertig geworden ist . . .“

„Vortrefflich gerathen!“ sprach Wilo. „Niemand anders, als Graf Alexander will Dich zum Vaurath creiren, aber freilich, es ist eine Bedingung dabei . . .“

„Doch keine solche, die mich compromittiren würde?“ „Keineswegs! . . . Bist Du nicht Architekturzeichner, und hast Du nicht so viele antike und moderne Gebäude aller Art und in allen möglichen Stylen gesehen, daß es Dir leicht werden würde, mit freier Schöpferkraft ein neues zu konstruiren?“

„Einer solchen Aufgabe halte ich mich allerdings gewachsen,“ versetzte Herwarth. „Was aber will denn Graf Alexander bauen? . . . Sieht etwas recht Eccentrisches, etwas noch gar nicht Dagewesenes!“ Denn ein wenig überspannt scheint mir der gute Herr zu sein. . .“

„Geht Dich nichts an,“ fiel Gerrit ein. „Wer seinen Beg' burch's Leben machen will, muß sich mit allerlei Volk vertragen. Und am Ende ist mit eccentrischen Leuten, wenn sie reichlich Geld haben und außerdem noch gebildet sind, weit besser auskommen, als mit ungebildeten Knidern, die nichts verstehen, als Geld machen. Graf Alexander hat vor Hunderten selbst seiner Standesgenossen die gute Eigenschaft voraus, daß er in wahrstem Sinne des Wortes ein echter Colmann ist, und das ist mehr werth, als man im Allgemeinen zugibt.“

„Wenn ich ihm nur genüge,“ meinte Herwarth. „Das wirst Du, wenn Du Dir nur selbst etwas zutraust,“ sagte Gerrit. „Doch würdest Du nicht wagen, eine Kirche zu bauen, d. h. einen Vaurich zu einer solchen bis in's Kleinste zu entwerfen?“

„Eine Kirche“ wiederholte Herwarth. „Ist die alte, die mir als Bauwerk immer sehr gefiel, etwa abgebrannt?“

„Nein, mein Sohn,“ fiel Wilo ein. „Das alte ehrwürdige Gebäude mit seinem spitzen Gieserbedeckten Thurme steht heute noch so unverehrt, wie vor vier Jahren. Der Graf hat sich aber darauf gestiftet, eine neue und zwar in unmittelbarer Nähe des Schlosses zu bauen, damit er es bequemer hat.“

„Ein sonderbarer Einfall!“ meinte Herwarth. „Früher war er meines Wissens doch kein besonders eifriger Kirchgänger.“

„Das ändert sich manchmal mit den Jahren,“ sagte Gertrit lächelnd und blickte seine Tochter bedeutsam an. Diese beugte sich zu Herwarth und sagte ihm leise einige Worte in's Ohr. . . . Der Maler ließ die Gabel fallen.

„Nicht möglich!“ rief er so verstört, daß alle Anwesenden über ihn erschrafen. „Graf Alexander — katholisch geworden? . . . Du scherzest, Geliebte! . . . Das ist ja unmöglich! . . . Dieser Spötter! . . . Ich habe von ihm Aeußerungen über Katholicismus und katholisches Wesen gehört, die man nur eifrigen Gegnern dieser Kirche zu Gute hält. Ich kann und mag es nicht glauben!“

„Dennoch ist es wahr,“ bestatigte Herwarth, „versetzte Clementine. „Was den Grafen so schnell andern Sinnes gemacht hat — denn schnell ist es wirklich gegangen — weiß Niemand. . . . Vor nunmehr reichlich zwei Jahren machte er eine größere Reise, auf welcher er mehrere katholische Städte, wie Mainz, Köln und Aachen besuchte. Am Rhein hielt er sich überhaupt längere Zeit auf. Später ging er noch auf einige Wochen nach Belgien, lebte dann zurück und reiste ohne alle Begleitung nach Osnabrück. Dort blieb er den Winter hindurch, und als man ihn Anfangs April auf seine Besichtigungen zurückkehren sah, begleitete ihn ein geistlicher Herr von vornehmem und sehr klugen Aussehen. Es war sein Hauscaplan, der seitdem das Schloß nicht mehr verlassen hat. . . . Graf Alexander war in Osnabrück ohne alles Verwähren zum Katholicismus übergetreten.“

„Sehr, sehr sonderbar!“ sprach Herwarth zerstreut. „Ohne Veranlassung thut doch kein vernünftiger Mensch einen so wichtigen, in alle Lebensverhältnisse tief eingreifenden Schritt. . . .“

„Sicherlich nicht,“ warf Gertrit dazwischen, „das aber geht Dich wiederum nichts an. . . . Uebrigens kann das religiöse Bekenntniß des Grafen für Dich doch wohl nicht bestimmend sein. Ich wenigstens würde mich darüber wundern, da Du so lange in der Hauptstadt der katholischen Welt gelebt hast. . . . Außerdem habt Ihr Künstler ja alle eine kleine geheime Hinnegung zum Katholicismus, besonders, wenn Ihr längere Zeit in Rom den brillanten, sinnberauschenden Focusspocus mit anzusehen Gelegenheit findet. Wenn ich Dir nun auch Verstand genug vertraue, um Dich nicht verblüffen zu lassen, glaube ich Dich doch nicht frei von allen menschlichen Schwachheiten einer Künstlernatur. Wüthst Du vor Andern dem Grafen gefallen, und der wirst Du wird sich mit Dir, dem gereiften Manne, der viel sah und erlebte und sich über das Gesehene und Erlebte ein selbstständiges Urtheil bilden konnte, ausgezeichnet unterhalten. . . . Wie Du weißt, ist Graf Alexander ein Kunstfreund und spricht gern über Kunst und Kunstgenüsse.“

Herwarth erwiederte dem Vater Clementinens auf diese Bemerkungen nichts. Er war geärgert, weil er sich von ihnen verletzt fühlte. Gerade diese Empfindlichkeit aber, die ihn verdross, wollte er Niemand merken lassen, und um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, wandte er sich mit der Frage an Clementine: ob sie nie genußt habe, Rom einmal zu sehen?

„Sehr oft,“ versetzte das junge Mädchen, „was aber

nüht es, Wünschen nachzuhängen, auf deren Erfüllung man doch verzichten muß? . . . Und am Ende hätte ich im Falle der Erfüllung eben so schwer mit mir zu ringen wie Du, dem es ja große Ueberwindung kostete, sich loszureißen, obwohl Dich die ferne Heimath weit stärker hätte anziehen sollen. . . .“

Clementinens schwärmerisch blühendes Augenpaar ruhte mit inngiger Liebe auf Herwarth, der von diesem feindseligen Blick magnetisch festgehalten wurde. Er küßte die Hand der schönen Cousine und versetzte rasch:

„Verzeihung, geliebtes Herz! Ich war unbankbar gegen das Gesicht. . . . Hätte ich nur ein einziges Mal Dich schauen können, wie jetzt, ich würde für alle Herrlichkeiten der ewigen Stadt kein Auge gehabt haben!“

Ein glückliches Lächeln Clementinens sagte ihm Dank für dies freiwillige Bekenntniß. Die Erregtheit legte sich, Herwarth kam auf Heiserlebensnisse zu sprechen, und erzählte so lebhaft und interessant, daß die Abendstunden schnell vergingen und man sich endlich allseitig befriedigt trennte, die Ueberzeugung im Herzen tragend, es könne und werde von jetzt an zwischen die beiden verwandten Familien kein störendes Ereigniß treten, da der so lange gehegte Wunsch Aller so ganz von selbst sich auf's Schönste verwirklichte. Denn daß Herwarth und Clementine sich wahrhaft liebten und vortreflich für einander paßten, konnte von Niemand mehr bezweifelt werden.

Elftes Capitel.

Stilleben.

„Gib Acht, was Du in dieser Nacht träumst!“

Mit diesen leise gesiselten Worten nahm Clementine erröthend Abschied von Herwarth, der sie nochmals herzlich umarmte. Befanulich legt der deutsche Volksglaube dem Traumbilde, welches an der Seele des Schlummernden in der ersten Nacht, die er in einer neuen Wohnung zubringt, prophetische Bedeutung bei. Herwarth kannte dieses Volksglauben, hatte aber niemals Werth darauf gelegt. Jetzt, wo der schmeichelnde Mund der Geliebten ihn daran erinnerte, erhebt er mehr Gewicht für ihn. Er nidte der davonspühenden elastischen Gestalt bejahend zu, suchte sein gemüthlich eingerichtetes Schlafzimmer auf und entschlummerte mit Gedanken an Clementine, die ihn ganz erfüllte. . . .

Nur gewöhnlich schlief Herwarth fest und ohne störende Traumgebilde. Der Eindruck aber, welchen Clementine auf ihn gemacht hatte, war zu tief gewesen und beschäftigte auch noch die Seele des Schlummernden. Fast die ganze Nacht erlebte er in der Nähe der Geliebten. Das Bild im Traume war von solcher Klarheit, daß er sich erst besinnen mußte, ob er denn nur geträumt habe, als er am andern Morgen durch ein Geräusch erwachte. . . .

Es hatte während der Nacht sehr stark geschneit. Weithin lag das Land tief in Schnee begraben, so daß zunächst ein ruhiger Aufenthalt im Rosenhose jedenfalls vorzuziehen war. Herwarth beschäftigte sich noch immer mit dem gebanten Traume, er eine seltene Anziehungskraft für ihn hatte, obwohl er ihn nicht ganz befriedigte. Die neugierig schelmische Frage der Geliebten am Kaffeetische, die zugleich eine Rüttelung erheischte oder doch voraussetzte, und die sich in die zwei Worte: „Süß geträumt?“ zusammenfaßte, nöthigte ihm eine bejahende Antwort ab.

Clementine kam später nochmals darauf zurück, als ihr Herwarth seine Rappe mit dem meistesthaft ausgeführten Zeichnungen römischer Ruinen vorlegte.

„Wo warst Du im Traume?“ fragte sie lächelnd, die Blätter mit Aufmerksamkeits betrachend. „Gewiß unter den Ueberresten dieser alten Herrlichkeit!“ Denn daß Du Rom über Alles liebst, weiß ich, wenn Du es auch nicht zugeben willst! . . . Die stillen Feinder, die Dir unbenutzt entfließen, verrathen es mir. . . . Eben

hast Du wieder mit einem solchen unerlaubten Seufzer meinem vertrauten Herzen wehe gethan! . . ."
 „Traute Seele, Du tust mir Unrecht!“ erwiderte Herwarth und ließ die Lippen der Geliebten spielend durch seine Finger gleiten. „Möglich, daß ich seufzte: wenn es geschehen ist, so hat nur ein Wunsch, der wohl unerfüllt bleiben wird, meiner Brust diesen Seufzer entlockt. . . Gesteh' ich's nur, ich war in Rom in meinen Träumen, und zwar so lebhaft, so glücklich, wie ich es in Wirklichkeit nie gewesen bin; denn ich war dort in Deiner Begleitung! . . .“

Clementine belohnte den Glücklichsten für diese Mittheilung durch zärtliche Blide.

„Und was machten wir in der ewigen Stadt?“ forschte sie weiter. „Fährtest Du mich herum? Zeigtest und erklärtest Du mir, was Dich am meisten angesprochen und gefesselt hat? . . .“

„Nein!“ versetzte Herwarth. „Dein Wohnort von gestern Abend hat sonderbar auf mich gewirkt, ein Bewußt, daß Du Alleinherrscherin nicht nur in meinem Herzen, sondern sogar über meine Gedanken geworden bist. . . Mir träumte, ich sei in der Peterskirche. . . Dein reiches Haar schmückte der jungfräuliche Kranz, und Deine Gestalt wallte gleich einer schimmernden, von Sternenschein umflossenen Wolke der bräunlichen Schleier. . . In diesem entzückenden Schmelze knietest Du neben mir an der Confession. . . Es schien, als seien wir eben am Altare eingeknetet worden und wöllen nun am Grabe des Apostels noch ein Dankgebet sprechen. . . Ich gestehe, der Traum beglückte mich, und dennoch bin ich unbefriedigt erwacht. . .“

Clementines Augen blitzten den Geliebten durch Thränen an.

„Warum unbefriedigt?“ fragte sie.

„Weil auch dieser Traum, und seine Träume es immer thun, mich gedenkt hat.“ sprach Herwarth. „Du wirst nie als Braut die Peterskirche betreten und schwerlich jemals Deine Kniee an der Confession beugen, selbst wenn der Himmel uns lieb haben und eines Tages zusammen nach Rom führen sollte. . .“

„Glaubst Du hoffen zu dürfen? . . . Bester Herwarth, das wäre ja prächtig! . . .“

„Manchmal sonne ich mich allerdings in diesem Gedanken,“ fuhr Herwarth fort, „und seit ich Deines Herzens, Deines Besitzes gewiß bin, hat er für mich nichts mehr, was mich beunruhigen könnte. . . Das war nicht immer so. . . Möchtest Du Rom wohl sehen? . . .“

„Welche Frage! . . . Befiehl nur, bester Herwarth, und Du sollst erfahren, daß mein Gehorsam ganz so stark und dauernd ist, wie meine Liebe! . . .“

„Dann laß uns gemeinschaftlich hoffen, geliebte Seele,“ sprach Herwarth. „Wie die Deutschen den ersten Traum in einem neuen Wohnort für prophetisch halten, so legen die nicht weniger abergläubischen Römer den letzten Paar Tropfen Wasser, welche der abreisende Fremde aus dem berühmten Brunnen der Fontana Trevi schlürft, die Kraft bei, ihn noch einmal nach Rom, sei's allein, sei's in Begleitung Anderer, zurückkehren zu lassen. . . Ich trank aus jener Quelle, ehe ich Rom verließ, und ich bin seit jenem letzten Trunk so abergläubisch, an die Zaubermacht des römischen Wassers zu glauben! . . . Meine Sehnsucht nach Rom, die mich bis heute noch nicht verlassen hat, soll aber nur gestillt werden, wenn Du mich aus freiem Antriebe dahin begleitest. . .“

Diese Zusicherung des Geliebten machte Clementine unbegreiflich glücklich, was sie Herwarth auf alle erdenkliche Weise zu erkennen gab. Jede freie Stunde widmete sie der Betrachtung der vielen Bilder und Skizzen, welche Herwarth von seinem Römertage mitgebracht hatte, und sie konnte Alles um sich her vergehen, wenn der Geliebte durch seine Erläuterungen sie tiefer in die Geschichte der römischen Ruinen einweichte. . .

Anhaltend stürmisches Winterwetter hielt die Familie fest im Rosenhofs. Besuch von Nachbarn traf nicht ein, da die hoch verwehten Wege alle Communication erschwereten, ja an manchen Stellen unmöglich machten. . . So hatten denn die einzelnen Persönlichkeiten der Familien Herwarth-Volgenhagen hinlänglich Zeit, sich ganz in einander einzuleben und sich gründlich nach Besinnung und Reigung kennen zu lernen.

Am beglücktesten in diesem von aller Welt und den Zerstreuungen des Weltlebens abgeschiedenen Stillleben fühlte sich das jugendliche Brautpaar. Herwarth hatte alle Ursache, mit den Verabredungen seiner Aeltern, die ihm ein so günstiges Geschick zu sichern verstanden, zufrieden zu sein, und Clementine hina mit der ganzen schwärmerischen Verehrung eines liebenden Mädchens, das in dem Manne ihrer Wahl das Ideal edler Männlichkeit erblickt, an dem Verlobten, dessen Gespräche ihr immer neue Gebiete des Wissens erschlossen. . .

Von den Aeltern der Liebenden wurden in aller Ruhe Vorbereitungen zu deren Verählung getroffen, die namentlich den beiden Müttern alle Hände voll zu thun gaben. Die Väter besprachen sich inbeffen aber die den Kindern herzurichtende Wohnung, über die sie sich erst nach längerer Berathung einigen konnten. Ein zum Rosenhof gehörendes Vorwerk, nur eine halbe Stunde von diesem am Hange eines mit prächtigen alten Eichen gekrönten Hügels gelegen, dessen Fuß ein kleiner, kristallklarer See umpulste, ward endlich zum künftigen Wohnsitz des jungen Paares ausersehen, mußte aber vorher, da das Innere des Hauses etwas vernachlässigt worden war, gründlich renovirt werden.

Herwarth ließ Vater und Oheim gewähren. Ihm war es ziemlich gleichgültig, welche Wohnung man ihm anwies, wenn sie nur freundlich war und von den Wohnsitz der Eltern nicht zu weit entfernt lag. Nur die Anlage des Ateliers, das er sich in pompejanischem Geschmack errichten wollte, behielt er sich selbst vor. Als Beirath und gewissermaßen als Kritikerin sollte dabei Clementine ihm zur Seite stehen, in deren Urtheil der glückliche Bräutigam guten Geschmack und feinen Kunstsinne zu seiner großen Freude erblickt hatte. . .

So kam der Februar heran. Das Wetter ward milder, bald trat vollständiges Thauwetter ein und nach wenigen Tagen schon war die winterliche Schneedecke geschmolzen.

„Es wird nunmehr Zeit, daß Du einen Entschluß fassst,“ sagte Wilo zu seinem Sohne. „Der scharfe West trocknet die aufgeweichte Erde sehr schnell, und einem Ausfluge nach H. . . steht nichts mehr entgegen. Es würde von dem Grafen Alexander doch sehr übel vermerkt werden, wenn sein Anerbieten Deinerseits ganz unbeachtet bliebe. Ich werde also an den wackern Herrn schreiben und anfragen, wann unser Besuch ihm angenehm sein dürfte.“

Herwarth war es zufrieden. Auch falls er sich vermindert sehen sollte, das Anerbieten des Grafen anzunehmen, was er von dem Einbrüche abhängig machen wollte, den der reiche Edelmann nach seinem Uebertritt, der ihm noch immer unerklärlich war, auf ihn machen würde, war es ihm von Interesse, mit einem hoch gebildeten Mann, dessen Leben eine so merkwürdige Wandlung erlitten hatte, in nähere Berührung zu kommen.

„Du mußt mir eine Bitte gewähren,“ sagte Clementine mit ihrem geminnenden Lächeln zu Herwarth, als Graf Alexander in sehr freundschaftlichem Tone den Brief Wilo's beantwortete, „eine Bitte, mit der ich schon Deinen Vater beschieden wollte. Du kannst eher darauf eingehen, weil Du mit dem, was ich zu erfahren wünsche, vertrauter bist.“

„Und worin besteht diese Bitte?“ fragte Herwarth. „In etwas Barockem, wenn Du willst,“ versetzte Clementine, „wenigstens wird Dir mein Verlangen wahr-

scheulich barock erscheinen... Ich habe so viel von dem Kronleuchnamensfest gehört und von dem Glanze, welchen die katholische Kirche dabei entfaltet. Im vorigen Jahre war ich sogar, ohne es zu wollen, Ohrenzeuge eines Gespräches, welches Graf Alexander darüber mit seinem Kaplan führte... Das Fest fällt meines Wissens in die Zeit, wo wir uns vermählen... Wäre es da nicht passend, daß wir auf der Reise, die wir alsdann doch antreten, diesem — wie man behauptet — hohen kirchlichen Feste als Zuschauer beiwohnen?...

„Aber es Dir Vergnügen macht, bin ich gern dazu bereit.“ entgegnete Herwarth, „ich fürchte nur, Du versprichst Dir mehr davon, als das Fest Dir geben wird... Nichtkatholiken bleiben die meisten Ceremonien unverständlich...“

„Da eben sollst Du mir erklärend zur Seite stehen,“ fiel Clementine ein. „Ceremonien müssen doch irgend welchen Sinn haben, sonst wären sie ja bedeutungslos... An Gelegenheit, Alles ganz in der Nähe mit anzusehen, kann es uns nicht fehlen, wenn Du Dich gut zu dem Grafen stellst, der zu diesem wichtigen Festtage jedenfalls den Bischof persönlich besucht.“

„Wir wollen sehen, was sich thun läßt und was sich schickt, liebes Herz,“ sprach Herwarth. „Besonders fallen möchte ich ungern und als bloß neuartiger Zuschauer diesem Kirchenfeste in einer latholischen Stadt beiwohnen, daß ebenfalls sein Bedenkliches. Es müßte vor Allem eine Form gefunden werden, die uns dem gläubigen Volke nicht verdächtig erscheinen läßt... Wir wollen darüber nachdenken und jetzt nicht weiter davon sprechen...“

Clementine fügte sich willig dem Wunsche des Geliebten, der in den nächsten Tagen etwas zurückgezogen lebte, weil er eine Menge Briefe schreiben mußte, um die Freunde in Rom, die sehr leicht Nachricht von ihm erwarteten, über sein Befinden, sowie über seine Stimmung zu beruhigen. Diese Briefe tauchten Herwarth nicht wenig Zeit, da er Vieles mitzuthemen, bei aller Wahrhaftigkeit aber doch auch Manches zu verschweigen hatte. Die fernern Freunde sollten — das war nun einmal fester Vorlass Herwarth's — ihn für einen in jeder Hinsicht glücklichen, ja für einen beneidenswerthen Menschen halten...

Swölftes Capitel. Neuer Anknüpfungen.

„Du bist ja merkwürdig still geworden!... Hat Dir der Graf nicht gefallen?“

Diese Frage richtete Gerrit, welcher Herwarth allein nach G... besuchte hatte, auf dem Rückwege an den Verlobten seiner Tochter. „Der reut es Dich vielleicht schon?“ setzte er hinzu — „daß Du Dich durch Wort und Handschlag gebunden hast?“

„Im Gegentheil,“ erwiderte Herwarth. „Dem Grafen gefällt zu sein, kann mir nur zur Ehre gereichen... Er ist verständig, besitzt ein gesundes, zutreffendes Urtheil, hat über Bauleist reichlich nachgedacht und gute Studien gemacht, und ist jedenfalls für geleistete Dienste erkenntlich... Still und nachdenklich haben mich erst seine letzten Fragen und Erkundigungen gemacht... Wie kann ein Mensch, der niemals Italien, viel weniger Rom mit Augen sah, so genaue Kenntnisse von den Verhältnisse, den Zuständen im Lande und von den Personen, welche leitend in diese eingreifen, besitzen?... Selbst von mir weiß er mehr, als ich je geahnt hätte!...“

„Ist Dir das unlieb?... Du hast Dich doch Deines Aufenthaltes in Rom nicht zu schämen?...“

„Man fühlt sich immer unfrei, wenn man plötzlich in Erfahrung bringt, daß man gleichsam unter Aufsichtigung geheimer Polizeispione steht, wo man nur der Kunst zu leben glaubt!... Daß Graf Alexander mir

zu sagen vermag, in welchem Monate ich in Terracina verweile, wo ich in Sorrent wohnte, wessen Bekanntschaft ich flüchtig heute da, morgen dort machte, läßt mich kein rechtes Vertrauen zu ihm fassen... Und wem ich nicht vertrauen kann, den vermag ich auch nicht recht zu achten...“

„Du vergiffest, daß der Kaplan des Grafen mit der ganzen latholischen Welt in sehr intimer Verbindung steht,“ sprach Gerrit. „Durch ihn würdest Du dem Grafen als ein Talent bezeichnet, das unterstützt und gefördert zu werden verdiene... Sich im Stillen nach der Thätigkeit eines Talenten zu erkundigen, ist doch wohl erlaubt? Oder erscheint Dir auch das zweideutig?“

„Wer sagt mir, daß die im Stillen betriebenen Erkundigungen nur meinem Talente galten?“ warf Herwarth ein. „In Rom wägt man gern auch die Gesinnung...“

„Hast Du eine Abschätzung Deiner Gesinnung zu scheuen?“

„Nicht, daß ich müßte...“
„So beruhige Dich und glaube, daß man nur Dein Talent kennen lernen wollte!... Der Auftrag des Grafen gibt Dir die schönste Gelegenheit, der Welt und denen, die Dich vielleicht mit mißgünstigem Auge betrachteten, zu zeigen, was Du kannst und was Rom mit seinen lebendigen Anschauungen aus Dir gemacht hat...“

In gleicher Weise sah der Vater Herwarth's die Fragen auf, welche Graf Alexander an seinen Sohn gerichtet hatte. Man konnte dessen wohlwollende Gesinnung und die Ehrenhaftigkeit seines Charakters zu genau, um irgend welche Hintergedanken bei dem vertrauensvollen Entgegenkommen zu vermuthen, durch welches der Graf den jungen Künstler auszeichnete und ehrte. Daburd ward Herwarth's Argwohn alsbald eingeschläfert, der auch nur nach geworden war, weil er besorgte, es könne dem Grafen durch seine Jutträger, die er unbedingt haben mußte, etwas über sein Verhältniß zu Marietta zu Ohren gekommen sein. Dies Verhältniß, obwohl es von seiner Seite nur eine den Sinnen schmeichelnde Spielerei mit einem jugendfrischen Mädchen gewesen war, hätte Herwarth gern auf den Erinnerungstafeln seines Lebens ganz ausgelöscht... Es brüdete und peinigte ihn, so oft er daran erinnert ward, und er mußte leider der gewissermaßen von ihm verlassenen Römerin gedenken, so oft er Clementine in die schwärmerisch glänzenden, so taubenfrommen und doch so liebheißigen, tiefen Augen sah!... Clementine war ungleich schöner und geistvoller gebildeter als Marietta, und Herwarth pries, so oft sich die schlanke Gestalt an seine Brust schmiegte, sein großes Glück, daß ihm ohne sein Zuthun vom Himmel herab in den Schooß gefallen war; aber er schauderte innerlich zusammen, wenn plötzlich — und das geschah sehr häufig — der vibrirende Gluthblick Clementinens ihn an Marietta mahnte... Dann sah er sich der vor Schmerz, Trauer und Liebe bebenden Römerin unter den Colonnaden St. Peters gegenüber... Er hörte ihre bittende, beschwörende Stimme und entsetzte sich vor dem eigenen Gelübniß, mit welchem er halb bewußtlos das lebensspaltliche Mädchen besangtete...

Freilich beruhigte sich sein aufwallendes Blut leicht wieder und die trüben Schatten, die ihn wie Nachtvögel umschwirrten, zerrannen, wenn er die Geliebte, die ihm mit so iniger Liebe anhing, umarmte. Er selbst fand den Gedanken lächerlich, daß dieses vollendete Geschöpf ihm nicht für die Dauer des Lebens geistig genügen werde... Dennoch erschien der böse, unbequeme Mahner täglich, wenn auch mandmal nur auf Momente. Und blieb er ja einmal einen Tag lang aus, so tauchte Marietta des Nachts im Traume bald zürnend, bald in Gestalt einer flehentlich Bittenden vor ihm auf.

Zahllose Male fragte er sich in solchen peinigen Augenblicken: ob er sich denn wirklich schwer gegen die Mörnerin vergangen habe und ob er Zeitelbens dafür werde büßen müssen? . . .

„Nein, nicht Zeitelbens,“ antwortete in ihm eine prophetische Stimme, „aber so lange, bis Du noch einmal einziehest in Rom, und, wenn Marietta dann noch lebt, Du von ihren Lippen das Wort Vergebung hörst! Weich sie Dich glücklich, sieht sie mit eignen Augen, daß Du würdig gewählt hast, so wird sie in Clementine nur eine Schwelgerin erblicken und Dich Deines Eides entbinden. . .“

In diesem Gedanken fand Herwarth Ruhe. Er hatte unumkehrbar ein Ziel vor Augen, dem er zustreben mußte, das ihm Kraft zum Schaffen verlieh und die eigene künstlerische Thätigkeit ihm angenehm machte.

„Es ist bei mir beschlossene Sache,“ sprach er zu Clementine, wenn diese ihn hat, er möge sich mehr schonen, „wir gehen nach Rom, sobald ich Graf Alexander seine Schlosskapelle gebaut habe. . .“

Clementine hörte es gern, wenn Herwarth sie auf diese Genüsse der Zukunft verwies; denn seit er offen davon sprach, war er viel unbefangener und heiterer geworden. . . Trübe Momente, die Clementine für Melancholie hielt, traten nur sehr vorübergehend ein. . .

Schloß H. . . besuchte Herwarth nicht, während er an dem Entwurf zur Kapelle des Grafen arbeitete. . . Ein unklarer Etwas hielt ihn ab, viel mit demselben zu verkehren. . . Ganz jedoch konnte er sich nicht zurückziehen, da der Graf sehr begierig war, ob Herwarth auch so, wie er wünschte, auf seine Intentionen eingehen werde. Er mußte sich's daher gefallen lassen, daß Graf Alexander wenigstens eine Woche um die andere einige Stunden im Rosenhofe zubrachte.

Schon gegen Ostern waren die Risse, sowie eine Frontansicht der Kapelle in sauberster Federzeichnung fertig und erhielten den ungetheilten Beifall des Grafen. Mit großer Energie schritt dieser nunmehr zu den eigentlichen Vorbereitungen des Baues, während Herwarth es oblag, für tüchtige Meister zu sorgen, die unter seiner Leitung den Bau selbst ausführen sollten. . . Auch diese schaffte der unermüdlige Künstler zur Zufriedenheit des Grafen zur Stelle. . .

Nun erst war es Herwarth vergönnt, wieder ganz an sich selbst zu denken. . . Die Welttern hatten inzwischen auch nicht geruht. Das anmuthig gelegene Vorkwerk war im Innern fast ganz umgestaltet, neu decorirt und geschmackvoll möblirt worden, und wariete nur der kommenden Besoßner. . .

So nahte sich die Zeit, in welche verabredetermaßen die Vermählung der Liebenden fallen sollte. Zuvor hatte Herwarth noch die Freude, den Grundstein zur Kapelle zu legen, in dem er auch den Grundstein seines eigenen Erbenglücks erblickte. . . Bei dieser Freilichkeit, der Clementine nebst der ganzen Familie des Hauses Herwarth-Holdenhausen bewohnte, lernte unter Freund den Kaplan des Grafen kennen, welcher die kirchliche Weihe dabei vollzog.

Dieser Mann war einer jener feinen, gewandten und geschmeidigen Weltpriester, an denen die katholische Kirche sehr reich ist und die sie häufig, doch niemals mit Orientalen, als Pioniere benutz, sobald sie ein Terrain ermittelte, auf dem es sich der Mühe verlohnt, Fuß zu fassen.

Herwarth war diesem Geistlichen schon einmal begegnet, und zwar auf italischem Boden. Er hatte mit ihm die Reise von Rom nach Caprano gemacht. . . Damals aber trug der jetzige Kaplan das Ordenskleid der Jesuiten. . . Später waren Beide nicht mehr zusammengetroffen, wenigstens konnte sich Herwarth einer zweiten Begegnung nicht erinnern.

Graf Alexander stellte Herwarth den Kaplan vor.

Dieser begrüßte den Künstler sehr herzlich, überschüttete ihn mit Lobsprüchen, gedachte aber mit keiner Sylbe ihres früheren Zusammentreffens.

Unter solchen Umständen hielt auch Herwarth es nicht für nöthig, sich dem geistlichen Herrn als Bekannten zu erkennen zu geben; es leuchtete ihm aber ein, daß der ehemalige Ordensbruder, der ohne Frage noch immer mit Rom in intimer Verbindung stand, Kenntnis von seinem römischen Aufenthalt, möglicherweise sogar von den kleinen Verwicklungen haben konnte, in die er durch sein Verhältnis zu Marietta gerathen war. Feindselig fand der Kaplan ihm jedenfalls nicht gegenüber, sonst hätte er schwerlich eine so gute Aufnahme bei dem Grafen gefunden. . . Auch mußte er wissen, daß er mit Clementine verlobt sei und das schöne Mädchen schon in den nächsten Tagen zum Altar führen werde. . .

Dennoch wohnte Herwarth der Grundsteinlegung mit nicht geringer Beklemmung bei, da er ja nicht in das Herz des freundlichen Kaplans zu blicken vermochte. Er athmete erst frei und beruhigt wieder auf, als nach Beendigung der Feierlichkeit dieser ihm die Hand reichte und ihm in herzlichster Weise Glück zu der getroffenen Wahl, und Segen zu der nahe bevorstehenden Verbindung wünschte.

„Der Herr Graf hat mit Ihr Anliegen, oder vielmehr das Ihrer liebenswürdigen Braut mitgetheilt,“ sagte er, als Herwarth sich empfahl, um mit seinen Verwandten auf den Rosenhof zurückzukehren. „Man wird Sorge tragen, daß Sie befriedigt von damien gehen. Auf Wiedersehen im Dome der Bischofsstadt.“

Dreizehntes Capitel. Geheimes Schenken.

Das Frohnleichnamfest war sehr stark besucht gewesen. Von schönsten Wetter begünstigt, hatten es von nahe und ferne eine Menge gläubiger Landleute besucht, die ihre Verehrung den im Dom aufbewahrten Gebeinen des heiligen Crispin nach beendigter Procession noch darbrachten. Gegen Abend erst verließ die Mehrzahl dieser Wallfahrer zum heiligen Feste die uralte Bischofsstadt, um in der milden Nacht heimwärts zu pilgern.

Alle Straßen wimmelten noch spät Abends von heiter plaudernden, wohl auch von singenden Menschen. Eine Postkutsche, welche ebenfalls spät die Stadt verlassen hatte, überholte nach und nach alle Scharen der Heimkehrenden auf der nach der nächsten Stadt führenden Straße, und bemegte sich endlich ganz allein weiter im nächtlichen Dunkel. Wir finden in dieser Postkutsche das vor wenigen Tagen vermählte junge Paar, Herwarth und Clementine, das seine Hüttentwochen am Rhein erleben wollte. Durch ihre Verbindungen begünstigt, hatten Beide dem ceremoniösen Kirchenfeste innerhalb und außerhalb der Kirche an solchen Orten beigewohnt, wo ihnen nichts Wichtiges entgegen konnte. Clementine lehnte, geistig abgepaunt, an der Brust ihres Gatten und sagte, seine Hand an ihre Lippen führend, als jedes Geräusch um sie her verstummt war:

„Ich hätte nie geglaubt, daß ein katholischer Priester so predigen könne. . .“

„Bist Du von dem Vortrage des Kaplans, der sich heute wieder in seiner wahren Gestalt zeigte, überrascht worden?“ lautete Herwarth's Gegenfrage.

„Ueberrascht, ergriffen und beunruhigt. . .“

„Warum ergriffen und beunruhigt?“

„Weil es mir scheint, der Mann habe Recht.“

„Man hat immer Recht, wenn man klug ist und der Menge gegenüber Recht haben will,“ versetzte Herwarth. „Wo Du keine Einwürfe machen darfst, wirst Du bald gefangen, und das Befangenmachen ist eins der wirksamsten Mittel, deren sich gewandte Kanzelredner bedienen. . .“

„Du fällst ein hartes Urtheil, das ich nicht unter-schreiben möchte . . . Was hättest Du an der heute vernommenen Predigt auszusetzen?“

„Im Einzelnen gar nichts, liebe Seele, denn sie war äußerst geschickt entworfen und ausgeführt. Läßest Du den ersten Satz gelten, so müßt Du auch alle übrigen gutheißen. Gerade dieser erste Satz aber, dieser Grundstein, auf welchem der kluge Vater sein Gebäude aufbaute, erweckt in mir Zweifel und gerechte Bedenken . . .“

„Aber er bewies ja doch dessen Richtigkeit! . . .“

„Wenn man's so hört, könnte man allerdings verführt werden, an die Unfehlbarkeit der Kirche zu glauben . . .“

Clementine warf einen Blick in die seuchten Kiederungen, über denen ein silbernes Nebelmeer fluthete und holte tief Athem.

„Du seuztest?“ fragte Herwarth theilnahmsvoll und zog sie sanft an sich. „Bist Du nicht glücklich? . . .“

„Wie sollte ich nicht!“ erwiderte Clementine. „Es ist nur recht dumm, daß es so viele Zweifel in der Welt giebt! . . . Mich dünkt, das Leben müßte viel schöner, viel glückbringender sein, wenn Alles und Jedes so klar und offen vor uns läge, daß es uns niemals einfallen könnte, an dem Einen oder Andern zu zweifeln . . .“

Nun seuzte auch Herwarth und sein Blick wendete sich den Sternbildern zu, die in stiller Majestät ihre ungemessenen Bahnen im Weltraume wandeln . . . Nach einer kleinen Weile wandte sich Clementine mit der Frage an ihren jungen Gatten:

„Bietet das Fest, dem wir heute beiwohnen, des Festselben in Rom noch mehr als bei uns, wo sich so viele Allertatholiken unter den Zuschauern finden?“

„Allerdings,“ versetzte Herwarth . . . „Es kommt indeß sehr darauf an, wie der Fremde, welder der katholischen Kirche nicht angethört, sich überhaupt zu dem Feste stellt. Auf mich z. B. hat es, obwohl ich dreimal Zeuge desselben war, gar keinen oder doch keinen angenehmen, wenigstens keinen erhebenden Eindruck gemacht. Jetzt empfinde ich vielleicht anders . . .“

„Wirklich?“ fiel Clementine lebhaft ein. „Und was könnte eine solche Wandlung in Dir hervorbringen?“

„Du ganz allein, geliebtes Herz!“ sagte Herwarth mit Wärme. „Ich sehe Dich gerührt, ergriffen, geistig erregt . . . Könnte ich da theilnahmslos und kühl bleiben? . . . Es würde zwischen uns keine Gemeinamkeit des Denkens und Empfindens, keine Harmonie des Seelenlebens bestehen, wenn ich Deine Empfindungen, ja die allerleibhaftigsten Herzregungen nicht zu theilen oder wenigstens zu ahnen und nachzuempfinden vermöchte! . . . Nur diejenige Ehe ist eine glückliche, ist überhaupt erst eine wahrhafte geistige Ehe, in welcher zwischen den Gatten dieser Einklang der Seelen stets den bestimmenden Grundton bildet.“

„O wie liebe ich Dich!“ rief Clementine und schmiegte sich fester an Herwarth. „Nun bin ich auch ganz beruhigt . . . Ich weiß, daß ich nichts wollen, nichts bitten kann, was in Deiner Seele nicht einen besajenden Wiederhall weckt! . . . Dies ergriffene Fest also werden wir, vorausgesetzt, daß wir noch einige Jahre zusammen leben, noch einmal gemeinschaftlich in Rom begreifen . . . Ich werde Dich mit Deiner Erlaubniß oft daran mahnen und Dich dabei an die Schuld erinnern, die Du als ein gläubig Gewordener der ewigen Stabi abzutragen versprochen hast . . .“

„Und ich werde mich bemühen, Dir stets zu Gefallen zu leben, d. h. Dich von Tage zu Tage glücklicher zu machen,“ sprach Herwarth, indem er die Lippen der jungen Frau durch glühende Küsse schloß und damit ein Gepräch abbrach, das ihn mehr peinigte als erquidete, und dessen Anknüpfung ihm weit unerwünschter war als Clementine in ihrer seligen Liebeschwärmerei ahnte . . .

Sehr erheitert lehrte das junge Paar nach Monatsfrist in die Heimath zurück, wo inzwischen nichts von Bedeutung vorgefallen war. Für Herwarth hatten einige Briefe, die während seiner Abwesenheit eingelaufen waren, das meiste Interesse, obwohl er sie nur jöhernd und mit einer gemißten Scheu erbrach. Clementine entging die Bewegung des Gatten nicht, was ihre Neugier, den Inhalt der Briefe zu erfahren, nur steigerte.

„Erwartest Du Unangenehmes zu hören?“ fragte sie, ihn jätlich anlächelnd. „Ich sehe, die Briefe kommen aus Rom . . .“

„Enfernt lebende Freunde, von denen man Monate lang nichts vernahm, können von allerhand Unfällen in solcher Zeit heimgekehrt worden sein,“ versetzte Herwarth. „Der Bruch eines Briefsiegels kann also eine ganze Welt geträumten Glückes in Trümmer schlagen. Darum bin ich besangnen, so oft ich von weit Entfernten Briefe empfangen . . .“

Er nahm die eingelaufenen Episteln an sich und ging auf sein Zimmer, um sie mit größerer Ruhe lesen zu können.

Glücklicherweise enthielten sie nichts für Herwarth Beunruhigendes, was ihm weniger jeinels als Clementines wegen angenehm war . . . Die römischnen Freunde berichteten ihm über ihre künstlerische Thätigkeit, theilten Herwarth verschiedene Neuigkeiten mit, die nur für ihn persönlich Werth hatten, und schloffen mit allerhand Scherzen und Anspielungen, wie sie die gute Laune und jugendlicher Uebermuth lieben. Nur eine einzige Notiz mußte Clementines Neugierde reizen, weshalb Herwarth gewünscht hätte, daß sie unterbleiben wäre. Da sie nun aber doch, schwarz auf weiß da stand, mußte sich auch Freund zu einer Erläuterung herbeilassen, was er auch unaufgefordert that. Oberstein schrieb nämlich:

„Das größte Aufsehen in unserm Kreise und wohl auch in gar manchem Circel Rom's macht die Verlobung der Marchesa di Sorrento, unserer allgemein verehrten Adorata, der Du ja auch seiner Zeit Weibrauch streutest . . . Dies geheimnißvolle Geschöpf, diese Göttin der schattenden Nacht und Qualerin zahlloser Herzen will sich der Kunst verbunden, indem sie — nun was meinst Du wohl? . . . Doch wozu Dich unnötigerweise fortern! . . . Es ist nie zu erlauben, was dem Stolz und der Caprice, der Bosheit und der Raube Alles möglich ist! . . . Also unsere nie gebeugte Donna superba bequemt sich Signora Coronini zu werden! . . . Der Vortrag einiger Canzonen Tasso's, des Unsterblichen, auf der Terrasse des Tassobauses in Sorrent hat die Spröde dem spißbüßigen Römer in die Arme geführt . . . Die schwarzäugige Circe aber lacht und girrt um ihn herum, wie eine Turteltaube, bis sie unter dem Schutze seines Namens den Freund gefunden haben wird, der ihr als dienender Cicisbeo treu bleibt, so lange als ihre schönen Augen noch Herzen schmelzen und der üppige Mund noch Zaubersprüche lässeln kann . . . Von der Kleinen? . . . Aber wozu von Dingen schmeagen, die Dich nur langweilen würden? . . . Schade, daß Du dem Feste nicht beiwohnen kannst, das Pietro Coronini unserer ganzen Künstlercompagnie in der Gerbara geben wird — natürlich auf Kosten der Herrlichen, die er sich erobert hat . . . Es wird hoch, sehr hoch dabei hergehen; denn Pizzo, Dein gewandter Hauswirth, der ungehäimten, klugen Carlotta zäher Gespons, kauft schon die besten Weine auf zu dem Zuge der Bachanten, den wir in jenen klassischen Gesilden leibhaftig darzustellen gesonnen sind . . .“

In diesem Tone plauderte Oberstein, von einem Gegenstande zum andern überspringend, dem Freunde ziemlich viel vor. Clementine, Alles mit Lebhaftigkeit erfassend, was sich auf Rom bezog und mit dem früheren Aufenthalt Herwarth's in irgend welcher Beziehung stand, erkundigte sich sogleich nach der in dem Schreiben namhaft gemachten Marchesa. Herwarth antwortete darauf unbesangnen etwa Folgendes:

„Die Dame, von welcher mein Freund so viel spricht, war ihres geheimnißvollen Wensens wie ihrer tabellösen Gestalt wegen für uns Künstler ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Ohne daß wir sie näher als eben nur von Ansehen kannten, huldigten wir ihr Alle, indem wir sie durch höfliches Grüßen vor Andern auszeichneten, mo immer wir ihr begegneten. . . Einige Zeit vor meiner Abreise aus Rom verschwand sie eben so plötzlich, als sie erschienen war; nicht lange darauf verließ auch Coronini, der Bruder meiner römischen Hauswirthin, die Stadt, ohne uns Lebensloß zu sagen, und es scheint jetzt nach dem, was Freund Oberstein mir berichtet, als habe zwischen ihm und der schönen Dame, die nun wohl schon mit ihm vermählt sein wird, eine geheime Verabredung stattgefunden.“

Clementine beruhigte sich mit dieser Erklärung, ohne weitere Fragen an Herwarth zu richten. Dieser besuchte zunächst H. . . , um nach dem Bause zu sehen, an welchem eine Menge Werkleute mit Ausbauer arbeiteten, und den er von jetzt wöchentlich mehrmals inspicierte.

Graf Alexander, dessen Vaurath Herwarth in der That geworden war, hatte im Sommer, wie er gewöhnlich that, ein entferntes Bad besucht, aus dem er regelmäßig erst im Herbst wieder zurückkehrte. In seiner Abwesenheit vertrat ihn in wichtigen Angelegenheiten der freundliche Kaplan, welcher des Grafen ganzes Vertrauen besaß.

Es konnte nicht fehlen, daß Herwarth schon in den ersten Tagen mit dem weltlichen, geistlichen Herrn in nähere Berührung kommen mußte, was zu weiteren Mittheilungen führte, die für Herwarth von Interesse waren. Dabei warf der Kaplan von ungefähr die Frage hin: „Wann gedenken Sie zurückzukehren nach Rom?“

Herwarth sprappte die Frage.

„Sie meinen ohne Zweifel, Hochwürden, ob ich die Absicht habe, der merkwürdigen Weltstadt noch einmal einen Besuch zu machen?“ erwiderte er. „Darauf kann ich zur Zeit noch keine bestimmte Antwort geben, da ich ja nicht mehr mein eigener Herr bin! Auch kommt viel auf die Stimmung meiner Frau an, die sich allerdings gegenwärtig sehr nach Rom sehnt. . .“

„Wie Sie selbst,“ fiel der Kaplan lächelnd ein. „Das ist auch ganz in der Ordnung. . . Ohne Rom, was wäre aus der Welt, was aus der Menschheit geworden! . . . Tiefere Gemüther können nur in Rom glücklich sein! . . .“

„Dann würde man die Zahl der Unglücklichen nach Millionen zählen! . . .“

Der Kaplan lächelte, sah den Künstler mit seinen dunklen forschenden Augen wie ein Criminalrichter an und sagte nur:

„Weinen Sie? . . . Ich glaube nicht. . .“

Damit ward das Gespräch abgebrochen. Man ging auf andere Gegenstände über und unterhielt sich, ohne geistlichlich nach einem bestimmten Thema zu suchen, ganz vortreflich. Als Herwarth sein Herz bestieg, um nach seiner Wohnung zurückzukehren, schüttelte ihm der Kaplan noch einmal herzlich, wie einem alten Freunde, die Hand und rief ihm nach:

„Vergessen Sie nicht die Rückkehr nach Rom und ermahnen Sie die Frau Vaurathin, daß sie Sie recht oft daran erinnern möge! . . .“

„Was nun der Mann davon hat!“ dachte Herwarth, in mächtigem Erabe seines Beleges reitend. „Ich glaube, er will mir Empfehlungen in die Tasche practiciren, wenn ich den begebenen Plan mehr aus Liebe zu Clementine als meinetwegen dereinst ausführe. . . Solcher Empfehlungen bedarf ich nicht, auch begehre ich sie gar nicht, weil sie mich — sürchte ich — gar zu sehr mit literarischen Kreisen in Verbindung bringen würden. . . . Recht aber hat der scharfsichtige Mann doch. . . . Ich sehne mich nach Rom, wie nach einer Geliebten, die man

in einem Anfall böser Laune schmolldend verlassen hat. Und in diesem Sinne kann ich seine Mahnung, ich solle nach Rom zurückkehren, das in künstlerischer Beziehung meine wirkliche Heimath ist, allerdings als eine in der Natur und meinen eigenen Verhältnissen begründete wohl gelten lassen. . .“

Der Kaplan verwickelte von nun an Herwarth häufig in Gespräche, welche diesen festelten, ohne doch zwingend zu erscheinen. Auch überließ er jederzeit die Wahl des Themas dem Künstler. Es ward ihm jedoch leicht, dies durch Einwürfe und geschickte Wendungen zu variiren, daß es immer seinen Zwecken entsprach. . . Herwarth, den eine spannende Unterhaltung stets aufregte, merkte nicht das seine Gängelband, an dem des Priester's Hand ihn hielt und fast immer zurück nach Rom führte. Er mußte, so oft er dem Bausplatz verließ, bald auf dem Corso, bald auf dem Esquilie in der Kirche San Pietro in vineoli, bald in den lustigen, hohen, hallenden Gängen des Vatican, bald sonst wo auf einem interessanten Punkte der ewigen Stadt sich von dem freundlich lächelnden Manne der Kirche verabschieden, und wenn er dann heimkehrte in seine stille, gemütliche Häuslichkeit und Clementine ihn mit offenen Liebesarmen empfing, weilte er noch immer in Rom. . . . Manchmal suchte er sogar schauernd zusammen, traf die jährliche Gaitin ihn mit flammendem Auge. Denn dann glaubte er nicht die tief fühlende, treu liebende Clementine, sondern die ungestüme, leidenschaftliche Marietta an sein heiß klopfendes Herz zu drücken! . . . Immer aber, auswärts, wie dahem, immer war er in Rom, und die Sehnsucht, in Wirklichkeit dabeist wieder einkehren zu können, ward von Tage zu Tage stärker in ihm und beherrschte nach einigen Monaten sein Denken und Willen fast ausschließlich. . . .

Gegen Clementine, deren Besitz ihn wahrhaft glücklich gemacht haben würde, hätte nicht die immer heftiger sich gestaltende Sehnsucht nach Rom fortwährend in seinem Herzen gewühlt, sprach Herwarth sich nicht aus. Er bedurfte keines Mahners, um der Stadt sich zu erinnern, mo sein Geist in Genüssen schwelgte, die er in der vom großen Weltverkehr entfernt liegenden Heimath immer schmerzlicher entbehrete. . . . Ohne die aus Italien mitgebrachten Zeichnungen und Skizzen, ohne den anregenden Umgang mit dem trefflich unterrichteten Kaplan, mit dem er eigentlich ganz allein nur ein erquickendes Gespräch über italiches Leben, über die Vorsehungen dieses herrlichen Landes, über Kunst und Kunstgegenstände führen konnte, wurde er der Heimath ungedachtet der angenehmen Verhältnisse, in denen er lebte, und die gar nichts zu wünschen übrig ließen, bald genug überdrüssig geworden sein. . . . So bildete sich nach und nach zwischen dem Künstler und Priester ganz von selbst ein Freundschaftsbund, der während des nächsten Winters zu dauernder Festigkeit erstarkte. . . .

Inzwischen schritt der Bau der Kapelle in H. . . rüstig fort, so daß Herwarth dem Grafen versprechen zu können glaubte, es werde ihm gelingen, sie innerhalb spätestens dreier Jahre vollenden zu können.

„Und dann hältst Du Dein Wort,“ nicht wahr, Herzensmann?“ fragte Clementine, ihm sehnsüchtig bittend anblickend. „Sage nur ohne Zögern Ja!“ sagte sie heiter lächelnd hinzu. „Ich weiß ja doch, daß Dir der deutsche Boden lange schon unter den Füßen brennt! . . .“

Herwarth fragte verlegen, was sie zu dieser Annahme berechtigte.

„Deine Träume, Geliebter,“ erwiderte Clementine, „Deine Gespräche, die Du oft träumend führst, und die Orte, wo Deine träumende Seele weilt! . . . Rein, Herwarth, sieh' mich nicht so finster an! Du thust mir weh' mit solchen Blicken! . . . Ich begreife ja Deine Sehnsucht und billige sie, und ich bin Dir von ganzem Herzen dafür dankbar. Weiß ich doch, daß Du mich liebst, innig

und wahr, sonst würde ich in Deinen Träumen Dir nicht eine so treue Gefährtin sein. . . . Legst Du mir nicht ein, Dir beinahe böse geworden und hätte Dich gern aus Deinen Himmeln gerissen, wie Du Dich mit starrer Entschiedenheit weigertest, mich mit Dir aus dem römischen Zauberbrennen trinken zu lassen. . . .

„Wenn ich so viel thörichtes Zeug im Schlafe schwäme, müßt Du mich künftig wecken,“ sagte Herwarth. „Ich fordere das von Dir als einen Liebedienst; denn man erwacht selten gefährt, wenn der Geist schlafend Gedanken nachhängt, deren Verfolgung schon im wachen Leben genug Störungen verursacht. . . .“

„Also denkst Du daran, mir Wort zu halten?“ fragte Clementine.

„Ich denke nicht bloß daran, ich bereite mich auch schon ganz ernsthaft darauf vor,“ entgegnete Herwarth. „Erlöbst Du mich nicht in den Studien, die ich zuvor noch beendigen muß, so wird der Genuß für uns Beide um so größer sein. . . . Und nun: Versprechen gegen Versprechen! Erwinnere mich nicht wieder an mein verstandenes Wort und meide mich, so oft der Traumgott mich zur Unzeit in die Gärten der Heresperiden entführt!“ Clementine blickte ihn handend an und besiegelte ihr nur gedachtes Versprechen durch einen Kuß. . . .

Vierzehntes Capitel.

Eindrücke einer Mission.

Leichtes Unwohlsein fesselte Herwarth zu Anfange des Frühjahrs einige Tage an's Haus, ohne ihn am Arbeiten zu hindern. Er nahm eine noch unausgeführte Zeichnung des Grabmals der Caecilia Metella vor, um sie zu vollenden und sie dem Grafen zum Geschenk zu machen, der sich wiederholt sehr lobend gerade über diese Skizze ausgesprochen hatte.

Während er fleißig arbeitete, trat der Postbote ein und gab einige Briefe ab, welche Clementine in Empfang nahm.

„Woher?“ fragte Herwarth, ohne von seiner Zeichnung aufzublicken.

„Dieser hier trägt die Handschrift Deines Vaters,“ sagte Clementine und legte das Schreiben in ihren Koffer, da sie voraussetzen durfte, daß Herwarth ihr das Vorlesen desselben überlassen werde. „Der zweite Brief kommt aus P. . . .“

„Von dem Grafen?“ sprach Herwarth und legte den Stift weg. „Dann eilt es. . . . Laß sehen!“

Clementine reichte ihm den Brief.

„Des Grafen Handschrift ist es nicht, wohl aber dessen Siegel,“ sagte sie.

Herwarth hatte das Couvert schon gelöst. . . . Seine Züge nahmen den Ausdruck gespannter Erwartung an.

„Ah, von dem Kaplan! . . . Die ersten Zeilen, mit denen dieser würdige Mann mich beehrt. . . .“

Er las und während der Lectüre wurde er immer nachdenklicher.

„Doch keine unangenehme Nachricht?“ fragte etwas besorgt Clementine.

Herwarth verneinte kopfschüttelnd und fuhr mit großer Aufmerksamkeit fort zu lesen.

„Was der gute Kaplan mir da mittheilt, wird — glaube ich — Dich mehr interessieren als mich,“ sprach er, „und wenn Du Lust hast, der Einladung Folge zu geben, so sage ich zu. . . . Schwaben kann man davon nicht haben, und seine Kenntnisse, seine Anschauungen und Erfahrungen zu erweitern, bringt immer Gewinn, wenn nicht direct, so doch indirect. . . .“

„Welche Einladung schickt Dir denn der geistliche Herr?“

„Du sollst sie hören und darauf Deinen Entschluß fassen! . . .“

Er nahm den Brief wieder auf und las:

„Sehr lieber Freund!

Von dem hochwürdigsten Bischof erhalte ich die Anzeige, daß in der Woche vor Ostern von einigen der erprobtesten Prediger aus dem Orden der Gesellschaft Jesu Missionspredigten zur Erbauung der Gläubigen in . . . gehalten werden sollen. Ich erinnere mich, daß Sie neulich von dem Einbruche mir erzählten, den eine solche Predigt in Italien auf Sie gemacht hat, und irre ich nicht, so liegen Sie die Aenderung fallen. Sie möchten wohl einen dieser redgewandten Herren einmal in Ihrer Muttersprache predigen hören. Eine solche Gelegenheit böte sich Ihnen jetzt dar, wenn Sie nicht etwa ein Vorurtheil abhält oder die Besorgniß, Sie möchten lieblose Urtheile über Katholiken zu hören bekommen. . . . Ich weiß, daß die Herren Väter der Gesellschaft Jesu in dem Aufse stehen, Andersgläubige nicht immer mit zarter Hand anzufassen. Darum möchte ich Sie keinesweges zu einem Schritte hereden, den Sie später vielleicht bereuen und der wohl gar unser aufrichtiges Freundschaftsverhältnis, wenn auch nur momentan, trüben könnte. . . . Indessen wollte ich doch nicht versäumen, Sie von der bevorstehenden Action — um mich so auszudrücken — in Kenntniß zu setzen. Verständige Leute thun immer gut, wenn sie sich nicht vom Hörensagen leiten und bestimmen lassen. . . . Die Mission beginnt am Samstag vor der Charwoche und wird etwa zehn bis zwölf Tage dauern. Sollten Sie nun gewillt sein, derselben als völlig Unbetheiligter mit Ihrer verehrten Frau Gemahlin beizuhelfen zu wollen, so würde ich Ihnen Plätze in der Kathedrale sichern lassen, was des wahrscheinlich sehr starken Zubranges wegen nöthig sein dürfte. Für Sie persönlich, lieber Freund, wäre dies Intermexzo, das Sie Ihrer lässlichen Einsamkeit entripfe, eine vorläufige Rückkehr nach Rom, welche die wirkliche und dauernde vielleicht beschleunigen würde. . . . Also überlegen Sie sich die Sache! Fragen Sie Ihre kluge schöne Frau, deren richtiges Urtheil und klarer Geist mich wiederholt in Staunen gesetzt hat, und predigen Sie sich auch mit Ihren übrigen lieben Verwandten. . . . Hören Sie aber mit der Antwort nicht länger als zwei Tage, damit ich in meinen Dispositionen nicht behindert werde. . . . Der Herr Graf läßt sich Ihnen empfehlen.

Mit der Versicherung vorzüglichster Hochachtung und Freundschaft

Ihr aufrichtig ergebener
P. Rott.“

Herwarth legte das Schreiben neben seine Zeichnung, indem er sich zu der sehr aufmerksam zuschauenden Clementine wandte.

„Was hältst Du davon?“ sagte er. „Sollen wir die Einladung des geistlichen Herrn annehmen?“

„Unbedingt!“ sprach die junge Frau. „Dergleichen wird uns vielleicht niemals wieder geboten. . . . Zwar habe ich noch bis auf diesen Augenblick eine geheime Angst vor den Jesuiten, was uns kein vernünftiger Mensch verdenken kann, allein diese Angst hält mich nicht nur nicht ab, mir diese Herren recht in der Nähe zu befehen, sie treibt mich vielmehr an, auf ihre Lehren zu lauschen, um sie selbstständig prüfen und wägen zu können. Hast Du also nicht ganz besonders wichtige Gründe, dem Herrn Vater abzuschreiben, so würde ich für schleunigste Zufolge stimmen. . . .“

„Compromittiren können wir uns nicht,“ entgegnete Herwarth, „denn es wird von Keuigeren aller Befehnisse wimmeln. Großen Zulauf beabsichtigen gerade diese Missionsprediger, weil sie von dem Grundsatze ausgehen, daß es doch leicht entzündbare Gemüther unter so vielen Zuhörern geben könne, die, gefesselt, hingerrissen von der Macht des Wortes wie von dem Glanz der Ceremonien, sich umfrieren und schließlich als Bekehrte ruhig einfallen lassen.“

„Ich bin so begierig, diese Herren kennen zu lernen,

daß ich nicht wieder ruhig werden kann, bis wir abreisen," sprach Clementine.

"Gut denn, so sage ich zu," meinte Herwarth. "Jetzt laß uns des Vaters Brief einsehen!"

Clementine erbrach das Schreiben. Es war kurz und enthielt eigentlich nur die Mittheilung, daß Wilo in der neuesten Zeitung gelesen habe, es würden demnächst Jesuiten eine Reihe Missionspredigten in der alten Bischofsstadt halten, die anzuhören sich doch wohl der Mühe verlohnen könnte. Der alte Herr legte deshalb Sohn und Schwiegertochter die Frage vor: ob sie nicht von der Partie sein und sich der Wallfahrt mit anschließen wollten, die eine ganz nette Anzahl Ungläubiger, wie er sich ausdrückte, zu diesen "kirchlichen Vorstellungen" zu machen gedächten...

Die Ältern Clementine's waren ebenfalls sogleich bereit, der Wallfahrt, von der sie sich mancherlei Unterhaltendes versprochen, sich anzuschließen... Herwarth antwortete dem aufmerksamen Kaplan herzlich dankend, meldete, daß er sich wieder für genesen halten dürfe, sich aber doch noch schonen müsse, und daß deshalb, der geistliche Herr möge ihn seines Wegeliebens wegen bei dem Grafen entschuldigen...

Noch an denselben Tage begann Clementine ihre Garderobe nachzusehen und was ihr passend schien, auszuwählen. Dann bürtete sie eigenhändig den Koffer und packte ihn sauber, um ja rechtzeitig reisefertig zu sein. Vater und Mutter, die sie dabei übertratschten, machten sich über die große Thätigkeit der Tochter lustig, und Gerit, der sich um kirchliche Dinge von jeher sehr wenig gekümmert hatte, meinte, sie betriebe den bevorstehenden Auszug zu einem mirakulösen Spettakel ja mit einer Ernsthaftigkeit, als sei es eine Sache, wie die Juden zu sagen pflegen... Clementine schweig lächelnd, ließ sich nicht stören. Dagegen raunte sie Herwarth im Vorbeigehen zu:

"Ich bin unbeschreiblich glücklich, bestes Herz, und glaube wirklich, daß unsere bevorstehende Wallfahrt nach der Bischofsstadt sogar mehr als eine Sache ist..."

Um Wilo zur bequemeren Beschäftigung der historisch interessanten Stadt zu haben, worauf Herwarth und Clementine bei ihrem erstmaligen Besuche derselben verzichten mußten, trat die Familie die Reise dahin etwas früher an, als es nötig gewesen wäre. Alle befanden sich in bester Stimmung und voll Erwartung dessen, was sie zu hören bekommen würden. Denn auf's Hören waren doch Alle ungleich mehr, als auf's Sehen gespannt, da selbst Herwarth nicht alle Cerimonien genügend zu erklären wußte.

"Diese zu verstehen hat für uns auch keinen Werth," meinte Gerit. "Ich sehe mir dergleichen auch nur mit an, weil es doch manches Unterhaltende hat und weil ich ein großer Freund von Weibrauch bin. Ohne den angenehmen pfeifenden Duft des Weibrauches hielte ich's bei einer Reise keine fünf Minuten aus."

Wilo, Herwarth's Vater, theilte diese Ansichten, während die Frauen sich mehr der Meinung des Künstlers zuneigten, welcher behauptete, es fehle dem Gottesdienste doch etwas sehr Wesentliches, wenn der Altar so ganz verwaist bleibe, wie bei den Lutheranern und Reformirten. Leider aber werde darin keine Aenderung eintreten, so lange man in viel wichtigeren Dingen nicht auch nur annäherungsweise sich einigen könne. Das Protestiren sei diesen beiden sonst doch verständigen Religionsgemeinschaften dergestalt zur andern Natur geworden, daß so ziemlich jedem Einzelnen seine eigene individuelle Meinung, möge sie Grund haben oder nicht, viel höher stehe als das ganze Evangelium...

Es war Absicht unserer Freunde, die gelehrten Herren, welche vom Rhein kamen, zwei bis dreimal anzuhören und dann wieder abzureisen, um Ostern in gewohnter Ruhe daheim feiern zu können.

"Wenn es sich thun läßt," meinte Herwarth.

"Was sollte uns länger halten?" warf Gerit ein. "Was mich anbetrifft, so werde ich wahrscheinlich schon an der ersten Predigt genug haben, besonders, wenn die Herren Patres nicht sehr stark das Nuschfah schwingen."

Herwarth möchte nicht disputiren. Er wechselte nur stumme Blicke mit Clementine, die sordchend an seinem Auge hing, in sich ganz vergnügt war, aber wenig sprach... So erreichte man die Bischofsstadt, fand sie bereits von Fremden wimmelnd und hatte Mühe genug, eine anständige Wohnung zu finden. Wilo wollte die selbe nur auf drei Tage mieten, und entsetzte sich nicht wenig, als der Besitzer des Hauses sich entschieden weigerte, auf dieses Verlangen einzugehen.

"Ich vermiethe meine Zimmer nur für die Dauer der Mission, sonst nicht," erklärte er kurz angebunden, und da keine Zeit zu verlieren war, so mußte man sich entschließen, dem Wirthe nachzugeben.

"Auch gut!" sprach Gerit ägerlich, als man sich eingerichtet hatte. "Wenn ich tüchtig bezahlen soll, will ich auch für's Geld etwas haben!... Jetzt mache ich die ganze Mission mit und sollte ich mir die Beinkleider durchhauen... Uebrigens geschieht uns ganz Recht! Wer unter den Wölfen leben will, ohne gefressen oder herausgebissen zu werden, muß mithinken... Verlaß Dich aber drauf, Herwarth, ich springe mit den Herren, d. h. mit ihren Leuten, schonungslos um, wenn ich merke, daß sie den Leuten ein F für ein U machen und den Leichtgläubigen und Unzurechnungsfähigen nur Sand in die Augen streuen wollen!... Ich glaube jetzt wirklich, der Graf hat es auf uns alles Ernstes abgesehen. Da soll er sich aber gewaltig irren!... Ich bin tolerant, lasse gern Jedem seine Ansicht und seine Kapp, zu einem Tauschhandel lasse ich mich aber weiter pressen noch überreden!... Was meint Du, Vetter Wilo?..."

"Ich denke ganz wie Du," versetzte Dieser. "Alles sehen, Alles hören, Alles prüfen und das Beste behalten!"

"Dann harmonisirt Du auch mit mir, Entsetzchen," fiel Clementine ein. "Man kann meiner Ansicht nach nie etwas Uebles thun, wenn man von dem, was man hört, bestesse es, worin es wolle, nur das Beste behält. Das ist ein ehrliches Erwerben fremden Gutes, ohne Jemand zu berauben..."

Vater Blott hielt sein Versprechen. Den Freunden wurden im Dome Plätze angewiesen, von denen aus sie nicht nur die Kanzel, sondern auch den reich mit Blumen und zahlreichen Wachstern geschmückten Hochaltar übersehen konnten. Doch war der Kaplan des Grafen Alexander so rüchsiglos, sich persönlich von den Freunden fern zu halten. Er wollte durchaus nicht den Schein auf sich laden, als wüßte er auf die Andersgläubigen zu lauern.

Das geräumige Gotteshaus war von Menschen, Andächtigen und bloß Neugierigen, überfüllt. Um zu großes Gedränge und dadurch möglicherweise entstehendes Anläß zu verhüten, mußten die Thüren noch vor Beginn des Gottesdienstes geschlossen werden.

In der Versammlung herrschte eine erwartungsvolle Spannung... Nur Wenige hatten ähnlichen Feiertageten schon begewohnt... Endlich öffneten sich die Thüren der Sakristei und eine Menge Priester, in deren Mitte sich der bischöfliche Oberhirt befand, scharten sich knieend um den Hochaltar. Feiertlich ertönte die Orgel, Weibrauchwolken erfüllten die weiten Räume des Domes, ein Gesang Hangvoller Knabenstimmen erscholl wie ein stehendes Gebet vom Chor; dann verstummte die Orgel und der Bischof sprach mit lauter Stimme ein ergreifendes Gebet in — deutlicher Sprache...

Ohne in die Liturgie eingemischt zu sein, war das, was die Freunde hörten, doch Allen verständlich. Nichts bedurfte einer Erläuterung, und es machte einen guten

Einbreud selbst auf Gerrit und Wilo, daß sie von einem latholischen Bischöfe vor allem Volke nur deutsche Laute vernahmten.

Mit großer Aufmerksamkeit folgten die Freunde dem Gebet wie den in dasselbe eingeflochtenen Strophen, welche von der Gemeinde gesungen wurden. Auch an diesen Gesängen konnten sie Theil nehmen; denn der freundliche Kaplan hatte für Gebet- und Gesangbücher gesorgt und die Gesänge zc. durch eingeleitete Zeichen angemerkt.

Die Ceremonie vor dem Hochaltare dauerte nicht so lange, daß sie ermüden konnte, und sie ermüdete schon deshalb nicht, weil sie Jedermann verständlich ward. . . . Segen das Ende derselben bestieg der Missionsprediger die Kanzel, auf der er knieend betete, bis der letzte Orgelton verklungen war.

Die Predigt des Jesuiten, der ein ungewöhnlich klugvolles und biegsames Organ hatte, mußte jeden Denkfähigen in hohem Grade fesseln. Sie unterschied sich nach Inhalt und Form sehr wesentlich von allen Predigten, welche die aufmerksam zuhörenden Freunde bisher gehört hatten. . . . Der Redner stellte gleich an die Spitze seines Vortrages das Thema, über das er sprechen wollte, und dieses Thema bestand nur aus einem einfachen, kurzen Satze, den er wie eine unumstößliche Wahrheit aussprach. Die Betrachtungen, welche er daran knüpfte, waren eine fortlaufende Reihe von kunstreich an einander gefügten Schlüssen, welche die Wahrheit des aufgestellten Satzes mit solcher Schärfe bewiesen, daß es selbst geübten Logikern schwer gefallen sein würde, begründete Einwürfe zu machen. Dabei sprach der Redner allgemein verständlich, mit Geist und nicht selten schwungvoll, so daß er dem gemeinen Manne in jedem Worte impourte, den Gebildeten festsetzte, den Skeptiker in ein Netz seiner Schlüsse verstrickte, die ihm viel und lange zu denken gaben und ihn zwingen, alle Kraft seines Geistes aufzubieten, um dem logischen Gedanken gange des merkwürdigen Redners nur folgen zu können.

Die ganze Gemeinde lauschte mit angehaltenem Athem dem meisterhaften Vortrage und fühlte sich am Schluß desselben wie beraucht. Aber als wollte der Missionsprediger die Geister nicht mehr frei geben, die er schon durch den ersten Vortrag fest an sich gefesselt hatte, machte er die Zuhörerschaft, ehe er die Kanzel verließ, noch mit dem Thema der am nächsten Tage zu haltenden Predigt bekannt und warf dadurch den Wißbegierigen, Gläubigen wie Zweifelnden, einen Köder hin, der, wenn nicht Alle, doch bei weitem die Mehrzahl zum Besuch auch der nächsten Predigt veranlassen mußte.

Unsere Freunde, die ohne Ausnahme sehr aufmerksam dem Redner gefolgt waren, ließen die nachfolgenden Ceremonien vor dem Altare, die viel Ansprechendes hatten, fast ganz unbeachtet, denn Jeder war nur mit sich selbst beschäftigt und hatte genug zu thun, um das Vernommene geistig in sich verarbeiten zu können. . . .

„Wie hat Euch der Mann gefallen?“ fragte Herwarth die Verwandten, als sie in ihre Wohnung zurückgekehrt waren. „Mich dünkt, er spricht vortreflich.“

„Wundervoll!“ sagte Clementine und schmeigte sich sanft an den Gatten, als wolle sie ihm für den gegebenen Genuß danken.

„Er versteht sein Geschäft,“ meinte Wilo.

„Und weiß die Stimmung seiner Zuhörer zu benutzen,“ ergänzte Gerrit.

„Würde es nicht richtiger sein, wenn Du sagtest, er verleihe den Moment zu benutzen, um seine Zuhörer in die rechte Stimmung zu versetzen?“ warf Herwarth ein.

„Kannst Recht haben,“ erwiderte Gerrit, „nur möchte ich dann noch hinzufügen, daß er in diesem Falle die Hörer auf seine Tonart stimmt.“

„Das wird man ihm nicht verdenken können,“ sagte

Herwarth. „Der Mann hat einen bestimmten Zweck, den er verfolgt; er setzt sich ein Ziel, das er erreichen will, und auf welche andere Weise könnte ihm das gelingen, als dadurch, daß er in denen, die ihn zu hören geneigt sind, diejenige geistige Stimmung zu erwecken sucht, aus welcher schließlich der Glaube entspringt? . . .“

„Das heißt, er geht darauf aus, Profeten zu machen,“ fiel Wilo ein. „Wunder könnte das freilich nicht nehmen; denn bei diesen redgewandten Herren gilt ja der schöne Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel! . . .“

„Ohne diesen Grundsatz zu billigen, lieber Vater,“ entgegnete Herwarth, „lann es für einen Missionsprediger, dessen Aufgabe es ja ist und sein muß, Ungläubige und Irrende zu bekehren, kein Vorwurf sein, daß er sein Bekehrungswort auf möglichst wirksame Weise in Scene zu setzen sucht. . .“

„Zu Scene setzen! . . . Das ist das rechte Wort für die Sache,“ fiel Wilo ein. „Man gibt dem Volke ein anziehendes, Sinne und Geist besangendes Schauspiel und sitzt dabei geschickt im Trüben! . . . Nun, ich gestehe, die Sache interessiert mich wirklich, und ich habe, wenn mich die nächste Predigt eben so sehr fesselt wie die erste, nicht übel Lust, mir doch die ganze Reihe gelassen anzuhören. . . . Mich, und ich denke uns Alle, bekommt der schlaue Herr nicht in's Wahn, wohl aber lennen wir die Waffen kennen, mit denen diese Profeten als tapfere Ritter für ihre Kirche, oder vielmehr für deren Sagenungen streiten. Diese Erkenntniß lann uns Allen nur förderlich sein. . .“

Clementine mischte sich nicht in dies Gespräch. Sie hatte genug zu thun, um das Vernommene, von dem sie ungewöhnlich tief erregt worden war, in sich zu verarbeiten. Aber sie freute sich über die Bemerkung ihres Schwiegeraters, da sie jetzt hoffen durfte, sämtliche Kanzelreden des ebenfallts bedeutenden Mannes zu hören, der mit so seltener Kraft sprach und gar nichts von der Intoleranz und der sanftmüthigen Feindseligkeit gegen Andersgläubige merken ließ, die sie bei einem Jesuiten voraussetzte. Gewann sie aus den Vorträgen des latholischen Missionärs auch weiter nichts, als einen Einleis in das Wesen und die Hauptlehrsätze der latholischen Kirche, die sie nur dem Namen nach kannte, so war dies immerhin ein Gewinn, welcher die Darbringung eines kleinen Opfers rechtfertigte.

Und siehe da, Wilo blieb eben so gern wie Gerrit, und beide besahnte Männer hörten die Predigten des Missionärs mit demselben Interesse an, wie ihre Frauen, wie Herwarth und Clementine! . . . Selbst ihre Unterhaltung daheim drehte sich nur um den Inhalt dieser Vorträge, die mehr zu denken, als Stoff zum Disputieren gaben. . . . An letzterem hätte es wahrscheinlich nicht gefehlt, wären den Freunden die Predigten schwarz auf weiß zu Händen gewesen. Beim Vortrage aber ward jeder Hörer von der Schärfe der Folgerungen gefangen genommen, und um diese sich später wieder in's Gedächtniß zurückzurufen, fehlte unseren Freunden ohne Ausnahme die zu solchen Recapitulationen erforderliche Uebung. . . .

So verlief nun, wenn wir so sagen dürfen, die Zeit der ganzen Mission für unsere Belannten in einer fortwährend sich steigenden geistigen Aufregung, die für Alle etwas Angenehmes hatte. Wilo gestand seinem Sohne mit großer Aufrichtigkeit, daß er wohl in einer vollkommen latholischen Stadt leben möchte, um ab und zu den Genuß solcher — wie er meinte — erquickender Schauspiele zu haben. Gerrit sagte sich kürzer und sagte: „Hat mir recht wohl gefallen, obwohl mir der kluge Herr in seinem schimmernden Ornat weder das Herz mit seinen Reden schwer gemacht, noch den Kopf verdröhrt hat! . . . Was sagst Du dazu, Herwarth?“

„Im Allgemeinen werden unsere Ansichten sich wohl

begegnen," erwiderte dieser. „Auch ich habe an diesen kirchlichen Festen, welche allerhand blendenden Schaustellungen zu großen Spielraum gewähren, Mancherlei auszuüben. Trotzdem aber fühlte ich mich als Protestant und fühlte mich jetzt noch gegenüber den Katholiken recht gebemüht!“

„Wie?“ fiel Wilo dem Sohne aufgeregt in's Wort. „Du fühlst Dich gebemüht? Du, der freie, protestantische Denker gegenüber diesen durch zahllose Satzungen und Ceremonien ewig Gebundenen? . . . Wie soll ich das verstehen?“

„Ganz so, wie ich es meine,“ sagte Herwarth gelassen. „Diese Satzungen, diese Dogmen, die überaus sinnreich, häufig tief poetisch gedacht sind, die auf das Engste unter einander zusammenhängen, machen, verbunden mit den ebenfalls stets ansprechenden Ceremonien, welche den Dogmen theils entspringen, theils zu deren sinnbildlichen Erläuterungen dienen, den Katholicismus zu einer Macht, der wir mit all' unserer geistigen Freiheit sehr ohnmächtig gegenüber stehen.“

„Das höre ich ungern von Dir,“ entgegnete Wilo. „Du sprichst ja nicht wie ein Verehrer Deiner Kirche, sondern fast wie ein Feind derselben! . . .“

„Kann man etwas verehren, Vater, oder etwas als Feind bekämpfen, was überhaupt nicht vorhanden ist?“ gab Herwarth achselzuckend zurück. „Das ist's ja gerade, was uns beschämen, in den Augen aller Katholiken herabsetzen muß! . . . Uns fehlt Alles, was den Katholicismus zur Kirche macht. . . Wir bilden keine einige, große Gemeinde, die sich in jeder ihr zugehörigen Kirche, mag sie liegen, wo sie will, immer heimisch, immer als ein zu dieser Kirche gehörendes Mitglied weilt. Wir haben nicht einmal confessionell ein starkes Band, das uns unter einander zusammenhält; denn wo Jeder glauben kann, was er will, wo Jeder gewissermaßen die religiöse Verpflichtung hat, aus Liebe zur Religion als freier Forscher irreligiös zu werden, da kann von einer Gemeinamkeit des Glaubens wenig, von einer gemeinsamen Kirche aber, dem sichtbaren Gehäufte dieses Glaubens, nun vollends gar nicht die Rede sein!“

„Da hast Du's, Vetter!“ sagte Gerrit und bewaffnete seine Augen mit der Brille, um sich den Sohn seiner Tochter genauer anzusehen: „Er ist ganz so geworden, wie ich vermuthete, und vertragen kann ich es ihm nicht! . . . Känstlerische Naturen verlangen Glanz, Plüster, schönen, die Sinne bestechenden Schein. . . Wo sie den nicht finden, da werden sie mürrisch und fangen an zu schelten. . .“

„Du thust mir vollkommen Unrecht,“ erwiderte Herwarth. „Ich schelte nicht, ich bedauere nur unjere in der That bedauerenswerthe Zerfahrenheit in allen religiösen Fragen. Wo keine Einigkeit ist, da gibt es auch keine Kraft! . . . Zeigt mir doch — bitte ich — die evangelisch-lutherische Kirche! . . . Wo ist sie? . . . Ich habe sie noch nirgends gefunden! . . . In einer wirklichen Kirche darf es keinen Widerspruch geben, unsere evangelisch-lutherische Kirche aber, und d. h. in diesem Falle unser Bekenntniß, besteht aus einem Conglomerat von Widersprüchen, die leider Gottes nur zu deutlich darthun, daß uns der heilige Geist, ohne den ich mir eine erleuchtete christliche Kirche nicht wohl denken kann, stark abhanden gekommen ist. . .“

„Hast Du ihn etwa im Katholicismus gefunden?“ fragte Wilo.

„Ich weiß es nicht und kann es nicht wissen, weil ich dieser Kirche nicht angehöre,“ entgegnete Herwarth, „ein einiger Geist aber waltet in ihr. Und das ist immer etwas werth, weil die Einigkeit Halt, Dauer, Kraft und Macht verleiht! . . .“

„Demnach thäte uns eine neue Reformation Noth,“ meinte Wilo.

„Nun wer weiß, ob wir nicht Alle unbewußt an

einer solchen mit arbeiten helfen. Es ist ja der Geist, der lebendig machen soll, wie's in der Bibel heißt, nicht der todtte Buchstabe und noch weniger das hohle Gefäß der Ceremonie, das wir doch erst mit Geist füllen müssen, soll es nicht ewig leer bleiben! . . . Möglich, daß uns zur Zeit noch der heilige Geist fehlt, oder daß wir nicht immer, höchstens nur momentan von ihm erleuchtet sind. Geist aber überhaupt ist doch in unserer Zerfahrenheit vorhanden; denn ohne Geist hätten wir nicht so Vieles als irrig, nutzlos, hemmend erlernen, nicht so viel Verwirrtes zerlegen und auflösen können. . . Wir ist daher um unsere evangelisch-lutherische Kirche — wie Du sagst — gar nicht bange, so lange das Bekenntniß, ruhend auf dem Grundsteine des Evangeliums, in steter Entwicklung begriffen bleibt. Mit der wahren Erkenntniß, dünkt mich, geht auch der heilige Geist, mit der Verknöcherung aber, die in der Form eines fest geschlossenen Dogma's dem fortschenden Menschengeiste stat als lebenden Wortes nur einen schön geschlossenen Stein als Speise darreicht, erlischt dieses ewige, die Welt erleuchtende Himmelslicht, und dann ist man, wie die Finsterniß unsichtbar zu machen, freilich genöthigt, zu allerhand Kunststücken seine Zuflucht zu nehmen und möglichst viele Lichter und Lampen anzuzünden. . .“

Herwarth wunderte sich über diese scharfe Opposition seines Vaters, den er von dieser Seite nicht kannte, weil im väterlichen Hause nie Gespräche über Religion geführt worden waren.

„Wie beurtheilst Du denn bei solchen Ansichten den Schritt, welchen Graf Alexander gethan hat?“ fragte er den Vater.

„Ueber derartige Schritte steht keinem Dritten ein Urtheil zu,“ verlegte Wilo. „Der Graf ist ein vorzüglicher Mensch, aber kein starker Geist. . . Vielleicht gerade, weil die eigene Geisteschwäche ihm unbequem ward, stützte er sich auf fest gefügten Bau eines Dogma's, das nicht wankt, dennoch aber möglicherweise eines Tages in sich selbst zusammenstürzen dürfte, es sei denn, daß es dem Geiste wieder Zutritt gestattet, der in seiner unzerstörbaren Schöpfkraft es wohl neu gestalten und dadurch sich als ein heiliger offenkundiger konnte. . .“

Die Familie verweilte noch einen ganzen Tag in der Bischofsstadt, um Zeuge des feierlichen Hochamtes zu sein, das unter ungeheuern Menschenzulauf zum Dank für die glücklich drendigte Mission im Dome gehalten ward. Herwarth bemerkte unter der zahlreichen Priesterschaar auch den Kaplan, der sich während der ganzen Zeit bei den Freunden nicht hatte blicken lassen. Auch jetzt hielt er sich fern. Später erfuhr man, daß er die Stadt zugleich mit dem Grafen verlassen hatte, ohne Zweifel, um bei den Freunden durch sein Erscheinen den Eindruck nicht abzuschwächen, welchen, wie er vermuthete, die Vorträge des mit so seltenen Gaben des Geistes ausgerüsteten Predigers auf die Herzen dieser nicht gläubigen Zuhörer gemacht hatte.

Fünftes Capitel.

Die Sehnacht siest.

Arbeit, selbst unerquickliche Arbeit ist für die Mehrzahl der Menschen ein heilsames Mittel, Leib und Seele gesund zu erhalten. Das erfuhr Herwarth recht deutlich, als er zu seiner gewohnten Thätigkeit zurückkehrte, die ihn nöthigte, sein ganzes Denken nur auf das Praktische zu richten. Dadurch wurde er von allem Grübeln abgehalten, wozu er entschieden hineingeit, wie er sich selbst gesehen mußte, und dem er sich auch gern ergab, weil er das Bedürfnis fühlte, über sich selbst zur Klarheit zu kommen.

Der Kirchenbau in H. . . machte ihm viel zu schaffen, da der Graf ein schwer zu befriedigender Mann war und dem Künstler, weil er selbst Kunstverständnis besaß,

in Bezug auf die Ornamentirung des innern Ausbaues allerhand Einwürfe machte. Ebe man zu einer Einigung kam, vergingen Wochen, in denen Herwarth vollaus mit Entwürfen zu thun hatte, die er mit dem Grafen wieder bis in's Einzelne durchgehen mußte. Unsern Freunde wollte bisweilen die Geduld ausgehen, und es schelte wenig, so hätte er bitter bereut, daß er sich überhaupt mit dem trübseligen Grafen eingelassen hatte. Nur, wenn er den strahlenden Blicken seiner jungen Gattin begegnete, die lebhaften Antheil an diesem Kirchenbau nahm, vergaß er das Lästige und Aergliche desselben und arbeitete mit größerem Eifer und neuem Muthe weiter.

Von den gehörten Predigten des jesuitischen Missionärs war in dieser ganzen Zeit nicht gesprochen worden. Wie das kam, darüber machte Jeder für sich still seine Glossen. . . . Es unterlag keinem Zweifel, daß die geistreichen Vorträge des begabten Redners tiefe Eindrücke in den Seelen unserer Freunde hinterlassen hatten, diese Eindrücke waren aber bei Allen verschieden. Keiner wollte sich dies gestehen, aus Scheu, die Uebrigen möchten Anstoß daran nehmen oder wohl auch darüber spötteln, und so schwiegen Alle, ohne dadurch die Spuren in ihren Seelen verwischen zu können.

Im Spätherbst erst, wo der Kirchenbau fastirt werden mußte und Herwarth wieder über freie Stunden verfügen konnte, kam die Wallfahrt nach der Bischofsstadt wieder zur Sprache. Den ersten Anstoß dazu gab das Eintreffen neuer Briefe aus Rom, aus deren Verantwortung Herwarth mehrere Tage verweilte.

„Darf ich nicht wissen, was die Briefe enthalten?“ fragte Clementine mit ihrem hinreißendsten Lächeln den geliebten Mann, der ihr diesmal gar nichts daraus mitgetheilt hatte. „Und ich bin doch seit Oftern Rom viel näher gekommen, so nahe, daß ich manchmal zu glauben meine, ich gehöre ihm schon ganz an.“

Herwarth erschreckte diese Aeußerung. Er schob ihr die erhaltenen Briefe zu, blühte ihr forschend in die schmämerischen Augen und erwiderte:

„Hüte Dich nur, liebe Seele, vor jeder Selbsttäuschung! . . . Die Briefe hätte ich Dir unausgefördert doch vorgelegt. Daß ich es nicht sogleich that, dafür hatte ich triftige Gründe. . . . Du wirst sie selbst finden, wenn Du sie gelesen hast.“

„Dann will ich lieber warten,“ sagte Clementine traurig.

„Nicht doch, lies nur! Wir kommen vielleicht um so rascher zu einem Entschlusse.“

Clementine las, während Herwarth im Schreiben fortfuhr.

„Verstehest Du mich nun und verstehst Du auch Dich selbst?“ fragte er, als Clementine ihm die Briefe schweigend zurückgab.

„Uns peinigt dieselbe Angst, derselbe Zweifel, dieselbe Sehnsucht,“ entgegnete die junge Frau, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Du hast es den Freunden schon gefanden, daß Deine Seele mehr in Rom weilt, als hier; daß jener geheimnißvolle Zauber des letzten Trunkes, dessen Natur ich nicht kenne, Gewalt über Dich gemonnen hat und daß Du in Sehnsucht zu vergehen fürdest, wenn noch Jahre verrienen sollten, ehe Du nochmals gen Süden aufbrechen kannst. . . . Nun wir, geliebter Freund meines Herzens, auch mich umstrickt ein ähnlicher Zauber, den ich ebenfalls einem letzten Trunk verbanke. . . . Weißt Du, wo ich, seine Kraft nicht abwend, ihn mit dem Munde meiner Seele einschürfte? . . . Im Dome der alten Bischofsstadt! . . .“

Herwarth stand auf und legte seine beiden Hände auf die Schultern Clementinens.

„Noch einmal muß ich Dir zurufen: keine Selbsttäuschung!“ sprach er. „Dein Götändniß erfüllt mich mit unlagbarer Angst! . . . Hast Du die Rede meines Vaters vergessen, oder sie ganz überhört? . . . Sie

zittert noch heute nach in meiner Seele, und weil ich sie nicht zu überwinden vermag, weil ich sie unterschreiben möchte und es doch nicht kann, schweige ich gegen Jebermann, halte mich fern von den Aeltern und entfemde mich ihnen, ohne es zu wissen, noch zu wollen. . . . Fühlt Du nicht auch, daß sich eine Scheidewand aufrichten will zwischen diesem unsern stillen Friedensasyl und dem Rosenhofe? . . . O, dieser letzte Trunk! . . . Hätte ich ihn doch vermeiden können! . . .“

Er küßte Clementinens reine Stirn und wendete sich hastig von ihr ab.

„Zürnst Du mir?“ fragte diese geängstigt. „Darf ich nicht offen sein?“

„Gewiß! Gewiß!“ rief Herwarth. „Du machst mich glücklich, und dennoch möchte ich ausschreien vor Schmerz! Bedenke die Wendung! . . . Wenn Kom Dich und dich den Aeltern raubte, würdest Du das ertragen? Würdest Du ruhig in Dir selbst werden können nach einer solchen Seele von Seele trennenden Scheidung? Es wäre eine Trennung für immer, ein Ab, der über das Grab hinaus sich bis in's Jenseits erstreckte!“

Clementine hörte dem heftig Sprechenden auffallend ruhig zu. Als er endigte, legte sie ihren Arm um den seinigen und erwiderte:

„Was würdest Du vorziehen, Harmonie mit mir oder mit unsern Aeltern, wenn Dir zwischen beiden die Wahl gelassen würde? . . . Es wird Dir vom Schicksal diese Alternative nicht gestellt werden, hoffe ich, aber man muß doch alle Möglichkeiten in's Auge fassen, um nicht überallig zu werden. . . . Siehe, mein Herwarth, ich liebe Dich von ganzem Herzen und von ganzer Seele! Ich laß für Dich leiden, für Dich sterben, aber ich könnte nicht mit Dir leben, wenn . . .“

„Wenn?“ lachte in bebender Frage der Maler.

„Wenn Du geistig, im Fühlen und Denken, im Ahnen und Glauben nicht ganz, ganz einig mit mir wärest! . . . Um dies zu ergünden und um dies Einssein im Geiste zu erlangen, laß uns nach Rom gehen, und zwar bald, recht bald!“

„Clementine, als was?“ fragte Herwarth tonlos.

„Als Dürstende, die sich dort sättigen und geistig laben wollen.“

„Wir hätten nie und nimmer die Bischofsstadt besuchen sollen!“

„Doch, mein Freund! . . . Dieser Besuch wird uns zur Klarheit führen.“

„Der uns unglücklich machen!“ rief Herwarth, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und hauchte leise den Namen Marietta. . . .

Clementine theilte merkwürdigerweise die Aufregung ihres Gatten in keiner Weise. Sie war ruhig, freundlich, liebevoll, zärtlich. . . . Von Zweifeln schien sie nicht gemeint zu werden. Dagegen behielt sie das Ziel, nach dem sie strebte, fest im Auge, ohne Andern ihr Inneres zu enthüllen. . . .

Schon wenige Tage nach diesem Gespräch kündigte sie ihren Aeltern an, daß Herwarth ihr seit verpochten habe, im nächsten Frühjahr mit ihr nach Italien zu reisen. Es halte ihn nicht länger in der Heimath — fügte sie hinzu — und nur wenn er auf einige Zeit den Süden wiedersehe, könne er geistig genesen. . . . Jetzt sei er geistig krank, das empfinde sie täglich immer schmerzlicher.

Herwarth widersprach nicht, denn im Grunde genommen hatte Clementine Recht, obwohl sie die von ihm erhaltene Zusage fingirte. Dafür las sie in dem Herzen des geliebten Mannes und wußte, daß ihr Drängen, das in einem fortgelegten Versuchern bestand, den Entschluß in ihm zur Reife bringen müsse.

Und die kluge Frau verrecknete sich nicht. In aller Stille ordnete Herwarth während des Winters seine Verhältnisse, fand sich in aller Freundschaft mit dem

Grafen ab, wobei der Kaplan ihm wesentliche Dienste leistete, bereitete alles Nöthige für einen längeren Aufenthalt in Italien vor und correspondirte häufig mit den daselbst zurückgelassenen Freunden.

In diese Correspondenz verlangte Clementine jetzt nicht mehr Einsicht zu nehmen. Sie wußte, um was es sich handelte, und sie hatte außerdem ungleich Wichtigeres zu thun. Wollte sie das Land, wohin sie die Sehnsucht zog, ganz kennen lernen, wollte sie mit allen Organen ihres Geistes daselbst genießen, so mußte sie einigermaßen Herr der Sprache sein. Darum trieb sie mit Eifer Italienisch und machte zum Erlernen Herwarth's fabelhafte Fortschritte darin.

Unter solchen Beschäftigungen, welche auch auf Herwarth erweiternd wirkten, verging der Winter sehr schnell, und als wärmere Luftströmungen im März der Erde die ersten Blütenkeime entlockten, verabschiedete sich das jugendliche Paar von allen Verwandten und Bekannten, und trat ohne die Beistand begleitender Diener allein die Reise nach dem hesperischen Gefilden an.

Sechzigstes Capitel.

Der erste Abend in Rom.

Ein warmer, sonniger Apriltag enthüllte alle Reize der pittoresken Landschaft, durch welche die Straße führte. Die abgetriebenen Weser des Florentinischen Letturins nahmen sich trotz der Peitschenhiebe ihres unbarmherzigen Treibers Zeit und ließen sich selbst auf ebenem Wege nur schwer in Trab setzen. Sonnengluth und stille Luft wirkten auch auf die Inassen des Wagens erwidend. Die Reisenden, ein bärtiger Mann und eine junge, schöne Frau waren beide eingeschlafen. Auch dem Kofferleiten wandelte in der heißen Atmosphäre des Cicero die Schlaflust an, so daß er die Zügel kaum mehr zu führen vermochte. Diesen Moment benutzten die müden Thiere, drängten leitwärts und blieben, als die Räder gegen einen Steinhaufen prallten, ganz stehen. Durch die Erschütterung des Stoßes erwachten die Reisenden.

„Welch' ein zauberisches Bild!“ sprach die junge Frau, mit freudetrunknen Augen die fremde, in röthlich-violettem Dufte schwimmende Gegend betrachtend. „Kennst Du den Namen dieses Felsenberges bei zur Linken, Geliebter?“

„Es ist der Soracte, mein Herz,“ erwiderte Herwarth. „Da vor und unter uns breitet sich die Campagna aus. . . . Ware die Luft durchsichtiger, so würdest Du schon jetzt die leuchtenden Städte am Rande des blauen Albanergebirges, und dort weiter rechts die Niesenfuppel von Sanct Peter ganz deutlich erkennen. . . .“

Clementine suchte mit weit offenen Augen in dem glänzenden Lustmeere, das sie unumgibt, ohne die von Herwarth namhaft gemachten Gegenstände zu entdecken. „Das also ist die römische Campagna!“ sprach sie nach einer Weile, Herwarth's Hand anfassend und an ihren Hüften drückend. „Ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich ich bin! . . . Ist's mir doch, als müßte ich hier irgendwo meine wahre Heimath finden! . . . Und Du kannst seufzen?“

„Vergib mir,“ entgegnete Herwarth. „Alle Rück Erinnerungen haben, auch wenn sie noch so angenehm sind, einen herben Beigeschmack. . . . Ich freue mich unendlich, Rom wieder zu sehen, und doch bannt mir davor, nun mich nur wenige Minuten noch von der ewigen Stadt trennen. . . . Wird sie mir das wieder sein, was sie mir war? . . . Werde ich Alles unverändert finden, wie ich es Jahre lang kannte und wie ich es bei meiner Abreise verließ? . . . Es gibt — ich weiß es — nichts auf der Welt, das nicht der Veränderung unterworfen wäre, und doch knüpft sich an den Namen Rom die Idee des fest Bestehenden, des Unabänderlichen wie des Unvergänglichlichen! . . . Und ich muß gestehen, daß es mich

recht schmerzlich berühren würde, wenn ich große Veränderungen, sei's auch nur in der äußern Physiognomie der Stadt, entdecken sollte. . . . Sieh', theures Herz, da erhellet sich die Luft! . . . Der Silberpiegel des Mittelmeeres blickt am Horizont, und dort — wie ein Stern durch wallende Nebel — glänzt das goldene Kreuz auf dem Dome Sanct Peters! . . .“

Clementine folgte dem Finger Herwarth's, und nach wenigen Sekunden entdeckte auch sie über dem römischen Dufststreifen der Campagna Kreuz und Knopf auf der berühmtesten Kathedrale der Erde. Hoch aufgerichtet im Wagen stehend, ließ sie die Gegenstände, ihr alle neu und aus den häufigen Erzählungen Herwarth's doch so bekannt, auf sich wirken. . . . Selten nur wechselte sie kurze Worte mit dem Geliebten. . . . Eine Frage kam nicht über ihre Lippen. . . . Herwarth sorgte dafür, daß Clementine nur zu schauen brauchte. . . .

„Die Albener Berge mit ihrem leuchtenden Städtekranz!“ sprach er, als das so schön geformte Gebirge aus dem Dunstrauch der Campagna emporstieg. „Trascati, Rocca di Papa, Castel Gandolfo! . . .“

Fremdetrunken hing Clementines Auge an all' den Herrlichkeiten, die immer deutlicher in ihren Gesichtskreis traten. Näher und näher kamen die Reisenden der Stadt, und immer belebter wurde die Straße. . . . Bald überholten sie einen Zug silbergrauer, breitgehörnter Ochsen, deren Treiber mit stolzen, ritterlichem Anstande, einen lauzenförmigen Speiß handhabend, mutighe Kofle kräftig tummelten. Dann wieder begegneten sie einer langen Reihe allerlieb'st geschmückter Maulthiere, die in großen Körben Gemüse und andre Waaren zur Stadt trugen. Dazwischen jagten elegante Reiter und Karossen verschiedener Art die stäubige Straße entlang, diese aus Rom kommend, jene dahin zurückfahrend. . . .

Endlich war die Tiber erreicht. Volstern rollte der Wagen über die Bozen der berühmten Wälderischen Brücke, welche die heutigen Römer Ponte molle nennen. . . . Clementine sah sprachlos, mit schwimmenden Augen in all' das bunte, fremde Leben, das sie umschwirrte, und konnte sich nicht satt sehen an den neuen Wildern, an der ihr sänlich fremden und doch so entzückenden Staffage. . . . Die meisten Gegenstände, die sie am liebsten ihrer Seele für ewige Zeiten tief hätte einprägen mögen, zogen nur wie Traumbilder an ihr vorüber. So die gemaltige Gruppe des Vatican mit der Alles überragenden Peterskirche, die hohe, majestätische Engelsburg, die lobbeerumrankten stattlichen Gebäude von Villa Poniatowski und Villa Borghese. . . .

Und nun öfnete sich vor Clementines Blicken die imposante Porta del Popolo mit ihrem Niesenplage und Obelisk, und hinein in das Gebränge römischer Welt, über welcher eben das Glodengeläut des Aue Maria verhallte, fuhr der Wagen in den bereits vom Abenddunkel erfüllten Corso. . . .

Herwarth stieg in einem der besseren, unsern des spanischen Platzes gelegenen Hotels ab, um von den Anstrengungen und Aufregungen der Reise ausgegriffenen Clementine alle erforderlichen Bequemlichkeiten für die ersten Tage ihres Aufenthaltes in der ewigen Stadt zu Theil werden zu lassen. Später gedachte er sich eine Privatwohnung zu suchen, die jedoch Clementine auswählen sollte. . . . Ungeachtet ihrer körperlichen Ermüdung wollte die junge Frau doch nichts von Ruhe hören. Kaum vermochte sie Herwarth zur Annahme von etwas Speise und Trank zu bewegen, obwohl sie den ganzen Tag nichts Kräftiges genossen hatte. . . .

„Wie kann ich an die Pflege des Körpers in diesem großen Augenblicke denken!“ sprach sie, ungnen den Bitten Herwarth's nachgebend. „Ich fühle mich gebogen, meinen Geist beflügelt, nun ich weiß, daß ich in Rom bin, und ich will nichts, als dies Rom kennen lernen, mich geistig in römisches Sein und Leben vertiefen. . . .“

Ohne Zweifel wird das keine ganz leichte Arbeit sein. Darum haben wir keine Minute Zeit zu verlieren. . . . Spüren wir uns denn und fangen schon jetzt damit an!"

"Das würde uns wenig frommen, am wenigsten von uns Weiden aber Dir," entgegnete Herwarth. „Es ist bereits Nacht, und die Belagerung der römischen Straßen läßt sich nicht mit der von Wien und andern großen Städten Deutschlands vergleichen. . . Wir sind um Kirchenstaate, geliebte Seele, und zwar im Herzen des Kirchenstaates. Da hält man fest an dem Bestehenden und wehrt alles Neue, selbst wenn es gut und nachahmungswürdig ist, doch so lange als möglich ab."

"Um so interessanter wird es mir sein, ein so auch äußerlich in sich fest geworbenes Staatswesen kennen zu lernen," meinte Clementine. „Die beste Zeit, einen ersten schüchternen Blick in dasselbe zu thun, ist — dünkt mich — das Dunkel der Nacht. Mängel, welche der helle Tag vielleicht zu grell in seinem unarmhertigen Lichte bloß legt, verdeckt mitleidig der nächtliche Dämmerchein, und was wir sehen, zeigt sich uns in romantischer Färbung. . . . Das gerabe möchte ich, um einen recht eigenthümlichen Eindruck, der sich durch nichts wieder vernünftigen läßt, von dem ersten Blick in das Geheimnißlichen Rom's zu erhalten. . . ."

Herwarth mußte der liebenswürdigen Drängerin nachgeben. Er wollte einen Wagen requiriren, um die nächtliche Fahrt beliebig ausdehnen zu können. Belanant mit der Lage der Stadt, konnte er selbst am Besten den Ciceroe abgeben.

"Um keinen Preis, Bester!" sagte Clementine, als sie das Vorhaben des Gatten erwähnte. „Gehen will ich, nicht fahren! . . . Und noch mehr, nicht Du sollst mich führen, ich ganz allein werde die Richtung angeben. . . . Ich'st nichts, geliebter Mann, Du mußt Deinen kleinen eigenwilligen Weibchen diesmal Dich unbedingt unterordnen! . . . Von Worgen an sollst Du wieder unumschränkt zu herrschen und zu befehlen haben. Für heute Abend hast Du mir zu folgen und weiter nichts zu thun, als mein: Frage stets prompt und genau zu beantworten! Willst Du so lieb sein, Signor Erwardo? . . ."

Diese Frage fuhr wie ein kalter Stahl in Herwarth's Brust. Kalter Schweiß trat augenblicklich auf seine Stirn und das Blut stockte in seinen Adern. . . . Nicht Clementine, die verlassenere Marietta, über deren Schicksal er nichts weiter erfahren hatte, stand vor ihm. Sogar das dunkle Auge der heißblütigen Römerin dlickte ihn aus dem schalkhaft lächelnden Antlitz der Gattin an.

"Nicht doch, Engelschlag," fuhr diese fort, als sie die nicht ganz zu verbergende Verwandelung der Züge Herwarth's gemahrte, ich will Dich nicht ängstigen. . . . Ist es Dir unangenehm, auf mein Begehren, das ich übrigens für äußerst unschuldig halte, einzugehen, so besteh' ich nicht länger darauf. . . . Ich stelle es nur, weil ich mir größeren Genuß davon verspreche. . . ."

"Und ich werde mein Möglichstes thun, um Dich zufrieden zu stellen," versetzte Herwarth, seine Bewegung niedertämpfend. „Ich weiß im Voraus, daß Du noch liebevoller und dringender mich stehen wirst, Dich wieder zurückzuführen, als Du jetzt auf unserm Auszuge bestehst."

Clementine hieg sich schmeichelnd an seinen Arm und schritt voll großer Erwartungen dem Corso zu, den sie aus den früheren Schilderungen Herwarth's als die Hauptpulsader des römischen Verkehrs alsbald erkannte. „Ich wende mich den dunkeln Seiten des Lebens zu," sprach sie, und bog in eine samale Straße ein, die in ihrer Verlängerung auf die Piazza della Rotonda mündet.

"Was ist das für ein merkwürdig finsterner Bau?" fragte sie Herwarth, als die Kuppelwölbung des Pantheon sichtbar ward, das jetzt in trüber Laternenbeleuchtung schwarz und unheimlich über die Häuser empfortieg.

Herwarth nannte den Namen und fügte einige erklärende Worte hinzu, denen jedoch Clementine nur geringe Aufmerksamkeit schenkte, da sich in großer Nähe selbstam plärrende Töne vernehmen ließen, und gerade aus der gegen Via da Crescetti ein dichter Menschenstrom sich auf den Platz ergoß, den noch mehrere Fisch- und Fleischoverkäufer besetzt hielten. . . . Eine Menge Laternen und verschiedene Fahnen, deren Form schon verriet, daß in diesem plärrenden Gebränge die Kirche mit vertreten sei, verließen dem späten Zuge etwas unheimlich Dülteres.

"Gewiß eine Projection!" sprach Clementine, dem Arm Herwarth's fester an sich drückend. „Du, wie grausig! . . . Welche Gestalten! . . . Und in wolk' grauenhaften Verhüllungen! . . . Was kann das bedeuten? . . ."

Herwarth fühlte, wie Clementinens Arm in dem feinnigen zitterte. . . . Wie ein Zug Gespenster, die dürrn, fleischlosen Glieder in faltige lange Gewänder gehüllt, die selbst die Füße noch bedecken, Kappen, nach der Brult spit zulaufend, über die Köpfe gestülpt, aus deren Oeffnungen Augen, funkelnd, wie Kohlen glühten, und sich fragend auf jeden Umstehenden richteten, glitt der Zug halb singend, halb murmelnd, jetzt die trüb brennenden Laternen hebend und die Fahnen schwenkend, jetzt wieder mit Büchsen rassend und unverständliche Worte in näselndem Tone heillos dazu herfahrend, durch die gassende Menge.

"Es sind Todtenbrüder," raunte Herwarth der ängstlich gewordenen Clementine zu. „Wir begegnen einem Leichenzuge. . . . Wollen wir ihm uns anschließen? . . . Es würde Dir gewiß interessant sein, schon am ersten Tage Deines Aufenthalts in Rom einer nächtlichen Beerdigung beizuwohnen."

"Du bist grausam in Deinen Scherzen," erwiderte Clementine. „Ich sehe jetzt ein, daß ich Unrecht habe, so auf gut Glück in diesen Straßen herumzutreffen. . . . Laß uns umkehren, Geliebter! . . . Ich habe meine Luft gebüht! . . ."

"Noch nicht," versetzte Herwarth. „Man hat nur dann in der Erinnerung Genuß von einem Abenteuer, wenn man es mutbig besteht. Auch sperrt der bedeutende lange Zug, wie Du siehst, Platz und Straßen. . . . Warten wir, bis er vorüber ist! . . . Da nahen sich Priester und Mönche, und hinter ihnen, auf den Schultern dienender Todtenbrüder, der Sarg! . . ."

Mit halb offenem Munde schaute Clementine auf den in seltsam wilder Gestalt vorüberfahrenden Zug. . . . Von den schmalen und auffallend niedrigen Särge hingen ein paar loder gebrunene Kränze mit flatternden Bändern herab.

"Wen begräbt man?" wandte sich Herwarth fragend an einen Barfüßermönch, der mit unerschüttertem Haupte, scheinbar in seinem Brociet lesend, dem Sarge folgte.

Ein junges Mädchen, Herr, welchem die Liebe das Herz gebrochen hat," lautete des Klosterbruders Antwort, und weiter schwante der Sarg und entschwand dem nachblickenden Paare nach dem Muerenplatz zu.

Nun kehrte Herwarth um und suchte auf dem kürzesten Wege den Corso wieder zu gewinnen. . . . Clementine war ganz still geworden.

"Daß Du Dich erschreckt?" fragte er die Schweigende nach einer Weile.

"Wenigstens hat diese Begegnung mich frappirt," versetzte sie. „Begräbt man in Rom alle Verstorbenen auf solche Weise?"

"Alle wohl nicht, aber sehr viele," lautete Herwarth's Antwort.

„Ich hätte mir den Akt einer Beerdigung in der christlichsten Stadt der Welt ungleich feierlicher vorgestellt," meinte darauf Clementine. „Eine solche Bestattung kann nur abschrecken und die Hinterbliebenen eines geliebten Todten unmöglich trösten! . . . Es sieht ja aus, als könn-

ten diese grülich Vermummten es nicht erwarten, den Leichnam los zu werden. . . Welchem fühlenden Menschen muß nicht vor dem Augenblick des Sterbens grauen, wenn man sieht, wie erbarmungslos diese Hartherzigen mit der entsetzten Hülle eines Mitmenschen umgehen! . . . „Dafür liebt ihn der Priester desto mehr Seelenmessen, mein Herr!“ sprach Herwarth. „Dem Töbten aber ist es gleichgültig, wie man ihn in den Schooß der Erde bettet.“

„Und ich sage Dir, bester Mann, daß ich in Rom nicht sterben und nicht begraben werden möchte,“ fiel indignirt über das Gesehene Clementine ein. „Wenn es unter dem hier Bestehenden Vieles giebt, das nur einigermaßen Ähnlichkeit hat mit einer solchen nächtlichen Bestattung, so wäre der ewigen Stadt ein einsichtsvoller, milder und großmüthiger Reformator zu wünschen! . . .“

„Du fängst früh an zu kritisiren,“ meinte Herwarth. „Aber es ist freilich kein Wunder. . . Weshalb beehrteft Du so dringend, zuerst die Nachtseite Roms zu betrachten? . . . Die Lichtseite im Glanz der vollen hellen Tagessonne wird Dir schon besser gefallen. . .“

Clementine blieb Herwarth auf diese Bemerkung die Antwort schuldig. . . Sie war es zufrieden, daß er sie zurückführte in's Hotel, wo sie noch einige Stunden in ersten Gesprächen über Roms Vergangenheit und über die Verbreitung des Christenthums von hier aus über die Erde mit Herwarth verbrachte. . .

Siebzigstes Capitel.

Widersehen.

In dem mehrmals erwähnten Café del Greco auf der Via de' Condotti befindet sich ein Kasten, welcher zur Aufbewahrung von Briefen bestimmt ist. Ausländische Künstler, und unter diesen insbesondere wieder die Deutschen, pflegen es nämlich bei den mangelhaften und sehr unzuverlässigen Posteinrichtungen im Kirchenstaate vorzuziehen, die an sie gerichteten Briefe zur Hinterlegung in dieses viel besuchte Kaffeehaus adressiren zu lassen. Diese löbliche Gewohnheit, welche den Fremden der Mühe überhebt, nutzlose Gänge nach dem Posthause zu machen und sich hier unter hundert der Briefausgabe schnellst Entgegenhaltenden herumzudrängen, hatte auch Eberstein zur seinigen gemacht. So oft er den Corso besuchte, immer ging er entweder auf dem Hin- oder Rückwege an dem genannten Kaffeehause vorüber, und selten unterließ er es, wenigstens für kurze Zeit daselbst einzutreten. Instinctmäßig ward von dem heitern Diersteinerer wöchentlicher ein- oder zweimal auch der Briefkasten inspicirt oder der mit sämmtlichen Künstlern vertraute alte Kellner mit Durchsichtung desselben beauftragt.

Eberstein war nach dem Carneval auf einige Wochen verreist, um die Zeit der großen Fasten nicht in Rom verbringen zu müssen. Er fand es dann, obwohl er katholisch erzogen war, etwas langweilig in der ewigen Stadt, und das nierenwollende Schlagen mit den Glocken beleidigte sein musikalischs Gehör. Sehr lange aber hielt er es auch fern von Rom nicht aus, wenn er nicht gerade Studien machte, wie er sie liebte, oder in unterhaltender Gesellschaft, ohne sich große Mühe auflegen zu müssen, reiste. Kurz vor dem Osterfeste suchte also Eberstein die immer von Neuem feststehende Stadt wieder auf. Es würde ihm etwas gefehlt haben, wenn er den großen Ceremonien in der Peterskirche nicht hätte beiwohnen können.

„Giuseppe,“ rief er beim Wiedereintritt in das Café den hinter dem Schenktische beschäftigten Kellner zu, „un café! Und dann setz zu, wie's in Eurer Briefmappe bestellt ist. . . Prachtvolle Aussicht diesmal in Genzano. . . Eine Luft weich, wie blauer Sammet. . . Zum Küßen und Umarmen! . . Ein wahres Wunder, daß die Madonna nicht in Genzano zur Welt gekommen ist! . .“

„Ercolo qua, Signore, una lettera!“ sagte Giuseppe, und überreichte dem deutschen Maler zugleich mit der verlangten Tasse schwarzen Kaffees einen Brief, der schon einige Tage, wie das Concert verrieth, in dem viel untersuchten Kasten gelegen hatte.

„Von unsem Flüchtlings!“ sprach Eberstein. „Was veranlaßt den Nachlässigen, endlich wieder einmal zu schreiben? . . . Will er mich vielleicht zu Gewatter bitten? . .“

Er öffnete den Brief und warf einen neuerigerten Blick auf die ihm wohlbekannten Schriftzüge.

„Wie!“ rief er aus. „Herwarth in Rom? . . . Es ist nicht möglich! . .“

Er nahm das Schreiben auf und las. Es lautete:

„Alter Freund!

Der Abschreibetrunk, welchen Du mir in der Nacht vor meiner Abreise kredenztest, hat seine Wirkung gethan. . . Ich glaube jetzt an die geheimen Kräfte des Wassers im Kühlen, poetisch rauschenden Treidbrunnen, wie mir denn seit längerer Zeit schon alles Wunderbare viel natürlicher und verständlicher vorkommt, als das Nüchterne, alltäglich Prosaische. . . Ja Freund, ich bin in Rom und gedente hier glücklich zu werden und geistig zur Ruhe zu kommen. Aber diesmal bin ich nicht allein durch das Volksthor gefahren. . . Mein Weib, gleich mir dem Wundervollen und Poetischen mehr ergeben als dem platt Prosaischen, aber geistig ebenso unbefriedigt, wie ich selbst, begleitet mich. . . Sie wünscht Dich kennen zu lernen, und wenn Du nicht etwa gar zu abhängig von Deiner majestätischen Patrona geworden bist und Du — wohl gemerkt — Schweigen kanntest wie ein Trappist, laße ich Dich freundlich ein, mich zu besuchen. Bis zehn Uhr Vormittags trifft Du uns in den nächsten vierzehn Tagen immer in unserm jetzigen Logis. . . Meine Wohnnung auf dem tarpejischen Felsen, die ich bereits zum Entzünden meiner kleinen Frau gemietet habe, muß, ehe wir sie beziehen können, erst etwas nordisch-comfortable eingerichtet werden. . . Tausend Grüße, Amico! Al rivederci!

Dein Treidtrunkener
Herwarth.“

Eberstein ward von dieser Nachricht so sehr überrascht, daß er sich nicht einmal aufrichtig darüber freuen konnte. . . Was hatte es zu bedeuten, daß Herwarth, der glückliche Gatte einer wohlhabenden, jungen und schönen Frau, von geistigem Nichtzurückkommen sprach? . . . Wie konnte diese geistige Ruhe den Glücklichsten, Vereidenswerthen Rom geben, wenn die Heimath sie ihnen verweigerte?

Indeß Eberstein liebte es nicht, sich über Dinge, die nicht direct mit seinem eigenen Wohle zusammenhängen, den Kopf zu zerbrechen. Der Freund, dessen Anhänglichkeit ihm wohl that, mochte ihm das selbst auseinander sehen. Er war ihm das gewissermaßen schuldig; denn ohne den Trunk aus dem Fauberbrunnen, den er ja ihm zu verdanken hatte, wäre Herwarth nach der Andeutungen in dem eben erhaltenen Briefe schwerlich sobald wieder nach Rom zurückgekehrt.

Vorausgehend, daß er als Künstler und deutscher Landsmann wohl in seinem weiten Sammetrode einen Besuch bei dem Freunde wagen dürfte, ohne zu arg gegen die Etiquette zu verstößen, verfügte er sich noch an demselben Vormittage in das bezeichnete Hotel. Herwarth empfing ihn mit offenen Armen, rief Clementine herbei, die eben ihre Toilette beendigt hatte, und stellte sie dem Freunde vor. . .

Eberstein war Frauen gegenüber niemals klüde, der Anblick Clementinens aber setzte ihn doch in einige Verlegenheit. Er hatte nie zuvor eine Frau gesehen, die alle Reize aufblühender Jugend, leuchtender Mädchenhaftigkeit, weiblicher Anmuth und schwärmerischer Gluth in solcher Vollkommenheit in sich vereinigte. . . Er raunte

diese schlante, biegsame Gestalt mit den großen, unergründlich tiefen Augen wie eine überirdische Erscheinung an und fuhr erschrocken, wie von elektrischem Strom berührt, zurück, als Clementine ihm traulich die Hand gleich einem lieben Bekannten reichte. Vor lauter Ueberraschung konnte er kaum ein paar begrüßende Worte stammeln . . .

Clementine schien die Verlegenheit des Malers nicht zu bemerken. Sie trat an's Fenster und deutete nach der Kirche auf Trinita de' Monti oberhalb der spanischen Treppe, die sie mit den bunten auf deren Stufen lagerten Volksgruppen überblicken konnte, indem sie sagte:

„Da oben also wohnen Sie?.. Ich hatte schon Lust, Sie zu besuchen, aber Herwarth rieth davon ab . . . Er meinte, mein Eintritt in Ihr Atelier könne Sie geniren . . . Nicht einmal in meinem Reiseanlege wollte er es zugeben! . . . Nicht wahr, das neunt man Eigensinn?..“

Herwarth hustete und blickte den Freund bedeutungsvoll an.

„Zimmer verlasse mich,“ sprach er dann mit erzwungener Heiterkeit, „Eberstein wird mir dennoch Recht geben.“

„Allerdings, Signora — er hatte sich diese Anekdote so angewöhnt, daß er sie nicht mehr ablegen konnte — würde ich in große Verlegenheit gekommen sein, wenn Sie ohne vorangegangene Meldung mein sehr bescheidenes Studio betreten hätten, und deshalb ergreife ich Partei für meinen Freund . . .“

Er reichte Herwarth die Hand und flüsterte ihm zu: „Weiß ich von nichts?..“

Herwarth verneinte auf neapolitanische Art durch langames Zurückbeugen des Kopfes.

„Ich zittere!..“ lächelte Eberstein.

Clementine war vor den Wandspiegel getreten, um sich den Hut auf ihr reiches, feines Haar zu setzen.

„Für mich oder für sie?“ lautete Herwarth's ebenso leise Gegenfrage.

„Später . . . wenn wir allein sind,“ verfeigte dieser.

„Juno, Minerva, Aphrodite — Jungfrau, Weib, Göttin in einer Person — das ist zu viel!.. Und dabei diese Augen!.. Hat sie Dich glücklich gemacht?..“

„Nun bin ich bereit, lieber Eberstein,“ sprach Clementine, sich grazios auf den Fußspitzen umhertretend und ihm das glückseligste Gesicht von der Welt zeigend.

„Haben Sie Zeit, und zu begleiten, so wollen wir zuerst nach den Ruinen der Kaiserpaläste und dann nach den Thermes des Antoninus-Caracalla . . . Bis zum Forum fahren wir, später gehen wir zu Fuß . . . Auf dem Rückwege zeigen Sie mir dann die frühere Wohnung Herwarth's . . . Ihr selbst laßt ich nicht dazu bewegen . . .“

„Ich glaube, er schämt sich . . . Und ich möchte so gern jedes Maleratelier bis in den letzten Winkel durchstöbern . . .“

„Nicht wahr, Eberstein, Sie schlagen mir diese erste Bitte nicht ab?..“

„Will Herwarth das Haus nicht wieder betreten, in dem er wohl auch manche trübe Stunde verlebt haben mag, so thut es ja nichts . . .“

„Ich gehe auch allein hinein; mit der Donna oder wer sonst etwa darin Wache hält, will ich mich schon verständigen, da ich mich des Italienischen ein wenig angenommen habe . . .“

Eine peinlichere Bitte hätte auf der ganzen Welt Niemand an Eberstein richten können . . . Er stand wie auf Kohlen und wußte in der That nicht, wie er, ohne gegen die letzte Frau mehr als ungaltig zu sein, sich mit Gehorsam aus der Verlegenheit ziehen sollte . . . Glücklicherweise erstökte ihn ein Wort aus Herwarth's Munde, das Clementine als bindend anerkennt mußte.

„Verpflichte Dich für heute zu nichts, alter Freund!..“

„Sprach er lachend und reichte seiner Frau den Arm. „Die Via Sistina steht morgen und übermorgen auch noch; es bleibt uns also Zeit genug, die Klausur aufzusuchen, wo ich so lange Heimathrechte besaß . . . Du kennst die

Padrona!.. Sieht sie mich wieder, so fürchte ich, sie ruft vor lauter Freude die ganze Straße mit ihren Dio's zusammen. Das aber ist mir jetzt noch nicht genehm. Also . . . Du verstehst mich?..“

Er küßte Clementine die Hand. Diese lächelte ihn glücklich an, hob schallhaft drohend den Zeigefinger und sagte:

„Muß aber doch die Padrona sprechen, lieb Männchen!.. Soll mir erzählen, ob Du sie artig gemein bist und meine Briefe stets sogleich beantwortet hast!..“

Abgebrochenes Capitel.

Ein ernstes Gespräch.

Am Charfreitagabend, als Grabesruhe über der ewigen Stadt lag, schritten drei Männer die schar ansteigende Straße Capo le case, in vertraute Gespräche vertieft, hinan. Es waren die Freunde Herwarth, Eberstein und Thordenstield. Sie hatten den großen Ceremonien in der Peterskirche beigewohnt und die letzte Kerze verlöschen sehen, wodurch den vielen tausend versammelten Andächtigen der Tod des Weltheiles verhängt wird . . . Clementine war von den poetischen Riten, welche die römische Kirche gerade für diesen Tag angenommen hat, so ergriffen worden, daß sie, überwältigt von dem die Seele fast zermalmenden Eindruce, das Bedürfnis fühlte, in stiller Einsamkeit sich zu erholen. Offen und dankbar für jeden geistigen Genuß, den Herwarth ihr verschaffte, hat sie fiefen, sie ein paar Stunden allein zu lassen, damit sie wieder Herr ihrer Empfindungen und Gedanken werde. Herwarth benutzte diese Gelegenheit, um ganz ungehört mit seinen alten römischen Freunden und Kunstgenossen einige Zeit verkehren zu können.

„Deine Mittheilungen befreien mich von einem drückenden Alp,“ sprach Herwarth, als Eberstein die ihm vorgelegten Fragen desbesben ausführlich beantwortet hatte.

„Wenn ich auch eine zufällige Begegnung mit Marietta nicht fürchtete, da sie keine Rechte auf mich besitzt, so würde ich doch in peinlichste Verlegenheit gekommen sein durch ihre merkwürdige Neulichkeit mit Clementine, die Dich ja dergestalt frappirte, daß Du zu meinem Schreck Dich geradezu entsetztet!.. Im glücklichsten Falle hätte ich doch sehr viel auseinander zu setzen, zu erklären, zu entschuldigen gehabt; denn ich sehe ein, daß es Unrecht von mir war, Clementine kein Wort von dem Zauber zu sagen, welchen die Augen eines römischen Mädchens nur deshalb auf mich ausübten, weil ich in ihnen die der Geliebten erblickte . . .“

„Aber wie gefah es, daß Marietta freimüthig der Welt entlagte?..“

„Dein Glück hat jedenfalls das Weiste dazu beigetragen,“ verfeigte Eberstein. „Gleich nachdem Du mir Nachricht von Deiner Vermählung gabst, die ich unsern Kreise bekannter Genossen unmöglich vorenthalten konnte, zumal ich aus Deinem Briefe erlah, daß Du wahrhaft glücklich seist im Besitze Deiner Frau, machte ich auch Carlotta mit dieser Neuigkeit bekannt. Die kluge Frau nahm dieselbe kühler auf, als ich vermuthet hatte, und unterrichtete zunächst Pietro davon, der seit Deiner Abreise sich nicht wieder in Rom hatte sehen lassen . . .“

„Nebenbei war uns durch Bizzo die Veranlassung seines damaligen Verschwindens, die wir auf Deine Rechnung schrieben, bereits verrathen worden . . .“

„Wahrlich, Du warst in jenen Tagen merkwürdig vom Glück begünstigt!..“

„Nicht so sehr, wie Ihr glaubt,“ fiel Herwarth ein. „Pietro that nichts umsonst . . .“

„Ich drang damals, wo ich in fiberhasteter Aufregung lebte und zu dem Scherz des nahen Abschiedes aus Rom noch eine starke, zuweilen heftig forternde Sehnsucht mich ergriff, recht von Herzen glaubig werden zu können, um in mir so glücklich und ruhig zu werden, wie ich so Zahllose wäh-

rend meiner Wanderung durch die Basiliken gesehen hatte, ich drauß — sage ich — damals in ihn, mich mir selbst zu überlassen, damit ich mich in meinem eigenen Wesen zurechtfinden möge. . . Er lächelte in seiner schlauen Weise, bedachte sich eine Weile und sagte dann: schenke mir die nächste Nacht! Findest Du in dem, was ich Dir ergäßen werde, Sinn, so befreie ich Dich, auf der Stelle von meiner Gegenwart! . . . Mir trafen uns in seiner Wohnung und Pietro machte mich mit seinen Absichten bekannt. . . Diese galten der schönen Dame von Sorrent, der sogenannten Marchesa, die uns Alle einige Zeit beschäftigt hatte. . . Pietro kannte bereits ihre Verhältnisse und wußte, daß sie, die natürliche Tochter eines kunstliebenden sicilianischen Principe, nicht sehr bemittelt sei. . . Gib mir die Mittel, um das göttliche Geschöpf umwerben zu können — sprach er — und ich verlasse Dich! . . . Du meinst, ich halte Wort. . . Auch Marietta hat sich auf mein Geheiß gefügt. . . Nun, Ihr wißt wohl, daß ich nicht lügler. . . Pietro rißte ab und ich war einen lästigen Wächter los. . .

„Wirst Du Pietro besuchen?“ fragte Thordenstod. „Er hat sich am Kenisee eine allerliebste Villa gemiethet oder, wie ich glaube — sie sich von einem reichen Fremden, der bei ihm wohnt, miethen lassen, und sieht oft Freunde bei sich. Donna Laura ist voll Zuverlässigkeit und die liebenswürdigste Wirthin. . .“

„Ueberlassen wir das der Zeit,“ sagte Herwarth. „Noch weiß ich nicht, ob ich längere oder kürzere Zeit hier verweilen werde. . . Ich mache dies von den Einbrüden ab, welche Clementine hier empfängt.“

„Wenn Gott mich nicht mit Blindheit geschlagen hat,“ rief Eberstein ein, „so ist Deine Frau von den Einbrüden wenigstens dieser letzten Woche sehr erbaut. . . Ich habe selten eine Requirir mit so schwärmerisch andächtigen Augen gesehen! . . . Fürchtest Du nicht für ihre Seele? . . .“

„Ich bitte, Freund,“ enthalte Dich dieses spöttelnden Tones!“ entgegnete Herwarth sehr ernst. „Es geht Clementine wenig besser, wie mir, und doch bin ich meinem Glauben nicht untreu geworden. . .“

„Das wäre auch eine schwierige Aufgabe gewesen,“ meinte Eberstein. „Wer sah Dich früher jemals gläubig? . . .“

„Und doch war ich es ebenso gut, wie ich es heute noch bin, wenn schon ich streng genommen vielleicht keiner Kirche angehöre. . . Was würdest Ihr von mir halten, wenn ich im vollen Ernst Euch jetzt bekenne, daß gerade darüber und zwar nur darüber Rom entscheiden soll? . . .“

„Wirst Herwarth!“ rief Thordenstod. „Verstehe ich Dich recht? . . . Du kommst hierher, um . . . um katholisch zu werden? . . .“

„Nicht doch, lieber Freund, sondern um die wahre Religion, d. h. diejenige Religion zu finden, die gleichmäßig unser Herz beruhigt und unsern Geist frei macht! . . .“

„Und die suchst Du hier? . . . Hier, wo Alles nur auf den Schein gestellt ist? . . .“

„Ich suche nur die Erkenntniß der Wahrheit, und in diesem Suchen ist Clementine mein eifrigster Gefährte. . .“

In der stillen Nacht hörte man unsern einen Brunnen rauschen. . . Eberstein machte den Freund darauf aufmerksam.

„Kennst Du jenes einflussende, die Seele mit hundert Banden umstrickende Geplätscher?“ fragte er.

„Fontana Trevi!“ sprach Herwarth und blieb stehen. „Das Wasser hat seine Kraft an mir bewiesen, indem die Erinnerung an den letzten Trunk, den ich aus Deinem Becher schlürfte, mich im Geiste unählige Male zurückführte nach Rom. . . Insofern also behält die römische Sage von der Kraft, welche dem Brunnen von Trevi innewohnen soll, Recht. Dennoch kann ich den Zauber nicht für bindend erachten und die der Sage unter-

gelegte Bedeutung nicht anerkennen. . . Es heißt, wer kurz vor seinem Weggange aus Rom perlendes Wasser aus diesem Sprudel schlürft, dem lasse das Herz in der Ferne seine Ruhe, bis er zurückkehre in die ewige Stadt, wohin eine krankhafte Sehnsucht, ein unwiderstehliches Heimweh der Seele ihn ziehe. . .“

„So ist es,“ sprach Eberstein. „Und bist Du nicht wieder hier? . . . Bist Du nicht hier mit Deiner Frau, um die Wälder Dich beneiden könnten? . . . Das hast Du mir zu danken, Freund; denn wahrlich, ohne mich hätte das Zauberverwahr des Trevibrunnens nie Deine vom Weine glühenden Lippen benetzt! . . .“

„Ich widerspreche nicht,“ entgegnete Herwarth. „Der Trunk that seine Wirkung, und die Wirkung behielt in der Ferne auch ihre Kraft. . . Es erwachte die Sehnsucht meiner Seele nach Rom, als ich daheim war, und theilte sich in voller, ja noch größerer Stärke einer zweiten Seele, meinem geliebten Weibe mit! . . . Wir lieben uns von ihr beherrschen, von ihr treiben, und nun sind wir hier! . . . Ich höre wieder in unmittelbarer Nähe den Zauberbrunnen rauschen, der mir diese Sehnsucht in's Herz geträufelt hat, allein gestillt ward sie durch die bloße Müchtheit hierher noch nicht! . . . Unbefriedigter denn je stehe ich wieder unter Euch und fange an zu begreifen, daß die Sage von der Fontana Trevi, wie jedes Däsel, das auf unsere Fragen Antwort gibt, an dem Gebrechen der Doppelsinnigkeit leidet. Ein Trunk aus Rom's gesekten Brunnen erfüllt die Seele mit sehnsüchtigen Träumen und Bildern, und verlockt den, der ihnen nachgeht, nur in eine lichtlose, öde Wildniß! . . .“

„Das ist mehr, als ich zu fassen vermag,“ sprach Eberstein. „Mit solchen Grillen habe ich mich freilich niemals herumgeschlagen. . . Aber ich hätte es mir denken können. . . Die Schwärmerer leuchtete ja immer aus Deinen Augen, und nun hast Du sie auch Deiner Frau mitgetheilt, damit Ihr, ohne jemals satt zu werden, von diesem aus Luft und farbigen Glanz gewobenen Capitate bis an's Ende Eurer Tage zergeren könnt. . . Bei Gott, eine Sippungsarbeit, zu der ich mich um alle Güter dieser Welt nicht engagieren ließe! . . .“

Sie waren, von Herwarth gedrängt, inzwischen ungetreut und näherten sich jetzt, die Via Gregoriana hinabschreitend, wieder dem Plage vor der Kirche della Trinita de' Monti. Hier bot Eberstein seinen Begleitern gute Nacht, da seine Wohnung in der Nähe lag.

„Wie ist es nun?“ fragte er, dem deutschen Freunde die Hand schüttelnd. „Muß ich Schritte thun, um jeder Scene vorzubeugen? . . .“

„Du kannst mir Deine Freundschaft am Besten beweisen,“ erregte Herwarth, „wenn Du es machst, wie ich, und Alles dem Zufall oder der leitenden Vorlesung überlässest! . . . Seit dem Trunke aus Deinem Brunnen ist diese uredenbare Macht mein Führer, und bis jetzt darf ich mich wenigstens nicht beklagen, daß sie mich übel geleitet hat, wenn ich auch — folgte ich nur dem eigenen Willen — vielleicht ganz andere Wege einschlagen würde. . .“

„Wann sehen wir uns wieder und wo?“ fragte Eberstein.

„Unter der Peterskuppel,“ antwortete Herwarth, am Morgen des Auferstehungstages, wenn die große Projection beginnt. . .“

Kennzeichnes Capitel.

Eine entscheidende Notiz.

Monate waren vergangen und unsere Freunde aus dem Norden Deutschlands lebten noch immer in Rom. Das tarpejische Haus auf dem Capitol, jenes hochstodige Gebäude, aus dessen Fenstern man meilenweit die ehrwürdigen Trümmer der verwitterten Weltstadt bis zum Albaner Berge überblickt, war ihr Wohnsitz geworden.

Clementine konnte hier viele Stunden, ja ganze Tage verweilen, wenn sie die empfangenen Eindrücke still in sich verarbeiten wollte. Und die junge Frau hatte unglaublich viel zu bewältigen. . . Sie war ja nicht, wie die Mehrzahl der alljährlich südwärts ziehenden Wanderer nach Rom gekommen, um eine leicht erklärbare Reugierde zu befriedigen, sondern getrieben von einer brennenden Anruhe ihrer Seele, die sie aus den verführerischen Vorträgen des jehusianischen Missionärs in der nordischen Bischofsstadt geschöpft hatte.

Der erste Eindruck Rom's entzückte und berauschte Clementine, aber schon die erste nächtliche Wanderung durch das ihr unbekannte Straßengewirr setzte diesem schwärmerischen Entzücken einen kalten Dämpfer auf. Und nun sollte sie an jedem neuen Tage erfahren, daß diese merkwürdige Stadt der Sitz und die Geburtsstätte der größten Widersprüche sei, daß an keinem anderen Orte die Gegensätze sich so scharf berühren, daß Licht und Schatten nirgends so dicht neben einander wohnen!

Ihrem Scharfblick entging nichts, wie ihr empfanglicher Geist sich bereitwillig jedem Eindruck öffnete, und diesen in reinkler Ursprünglichkeit auf sich wirken ließ. . . So machte sie denn die Bemerkung, daß das, was sie hundertfältig mitten im höchsten Genuß verlor, Andere ganz unberührt oder gleichgültig ließ. Selbst Herwarth machte in dieser Hinsicht von allen Uebrigen, mit welchen die junge Frau zusammen kam, keine Ausnahme. Anfangs war ihr dies unangenehm, weil es eine Art Gefühllosigkeit oder geistige Stumpfheit voraussetzte; bald jedoch mobilisirte sie ihr Urtheil, indem sie durch schärferes Beobachten die begründetere Ueberzeugung gewann, daß ein längerer Aufenthalt in Rom und in Verhältnissen, wie eben nur diese eine Stadt in der Welt sie darbietet, Jeder nach und nach in diese stumpfe Gleichgültigkeit versinken müsse. . .

Die Entbedung dieser Wahrheit gab Clementine viel zu denken, und veranlaßte sie, häufige Pausen in ihre Forschungen eintreten zu lassen, die Herwarth jederzeit billigte.

„Das ist die allein richtige Art, sich in diesem Wirrwarr zu orientiren und ihn sich klar zu machen,“ äußerte er mehrmals, woraus Clementine folgerte, daß ihr Gatte doch wohl Aehnliches, wie sie selbst empfunden haben müsse. . . Wie aber — so fragte sie sich unmittelbar darauf — wie kann man sich überhaupt wohl befinden in einem fieseln Wirrwarr, und wie kann die nach Erkenntniß dürstende Seele, das nach Befriedigung lechzende Herz, der die Ruhe gewonnener Klarheit suchende Geist in solchem Wirrwarr genesen? . .

Clementine war nicht unglücklich; denn ihr Geist hatte Ueberfluß an Nahrung. Hätte sie aber eine vertraute Seele auf's Gewissen befragt: ob sie wahrhaft befriedigt sei, ob sie gefunden habe, was sie suchte; so würde sie mit einem entscheidenden Nein darauf habe antworten müssen. . . Am glücklichsten fühlte sie sich unbedingt, wenn sie einen Tag lang ihre prächtig gelegene Wohnung nicht verließ; wenn sie hier ihre Gedanken und Empfindungen dem verschwiegenen Tagebuche anvertraute, das sie mit großer Gewissenhaftigkeit führte, und wenn sie des Abends ihr Auge an dem großartigen schönen Nachtbilde weidete, das, von weidern Mond- oder Sternenslicht umflimmert, dann zu ihren Füßen lag! . .

Es verging manche Nacht, in welcher Clementine kein Schlaf heimuchte. . . Ohne Licht, ganz allein, durch keine färbende Frage eines Dritten belästigt, saß sie regungslos am Fenster, beobachtete das Wandeln der stillen Schatten, welche die Säulenreite und Tempeltümmer auf dem alten Forum im Mondlicht auf die unebene Erde warfen, bewunderte immer auf's Neue das ungeheure, feinere Grabrud des Colosseums, jenen Tummelplatz des in Schwelgerei und Pracht verwilder-

ten römischen Volkes und die blutigste Opferstätte glaubensstarker Märtyrer, die freudigen Kutzen, des heiligen Geistes voll, für den größten und wunderbarsten Gedanken starben, den Gott je dem menschlichen Geiste eingehaucht hat. . . In solchen Momenten, die sich zu Stunden ausdehnten, war Clementine trotz der Wehmuth, von der ihr Herz überquoll, glücklich. . . Sie konnte dann alle Glend der Welt, sie konnte sich selbst und ihre ungestillte Sehnsucht nach einem Etwas, das sie nicht zu nennen wußte, und das sie doch immer schmerzlich vermißte, vergeßen. . . Erst wenn mit rosigem Finger der neue Tag die jagigen Fingern der Abzugen berührte, und sie aus ihren Sinnen und Träumen zurückgeworfen ward in die kalte, profanische Wirklichkeit, erst dann jogen die alten Schmerzen wieder ein in die hochaufstuhende Brust der jungen Frau, und alle Befriedigung, nach der sie mit der ganzen Kraft ihrer Seele rang, ging ihr abermals verloren. . .

Mit immer gleichem Interesse war Clementine an Herwarth's Seite Jeugn der verschiedenartigen Kirchenfeste gewesen, an denen es in Rom nie mangelt. Mehr als einmal sah sie die höchsten Wäbenträger der Kirche um den heiligen Vater versammelt. . . In der sirtinischen Kapelle wohnte sie einem Hochamte bei, das der Papst in eigener Person celebrierte. . . Ebenso nahm sie die Gelegenheiten wahr, bei Professionen, bei gottesdienstlichen Handlungen, welche dem Andenken eines Heiligen, eines besonders hochverehrten Marienbildes, galten, und Ceremonien ähnlicher Art, bei welchem der Klerus immer zahlreich vertreten war, als aufmerktsame Beobachterin zugegen zu sein, ja sie betrieb sich geflissentlich, die Macht der kirchlichen Ceremonien mit ganzer Stärke auf Gefühl und Geist wirken zu lassen und erst später, wenn sie wieder entzündet war, darüber nachzudenken. . . Das Resultat dieser Experimente, welche Clementine mit ihrem glaubensbedürftigen Herzen, ihrem unbefriedigten Geiste anstellte, war und blieb immer das Gleiche. . . Sie erlebte nur stärkere oder schwächere Emotionen, die niemals von langer Dauer waren und die in einer matten Ernüchterung des Geistes auslitterten, vor der Clementine, je häufiger sie eintrat, sich entsetzte. . .

Herwarth, den Kampf seiner Frau mehr ahnend als wirklich mitempfindend, enthielt sich jeder Bemerkung. . . Auch er war noch nicht ganz zur Klarheit über sich und sein religiöses Bewußtsein gekommen, aber er sah es bereits vor seinem geistigen Auge tagen. . . Die Herrlichkeiten Rom's befigen ihn nicht mehr durch den Glanz, welcher den sinnlichen Menschen in uns betäubt, indem er ihn bis zur Schwärzerei aufregt. . . Das Gefühl war bei ihm nicht mehr ursprünglich genug, um unter der Willkürlichkeit gewisser galbanstrebender Verührungen zu vibriren. . . Er blieb kühl, weil er das verborgene Räderwerk durch die blendende Umhüllung, mit welcher die Ceremonie es umkleidete, erkannt hatte. . . Form aber, und wäre sie noch so kunstvoll belebt, kann doch kein geistiges Leben geben und erzeugen, weil sie in sich selbst tot ist. . .

Eines Morgens blätterte Clementine, wie sie es täglich that, im „Diario di Roma,“ um zu sehen, ob es demnach wieder etwas für sie zu beobachten und zu prüfen gäbe. . . Herwarth arbeitete an einer Zeichnung des Forum Trajanum, die ihm wohl zu gelingen schien.

„Hast Du schon einer Creierung von Cardinalen beigewohnt?“ fragte Clementine, zu dem fleißig Arbeitenden hinüber schauend. „Morgen sollen drei neue Kirchenfürsten gemacht werden. . .“

„Zu solchen Creierungen hat nur der höchste Klerus Zutritt,“ sagte Herwarth. „Sehen kann man dabei nichts. Dennoch bekommt das römische Volk regelmäßig seinen Theil davon ab. . .“

„In welcher Weise?“

„Bei der Gratulation, welche die Vornehmen Rom's, die Kirche, die Diplomatie, die bevorzugten Fremden den neu ernannten Cardinälen darbringen. Dann erklingt rauschende Musik vor den Palästen der mit dem Purpur der Kirche Bekleideten, die nächste Umgebung ist glänzend illuminiert, und in den Wohnungen der Glücklichen selbst ist großer Empfang, wobei Erfrischungen herumgereicht werden. . .

„Schade, daß man Vergleichen nicht mitmachen kann!“ meinte Clementine. „Ich möchte für's Leben gern so einen neu gebadenen Kardinal inmitten der ihm huldigenden Kirche beobachten. . . Ein solcher Moment, welcher dem Erhöhten ja Anwartschaft auf den erhabnesten Thron der Erde, auf den Stuhl Petri gibt, muß — denk ich mir — einen unauslöschlichen, einen gewissermaßen heiligenden Eindruck auf ihn machen! Da möchte ich wohl Katholikin sein, um so recht innig mit solchem Begehrten fühlen zu können! . .“

Herrwarth legte die Feder weg und blühte Clementine freundlich an.

„Möchtest Du einer solchen Gratulationskurc beiwohnen?“ fragte er.

„Kannst Du daran zweifeln? . .“

„Gut, ich will sehen, was sich thun läßt. . .“

„Daß Du Hoffnung?“

„Ich glaube. . . Der Attache des ***Gesandten hat uns sehr freundlich empfangen. . . Er steht als geistreich, seit langen Jahren in Rom lebender Convertit in hohem Ansehen, und wenn ich ihm meine Bitte vortrage, bin ich überzeugt, daß ich kein Refus erhalte. . . Wir sind schon beobachtet worden, mein Herz, man hält uns für wichtig genug, um sich um uns zu kümmern, und man wird deshalb meine Anfrage vom rein literalen Standpunkte aus beurtheilen. . . Du darfst nie vergessen, daß ich nach einer Abwesenheit von noch nicht ganz zwei Jahren schon wieder hierher zurückkehrte, ohne durch äußere Verpflichtungen dazu gezwungen zu sein. . .“

Clementines schöne Züge überflammte ein duftiges Roth, während ihre wunderbar tiefen Augen fragend und bittend zugleich auf Herrwarth gerichtet waren.

„Wenn es möglich wäre“ — sprach sie — „es soll das letzte Mal sein, daß ich. . .“

Sie vollendete den Satz nicht, senkte den Blick und ein paar große helle Thränen fielen auf die im Allgemeinen so inhaltslose römische Zeitung. . .

Herrwarth war schon aufgestanden. . . Er umarmte Clementine, küßte ihr Stirn, Augen und Mund und griff nach seinem Hute.

„Veh wohl, theure Seele!“ sprach er. „Noch zwei Stunden spätestens bin ich wieder bei Dir. . . Es wäre möglich, daß ich antichambrieren müßte. . . Doch verlaß Dich drauf, ich komme nicht ununterrichteter Sache zurück! . .“

Zwanzigstes Capitel.

Geheilt für immer.

Es war spät geworden. Nach allen Seiten hin zerstreute sich die gassende Menge, zwei- und vierspännige Equipagen, dazwischen die stolzen Kutschen der Cardinäle, rollten durch die spärlich erleuchteten Straßen, und die weißelose Stille der Nacht mit ihrem verführerischen Sternenglanz breitete sich aus über der ewigen Stadt.

Unterhalb der zum Capitol hinauf geleitenden breiten Treppe fuhr eine Mietstulpe vor, der eine verschleierte Dame und ein Herr entstieg. Der Herr reichte der Dame die Hand, führte sie die Treppe hinauf, an der Reiterstatue des Kaiser Aurel vorbei, und bog dann rechts ab nach den engeren Häusern, unter welchen die casa turpeja das ansehnlichste ist. Dies Haus be-

traten die spät Heimkehrenden, in denen wir unsere Freunde wieder erkennen.

„Du hast Dich gründlich gelangweilt, liebe Seele,“ redete Herrwarth seine Frau an, als diese mit einem Seufzer Nuth nahm an ihrem Lieblingsfenster mit der wunderbar fesselnden Aussicht. „Ich wundere mich darüber nicht. Wir Deutschen sind von anderem Stoff gemacht und anders getarret, als diese Römer, und können uns deshalb schwer in die Formen einleben, die nun einmal in solchen Circeln gelten und beobachtet werden.“

„Nicht doch, geliebter Herrwarth,“ entgegnete Clementine. „Es war nicht Langeweile, die mich in diesem durch einander schwirrenden Menschenwurm sobald stumpf werden ließ, sondern ein innerliches Entsetzen, das sich wie ein Alp auf meine Brust legte und mich am Athmen verhinderte. . . Diese Gratulationscurc ist ein Heilmittel für meine jagende, von hundert Widersprüchen gefolterte Seele geworden. . . Laß mir noch einige Tage Zeit, damit ich mich sammle, mir alles Erlebte noch einmal lebendig in mein Gedächtniß zurückrufen kann, und Du sollst mit mir zufrieden sein. . . Wohl begreife ich, daß eine unвідstehliche Sehnsucht uns nach Rom führen kann, um zu schauen, zu bewundern, zu schwärmen und zu träumen, festgehalten aber kann doch eine Seele hier nicht werden, die unverfälschte Liebe des Geistes schlürfen will, um ihre hohe Bestimmung zu erreichen! . . Ich denke, nach einigen Wochen werden wir uns, ohne Trennungsschmerzen zu empfinden, wieder dem Norden zu. . . Du sollst mich dahem nicht unzufrieden, niemals wieder geistig gedrückt setzen; denn wisse — Geliebter — in Rom bin ich von Rom genesen! . . Das aber war für mich Bedürfniß, hast würde ich sehr, sehr unglücklich geworden sein. . .“

„Clementine, war' es möglich!“ rief Herrwarth und suchte das leuchtende Auge der Gattin. „So wären wir einig in all' unserm Denken und Sinnen und gehörten uns nun erst geistig ganz an? . .“

„Ich weiß, daß es so ist,“ entgegnete Clementine lächelnd, senkte ihr Haupt an Herrwarth's Brust, und schritt dann, ihren Arm um seinen Nacken legend, langsam mit ihm das Zimmer aus und ab. „Ich lasse Dich jetzt in dieser gewöhnlichen Nachtstunde, die mich immerdar unergötzlich bleiben soll und wird, einen Blick in mein Herz, in die Werkstatt meiner geheimsten Gedanken thun,“ fuhr sie fort. „Bald nach Deiner Ankunft im Hause meiner Eltern richtete sich mein Augenmerk auf die merkwürdige Stadt, von welcher Du so viel Wunderbares erzähltest. . . Ich fühlte es Deinen Worten an, daß Du Dich schwer von dem hiesigen Leben getrennt haben müßtest, und daß eine unschätzbare Gewalt Dich noch vielfältig daran fesselte. . . Auch konnte es mir nicht entgehen, daß Du unbefriedigt seist, daß Dir etwas Unennbares fehle. Nur, worin dies bestehe, blieb mir ein ungelöstes Räthsel. . . Da hörte ich die Rede des Vater Nott, der mir durch sein auffallendes Wissen stets imponirt hatte. . . Deine Aeußerungen über Religion und Kirche, mit denen Du freigeiger warst, als Du es selbst vielleicht wolltest, sagten mir, daß Du nach einem feiteren, religiösen Halt umherstafetest, als ihn unsere Kirche gewöhnlich zu geben verheißt, obwohl sie es immer könnte, wenn sie sich jederzeit ihrer hohen Aufgabe, die Verkünderin und Verbreiterin des lauter'n Evangeliums zu sein, bemüht bliebe! . . War es ein Wunder, daß mein unbefriedigtes Herz, das sich vertrauensvoll Dir anschmiegte, die Ahnung größerer Genüge erquickender Seelennahrung zu finden hoffte, nachdem ich die merkwürdig überzeugenden Predigten des Jesuiten-Missionars im Dom der alten, gläubigen Bischofsstadt gehört hatte? . . Sah ich Dich doch selber schwanke! . . Belastet bist ich doch immer und immer wieder Deine Gespräche im

Traume, die mir die tiefe Sehnsucht Deines Geistes nach Rom, nach der Consecration in der Peterkirche enthallen! . . . Mit welchen Erwartungen, mit welchen Empfindungen ich die Stadt der Städte dann betrat, Du hast es selbst mit erlebt! . . . Soll ich noch sprechen von meinen Enttäuschungen und von den unmittelbar an diese sich knüpfenden Täuschungen? . . . Mit Dir zusammen und auch allein kniete ich an der Consecration und betete, daß Gott meinen Geist erleuchten möge, damit ich befreit würde von den Zwölfeln, die mich umstrickten und aufwieken! . . . Ich suchte unaufhörlich, mit Lust und Eifer und ernstlichem Willen, und kam doch nie zum Ziele. . . Was mich heute zu höchster Begeisterung hinstieß, erlärte mich morgen, weil die schöne Form unvorlehens unter der ungeschickten Hand eines nachlässigen Priesters zerbrach. . . Seit wenigen Stunden erst bin ich einzig mit mir selbst geworden. . . Der heutige Abend in dem Palast des neuen Cardinals hat mir die Augen geöffnet. . . Ich weiß nun Schein und Wahrheit, anmuthige, fesselnde Hülle von dem gesunden Kern zu unterscheiden, und habe mich fortan vor seiner Wandelung mehr zu fürchten! . . . Diese Erkenntniß meiner selbst, diese beruhigende Erleuchtung meines Geistes verordnete ich Dir und Deiner ungestillten Sehnsucht nach der ewigen Stadt, die Du bereinst unbefriedigt verlässest. . . Von morgen an wollen wir nur noch harmlosen Genüssen uns hingeben, uns aber möglichst fern halten von dem Halbdauner weichraucherfüllter Kirchen. . . Sobald Du es wünschen wirst, bin ich bereit zur Abreise. . .

Herwarth war glücklich über dieses Gehändniß. Er hatte es eines Tages zu hören erwartet, nicht aber so bald und so plötzlich. . .

„Ehe wir reisen, theures Herz, habe ich noch ein Gelübde zu erfüllen,“ sagte er, Clementine noch fester umschlingend, „Erinnerst Du Dich noch des Besuchs in meiner früheren Wohnung? . . .“

„Auch der Worte, die Signora Carlotta Dir in scherzhaft drohendem Tone nachrief, Du bleibst mir damals die Erklärung schuldig.“

„Jetzt kann ich sie Dir geben,“ fuhr Herwarth fort. „Carlotta hat eine Schwester, Namens Marietta. Diese liebte mich und ich verehrte sie, weil sie in manchen Dingen Dir ähnlich war. . . Als ich zum ersten Male Rom verließ, vertrat die leidenschaftliche Römerin mir den Weg und entlockte mir ein bindendes Wort, ein Versprechen, das mich oft recht peinigte. . . Es ist nun die Zeit gekommen, wo ich mein Wort einlösen kann und zwar — durch Dich. . .“

„Durch mich?“ fragte bang aufathmend Clementine.

„So ist es, mein theures Herz! . . . Marietta will den Schleier nehmen. Von Carlotta weiß sie, daß ich wieder in Rom lebe und daß Du meine Frau geworden bist. . . Sie wünscht Dich kennen zu lernen, um aus Deinen eigenen Munde zu hören, daß ich in Deinem Besitze mich glücklich, mich selig fühle. . . Wärest Du nicht im Stande, mit gutem Gewissen und aus voller Ueberzeugung der künftigen Nonne diese Versicherung geben zu können, dann will sie Dir fluchen. . .“

„Sie kann und soll es nicht!“ rief Clementine, Herwarth den Mund mit heißen Küßen schließend. „Ich war immer glücklich in Deinem Besitze, und daß Du nicht von mir lassen willst, daß ich Dich ebenfalls glück-

lich gemacht habe, dafür bürgt mir Deine Aufforderung! . . . Ich bin bereit, die Römerin zu sprechen, sobald sie es wünscht. . .“

Einige Tage später kam Clementine im Sprechzimmer des Klosters, in welchem Marietta seit mehreren Monaten lebte, mit dieser zusammen. . . Die Ueberzählung war gegenseitig gleich groß, und wirkte erschütternd auf Beide. . . Clementine konnte nun erst Herwarth ganz verstehen, und gern vergab sie ihm, daß er in dem glanzvollen Auge der jungen Römerin das ihrige zu erblicken glaube, durch Marietta sich geistig träumerisch mit ihr, der Fernen unterhielt, ohne ihr doch geistig untreu zu werden. . .

Die Unterhaltung währte nur kurze Zeit. . . Beim Abschiede rief Marietta, die längst der Welt entsagt hatte, auf Clementinens Haupt den Segen des Himmels herab. . . Das Gelübde Herwarth's war erfüllt, der Bann, mit dem Marietta sein Herz noch lose gefangen hielt, für immer gelöst. . .

Und nun bereitete sich die letzten Befriedigten gelassen auf die Heimreise vor, die einer kurzen Villeggiatur am Remeisee im Hause Pietro Coronini's, welcher dem deutschen Freunde wegen der Schönheit Clementinens geneigt, daß Marietta's Wünsche nicht in Erfüllung gehen konnten, unmittelbar folgte.

Der Abreise voran ging ein trauliches Mahl, das Eberstein an demselben Orte herrichten ließ, wo Herwarth zuletzt mit den Freunden gesiecht hatte.

„Und ehe Ihr scheidet, schlürft Ihr doch wiederum einen Trunk aus Fontana Trevi?“ fragte er lächelnd und zeigte Clementine die blinkende Silberhale.

„Zum zweiten Male will ich das Schißal eben so wenig wie mein Herz versuchen,“ versetzte Herwarth.

„Der erste letzte Trunk aus diesem gefeiten Bräunen hat mir Leiden, aber auch Freuden in Fülle gebracht. Darum, Freund, danke ich Dir, daß Du ihn mir treibenst! . . . Er führte mich zurück nach Rom, damit ich erkennen lernen sollte, worin das wahre Glück des Geistes, worin der Werth einer religiösen Ueberzeugung bestehe, die man unter Kämpfen mannichfacher Art aus den Erfahrungen des Lebens schöpft! . . . Nun ich befriedigt bin, nun Rom mich gesättigt hat, was bedarf ich seiner noch weiter? . . . Fern davon in der Heimath wird kein Bild, von mildern Licht umstrahlt, immer vor meiner Seele stehen und sie mit wohlthuernder Wärme erfüllen. . . Darum bleibe der erste letzte Trunk auch wirklich der letzte! . . .“

Auch Clementine ließ sich nicht bewegen, ihre Lippen mit dem gefährlichen Wasser zu benehen. . . Als sie Arm in Arm mit Herwarth an dem rauschenden Brunnenn vorüberging, wölbten die schräg auf den niederrieselnden Wasserfaub fallenden Sonnenstrahlen farbige Bogen darüber, und einzelne kühle Tropfen berührten wie segnend die Stirn der jungen Frau. . .

Am Fuße der spanischen Treppe sagte das glückliche Paar den Freunden und Rom für immer Lebewohl, und als der Wagen mit den Scheidenden durch die Porta del Popolo rollte, glühte, wie am Abend ihres Einzuges vor fünf Monaten, die Riesentuppl der Peterkirche im goldenen Sonnenfeuer des Südens, und das Ave-Maria-Läuten der römischen Glocken gab ihnen das Geleit in die Heimath. Es war ein Friedensgeläute für ihre Herzen.

Kleine Roman-Zeitung.

Ein deutscher Humanist und Volkswächter. (Aus dem Magazin für die Literatur des Auslandes vom 21. Januar 1865.) Der Generalconsul J. J. Sturz, dessen unablässiger Kampf sowohl gegen die weiße als die schwarze Sklaverei, und dessen ausdauernde Bemühungen für eine planmäßige, concentrirte deutsche Auswanderung hinlänglich bekannt sind, ist eine seltene Erscheinung unserer Zeit, denn es dürfte nicht häufig vorkommen, daß ein hochgestellter Beamter nicht bloß ein großes Gehalt, sondern auch ein nicht unbedeutendes Vermögen im Dienste des Wohlgehabten Anderer, „für eine Idee“, wie man zu sagen pflegt, opferte, wie er that, und dafür nun im vorgerückten Greisenalter und bei einer zahlreichen Familie mit den schwersten Sorgen zu kämpfen hat. Der Mann sät und ein solches Interesse in, daß wir nicht umhin können, einen kurzen, gedrängten Abriss seines vielbewegten Lebens, so weit es uns bekannt ist, unseren Lesern vorzuführen.

J. J. Sturz ward im Jahre 1800 in Frankfurt a. M. geboren, genoss eine praktische Erziehung und ging, schon damals mit seinem humanen und deutsch-nationalen Ziele vor Augen, in seinem 21. Jahre nach England, von wo er 1823 nach Brasilien segelte, das er bis an die Grenze des damals abgeschlossenen Paraguay bereiste. Im Jahre 1827 kehrte er nach England zurück, um gleich darauf in die Dienste einer merikanischen Silberbergwerks-Compagnie zu treten, bei der er bis zu deren Auflösung verblieb, worauf er die then, damals censurirten Vereinigten Staaten, sowie einen Theil Canadas durchstreifte, um Erfahrungen für den vorgedachten Lebensberuf zu sammeln, und dann nach England zurückkehrte, mit dem festen Entschlusse, von dort wieder nach Brasilien zu gehen, denn nur dieses Land mit seiner geistig und körperlich trägen, entvölkerten Bevölkerung, schien ihm geeignet, durch friedliche Einwanderung am Schnellsten und Sichersten ein „Neu-Deutschland jenseits des Oceans“ werden zu können, da der deutsche Bauer und Handwerker den amerikanischen Spaniern und Portugiesen eben so unendlich überlegen, wie er zum Theil heute noch (um wie viel mehr damals!) den energischen, intelligenten Nordamerikanern nachsteht.

Sturz trat also in die Dienste der Goldminen-Compagnie Gorgeseo, deren Directorium in London ansässig war, nachdem er zuvor die Goldbergwerke Texas und Ungarns besucht und eine große Zahl deutscher Bergleute vortheilhaft und zu ihrer späteren großen Zufriedenheit für englische Minen in Brasilien engagirt hatte.

Seine Stellung in Brasilien war bekanntlich eine sehr zufriedenspendende; dennoch gab er seinen Posten nach zwei Jahren auf, weil er mit dem ersten Verwalter, einem früheren englischen Pflieger, wegen der grausamen Behandlung und schlechten Vergütung der im Dienste der Minen gehaltenen 500 schwarzen Sklaven in steten Mißverständnissen sich befand, und ging nach London, wo er dem Directorium das Geschehene darlegte und weitgehend erreichte, daß die Behandlungswaise jener Compagnie-Sklaven wesentlich verbessert wurde.

Seinen einmal gefassten Entschlusse gab er jedoch nicht auf. Deshalb kehrte er 1838 wieder nach Brasilien zurück und richtete sein nächstes Augenmerk darauf, die Brasilianer in Contact mit europäischem Fortschritt zu bringen, ihnen das Bild materieller Civilisation zu zeigen und sie so in den Völkerverkehrstrom hineinzuschieben, denn nur auf diese Weise ließ sich hoffen, das Land und das Volk aus dem Zustande der Halbbarbarei aufzurichten und ihm höhere Bedürfnisse anzuführen. Mit unsäglichem Mühe und großen Opfergaben gelang es ihm, englischen

Dampfschiffahrts-Gesellschaften die Concession für Beibringung mehrerer Häfen und Bagen mit Dampfschiffen, besonders aber die Postdampfschiffahrt längs der ganzen Küste vom Amazonenstrom bis Rio Grande do Sul zu erwirken, die von jener Zeit an (1838) nie unterbrochen ward. Er veranlagte Reformen im Postwesen, in der Bodenimpfung und a. m. — Die Dampfschiffahrts-Verbindung rettete damals das Reich vor dem Auseinanderfallen und erdrückte die chronisch gewordenen Rebellionen dreier Küstenprovinzen. Da Sturz außerdem dem wesentlich zur Beschließung der Parteien, unmittelbar nach der Wählgesprächung des fünfzehnjährigen Kaisers, beigetragen, sprach ihm die brasilianische Deputirtenkammer im Jahre 1840 in Anbetracht seiner Verdienste um das Reich einräumig das Privilegium der Dampfschiffahrt auf dem Amazonenstrom und 40 Quadrat-leguas Land zu; doch der Senat raificirte diesen Beschluß nicht, weil ein habsburger Marquis aus seiner Mitte das betreffende Nationalgesetz für sich und seinen Sohn haben wollte. — Trotz dieser bitteren Erfahrung und Enttäuschung legte Sturz seine ziemlich gefährlichen Bemühungen zur Erwerbung der Sklaveneinfuhr fort und mühte sich ab, die Sklaverei im Beste und in der Beschäftigung dadurch zu bekämpfen, daß er die Discussion über die Staatsänderungen und die Einwanderungsfrage schärfte, die er allein zuerst im Jahre 1838 angeregt hatte und Jahre lang ohne Unterbrechung mit den größten Beispielen und Anstrengungen fortsetzte.

Schließlich kehrte er, an allem Erfolge verzweifelt, 1841 nach England zurück, nachdem er, statt für sich etwas gewonnen zu haben, nur das Einzige eingestuft hatte, weil die von ihm eingeführten Unternehmungen wegen der concurrirenden Sklaverei-Interessen nicht reuhten. Da aber selb es den Brasilianern ein, sich für alle Fälle trotz des noch blühenden Handels mit schwarzen, auch die Einfuhr weißer Sklaven zu sichern; deshalb wurde der Abfall als entschieden freisinnig und human bekannte Sturz 1842 zum brasilianischen Generalconsul für Preußen ernannt. Der ehrenhafte, arglose Mann sollte für schlechte Zwecke zum verdammten Schilde gebraucht werden! Während sich Sturz von Berlin aus rastlose Mühe gab, für Brasilien Reformen anzubahnen, welche eine freie deutsche Einwanderung ermöglichen, namentlich Annahme eines Gesetzes über die Staatsänderungen, Befreierung des übermäßigen, unbenutzten Grundbesitzes, Verabolung der Zölle und Verbot des Sklavenshandels, hatten die schlaunen Portugiesen für jeden Vorschlag seinerseits eine höfliche Antwort bereitet, aber trieben den Sklavenshandel so schwunghaft, daß sie es schließlich bis zu 80,000 Köpfen jährlicher Einfuhr brachten, worauf dann endlich die Engländer im Jahre 1841 diesem Unwesen gewaltsam ein Ende machten. Das war noch nicht Alles. Während Sturz unablässig in Flugblätter und Zeitungsartikeln erklärte, daß die Zeit zur deutschen Auswanderung nach Brasilien noch nicht gekommen sei und nicht eher kommen werde, als bis die oben genannten Reformen eingeführt seien, organisirte die brasilianische Regierung unter offiziellem Leitung ihrer anderen Consuln und geheimen Agenten eine großartig zu betreibende Sklaven-Einfuhr vermögensloser Deutscher. Sie benutzte dazu das System der Parcellaverträge, welche Laubende unserer mittellosen Kaufleute in die schneidlichste Sklaverei habsgrüger und bezugsloser Plantagenbesitzer lieferten. Es wurden an sechs Millionen preussische Thaler bloß als Prämien für Anwerbung von Parcella-Colonisten unter die brasilianischen Agenten, Consuln und Diplomaten vertheilt, ja die Stellung der Letzteren von den Erfolgen abhängig gemacht,

welche sie in diesem fluchwürdigen, die deutsche Nation schändenden Geschäfte erreichten. Sturz trat diesem Unwesen mit der ganzen Aufopferung seines deutschen, ehrenwerthen Charakters in Rede und Schrift öffentlich entgegen und in Folge dessen befiel ihm die kaiserlich brasilianische Regierung bereits Anfangs 1858 seinen Gehalt ein, um ihn materiell von ihr abhängig zu machen und dadurch zum Schweigen zu zwingen. Doch nichts schreckte den braven Mann zurück — er setzte ohne Zuthun noch mehr von seinem Privatvermögen daran, um das wirkliche Interesse seines Koopis-Vaterlandes wahrzunehmen, indem er seine deutschen Landesleute, unter Hinweis auf die realen Verhältnisse, fort und fort von der Auswanderung nach Brasilien, besonders aber vor Abschließung der Parceria-Verträge warnte. Schließlich ward ihm nach sechszehnjähriger tadelloser Führung seines General-Consulats dieses Amt abgenommen. Damit verlor Brasilien zwar den bedeutenden liberalen Geyersche, als welcher ihm der wacker Sturz hatte dienen sollen, aber unser aufopfernder Landmann war durch den letzten Streich auch so gut wie materiell ruiniert. Doch tröstete ihn das Bewußtsein, das Gute gewollt und zum größten Theil auch erreicht zu haben — hätten sich doch ohne sein Dazwischentreten Hunderttausende von Deutschen in die Sklaverei halbwildes portugiesischer Plantagenbesitzer locken lassen und schmachtetten ohne die durch ihn veranlaßten Reclamationen heute noch viele Tausende unserer dethronierten Landesleute in diesem schrecklichen Loos, und die Nationallehre Deutschlands wäre noch unendlich mehr beschädigt worden, als sie es bereits war.

Zwölf Jahre lebte hierauf Sturz in strengster Zurückgezogenheit, wirkte aber in der ganzen Zeit unablässig durch die Presse fort zur Aufklärung über brasilianische Zustände und Zwecke, indem er die wohlgepaßten Reclame brasilianischer Colonisten-Beiber und Diplomaten bekämpfte und die wiederholt von brasilianischen Schülern gegen ihn selbst geschickten Verächtlichungen zurückwies — alles Schritte, die für ihn mit großer Zeit- und Geldopfern verknüpft waren. Da, vor gerade zwei Jahren, übertrug ihm die Regierung der anstrebenden, freisinnig organisierten südamerikanischen Republik Uruguay das Consulat für Preußen, mit der Zulage eines fest stipulirten, auskömmlichen Gehaltes. Seine Thätigkeit in diesem Amte für Bildung eines „Neudeutschlands am Lapatastrom“ und vortheilhafte Verwertung deutscher Capitalien, sowie deutscher Arbeitskräfte dafelbst, war so großartig und von solchem Erfolg gekrönt, daß sie ein in der Geschichte der Auswanderung und der Volkswirtschaft einen eigenen Abschnitt bilden wird. Aber mitten in seiner angestrengten und ausschließlichen Thätigkeit für Uruguay und die dort zu verfolgenden deutsch-nationalen Zwecke trat ihm die unerwünschte Feindschaft der brasilianischen Regierung in den Weg, denn den Intrigen ihrer Parceria-Diplomaten und den mit ihr gemeinsame Sache machenden Consulats-Schwindlern ist es gelungen, daß Uruguay seinem Consul Sturz das zugesagte Gehalt zurücksetzte, ja ihm nicht einmal die während einer zweijährigen Thätigkeit für Druckfassen, Reisen u. dergleichen großen Auslagen zurückerstattete, als es dies noch konnte, während jetzt die Pflichterfüllung der kleineren und schwächeren Republik Uruguay durch die kriegerischen Bemühungen, welche ihr der stärkere und größere kaiserliche Slavenstaat Brasilien betreibt, hat, unmöglich gemacht ist.

Dieser Schlag vollendete den Ruin des ehemals wohlhabenden Mannes, der jetzt, schon in hohem Alter stehend, ein Opfer seiner Charakterfestigkeit im Dienste der Humanität und des Deutschlands werden muß, wenn die weiteren Folgen desselben von ihm nicht abgewendet werden.

Vielleicht trägt diese einfache Darstellung dazu bei, die Deutschen daran zu erinnern, daß es an der Zeit sei, einem solchen Manne thätig unter die Arme zu greifen; lebte derselbe doch

stets für Andere, und hat er doch der Allgemeinheit auch dadurch genützt, daß er durch seine schriftstellerische Thätigkeit mit dem Anstoß zu manchen nützlichen Einrichtungen und Bestrebungen gegeben hat, sowie er sich auch an der ersten Freibandels-Bewegung lebhaft betheiligte.*)

Die zweite Inauguration des Präsidenten A. Lincoln. Am 4. März, Mittags, fand in Washington die zweite Inauguration des Herrn A. Lincoln zum Präsidenten der Vereinigten Staaten statt. Trotz des abentheuerlichen Wetters und der überaus schmutzigen Straßen waren diese, sowie die Häuser und die Fenster derselben mit Herren und Damen dicht besetzt. Ueber den öffentlichen Gebäuden, den Hotels und vielen Privatgebäuden wehten amerikanische Flaggen.

Um 12 Uhr ließ der Regen nach und die Procession zur Feier des Tages setzte sich in Bewegung durch die Pennsylvania Avenue. Eine Escadron des 16. Bundes-Cavallerie-Regiments eröffnete den Zug, ihr folgte eine Section des 4. regulären Artillerie-Regiments, dann kamen die Civil- und Municipal-Bevölkerung, die Feuerleute von Philadelphia und Washington. Dem Zug ihrer Maschinen und Apparate folgte ein von vier Pferden gezogener Freiheitsstempel. Das Modell eines Monitors, das von vier schneeweißen Pferden gezogen wurde, erregte viel Interesse. Es war mit Flaggen und Immergrün geschmückt. Matrosen bewegten sich hin und her, und von den Thürmen donnerten Artilleriesalven. Eine in Operation befindliche Buchdruckerpresse befand sich gleichfalls in der Procession. Dann folgten verschiedene Civilvereine und Gesellschaften, die Lincoln- und Johnson-Clubs, Bataillone des Veteranen-Reservecorps und Campagnen von Marinevolontären. Zwei Compagnien Regentruppen, denen eine ungeheure Menge großer und kleiner Sambos benumbernd und jubelnd nachliefen, erregten Ansehen, obgleich sie schlecht marschirten. Den Schluß bildeten 100 Mann von Giesboro's Meierei. Ob diese Procession das Capitol erreichte, hatten dort die Ceremonien in der Senats-Kammer zur Beibehaltung des neuen Vice-Präsidenten bereits ihren Anfang genommen.

Die Gallerie des Saales war vom diplomatischen Corps in voller Uniform und Damen in höchster Toilette besetzt. Auf der Stirn des Saales saßen Senatoren, Offiziere und die höchsten Beamten. Fünfzehn Minuten vor 12 Uhr geleitete Vice-Präsident Hamlin den nun erwählten Vice-Präsident Johnson in die Senats-Kammer und stellte denselben den versammelten Senatoren als deren neuen Vorfürer vor.

Nachdem Herr Johnson den Amtseid geleistet, trat Senator Foster, Vorfürer des Arrangements-Committee, durch eine Privatpforte mit dem Präsidenten ein, der sich nebst andern Vizedenutzern von der Senats-Kammer nach der Rotunde und von da nach der Tribüne am öffentlichen Porticus begab. Dort nahm im Angesicht einer zahllosen Menschenmenge der in sein Amtsernennung gekleidete Oberrichter des Supreme-Courts der Vereinigten Staaten dem Präsidenten den Amtseid ab, wie die Constitution ihn vorschreibt, worauf Herr Lincoln die Inauguration beendete.

Beim Schluß derselben wurde der Präsident mit Hurraufen begrüßt, Kanonensalven gelaßt und die Musik spielte. Er schien in heiterer Laune zu sein und schüttelte mehr als 5000 Personen die Hände.

Mikrographisches Nonplusultra. Ein Londoner Banquier Namens Peters, ein Liebhaber von wissenschaftlichen Absonderlichkeiten, hat eine Klein-Schreibmaschine erfunden, welche mittelst eines Diamanten-Schreibstiftchens auf Glas ausführt, die

*) Auch die Expedition dieses Blattes erklärt sich gern bereit, Beiträge anzunehmen und bittet, dieselben an die Verlagsbuchhandlung von Otto Jante, Anhaltische Straße Nr. 11, zu richten.

nur mit Hilfe kräftiger Mikroskopen erkannt werden können. So ist z. B. das Gebeiß des Herrn Isidor auf den dreihundertsechsbundfünzigsten Theil eines englischen Quadratfußes geschrieben worden. Da nun die englische Bibel nach englischer Berechnung 3,566,480 Buchstaben enthalten soll und das Vater Unser 223, so würde die ganze Bibel mit der Peters'schen mikroskopischen Maschine auf etwa $\frac{1}{2}$ Zoll geschrieben werden können. Wie ungläublich die Sache auch klingen mag, sie wird von dem Präsidenten der mikroskopischen Societät in London mit nächsten Worten ausgesprochen und ist jedenfalls „quite English“, d. h. echt englisch.

Compensationsreit. Vor Kurzem geriet in New-York ein Hund in Flammen; bei dem ersten Alarmglocken liefen sofort zwei Feuerweh-Compagnien an den Ort der Gefahr, welcher lobenswerthe Eifer aber leider zu Confliten führte; denn die sechste Compagnie behauptete, das brennende Haus gehöre zu ihrem Bezirk, und die einundvierzigste habe daher nicht das Recht, auch nur einen Tropfen Wasser auf das brennende Haus zu sprühen. Die einundvierzigste machte aber dieselben Ansprüche geltend, und man wurde handgemein. Unterdessen fürzte das Dach ein, die Balken und Böden stürzten und das Feuer machte rasende Fortschritte. Da kommen Policemen, trennen die Feuerwehrenten und führen sie als Zeiger der öffentlichen Ruhe auf die Wache. Natürlich brannte das Haus von Hiesel bis zum Grunde nieder. Die sechste Compagnie hat nun einen Prozeß gegen die einundvierzigste angestrengt, damit der Richter entscheide, daß das verbrannte Gebäude zu ihrem Bezirk gehöre. Damit kann sich nun der Jeremiaß auf den rauchenden Trümmern seines Eigenthums trösten.

Ein Pamphlet gegen Cäsar Augustus. Unter dem Titel: „Die Reden des Labienus“ (les propos de Labiénus) ist in Paris ein kleines Pamphlet erschienen, welches die Apothese der Staatsstreich im „Leben Cäsar's“ mit ungemöhnlichem Geiste und unter den jetzigen Verhältnissen mit soß heroischer Kühnheit scharf verurtheilt. Das Pamphlet sandt nur aus Versehen einen Betreger. Der Buchhändler glaubte es mit einer rein wissenschaftlichen Arbeit zu thun zu haben und druckte diese Schrift, von deren harmlosem Titel er auf einen ebenso harmlosen Inhalt geschlossen hatte. Nachdem er einige Exemplare verkauft, begann der Andrang ein ansehnlicheres zu werden. Der Buchhändler wurde kühnig, und als der Autor, ein Herr Rogeard, beim Drucker eine weitere Auflage von 6000 Exemplaren bestellte, rannete der um seine Buchhändlerbezuglich besorgte Verleger zur Behörde und erklärte, daß er ein Opfer seiner Nachlässigkeit sei, und bat um polizeiliche Assistance gegen Herrn Rogeard, der ihn zur Herausgabe der neuen Auflage durch Hasser zwingen wolle. Die Behörde nahm den reinen Verleger in Schutz, confiscirte die ganze Auflage und verhaftete den Autor, der zwar gleich wieder freigelassen, aber unter der Auflage der Majestätsbeleidigung vor den Untersuchungsrichter geladen wurde. Das winzige Pamphlet des Herrn Rogeard, eines ehemaligen Professors der klassischen Literatur am Lycéeum von Paris, welcher nach dem Staatsstreich seine Entlassung genommen und seitdem Privatlehrer ist — die kleine Schrift ist nun ein großes politisches Ereigniß, und die Broschüre, welche bei ihrem Erscheinen 50 Centimes gekostet, wird jetzt buchhändlerisch mit Gold ausgezogen; belläufig bemerkt, wieder eine Abridgegung des kaiserlichen Kriems von den kleinen Ursachen, die niemals große Wirkungen haben. Der Fall ist noch in anderer Beziehung interessant, denn er zeigt, daß eine andere Auffassung des Cäsarismus als die im „Leben Cäsar's“ in Frankreich nicht gebildet wird, und daß der

hohe Verfall eine freimüthige Kritik seiner Gesellschaftsauffassung nicht gestattet.

Heribert Nau, der vielschreibende Roman-Biograph, hat ein neues Bind seiner Raune von Etapel gelassen: Carl Maria von Weber, ein cultur-historischer Roman, 3 Bände. Leipzig bei Thomae.

Die Nau'sche Schreibweise ist bekannt, und seine schnell auf einander folgenden biographischen Romane, von denen viele mit großem Erfolg geschrieben sind, haben manche Anfechtungen erlitten. Nau's Roman und Beethoven haben eine seltene Sensation gemacht, sind überall gelesen und verschlungen worden. Diesen Schilderungen musikalischer Capacitäten schließt sich nun die Carl Maria's von Weber würdig an, weshalb denn auch wohl dies Buch Käufer und Freunde finden wird.

Theater. Berlin. Die Tage der Erkenntniß, ist der Titel eines Pariser Eitenbildes in 5 Acten nach Victorien Sardou's Roman: „Les vieux garçons.“ Dieses Stück hat auf den Brettern der Friedrichs-Wilhelms-Bühne bereits zahlreiche Aufführungen erlitten und wird vorzüglich begeselt; es gewährt tiefe Einblicke in das Pariser Gesellschaftsleben und liefert wieder einen neuen Beweis des sittlichen Verfalls der hohen Gesellschaft in der schönen Hauptstadt Frankreichs. Die alten Roue's drängen sich aus Rangeweile in Familienkreise ein, um den Pausfrieden zu stören und das Familienglück zu zertrümmern. Einer von ihnen, ein Herr von Mortemer, geht sogar so weit, ein junges, eben aus der Pension gekommenes, natürliches und noch nicht von der Fäulniß der Gesellschaft verdirbtes Mädchen von 17 Jahren verschleppen zu wollen. Seine Verführungslust scheitert aber an der Liebe des lieblichen Schicksals zu einem jungen Manne, der wieder ein natürlicher Sohn Mortemer's sein muß, dessen Mutter dieser würdige Roue verführt und schamlos im Stich gelassen hatte. Mit der Verlobung der jungen Leute, Angesichts des sauberen „beau père“, schließt das Stück, dessen Besuch Einheimischen und Fremden mit Recht empfohlen werden kann. Die Aufführung ist, wie schon bemerkt wurde, eine sehr gelungene und dürfte denen der Königl. Bühne nicht nachstehen.

Correspondenz.

Den verehr. Abonnenten der Roman-Zeitung machen wir die Anzeige, daß wir Ihnen bis zum 1. Juli d. J. die berühmte Erzählung des eben verstorbenen Dichters Otto Ludwig:

Zwischen Himmel und Erde.

~ Dritte Auflage. ~

für den Preis von nur 20 Egr. (Rath $\frac{1}{4}$ Thlr.) ablassen wollen, soweit der Vorrath reicht.

Den Freunden klassischer Werte wird diese Erstere gewiß eine willkommenes sein, da fast einstimmig die gesammte deutsche Presse die Erzählung von

Otto Ludwig: „Zwischen Himmel und Erde“ für ein Meisterwerk der jüngsten Zeit erklärt hat.

Restanten, welche von Buchhandlungen diese Zeitung beziehen, wollen bei denselben bestellen und prompter Versorgung direct bei uns bestellen, und Post-Abonnenten in Preußen vermittelt Postkarte 20 Egr. einzahlen, um umgehend besichtigt zu werden. Berlin, im März 1865.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Janké in Berlin.

Neu hinzugestretene Abonnenten können nach dem ersten Jahrgang der Roman-Zeitung, sowie das erste Quartal des zweiten Jahrgangs für 1 Thlr. pro Quartal — so weit der Vorrath reicht — durch die Postämter und Buchhandlungen beziehen.

Zur gefälligen Beachtung: Wir bitten und seine Manuscripte für die Roman-Zeitung ohne vorherige Anfrage einzuliefern, da wir eine Garantie für unerwartet eingehende Manuscripte in seiner Weise übernehmen können. Redaction und Verlagsbuchhandlung.

Deutsche Roman-Beitrag.

Friedel und Oswald.

Roman aus der Tiroler Geschichte

von

Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Fünftes Capitel.

Der Landesherr.

Es dämmerte schon stark, obwohl es noch früh am Tage war, aber im wüsten Innthale pflegt der Winter streng und unerbittlich einzufahren, und von den Föhnigen Bergen und der Frau Hiltl, die schon ihren Schneemantel umgethan hatte, wehte es eifrig kalt über die Dächer herein auf den Innsbrucker Stadtplatz. Dennoch war es auf demselben und in den anstehenden Gäßchen noch belebt wie am Tage, denn es galt, ein Fest und einen fürstlichen Aufzug zu schauen und für derlei gab es in der damals noch von Wällen und Gräben eingezwängten Tiroler-Hauptstadt keinen andern Raum, als zwischen der neu gebauten herzoglichen Burg und dem schrägüberstehenden Rathhause mit seinem wunderlich geformten Thurme.

Bis gegen die Ottoburg und das Innsbrucker Thor hinan und aufwärts bis zu dem jetzt in die Neustadt führenden Thorbogen standen die auserlesenen Reifigen Erzherzog Friedrich's von Oesterreich, des Tiroler Grafen, die Büchschützen und hielten die Mitte der Straße frei; wilde kräftige Gestalten im Brust- und Rückenpanzer, den schweren Eisenhut auf dem Kopfe, auf der Schulter die schwerfällige Handbüchse mit weitem Mündloch und in der Hand einen tüchtigen Speiß, um welchen die Lunte gewickelt war, um das plumpe Gewehr gleich losbrennen zu können, das auf dem Marsche den Schützen nachgefahren wurde, bei festlichen Anlässen aber als eine neue und kostbare Waffe zu Staat und Prunk dienen mußte.

Hinter den Kriegern schob und drängte sich das neugierige Volk. Die Bürger der Stadt mit ihren Töchtern und Frauen, und die aus der nächsten Umgebung herbeigeströmten Landleute; Plaudern und Lachen wechselte mit Wortgefecht und Zanf, wenn etwa irgend ein verber Stubayer oder Pustterer den Versuch machen wollte, sich mit seinen Elbogen auf Kosten Anderer einen Platz in der vordersten Reihe zu erobern. Die Schützen hatten vollauf abzuwehren, die Straße frei zu halten und wo ihre Ueberredung nicht ausreichte, nahmen sie wohl auch zu andern

Mitteln ihre Zuflucht, um zu beweisen, daß mit den Waffen auch das Recht in ihren Händen war.

Von Zeit zu Zeit erhellte sich die von dem schwarzeisen Dualm einiger Pechpfannen nur düster und unsärl erleuchtete Gasse, denn unter dem Vortritte ihrer Fackelträger kamen nach und nach die Stadträthe und Bürgermeister, oder die Adelsgeschlechter aus der Stadt und den umliegenden Burgen, von ihren Behausungen oder Herbergen herangezogen, alle im höchsten Staat, daß die Perlen, Steine und Kleinodien, die sie zu Schmuck und Geschmeide trugen, in dem wehenden Fackelschein nur desto verlockender erglänzten.

„Wer sind diese?“ flüsterte es fragend durch die Menge, als einige Männer in reicher, ritterlicher Festtracht vorüberschritten. „Kennt Ihr die finstern drohenden Köpfe nicht?“ flüsterte Einer entgegen. „Das sind die Adelskrieger aus dem Eschland — werden wohl über den Brenner herüber gekommen sein, dem Herzog zu hulbigen . . .“

„Hulbigen? Warum nicht gar!“ erwiderte ein Innsbrucker Bürger, den die geschwärtzten Hände als Bleichschmid bezeichneten. „Wird wohl was Anderes sein, was sie mitten im Winter nach Innsbruck führt. Gehulbigt haben sie schon lang . . . seht Ihr den Großen dort, der jetzt unter den Bogengang tritt und um einen ganzen Helm über die Andern emporragt? Den mit dem goldbelegten Stahlharnisch? Das ist der Starlenberg! Den Stahlharnisch hab' ich ihm gemacht und der Stahlharnisch könnt' es auch erzählen, — der war damals dabei, wie Herzog Friedel gehulbigt wurde . . . Weiß doch Jeder, wie lang' Streit und Haber gewesen unter den Söhnen Herzog Leopold's, der bei Sempach gefallen, bis sie sich zur Theilung entschlossen und unser Herzog Friedel Tirol bekam und die Lande alle vor dem Arlberg. Hatte zu selbiger Zeit ein Geschäft in Wieran und hab' es mit eigenen Augen gesehen, wie die Mannen vom Eschland, die Herren und die Städte und die aus den Gemeinden und Thälern den Herzog feierlich hinauf führten nach Schloß Tirol, damit er davon Besitz nehmen konnte, denn das ist uraltes Recht

— nur wer das Schloß Tirol besitzt, ist Herr im Lande!“

„Ihr habt ganz Recht, Nachbar!“ erwiderte ein Anderer, an welchem das feine Camelot-Tuch und der Schnitt des Wamses den Kaufmann erkennen ließen. „Wird wohl was Anderes sein, was die ehlen Herren in's Zunftal heraufführt und schwerlich was Gutes — mich dünkt, sie machen schier bedenkliche Gesichter! . . . Gott verzeih' mir die Sünde, aber ich kann es nicht aushalten das hochmüthige Volk, das auf seinen Burgen sitzt, nur um das Land und den Herzog zu plagen! . . . Im Binschgau, an der Esch, am Eisack, in jedem Thal kann man keine hundert Schritte thun, das nicht von den Felsen ein solches Nest herunterflögt wie ein Raubvogel!“

„Ja, weun's beim Glogen bliebe!“ lachte der Harnischmacher. „Aber es heißt, sie stoßen auch herunter, wie die Raubvögel, und was sie erhaschen können, das paden sie mit ihren Krallen und tragen's fort!“

„Ich hab's gespürt,“ sagte der Kaufmann. „Zog vor ein paar Jahren von Verona herauf mit zwei Saumthieren, schwer beladen mit Goldwaaren und Glas aus Venedig; ich hatte herzoglich Geleit und kam wohlbehalten bis Mori — da war eben die Fehde mit dem Trientiner Bischof und eh' ich mir's verfab, hatt' mich eine Schaar Rottenburgischer Knechte umringt! Die zerrissen lachend des Herzogs Geleitbrief, warfen mir die Fegen in's Gesicht und durchschüttelten meine Saumladung, von der mir zuletzt nichts übrig blieb als Esherben. Meine feinen Ketten banden sie sich um ihre dicken Schurkenhäuse und versuchten es, die Ringe an ihre groben Finger zu zwingen . . . Gott verzeih' mir die Sünde! Hätte Herzog Friedel nur ein halbes Jahr meinen Sinn — er würde aufräumen unter diesen Herren!“

„Wer weiß, was wir noch erleben!“ rief der Harnischmacher. „Man erzählt allerlei wunderbare Dinge und über den Rottenburger ist er doch schon Meister geworden . . . der Krieg ist auch aus, da hat er die Hände frei und kann sie gebrauchen!“

„Ist es denn auch gewiß, daß der Krieg zu Ende ist? Hieß es doch, die Valern seien schon über Hall hinaus und rücken bald auf Innsbruck los?“

„Es ist so — sie hatten schon die Salzröhren in Hall ausgehoben und zerstört, da starb der alte Herzog von Ingolstadt, der junge aber will von dem Kriege nichts wissen, er bot die Hand zum Frieden und kam selber nach Innsbruck und das Bankett, das heut stattfindet, wird nur ihm zu Ehren gegeben . . .“

„Und wenn mich der Fackelschein nicht täuscht,“ rief der Kaufmann wieder, „so kommen dort Wappner mit den weißen und blauen Routen um die Ecke . . . das sind die Valern und der unter den Ritters vorangeht, der mit dem mächtigen schwarzen Bart und dem auffsteigenden Büwen auf dem Wamme, das wird der Herzog Ludwig sein . . . Nun da weiß man doch,“ fuhr er leiser fort und zog, da die Bezeichneten eben verüberschritten, mit den Andern eberdiebig die Mähe, „warum sie den Herrn den Gebarteten heißen! Ein feiner, stattlicher Herr, dünkt mich aber ein bißchen wild zu sein und daß er in Frankreich gewesen, sieht man ihm auch, — einen solchen Perlenrock kriegt man nur in Paris zu sehen, das weiß unser Ciner, der . . .“

Eine Fanfare von Zinten, Posaunen und Heerpauken begrüßte den bayerischen Fürsten von oben herab, als er die Bogenhalle vor dem Rathhaue betrat und unterbrach den Redseligen, der eben beginnen wollte, von seinen Reisen zu berichten. Das Gespräch war aus, denn die Stunde des Festbeginns rückte immer näher, immer zahlreicher und glänzender kamen die Gäste herauf und es gab so viel für die Augen zu thun, daß der Mund darüber Feierabend bekam.

„Es dauert lange, Vater,“ sagte, als ein kleiner Zwischenraum eintrat, ein tief in ein großes Umschlacht eingehülltes Mädchen zu dem neben ihn stehenden Bauernmanne, der in seinem leichten Vodenrock mit bloßem Halse und unbedeckten Knien stand und nichts von der steigenden Kälte zu bemerken schien, die schon den Hauch vor dem Munde verdichtete und Haare und Kleider zu bereifen begann. Es war das bleiche Meidele von Rosen mit ihrem Vater. „Vater, wollen wir nit gehen?“ begann sie wieder, da er die erste Rede nicht gehört zu haben schien, „es ist so viel kalt . . .“

„Kalt?“ erwiderte der Bauer. „Bist doch aus dem Deythal dahaim und an eine ganz andere Kälte gewöhnt . . . müßtest Dich ja schämen, wenn Dich schon frieren thät bei dem Brösele . . .“

„Es friert mich auch nit von außen,“ sagte Meidele wie zusammenschauernd, „aber von innen! Ist's mir so kalt und völlig wunderfam . . . Hätt'st mir folgen sollen, Vater — hätten nit herein gefollt nach Innsbruck . . .“

„Wach' mit seine Pfauen . . . hab' ich denn nit gemaßt? In Sterzing haben wir erfahren, daß meines Vaters Bruder, der geistlich' Herr, im Sterben liegt — er ist aber so ein viel guter Herr mit uns gewesen, hätt' ich ihn nit besuchen sollen, da wir einmal so nah' gewesen sind?“

Das Mädchen wußte nichts dagegen zu erwidern; sie blickte nur vor sich hin, als hinge ihr Auge an Dingen, die nur ihr allein sichtbar seien. „Wenn nur die Ahnungen nit wären,“ küßte sie, wie in sich hinein, „aber Du weißt, Vater, wie mir oft so besonders wird . . .“

„Leider Gottes,“ sagte der Rosner mit kurzem Seitenblick auf das Mädchen. „Deine Mutter selig ist auch damit behaftet gewesen, und Du hättest es justement nit zu erben gebraucht . . . Aber es kann jetzt nimmer lang dauern, er muß bald kommen und weil ich doch einmal in Innsbruck bin und die Gelegenheit hab', will ich nit fort, bevor ich den Herzog Friedel gesehen hab' . . .“

Dieser Schritt in seinem Gemache in der neu erbauten Hofburg hin und wieder, und schien, obwohl schon vollständig zum Feste gerüstet, doch völlig darauf vergessen zu haben, daß dasselbe beginnen sollte und nur auf sein Erscheinen gewartet werde. Die Burg war wohl nur ein schmales, nicht eben prachtvolles Gebäude mit vorspringendem Erker, aber die innern Räume waren bequem und wohllich, und besonders das Gemach des Herzogs war mit Allem ausgestattet, was Kunst und Handwerk damaliger Zeit an Zier- und Bequemlichkeit hervorbringen vermochten. Das Holzgetäfel der Decke war mit zierlichem Maßwerk und reicher Vergoldung geschmückt, an den Wänden

waren buntgewirte Teppiche wie Gemälde aufgespannt, von den Thürgerüsten und den Fensterrisfen vielen farbige Seidenvorhänge herab, und die sechsarmige Lampe, welche in der Mitte des Gemachs herabhing, warf ihr volles Licht auf den mit Schriften bedeckten Tisch, die daneben stehenden Sammetstühle mit den hohen steifen Lehnen und auf das Wappenschild, das an dem riesigen, kunstvoll gefärbten Ofen die Farben und Zeichen von Habsburg und Tirol vereinigt zeigte. Am Tische selbst stand ein ganz schwarzgekleideter Mann mit etwas sahlem, spihligem Gesicht und aschenblonden Haaren, die in schlichten feuchten Strähnen auf einen langen mageren Hals und die umgelegte Spigenkrause herabbingen. Er hielt sich über den Tisch gebeugt und schien eifrig in einem Pergamente zu lesen. Seitwärts von ihm stand Doctor Kreigius, der rechtsgelehrte Rath, und zapfte sich wie ungeduldig die Aermelkrause zurecht.

Vor einem kleinen Wandtischlein, auf welches der hellere Schein von ein paar Wandleuchtern fiel, stand der Herzog selbst mit zwei kriegerisch aussehenden Männern und betrachtete eine auf dem Tische liegende Handbüchse; ein kleiner Mann mit trügigem, verächtmigem Gesicht und einem starken Hederansatz auf dem Rücken war eifrig darüber, etwas an der Büchse zu erklären. Es war Abraham von Memmingen, des Herzogs Stük- und Büchsenmeister, berühmt durch seine Geschicklichkeit und Erfindungsgabe in der damals neu entstandenen Kunde der Feuerbüchse. Die beiden Ritter waren Hans von Dieffenhoven, genannt Moll, und sein jüngerer Schweftersohn Hans von Mällinen, Habsburg vor Allem ergeben, wie schon sein Vater es gewesen, der mit Herzog Leopold unter den Morgensternen der Schweizer bei Sempach gefallen war. Die beiden Männer glichen sich, wie sich Frühling und Herbst einer anmuthigen Gegend gleichen; Dieffenhoven war ein stattlicher Baum, der seine Früchte getragen und sein wellendes Laub zu vertreiben beginnt, Mällinen der junge Stamm, mit den ersten verheißenden Blüthen geschmückt.

Die bedeutendste Gestalt unter den Anwesenden war jedenfalls der Herzog selbst; hoch und schlant gewachsen, von edler Haltung und anmuthiger Gehrbe, in dem schönen kraftvollen Alter, in welchem der Mann auf der Höhe vollendeter Reife angelangt ist. Der Kopf, den er meist wie sinnend etwas vorgelegt trug, war von langem, hellbraunem Lockenhaar umgeben, neben der kräftig gebogenen Adlernase strahlten blaue Augen mit frischem und doch etwas träumerisch weichmüthigem Ausdruck, um die feinen Lippen zog sich der Bart zu Kinn und Wangen hin und fiel wohlgepflegt bis auf das weiße Wammis herab. Ein rothes Unterkleid half dazu die habsburgischen Hausfarben herzustellen, ein mit Hermelin verbrämter Purpurmantel hing leicht um die Schultern und auf das Haupt war eine Mütze von gleicher Farbe gedrückt, mit einem Aufschlag von demselben Pelzwerk verbrämt und von einem kostbaren Kleinod gehalten, einen Psau darstellend, dessen Schweftrab, aus Edelsteinen gefügt, in allen Farben des Regenbogens schimmerte und blitzte.

„Vortrefflich, Meister Abraham!“ sagte Dieffenhoven, indem er dem Stükmeister auf die Schulter

klopfte, „das ist ein guter Einsall, daß der Schütz nicht immer die Lunte mit der Hand an das Zündloch hinhalten muß . . . das Untenschloß hier mit dem Bügel wird machen, daß mau um zehnmal öfter loschießen kann!“

„Trefflich, in der That!“ sagte der Herzog und rief dann den Herren am Tische zu: „Habt immerhin Geduld, Ihr Herren dort von der Feder! In einer Zeit wie diese haben die Männer des Kriegs vor denen des Friedens den Vorrang — ihre Stimme ist lauter und die Buchstaben, die sie schreiben, sind auch leserlicher und unzweideutiger als die Curen! . . . Mir gefällt Euer Untenschloß sehr, Stükmeister,“ fuhr er dann, wieder gegen diesen gewendet, fort, „mein Kämmerer soll Euch auszahlen, was Ihr braucht, um einmal zum Versuch zehn von meinen Handbüchsen solche Schösser an ihre Büchsen zu machen . . . noch mehr aber gefällt mir, was Ihr von den Eisenkugeln gesagt habt, die Ihr statt der steinernen aus den Karrenbüchsen feuern wollt! Glaubt Ihr wohl, daß solch eine Kugel eine Mauer niederwerfen wird?“

„Das glaub' ich gewiß, gnädigster Herr,“ erwiderte Abraham, „und was der ersten nicht ganz gelingt, vollbringt die zweite und dritte desto sicherer . . . So Ihr mir Erz genug gebt, will ich Euch Stükdrohre gießen, die sollen die Kugeln weiter schleubern, als schier die Augen reichen!“

„Seht, daß Ihr nicht zu viel verspricht, Meister,“ sagte der Herzog, „ich will zufrieden sein, wenn Ihr immer dasjenige Ziel trefft, das ich Euch vor Augen stelle . . . Wenn es nun gelten sollte, ein Bergschloß vom Thal aus zu beschießen?“

„Ich den!' es wohl zu machen, gnädigster Herr,“ antwortete Abraham nachdenklich, „... freilich käme viel auf die Lage an. Wenn Ihr ein Beispiel sagen wölltet . . .“

„Nun denn — weil Ihr selbst ein Beispiel verlangt,“ rief Friedrich etwas zögernd, „doch soll es nur ein Beispiel sein . . . Ihr kennt den Greifenstein im Boznergrund? Wie . . . wenn es diesem gelten sollte?“

Die Miene des Stükmeisters war etwas bedenklich geworden. „Ein Satans-Nest, gnädigster Herr,“ sagte er, „Ihr nehmt's nicht eben leicht mit den Proben und Beispielen . . . aber ich den!' es doch zu machen und sollten die Rohre nicht hinaufreichen oder die Kugeln matt werden . . . dann weiß der Abraham noch allerlei Künste, mit Pulver ein Gemäuer in seinem Grund zu erschüttern . . .“

„Gut, gut!“ rief der Herzog mit wohlgefälligem Nicken. „Wir wollen Euch daran erinnern! Jetzt mögt Ihr immerhin gehn, Stükmeister, Eure Untenschloße mitnehmen und Euch den Abend auf Unkre offen göttlich thun . . . Küche und Keller sollen Euch kosten sein . . .“

Der Meister zuckte die Achseln, daß sein Höder noch unförmlicher hervortrat, und über sein unfreudliches Antlitz zuckte etwas wie ein Lächeln der Verachtung. „Ihr kennt den Meister nicht, durchlauchtigster Herr,“ sagte Dieffenhoven, wie um ihn der Antwort zu überheben. „Er liebt die Freuden der Tafel nicht und wenn Andre sich beim Becher erfreuen, sitzt er in seinem einsamen Gemach und brütet

und sinnt hinter verschlossenen Thüren, seine Geschosse immer mörderischer zu machen!"

"Das solltet Ihr nicht, Meister," rief der Erzherzog froh, indem man von der StraÙe heraus eine lustige Fanfare schmettern hörte. "Freude thut dem Menschen noth, wie Regen der Erde oder wie ein Tropfen Del den Spannsedern meiner Armbrust — der Boden würde sonst vertrocknen, der Stahl erlahmen . . . Euer Geschäft ist ohnehin traurig genug . . . kommt mit zum Fest, Meister, und seid mein Gast!"

"Ihr sagt ganz Recht, durchlauchtigster Herr," sagte Abraham mit finsterner Miene, "Freude thut dem Menschen noth . . . ich weiß das auch, ich hab's erfahren, ich . . ." Er hielt inne, wie um nicht zu viel zu sagen, dann raffte er seine Blicke auf . . . "Es ist mancherlei Ding, das dem Menschen zur Freude dient," rief er — "besser, Ihr laßt mich in meinem verperkten Gemach, bei meinen Geschossen und bei meiner Freude . . ." und verschwand hastig in den Falten des Thürvorhangs.

"Sonderbarer Kauz!" sagte der Herzog lachend. "Es ist, als ob es ihm ein Vergnügen machte, recht mörderische Waffen auszuwählen! Wollte Gott, wir bräuchten sie nicht! Was meint Ihr, Doktor Kreigius?" fuhr er, dem Tische näher tretend, fort, indem Diebstahls mit Müllinen sich in das Erkerfenster zurückzog und auf die fadelbespannene StraÙe hinabsah. "Wird einmal die Zeit kommen, in der man keine Kriegswaffen mehr bedürfen wird? Wißt Ihr ein Mittel, wie man dazu gelangen kann?"

"Das möchte wohl mit allem Fug als eine quaestio valde spinosa zu bezeichnen sein, durchlauchtigster Herr Herzog!" erwiderte der Rechtsgelehrte mit ehrerbietiger Verbeugung. "Die Waffen sind ein argumentum strictum, eine probatio validissima und so lange nicht die Präjudicialfrage gelöst sein wird, das Menschengeschlecht durchaus gut und verträglich zu machen, dürften die Waffen kaum entbehrt werden können! Dürften sonach wohl zu betrachten sein tanquam dentes et ungues, so die Natur den Thieren gegeben. Doch könnte allerdings Vieles geschehen, die Nothwendigkeit ihrer Anwendung immer seltener zu machen . . ."

"Klauen und Zähne?" unterbrach ihn der Herzog. "Bei dem Gleichniß habt Ihr vergessen, daß sie den Thieren angewachsen sind, der Mensch aber sie sich erst künstlich anbinden muß . . . doch immerhin, was kann geschehen, um sie überflüssig zu machen? Ist das Mittel etwa in dem Hest enthalten, das Ihr da so wichtig und bedeutsam in den Händen haltet?"

In gewissem Sinne allerdings," erwiderte Kreigius, "in so fern eine weise und sichere Geschehung die beste Schutzwehr ist gegen alle Gewaltthat. In diesen Blättern hab' ich das Rechtbuch für Tirol concipiert, so Durchlaucht mir auszuarbeiten befohlen. Durchlaucht mögen es von den hohen Schulen zu Paris oder Bologna prüfen lassen, ob dasselbe nicht gründlich auf denen römischen Rechten erbaut, auch darinnen alle möglichen casus scharfsinnigst ausgeonnen und entschlossen sind . . ."

Der Herzog nahm ihm das Hest aus der Hand und blätterte darin. "Katein?" sagte er dann, "das

ist unverdauliche Speise für die Tiroler Männen und Eschßen . . ."

"Auch wird kein Jurisconsultus sich dazu hergeben," rief der Doktor geringschäßig, "das Recht für groÙe Bauern-Männen zurecht zu machen! Durchlaucht werden diesem Unwesen ein Ende machen, werden die Stühle mit rechtsgelehrten Richtern besetzen und den Bauern bedeuten, daß sie zu schweigen haben, sicut mulieres in ecclesia . . . Sollte der Bericht, den ich über das Mannengericht zu Siebenbrunn abzufassen bemüht gewesen, in Durchlaucht noch ein Bedenken übrig gelassen haben?"

"Ja, ja," rief Friedrich lachend, "dies Mannengericht will Eurem wälschen Gaumen nicht behagen! Ihr könnt es nicht verhindern, daß sie Euch gar nicht zu Worte kommen lassen, die groÙen Männen?"

"Wächten sie immerhin nur das gethan haben!" sagte Kreigius geschmeidig. "Aber daß sie sich erläubten, auch Durchlaucht zu trocken, nicht einmal appellationem ad curiam zu statuiren . . ."

"Ganz recht," entgegnete der Herzog ernsthaft, "das ist der bittere Kern in der rauhen Schale . . . indeß zur Zeit kann ich nichts thun, ich darf nichts unternehmen, die Gemüther noch schwieriger zu machen . . . Einstweilen aber . . . um keine Zeit zu versäumen . . . könntet Ihr Euch daran machen, mir eine Relation auszuarbeiten . . . Ob es sich wohl nachweisen lieÙ, daß die Grafen von Tirol von jeher das Recht gehabt, alle Sachen vor ihren Stuhl zu ziehn . . . daß schon Rudolf mein Ahnherr es so übernommen . . . was meint Ihr?"

"Warum nicht? Kaiser Justinianus de legibus ferendis sagt ausdrücklich . . . Si quis . . ."

"Ich will es nicht wissen . . . Aber wenn die Debuttion Hand und Fuß hat, daß man sie vor den Leuten mit Ehren sehen lassen kann, soll's Euer Schade nicht sein . . . Bis dahin Gott befohlen, Doktor . . ."

Der Jurist beugte sich bis zur Erde und überließ seinen Platz einer getrunkenen Gestalt, die von Kopf bis zu den FüÙen geharnischtst hereinrastete und sich wie eine wandelnde Burg vor dem Fürsten aufpflanzte.

"Du bist es, Weißbräuch?" rief dieser. "Was führst Dich hieher?"

"Sie sind da, Durchlaucht," erwiderte der Ritter mit rauher Stimme. "Sie sind so eben in das Rathhaus getreten — ich bin hier, es zu melden und Eure Befehle zu empfangen."

"Wer ist da? Von wem redest Du?"

"Habt Ihr vergessen, Herr? Die Edelherren von der Esch . . ."

"Ah viel! Juch vergaß wirklich darauf . . . wer von ihnen ist zugegen?"

"Ich kenne sie nicht Alle — der ältere Starkenberg, Peter von Spaur, Adlriget von Castelbarco, der von Goldbeck, und der Degen Fuz vom Löwenberg ist darunter . . . soll ich sie jetzt rufen oder wenn sie wieder in ihren Herbergen sind?"

Der Herzog spielte wie nachdenkend mit dem Diamantkleinod, das seinen Hermelin zusammenhielt, und erwiderte nichts. "Sie wollten zu mir," sagte er dann, "ich hab' ihnen sagen lassen, ich würde beim besten Gelegentlich finden, sie zu sehen — ich muß das

abwarten! Sei in der Nähe mit Deinen Wappnern und wenn Du siehst, daß ich mit ihnen gesprochen habe, dann mach' mir zum Schein irgend eine Melbung und frag' wieder an . . ."

Weißbriach schen das nicht erwartet zu haben; er machte eine unwillige Bewegung, daß das Eisenwerk an ihm rasselte. „Ihr solltet's nicht thun, Herr!“ murzte er. „Das Zaubern taugt nichts — wer weiß ob sie Euch wieder einmal so in die Falle gehen!“

„Mit Verlaub, Hauptmann — Ihr solltet dem Herzog nicht zureden zu dergleichen!“ sagte der junge Müllner hinzutretend. „Die Gefangennehmung der Edelherren, die freiwillig an's Postlager gekommen, wäre eine Gewaltthat . . . der Herzog wird Meister über sie werden, auch ohne einen solchen hinterlistigen Ueberfall, der seiner unwürdig ist!“

„Sieh da, sieh da!“ rief Friedrich und ließ einen scharfen Blick auf den Jüngling fallen. „Der Jüngste unter uns ist auch der Bedächtigste! Wie kommt es Müllner, daß Du anfängst so bedenklich zu werden? Also eine Gewaltthat, einen Ueberfall nennst Du mein Vorhaben? Spinnen die Eiden nicht gegen mich? Soll ich abwarten, bis sie mit ihren Rüstungen fertig sind und dann minder bedenklich, mich überfallen und mir Gewalt antun? . . . Nein, ich will ihnen zuvorkommen! . . . Wer war es, der mir auch bei diesem alten Bucherer, diesem Binstler riet, ihm erst fein förmlich abzusagen und zu drohen? . . . Nun ist mir der Starckenberg, dieser Uebermüthige, zugekommen und zum Schaden hab' ich noch die Schmach!“

Müllner hatte tieferröthend den Herzog zu Ende sprechen lassen. „In dieser Sache,“ sagte er beschweiden, aber fest, „haben Durchlaucht meines unerfahrenen Rathes nicht verlangt . . . bedenklich aber ist Hans Müllner nur, wo es Euer Durchlaucht Recht und Ehre betrifft — kommt die Zeit, will ich's wohl bewahren, daß ich um meinetwillen nicht bedenklich bin!“

Der Herzog erwiderte nichts und machte einige Schritte durch das Gemach. „Ist Oswald von Wollenstein bei den Eschländern?“ fragte er dann hastig und als Weißbriach verneinte, fuhr er wie mit sich selbst redend fort: „Ich hab' es gedacht — der Oswald hält zu mir!“

„Darauf möcht' ich doch nicht so sicher bauen, Herr!“ sagte Weißbriach. „Der Wollensteinler ist ein tapferer Regen, so sagt die Welt — mir aber behagt es nicht, daß er so weiblich ist, mit Minnesang und Fidel zu tänzeln . . . War auch mit den Andern auf dem Greifenstein.“

„Das weiß ich,“ entgegnete der Herzog, „aber gerade, was Dich an Oswald zweifeln macht, läßt mich an ihn glauben . . . Ich muß gesehen, den Minnesänger Wollenstein hab' ich immer wohl gekannt — aber daß er einmal mein Gespieler war, zu Wien in der Burg meines Vaters . . . ich muß mein Unrecht eingestehen . . . das war aus meinem leichtbewegten Gemüth' schier verschwunden; der Oswald aber hat es nicht vergessen . . . er muß also ein beständig Gemüth haben, in dem die Liebe wurzelt und die Treue . . . Es kann auch wohl nicht anders sein — wie wär' er sonst ein Sängler!“

„Freilich, Herr!“ sagte Weißbriach unwillig, „wenn Ihr die Treue nach dem Singen abmeist, muß unser Einer zu kurz kommen . . .“

„O Du irrst,“ rief der Herzog lachend, „so rauch Deine Stimme ist, so hat sie mir doch schon in manchem Gefecht so schön geklungen, wie der weichste Gesang — Du sollst nicht zu kurz kommen, aber den Wollenstein laß mir gelten, denn der ist auch auf dem Greifenstein für mich eingestanden, wo es galt!“

„Gnädigster Herr . . .“

„Staunst Du, daß ich von dem, was dort geschehen, mehr weiß als Du? Das kommt davon, daß ich nicht bloß wie Du mit dem Eisen hanthiere und daß es auch Schlüssel giebt von edlerem Metall . . . also füge Dich und lerne abwarten — ich muß es auch. Sagt mir lieber,“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „Eure Meinung in einer andern Sache, über die ich nicht in's Reine kommen kann mit meinem gelehrten Herrn Kanzler dort . . . Die Kirchensammlung zu Costenz scheint wirklich so Stunde zu kommen, Papst Johannes soll, wie meine Boten sagen, schon unterwegs sein dahin . . . auch das Eintreffen des römischen Königs ist gewiß, er hat alle Reichsfürsten dahin entboten . . . was rathet Ihr, soll ich nach Costenz gehen?“

„Wo alle Fürsten sind, darf Oesterreich nicht fehlen!“ rief Müllner rasch. „Ich sage ja!“

„Ich sage — nein!“ rief Weißbriach, „es ist nicht gerathen, fort zu gehen und die rebellischen Landherren im Rücken zu haben!“

„Bedenkt den Unwillen des Königs!“ sagte Diegenhoven bedächtig. „Wenn der Herzog, der nächste Nachbar, dessen Gebiet den Ort des Conciliums einschließt, abbliebe, müßte er es nicht als Trost aufnehmen und als offene Auflehnung . . .“

„Wenn der Herzog mir folgt,“ begann Weißbriach wieder, „räumt er seinen Augenblick, die Landherren zum Gehorsam zu bringen, damit er erst Herr im Hause ist. Der Krieg im eignen Lande wird eine Ausrede sein, die der König wohl gelten lassen muß und sollte es ihn noch so sehr wurmen!“

„Als ob die Landherren dabei ruhig zusehen würden!“ entgegnete Diegenhoven. „Sie haben ohnehin ein stark Gelassen, sich dem Reich in die Arme zu werfen — wann könnten sie das besser, als wenn der König so ganz in der Nähe in Costenz sitzt und ihnen auf den ersten Wink zu Hülfe kommen kann?“

„Der König wird sich kein Bein verrenken mit der Hülfe!“ lachte Weißbriach. „Hat keine Soldaten und kein Geld . . . könnt' es am liebsten spüren, so Jemand ihm zu Hülfe käm!“

„Ich bleibe dabei,“ rief Müllner, „der Herzog muß in Costenz erscheinen, es ist seiner am geziemendsten!“

Friedrich blieb vor ihm stehen und betrachtete ihn wieder mit einem Blicke der Bestreunung. „Der König verlangt,“ sagt er finster, „daß alle Fürsten von ihm als dem neu gekrönten Reichsoberhaupt ihre Leben dort in Empfang nehmen sollen . . . Oesterreich hat altes Recht und alte Freiheit von Kaiser Friedrich her, daß es seine Leben nirgends anders nimmt als im eignen Lande? Ist das auch geziemend, daß es sich dieser Freiheit begibt?“

„Niemals, gnädigster Herr!“ rief Mällinen feurig. „Der König muß und wird Oesterreichs Vorrechte und Freiheiten ehren!“

„Wie willst Du ihn dazu zwingen?“ sagte der Herzog achselzuckend. „Er hat die Macht und Habsburg ist . . . getheilt!“

„Mit Achselzucken zwingt Ihr's freilich nicht!“ rief Weißbriach ungeduldig losbrechend. „Dreinschlagen müßt Ihr . . . dann braucht Ihr nicht hinzugehen und wie der König es anstellt, Einen zu belehnen, der nicht zugehen ist, das mag er selbst auskügeln!“

„Du bist zu rash, Ulrich!“ begütigte Dießenhoben. „Auch will mich bedanken, Du habest das Wichtigste noch nicht erwähnt. Das Concilium wird zum größten Theil aus Geistlichen bestehen — die Pfaffenheit der ganzen Welt wird dort zusammen kommen und das große Wort führen . . . Der Herzog hat die Bischöfe von Chur und Brixen gedrängt und gebändigt, er hat dem von Trient das schwere weltliche Regiment abgenommen, alle drei werden mit ihrem Geizter kommen — wird es dem Herzog ziemen, daß er sich von der Pfaffenheit zur Rede stellen läßt?“

„Immer besser.“ rief Mällinen, „als unverteidigt weg zu bleiben und den Beleidigten nicht einmal Rede zu stehen!“

„Und ich sag' es noch einmal, es geht nicht an,“ rief Weißbriach entgegen. „So lang' die Edelherren nicht gebändigt sind, kann der Herr das Land nicht verlassen — auf die Gefahr hin verlassen, daß sie dann hinter seinem Rücken losbrechen! Tirol ist nicht wie ein anderes, ein offenes Land, in das von allen Seiten ein Weg und eine Straße führt — es ist von seinen Grenzbergen wie von Ball und Mauer umgeben und nur ein paar Pässe führen dazwischen herein — Wie dann, wenn sie aufstehen, sobald der Herr in Costenz ist? Die Pässe besetzen und ihm den Rückweg sperren? Wer will sie hindern?“

Das Volk, Herr Hauptmann von Weißbriach! rief Mällinen mit Nachdruck. „Ihr thut, als ob der Adel allein Herr wäre im Lande Tirol! Das Volk, Herr, die Bürger in den Städten und die freien Bauern in all' seinen Thälern, die nehmen es wohl auf mit den Edelherren auf ihren Burgen . . . Vertraut ihnen die Obhut an Grenzen und Pässen und Niemand wird es wagen, dem Herrn des Landes den Rückweg zu verlegen . . . die Schwyzer Eidgenossen haben erprobt, was ein Volk vermag!“

Der Herzog war inzwischen hin und wieder geschritten; jetzt blieb er vor Mällinen stehen, mit unwilligen Blicken und zorngeräthetem Angesicht. „Du willst Deine Vergleichenungen schlecht,“ sagte er, „ich will vom Volke in diesem Sinne nichts hören! Will die Hand nicht lassen, die mich zu stützen scheint und statt dessen zu sich nieder ziehen möchte! Ich will nichts hören von den Eidgenossen . . . das Blut von Sempach ist noch ungeföhnt, und hab' ich auch jetzt Frieden mit ihnen — die Zeit wird kommen, daß ich es rächen kann! Sprichst Du also von den Schwyzern? Hast Du verzeffen, daß Dein Vater mit dem meinigen von ihnen erschlagen ward?“

„Ich hab' es nicht verzeffen,“ entgegnete der Jüngling entschieden, „und werd' es nie! Doch

schmäht es meines Vaters Andenken nicht, wenn ich seinen Feinden Gerechtigkeit widerfahren lasse! Ich bin Durchlaucht treu ergeben, wie's mein Vater war, aber es thut meiner Fürstentreue keinen Eintrag, wenn ich den Eidgenossen die Achtung für die Kraft nicht vertragen kann, mit der sie sich die Unabhängigkeit erkämpfen!“

Friedrich schwiege einige Augenblicke. „Hast Du nicht lange schon gewünscht, Deine Mutter zu besuchen und Deine Heimat wieder zu sehen? — Geh — wir wehren Dir nicht, dahin zu gehen, wohin das Herz Dich zieht . . .“

Mällinen erwiderte nichts; er verbeugte sich ehrerbietig und verlieh das Gemach. „Es bleibt, wie ich gesagt,“ rief der Herzog, indem er auch Dießenhoben und dem Hauptmann zuwinkte, sich zu entfernen. „ . . . Ihr unternehmt nichts und wartet meine Befehle ab . . .“

Schweigend ging er wieder das Gemach entlang; er mußte eine bittere Aufwallung niederkämpfen die über Mällinen's Entfernung in ihm aufgestiegen war — hatte er ihm auch ob seiner unbedachten Rede geizert, so überraschte und bestrebete es ihn doch, daß der Jüngling, den er werth hielt und vor Vielen auszeichnete, dem Gebote ihn zu verlassen, so kalt und widerstandlos sich gefügt hatte.

„Warum habt Ihr geschwiegen, Herr Kanzler Kaffler?“ rief er dann, zu dem schwarzgekleideten Manne tretend, der wie unbeweglich am Tische stehen geblieben war und ganz in Lesen vertieft schien. „Habt Ihr allein mir keinen Rath zu geben gewünscht?“

Der Kanzler faltete das Pergament, auf dem seine Blinde geruht hatten, bedächtig zusammen und strich sich über das aschfarbige Haar, daß es noch schlichter und starrer hernieder hing. „Meine Meinung ist Euer Durchlaucht längst bekannt — ich habe sie des Breiteren erörtert, auch mit allen Beweisen und Gründen belegt. Was die Ritter gesagt, ist gut geizelt, aber das Geschloß fällt doch unschädlich vor dem Ziele nieder oder fliegt zwecklos darüber hinaus. Weißbriach hat ganz Recht, Ihr könnt nicht fort, so lange Ihr den aufrührerischen Adel im Rücken habt, aber es ist thöricht zu verlangen, daß Ihr darum jetzt gegen sie Gewalt braucht, sie bekämpfen sollt! — Dazu wird die Zeit auch kommen, jetzt gilt es, Euch freie Hand zu schaffen, sie für eine Weile einzuschließen und unschädlich zu machen . . . und das wird nicht schwer werden! Macht ihnen Versprechungen, Durchlauchtigster Herr . . . gebt ihnen Bestätigungen und schöne Worte, so viel Ihr wollt und könnt — daß Ihr dadurch nicht gebunden seht, daß im entscheidenden Augenblick des Handelns die Hintertür nicht fehle, durch die Ihr entflüpfen könnt, dafür laßt mich sorgen!“

„Nein, nein, das will ich nicht!“ rief der Herzog mit entschiedenem ablehnender Geberte. „Daß nichts übrig bleibt, als sie zu verzeffen, ist mir so klar als Dir . . . aber diesen Weg geh' ich nicht — mein Wort soll nicht zur Mausfalle dienen! Ich will's auf meine Art versuchen!“

„Wünsche unterthänigst das beste Gelingen,“ begann Kaffler wieder, „und das baldigste dazu — die Zeit drängt, die Eröffnung des großen Conciliums rückt heran und in Costenz laufen alle Fäden zusam-

men und das Geschick der Christenheit wird dort zur Entscheidung kommen . . . Ihr müßt dort sein, durchlauchtigster Herr, und damit ihr es unbedenklich könnt, ist zum Andern noth, daß der Sturm beschworen wird, der Euch von dort bedroht . . .“

Der Herzog hatte sich in einen Stuhl geworfen und bedeutete dem Kanzler, als er inne hielt, mit einer Handbewegung, weiter fortzufahren.

„Durchlaucht wollen wissen, wie das geschehen soll?“ sagte er. „Auch das ist schon gesagt worden. Die Kirche wird als Hauptflügel gegen Euch aufzutreten — Ihr müßt also den Schutz der Kirche für Euch gewinnen und der kann Euch nicht fehlen, wenn deren sichtbares Oberhaupt für Euch ist . . .“

„Was kann ein Haupt, dessen Glieder uneins sind!“ rief Friedrich. „Und vollends ein Haupt, das zwei Nebenhäupter an sich hat! Ihr könnt nur von Papst Johannes reden, weil er vom König anerkannt ist und das Conzil einberufen hat . . . was wird er vermögen? Welcher Macht ist sein? Wüßte er sich nicht im Voraus verpflichtet, abzudanken, wenn die Versammlung es verlangt?“

„Das mußte und that er — doch nur unter der Bedingung, daß auch Gregor und Benedikt, die beiden Gegenpäpste abtanken: nur, um die Spaltung in der Kirche zu beseitigen und . . . hier ist es wohl erlaubt, es zu sagen . . . nur in der sichern Erwartung wieder gewählig zu werden! Und er wird es erreichen, gnädigster Herr! Johannes ist der Mann dazu, sich die dreifache Krone, wenn er sie auch für eine Weile abgelegt, desto kräftiger wieder aufs Haupt zu setzen . . . König Sigmund wird ihn dabei unterstützen, zum Dank, weil er auf seinen Plan eingegangen . . . Sigmund muß ihm zu Diensten sein, denn der Papst hat es verstanden, ungeheure Reichthümer zu erwerben — der Luxemburger hat kein Geld und bedarf dessen doch so viel . . .“

„Gut denn . . . aber der reiche Papst wird seinen Einfluß und seine Verwendung nicht verschonen . . . er wird ihn verkaufen wollen: kennt Ihr den Preis, den er dafür begehrt?“

„Nicht eben genau,“ erwiderte der Kanzler mit einigem Zögern. „Seine Heiligkeit ist, wie bekannt, mit großem Gefolge schon unterwegs und wird demnächst das Gebiet Euerer Durchlaucht betreten . . . ich glaube, es würde ihm erwünscht sein, Euerer Durchlaucht zu begegnen . . . so wie von ungefähr und ohne den Schein der Verabredung . . . unterwegs . . . allenfalls in der alten Landeshauptstadt — in Meran . . .“

„Woju?“ sagte Friedrich kopfschüttelnd. „Er hat mein Geleit nachgesucht durch meine Lande, das hab' ich ihm längst zugesichert . . . was kann er sonst von mir verlangen?“

„Wie ich Durchlaucht schon gesagt, weiß ich das nicht genau,“ erwiderte der Kanzler leichthin, „doch dürftest bei reiflicher Erwägung Raths zu berathen sein . . . Papst Johannes wagt viel, daß er Italien verläßt und sich über die Alpen nach Costenz begibt: er that es, im Vertrauen auf König Sigmund's Wort . . . Wenn er nun an die Möglichkeit dächte, daß schon manche Dinge erschüttert wurden, die fester standen als eines Mannes Wort . . . wenn er auf dem Hinwege in kluger Weise auch den Herzog schon

bedachte und sich sichern wollte, wäre das so unerklärlich? . . . Ich sag' es noch einmal, Durchlaucht, daß ich nichts weiß, daß ich nur vermuth' — aber ich habe Kunde, daß ein Bote Seiner Heiligkeit unterwegs ist und Durchlaucht die Frage wohl bestimmt beantworten wird . . . ich erwarte sein Eintreffen jeden Augenblick . . .“

„Wohlan, so wollen wir sein Kommen abwarten,“ rief der Herzog, indem er sich erhob und seinem Diener entgegen trat, der den Thürvorhang auseinandergeschlagen hatte und wie fragend herinsah. „Was bringst Du Marx?“ rief er. „Sind die Gäste schon versammelt?“

„Hören Durchlaucht die Trompeten?“ fragte der Diener. „So eben hat Herzog Ludwig von Baiern das Rathhaus betreten . . . Das Fest kann jeden Augenblick beginnen und verheißt viel Pracht und Augenweide!“

„Augenweide?“ fragte der Herzog entgegen, während der Diener ihm den Mantel zurecht legte. „Warum blinzelst Du dabei so listig als ob Du etwas Besonderes zu sagen hättest . . .“

„Das hab' ich auch, gnädigster Herr,“ erwiderte Marx stützend. „Die schöne Dame, die Euch unlängst begegnete . . .“

„Als ich neulich vom Jagen heimritt? Die in dem blauen Gewand, die an uns vorüber sprenzte?“

„Und deren Namen ich nicht zu erfahren wußte! Ganz recht, gnädigster Herr . . . sie ist auch bei dem Fest; es ist . . .“

„Was uns aufbrechen,“ rief der Fürst hastig, „ich habe für einen artigen Wirth schon zu lange gesäumt!“ Der Diener riß die Flügelthüren des Gemachs auf; vor demselben standen einige Edelknaben, in Weiß und Roth gekleidet und mit Windjacken bereit, hinter ihnen die Ritter und Gefährten des Herzogs.

An der Schwelle blieb er stehen und rief zurück. „Wenn der Bote kommt, Kanzler, so bringt ihn ohne Aufsehen zu mir . . . Ich will mir's abwarten — erwogen ist Alles — so mag der Augenblick den Entschluß bringen.“

Der schimmernde Zug durchschritt das Gemach und wandelte die Treppe hinab. Der Kanzler blieb noch einen Augenblick allein zurück und schloß vorschnitz in sich hinein. „Und wir wollen sorgen,“ sagte er halb laut, „daß der Entschluß so wird, wie wir ihn gebrauchen können . . .“ Dann schloß er an sein Wammes und zog, wie um sich von dessen Vorhandensein zu vergewissern, ein Schreiben halb hervor. „Es ist wohl verwarht,“ murmelte er dann fortschreitend, „und soll wirken zur rechten Zeit!“

Auf der Straße war die Volkmenge noch größer und das Gedränge noch stärker geworden, als von der herzoglichen Burg her der Wächtschein das Herannahen des Landesfürsten verrieth.

Hinter einem der Wächterschützen stand Moidele, von der Kälte noch mehr erblaßt, aber von dem nahen Fackelschein beschienen und mit einer Glut übergoßen, die ihre Schöubheit noch strahlender machte und ihr beinahe ein übernatürliches und geisthaftes Ansehen gab. Unvermögend, aber die vor ihr drängende Menge wegzusehen, machte sie einen Versuch, sich über die Arme und breiten Schultern des Schützen zu er-

haben und zog durch diese Bewegung dessen Blicke auf sich. „So Nadel,“ sagte der Schütz in der breiten Mundart des angrenzenden Baierslandes, „bist ein Bißel zu klein gewachsen, um über mich wegzuschauen! Was gibst mir, wenn ich Dir Platz mache?“

Das schöne Moidele erröthete nur und gab keine Antwort auf die wohl auch nicht ganz verstandene Frage.

„Gib mir ein Bußel,“ fuhr der Schütz fort, „und ich will Dich durchlassen!“ Dabei beugte er sich zu dem Mädchen nieder, um den geforderten Preis so gleich auch ohne deren Zustimmung einzuziehen. Das Mädchen duckte nieder, aber trotz ihrer nicht unkräftigen Gestalt hätte sie die rohe Zutringlichkeit kaum abzuwehren vermocht, denn der Knecht hatte den Speiß in den Boden gestossen, und die Umstehenden lachten und murrtten wohl durcheinander, aber Niemand hätte gewagt, ihr gegen den Bewaffneten beizustehen. Da schob sich plötzlich ein starker Mannesarm so kräftig dazwischen, daß der Schütz zurücktaumelte und ihm der Eisenhut vom Kopfe ins Gesicht fiel. Der Arm gehörte dem Kofner, der in dem Gespräch mit einigen Umstehenden Moidele einen Augenblick außer Acht gelassen hatte.

„Salra,“ schrie der Schütz sich zusammenraffend, „was untersteht sich der Bauer, sich an einem landesfürstlichen Schützen zu ergreifen . . . in die Keude und in den Drill-Bock mit dem Kerl!“ Von einigen seiner Kameraden unterstützt, sagte er den Bauer und der Ueberzahl war es keinahes schon gelungen, den Kofner trotz seines kräftigen Widerstands niederzuringen, als eben Herzog Friedrichs Geleit aus dem Bogengang trat und durch das Gestränge aufgehalten ward, so daß dieser keinahes unmittelbar vor die Streitenden zu stehen kam.

„Halt,“ rief er, „was geht hier vor? Was ist's mit dem Manne?“

Alles trat zurück: der betroffene Schütz erzählte stotternd den Vorgang, während der Fürst den Bauern mit prüfenden Blicken maß.

„Wer bist Du? fragte er dann.

„Ich heiße Ruzgo,“ erwiderte der Bauer, „und lüge auf dem Kofnerhof . . . zu tiefst hinten im Dektal . . .“

„Und das ist Deine Tochter? Bei meinem Eid, ein seines Dirnelein!“ rief der Herzog, indem sein Blick sich auf das über und über erglühende Moidele bestete. „Wenn solche Köstlein bei den Dektaler-Fernern blühen, dann mag's der Mühe werth sein, sie zu erstreken! . . . Laßt diesen Mann los! Du hast Recht gethan, Alter — ein solches Kleinod ist wohl werth, daß Du es hütest! — Wenn wieder die Zeit kommt, Gensern zu sagen, will ich bei Dir einsprechen auf dem Kofnerhof!“

„Mein Hans ist zu Deinem Befehl,“ Herzog Friedel,“ erwiderte Ruzgo, während des Fürsten Blicke noch immer auf dem schönen Mädchen hafteten, das die Augen zu Boden gesenkt hatte und nicht mehr zu erheben wagte, seit sie dem brennenden Blicke des Herzogs begegnet war.

„Wahrlich,“ begann er wieder, „wir gedenken nicht, ein schöner Frauenbild gesehen zu haben!“ und seine Hand hob sich gegen das Antlitz Moideles, als wolle er ihre glühende Wange streicheln. Die Be-

wegung erstarrte jedoch schon im Beginn, denn der Kofner trat so fest und entschlossen dazwischen, daß der Herzog genöthigt war, einige Schritte zurückzutun.

„Nun, du unwürdiger Graulops!“ rief er, „wilst Du auch mit mir Händel ansfangen?“

„Selbiges ist wohl nitte,“ war des Bauern entschlossene Antwort, „aber Du hast selbst gesagt, ich hab' recht gethan und was Recht ist, wird wohl bleiben, dünkt mich, — auch gegen den Herzog!“

„Gewiß Alter,“ lachte der Herzog etwas besangenen, „Du bist unnahbar wie Dein Ferner, aber Du gefällst mir!“

„Und Du mir auch,“ sagte der Bauer, „und so halt' fein Dein Wort und schau, daß Du einmal einprücht auf Rosen . . .“

Der Herzog grüßte gnädig, blickte noch einmal auf Moidele, die wie zuvor regungslos dastand und verschwand bald mit seinem Geleite unter den Bogen des Festhauses. Das Volk verließ sich rasch, denn das Schauspiel war verüber und bald hatte sich die Straße bis auf die Wachen und Reihigen geleert.

Moidele schien es nicht zu bemerken; ihr Auge war dem dahinschreitenden Fürsten gefolgt und hing nun unverwandt an der Stelle, wo er verschwunden war — es war etwas Anderes, als Dacktschein, was von ihren Wangen und aus ihren Augen widerleuchtete . . .

„Was stehst so und lugst gerad' aus, wie ein steinerne Mann?“ sagte der Kofner hintertretend. „Alles hat sich verlaufen . . . wir sind schier die Letzten . . . Was hast denn, Moidele?“

„Ich weis nit,“ sagte sie, ihm willenlos folgend, „aber mir ist gar so leß' und so wech' um Herz . . . ich hab's Dir vorher gesagt Vater — wir hätten nit hereinkommen sollen nach Innsbruck . . .“

Sechstes Capitel.

Friedel und Oswald.

Im Festsaale schmetterten Insnflöser, Trommler und Pofanner in lustigen Fanfaren durcheinander, um den buntgeschmückten Gästen die Zeit bis zum Beginne der Tafel zu verflügen, dazwischen schmeigte sich abwechselnd eine zärtlich einschmeichelnde Tanzweise, als ob der jüngere und weibliche Theil der Versammlung an die Freuden des Weizens gemahnt würde, die beginnen sollten, wenn erst die Gemüthe der Tafel überstanden wären. Die Anwesenden hatten sich in Gruppen abgetheilt; die Ritter und Edelherren standen beisammen und waren bemüht, mit den Herren aus dem bairischen Gefolge, die so schnell aus Feinden zu Freunden geworden waren, zierliche Reden zu wechseln. Die Rathsherren und Bürger hielten ebenfalls zu einander, während die Frauen und Mädchen in dem langen, schmalen Gemache neben dem Festsaale, das zum Tanze bestimmt und darum leer war, hin und wieder wandelten. Andere hatten bereits ausgefunden, daß gegenüber in einer ähnlichen Stube sich ein mit Krügen und Kannen weißbesehter Schenkflisch befand und mit seinen Spenden nicht so streng an die Stunde gebunden schien als die Tafel, welcher es übrigens auch nicht an Bewunderern fehlte. Die Plätze waren so eingetheilt,

daß immer ein Mädchen oder eine Frau zwischen die Männer zu sitzen kam, wie man Blumen zwischen die einspringen grünen Blätter eines Kranzes steckt. Auch bei schwerem Damast gedeckten, in einem zierlichen Halbbrud aufgestellte Tafel bot einen freundlich einladenden Anblick, denn sie bog sich beinahe unter der Last der goldenen und silbernen Becher, Schüsseln und Kannen, und davorwärts fehlten die kostbaren Schaugerichte nicht, der prächtig dekorierte wilde Schweinstopf, die Citrone im Kaffel und den Kranz um die Ohren, der stattliche Frau mit Federkrone und prachtvoll ausgebreitetem Kabe und ein aus Zuckersüßem aufgebauten Gebirge, aus dessen Seiten rother und weißer Wein wie ebensoviel Bergbrunnlein lustig herabrieselten.

An den Säulen des Haupteingangs, an etwas erhöhter Stelle lehnte Oswald von Wollenstein mit verkürzten Armen und ließ die Blicke wie prüfend und doch nachdenklich über die farbenbunt durcheinander wogende und summende Versammlung gleiten. Er war ganz in ernstes Schwarz gekleidet; auch sein Angesicht war ernst und in seinen Augen schimmerte etwas wie die Trauer eines Herzens, das mit gefaßter und doch wehmüthiger Entschlossenung von einer lange geliebten, dann aber als Wahn erkannten Glückeshoffnung sich abwendet. Bei dem Beschauen all' des Glanzes und der Farbenpracht, die wie ein Meer von immer neu aufblühenden Blumen durcheinander wogte, gedachte er Alles dessen, was in seinem noch nicht langen und doch an Erfahrungen so überreichen Leben an ihm vorübergegangen war und seine Seele blutete, daß von all den Lichtblitzen und Blumen, die ihm darin geblüht und ihn umleuchtet hatten, fast alle verweltet und erloschen waren — es war ihm, als ob es Nacht um ihn her gemordet und aus dem unabsehbaren, dunklen Himmelstranne schimmerte ihm nur ein einziges Gestirn entgegen, die Kunst der Dichtung und des Gesangs — ein anderes Meteor, das er auch für einen ächten Stern gehalten — die Liebe und der Glaube an sie und an des Weibes Herz war mit erloschenem Scheine niedergerührt wie eine Sternschnuppe und hatte da, wo sie niederfiel, ein irdisches Eden verbrannt und verlohrt. Der heißblütige Sängler hatte mit sich selbst manch harten Kampf durchgerungen seit der herben Begegnung auf dem Kunststein, er hatte sich mit Haß und Begier in das Gewir der Adelsverbindung und den Gedanken ihrer Vermittlung mit dem Fürsten geworfen: er wollte sich damit betäuben und hoffte sich zum Vergessen zu zwingen. Die er für die Edelste ihres Geschlechts gehalten, die er mit aller Gut der Jugend und der Begeisterung eines Dichtergemüths als das schönste und vollendetste Weib gefielet und verehrt, hatte ihn mit fähler Berechnung hingegeben — was konnte bei andern Frauen seiner harten als noch herberer Enttäuschung? Er war entschlossen, ihrem Dienste zu entsagen, ganz nur seiner Kunst und den männlichen Bemühungen zu leben, Frieden, Glück und Eintracht zu erhalten und zu befestigen im Vaterlande. Als er, das frohe Treiben überschauend, mit dem geschärften Auge des Wanderers all' die heitern Begehungen und Annäherungen ersahnte, welche da und dort in den Herzen feinten oder sich ineinander zu verschlingen begannen, da

überkam es ihn, als liege die Zeit der Jugend, des Blühens und der Liebe weit hinter ihm; er erschien sich selbst gealtert und fühlte zum ersten Mal, daß nicht bloß sein Haupt zu früh ergraut war und ihm, das Mannesalter überspringend, das Aussehen eines Greises gegeben hatte — der Frost und Schnee hatten nicht bloß den Gipfel erreicht, sondern waren auch niedergebungen in die Tiefe der Brust — es begann ihm in der Seele zu keimen, wie ein Lied von der Flüchtigkeit der Jugend und vom Troste der Entschlossenung.

Da war es mit Einem Male, wie wenn an einem winterlich trübten Tage der Nebelschleier reißt und der erste Sonnenblick des Frühlings auf die im Scheintod erstarrte Erde fällt — sein Blut wallte auf und drängte in immer rascheren und kürzern Schlägen dem Herzen zu, als wolle es, von der Lichtesabnung gewedt, die Eiseströme sprengen, in die Verstand und Ueberlegung es gezwängt hatten. Mit einem Wachen des Spotts über die eigene Schwäche ward Oswald der Regung gewahr und doch vermochte er nicht gleich, den Blick von der glänzenden Erscheinung abzumenden, die wie das Gestirn des Tages ihm einen Strahl zugesandt, der wohl vermochte zu blenden wie zu zünden.

Gegenüber, wenige Schritte entfernt, in einer Nische hatte Sabine auf einer Anhebend Platz genommen und ragte so glänzend und getierlich über ihre ganze Umgebung hervor, daß es den Aufchein hatte, als sei dieselbe nur dazu da, ihre Schönheit zu erhöhen und das ganze Fest nur veranstaltet, um ihr zu huldigen. Es war unklar, ob Absicht oder Zufall sie dahin geführt. Wer es sah, mit welcher sorgloser Heiterkeit sie plauerte und die Artigkeiten anmahnte, die ihr von allen Seiten gebracht wurden, mochte wohl das Letztere glauben: dagegen aber sprach, daß manchmal ein Blick durch den Saal streifte, der an Oswalds Säule nur zögernd und langsam verüberzog. Es war ein fernerbarer Geist, der in dieser schönen Hülle lebte — rasch und in lebendiger Flamme auflodernd und doch wieder so kühl, als wäre er unfähig, für etwas außer sich zu erwärmen: weich und empfanglich für jede edlere Regung, der hingebensten Liebe fähig und doch zu sprödestem Hochmuth geärtet, der seine Absicht kalt im Auge behält und nicht strauchelt, über den Waden des Gegners zu schreiten: die unendliche Fähigkeit zu allem Reiz und Glück des Lebens und der Anbegehrig von Allem, was im Stande ist, es unfehlig zu machen. Auch Sabine hatte den Tag vom Kunststein nicht vergessen und lange mit sich selbst Rath gehalten und geschwankt zwischen dem Jurste verächtlicher Eering schätzung, die ihr befahl, sich lachend abzumenden von dem heißblütigen Thoren, und zwischen dem Hülffern des Hasses, der ihr den Dsch in die Hand drückte und sie nach dem Gliffschiffen greifen ließ, um sich an dem Räubern zu rächen, der es gewagt hatte, sie zu schmäheln. Ihr Stolz war gekränkt, daß ein Mann ihr so zu begehnen vermochte; ihre Eitelkeit empfand es tief, daß es ihm möglich geworden war, sich so schnell und völlig von ihr loszureißen — als sie ihn aber unerwartet im Festsaale erblickte, als sie ihn allein und in Gedanken vertieft stehen sah, da klangen wieder die zartergespannten Saiten ihrer

Seele an: sie ahnte, daß ihm die Trennung doch nicht so leicht geworden sein mochte, und fühlte sich ange-
nehm davon berührt — sie sah sein Antlitz von
Trauer überflogen, sie empfand es auch ohne Blick
und Wort, daß die Trauer ihr galt und wider Willen
antwortete der Trauer ihr Mitgefühl, . . . ein Wieder-
erhall der einstigen, vielleicht noch nicht völlig ver-
klungenen Liebe . . . eine Reue, die, wenn sie noch
nicht Reue war, nur eines liebenden Wortes bedurft
hätte, um zu einer Thräne zu werden, die um Ver-
gebung bat.

Das liebende Wort ertönte nicht.

Oswald blinnte lang und fest nach Sabinen her-
über; ihre Blicke begegneten sich und schienen einen
Augenblick, unbeachtet und ungeahnt von Allen, in
einander einbringen zu wollen — dann warf der
Münnesänger, sich ermannend, das Haupt zurück und
schritt hinweg. Sabine suchte zusammen und klemmte
die Lippe zwischen die schimmernden Zähne. Unwill-
kürlich bewegte sich die rechte Hand gegen das Herz,
während die Linke wie achlos herabglitt, daß die
zarten Finger sich lösten und der zusammengefallene
Fächer zu Boden fiel.

Beinahe im Augenblick des Niederfallens hatte
Florentin das Kleinod schon ergriffen und gab es mit
tiefer Verneigung der schönen Gebieterin zurück; es
schimmerte im Widerschein der Kerzen auf den Arm-
leuchtern, nicht nur von Juwelen, mit denen es be-
setzt war, sondern auch von blankem Stahl — im
Griff war eine kleine, scharfe Dolch Klinge verborgen
und durch den Fall gelockert worden.

„Wollt Ihr nicht erlauben, daß ich den Dolch
behalte?“ flüsterte der Knecht der Herrin zu.

„Bist Du wahnwitzig?“ fragte sie entgegen.

„Noch nicht,“ fuhr er mit gedämpfter Stimme
fort, „aber ich könnte es werden, so jemand es
wagte, Euch zu tranken . . . Weiß ich auch nicht,
wenn sie gegolten, mir ist der Unwille in Euren Blicken
nicht entgangen . . . Laßt mir den Dolch, Herrin,
und zeigt mir das Herz, das ihm zur Scheide werden
soll . . . und ich will nie wieder in Euer Auge sehn,
wenn ich es sehe . . .“

Sabine erwiderte nichts; ihr Bruder mit einigen
Rittern trat herzu — aber ihr Auge war die An-
wort nicht schuldig geblieben.

Inzwischen hatten sich auch in dem Gemache
gegenüber in der Nähe des Schanktisches verschiedene
Gruppen zusammengestellt. Alphart der Goldberger
saß neben Edart von Billanders, dem Marschall des
Herzogs; in einer Ecke standen Spaur, Vordron und
Castelbarco zusammen und führten mit dem Degen
Fug und dem ungeschlagenen Sallacker ein wort-
langes, durch Blick und Gebärde aber nicht minder
bedeutungsvolles Gespräch; die Anhänger des Herzogs
vereinigten sich schräg über in der andern Ecke —
außer den ersten flüchtigen Begrüßungen war es
zwischen den Parteien zu einer Annäherung noch nicht
gekommen.

Alphart stieß mit Billanders an und trant, aber
über den Beherrschend hing sein Auge an dem Wammis
des Marschalls, aus braunem Nierenlänner Sammet
geschnitten und über und über mit Silberstickerei und
erlen Steinen besetzt.

„Sage, was Du willst!“ sagte Willanders halb-

laut. „Wenn auch meine Vettern alle zürnen, daß
ich der einzige Billanders bin, der zu dem Herzog
hält, es ist denn doch ein andres Leben, das wir
führen hier am fürstlichen Hofe, als Ihr in den fin-
stern, ruhigen Bergnestern, wo Ihr mit Eulen und
Bären haust und nicht mehr seid als ablige Bauern!“ . . .
„Woher,“ unterbrach ihn Alphart, „hast Du
die Goldkette, die Du dreifach um den Hals und
Brust geschlungen trägst?“

„Woher soll ich sie haben!“ erwiderte Willan-
ders. „Sie ist ein Geschenk des Herzogs! Woher
hab' ich Alles, wenn mir einfällt, daß ichs haben
möchte? Du solltest einmal den Streithengst sehn,
den er mir ererbt, bloß weil er mir gefiel! Schwarz-
grau, mit einer Brust wie einer Mauer, ein achter
Normann! Was kann ein jüngerer Sohn, wie ich,
Besseres thun, als zum Herzog halten? Er würde
uns Alle reich machen, wenn er nur könnte . . . aber
still, der Starckenberg schaut auf uns herüber —
schem' ich mich auch wegen meiner Meinung nicht, so
will ich mich doch mit dem Bären nicht herumstrei-
ten! Darum bleibt es doch, wie es ist! Die Fürsten
wachsen, weil das Reich unmächtig ist, und wer es
mit der Unmacht hält, geht mit ihr zu Grunde . . .
Danach richte Dich, Vetter . . .“

Damit unterbrach er sich selbst und trat etwas
vor in die Mitte zwischen die eschländischen Herren
und die Herzoglichen. „Obwohl das eigentlich Sache
des Hofmeisters wäre, dünkt mich doch, daß es dem
Marschallen auch anstehn dürfte, die edlen Herren mit
einander bekannt zu machen, die sich wie Fremde
gegenübersehen und einander doch so eng verbrüder-
t und verbunden sind . . . erlaubt, daß ich den Herold
mache — ich bin in beiden Lagern bekannt!“

„Ja, wie die Fledermaus,“ murkte der Sallacker
halb laut, „wie bald Maus, bald Vogel war, wie's
Ihr eben nützlich schien!“

„Nicht doch,“ erwiderte Degen Fug ebenso, „das
ist der fertige Ueberläufer! Das Zwitwergschöpf, die
Fledermaus schwirrt draußen im Saale herum —“

„Vortrefflich!“ lachte der Sallacker. „Die
Fledermaus kennen wir, aber sie mag sich in Acht
nehmen vor den Fängen der Falken — und wenn sie
auch auf einem Steine nistet, der bis in die Wolken
reicht!“

Inzwischen hatte der Marschall die Namen der
Ritter genannt, die sich mit abgemessener Artigkeit
bezahlten. Es waren unter den Herzoglichen neben
Weißbrach, Dieffenhoven und Müllinen, der Hand-
schüßenhauptmann Jörg von Lupfen, der schwäbische
Ritter Ulrich von Seltenhorn, die Salzmerer und
Griesneder, die Botz von Zwingenberg, und manch'
andres Geschlecht, meist aus den Landen vor dem
Arzlberg stammend.

„Wir verdanken Euch Eure Mähe sehr, Herr
Marschall von Billanders,“ entgegnete Spaur trocken.
„Ihr habt uns zu einer Reihe sehr anziehender Ver-
trüffungen verholfen — wenn auch, und Ihr wer-
det uns darum nicht großen, neben manch' berühmtem
Namen sich Andre finden, von denen man bisher
noch nichts vernommen in Tirol!“

„Ganz recht, Herr,“ rief Müllinen, indem er
ansprechend vortrat und zürnend an den Spaur den
auf sein Wammis gestickten Mithrades zerete, „die

meisten von uns sind Schwaben und Vorländer! Auch ich binde es sonderbar, Herr Graf, aber unser Ist die Schuld nicht, wenn der Herzog seine Freunde außerhalb Tirol suchen muß!"

Spaur sah ihn mit übermüthigem Blicke an. „Und wessen ist die Schuld," fragte er schneidend, „wenn er sie in Tirol nicht suchen will?"

„Das ist nicht die rechte Freundschaft, die wartet, bis sie gesucht wird!" rief Willkinnen heftig.

„Was sich selber anträgt," entgegnete Spaur, „ist nicht der Nähe des Suchens nicht werth!"

Willkinnens Angesicht glühte, die Herzoglichen drängten sich um ihn; der Marschall trat dazwischen und versuchte zu beglücken. Er konnte nicht recht zum Worte kommen, denn Weisbrach hatte ihn rasch bei Seite gedrängt und rief den Tischlönern grimme Worte zu: der Ausbruch eines heftigen Zwistes war unvermeidlich.

Da schmetterten in Saale die Fanfaren, des Herzog Anknist verkündend und die Streitenden trennten sich, Groll im Herzen und Unmuth auf den Stirnen, den Gebieter zu empfangen. Sie kamen eben im Saale an, als Friedrich den härtigen Baiernfürsten begrüßt und unarmt hatte und nun an seiner Seite zwischen den Reihen der Gäste dahinschritt. Bei der Wendung gegen die Mitte kamen die tschländischen Edelherren unmittelbar vor ihn zu stehen.

„Sieh da," rief er denselben entgegen, „die edlen Herren aus unserm schönen Tschthal! Willkommen, vielwerthe Ritter und Herren, es freut uns, daß Ihr es nicht verschmäht, unser Friedensfest durch Euer Erscheinen zu verherrlichen!"

„Wir danken Euch für den freundlichen Willkomm, Herr Herzog!" entgegnete Spaur zurückhaltend. „Wir hätten sehr gemüthlich, Ihr hättet uns an einem andern Orte empfangen, um das Anerbieten unserer Kriegsdienste anzunehmen, das nun überflüssig geworden — erste Gäste wie wir, stimmen nicht zu einem so freudigen Fest!"

„So gebt dem Ernste den Abschied, Graf Spaur — Ihr auch, Starckenberg, Lodron, und Ihr andern, ernsthaften Herren alle! Glättet Eure finstern Mienen und laßt die Freude walten — leicht könnte sonst Einer auf den Gedanken kommen, der Friede mit Baiern komme Euch ungelogen und Ihr freuet Euch nicht darüber!"

„Wir freuen uns," sagte Spaur, „daß ein unbegründeter Anspruch aufgegeben ist, ohne Blut und Opfer . . . es ist kleiner unter uns, Durchsicht, dem nicht Wohl und Weh des Landes am Herzen lägen und der nicht stündlich daran dachte, es zu fördern!"

„Das weiß ich, auch ohne diese Bethenerung!" sagte der Herzog unbefangen. „Allerdings sind wir es, dem es als Herrn und Herrscher dieses Landes übertragen ist, über dessen Wohl und Weh zu wachen, — aber wir erkennen mit Dank Eure Bereitwilligkeit, uns zu unterstützen in dieser schweren Herrscherpflicht! . . . Sonder Zweifel war es auch das Wohl und Weh des Landes, was Euch unlängst versammelte zur Berathung auf dem Orefenstein?"

Eine augenblickliche Stille trat ein; die Ritter

sahen sich betreten an, nur in Spaur's ehernen Zügen war eine Veränderung nicht zu bemerken.

„Glaubt nicht, daß wir erlaunt sind, Herr Herzog," sagte er, „was uns bekrümelt, ist nur, daß auch in einer Versammlung von Männern der Rundschaft nicht gesehen! Es ist altes Recht der Landherren von Tirol, sich zu versammeln, wenn und wo es ihnen gefällt — auf dem alten Rechte, das wir geübt und zu wahren beschlossenen, ruht des Landes Wohl und Weh!"

„Das alte Recht!" erwiderte Herzog Friedrich ädgernd und ließ den Blick durchdringen auf dem Alten und seinen Gefährten ruhn. „Ein schweres Wort, Ihr Herren, das wohl beachtet sein will! Das Recht dünkt mich wie eine wohlgebaute Burg, worin der Eigner sicher wohnt, jede fremde Faust abwehrt und jeden fremden Fuß, der den Burksfrieden überschreiten will — doch wer den Schutz der eignen Gränze will, muß auch die des Nachbarn ehren: wer nicht will, daß das Gemäuer ihm überm Kopf einstürzt oder durchs Dach Regen und Sonnenschein zum Besuche komme, der muß das schadhafte Dach flicken und die Säulen wechseln, wenn die alten morsch geworden!"

„Die Säulen unsres Rechts," rief Starckenberg rasch, „sind nicht vermoricht . . . sie sind so stark wie unre Berge!"

„Und dennoch trau' ich diesen starken Bergen nicht!" sagte der Herzog mit starker Betonung. „Wasser, Wind und Zeit bohren und nagen an ihnen und wenn die Erde beb't, so stürzen sie ein! Und doch — es sei, es soll das alte Recht gelten . . . unser altes Recht! Ist das Euer Wille, das Recht zu wahren, das Ihr noch für ein wohnlich Haus haltet; mein Recht, so gut und unverfälscht wie das Eure, und das eines Jeden im Lande — ist das Sinn und Ziel Eures Bundes, dann soll der silberne Falke noch in dieser Stunde auf meiner Brust schimmern — dann will ich das Haupt des Bundes sein!"

„Es laun dem Bund nur heilsam sein," war Spaur's Antwort, „wenn das Haupt mit den Gliedern nicht habert und sie verschlingt!"

„Ich weiß, worauf Ihr zielt!" entgegnete der Herzog finster. „Ihrücht das Haupt, das die Glieder aufricht und sich dadurch zum bloßen Nacken macht — ihrücht die Glieder, von denen jedes ein klein Hauptlein sein will! Ich bin der Fürst des Landes, ich bin das Haupt! Soll' ich ruhig zusehn, und den Landverräther gewähren und den Diener mir trocken lassen? Wollt Ihr selten, daß ich den Verrath geächtigt und den Diener abgesetzt, der mir den Gehorham gewelgert? Wir haben unsern getreuen Tiefenboden als unsern Rentmeister bestellt — der wird Steuer und Pfandschaft schnell geordnet haben, und wenn noch zehn Falken die Briefe in ihren Krallen hätten!"

„Wir zweifeln nicht daran," entgegnete Spaur, „der Ritter ist ganz der Mann dazu, einen Knoten, den man nicht lösen kann, durchzuhauen — nur dürste das kein guter Anfang sein für die Bundeshauptmannschaft, das alte Recht zu wahren! Der Ritter ist ein Borarberger — uns aber ist verbrüht, daß alles Amt im Land mit Niemand sonst zu besetzen ist, als mit Tiroler Eingebornen!"

Friedrichs Stirn umwölkte sich; in seinem Pöckeln, worin Zorn und Spott miteinander zu ringen geschienen, getaucht der letztere die Oberhand. „Euer Tirolerrecht,“ sagte er rasch, „kommt mir vor, wie das Neg, womit Ihr im Herbst die Zugvögel fangt — der Raufchen und Schlingen sind so viele, daß es gar leichtlich geschehn mag, eine davon zu übersehen! Aber ich will Euch zeigen, daß ich ihn gern gerecht werde, wo es faun! . . . Hast Du's auch gehört, Molly?“ fuhr er, sich zu diesem wendend, fort. „Ich darf Dich nicht zu meinem Bewalter machen, weil Du jenseits des Arlbergs ausgehelt wurdst! Gut denn — so will ich einen Tiroler ans Dir machen! Wer Grund und Boden sein nennt in Tirol, ist wohl einer — also schenk' ich Dir mein Schloß Fürstenberg ob Nals — Du wirst es wohl zu machen wissen, daß die Landherren Dich unter sich als ihres Gleichen gelten lassen! . . . Es ist Euch doch so genehm, Ihr Herren vom Falken? Kränzelt Ihr die Stirne, Herr Degen Fug vom Leberberg? Soll, was Euch gilt, nicht auch Andern gelten? Wie lang' ist es doch, seit Ihr mit Ludwig dem Brandenburger aus Baiern ins Land gekommen? — Doch, wir vergessen ganz, daß es ein Fest ist, was uns hier zusammenführt . . . Vergnügt Euch, edle Herren; wir möchten heute nicht gern ein unholtes Antlitz sehn . . . was weiter zwischen uns steht, darauf sollt Ihr Bescheid haben, sobald ich mit dem Sprecher, den Ihr erkoren, verhandelt — Ihr sollt mit uns zufrieden sein . . .“

Der Bürgermeister von Innsbruck war schon längst hinzugegetreten und harrete mit eckfurchtsvoller Halsberneigung des Augenblicks, wo es ihm gelingen würde, die Meldung anzubringen, daß Alles zum Adelstagen bereit sei, welcher die Einleitung zur Tafel bilden sollte und das Erbsuchen, erzogroglische Durchsicht möchten in Guaden geruhen, die Dame zu bezeichnen, welcher die Ehre zu Theil werden sollte, die Partnerin des Landesherren zu sein. Jetzt gelang es dem Harrenden, seine Worte anzubringen und ein bereitwilliges Ohr dafür zu finden.

„Fröhliche Kunde!“ rief Friedrich, und über sein Antlitz ging es wie Sonnenschein über's Land, als er die Versammlung überblickte und die vielen schönen Gestalten und Köpfe betrachtete, die in allen Formen und Arten der Frauenhülle seiner Entscheidung zu harren schienen. „Eine schwere Wahl! Wir müßten Eueren feinen, am Pariserhofe geübten Kennerblick zu Hülfe nehmen, Herr Better Ludwig von Baiern, wollten wir in einem solchen Garten der Schönheit die vornehmste Blüte erwählen — dagegen ist die Aufgabe des Hirten Paris, der nur unter Dreien zu wählen gehabt, ein Kinderspiel . . .“

Ein weiter Halbkreis hatte sich vor dem Fürsten gebildet: noch einmal glitt sein Auge darüber hin, als wolle es noch einmal präßen, aber seine Wahl war im ersten Augenblick getroffen gewesen — sie galt nicht einer der schwächern, halbangeblichnten Knospen unter den Bürger- und Patrizier-Jungfrauen, noch mancher voll aufgeschlossenen Blume, die farbenprächtig in den Reihen der Brauen und Edelkamen brannte und leuchtete — sie galt einer Erscheinung, die den Reiz Weiber vereinigte: in deren magisch blauem Auge aller Zauber der Jungfräulichkeit sich spiegelte, wie

der Himmel im einsamen Bergsee, während die Lippen von verlangendem Sehnen geschwellt schienen, als wüßten sie zu erzählen von allem Geheimniß glücklicher Minne.

Es war Sabine, die Hausmännin.

„Zunächst hat Euch die Schnelligkeit Cures Koffes mir entführt,“ sagte der Herzog zu ihr treuend, „diesmal sollt Ihr mir nicht enttrinnen! Wollt Ihr meine Partnerin sein, schöne Jägerin?“

Die Rede galt dem Gewande Sabinens, einem langen, dunkelgrünen Kleide, unter welchem ein matt-graues Unterkleid hervor sah an Brust, Gürtel und Schooß von blanken Eisenfeilen zusammengehalten: über einen solchen war auch das äppige Goldhaar gezogen und nur leicht von dem Wittwenhäubchen bedeckt.

Sabinens Angesicht überzog sich mit Blut, als der Herzog vor sie trat; schwiegend verneigte sie sich vor dem Werber, und mit dem Anstaude einer Fürstin, welche eine ihr gebührende und gewohnte Huldigung empfängt, schritt sie an seiner Seite die erstaunten und stütternden Reihen hindurch zum Eingang des Saales, wo die Gesellschaft standen, den Paaren beim Beginn die Fackeln zu überreichen und auf dem Emporgestülte schon die Pfeifer, Zintunisten und Posauer zu lärmendem Grusse ansetzten.

„Der Zufall ist gütiger als Ihr,“ begann der Herzog während des Dahinschreitens, wie verloren in den Anblick der wunderbaren Schönheit. „Er führt eine Begegnung herbei, der Ihr entloßt!“

„Ich entloß nicht,“ sagte sie etwas bestommen unter dem Eindruck der bedeutenden Blicke, die sie auf sich hatten füllte. „Wie hätt' ich glauben können, daß Durchsicht mich beachtet haben sollten . . .“

„So wenig kennt Ihr den Zauber Eurer Erscheinung?“ fragte Friedrich, dessen leicht erregbares Gemüth immer feuriger aufwachte. „So wenig die Kraft der Geschosse, mit denen Ihr verwundet?“

„Wunden?“ erwiderte Sabine scherzend. „So tief und gefährlich, wie ein — Nadelstich!“

„Nicht doch — habt Ihr noch nie von Waffen gehört, die unheilbare Wunden schlagen?“

„Wollt Ihr mich böser Künste zeihn? Das thun vergiftete Waffen!“

„Dber geseit! Die Curigen! Ihr seid eine Fey, muß ich glauben — bei keinem Begegnen habt Ihr mir angethan, daß ich nichts Anderes denken und wünschen mocht', als Euch wieder zu sehn . . .“

„Durchsicht,“ stammelte Sabine erbebend — nicht vor dem leisen Händedruck des Fürsten, sondern vor Oswalds Anblick, der vom Getränke vorgeschoben, an der Saalthür stand und den durchdringenden Blick mit eigenthümlichem Ausdrack auf dem Paare ruhen ließ.

Dem Fürsten entging die Bewegung seiner Tänzerin nicht; er sah umher und bemerkte Oswald. „Willkommen, Oswald von Bollenstein!“ rief er, einen Schritt näher tretend, während dieser sich ehrerbietig aber mit der Haltung des Mannes verbeugte, der seinen eigenen Werth kennt. „Willkommen in Innsbruck, ritterlicher Sängler! Du wackerer, ungehofferter Fremnd! Du lässest mich lang auf die Fremde warten, Dich zu begrüßen!“

„Dank Herr Herzog für so freuntlichen Empfang!“

entgehet Oswald herzlich. „Ich hoffte nicht mit Unrecht, das Fest würde mir wohl den besten Anlaß geben, mich Euch vorstellen . . .“

„Mich verlangt nach Dir!“ rief Friedel wieder. „Mich verlangt, nach so langer Zeit Deinem Gesange zu lauschen — von Deinen Fahrten zu hören, mit Dir von der süßlichen Jubelzeit zu plaudern, die Du so treu im Herzen bewahrt hast! Nach dem Tausche komm' zu mir — jetzt aber schreite mit uns, laß Dir eine Fackel geben und wähle Dir eine Partnerin, so schön, wie die uns vom Glücke zugeführte — der Minnesänger ist der Frauen Freund!“

„Gewissen, gnädigster Herr!“ erwiderte Oswald scherzend . . . „Wer im Sturm gewesen auf hohem Meer, den lüftet nicht mehr, es zu besahren!“

„Was hör' ich?“ rief der Herzog, in den Lou des Scherzes eingehend und halb zu Sabinen gewendet. „Oswald von Wolfenstein hätte der Minne entsagt und wäre ein Frauenfeind geworden? . . . Was sagt Ihr dazu, meine schöne Genossin? . . . glaubt Ihr an diesen Haß?“

„Nein . . .“ erwiderte Sabine und ihr Auge richtete sich fest und ruhig auf das Antlitz des Sängers.

„Und warum nicht?“ fragte dieser und erwiderte den Blick in gleicher Weise — es war, als ob die Beiden einander noch nie begegnet im Leben.

„Weil, wer die Frauen haßt . . .“ antwortete sie mit einem Lächeln, dessen Schwanke nur für Oswald vernehmlich war, „sich nicht bemühen wird, ein Liebespaar so sorgsam zu hüten und zu tragen . . .“

„Ein Liebespaar?“ rief Friedrich. „Was meint Ihr doch? . . . Ei nun entbed' ich erst, wach' absonderlichen Schmach Du trägst! Sieh da — ein kostbar Ringlein . . . fest eingebunden in eine Lode Deines Bartes! — Nun bist Du überwiesen — nun bekenne, daß Dein Herz noch immer in holden, minniglichen Banden gefangen liegt!“

„Der Ring,“ erwiderte Oswald allmählig erwarwend, „ist wohl das Geschenk einer edlen, minniglichen Frau — doch kein Liebespaar! . . . Auf meiner Fahrt ins Maurenland kam ich auch nach Aragon und sang am Hofe der Königin . . . sie war ein vortreffliches Weib, klar und rein, wie der Lucifer über dem erwachenden Morgen schwebt! Sie lachte gern, wenn ich meine Lieder sang und zum Preise deutscher Frauen, deutscher Minne und deutscher Treu' . . . und als ich schied, band sie mit den eignen, weißen Händen mir dies Ringlein in den Bart . . . Mas non plus displicaides sagte sie . . . das soll Ihr nicht mehr losbinden — das sollt Ihr bei jedem Feste in Eurem Vaterlande tragen — das sollt' Ihr einst der deutschen Frau geben, die Ihr liebt und die Euch Treue gehalten . . . Ich gelobt' es der königlichen Frau: doch hab' ich nicht gefunden, die des Ringes würdig wäre und des' zum Zeichen will ich ihn tragen mein Leben lang!“

„Ich sehe wohl, Du bist der Alte geblieben, Oswald!“ lachte der Herzog. „Voll Uebertreibung und Glut, wie da wir noch um den besten Schuß mit dem Volke wetteiferten — aber dem warmen Herzen des Sängers muß man etwas zu gut halten . . . und auch die Frauen werden das thun — nicht wahr, schöne Partnerin?“

Damit wandte er sich zu dieser und betrat von der Fankare begrünt den Saal; schweigend folgte Sabine gefesselt Blicks an Oswald vorüberstreichend — ihr Angesicht glühte, ihr Busen wallte; es wahrte lange, bis die Schmeichelworte des Fürsten, womit er sie in leisem Gespräche besüßte, ihrem Ohre wieder vernehmlich wurden.

„Ihr scheint zerstreut und überhört meine Rede,“ begann er wieder. „Hat Euch die abenteuerliche Kunde des Wolfensteins so sehr erfaßt! Glücklicher Sänger, den ich beneide! Er darf das Audenten schöner Stunden mit sich tragen . . . o daß es Euch gefallen möchte, mich auch so zu beglücken!“

„. . . Was ist, das Ihr begehret . . .“ fragte sie un sicher.

„Von Eurem Busen hat sich eine Bandschnalle gelöst . . . macht sie vollends frei und gebt sie mir . . .“

„Was soll sie Euch . . .“

„Was ein Band soll — mich an Euch binden! Und damit auch Ihr angefesselt seid . . . tragt diesen Ring . . .“

Sabine wollte abwehren; sie konnte es nicht, ohne Aufsehen zu erregen, sie mußte gefesselt lassen, daß die Bandschnalle in der Hand des Herzogs blieb und dessen Ring unmerklich an ihren Finger glitt.

„Ich beschwöre Euch, gnädigster Herr,“ stammelte sie . . . was soll das Alles?“

„Es soll Euch zeigen, was Ihr meinen Worten nicht glauben wollt' . . . daß Ihr mich bezwingen habt, daß ich Euch zu eigen gehöre, — daß ich Euch liebe! . . . Schon daß ich das Euch sagen kann, beseligt mich . . . macht das Glück dieses Augenblicks vollständig — sagt daß Ihr mich nicht verschmäht, daß auch Ihr mir geneigt seid . . .“

„Nimmermehr . . . was denkt Ihr von mir . . .“

„Ich denke nichts — ich fühle nur, daß ich Dich liebe, daß Du mein* sein mußt, holde Zauberin . . . mein, und müßt' ich mit einer Welt um Dich ringen!“

„Um meinet . . . um Euer selbst willen, Durchlaucht . . . Alter Augen sind auf uns gerichtet . . .“

„Gut, ich will mich bezwingen . . . ich will auch nichts übersäumen, will Dich nicht drängen, Geliebte — nur das Eine sage und versprich mir, daß ich Dich wiedersehen werde . . . Mein Diener hat das glücklichste Haus erkundet, das Dich umschließen darf — wenn ich poche, werd' ich die Thüre verschlossen finden . . .“

Sabine, über und über erglüht, vermochte nichts zu erwidern — der Fackelreigen ging zu Ende.

„Wir müssen scheiden,“ begann er wieder zu flüstern, „ich kann diese Ungewißheit nicht ertragen — morgen schon will ich um Einlaß pochen, heute noch muß ich mein Schicksal lennen . . . Erwidre nichts! Gebenkt' Du mich abzuweisen, so trage meinen Ring zum Deutzeichen und begegne mir nicht wieder im Leben . . . willst Du meiner harren, so sende mir während des Wahles den Ring zurück, als hab' ich ihn vergessen . . .“

Der Reigen war aus; die Paare gaben die Fackeln ab; lächelnd und in würdiger Haltung geleitete der Herzog die schöne Wittve zu ihrem Plage, mit lauten, zierlichen Worten für die erwiesene Huld verdankend.

Die Eschländer Herren waren in einer Ecke unter den Zuschauern gestanden und hatten den Herzog während des Tanzes nicht aus den Augen verloren. „Wie glatt es ihm vom Raute geht!“ murmelte der Sallerder. „Die Hauswirthin mag sich vor ihm in Acht nehmen!“

„Er kann das Scherzweigen mit den Weibern nicht lassen“, erwiderte der Degen Jur — „hat noch nicht genug des Unheils erlebt!“

„Ei das Unheil wär zu ertragen, mein ich!“ sagte Sallerd lachend. „Er hat Glück bei den Frauen!“

„Das Glück ist ihm schon theuer zu stehen gekommen“, bemerkte Starckenberg. „Die Freundschaft des Königs zum —“

„es Königs? Sind sie einander in's Gehege gekommen?“

„Etwas dergleichen“, erwiderte Jur. „Es war vor einigen Jahren, wie der König nach Wälschland zog und in Innsbruck eintraf. Damals waren sie wie Freunde und Brüder und verging kein Tag, an dem man sie nicht Arm im Arm miteinander wandeln sah . . .“

„Das kann ich bezeugen“, sagte Albrigeto, „ich war hier, mich dem König auszubieten und sah, wie sie Arm in Arm miteinander über die Straße gingen — der Boden war schmutzig und wie der König das ersah, führt er den Herzog, der's nicht Acht hatte, im Gespräch darüber, daß dessen langer, schwarzer Sammetrock durch den Schmutz zog. Der Herzog aber merkt's und vergalt's stillschweigend; daß er den Rock aufhob und ließ das schmutzige Ende wider die gar zierlichen, karmoisinrothen Stiefel des Königs schlagen!“

„War also große Freundschaft zwischen Beiden“, fuhr der Lebenderger fort, „sollt' aber nicht von Dauer sein. Am Abend war Fest und Tanz wie heut', da war alle Schönheit der Stadt versammelt und eines Kaufmanns Tochter galt für die schönste — die gefiel beiden Fürsten über die Maßen und hofirten ihr Weibe sehr angelänglich. Am andern Tag war großer Lärm. Das Mädchen war Nachts in ein dunkel Gemach gelockt und ihr Gewalt angethan worden und wußte nicht von wem, als daß Einer von den beiden Fürsten es gewesen, weil sie sich sehr gleichen an Alter und Gestalt und dem langen Bart, den Jeder trug. Das Mädchen weinte, der Vater schrie, die Bürger lärmten — die Herren aber wollten es nicht Wort haben; Sigmund nicht, wegen der ungarischen Magnaten, die bei ihm waren, der Herzog nicht, weil damals sein Ehgemahl, Fran Elisabeth von Pfalz, noch am Leben war . . . Das Urtheil“, schloß der Erzähler unter dem halbtauben Lachen der Zuhörer, „hat dann bekannt, der Stimme nach sei's nicht der König gewesen, der schenkte ihr Hundert Dukaten dafür — Herzog Friedel aber blieb dabei und schob's dem König in die Schuh, daß dieser arg ergrimmt und ward von Stund' an des Herzogs Feind!“

„Ein böser Handel!“ rief der Sallerder. „Und ein Weibe, was auf sein Wort zu geben ist!“

„Dafür braucht's nicht erst solchen Beweis“, sagte Spaur, wie aus schwerem Nachsinnen aufstehend, „seine Rede selber zeigt's klar genug! Laßt

uns gehen, Freunde, was wir wissen wollten, wissen wir — wir haben hier nichts mehr zu suchen!“

„Wollen wir nicht doch abwarten, welchen Bescheid Herr Oswald, unser feiner Sprecher, uns bringen wird?“ fragte Jur.

„Wozu?“ erwiderte Spaur. „Hat der Herzog es auch nur der Mühe werth gefunden, seine Meinung zu verbergen? Wir kennen sie jaht und was auch der Wolfenstein bringen mag — wir kennen unsere Lesung!“

Sie schritten durch das Gewühl des Saales, wo eben Alles sich ansiedelte, an der Tafel Platz zu nehmen. Und was denkst Du davon“, flüsterte Starckenberg in Spaur's Ohr, „woher dem Herzog die Kunde gekommen von dem, was auf dem Freisten geschah? Wär' es der Wolfenstein selbst?“

„Nein“, erwiderte Spaur entschieden, „Dein Haß führt Dich irre, Ulrich — Oswald ist ein Thor, aber er ist kein Verräther!“

„Ich traue nicht“, sagte Starckenberg wieder, „und will ihn wohl hüten . . . Der denkst Du an den Götterdect? Ich sah ihn mit dem Markschal des Herzogs in vertraulichem Gespräch . . . er ist ein eifriger Feind und hat, was er zum Feind nöthig hat, nirgends als in seinem Namen . . .“

Spaur schüttelte das Haupt; sie schritten eben an Weibsbriach vorüber, der in seinem Eisengewand, wie eine Wache am Eingang stand. Unwillkürlich fuhr er mit der Hand an's Schwert, läufte es und stieß es unwillig zurück. „Die Schelme!“ murmelte er, „daß ich sie so durchlassen muß und sie waren so schön in der Falle!“

Die Ritter waren indessen nicht die Einzigen gewesen, die des Herzogs zärtliches Ungeschäm beachtet; Florentin hatte der Geheuerin die Fackel überreicht und stand, auf deren Rückgabe harrend, unbewacht und unbeachtet in der Menge. Er verwandte den Blick nicht von dem Paare; bald ward es ihm eifrig bis an's Herz hinan, daß kalte Tropfen seine Stirn bedeckten, bald war er mit Blut überzossen, daß sie ihm aus den Augen ledrerte, die der Anstrengung sich fast aus den Höhlen krängten, um zu ersehen, was durch die Ferne dem Ohr verloren ging. Sein eifersüchtiges Gemüth erkannte die Werbung des Fürsten und er knirschte vor Grimm — konnte sie dem schönen Manne, den Rang, Reichthum und Macht umgaben, widerstehen? Er wußte, daß er nichts dagegen in die Wassschale zu legen hatte und wenn er sich auch eingeschand, daß er nichts zu hoffen habe bei dem Stolze seiner Herrin, so erfüllte ihn doch der Gedanke, daß sie eines Andern werden könnte, mit unerträglicher Pein. Der einzige Hoffnungsbaum, an den er sich anklammerte, war Sabines unverkennbare Erregung . . . sie konnte eben so gut für als gegen die Werbung des Fürsten gedeutet werden; er schwur, es noch diesen Abend zu ergründen — nahm am Ende des Reigens die Fackel in Empfang und trat, als er mit febernder Hand sie gelöst, hinter den Stuhl seiner Geheuerin, ihr bei der Tafel zu dienen.

Das Mahl begann. Der Herzog saß auf einem Stuhle, an dessen Lehne der Tiroler Adler prangte, neben ihm Ludwig von Baiern, Inngolstadt auf ähnlichem Stuhle, geschmückt mit den weißblauen Ranken und dem Löwen von Wittelsbach, Friedrich war in

der heiteren Laune, ihm gegenüber war Oswald's Flug und tafelabwärts traf sein Auge in das Antlitz Sabinens, die wie umgewandelt still und in sich gekehrt vor sich hinblinzelte, und alle die Scherze und Artigkeiten fast überhörte, womit ihre Nachbarn sie zu erheitern und die Aufmerksamkeiten der schönen Frau zu erregen bestrebt waren. Die Stirn des Fürsten umdüsterte sich nur flüchtig, als Marx ihm die Meldung von dem Weggehen der Entschländer zuflüsterte. „Pourdionx!“ rief er bairisch Ludwig, der zugehört hatte und sich den glänzenden schwarzen Bart strich, „das ist auch ein fürzig Bällein! Die Welt ist doch überall gleich — ich glaube noch in Frankreich zu sein, bei Frau Yabeau, meiner königlichen Schwester, deren gute Stadt Paris von dem Geizhals übermüthiger Vasallen, der Bourgeoisons und Armagnacs wieberhält . . . sie wären ihr und dem Dauphin längst über den Kopf gewachsen, wüßte Frau Yabeau das Regiment nicht kräftig zu handhaben, wie ein Mann!“

Friedrich nickte mit einem Nicken, das ebenso wohl seine Zustimmung als einen Hintergedanken andeuten konnte und winkte Oswald zu sich. „Hast Du es auch schon vernommen?“ sagte er zu ihm; „die Jassen sind fortgezogen — mein Ton scheint sie verstoßt zu haben! Mich dünkt, Wolfenstein, Tu habest Dich keiner leichten Aufgabe verweisen, sie Dir zu machen und wieder herbei zu locken!“

„Ich wag' es doch und hoffe doch, sie zu lösen!“ entgegnete Oswald. „Ich wag' es getrost, weil es mit Euch zu verhandeln gilt, Durchlaucht?“

„Hast Du so viel Zuvorsicht zu mir?“

„Ja, Herr Herzog. . . Ihr wißt es wohl, es ist allerlei Reden und Gerüß! über Euch, als seiet Ihr wandelbaren Gemüths und unverlässig — ich aber kenn' Euch von unserer Knabenzeit her und glaub' es nicht! . . . Gedient Ihr's noch, wie Ihr Lust bekamt, die schönen Göttesasanen in Eures Oheim's Garten zu jagen? Wie ich Euch abredete und als Ihr's nicht lassen wolltet, doch mit Euch ging, und wie Ihr mir dafür gelobtet, weil ich die Gefahre mit Euch theilen wollte, würdet Ihr auch Alles mit mir theilen, was davon werden könnte. . .“

Friedrich lächelte zustimmend.

„Wir gingen dann selbender in den Lustgarten,“ fuhr Oswald fort, „und richteten unter den Goldvögeln mit unserm Armbrüsten gar arge Verwüstung an. . . Euer Oheim ward sehr zornig, er hatte die zierlichen Thiere sehr lieb — wir wurden bestraft, Ihr, als Prinz, samt mit Fästen und Schelten davon, ich aber, weil ich Euch nicht abgehalten, ward einen Tag und eine Nacht in den Thurm gesperrt. . . Da schlich Ihr Euch bei Nacht heimlich aus Eurem Gemach und bis vor die Thür' meines Gefängnisses, und weil Ihr nicht hinein konntet zu mir, blieb Ihr bis zum Morgen auf der kalten Schwelle liegen, um, wie Ihr's gelobt, die Strafe mit mir zu theilen. . . ich denke, wer als Knabe sein Wort so heilig gehalten, mit dem wird in allerweg auch als Mann ein redlicher Bund zu schließen sein. . .“

„Weran machst Du mich!“ rief der Herzog, in dessen Zügen die Rührung mit der Beschämung kämpfte — er konnte im Stillen vor sich selber nicht sagen, daß er selber immer gehandelt, wie in der

Kindergelt. „Ich hatte den Knabenstreich längst vergessen,“ rief er dann, „aber Du sollst Dich in Deiner gläubigen Erinnerung nicht betrogen haben! Rede, wie lautet der Vorschlag zum Frieden, den Du mir zu machen gebest?“

„Er lautet — Ausschub, gnädigster Herr! Die Zeit ist wüthbewegt, Alles thürmt und bäumt sich übereinander, wie das Meer im Sturm, und wenn ein Schiff in demselben herumgeschleudert wird und hat Müß' und Noth sich mit Ruder und Segel gegen Wind und Welle zu behaupten, da, will mich's bedünken, ist es übel Zeit, wenn der Schiffer anfangen wollt', am Fahrzeug zu zimmern und dessen Bau zu ändern! Reich und Kirche sind das Schiff, das umgeschleudert wird vom Sturm — laßt uns mit dem Aendern und Zimmern warten, bis der Sturm abgehoht hat. . . ist die See einmal ruhig und der Himmel wieder hell und das ganze Fahrzeug nicht gescheitert, dann mag's Zeit sein, an den Ausbau des Theils zu denken, den wir darin bewohnen!“ Darum Ausschub — Stillstand auf einige Jahre — bis dahin bestätigt Ihr uns den Bundesbrief Herzog Rudolph's auf's Neue!“

„Biel gebodret!“ entgegnete Friedrich. „Was bietet Ihr dafür?“

„Ihr wollt Frieden und Ruhe halten so lang', und zu Euch stehen und Niemand's Recht schüzigen. . .“

„Und wenn die Zeit vorbei, der Stillstand aus — was dann?“

„Dann wird es auf allen Seiten anders und gewiß klarer geworden sein. . . dann werden neue Zeiten sein und neuen Vertrag bringen!“

Der Herzog schwieg; war ihm auch ein Vorschlag sehr willkommen, der die Entscheidung hinausdrückte und ihn Zeit gewinnen ließ, und zugleich Mühen und Hand frei machte zu Angriff und Abwehr gegen das Reich, wie gegen die Bischöfe, gab er sich doch den Anschein des Hegers und der Ueberlegung, um nicht erkennen zu lassen, wie gern er darauf einging.

„— Und wenn ich nun den Vorschlag zurückweise?“ fragte er nach kleiner Weile.

„Dann ist mein Amt zu Ende,“ entgegnete Oswald ernst, „dann geht ich den Falken meine Vollmacht zurück und sage ihnen den Befehl!“

„. . . Und was wird dann die Folge sein?“

„Das weiß ich nicht.“

„Du weißt es, Oswald! so gut, besser, als ich es weiß. . . Krieg, offene Empörung wird die Folge sein! . . . Wenn es aber so ist, beantworte mir dann die eine Frage, Oswald. . . auf welcher Seite wirst Du stehen?“

„Am Leben ist es nicht immer möglich,“ sagte Oswald ernst, „Recht und Unrecht so genau zu scheiden, daß nicht die Grenzen hie und da ineinander liefen. . . ein einziger Tropfen kann trübend in den klarsten Becher fallen. . . so wird es mit den Falken sein. . . sie haben nicht ganz Recht, wenn sie den Kampf beginnen, aber Recht haben sie doch — und wo die Aetolgenossen stehen, hat auch Wolfenstein seine Stelle.“

„Auch gegen den Zugenfreund?“

„Auch gegen ihn!“

Der Herzog reichte dem Sängler die Hand.

„Tu bist offen, Oswald,“ sagte er, „aber ich liebe

Dich um dieser Offenheit — um der Treue willen, die Du für den Knaben Friedrich im Herzen trägst . . . dafür bewilligt der Mann Dein und Deiner Freunde Begehren! Geh! und sage den Falken, es soll Stillstand sein zwischen uns auf sechs Jahre, dann wollen wir auf's Neue mit ihnen vertragen, bis dahin aber befähigen wir hie mit feierlich alle Rechte und Briefe, die meine Ahnen ihnen verliehen! Geh!"

Die wieder beginnende Musik eines Zwischenreigns unterbrach den Fürsten und brachte wieder größeres Leben in die Versammlung. Die Jüngern mit den Frauen und Mädchen schritten wieder dem Tanzsaal zu und auch Sabine folgte der Aufforderung eines Nachbarn. In Friedrich aber drängte sich Marx und brachte die Kunde, der Herr Kanzler Kasler hatte im Nebenzimmer, der Bote aus Italien sei eingetroffen, es dränge die Entscheidung.

Der Tafelsaal war nahezu leer geworden; wer sich nicht noch selbst am Reigen ergehen mochte, fand ein Vergnügen daran, als Zuschauer vergangener Tage zu gedenken und nur Einzelne waren der lieben Schüssel oder dem noch lieberen Becher treu geblieben. Oswald, erregt und gedankenvoll, war in eine der Fenster-Nischen getreten, vor welchen die schweren Vorhänge herabgelassen waren, um das Eindringen der äußeren Kälte abzuwehren, und blickte nun auf die beschneiten Dächer und in den klaren, sternblühenden Himmel der Winternacht hinaus. So konnte er nicht gewahren, daß Sabine ihrem Partner nur kurze Zeit gefolgt war, dann aber unter dem Verdachte plötzlicher Erkrankung sich von ihm los machte — er gewahrte nicht, daß der Vorhang hinter ihm sich theilte und Sabine eintrat: fast erschreckend fuhr er auf, als ihre zarte warme Hand seinen Arm berührte.

„Oswald,“ sagte sie mit leiser, vor Erregung bebender Stimme.

„Sabine . . . Du?“ rief er stauend. „Was willst Du?“

„Dich . . .“ erwiderte sie hastig, wie die Worte sich selbst abringend, „ich suche Dich, Oswald . . . Du mußt mich hören . . .“

„Was hätten wir uns noch zu sagen!“

„Eine Bitte, Oswald . . . Den Ring! Gib mir Deinen Ring!“

„Wahnwitzige — was begehrst Du!“

„Den Ring, Oswald . . . ich muß ihn haben . . . verweigere mir ihn nicht! Vorhin . . . bei Deiner Erzählung . . . bei Deinen klaren, ruhigen und doch so innigen Worten stammte in mir, was Zorn und Unmuth in der Asche gehalten . . . Vergib, vergiß, was gescheh'n . . . wenn Du mich nicht mehr lieben kannst, nimm wenigstens Deine Verachtung von mir, ich ertrage sie nicht! Um dieses Augenblicks willen, in welchem mein Stolz gebrochen und bereuend sich Dir neigt . . . vergiß, verzeihe . . . und gib mir den Ring der Königin!“

„Niemals! Er soll nicht entehrt werden durch so falsche Hand!“

„Oswald,“ flehte sie noch dringender und wie verwirrt, „verlass' es mir nicht! Wenn nicht um Deinetwillen . . . ihu's s'ich mich! Um mich zu retten, um mich vor mir selber zu bewahren, ihu's . . . ich siehe Dich an, laß mich nicht von Dir gehn ohne den Ring!“

In ihrer Leidenschaft drängte sie sich immer näher an ihn; ihre weichen Arme umschloßen seinen Nacken, er fühlte den Sturmschlag ihres Herzens und ein heißer Athem umflog seine Stirn — aber die alte Gewalt war gebrochen. Diese Schönheit, die ihn einst so gefesselt und begeistert hatte, rührte ihn nicht mehr und zum ersten Mal erkannte er klar, daß er das einst vergötterte Weib nicht mehr liebe — ihre Schönheit dünkte ihm unheimlich und wie er beim Wiedereerscheinen des bleichen Schneelichts ihr in das glühende Antlitz sah, da gemahnt' es ihn wie das einer bösen Fehd, die sich an ihn dränge, um ihn mit sich hinunter zu ziehn in den Abgrund.

„Fahr hin, Frau Venus . . . ichöne Teufelin . . .“ rief er. „Mich verlockst Du nicht mehr!“ Damit hatte er sie rasch von sich gedrängt und der Mißbehörigkeits Auswurf „Oswald . . .“ sank Sabine an das Fenster, das brennende Haupt an den frostüberlaufenen Scheiben zu küßeln.

Nach einem Augenblick erhob sie sich wieder, nach Fassung und Gleichmuth ringend — mit einem Lächeln auf den rasch erblickenen Wangen vermochte sie in den Saal zurückzutreten — sie erblickte Florentin, wie ihrer harrend, und rief ihn zu sich.

Oswald war hastig fortgeeil und wie unwillkürlich in das Schenkgenach gerathen. Herzog Friedrich stand dort dem Kanzler gegenüber, ein mit einer Siegelkapsel behangenes Pergament in der Hand, in welches er unschlüssig hinein blickte.

„Oswald!“ rief der Herzog, da dieser, um nicht zu stören, sich rasch wieder entfernen wollte. „Weibe, Du kommst im rechten Augenblick! Du hast mir offen Deine Meinung gesagt, Du bist redlich und bist mein Freund . . . ich brauche nicht um besseren Rath zu suchen! Höre . . . Papst Johannes auf dem Wege zur kostbaren Versammlung ist schon nahe an den Grenzen von Tirol: ich hab' ihn mein Geleit zugesagt, allein, damit nicht zufrieden, drängt er mich, ihm nach Meran entgegenzukommen, und begehrt, eh' er mein Gebiet betritt, noch besondern Vertrag mit mir abzuschließen . . .“

„Was kann der Papst mehr fordern,“ entgegnete Oswald stauend, „was könnt' Ihr ihm mehr gewähren als Euer Geleit?“

„Seine Heiligkeit,“ begann Kasler, dem die Dankschuld des Wolfensteiners offenbar sehr unangenehm war, „haben gerechteste Gründe, die sie befolgen lassen, sie möchten in Kostenz, mitten in Deutschland nicht völlig sicher sein und wollen sich daher des Schutzes Seiner Durchlaucht, als des mächtigsten Nachbarn, vergewissern, — nicht bloß bis Kostenz, sondern auch in Kostenz . . .“

„Und dafür,“ fiel der Herzog ein, „hat er mir dies Breve zugesandt, schon ausgefertigt und auf Meran gestellt, wo die Zusammenkunft geschehen soll und der Abschluß . . . Was räthst Du mir zu thun?“

Oswald warf einen kurzen gleichgültigen Blick in das ihm übergebene Pergament. „Dabei ist nicht viel zu grübeln und zu rathen!“ sagte er. „Welche Gefahr könnte dem Papst, der durch sein Kommen des Königs schnellsten Wunsch erfüllt, in Kostenz drohn? Er ist im Schutz des Königs, des Reichs und der gewaltigen Versammlung, die dort tagen

wird! Wozu kann er da noch Eure Hülfe fordern? Gegen wen könntet Ihr sie gewähren, als gegen Concilium, König und Reich? Mein Rath ist drum: ob hoch, ob niedrig, haltet Euch die Pfaffen fern — beim König ist des Fürsten Pflanz!"

„Ihr nehmt es leicht, Herr Ritter!“ sagte der Kanzler spitz. „Zündet Ihr's doch kaum der Wölfe werth, einen ernstlichen Blick in dies Pergament zu thun . . . erlaubt, daß ich nachhelfe. Seine Heiligkeit ermahnen hier den Herrn Herzog zu ihrem obersten Generalcapitain über alle bewaffneten Schaaren der Kirche, wo dieselben aus freitrenen mögen! Er gestellt ihn der Zahl seiner vertrauten Hausräthe bei mit allen Würden und Ehren eines solchen! Verleiht ihm einen jährlichen Gehalt von sechstaufend Goldgulden und verpflichtet sich, alle Kosten . . .“

„Und wenn jeder Buchstabe dieses Pergaments ein Sack wäre, mit Dutaten und Würden vollgestopft,“ rief Oswald, „ich sage Nein! Ein Herzog von Oesterreich ist zu hoch, eines Andern Rath oder Feldhauptmann zu sein, als für König und Reich!“

„Ich sollte doch meinen —“ sagte der Kanzler mit Nachdruck, „bei Seiner Heiligkeit dem Papste, dem Oberhaupt der Kirche und der ganzen Christenheit, dürfte eine Ausnahme nur ehrenvoll sein!“

„Ich habe vor der Kirche so viel Ehrfurcht, wie Ihr, Herr Kanzler,“ rief Oswald entgegen, „und vor ihrem Oberhaupt nicht minder . . . beweist mir nun erst, daß der Herr Johannes das rechte und wahre Oberhaupt ist: bis dahin bleib' ich dabei, der Herzog kann sich nicht auf's Ungewisse verlassen und zu ungewissem Dienst . . .“

„Bedenkt Ihr auch?“ rief Kanzler, mit Wölfe seinen steigenden Unwillen bekämpfend, „daß bei der Versammlung viele und laute Klagen gegen den Herzog werden erhoben werden? Die Bischöfe von Ebur, Brizen und besonders der von Trient schüren jetzt schon an der Gluth, die ihn vernichten soll . . . der Herzog muß in Kostentz einen mächtigen Schutz haben und wer könnte diesen nachdrücklicher gewähren, als Papst Johannes, der jedenfalls als Sieger hervorgeht wird!“

„Schutz?“ entgegnete Oswald. „Hat der Herzog den Bischöfen Recht gethan — was braucht er andern Schutz? Und thut er ihnen Unrecht, wird das Oberhaupt ihn schützen, wenn er die Kirche geschädigt? Und wär's, daß Freunde und Helfer nöthig wären, beim König ist der Fürsten Pflanz: er ist ihr Schutz, wie sie der seine sind!“

„Du verstehst,“ unterbrach ihn der Herzog, „daß Luzernburg mit Oesterreich, Sigmund mit Friedrich vertheilt ist! — Er begehrt, daß ich nach Kostentz komme, des Reiches Lehn von ihm zu empfangen: es ist Oesterreichs uraltes Recht, die Belehnung nirgends anders zu nehmen, als im eignen Land — wenn ich ihm sein Ansuchen verweigere, wird er mir nicht noch mehr erbittert und Feind sein?“

„Er wird nicht!“ rief Oswald rasch und zuversichtlich. „Ich bürge Euch dafür!“

„Was sagst Du?“ entgegnete Friedrich stannend. „Wie stände Solches in Deiner Macht?“

„Gebt dem Papst seinen Zettel zurück,“ rief Oswald wieder. „Ich schaff's, daß Ihr mit Sigmund Euch veröhnt!“

„So wüßtest Du einen Ausweg, die Belehnung zu umgehen?“

„Der Ritter unterfängt sich viel!“ bemerkte ärgerlich der Kanzler.

„Doch werd' ich ausführen, wessen ich mich unterfange!“ entgegnete Oswald fest. „Wie ich's zu Stande bringe, bleibt mein Amt und Geheimniß — aber mein Wappen und meinen Kopf seh' ich zum Pfand, daß es gelingt!“

„Du gelobst mir also . . .“

„Mit Eid und Wort und Handschlag, gnädigster Herr!“ sagte Oswald. „Sigmund soll Euch freundlich annehmen und nichts verlangen, was gegen Oesterreichs Recht und Ehre stritte!“

„Nun denn, Kanzler,“ rief der Herzog, „so nehmt dies Pergament und sendet es dem Papst zurück! Das versprochene Geleit soll glänzend gehalten sein, zu mehr aber verpflichtet' ich mich nicht und will's drum auch vermelden, in Meran zu fruchtloser Zweifelschmerz ihm zu begegnen . . . Gebt und staunt nicht! Wir wollen diesem offenen treuen Sängetherzen und vertrauen und daß der lang erwogene, nun rasch gefasste Entschluß uns niemals gereuen werde, dafür ist und seine Freundschaft Würge . . .“

„Und stehenden Fußes,“ rief Oswald warm, „brech' ich zum König auf . . . Bald sollt Ihr gute Nachrich't haben!“

Der Herzog hatte Oswalds Arm ergriffen und näherte sich mit ihm der Saalthür, während der Kanzler, sein Pergament zusammenfaltend, sich mit tiefer Verbeugung entfernte, die seinen Ingrimm verbergen mußte.

An der Thür stand Florentin.

Der Jüngling war bleich bis in die zuckenden Lippen hinein; mit Anstrengung rief er die Worte hervor, sich dem Fürsten mit ehrebedrigem Neigen nähernd.

„Meine edle Frau,“ sagte er, „schickt mich, Euer Durchlaucht den Ring zurückzugeben, den Ihr wohl aus Versehen an ihrer Hand gelassen . . .“

Er verwandte sein Auge vom Herzog; er wollte Gewisheit haben in den Dualen und Zweifeln, die ihn bestürmten — das Antlitz des Empfängers mußte ihm verrathen, ob der Ring ein Abweisen oder ein Zeichen der Ermunterung war.

Und das Antlitz des Herzogs verrieth es ihm. Anscheinend wie achlos und gleichgültig erwiderte er ein süchtiges Wort des Dankes und des Bedauerns: aber das Aufleuchten seiner Augen sagte dem Kaufherrn Alles, was er zu wissen begehrt hatte.

Fast sinnlos, dem Umfinken nahe, taumelte Florentin aus dem Gemache.

„Ueber dieser Stunde regiert ein glücklicher Stern!“ rief der Herzog fröhlich Oswald zu, der bei Seite getreten war, und führte ihn an die Tafel. „Laß uns die alte Vubensfreundschaft erneuen, Oswald — und mit einem Becher Weiße begehen, daß sie gedeihe und Früchte trage . . . Schenke, komm und fülle zwei Pokale mit dem edelsten Marzolino . . . Stoß an, Oswald! Die Lösung sei

So wie best'!

Friedel und Oswald allezeit!“

Zweiter Band.

Erstes Capitel.

Im Schnee.

„Das ist ein arges Unwetter heut!“ sagte in dem kleinen Klosterelein zu Sanft Christoph auf dem Arlberg ein alter Mann in dunkler Mäuschkutte, und zog fröstelnd die Kapuze auf das kahle Haupt, während er die Augen näher an die kleinen runden Scheiben hielt, um besser in die Nacht hinausblicken zu können. „Der Schnee wirbelt, als ob ihn der böse Feind durcheinanderjagte, und vom hohen Sanius weht's so eilig herüber, daß die Flocken im Fallen gefrieren. Bin doch schon ein zehn Zährlein hier oben auf dem Arlberg, hab' manche wilde Sturmnacht gesehn, aber eine solche noch nicht! Sanft Christoph mag mit den armen Wallern sein, die etwa noch unterwegs sind, sonst weht es sie von den Felsen herunter oder sie versinken in den Schneesgewinden!“

„Wir haben's erfahren,“ sagte Dieffenhoven, der in der ärmlichen Gaststube des Hospizes am schlichten Holztisch saß, mit dem Rücken gegen den unförmlichen Ofen gelehrt, vor sich eine schlichte hölzerne Weinlaube. „Es ist wahrlich kein Kinderpiel, bei Winterzeit über den Arlberg zu reiten! Hat uns auch noch tüchtig erwirkt! Wer konnte aber auch denken, daß diesen Abend noch ein solches Unwetter losbrechen würde; der Tag war schön und hell und hat sicher noch manch' Andern aus der Herberge gelockt!“

„Mag wohl sein, Herr,“ entgegnete der Bruder, „ist doch den ganzen Tag über der Zug der Wanderer nicht abgebrochen, schier wie eine Kette, an welcher ein Ring in den andern greift. Alles will und eilt nach Constanz zur großen Kirchenerversammlung: es ist, als ob die halbe Welt auf der Wanderschaft wäre, der andern Halbscheid einen Besuch zu machen. Gestern haben Heilige bei uns gerafft, mit einer Schaar von Zeltern und Saumrossen; waren Dienstleute unfres Herzogs Friedel, die er vorausgeschickt, weil er in diesen Tagen auch des Weges fahren will, aus dem obern Inntal her, vom Kloster Stams, wo er Insulger innehat. . .“

„Wohl möglich,“ sagte Dieffenhoven, mit einem leichten Seitenblick auf seinen Gefährten, der ebenfalls ritterlich gekleidet auf dem etwas erhöhteren Ehrenplatz in der Stenede ruhte und so schlummeru schien. Er hielt Kopf und Angesicht abgewendet, wie um zu vermeiden, daß ihm das Lampenlicht störend in die Augen falle oder daß es seine Züge beleuchte und ihn kenntlich mache. „Ihr kennt Herzog Friedrich, unfren gnädigsten Herrn wohl gar nicht? Bruder . . . wie ist doch Euer Name?“

„Frater Feltz,“ erwiderte der rebfelige Mönch, indem er etwas näher trat, „Feltz, Herr, das ist der Name, den ich führe, seit ich auf dem Arlberg bin — der Meister hat mir gesagt, der Name bedeute so viel wie glücklich, und das bin ich auch . . . wenn ich's aber ganz sein sollt', möcht' ich den Herzog sehn, von dem ich so viel Gutes und Liebes gehört . . . und doch, Herr, gäb's noch etwas, das mich noch mehr freuen müßte. . .“

„Und das wäre?“

„Ist heut' ein Bote dagewesen,“ fuhr der Frater fort, zutraulich noch näher rüdend, „der hat Kunde gebracht, Papsi Johannes, der heilige Vater, sei auch unterwegs nach Constanz, von Meran her, durch's Binschgau heraus . . . wenn er auch über den Arlberg käme, — und er kann ja nicht anders — und wenn er vollends bei uns einpräde und ich armer, unwürdiger Bruder gewürdigt würde, den Stellvertreter des Petrus auf Erden, das sichtbare Oberhaupt der Christenheit zu schauen von Angesicht zu Angesicht — dann wollt' ich gerne sagen wie Simeon und in Frieden dahin fahren!“

„. . . Meine Kanne ist leer,“ erwiderte Dieffenhoven, ohne auf die Begeisterung des Mönchs zu achten, „füllt sie mir noch mal, Bruder Feltz, falls nicht der Schneesturm den Weg in das Kellerein des Hospitiums verschneit hat! Wenn Ihr auch den Papsi erwartet, mögt Ihr immerhin auch und nicht über die Achsel ansehen — steht oft allerlei unter einem unscheinbaren Wammis und an einem reichlichen Entgelt soll's nicht fehlen!“

Der Bruder ging ohne Erwiderung und kam bald mit voller Kanne zurück. „Gott segne' es,“ sagte er, sie dem Ritter zusehend, „wir haben noch einige Fäßlein und Jhrrn im Keller . . . wir geben's auch nicht um der Person willen oder wegen des Entgelts: wir fragen den Gast nicht, wer er ist, woher er gefahren kommt und wohin er wandert — daß er in Noth und Gefahr, ist für uns genug! Thäten's auch am liebsten umsonst und für Gotteslohn, aber der Meister ist arm und das Hospiz ist arm, und was Ihr geben wollt, werden Euch die danken, so nach Euch kommen!“

„Es muß doch wohl sein, daß Ihr um Gotteslohn thut,“ sagte der Ritter lachend, „denn wenn's nicht das wär, wüßt' ich nicht, wofür Ihr hier oben auf dem Arlberg ein Leben fahrt, wie Hamster und Bergmaus!“

„Wer ist der Meister?“ fragte der Ritter in der Stenede, doch ohne sich umzuwenden.

„Das will ich Euch wohl berichten, Herr, so Ihr nicht wißt!“ war die Antwort, „der Meister heißt Heinrich Bindelfind . . .“

„Sonderbarer Name! Woher stammt er?“

„Das weiß nur der liebe Gott, Herr — als kleines Kind ist er von Hirten auf dem Arlberg gefunden worden; mag sein, daß seine Eltern verunglückt sind, oder daß er von fahrendem Volk irgendwo mitgenommen und dann wieder zurückgelassen worden . . . die Hirten bestielten ihn und so ist er aufgewachsen mit dem Vieh und unter dem Vieh, wie der Grashalm auf der Weide — aber Art läßt nicht von Art, das Bübel muß guter Leute Kind gewesen sein, denn es ward wacker, fleißig und arbeitsam. Da mag er's oft mit angesehen haben, wenn das Frühjahr kam, der Schnee wegging und das Eis schmolz, wie aus den Schluchten die Leichen Derer hervorgezogen wurden, die in den Untiefen und Gewinden oder im Wettersturm hatten elend verkommen und erfrieren müssen . . . Da jammer't ihn, und wie er ein erwachsen und landläufig Burschlein war, nahm er flüßigeln Gulden, die hatt' er sich erspart von seinem Hirtenlohn und bot sie dem, der sie

nehmen wollt' und wollt' dafür ein kleines Spital aufrichten auf dem Arlberg, drinnen die, so zu Winterzeit reifen, Herberg finden, und aufgesucht werden, damit sie nicht in Verzweiflung sterben und ohne den Trost einer christlichen Seele . . ."

Der Ritter am Ofen richtete sich etwas auf. „Und fand sich Jemand,“ fragte er, „der das Geld nahm und sich daran wagte?“

„Mein, Herr — sie lachten über den dummen Buben, der seine paar Gulden für den größten Reichtum der Welt gehalten — er aber ließ sich nicht abschrecken, nahm den Wanderstab in die Hand und fuhr als ein Pilgrim durch die Welt und bettelte, und wie er wiederkam nach Jahren, da hatt' er so viel zusammengehohlet an milden Gaben, daß er mit zwei Brüdern anfangen konnte, und baut das Kirchlein und das Hospitium. Seitdem steht es nun schon in die zwanzig Jahre und Gottes Segen ist darüber gewesen und es geht wohl schon in die Hundert, die wir gerettet und bewahrt haben vor einem grausigen seiblichen Ende und vor dem noch böseren der Seele!“

Schweigend hatten die Männer der Rede des Mönchs gelauscht, und schienen in Gedanken darüber verfunken; dieser selbst war wieder ans Fenster getreten.

„Heiliger Gott!“ schrie er auf, nachdem er eine Weile in die Nacht hinausgelauscht hatte. „Da klingt das Nothglocklein schon wieder . . . das kommt von der Tiroler Seite her . . . Was nun thun! Die Brüder sind alle schon mit dem Meister hinaus . . . ich bin der Einzige, der noch zurückgeblieben . . . Heiliger Schutzpatron, Santt Christoph, was soll ich beginnen . . .“

Einen Augenblick lief der Bruder wie unschlüssig hin und her, während die Ritter sich erhoben und ebenfalls hörend ans Fenster traten . . . in Zwischenträumen ward durch das Tosen des Sturmes der halb verwehte Ton eines gellenden Glöckleins hörbar. Das Schwanfen des Fraters hatte indessen nur einige Augenblicke gewährt; als die Beiden sich umwandten, sahn sie ihn vor einem Wandstränckchen stehn, aus welchem er eine Hornlaterne herangezogen hatte und deren Docht an der Tischlampe anzündete. Allerlei Fläschchen mit stärcenden Oeiftern und beslebenden Wässern steckte er in den Armel seiner Kutte, und band sich ein langes, starkes Seil um die Venen, um es einem Verunglückten etwa zuwerfen zu können. Dann nahm er Spaten und Schaufel auf die Schulter, sagte die Laterne, und schickte sich an, das Gemach zu verlassen.

„Was thut Ihr doch, frommer Bruder?“ rief Dieffenhovens erstaunt. „Ihr werdet doch nicht allein hinaus wollen in das Unwetter?“

„Mir bleibt kein Besinnen,“ erwiderte der Mönch hastig, „vergebt nur, Ihr Herren, daß ich Euch allein lassen muß . . .“

„Aber allein seid Ihr doch unmöglich im Stande, den Verunglückten zu helfen!“

„Was ist denn der Mensch für sich allein im Stande?“ sagte Felix mit Miene und Ton gläubiger Zuversicht. „Was er wirkt und thut, das thut und wirkt der liebe Gott in ihm — wenn es sein Wille ist, wird er auch mir die Stärke geben, so er dem heiligen Christophorus, unfrem Schutzpatron, verlihn!“

„Nun bei Gott, Mönchlein!“ rief Dieffenhovens Gefährte. „Dein frommer Sinn gefällt mir daß! Ich bin auf dem Wege nach Constanz und habe manch' hohen Bekannten dort — ich will sorgen, daß Du Bischof wirst, — Du kannst ein gut Beispiel geben in der argen Zeit . . .“

„Redet nicht so, Herr,“ erwiderte der Mönch eifrend, „heilige Dinge sind nicht zur Kurzweil gemacht . . . Ueber dem sündigen Gerede verhäme ich mich, wo jeder Augenblick die Gefahr erhöht . . .“

Er eilte in Nacht und Unwetter hinaus. „Was sagst Du dazu, Dieffenhovens?“ rief der jüngere Ritter. „Sollen wir Beide uns von dem Mönchlein beschämen lassen und in der Stube bleiben, indeß er sich mit jedem Schritte dem Tode aussetzt? Komm, Jörg, wir wollen ihm folgen und uns nicht zu fürnehm dünken, ein armes Bäuerlein oder einen fahrenden Kaufmann aus dem Schnee schaufeln zu helfen!“

„Nimmermehr, gnädigster Herr,“ war des Ritters Antwort. „Ihr dürft Euch solcher Gefahr nutzlos nicht aussetzen — ich darf das nicht zugeben. Ich will unre Knechte rufen, die in der Schneewe drüben Einlager genommen und mit ihnen dem Bruder nachgehn, aber Ihr selbst dürft nimmer mehr . . .“

„Ich darf, was ich will —“ entgegnete der Herzog, „und ich will mich nicht beschämen lassen . . . ich will nicht, daß ich mir selber klein vorkommen müßte, neben irgend Jemand . . . und jetzt, neben diesem geringen Mönch hat mich schier so etwas angewandelt in meinem Gemüth! Ich will nicht auf der Bärenhaut liegen und Andere in die Gefahr schicken — kein Wort mehr, Mollly — wir gehören heute zu Meister Heinrichs Bruderschaft am Arlberg und wollen uns dessen würdig bewähren!“

Der Ritter zuckte die Achsel und warf einen sehr bebauernden Blick nach dem Ofen und der noch halbgepföfchten Kanne; es schien ihm nicht gebuehr, beide um der kalten Sturmnacht willen zu verlassen, doch wagte er keine Widerrede und bald schritten sie, tief in ihre Mäntel gewickelt, dem Frater nach, dessen Hornlaterne matt schimmernd aus weiter Ferne den Weg zeigte. Das Schneegestöber hatte etwas nachgelassen und der Mond begann sich durch zerflatterndes Schneegewölk Bahn zu brechen; von den Schweizeralpen aber blies es so schneidend kalt herüber, daß der Bart um die Lippen gefror und der Hauch sich zu dichtem Dampfe ballte. Von Zeit zu Zeit, wenn der Wind den Schall nicht verschlug, drangen die Töne des hellen Glöckleins scharf und dringend um die Bergschneide und über den haustiefen Schneefeldern daher. Bald war die Stelle erreicht, von wo der Pfiferus erscholl.

Schmal und steil wand sich der Pfad um die Ede, mit Mühe kenntlich gemacht durch Tannenwipfel, welche in den Schnee gestekt, die Gränzen bezeichnen, über welche hinaus der Sturz, vom Felsen oder das Versinken in den Untiefen des Schnees den Wanderer bedrohte. Am Felsen selbst war ein Kreuzbild angebracht, um in der besondern Gefährlichkeit des Ortes an den zu mahnen, der den Unglücklichen auch hier nicht verließ; der obere Theil des Kreuzstammes diente dem Rettungsglücklein zur Stütze.

Neben dem Kreuze im Schnee lag angstvoll und

halberstarrt ein Mann in dunklem, ritterlichem Gewande auf den Knieen; halbblaue Gebete in einer fremden Sprache künden von seinen frohbewebenden Lippen — das Schwert, dessen Hüftel er um die Mitte trug, hatte sich losgemacht und lag achtlos im Schnee — es nützte nichts, wo die Kraft des Mannes nicht mehr ausreichte, den Schreden der Natur zu trotzen und das ganze feine und fast schwächliche Aussehen des Knieenden zeigte, daß er mehr gewohnt sein mochte, mit andern Waffen als mit solchen von Eisen umzugehen. Von Zeit zu Zeit raffte er sich auf und rief wieder an dem herabhängenden Seile, daß die Gledde gelte; auch nachdem der Frater bereits bei ihm angelangt war, wiederholte er das Nothzeichen, als ob in seinem Entsetzen und in seiner Verwirrung die gebotene Hilfe ihm nicht genug erschiene und er noch mehr zur Rettung herbeirufen wolle.

Nebenan ging es in einen Bergeschnitt hinab, der mit Schnee vollgeweht, die Reisenden getäuscht hatte, daß sie, die anscheinend ebne Bahn betretend, mit Noth und Wagen lospflüger hinabgestürzt waren in die Felsen und in den Abgrund des Schnees. Als die Knechte mit den Fackeln nahe kamen, wurden in der Tiefe Gestalten sichtbar, vergeblich bemüht, sich daraus hervor zu arbeiten oder an den glatten und berittenen Felsen empor zu klimmen. Die Knechte ließen das mitgebrachte Seil in die Tiefe hinab und riefen den Männern zu, es zu fassen und eine kräftige scharstönende Stimme antwortete mit einer wässchen Verwünschung. Andere, den Frater an der Spitze suchten eine taugliche Stelle, um auf einem Umwege zu den Verunglückten in die Tiefe zu gelangen und eine Bahn zu finden, auf der auch Wagen und Gespann zur Höhe gebracht werden könnten.

Es währte nicht lange, so waren die Männer alle geborgen; der Mann aber mit der scharfen, martigen Stimme ließ nicht ab, seinem Unwillen Luft zu machen und weit entfernt, Besorgniß wegen der Gefahr in der er geschwebt, oder Freude über seine Rettung zu äußern, erging er sich in Schimpf- und Scheltworten über das abscheuliche deutsche Land und seinen noch abscheulicheren Winter.

Als er zuletzt mit Hilfe des Seils aus der Schneegrube herausgellert war, erschien er als ein stattlicher nur etwas bogerer Mann mit scharf geschnittenen Zügen und stark gebogener Nase; tief liegende graue Augen funkelten unter starken Augenbrauenbüscheln hervor, um den herb geschlossenen Mund und das spitze Kinn lief der erste Anflug eines rothgrauen Bartes. Er schüttelte kräftig den letzten Schnee von Reiterwamms und Boretz und rief in stark gebrochenem Deutsch dem Herzog zu. „Ist das ein Land, Herr? Das ist eine Fuchschale und Würdengrube — die bloße Zumuthung in ein solches Land zu reisen, ist eine Verleibung!“

„Ein sonderbarer Gesell!“ murmelte Dieffenhoven. „Und doch ist er der Einzige von der ganzen Tippstaff, der aussieht wie ein Mann — die Andern gleichen alle verkleideten Weibern oder gar Pfaffen!“

„Das Land ist raub, Herr,“ erwiderte der Herzog jetzt, „rauber als der Süden, aus dem Ihr zu kommen scheint, aber seine Bewohner sind, wie Ihr seht, bereit, die Unbillten des Landes, das ihre Heimat ist, gut zu machen!“

„Entschuldigt Herr,“ entgegnete der Fremde, indem er den Herzog erst näher ins Auge faßte, mit würdevollem Anstande. „Ich bekenne meinen Fehler, daß es erst einer Mahnung bedurfte, Euch Dank zu sagen für die freundliche Hilfe — aber es wäre besser, es hätte deren nicht bedurft! Lieg' ich doch schier eine Stunde hier im Schnee — in des Teufels Namen, ich wollte die Gegend würde zur vollen Wildniß, daß kein Menschenfuß sie mehr betritt!“

„Um Gottes willen, Herr,“ rief Frater Feltz, der inzwischen mit den Knechten herbeigekommen war. „Sprecht nicht so arge Verwünschung aus! Ihr habt wohl eher Grund zu beten, als zu fluchen — all' Eure Leute sind, wie Ihr selbst gerettet und nur ein zingelles Pferd ist todtgeblieben bei dem Sturz auf die Felsen!“

„Ein Pferd?“ fuhr der Fremde ungestüm auf. „Doch nicht mein Leib-Rappe, mein Nero?“ und als einer seiner Gefährten wie zustimmend nickte, fuhr er in anstößerndem Zorn fort: „Verdammt! So soll das unterste Höllenfeuer auf dem Plage brennen, der mir meinen Liebling geraubt! Der Teufel . . .“

„Herr,“ unterbrach ihn Feltz, indem er mit allen Zeichen der Entrüstung vor ihn trat, „ich biet' es Euch noch einmal — haltet inne mit solch bösem Fluchen und Verwünschen! Solches ist nicht erhdrt unter frommen Christen und hie zu Lande nicht der Brauch, und so Ihr nicht davon ablasst, wollen wir nicht Theil haben an dem Strafgericht, das Euer wartet und wollen von Euch lassen . . .“

Der Fremde murmelte etwas zwischen den Zähnen und ein häßliches Lachen verzog seinen Mund. „Vorau Sabarella,“ rief er seinem Begleiter zu, „seht daß Ihr Eure fünf Sinne wieder zusammen leset . . . im Uebrigen thut streng, wie ich Euch befehlt . . .“ Mit einladender Geberde wandte er sich gegen Friedel und Dieffenhoven und schritt voran mit der Miene eines Mannes, der gewohnt ist, zu befehlen und seinen Befehlen gehorcht zu sehn.

Der ganze Zug folgte; Frater Feltz den angeordneten Begleiter des Fremden führend, der noch nicht zur vollen Befinnung gekommen schien und verwirrte Gebete murmelte, in welche der Bruder von Zeit zu Zeit einstimmete.

Wald war des Findeklinds schützendes Hospitium erreicht und die neuangekommenen Gäste saßen mit den frühern in dem wohlwärmeren Gemache zusammen. Es galt, die Nacht zwischen Schlaf und Wachen lehnd und sitzend hinzubringen, denn das kleine Gebäude bot wenig Raum für so viele Besucher und noch weniger Lagerstätten. Herzog Friedrich hatte sich wieder auf seinen Lauerposten am Ofen zurückgezogen, unweit von ihm, wie Wache haltend, saß Dieffenhoven hinter seiner Kanne aufgeplankt: der rothbärtige Fremde lebte gegenüber, etwas vom Lampenschatten verunkelt und sah tief nachsinnend vor sich hin: es mochten kühne, gewaltige Gedanken sein, die hinter der breiten hedzogensten Stirn bauten. Der Gesährte lebte neben ihm an der Wand, das Haupt auf die Brust herabgesenkt und in tiefem Schlummer sich erholend von den Schrecken und Mühen der vergangenen Stunden. In einer dunklen Seitenecke saß Bruder Feltz, mit der Müdigkeit und dem Schlafe kämpfend, der ihn trotz des Eifers überlarm, womit er im Gebete für die gelungene Rettung dankte.

„Die Nachtstunden schleichen langsamer als eine Schnecke kriecht!“ sagte nach einer Weile Dießenhoven, dem das allgemeine Schweigen unerträglich war. „Es giebt kein anderes Mittel, ihnen Flügel wachsen zu lassen, als wenn man sie mit Wein begießt . . . stoßt an, Herr Ritter oder was Ihr sonst sein mögt . . . es wird auch wohl nicht die erste Nacht sein, die Ihr wachend hinterm Becher verbringt.“

Ein eigenthümliches Rächeln suchte um die Lippen des Fremden, während er leichthin an die dargereichte Kanne des Ritters führte. „Jedenfalls,“ sagte er, „war dann das besser, was sich in dem Becher befand!“

„Ihr scheint einen verwöhnten Gaumen zu besitzen!“ erwiderte Dießenhoven. „Traut aber dem rothen Tirolerwein, den Ihr so gering schätzt, nicht zu sehr: er ist schon Rauchen der sich nicht verfab, über den Kopf gewachsen. In welches Herrn Gefolge seid Ihr wohl, daß Euer Zünglein so überfein geworden?“

„In welches Herrn Gefolge?“ lachte der Fremde. „Ei nun, ich dächte, es genügt, in Italien geboren zu sein, um diese Weine sauer zu finden — aber freilich habe ich einen Herrn, der mirs an nichts gebrechen läßt . . . ich bin ein Dienstmann Seiner Heiligkeit, Papst Johann des dreizehntwanzigsten . . .“

„Das trifft sich herrlich!“ rief Dießenhoven entgegen. „Ich und mein Gefährte sind vom Gefolge des Herzogs Friedrich von Tirol! Auf gut Vernehmen denn! Ihr reist wohl Eurem Herrn voraus? Es ist also wirklich wahr, daß er Italien verlassen hat? Daß er es wagt, nach Constanz zu kommen?“

„Wagen? Warum sollt' er nicht?“ erwiderte der

Fremde stolz. „Johann ist nicht der Mann, vor irgend etwas sich zu fürchten!“

„Das hat man wohl gehört!“ entgeiznete Dießenhoven nach einem tüchtigen Zug aus seiner Kanne. „Er soll ein lähmer und entschlossener Mann sein, der die heiligen Schlüssel wohl zu handhaben versteht! Sagt doch an — als sein Dienstmann müßt Ihr doch wissen und ich hätte schon lange gern Eueres darüber gehört! — ist es denn wahr, daß er sich selbst zum Papst gemacht hat?“

Bruder Felix in seiner Ecke war aufgewacht und hatte die Rede vernommen. Er besto und fuhr zusammen, daß die Gäste es gewahr wurden und nach ihm hinblickten. „Zürnt nicht, edle Herren,“ sagte er demüthig, „ich habe wahrlich nicht auf Euer Gespräch gelauscht — aber Euer Wort hat mich aus dem Schlaf geschreckt! Sich selbst zum Papst gemacht! Ihr solltet solche Lästerung nicht aussprechen!“

„Ich lästere nicht, wenn ich nachsage, was alle Welt sich erzählt! Heißt es doch männiglich, er sei als Cardinal mit den andern Cardinälen eingeschlossen gewesen, einen neuen Papst zu wählen, weil das Concilium, das zu Pisa versammelt war, die beiden Gegenpäpste abgesetzt hatte. Wie sie nun lang eingeschlossen waren und sich nicht einigen konnten, wenn sie erklären wollten für den heiligen Stuhl, da wären sie, sagt man, des Wählens müß' geworden und hätten den heiligen Mantel in seine Hände gelegt und gesagt, wen er damit bescheiden werde, der solle Papst sein, dem wollten auch sie ihre Stimmen geben und ihn anerkennen als den Oberhern der Christenheit. Da nahm er den Mantel und rief: „Dann bin ich der Papst, und Eure Stimmen sind mein“ und hing ihn sich selber um die Schultern!

(Fortsetzung folgt.)

Enguerrand von Lamalgué,

der letzte Troubadour der Provence.

Von

George Hefekiel.

Erstes Capitel.

Provencalen in Paris.



Wenn man zu Paris von der Straße Dauphine über den Pont-Neuf in den Faubourg St. Germain tritt, so führt von der Münzstraße aus die erste Querstraße links, Priesterstraße geheißen, nach dem alten Louvre. Neben dem ersten, dem Gehause dieser Priesterstraße, sah man noch vor einigen Jahren in einer Ausdehnung von mehr als zwanzig großen Schritten eine hohe, crenelirte graue Mauer, deren die Fläche nur von einem gewaltigen Thor und einer kleinen Pforte neben demselben unterbrochen wird. Hinter der Mauer war ein stattlicher Hof, mit prächtigen Granitplatten gepflastert und abschließlich plumpen griechischen Götterbildern von Sandsteinen recht eigentlich verunziert. Zwei Kieswege führten, rechts und links im halben Bogen schweifend, über den Hof auf die Rampe des Hotels, das sich, nach der Gewohnheit des 17. Jahrhunderts, zwischen Hof und

Garten zwei Stod hoch erhob. Das Wappen über dem hohen Portale, in Stein gehauen, zeigte den gestümmelten Vogel, den die Herablit „Merlette“ nennt. Das Haus gehörte zuletzt den Baronen von Chamblas, einer Seitenlinie des berühmten Hauses Bethüne, dem auch der große Sully angehörte — wie aber die von Chamblas in Besitz des erwähnten Hotels gekommen, das wird ein freundlicher Leser erfahren, wenn er sich's gefallen läßt, die nachfolgende kleine Erzählung zu vernehmen:

Am 14. Januar im Jahre 1688 war's, als sich um die Mittagsstunde die beiden Päpste des Thores in der Priesterstraße öffneten und eine vergoldete Kutsche nach der andern schwerfällig einfuhr in den Hof des Hotel Gossueres. So hieß damals der stattliche Besitz und Gaston von Lusignan, Widame von Gossueres, ein Enkelsohn des letzten christlichen Königs von Jerusalem und Gyprien, hatte das Hotel etwa achtzig Jahre früher erbaut.

Etwas frohig sah's aus droben im großen Saal,

troß der gewaltigen Holzschichte, die in den riesigen Kaminen loberten, aber die dort versammelte Gesellschaft und ihre Unterhaltung waren nicht störend, denn es gehörte in jener Zeit zum guten Ton, heiter zu sein; angesehene oder wirklich üble Laune machten noch nicht interessant, im Gegentheil, man war so naiv, es unartig zu finden, wenn Jemand mit übler Laune in Gesellschaft erschien und namentlich Damen gegenüber erlaubte sich kaum König Ludwig, der große Womarch, übler Laune zu sein.

Es waren in dem Saal versammelt etwa zehn ältere und jüngere Herren und nur zwei Damen mit hochaufgesteigtem Kopfschmuck, stattlichen Kloben, nach der Sitte der Zeit. Die Herren trugen gewaltige Perruquen, den Federhut im Arm, den Degen im Gehel und meist die reiche Hochfalcavoltracht des damaligen Versailles. Nur zwei Herren zeichneten sich durch ihre einfache Kleidung aus in der bunten, farbenprächtigen Gesellschaft; der Ältere von Beiden trug einen dunkelgrauen Reitrod mit schmalen Goldborten besetzt, ungedepudertes hellbraunes Haar, Halbstiefel mit goldenen Sporen und einen langen Aufgehng mit mächtigem Korbgesäß; sein Auge war von jenem stupiden wässrigen Blau, das erst Leben und Seele verträgt, wenn die Leidenschaft drin aufklimmt, dann aber vielleicht um so schöner ist. Dieser etwa sechsunddreißigjährige Edelmann, der kriegerisch genug aussehend, bewog sich mit einem angenehmen, natürlichen Anstrich unter den übrigen Anwesenden, deren allerdings feinere Hofmanieren seinem stattlichen und beinahe imponirenden Auftreten nur zur Fäule zu dienen schienen. Neben ihm bemerkte wir einen jüngeren Herrn in ganz schwarzer, falliger Kleidung; ein feines, blaßes Angeficht, das unter der Allongeperruque mit sammettschwarzen, klugen Augen hervorleuchtend; die schwarze Tracht, sowie die Anrede: Meister Jacques! verrathen uns den Edelmann von der Robe, das Mitglied einer jener mächtigen richterlichen Gesellschaften, die man damals Parlamente nannte.

Die Gespräche, die in dem Saal geführt werden, der ganze Ton, der in der Gesellschaft herrscht, läßt keinen Zweifel, daß wir einen Familienkreis vor uns haben, daß wir uns, wenn auch nicht unter Söhnen und Töchtern eines Vaters, so doch unter Sprossen eines Stammes befinden. Wir bemerken nur noch, daß die französische Sprache in der Unterhaltung häufig einem vollen, klangerreichen Ratois weicht, ja, daß von den „Franzosen“ je zuweilen gesprochen wird, als seien dieselben für die Versammlung eine völlig fremde und zwar ziemlich unbeliebte Nation.

Es ist Zeit, daß wir mit dieser Gesellschaft näher bekannt werden und in der That öfnnen sich eben die Hingelthüren am oberen Ende des Saales und Hand in Hand treten zwei Damen ein.

Die Größere von Beiden, eine hohe, schlankte Gestalt mit stolzer Stirn und prächtigen dunklen Augen schreitet in Purpursammet und mit langer Schleppe einher, wie eine Königin, in's Haar geflochten trägt sie ein goldenes Kronlein, von dem rückwärts ein langer schwarzer Schleier niederfällt; das ist die sehr edle und sehr mächtige Dame Irene von Lusignan, des Fürsten von Tarent und Herzogs von Latrimouille erhabene Wittve. In ihrer Hand führt sie das schöne Böhmenkind, unter diesem Namen bekannt von allen Dichtern jener Zeit; Wilhelm von Rosenburg, des heiligen römischen Reichs Graf und Oberfürstgraff von Böhmen, der reichte und stolze Edelmann in Germanien, war der Gemahl einer Markgräfin von Brandenburg; seine jüngste und schönste Tochter Margarete, er gab sie zur Ehe dem prächtigen Bertran von Lusignan, dem Bruder der fürstlichen Wittve von Tarent; es ist ihres Bruders verwaiste Tochter, die Irene in den Saal führt. Das schöne Böhmenkind trägt Perlen in dem lichtbraunen Haar, der schwarze

Sammet ihres Trauergewandes hebt die Weiße ihrer jarten Haut, das süße, blaue Auge hat sie von der deutschen Mutter, von ihr den jierlich blumengeschmückten Wuchs, von ihr die weiche Wange und die holde Köpfe, vom Vater aber all' den starken Stolz des beraubten Königstamm's, die fliegende Begeisterung des französischen Adeltums, die breite Stirn, die kleine Hand und von ihm auch jene Lust an Poesie und Dichtwerk, die ein ewig schönes Erbeheil aller Provençalen — denn Provençalen sind's, die heut verlammt im Hotel Cosmurg; liugoa volgare ist das klingende Ratois, in dem die Damen und die Herren hier in diesem Kreis sprechen, liugoa volgare jenes stolze Glied der romanischen Sprachfamilie, darin die Troubadours gebildet, darin Bertran de Born, der Kampf- und Sangheld ohne Gleichen, seine unsterblichen Sirenten sang. Die Provençalen waren damals noch keine Franzosen, sie sind's vielleicht noch heut nicht ganz, damals aber trugen sie noch ungedrohen ein stolzes Nationalgefühl im Herzen; froh ihrer höhern Bildung schauten sie mit einer Art von Mitleid auf die Franzosen nieder, die ihnen fast Barbaren schienen. Und die Lusignans zumal, sie, die fast Könige waren in der Provençe, noch ehe sie wirklich die Krone König Gottfrieds trugen von Jerusalem auf der glückseligen Insel Cypern, der holden Göttin Cyprius liebstem Aufenthalte, sie waren durch und durch Provençalen. In der Fabel graue Zeiten verlor sich ihres Geschlechtes Anfang und Ursprung, ihr Ahnherr Gaston Roger ward der Gemahl der schönen Melusine, der wunderhohen Zauberjungfrau, und nach ihr, die für die Stammutter des edeln Geschlechtes galt, hatte Bertran von Lusignan seine einzige Tochter Melusine genannt. Ja wohl, ein Zauber lag in diesem jungen Wesen, das weiße Perlen nur im braunen Haar trug, nur weiße Perlen auf dem runden Haupte, dem Haupt, das nach dem Rechte hätte Kronkronen tragen müssen, dem Haupt, um das die Zaubertränen klangen von der Fee Melusine und vor dem sich Frankreich's stolze Oelleute beugten.

Gieh der französische Montmorency der erste Baron der Christenheit, so nannten Frankreichs Adelsbücher freiwillig den provençalischen Lusignan den zweiten christlichen Baron und Lusignan, er war damit zufrieden, denn er glaubte, den Montmorency an Höflichkeit zu übertreffen, wenn er ihm freiwillig diesen Vorrang ließ.

Die stolze, schöne Fürstin von Tarent führte ihre holde, schöne Nichte in den Kreis, heut feiern ja die Lusignans ein Fest, es ist der schönen Melusine Namenstag.

Nachdem die fürstliche Wittve ihre Basen und Vettern willkommen geheßen, nimmt sie Platz auf dem Sessel am Kamin, neben ihr das schöne Böhmenkind, die Dame Melusine, und weiterhin jene beiden alten Mädchen, im zehnten Gliede verwandt den Lusignans. Die Herren aber treten stattlich ernst hervor mit tiefer Neigung des Hauptes jierlich ihre Glückwünsche sprechend, nach der Provençe und ihrer Väter feiner Sitte in leichten Reimen meist und sie begleitend mit einem sinnigen Geschenk. War damals Brauch all' überall, man gab und schenkte, wo man liebte. Man's Klinglein von rothem Golde mit köstlichem Edelstein hatten die Herren Vettern der schönen Melusine schon an die kleine Hand gestekt und die rosigen Fingerspitzen dafür an ihre Lippen drücken dürfen, nur zwei waren noch übrig und eben wollte der Kriegsmann, dessen wir oben gedacht, hervortreten, seinen Gruß zu bringen und der schönen Melusine wunderholde Augen blickten ihm schon gar lieblich und freundlich entgegen, da sprach die Fürstin von Tarent gemessen: „Ich bitte, edler Vetter von Lamalguie, Meister Jacques von Menilmontant hat hier den Portritt vor Euch, er ist Melusinen von Lusignan

im zwölften Glib verwandt, Ihr erst im fünfzehnten, ich bit! Euch!"

Blutroth vor Zorn trat Herr Enguerrand von Lamalque zurück, als eine Schmach achiet' er den Spruch der fürstlichen Wittve, den doch die andern Vetter für salomonisch weises Urtheil laut erklärten. Meister Jacques von Menilmontant, Capitoul und Parlamentsrath von Toulouse, tritt vor und neigt sich gerlich vor den Damen, dann nimmt ein seines Tüchlein er bei Seite, enthüllt ein Bild und läßt sich nieder auf sein linkes Knie, der schönen Melusine das Bild als Festgeschenk darbietend spricht er mit leiser Stimme die Verse:

Auf diesem Bilde schau' o holde Dame,
Wie Claudia, die Kön'gin läßt
Mit rothem Mund des Dichters bleiche Lippe,
Dem solche Kunst im Schlaf geworden ist,
O, möchte mir von Dir ein gleiches Bild beschenkt werden,
Ich wäre dann schon selb' hier auf Erden.

Die liebende Melusine nahm die Gabe ihres Veters, erhob sich und sprach in der lingua volgare improvisirend mit reizender Hoheit:

Mein schöner Herr, der Kön'gin Claudia Ruf
Galt Alain Chartrain's süßem Dichterguß,
Ihr mögt wohl schöner viel als Alain Chartrain sein,
Doch Eure Verse bringen keinen Ruf Euch ein!

Die kleine Versammlung applaudirte lebhaft. Weicher noch als vorher erhob sich der Parlamentsrath, die Fürstin von Tarent aber küßte ihm zu: „Vetter, Themis und die Mufen vertragen sich nicht, ein berühmter Redtgelehrter, wie Ihr, wird stets in solchen Rindereien unterliegen!"

Wie die Sonne leuchtete das Antlitz des Parlamentsraths, als er sich zurückzog. So vermied die kluge Fürstin von Tarent den Mißklang in der Harmonie des Festes. Jetzt war es dem letzten Vetter, dem Herrn Enguerrand von Lamalque gegönnt, dem schönen Böhmenkinde seine Fuldigung darzubringen. Er warf sich auf beide Kniee nieder vor der jungen Dame und faßte den Fuß derselben mit solcher Hast, daß dieselbe scheu zurückbebt, dann sprach er empatisch:

Der letzte Deiner Sklaven
Deinen Fuß heut küßt
Und wenn das zu viel Ehre
Für Deinen Sklaven wäre,
Er gern die Spur nur küßt,
Wo Du gegangen bist.
Ich habe keine Ringe
Von purem Golde roth,
Ich habe keine Bitter,
Wie sie Die Themia bot;
Ich habe nur mein Herz
Und meinen blanten Stahl
Und beide soll'n Dir dienen
Zimmer und Ikerall.
Ich kann nicht um Dich werden,
Doch bin ich viel zu klein,
Ich keine seine Freude,
Als die, Dein Diener sein.

Ich will, was Du willst, thnen —
Nicht schau' nach Sternensicht,
Welt ich Kriemler'ger reißn
Sie kann vom Himmel nicht,
Und obdahn milch' ich Herben,
Welt Dein Wunsch unerfüllt —
Doch schau' nur nach den Sternen,
In's Grab folgt doch Dein Bild,
Im Grab ist's lieb und süße,
Da ist mein heimathlich Hand,
Die Liebesglut trocknet die Thräne,
Die Thrän' löschet die Liebesglut aus.

Als Herr Enguerrand von Lamalque diese gluthathmigen Verse gesprochen, küßte er brünstig den kleinen

Fuß Melusines, dessen zartes Fleisch röthlich durch das durchbrochene Gembde des feidenen Strumpfes schimmerte. Unter dem freudigen Zuruf der Vetter erhob sich Melusine von Lusignan fast verlegen und sprach: „Meister Enguerrand von Lamalque, lieber Vetter, ich bin Euch sehr dankbar für Eure Freundschaft und Eure schönen Verse und wenn Ihr so häßlich wäret, wie Alain Chartrain, so würde ich Eure Lippen küssen, nein, meine Hand besommt Ihr mit meinem Willen nicht zum Ruß, da Ihr meinen Fuß geküßt habt ohne meinen Willen.“ Die Dame zog ihre Hand zurück, der Ritter aber erhob sich und trat bescheiden in den Hintergrund. Die Art von Cour, die man der Fürstin von Tarent und ihrer schönen Nichte gemacht, schien vorüber, Diener in apfelgrünen Livreen und weißen Unterkleidern, schneeweissen Wollensperriaden und Schnallenschuhen präsentirten in prächtigen silbernen Tassen die glühend heiße Choccolade und den öligen, süßen blagrotten Wein von Arbouville in geschliffenen, venetianischen Hentelkrügen. Ja, es waren echte Provenzalen, an der heißen Choccolade würde sich der Franzose unfehlbar die Lippen verbrannt und den edeln Arbouville würde er freewillig mit Wasser gemischt haben. Während dieses Frühmahl's trat die Fürstin von Tarent zu dem Herrn von Lamalque, „Meister Enguerrand,“ sprach sie leise, „Ihr zürnt mir und seht doch ein, daß ich den eillen Capitoul verzeihen mußte, da ich die harte Antwort abnte, die ihm Melusine gab?“ Der Edelmann beugte leicht seine Knie, küßte die schmale Hand der stolzen Dame demüthig, die ihr Haupt etwas niedergeigte und mit lieblicher Freundlichkeit küßte: „Ihr wißt es ja, Enguerrand, daß Ihr keine treuere Freundin habt, als mich!“ Solche Milde, wie sich in dem Wesen noch mehr, als in den Worten der hohen Frau aussprach, mochten Wenige nur der stolzen Wittve von Tarent zutrauen, entküßt antwortete der Edelmann: „Und Ihr wißt's, Herrin, daß Enguerrand von Lamalque Euer getreuer Diener ist und seine große Freundin wird ihm verzeihen, daß sein heißes Blut mächtiger ist zumeilen, als sein Kopf!“

Vielleicht hätten diese beiden seltsamen Menschen, denn dies waren beide, noch länger mit einander geglaubert, in dem Moment aber wurden beide Thürflügel aufgerissen und herein traten zwei Herren, der Eine hoch, stolz und schön noch trotz des grauen Haares, das er in natürlich langem Loden trug, war in reicher Hoftracht und das breite blaue Band des Ordens vom heiligen Geist hing mit dem silbernen Stern über seiner Brust, auf deren linker Seite mit weißer Seide gefickt der Malteserritter erster Orden prangte, das war der Herr des Hauses, des schönen Böhmenkinds Oheim, der Bailli von Lusignan, Vidame von Goussuges, Großprior von Malta und Admiral von Langouedoc. Der Herr aber, den er mit sich brachte, der war über alle Maßen dürr, denn häßlich und grimmig bligten seine grauen Augen hervor unter den buschigen Brauen, eine gräßliche frische Narbe, die breit über das ganze Gesicht lief, verschönte ihn wenig, er trug das Ordenskreuz vom heiligen Ludwig und ein kurzes, breites Schwert an goldenem Bandeliet. Der Bailli von Lusignan grüßte die Anwesenden freundlich und seinen Begleiter zur Fürstin von Tarent führend, sprach er: „Meine schöne Schwester, unser großer Seeheld, der Capitain Jean Bart bringt Dir seine Fuldigung dar!“ „Das heißt,“ rief Jean Bart überlaut, „weil der Bailli der einzige Stemann ist in diesem Strich, wird seine Schwester, denke ich, mehr zu einem alten Seemann passen, als alle die vornehmen Buppen, die mich verlastet haben und mich wie ein Wunderthier besehen all' die Tage her in Versailles, hol' sie der . . . ja, so, man flucht hier nicht, weil man auch nicht betet!“

Während nun der Bailli seiner Nichte seinen Glückwunsch darbrachte, ging der berühmte Seeheld Jean Bart

von Einem zum Andern im Saal, betrachtete sich Alle ungenirt, fragte, nicht, lachte, schüttelte mit dem Kopfe und rief endlich wieder ganz laut: „Dollah, Bailii, mit Eurer Familie ist auch nichts besonders, schmude Frauenzimmer, o ja, die Mannsbilder aber schwaugen in's Zeug nein vom Seewesen und verstehen den Teufel nichts davon, nur der Eine da,“ er zeigte auf Herrn Enguerrand, „der gefällt mir, ist ein ehrlicher Kerl, sagte mir in's Gesicht, ich sollte ihn in Frierden lassen, verstände sich nicht auf Schiffe, sondern nur auf Pferde, das ist doch noch ein Wort!“

Der grimme, alte Seebär mit seinem rückhaltlosen Freimuth mißfiel den heiteren Provençalen keinesweges und die Gesellschaft trennte sich frühlich lachend, als Jean Bart plötzlich schrie: „Donnerwetter, Bailii, macht fertig, denn wir müssen ja zu dem Kerl, dem Marineminister, der von der ganzen Marine noch weiter nichts gesehen hat, als die verfluchten Schiffsmodelle im Arsenal!“

Zweites Capitel.

Die Nacht vor Sanct Johannistag.

Am Abend vor Sanct Johannistag ist's, ein halbes Jahr nach dem Namenstage der schönen Melusine von Lusignan, da liegt Herr Enguerrand nachlässig auf einem Kucheltisch in der kühlen Halle seines Schlosses Clemangis. Die Camalque gehörten zu den reichern Geschlechtern der Provence, aber von Reichthum war wenig wahrzunehmen in der prunklosen Halle: wo die Natur so reich und schön ringsum, da schmückte man die Wohnungen weniger, als im Norden. Waffen, Jagd- und Fischergeräthe waren der lahlen Wände einziger Schmuck, die Einstele mit Büchern und Papieren bedeckt, die Tische und die Stühle alt und gebredlich, die Spiegel gesprungen und verblüdet; nur der Schränkch war reich mit blankem Silber besetzt, uralte Tränkebecher, Rannen und Schwermelzei von trefflicher Manufaktur oder gar Florentiner Arbeit, meist Erbstücke von Vater auf Sohn seit unendlichen Zeiten bis auf die letzten Entel eines hochberühmten Geschlechts von Rittersn und Troubadours vererbt. Prunklos war die Halle, aber nicht öde, nicht traurig, holbe Kühlung und süßen Akeienblüthenduft wechete der Wind, der vom Meere kam, herein durch die hohen Fenster, vor denen alte Mienen händen, behaglichen Schatten verbreiten im Gemach.

Im grünen Dämmerlicht ruhte Herr Enguerrand halb liegend auf seinem Polster, die Laute hielt er im Arm und einzelne Töne klangen hinein in die vom Lüthenduft geschwängerte Luft, und je zuweilen erhob sich leise die Stimme des Dichters, einen halben Vers singend und für ihn eine Melodie süßend oder schaffend. Herr Enguerrand war ein Kriegermann, aber so unbestreitbar sein Ruhm war als solcher, so fürchteten seine Feinde seine Lieder fast noch mehr, als sein Schwert. Wo Enguerrand's Schwert nicht hinreichte, dahin traf der sie fehlende Pfeil seines Liedes und sang er heut eines jener unübertroffenen Couplets, die in ihrer glatten Form und leichten Melodie den blutigsten Spott bargeu, so sangen es morgen seine Leute und übermorgen sangen es die Schiffer am Strande und die Weinbauern auf den Bergen und die Bettler am Wege, und drei Tage darauf sang's die ganze Provence, und wehe dem, dem der Pfeil galt, er konnte ihm nicht entgehen. Mit einem Liede hatte zwei Jahr früher Enguerrand von Camalque des Königs Lieutenant in Provence, den Herzog von La Palice, aus dem Banne gejagt; die Melodie war in Jedermann's Munde und war so verführerisch zu singen, so verlockend, daß die Frau Herzogin, wie man sagt, selbst in Gegenwart des unglücklichen Herzogs, dem Reiz nicht widerstehen konnte, das verführerische Lied zu sin-

gen, von dem und leider nur der Refrain aufbehalten ist. Dieser Refrain lautete:

Monsieur la Palice est mort,
Un quart d'heure avant sa mort
Il était en vie encore!*)

Ja, wer des guten, biden La Palice Vortrait im Louvre gesehen, der wird begreifen, welche namenlose Qual es ihm sein mußte, fort und fort von seinem Tode singen zu hören, der wird begreifen, welche diabolisch berechnete Bosheit in dem ansehnend so unschuldigen Refrain liegt.

In der Provence singt Alles, von dem Meer bis zu den Bergen, darum war Herr Enguerrand's Lied eine so gewaltige Waffe. Auch heut schmiedete der Dichter einen neuen Pfeil, dem Marschall Mirepoix bestimmt, der durch die Provence zog mit seinen Dragonern, um den heinlichen Protestanten einen Schreden einzujößen, denn das Ueicil von Nantes war aufgehoben auf Anbringen der Maintenen und die Protestanten wurden massenhaft vertrieben. Herr Enguerrand war ein guter katholischer Christ, aber die echt französischen Fanfanenaden des Marschalls von Mirepoix ärgerten ihn, und er sah in den Protestanten seine Landsleute, Provençalen, Grund genug für ihn, um eine Lanze für sie zu brechen mit den verhassten Franzosen.

Es war ein Glüd für den Marschall von Mirepoix, daß in dem Augenblicke, da Herr Enguerrand sein Couplet vollenden wollte, eins jener braunmangigen, bligangigen, schwarzhaarigen Mädchen der Provence in die Halle trat und in dem klangeichen, poetischen Vatois rief: „Messire, ein Landsmann kommt auf weißem Roß, grün ist sein Kleid und weit war sein Beg!“

Das Mädchen verschwand, es hatte genug gesagt, Herr Enguerrand wußte, daß ein Diener der Lusignans, bezeichnet durch das grüne Kleid, ein Diener der Fürstin von Tarent, bezeichnet durch das weiße Roß, zu ihm komme und zwar in großer Eile, denn die Bezeichnung „weit war sein Beg“ deutete nur die große Erhöhung von Roß und Reiter an. Herr Enguerrand erhob sich rasch, der Diener trat haubbedekt ein.

„Willkommen auf Clemangis, Landsmann, sag' Deine Bottschaft, Raoul! bring' Deinem Landsmann einen Becher Wein!“

Der Diener der Lusignans neigte sich fitzig und sprach: „Als die Sonne aufging, ließ mich die gute Dame rufen und sprach zu mir: fattle Dein Roß und reite hinab an's Meer, wo Messire Enguerrand von Camalque sitzt auf seinem Schlosse Clemangis, und sage ihm nur diese Worte: wenn die Sonne am Sanct Johannistag hoch steht, harret die Dame ihres Ritters auf ihrem Schlosse Montcorbeil. Das ist meine Bottschaft, guter Herr!“

„Du bist ein wacker Vole, Landsmann,“ entgegnete der Ritter, „Dir und Deiner Liebe, die es war, wie es ist, oder die es sein wird, bring' ich diesen Trunk!“

„Die es sein wird,“ sprach der Diener, den Becher aus des Ritters Hand empfangend, „ich trinle auf das Wohlsein Eurer Dame, guter Herr, Eurer Dame, die es ist!“

„Hab' Dank und rufe Dich, Landsmann, ich bin früher doch zu Montcorbeil, als Du!“

„Die Liebe reitet schneller, als die Treue!“

Herr Enguerrand ging und lächelte, geschmeichelt, denn

„die Liebe reitet schneller, als die Treue“ war der Refrain von einem seiner letzten Lieder, freilich dort in ganz anderm Sinne gebraucht, als hier von dem Diener der Lusignans.

*) Herr La Palice ist todt, eine Viertelstunde vor seinem Tode war er noch am Leben.

Zehn Minuten später tritt der edle Herr von Limalgue, gefolgt von zehn bis zwölf wohlbesetzten Dienern, das war damals Anstand und Nothwendigkeit zugleich, selbst in der seligen Provence, vom Meere aufwärts den Bergen zu.

Hei! wie flatterte im Abendwind der braune Mantel des Ritters, wie stob auf dem Sammetbrett die schloßweisse Feder, wie preßte der Schenkelbruch des edlen Rosses glatte Flanken! Und was war das für ein Pferd! Ein König unter den Pferden, silbergrau war seine Farbe, Diamanten seine Augen, Stahl seine Sehnen und Feuer sein Blut. Ach, ja, die schönsten Lieder sang Enguerrand von Limalgue und die schönsten Kasse nannte sein Enguerrand, und vor demselben Enguerrand neigten sich huldvoll die schönsten Damen der Provence.

Ja, es war ein selbster Mensch, dieser Enguerrand, diese letzte spätgeborene Blüthe des verjüngten Ritters- und Troubadourthums, unbegreiflich fast schon seiner Zeit, fabelhaft schier unsern Augen Tagen. Dieser Enguerrand trug in seiner breiten Brust ein echtes Dichterberz, heiß, glühend, liebend, offen aller Welt, aber fest war seine Hand und kalt sein Kopf und dieser Zwiespalt zwischen Kopf und Herz, der brachte einen schlimmen Widerspruch in all' sein Thun, das heiße Herz besiegte oft den kalten Kopf, der kalte Kopf so oft das heiße Herz und meist zur Unzeit, und das war sein Verderben.

So ritt er dahin und das Meer, es sang im dumpfen Getöse der Brandung ihm Abschiedslieder nach und die Berge vor ihm grüßten ihn und ließen ihn willkommen und der Abend wob seine dunklen Schleier.

Und er ritt dahin im Dämmer der Nacht, am Himmel tauchten die untergänglichlichen Lichter auf und in seinem Innern das Heer der vergänglichlichen Gedanken, leuchtend und blühend, wie die Sterne droben, nicht erwig, wie sie.

Tief im innersten Herzen des Troubadours ward eine Stimme laut, die fragte gar ernst: Was reitet Enguerrand über die Felder den Bergen zu? Und Herr Enguerrand antwortete und sprach: Die Dame hat befohlen und der Ritter gehorcht. Und wieder fragte die Stimme: Der Ritter liebt die Dame, der er gehorcht, so müßig, so eifrig, so freudig, wie Du, liebst Du Jrenen von Lusignan, die fürstliche Wittwe von Tarent? Ich liebe sie, antwortete Herr Enguerrand jauchzend. Und die innere Stimme ward abermals laut und fragte gar ernst: Du liebst Jrenen von Lusignan und folgst ihrem Ruf zu den Bergen, wenn nun das schöne Böhmenkind, wenn Melusine von Lusignan Dich zu dem Meere rief abwärts, rief sie Dich vergebens, antworte Enguerrand und sprich? Aber Herr Enguerrand antwortete nicht, sondern stieß dem edlen Ross beide Sporen in die Weichen, so daß es hoch aufsprang und in riesigen Schritten dahin schob, die seidenweiße Mähne gekräußt ob solch' unholber Behandlung, die Küstern jörnig hinaus in den Wind und Wäse schleudernd in die Nacht aus seinen demantenen Augen.

Nach einer Viertelstunde ließ Herr Enguerrand sein Ross langsamer gehen, daß ihm die Diener folgen könnten. „Ich liebe sie Beide so heiß und innig!“ sprach er schon zu sich selbst. „Das ist ein leeres Wort, Herr Enguerrand, Dein Herz darf Einer nur gehören, frag' Deinen Kopf und frag' Dein Herz!“

„Ich will nicht fragen, ich will nicht antworten, ich bin ein freier Edelmann in diesem Lande!“ so rief der Ritter laut und seine Diener nickten schweigend sich einander zu, sie waren das gewohnt bei ihrem Herrn.

Und weiter ritten sie in der lauen Nacht und die Delweide busstete betäubend am Wege und die Orangensbäume hauchten heraufschende Düste und die Blumen alle erschloßen sich liebend dem leuchtigen Fuß des Mondenstrahls.

„Frage den Delbaum und frage die Orange, frage die Blumen alle, die dem Mond so süß entgegen duften, frage sie, ob sie die Sonne lieben oder den Mond, danach will ich Dir Antwort geben, ob ich Jrenen liebe oder Melusinen?“ Die innere Stimme antwortete: „Sonne und Mond sind Eins, sind beide des Himmels, beides Gestirne!“ Herr Enguerrand aber rief: „Jrene und Melusine sind Eins, sind beide des Himmels, beide Lusignan!“

„Halt, wende Dich, Landsmann!“ donnerte eine rauhe Stimme dem Edelmann zu und eine harte Hand sagte in die Bügel des Rosses, „heut reitet hier Niemand, denn es ist die Nacht vor Sanct Johannisstag!“

Herr Enguerrand befaß sich eine Weile, dann sprach er ernst: „Und dennoch muß ich heut hier reiten, es führt kein anderer Weg nach Montcorbeil!“

Raum hatte er das Wort gesprochen, so zog der Provenzale seinen breitkrämpigen Hut ehrsüchtig und sprach: „Ihr seid der gute Herr von Limalgue, fern sei's von mir, den Stolz und den Ruhm des Landes hier aufzuhalten, selbst in der Nacht vor Sanct Johannisstag, dem großen Festtag, vor dem die Sonne selbst ehrsüchtig still steht, reitet mit Gott zu Eurer Dame, Meßtre, aber befehlt Euren Dienern, daß sie eine Stunde hier barren, Ihr seid sicher bis Montcorbeil!“

Bestreut gab Herr Enguerrand den Befehl seinem Gefolge, er kannte wohl den Brauch im alten Lande der Provence. In der Nacht vor Sanct Johannisstag, da graben die Mädchen jeder Gemeinde eine tiefe Grube in der Flur, die Grube füllen sie mit klarem Wasser und werfen Blumen hinein, von jeder Blume einen Strauß, und wenn's Mitternacht wird, dann entkleiden sie sich und tauchen ihre jungen Leiber in die Fluth der Blumen des Wassers, und wenn sie die blühenden Glieder also gebadet, dann fassen sie sich an den Händen und tanzen einen Ringeltanz um das Blumenbad und singen dazu ein uraltes Lied, bis die laue Nachtluft das Wasser abgetrodnet von ihren weichen Gliedern.

So ist's ein uralter Gebrauch in der Provence von dem Meere bis zu den Bergen. Solch Sanct Johannisnachtbad aber hält jung und frisch, Weibes, so Leib wie Seele. Die Väter aber der Jungfrauen, sie sehen Nacht an den Zugängen zur Flur, daß keines Laufers Lüftern Auge die nackten Mädchen schaue im Blumenbade und beim Ringeltanz im Mosenlicht.

Man wäide keinem Mann verstatet haben, über eine solche Wiese zu reiten in der Nacht vor Sanct Johannisstag, mit Herrn Enguerrand von Limalgue aber war das was Anderes; ihn wagte man nicht aufzuhalten auf dem Wege zu seiner Dame, so hoch war sein Ruhm im schönen Lande der Provence.

Als unser Held durch das Gebüsch der Cypressen ritt, das die Wiese einhegte, vernahm er den melodischen Gesang der habenden Jungfrauen, laun aber, daß er auf dem mondbestrahnten, grünen Plane sitzend wurde, unterbrach ein jörniger Schreckensruf den Gesang und wie vom Geier gescheuchte Tauben stoben die nackten Jungfrauen. Da lang aus den Cypressenbüschen eine starke Stimme und rief: „Fürchtet Euch nicht, lieben Töchter, Meßtre Enguerrand ist's, er reitet auf Montcorbeil zu seiner Dame!“

Da verstummte, wie durch Zauberband geschlossen, der Mund der Mädchen, neugierig sahen sie mit ihren flammenden Augen dem hastigen Reiter nach und als erst eine sich ein Herz sagte und laut rief: „Glück auf den Weg zu Eurer schönen Dame, Herr Enguerrand,“ da riefen sie Alle fröhlich: „Glück auf den Weg, Herr Enguerrand von Limalgue.“

„Dabt Dank, Ihr Jungfrauen, für Euren schönen Wunsch!“ antwortete der Edelmann und verschwand unter den Escomoren, die drüben die Wiese begrenzen. Und er ritt die ganze Nacht hindurch thätigen Pfad,

immer aufwärts den Bergen zu, die Sonne ging auf, aber Hof und Reiter hatten keine Waft und jauchzte der Ritter mit den Hügeln um die Wette sein lustig Lied in den Morgen hinein, so wiecherte hell sein edles Hofs dazu, an dessen glitzer Pant tray des gewaltigen Ritters noch sein Hofslein nach war.

In dem Kirchlein drunten im tiefen Thal läuteten sie gerade zu Mittag, als Herr Enguerrand von Ramalque eintritt durch das hohe, gewölbte Thor in das Schloß Montcorbeil.

Montcorbeil, die stolze Beste, drin des unsterblichen Vertran de Bern Wiege gefanden, gehörte zu dem Vorkönigreiche der Fürstin von Larent.

Drittes Capitel. Zwei stolze Reußen.

Die erlauchte Tochter der Ruffian hielt einen zahlreichen und prächtigen Hofstaat auf ihren vielen Schloßern in Provence und Languedoc nicht sowohl aus eitlem Luft an Prunk und Pracht, als getrieben von jenem edlen Stolz, der empfangene Beilehungen selten, treue Dienste aber nie vergißt. Die Fürstin von Larent hatte um sich all die alten Diener ihrer Eltern, all die Diener, die einst treulich ihrem Bruder, Melusins Vater, dienten und das reiffe Volk, alles, was mit ihrem Gemahl, dem ritterlichen Patrimouille ausgezogen einst in den Türkenkrieg, soviel dessen nämlich zurückgekehrt war aus Gaudien, nachdem sich der Halbmond siegreich erhoben über diesem Wellweert der Christenheit.

Durch die langen Reiben der Diener schritt Herr Enguerrand, als er hinaufging in die Gemächer der Herrin, überall und von Allen begrüßt als der Liebling seines Landes mit leuchtendem Blick und mit laut schallendem Jurst. Und der Sire von Ramalque verstand sich trefflich auf das Geheimniß der wahren Popularität.

Sein offenes und doch ernstes Lächeln galt Allen, aber Jeder glaubte, es gehöre ihm allein. Zu dem Greis im Silberhaar sprach er: „Dein Abend sei heiter, Väterchen!“ und dem kriegerischen Leibknappen des schlachtensüchtigen Patrimouille rief er zu: „Halt die Klinge blank, Vandemann, ich meine, es giebt bald was zu thun!“ Zu dem Timen sagte er: „Deine Ranne möge nie leer sein, mein Bursche!“ und dem Andern stärkerte er zu: „Adelantize's Fuß ist süß!“ So kam Herr Enguerrand durch eine Doppeltreihe heiterer Gesichter bis zu dem Borgemach der Fürstin von Larent.

Darin fand er allein die Didore, die betagte Amme der Fürstin, die lachte ihn an aus den hellen braunen Augen, die lästete seine Hand und sprach sämischelnd: „Weht nur hinein, lieb Söhnchen, mein schönes Kind hat mich gesagt, daß ihr heut kämet!“ Der Uelmann streichelte freundlich die runzlige Wangen der Alten, dann trat er ein in das Closet der Dame.

Irene erhob sich von ihrem Sessel, als Enguerrand eintrat und nach tiefer Verneigung an der Thür stehen blieb; prächtig rauschte die weiße Seide um den stolzen Leib der hohen Frau, als sie ihrem Freunde entgegentrat, funkelnd blickten Ketten und silbernes Geschmeide am weißen Hals und auf der runden, glatten Schulter, herrlicher blickten die großen Augen und von dem goldenen Krönlein, das in das Radenhaar geflochten, flog ein weißer Schleier nieder und legte sich weiß und duftig, wie eine Frühlingswolke um den glänzenden Nacken der Dame.

Bewundernd stand der Troubadour, seit fünf Jahren hatte Irene den Wittwenkleider getragen, er sah sie heut zum ersten Male wieder im vollen Glanze ihrer Herrlichkeit.

Irene von Ruffigan drückte ihre rechte Hand, deren zierliche Finger mit funkelnden Ringen bedeckt waren, auf die Lippen des Dichters, mit der Linken sagte sie seine Rechte, führte ihn freundlich zu einem Sessel und sprach

mit bewegter Stimme: „Willkommen auf Montcorbeil, mein Bester Enguerrand, mein theurer Freund!“

Der Ritter von Ramalque setzte sich und schaute die Dame an, als wolle er seine Blicke einbrennen tief in ihr innerstes Herz und Flammen leuchten auf in den sonst fast andruckslosen, klauen Augen. Die Dame ließ den Schleier ihrer seitlichen Wimpern fallen über ihre Augen. „Ihr habt eine böse Botschaft für mich, edle Freundin!“ fragte er endlich.

„So ist's, mein Bester Enguerrand!“

„Und Ihr habt Euch geschämt, Irene, und seid so schön, wie ich Euch nie gesehen, seit dem Tode des edlen Patrimouille, so schön vor mir erschienen, damit die Bitterkeit der Botschaft etwas verläßt sei.“

„Ihr habt mich erathen, Bester Enguerrand.“

„Ich rathe nie, hoheliebe hohe Dame, denn ich kann in ten meisten Herzen lesen.“

„So leßt die Botschaft, Bester,“ sprach die Dame und schaute den Troubadour herausfordernd an. Doch gleich setzte sie ernst hinzu: „Meinem Wunde wird es schwer, sie Euch zu klären!“

„So handelt sich's,“ rief Enguerrand, „um unser schönes Wöhenkind, um unsere holde Melusine, man wird sie verheirathen wollen, doch das ist keine schlimme Botschaft — edle Dame, es war eine schlimmere Botschaft, als der Dauphin von Auvergne zu mir auf mein Schloß Glemangis geritten kam, um mir zu verkünden, daß Irene von Ruffigan die Braut sei des Fürsten von Larent, des ritterlichen Tancred von Patrimouille, das war eine schlimme Botschaft, hohe Frau, für den armen Sire von Ramalque, denn damals war er jung und unverheiratet und meinte, die Gespielin seiner Jugend, die er im Spiel so oft seine Dame von Ramalque genannt, sie müsse es auch sein im Leben, seitdem das jener gute Sire gar viel gelert und seine Liebe bedarf des Priesters Sprach und Segen doch, sie trachtet nicht nach irdischem Besitz und ist darum nicht legitim und göttlich. Irene den Larent, Ihr könnt mich ja nicht mißverstehen, ich liebe sie, die holde Jungfrau Melusine, und eben weil so heiß mein Herz in Liebe für das süße Mädchen glüht, darum seh ich mit Freuden sie an eines edlen Rannes Seite.“

Der Ritter schweigt und tief benezt schaut ihm die Dame in das von rascher Rede heißerglühte Antlitz, feucht wird ihr Auge und mit ihren beiden Händen faßt sie die beiden Hände Enguerrands. Leise stärkerte sie und fragt den Ritter schein: „Seht Ihr die holde Melusine gern im Arme Simon Montfort's?“

Des Todes Blässe bedekte das Angesicht des Troubadours, seine Hände zih er heftig aus der sanften Umschlingung der Finger Irezens, Grimmig schlug er an seinen gemaltigen Knäuelen und sprach, und wie das Fischen der Schlange klang seine Stimme zwischen den Zähnen: „Ei, seht doch, eine Ruffigan und ein Montfort! seit wann wirft man die Sterne denn in so unsaubere Büxen? Der Könige von Jerusalem und der Kurfürsten von Brandenburg schönste Enkelin und der jüngste Sohn des Glaubensmarschalls, fürwahr ein herrlich Paar!“

„Mein Bester Enguerrand, mein theurer Freund!“ bat beruhigend Irene, aber sie verstummte vor dem Ausdruck von Grimm und Haß, der in diesem Augenblick das breite Gesicht des Ritters zur gräßlichen Fratze verzerrte.

„Simon von Montfort, diese glatte Schlange, an dem all die Laster Irens seines verfluchten Geschlechtes, der all diese Laster verschunden läßt unter dem Firnis seiner scheußlichen Heuchelei, ihm Melusinen von Ruffigan, nein, nimmermehr! Die Woge, die brüllend donnert an die Küsten dieses alten Landes, ich rufe sie herauf gegen solches Vändniß, die Berge, die uns trennen von diesen schuftigen Franzosen, ich rufe sie herab gegen solches Uebelündniß und mit meiner Lieber Icht'sten

Weslen scheuch' ich den Montfort heim in all' der Hölle tiefsten Pfuhl, den er als seine rechte Heimath mag begrüßen! Montfort und Melusine, ich will die Namen erst zusammen hören, wenn Gottes Engel Flügel sprechen über edle Menschen!"

Nach diesem im höchsten Affect gesprochenen Worten fuhr Enguerrand von Limalgue mit der verhehrten Hand über die Stirn, über das Antlitz, das nun in tiefster Röthe flammte, dann setzte er sich nieder, neigte sich vor Irene und bat mit weicher Stimme: „Verzeiht, hohe Freundin, Ihr verzeiht, ich seh's in Euren Augen, ich fühl's am Druck Eurer bebenden Hand, jetzt aber sprecht, erzählt mir treu, wie solches Unheil sich begeben!"

Die Fürstin von Tarent hielt die Hand ihres Freundes sanft umfaßt, leise erzählte sie: „Der Bailii ist der Anstifter dieses ganzen Elends, er hat mit Capitain Jean Bart, — Ihr erinnert Euch des Seemanns von Paris her? — einen Pact geschlossen, sie wollen weder mit Jüdis Kapern gegen die Barbarenen ausziehen; das Weib, das den König beherzigt, unterstützt ihr Unternehmen und der Bailii kriegt Geld, da hat er mit dem Herzoge von Lewis, dem Haupt der Mirepoix von Montfort, in einer bösen Stunde seinen Handel abgeschlossen. Simon von Montfort kauft die Vidamschaft von Cossuerges von meinem Bruder für zweimal hundert funfzig tausend goldene Thaler und läßt dem Bailii Melusines Brautshag."

Die Dame schwieg; nach einer kleinen Pause sprach Herr Enguerrand: „Der Bailii hat des Bruders einzig Kind um schönes Geld verschachert, Gott sei dem alten Manne gnädig, ich vermag es nicht!"

Die Dame fuhr fort und ein unheimliches Leuchten bligte empor in ihren Augen. „Mein Vetter Enguerrand, auch ich lese in Euren Herzen, thut, was ihr müßt, legter Ritter dieses schönen Landes; von heut ab seit Ihr Seneschall von Montcorbeil und Ihr gebietet all den wilden Banden, die einst mein edler Latrimouille zum Kampf geführt, der Delfrau junger Wittwe von Sarrepta, er ist in meinen Tränen, laßt Euer Sternbanner fliegen in dem Felde und mit dem Sternbanner geh' der weiche Rosenkranz der Wittwe von Latrimouille!"

Die Dame lag am Herzen Enguerrands, auf ihrer glatten Wange brannte glühend heiß sein Kuß. Die beiden hebernd stolzen Seelen hatten sich verstanden, ein Mittel gab es nur für sie: Gewalt und Kampf.

„Und wo ist Melusine?" fragte Enguerrand jetzt ruhiger, „was sagt das schöne Böhmenkind zu Simon Montfort und zu dem prächtigen Schacher ihres Oheim's, des Dandelsmonns?"

„Man leste es von mir, das holde Kind,“ antwortete Irene traurig, „der Vetter von Chamblas kam selbst nach Antafort und bat die süße Melusine, zu ihm zu kommen auf sein Schloß Vatrade und dort in heiliger Taufe seinem jüngsten Kinde ihren eignen Namen beizulegen. Arglos verließ mich Melusine und auf Vatrade fand sie Simon Montfort und ihren Oheim und dort ward dieser Menschenhandel richtig!"

Enguerrand schaute der Dame Irene stier in's Angesicht, dann fragte er leise und sehr: „Und glaubt Ihr, hohe Freundin, daß unsere holde Melusine den jungen Simon Montfort liebt?"

Die Dame wurde bleich und schwieg, eine tödtlich bange, schmerzlich lange halbe Minute, dann sprach sie ernst und gemessen: „Und sollte es mich Etre Freundschaft kosten, Messire Enguerrand, ich kann Euch nicht belügen, vielleicht ist Melusine schöner als Blanca von Limalgue, als Eure sel'ge Schwester war, dem Simon Montfort gegenüber war sie nicht stärker!"

Der Troubadour faltete seine Hände über den Korbgriß seines Schwertes und betete halblaut: „Gott sei der armen Schwester gnädig, gnädiger als ich ihr war, mir

aber wolle er nie verzeihen meine Fehle, wenn ich dem Montfort je verzeihe, was er an mir, an uns gethan?"

Laut und vernehmlich sprach Irene: „Amen!"
Da äffnete sich die Thür, Didiore, die freundliche Alte, trat ein mit einem Briefe, der mit einem orangschwarzen Seidensandern umwunden war, von dem herab ein großes, grünes Siegel hing.

„Das hat ein Reiternd gebracht, für Dich, mein liebes, schönes Kind!“ sprach die Frau und entfernte sich mit einem verwunderten Blicke auf den Troubadour.

„Ist doch mein Vetter Enguerrand!“ besah die Dame.

Enguerrand von Limalgue zerriß die seidene Schnur, entfaltete den großen Bogen und las: „Der sehr erlauchten, sehr edlen und sehr mächtigen Dame, Irene von Lusignan, Herzogin von Latrimouille und Fürstin von Tarent, Marquise von Montcorbeil und Tarbes, Dame von Baulvaloure und Cerisy zc. meiner hohen und sehr erlauchten Consine, demüthigen Gruß zuvor. Erlauchte Dame, herzlich geliebte Consine, diemseln nie solche Kunde geworden, daß Euer tapferer Bruder, mein Cousin, der sehr edle Herr, der Bailii de Lusignan, Bivame von Cossuerges, des Königs Admiral in Lanquedoc, des hohen souverainen Ordens St. Johannis auf Malta Großprior und Ritter, gelonnen, seines in Gott ruhenden Herrn Bruders einziges und ehelichsches Töchterlein, Melusine von Lusignan, Demoiselle von Lusignan und Cossuerges, da solches zu seineu mannbaren Jahren gekommen, zu verheirathen und zwar mit dem sehr edlen und sehr mächtigen Herrn Demys Simon von Mirepoix, Baron von Montfort und Bannerträger der heiligen Kirche, so habe ich mich genöthigt gesehen, kraft meines Amtes als Einer der Testamentvollzieher weiland Bertrands von Lusignan, Klage zu erheben wider Besagte, den Bailii von Lusignan, den Baron von Montfort und Alle, die ihnen bedürftlich sind, denn besagte Melusine von Lusignan soll nach dem Testamente ihres in Gott ruhenden Herrn Vaters nicht anders zu einem christlichen Eheverlöbniß schreiten, als sie hätte denn zuvor vor unsren gnädigen und gelehrten Herren in unserm Parlamente zu Teulouse versammelt, in Person mit sechs adeligen und untadeligen Zeugen erklärt, daß sie sonder einigen Zwang ihre Hand und damit die Allobien verzehe, so ihr freies Eigenthum. Ihr demnach ein Arret unsrer gnädigen und gelehrten Herren ergangen an Alle, die es angeht, daß Keiner wage diese Ehe einzusegen, ohne eine Denia von ihrem Kanzler. Solches, edle Dame und vielgeliebte Consine, habe ich Euch melden wollen, der ich mich Eurer Huld empfehle und Gott bitte und seine lieben Heiligen alle, daß sie Euch nehmen möchten in ihren Schutz heut und immerdar. Schrieb's eigenhändig Meister Jacques von Menilmontant, Rath in diesem Parlamente und der Stadt Teulouse im dritten Jahre Capitul."

Berdäulich warf der kriegerische Edelmann das Schreiben von sich, hatte nie seinen Vetter, den Schreiber, sehr geliebt. „Der Mensch ist ein Narr,“ rief er, „die Chamblas sind auf Montforts Seite, die Chamblas sind mehr Bethune als Lusignan und die Bethune sind im Parlamente zu Grenoble mächtig — der Montfort läßt sich nur in Dauphin's einsegnen, statt in Provence oder Lanquedoc, armelige Mächtigkeitsheit!"

„Es ist ein Bundgenosse mehr, mein theurer Enguerrand!"

„Brauch' ich Bundgenossen, hohe, schöne Freundin?“ rief Herr Enguerrand übermüthig, „wir Beide sind genug für hundert Montforts!"

Die steigende Begeisterung, die dem französischen Adelthume eigen, ließ diese beiden seltenen Menschen einen ungeheuern Fehler begehen, sie fannen Krieg und Feinde und sie vergaßen, daß schon an funfzig Jahre verlossen waren, seit die letzte Adelsfehde geschickert war an der Polizeigewalt des neuen Königthums, das die Schranken

brach, die der Feudal-Adel seinem souverainen Willen entgegensetzte, ohne zu bedenken, daß der Adel auch die Schranke war für die Wadigkeit des Volkes; das französische Königthum hat die Macht des Adels vernichtet, es hat den starken Damm zerbrochen, der es schützte gegen das brandende Meer des Böbels, es mußte die Folgen tragen!

Viertes Capitel.

Die Brant und der Glaubensmarschall.

In einem der hohen Bogensester des Schlosses Patrias, das die Chamblas, ursprüngliche kleine Junker aus Auvergne, aber durch ihre schönen Töchter klüglich und vortheilhaft verschwägert mit den Beshunen, den Lusignan, den Bergy und Beauffremont, an sich gebracht durch Kauf und Heirath — an einem der hohen Bogensester dieses Schlosses da stand die schöne Melusine, die letzte schönste Blüthe uralten Heldenstammes. Heiß lag ihre glatte, weiße Stirn an dem kalten Glas der Scheibe, ihr lässiges, blaues Auge schaute himab in den Zwinger, ihre weichen Hände lagen gelehrt auf der jungfräulichen Brust, die Brautkrone war in ihrem Haar, der Brautsehiler wollte um das jugendliche Angesicht — armes Kind! Sie lehnte die heiße Stirn an die kalte Scheibe und lautete ziemlich bewegt dem Liebe, das der Knecht unten sang, der seine Roffe strizgellte an der Stadthür und der Knecht sang:

O, Du glatter Simon Montfort,
D, Du schlechter Edelmann,
Der einer schönen Provenzalin
Ihre Ehre rauben laun!
Ihre Ehre rauben und lachen frech dazu,
Du sollst im Grabe finden keine Ruh!

Blanca von Ramalque,
Das wunderschöne Weib,
Das hast Du frech betrogen
Um ihren teuschen Leib;
Um ihren teuschen Leib, Du lachtest frech dazu,
Du sollst im Grabe finden keine Ruh!

Blanca von Ramalque
Das sich im Meer ertrankt,
Der Enguerrand hat gnädig
Das Leben Dir geschenkt!
O, Du glatter Simon Montfort, was sagst Du dazu,
Du sollst im Grabe finden keine Ruh!

Die Köthe der Scham und des Zorns im Antlig wandte sich die holdselige Melusine von dem Fenster und schritt, das liebliche Köpchen tief sinnend gekenkt, auf und ab in dem Saal; sie liebte ihn, den schönen Demg Simon von Vitrepoiz, es war kein schönerer Mann in Frankreich und Keiner, der die Junge gewandter zu führen vermochte und Keiner von glänzenderem Geiste — arme Melusine — und seltsam, sie gedachte ihres Velters von Ramalque, dem sie bitter jänkte, weil er die Provence erfüllte mit schneidenden Spottlichs über ihren Verlobten; sinnend verglich sie die beiden Edeleute mit einander. „Der Troubadour ist,“ sagte sie, „ein Ritter der alten Zeit, trogig, dorb und unbequem und Simon Montfort ist der neuen Zeit Ritter, fein und geistreich; er überreicht mir mit witzigem Wort den Strauß, den mir Enguerrand mit gereimtem Lied in den Schooß wirft.“ So sprach sie zu sich selbst, ach! und sie war jung und sie gehörte an der neuen Zeit.

Dhl es konnte kein verführerisch schöneres Bild geben, als diese Melusine von Lusignan, Brautkranz und Brautsehiler in dem dunkelblonden Haar, die klugen blauen Augen leuchtend im Widerschein der inneren Aufregung, die weiße Brust, die weichen Arme blendend unter dem Gewand von blauem Flor, das sie von einem Amethystenstrauß zusammengeschalten über dem Brautkleid von weißem Atlas trug. In ihrem Gang, in ihrer Haltung lag der ganz selbstbewußte Stolz der Lusignan.

„Armer Vetter von Ramalque,“ küßerte sie, als sie wieder zum Fenster trat, „ich habe Deine Schwester nie gekannt, es ist mir weh, daß es Deine Schwester war, die nicht verstand, Simon von Montfort's Herz zu fesseln. Lieb's mir aufbehalten, mir allein, dieses freie Herz zu fesseln!“

Das schöne Böhmenkind war mächtig stolz und stand am Fenster und sah einen Diener einreiten, der trug ein apfelgrünes Kleid und weiß war sein Roß. Da jauchzte Melusine laut: „meine Tante Irene kommt, sie sendet mir Botschaft; sie hat sich nicht bestriden lassen durch den Vetter Enguerrand“ — doch als sie den Namen Enguerrand aus sprach, da sahte sie nach ihrem Herzen und sprach leise: „Ich fühl's, ich thue ihm Unrecht, denn er liebt mich.“

Die Thür öffnete sich und der Diener trat ein, es war ein Edelknecht der Fürstin von Tarent, der läste nach dem Brauch die Hand der Dame sitzig und darauf sprach er traurig: „Die Fürstin von Tarent, die wir gebietet, sie sendet, edle Dame, Euch den frischen Kranz von weißen Rosen, die Rosen sind von Eures Vaters Grab!“

Eine lebhaftete Köthe lief älter als sein Antlig Melusines, die sanften Augen bligten jörnig, aber ihre Hand zitterte nicht, als sie den Kranz nahm und ihre Stimme bebte nicht, als sie zu dem Junhern sprach: „Bringt meinen Gruß der mächtigen Frau Herzogin von Valtrimouille, der hochgeborenen Dame von Tarent und Kinet ihr, daß ich meines Vaters gedächte auch ohne solch herbe Erinnerung, daß mich der weiße Rosenkranz erinnern sollte, nicht an meinen Vater, sondern nur an das Bappenzeichen eurer Dame, die mir Mutter war, eine Mutter, die mich verlassan hat, verlassen an dem Tage, — doch genug, sagt Eurer Herrin, ich sei auch eine Lusignan!“

Mit einer letzten, ungläublich stolzen, Neigung des Hauptes entließ Melusine den Boten der Fürstin von Tarent, als sich aber hinter dem Edelknecht die Thür geschloffen, schossen ihr helle Thränen in das Auge und, die Hände ringend, warf sie sich in einen Sessel. Es war dem holden Kinde, als sei nun erst eine tiefte Luft gerissen zwischen ihrem heiteren, sonnig hellen Jugenleben und ihrer Zukunft; sie vermochte nicht vorwärts zu schauen in das unbekante Land der Zukunft, sie war zu stolz, zu selbstbewußt, um sich in kindlicher Demuth, in frommer Zuversicht ganz auf den Führer verlassen zu können, den sie sich gewählt in dieses dunkle Land der Zukunft; sie schaute rückwärts, sie sah sich wieder wandeln an der Hand Irene's durch die laubigen Gärten von Montcorbeil und Autafort, sie gedachte an die tausend kleinen, zarten Sorgen, damit Irene von Tarent ihr junges Leben mütterlich umgeben; sie dachte auch des Ritters von Ramalque, der sie so oft auf seinem Knie geschauelt und sie so oft in süßen Schlaf gelungen, der sie die edle Kunst, das Noß zu händigen, lehrte und früh sie unterwies, im künstlich-heiteren Bau der Reime; sie dachte —

Doch, da schmetterten hell Trompetenlänge herauf vom Hof und Melusine denkt nicht mehr an ihre Jugend, sie eilt zum Fenster, den Verlobten zu begrüßen, doch wehe, das ist nimmer eines Hochzeitstages Pracht! Einzelne Reiter sprengen Staub- und Blutbedekt in den Hof, die Hestkleder zerrissen, von Schüssen geknickt die Federn auf den Hüften und wildes Geschrei mischt sich in die Töne der Trompete, die zum Sammeln ruft.

Weich lehnt die schöne Melusine an dem Fenster, sie sieht den Herrn des Schlosses, ihren Vetter von Chamblas, zu Roffe steigen jetzt mit seinen Söhnen und ihren Dhm, den alten Baill aus, und die Dragoner vom Regiment des Marschalls, ihres zukünftigen Schwagers, sie hört ein unregelmäßiges Schiefen in der Ferne erst, das nach und immer näher lönt.

„Ayde lo second baron!“ ruft der alte Baill unten und hebt sich an die Spitze seiner Reiter, das ist der alte Feldruß Lusignan's. Aber der Baill vermag nicht mehr

seine Reiter hinauszuführen auf's Feld, ein ganzer Strom von Flüchtlingen braußt ihm entgegen.

Natlos hält der Seemann, auf solche Fluth verstreht er sich nicht, die Flüchtlinge sind meist Edelleute in prachtvollen Festgewändern und Dragoon vom Regimente Mirepoix.

Jetzt reitet auf hohem, schwarzbraunem Pferde ein Greis in den Hof, furchbar stolz ist sein Ansehen, das goldne Bleich ziert sein schwarzes Kleid, sein Haupt ist entblößt, im Winde fliegt seine weiße Voge; dieses Haupt war in Sonnenbrand und Regen, in Wind und Wetter unbedeckt seit vierzig Jahren, so wollt' es ein Gelübde und der Greis mit den unheißvollen Augen und dem weißen Bart, das ist Simon Mirepoix, Graf von Montfort, der furchtbare Glaubensmarschall, der dreizehn tausend Menschenleben opferte zu Gottes höherer Ehre.

Der Glaubensmarschall hielt sein Roth an mitten im Hof und besah mit tiefer Stimme: „Perret die Thore, Ihr, Montfort's Eisenkappen, meine altkatholischen Jungen, besetzt die Posten und treibt die Keger ab durch ein lustiges Klintenfeuer, Capitain de Vorges, Ihr habt hier den Befehl!“

Der Glaubensmarschall stieg vom Pferde, sein sicheres Wesen gab auch den anderen Herren, die in der raschen Flucht ihre Zwerflicht ziemlich verloren zu haben schienen, die Haltung wieder.

Es war die achte Zeit, daß die Thore geschlossen wurden, denn deutlich vernahm man im Schloßhose durch das Knattern der Schiffe, den Felsruß der Latrimouille: Nêtro dains au noblo! und ein blühend schöner Jüngling, hoch aufgerichtet in den Bügeln seines Rosses stehend, sprengte dicht an's Thor und schrie mit heller, fast knabenhafter Stimme: Rooge! rougel! gare lo diadono! dann schoß er seine lange Pistole ab in den Knäuel der im Hofe Versammelten, und ein Officier dicht neben dem Glaubensmarschall schätzte in's Hera getroffen nieder.

Das Thor fiel zu, die Gewehrflut der Dragoner krachte und hundert Stimmen schrien: „Ist denn die Hölle heute los, das war Gaston von Foix oder der Teufel selber!“

Die vornehmen Hochzeitgäste und die Mitglieder der Familie folgten dem Glaubensmarschall in den Saal, die anderen blieben, die schier sabelhaften Ereignisse des Vortages in bestigter Aufregung besprechend, im Hofe zurück. Niemand dachte an Melusine, die Braut war vergessen an ihrem Hochzeitstage.

Im Saal gab der Glaubensmarschall dem alten Bailli von Lufignan und dem kranken Baron von Chamblas einen Bericht, den diese für Scherz gehalten haben würden, wenn der Glaubensmarschall überhaupt ein Mann des Scherzes gewesen wäre, und wenn sie nicht die Flucht selbst mit angesehen und das Gewehrfeuer vernommen hätten. „Ich wurde gewarnt,“ erzählte der grimme Glaubensmarschall, „aber der Montfort giebt nichts auf Warnungen, die Vermählung meines Sohnes mit dem Fräulein von Lufignan ist einem Theile der Familie unlieb, der Adel in Provence und Vauquedoc will mir zum Theil nicht wohl, ich weiß es, die Herren wollen Katholiken sein und schelten mich doch den alten Schächter, weil ich mit dieser Haude in die Kegerrei zu Boden warf von Nîmes bis an die Evrennen, woß, das hat Blut gekostet, doch wo ein Wald gefällt wird, fliegen Späne“ — es war ein ganzer Wonn, der alte Montfort, eifern an Seele und Leib — „Marshall Mirepoix, mein Sohn, ließ mir als Escorte zwei Compagnien Dragoon folgen, ich litt es, sie sind uns von Nutzen gewesen. Als wir bei Tarbes durch den Hohlweg reiten, ich und mein Sohn, und diese edlen Herren, auferte theuern Bettlern, hochgeborene Freunde und liebe Hochzeitgäste, wird auf dem Schilbchen droben plötzlich das rothe Banner aufgesteckt des edlen Hauses Latrimouille, das rothe Banner mit dem weißen Rosenkranz und dem doppelten Liebesknoten, dem

Zeichen fürstlicher Wittwenchaft. Uns nahm dieses Ehrenzeichen mächtig Wunne, denn die Fürstin von Larent schien bisher nicht sehr begierig, die Mirepoix als liebe Bettlern zu begrüßen, da plötzlich tönt ein Hornklang und ehe wir uns aus dem Hohlweg winden können, wirft sich eine Schaar von Edelknechten und Keigen auf uns, gesprengt unsere Reiter und jagt uns in voller Flucht hieher, ohne die Escorte der Dragoner wären wir Alle gefangen oder niedergeworfen worden!“

Orensenloses Staunen herrschte in der Versammlung, schlug man sich auch in den Evrennen damals noch mit den Camisarden, hatte namentlich der Glaubensmarschall noch in der letzten Zeit den Säben durchzogen, die Kegerlei blutig auszurollen zu Ehren Gottes und der frommen Frau von Maintenon, hatte auch im ganzen Süden, namentlich in Provence und Vauquedoc die Polizeigewalt des Königs wenig zu bedeuten, so war's doch seit Menschengedenken, seit den Frondeurigen unerhört, daß die Edelknechte verlust hatten, ihre Familienwitwe in blutiger Fehde zu schlachten, seit fünfzig Jahren pflegten sie zu klagen bei den hohen Parlamenten, und wenn ihnen das zu lange dauerte, forderten sie sich zum Zweikampfe.

„Und wo ist Euer edler Sohn, Herr Marshall?“ fragte der Baron von Chamblas.

„Gefangen!“ antwortete Montfort hart und unbewegt.

„Träum' ich denn,“ begann der Bailli von Lufignan auf's Neue, „kann das wirklich geschehen sein, was ich höre? Ihr sprecht von Edelknechten dieses Landes, Marshall, habt Ihr sie erkannt, kennt Ihr sie?“

„Ich kenne sie,“ rief der Marshall ingrimmig, „der Montfort vergriff das Gesicht Keines, der ihm feindslich den Weg getreten und viele Herren thaten's hent zum zweiten Male, sie werden's nicht zum dritten Male thun!“

Eine Minute lang herrschte tiefes Schweigen in dem Saal nach der Drohung des Marshall's, Deter schloß, daß hier kein eitles Wort gesprochen. Dann fuhr der grimme Ritter der heiligen Kirche fort: „Am vorigen Monat war's am Tage des heiligen Julian, als ich mit meinen Söhnen eiuirt in Cahors, von den versammelten Ständen begehrend, meinen jüngsten Sohn aufzunehmen in ihre Reihen wegen der Bidamschaft von Cossuerges, so von den Lufignan durch Kauf und Heirat gekommen an mein Haus. Und als ich mein Begehren angebracht und die Umfrage begann, da sprach der hochwürdigste Herr Bischof: Ajo!“ Die Herren von Adel aber, der lehrerliche Graf von Dussy-Rabutin voran, der Viconte von Belvoir, der Marquis von Anglade, der graue Sänder von Contades, ein Paroissian, der Herzog von Noailles, der Graf von Foix, der Vidam von Cahors, sie Alle sagten, nego!“ und ihnen fiel die ganze Masse bei, und Euer edle Schwester, Bailli, die hohe Fürstin von Larent, sie ließ durch ihren Seneschall, den Eric von Ramalgaue, noch ganz besonders protestiren. Gottes Tod, ich werde diesen Schimpf niemals vergessen, und hätte ich ihn je vergessen können, so haben dieselben Herren sich mir heut nachdrücklich und auf ewig Zeit empfohlen.“

Die Versammlung trennte sich, an Feß und Fröhlichkeit war nicht zu denken, der Glaubensmarschall sendete Beten nach allen Himmelsgegenden. Die Dragoner von Mirepoix kreiften am Litrade, nirgend ein Feind zu sehen; es schien, als ob mit der Gefangennehmung Simon's von Montfort der Zweck dieser unerhörten Gewaltthat erfüllt sei.

Es war und blieb äußerlich überall Frieden und Ruhe im schönen Lande der Provence.

Spät erst erschien an jenem Tage die Baronin von Chamblas der Melusinen, sie stellte ihr schonend mittheilen, daß ihr Verlobter gefangen.

*) Ich besah!

**) Ich vernahm!

Das arme Kind wußte schon Alles, es hatte aufmerksam den Gesprächen der auf dem Hofe Versammelten gelauscht, wohl sah man Thränen Spuren noch auf der frisch Bangen, aber das Benehmen der Braut war sicher und fest. Sie that nur einzelne Fragen an die Barouin:

„Wer führte den Befehl über die Geulleute?“

„Sie sagen, der junge Graf Gaston de Foix, der im spanischen Kriege so berühmte geworden!“

„Melusine nickte, „und“ fragte sie weiter, „wer nahm meinen Verlobten gefangen?“

„Alle sagen, es sei unser Vetter Herr Enguerrand von Lamalque gewesen!“

Darauf zog sich Melusine ruhig grüßend in ihr Schlafgemach zurück.

Fünftes Capitel.

Es brechen die Mauern von Clemangis.

Die ganze Provence war in Bewegung von dem Meer bis zu den Bergen, des Königs General-Lieutenant in Provence und Vauquede, der hochmächtige Herzog von Veltiguières, ließ ein scharfes Edict republiciren, das entsetzliche Strafen Allen drohte, die es wagen würden, Gottes und des Königs Frieden zu brechen, aber er that nichts, weil er dem Glaubensmarschall von Perzen Feind war und sich innerlich des Streiches freute, den man seinem Feinde geübelt hatte und Simon von Montfort, der grimmige, alte Löwe, sah sich genöthigt, auf sofortige Klache an seinen Feinden zu verzichten und den Rechtsweg zu betreten. Das war eine schwere Strafe schon für ihn.

Das ganze Volk aber freute sich des faden Streichs der Geulleute und auf allen Wegen und Stegen sang man Spottlieder auf die Montfort's, die Bethunen, die Chamblas und ihre Freunde, Herr Enguerrand war von einer grauenvollen Lüstigkeit; wo sich der finstere Glaubensmarschall sehen ließ, da scholl es ihm im Chor höhnen entgegen:

Der alte Schlächter betet
So gern den Rosenkranz,
Hol' Dir vom Schloß zu Tarbes
Den weißen Rosenkranz!
El, el, Rosenkranz,
Der Rosenkranz hat Dornen!

oder:

Als Montfort sah Herrn Gaston,
Sprach er zu den Leuten sein:
Gott, sagt mir, welcher Teufel
Mag in dem Gaston sein?
Ich will mich heut nicht schlagen
Mit diesem Ebelmann,
Weil ich nur arme Reiter
Schlagen und broten kann.

Seltfam, es zweifelte wohl Niemand ernsthaft an dem hanfertsich erprobten persönlichen Muth des grimmigen Glaubensmarschalls, dennoch kränkte ihn das am tiefsten, wenn das Spottlied ihn als Hülfling vor dem Grafen von Foix schilderte. Herr Enguerrand errieth mit dem Instinkt des Hasses die wunden Stellen seines Feindes und dahin schleuderte er mit sicherem Wurf seine Pfeile. Die Liebe dichtet, der Haß aber auch. Wochenlang jeden Abend zog das Marsseiler Volk vor dem Hotel der Mirepoix vorüber und sang:

Alt ist der Schlächter, —
Ihn läßt nicht nach Leben mehr,
Er stürzt sich vor Gaston sehr
Und spürt den alten Junger,
Da handelt er ein Täubchen ein,
Von Lusignan Du Täubchen sein,
Du bist an ihn verbandelt;
Doch als er hin vor Tarbes kam,
Vor Tarbes an das Schloßlein,
Da trat zu ihm ein Ebelmann,
Vor Tarbes an dem Schloßlein,

Der sprach zu ihm, Du Schlächter mein,
Von Lusignan, das Täubchen sein
Ist nicht ihr Deine Klauen;
Und läßt Du nicht das Täubchen gut,
So will ich Deine junge Brut
Mit meinem Schwert ermaßen.
Da stürzt sich der Schlächter sehr,
Ihn läßt nicht nach Tauben mehr,
Alt ist der Schlächter!

Doch genug von diesen Spottliedern, die wie ein Hagelstauer niederfausten auf den Glaubensmarschall und seine Freunde.

Nichts giebt einen deutlicheren Begriff von dem damaligen Rechtsverhältnissen Frankreichs, als die Schritte, welche die Betheligen bei dem Ueberfall von Tarbes in Folge dieses blutigen Ereignisses thaten, entweder um sich zu schützen oder um Genugthuung zu erhalten. Zuversichtlich dachte die Regierung, als solche, nicht daran, eine Untersuchung einzuleiten, und so kam es, daß beide Parteien vor den Gerichtshöfen des Landes als Kläger erschienen. Zuerst klagten nämlich die Stände von Vauquede über die Last, die das Corps des Marschalls Mirepoix dem Lande sei, die das Corps des Statthalters Gericht und der Herzog von Veltiguières, der General-Lieutenant des Königs, befehlt dem Marschall Mirepoix, sein Gouvernement zu verlassen, der aber lehnte sich nicht an den Befehl und berief sich auf eine Ordre des Kriegsministers, Marquis Souvere von Louvois. Darauf appellirte der General-Lieutenant an des Königs Geheimen Rath und drohte, mit den Vintien-Regimentern Royal-Cômtois und Dauphin, die zu Marseille in Garnison lagen, die Dracener des Marschalls mit Gewalt aus seiner Provinz zu vertreiben, er konnte dabei auf die Unterstützung des Landes rechnen; wirklich zog jetzt Mirepoix seine Truppen aus der Provinz. Während dieser Zeit klagten die Grafen von Foix und Bemandois bei dem Gerichtshof der Marschälle von Frankreich Simon von Montfort der furchtbaren Verbrechen an, Mord, Brandsiftung, Erprellung. Der Glaubensmarschall dagegen klagte gegen 31 Geulleute den Vauquede und Provence wegen Landesfriedensbruchs, mörderischen Ueberfalls, Todtschlags und Menschenraubes bei dem Parlamente zu Paris; zugleich aber bei dem Parlamente zu Grenoble, in dem seine Familie mächtig war, gegen Herrn Enguerrand von Lamalque wegen Gefangenhaltung seines Sohnes, des Barons von Montfort. Beim Landesparlament zu Toulouse dagegen waren nicht weniger als vierhundert Klagen abhängig gegen die Montforts und Mirepoix, und von dem bischöflichen Gericht zu Cahors verlanste der Glaubensmarschall, die Kirche sollte sich der Dame Melusine von Lusignan bemächtigen und sie in ihre Obhut nehmen, bis zum Austrag der Sache.

Innerhalb zweier Monate folgten die ersten Entscheidungen, der königliche Geheimrath befehlt dem General-Lieutenant in Provence, die Dracener von Mirepoix in Garnison nach Toulon zu verlegen, aber sie sollten nicht mehr unter Mirepoix, sondern unter seinem eigenen Befehle stehen. Man sieht, der mächtige Herzog von Veltiguières hatte Freunde am Hofe. Ferner erließ der Gerichtshof der Marschälle von Frankreich einen offenen Brief, in welchem Simon Graf von Montfort geladen wurde, sich zu stellen vor den Marschällen von Frankreich und Antwort zu geben auf furchtbare Anklagen. Ferner erschien ein Arret des Parlaments zu Toulouse, welches den Montforts und Mirepoix befehlt, vor ihm zu erscheinen und sich zu reinigen. Zur selben Zeit befehlt das Parlament von Grenoble dem Seneschall von Montcorheil, Herrn Enguerrand von Lamalque, die Person des Barons von Montfort los und lebzig zu lassen aller Haft und sich zu Grenoble zu verantworten wegen seiner Verbrechen. Außer dem Befehl des königlichen Geheimraths wurde kein einziges dieser Urtheile respectirt, jeder Kläger hatte einen Rechtspruch für sich und nun begann der Streit

der Juristen über die Zuständigkeit der Gerichtshöfe; das Parlament zu Toulouse cassirte in feierlicher Sitzung alle Beschlüsse des Parlamentes zu Grenoble und in Grenoble ließ der Präsident a mortier, ein Chamblas, die Arrêts des Toulouse'ser Parlamentes öffentlich von Hentersband verbrennen. Beide Parlamente verlagten sich vor dem königlichen Geheimrath, oder, wie die Formel eigentlich lautete, „vor dem König im Geheimrath.“ Das war ein Proceß für sich. Das Pariser Parlament cassirte seinerseits alle Beschlüsse der Provinzial-Parlamente und diese bestritten denselben iberseits das Cassationsrecht, das war wieder ein Proceß für sich. Die General-Advocaten traten in langen Streitschriften für ihre Gerichtshöfe auf, zum ersten Male bediente sich die Robe der Presse in solchem Umfange. Großen Ruhm errang in der juristischen Welt bei diesem Streit der Capitoul von Toulouse, Meister Jacques von Montlimentan, der allein achtunddreißig Streitschriften gegen die Parlamente von Grenoble und Paris schenkte. Es war die Rede davon, ihn in's Pariser Parlament zu ziehen, so sehr begann man ihn zu fürchten. Während dieses Federkrieges nun saßen die Montforts auf ihren Schlössern, in ehnmächtiger Wuth verzweifelt, der Glandensmarschall war zu Avignon und suchte den päpstlichen Legaten zu bewegen, einen Wachtspruch zu thun, aber die Päpste hatten gemaltigen Respekt vor Ludwig dem Vierzehnten, noch stand die Schandensäule der Korlen zu Rom, die der Marschall, Herzog von Crequi, dort auf Ludwigs Befehl aufrichten mußte, weil die forschige Leibwache des Papstes dem französischen Gesandten nicht die gehörige Ehrerbietung bewiesen hatte.

Melusine von Lusignan hatte sich auf ihr eigenes festes Schloß von Cerisy zurückgezogen, hatte die Vormundschaft des Königs angelernt und Herr von Pardailhan, Gouverneur von Pignerol, hatte auf ihren Wunsch Schloß Cerisy mit einer halben Compagnie leichter Reiter vom Regiment Comestable besetzt. Dort lebte Melusine von Lusignan in strengster Zurückgezogenheit und trug den Wittwenschleier, als ob sie dem Baron von Montfort wirklich vermählt worden sei; die junge Dame suchte Trost in der Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, Melusine übersehte damals Petrarca's Triumphsieder in's Französische. Diese Uebersetzung ist noch heute unter dem Namen der „Ausgabe von Cerisy“ in Frankreich's Bibliotheken, als literarische Seltenheit, zu sehen. In den Streit, der um sie entbrannt war, mischte sich Melusine in äußerlich bemerkbarer Weise nicht. Man wußte, daß sie stolz die Vorschläge beider Parteien verworfen hatte.

Vorthell hatte bisher dieser Streit nur dem Bailly von Lusignan und dem Capitain Jean Bart gebracht, denn kaum bemerkten die Montforts, daß der Bailly sich von seinen Verwandten und Mithändeln sehr leicht bewegen lassen würde, den Kauf der Widamschaft rüdgängig zu machen, als sie sich auch schon bestien, ihm die Summen zu verschaffen, die er zur Ausrüstung seiner Kaperschiffe nöthig hatte. Da griff der Seemann zu und er schiffte, unbekümmert um Alles, was zu Lande geschah, Gott weiß in welchen Gewässern und segelte, Gott weiß mit was für Winden, als die Montforts rastlos fort proceßtriten in seinem Namen und trasi ihrer Verträge mit ihm. Der Maltezer und Jean Bart, sein Freund, kümmerten sich wenig um die Provence.

Sommer und Herbst waren hingegangen in diesen trostlosen Streitigkeiten, deren Ende gar nicht abzusehen war, die Fürstin von Tarent hatte beschlossen, in diesem Winter nicht nach Paris zu gehen, sondern auf ihrem Schlosse Autafort zu bleiben, um dem Schanplage der Ereignisse näher zu sein.

In dieser Zeit finden wir den Troubadour Herrn Enguerrand von Ramalque wieder auf seinem Schlosse Cleuancq; das etwas wüste und fast verfallene Schloß ist in einzelnen Theilen wenigstens wohllich eingerichtet,

denn die Fürstin von Tarent wird Montcorbeil in den tauben Bergen in einigen Tagen verlassen, um sich nach Autafort zu begeben, auf ihrer Reise dorthin wird sie einige Tage ruben im Schlosse ihres Veters.

Enguerrand geht, lebhaft mit sich selber sprechend, in seiner alten Halle auf und nieder, nur am Schenktisch bleibt er zuweilen stehen, um aus dem Silberbecher dort zu trinken von jenem Feuerwein von Arbeuville. Er sinnt, er dichtet, er schmiedet neue Pfeile für seine Gegner. Unmuthig und gestört blüht er nach der Thär, vor der lautes Reden icht und Sporen klingen.

Zwei Herren treten ein.

„Willkommen, edler Graf, auf Cleuancq, und Du, mein tapfter Bidame!“ so lautete des Schloßherrn froher Gruß.

Die Herren schüttelten sich die Hände, dann leerten sie den Becher, den ihnen Enguerrand zum Willkommen reichte.

„Was macht Herr Enguerrand in seiner Einsamkeit?“ fragte Gaston von Foix, der Jüngere der beiden Herren.

„Ich erfann ein Spottlied auf meinen klugen Vetter von Chamblas, der das Hotel Colqueres zu Paris sich redlich hat als Lohn verdient bei seinem Handel um meine Cousine von Lusignan, die Montforts haben es ihm abgetreten.“

„Sagt Ihr's ihm, Graf,“ rief der Bidame von Cahors, ein Herr von plumper, fast vieredter Gestalt, und warf sich mit solcher Kraft in einen Sessel, daß die alte Lehne krachte.

Gaston von Foix, jener bartlose Knabe, der kaum zwanzig Jahre alt und schon ein ruhmgelobter Feldherr war, lachte laut mit seiner hellen Stimme, gleich aber ward er ernster und sprach: „Mein theurer Enguerrand, wir bringen schlimme Nachtschicht!“

„Ich bin der Mann, der sie hören laun!“ entgegnete der Troubadour einlach.

„Wir kommen von Marseille,“ fuhr der jugendliche Feld fort, „und Vestigüeres läßt Dich warnen; die Montforts haben einen Plan gemacht, wie ihn die Hölle selbst nicht schlauer ersinnen konnte, und der Plan, er ist geglikt. Du hast den Baron in Deiner Gewalt, Du bist die Seele des Bundes wider die Montfort, das ist kein Geheimniß, sie haben alle Klagen fallen lassen und wollen nun an Dich allein, mein wad'rer Enguerrand, und um an Dich zu kommen, haben sie im Namen einer alten Frau, dessen Sohn Du bei Tarbes erschossen haben sollst, es sind zwölf Juggen da, die das beschworen haben und es ist möglich, daß es wahr ist, eine Klage gegen Dich eingereicht wegen Mord beim Criminal-Neutenant vom Chatelet.“

„Was kümmert mich das Chatelet und der Lieutenant von Paris!“

„Still, alter Tollopi,“ rief der Graf, „das Chatelet hat einen Haftbefehl gegen Dich erlassen, Dich lebend oder todt einzuliefern nach Paris —“

Herr Enguerrand lachte laut.

„Still,“ rief der Graf wieder, „Du siehst die Gefahr nicht, hier handelt sich's um kein Parlament, um keine Körperschaft, die man gewinnen oder theilen kann, es ist der Criminal-Neutenant allein, der heißt Franz Boyer von Argenson und fertigt seine Befehle aus —“

„Ich lache aber ihn!“

„Das thut Ihr nicht, Messire, oder Ihr seht toll,“ schrie nun der ungeduldige Graf, der Criminal-Neutenant fertigt seine Befehle aus da par et pour le Roi und aber sie zu lachen, oder sich ihnen zu widersetzen, das ist Tollheit, Messire, oder — Rebellion, Rebellion gegen die Majestät und darauf steht der Galgen!“

Herr Enguerrand wurde blaß, aber bald sagte er sich, „nun wohl, meine gnädigen Herren, so verlaßt mich, ich will Euch nicht zur Rebellion verleiten, es wäre schade, ein Foix an dem Galgen! lebt wohl, ihr Herren!“

„Bist Du von Sinnen, Enguerrand?“ schrie der heifßigblütige Graf.

„Diese Troubadours sind immer etwas toll!“ brummte der Vidame von Cahors mürrisch.

„Enguerrand, willst Du wirklich Krieg führen gegen den König von Frankreich?“

„Warum nicht, edle Herren,“ erwiderte der Ritter ernst, „gegen ihn und gegen Jeden, der mir feindsich in den Weg tritt, der König Frankreichs ist ein Edelmann, wie ich, es würde reicher vielleicht und etwas mächtiger auch, ich werde wahrscheinlich unterliegen in dem Kampfe — es ist schon mancher bessere Held als ich, im Kampfe gefallen!“

„Aber der Galgen, Enguerrand!“

„Köst mich der König hängen, so schändet er sich, nicht mich, auf meiner Seite ist das Recht.“

„Der Herzog läßt Euch bitten, zu stehen —“

„Ich stob noch nie!“

„Zum Donner, Herr, es soll Euch Niemand schüßen, dem Chatelet steht die Verfügung über alle Truppen zu.“

„Ich schüße mich selbst, die Truppen werd' ich hier auf meinem Schloß erwarten, wenn ich nicht gehe, sie zu suchen!“

Der Graf von Feix schritt einige Male heftig auf und ab in der Halle, dann blieb er mit flammenden Augen stehen vor dem Troubadour und sprach: „Messire Enguerrand, ich gehe als Volontair mit des Kaisers Heer gegen die Türken, begleitet mich und laßt den Teufelskerl, den Simon Montfort, frei!“

„Simon von Montfort, edler Herr, ist nicht mehr in meiner Gewalt!“

„Nicht, wo ist er denn?“ riefen staunend die beiden Edelknechte.

„In der Hölle, edle Herren, dort, wo er hingehört!“

„Ihr habt ihn ermordet!“ schrie der Graf entsetzt, und selbst der träge Vidame von Cahors sah erschrocken auf von seinem Sessel.

„Ermordet? wie Ihr's nehmst,“ antwortete Enguerrand von Lamalque eifrig kalt; „ich habe ihn vernichtet und gerichtet, ich bin ein freier Herr hier auf diesem Schloße, die Baronie Clemangis hat Blutband und Wechsigkeit, ich ließ den Ehrenkrieger meiner Schwester Planca, nach altem Brauch in diesem Lande, in einen Sad nähren und im Meer erlösen, an derselben Stelle, edler Herr, an der meine arme Schwester ihre Schmach im Schooß der Wogen barg!“

Kautlos standen die beiden Herren, dann erhob sich der Vidame von Cahors schwerfällig von seinem Sessel, er beugte seinen Stiernacken etwas vor dem Herrn von Clemangis und sprach langsam mit rauher Stimme: „Messire Enguerrand, verzeih' mir's Gott, daß ich Euch verlasse, ich fühle es wohl, daß es eigentlich meine Pflicht wäre, Herrn Beyer von Argenson, den Criminal-Lieutenant vom Chatelet, bei Euch zu erwarten und ihm das Genick zu brechen; ich fühle, daß Ihr handelt, wie ein rechter Edelmann muß in diesem alten Lande, aber, Gott weiß, ich bin doch sonst keine Nennne, hier entfällt mit der Mutz; hier Beyer von Argenson und der Galgen, dort mein stattlich Schloß zu Cahors, mein schönes Weib, meine blühenden Kinder, meine gute Willibahn und meine Fässer voll Arbouville von Anno 63, verzeih' mir's Messire, ich will Euch bewundern, will Euch Vorhub leisten, soweit ich kann, aber mit Euch zu rebelliren und den König Frankreichs zu bescheiden — dazu hab' ich keinen Mutz, lebt wohl, Messire!“

Noch einmal grüßte der Vidame von Cahors, dann verließ er die Halle des Troubadours mit schwerem, klirrendem Schritt.

Herr Enguerrand und Graf Gaston waren allein, sie stierten sich mit glühenden Blicken an, endlich brach Herr Enguerrand das Schweigen, deutete mit dem Zeigefinger auf die Thür und sprach: „Der Vidame ging und ich

liebe ihn doch, er ist bei Gott ein rechter Edelmann, wer Weib und Kind hat, tangt nicht für Clemangis!“

„Enguerrand, ich habe nicht Weib und Kind!“ rief der Graf.

„Du hast mehr, als das zu verlieren,“ entgegnete der Troubadour ernst, „einen hohen Kriegsrath, Gaston, und eine gloriose Zukunft, geht, edler Graf, ich bit' Euch!“

„Ja, ich gehe,“ brach der Graf mit Donnerstimme aus, „ich muß gehen, denn ich gehöre einer andern Zeit an, als Du, Du hast ein Knecht, Dich bezagen zu lassen mit den leigen Keifen des Ritterthums und seiner Herrlichkeit, ich nicht, leb' wohl, mein tapferer Enguerrand, Gott schenke Dir einen ruhmvollen Tod!“

Der berühmte Graf stürzte laut weinend hinaus und eipe helle Thräne Rinne und im Auge Enguerrands, als der Hufschlag des Rosses verhallte, das seinen letzten, liebsten Freund davon trug. Dann stürzte er den Silberbecher, aus dem der Graf getrunken, mit dem Weine bis zum Rande und leerte ihn auf einen Zug, sowie man trinkt nach altem Brauch zum Gedächtniß der Verstorbenen und eine blühende Thräne sauf schwer in den Beder.

Auf und nieder in der Halle seiner Väter schritt Herr Enguerrand von Lamalque, sein Schritt war schwer, seine Gedanken aber noch schwerer, und drangh brach die Nacht herein und von den Bergen herau brulte der Herbststurm und tobt um die alten Mauern von Clemangis. Ein greiser Diener trat ein und sah seinen Herrn auf- und abschreiten in tiefem Sinnen, er störte ihn mit keinem Wort, aber er besetzte in dem eisernen Ring am Kamin Sims die brennende Fadel aus Weiranke und wohlriechendem Weibharz; mit rüthlichen und gelben Lichtern erfüllte die Darzafadel die düstere Halle, die Lichter schwebten hin und her an den grauen Wänden und schienen mit den Schatten zu kämpfen; der einame Ritter schritt rastlos auf und ab und die leisen, verlorenen Worte seines Selbstgesprächs mischten sich mit dem Klusfern der Fadel und dem Heulen des Sturmes. So vergingen Stunden, da öffnete sich die Thür der Halle abermals und der alte Diener rief: „Messire, da ist ein Bote unserer hohen Dame von Tarent und Patrimouille!“

Sogleich laßte Enguerrand sein ganzes Wesen zusammen, mit freundlichem Lächeln empfing er den Boten. Der neigte sich vor ihm und sprach: „Messire von Lamalque, unser Seneschall von Montorebell, die Dame, die uns gebietet, läßt Euch melden, daß sie heute eine Botschaft erhalten von der Dame Melusine, die schwer erkrankt liegt auf ihrem Schloße von Gerisy und daß sie Montorebell verlassen habe, um dort in Gerisy der franken und verlassenen Dame nach Pflicht zu dienen. Das ist meine Botschaft.“

Eine dunkle Röthe färbte das Antlitz Enguerrands und die Hände aufhebend rief er laut: „Ich danke Dir, mein Gott, Daß Du mein Gebet erhört hast, daß Du ihr diesen Schmerz erparen willst!“

Dem Boten befohl er, sich im Schloß zu ruhen bis zum Sonnen-Aufgang.

Aus einer sanderen Truhe von Citronenholz nahm der Ritter einige Schriften, noch einmal überloß er sie mit raschem Blick, dann segelte er mit rothem Wachs und seinem Ringe, in dessen Stein das Wapen von Lamalque und Clemangis, zwei goldene Sterne, jierlich ausgeschnitten, und darauf rief er seinem Diener.

Der Alte trat herein, es war ein Greis von nah' an hundert Jahren, von hehrem Wuchs und hoher, stolzer Stirn, im Alter noch ein recht schöner Sohn des alten schönen Landes der Provence. Wäh' war sein Haar, aber das Auge dunkelstehend, und die abgeehrte Hand, sie zitterte nimmer.

Wah' und die braunen Haare seudt, ein leises Beben in den sonst stählernen Gliedern, so stand der männliche Herr vor seinem alten Diener.

„Weißt Du, Denys Koveret, alter Vater —“ begann Herr Enguerrand.

Der Diener unterbrach den Herrn mit unheilvoll klingender Stimme und sprach:

Als der letzte Holz von Clemangis tritt,
Da nahm er den Stern von Ramalque mit,
Die Zeit ist um, Herr Enguerrand flieh!
Es brechen die Mauern von Clemangis.

„So ist's, Denys Koveret, alter Vater, aber ich fürchte nicht!“

Der Alte warf einen freudestrahelnden Blick auf den Ritter, dann sprach er wieder:

Den letzten Ramalque und sein weißgraues Kopf,
Den letzten Ramalque und sein altgraues Schloß,
Den letzten Ramalque und seinen Diener alt,
Die trennet aus Erden keine Gewalt;
Und brechen die Thürme des Schloßes im Brande,
Ist die erste Sippe erloschen im Lande.

Herr Enguerrand umarmte seinen Diener, gab ihm die gefesselten Briefe und sprach: „Das giebt dem Diener unserer edeln Dame, was weiter zu thun ist, weißt Du?“

„Ich weiß es, Westfere!“

Der Diener ging, Herr Enguerrand aber gürte er sich sein Schwert, die gewaltige, schneidige Waffe, ererbt in manchem ehrliehen Geschlecht und in die Stirn drückte er eine selbst geformte Mähne von weißem Sammet, um die rings herum am Rande ein goldener Reif lief, über dem sich wie eine Krone sieben goldene Kugeln und sieben goldene Lilienblätter zierlich gearbeitet erboben, und um die breiten Schultern schlang er den weiten weißen Seidenmantel mit goldenen Acanthusblättern gefüllt, das war die Staatskrone der Barone in Provence und Vauquede, in der sie auf ihren Herrentagen zu Cahors oder Marseille erschienen, die Abzeichen ihrer freiherrlichen Macht; und einen Act dieser alten Feudal-Gerechtigkeits war Herr Enguerrand, als Baron von Clemangis, Willens anzufahren. Er trat still und ernst an das Fenster seiner Halle, da schlug ihm rotbe Vobe entgegen aus dem Dunkel, auf der Plattform des westlichen Thurmes flammte ein riesiger Leuchtschiff auf und weit hinein in's Land leuchtete das Signalfener von Clemangis und auf dem Hauptthurm wurde die Schloßglocke geläutet in raschen, kurzen Pulsen.

Herr Enguerrand beugte sich aus dem Fenster, unter dem sich das Schloßgestände in einer dichten Gruppe zusammendrängte, mit lauter Stimme rief er hinaus: „Auf die Zinne mit der großen Fahne von Clemangis, zieht das Banner des Eneichalls von Montcorbeil ein und bringst mit mein Banner mit dem Stern von Ramalque!“

Vancelot, Enguerrands Leibdienter, brachte bald darauf die beiden Panieren; der Knappe war schon in voller Rüstung und tropig schaute sein grimmiges, narbiges Gesicht unter der Blechspitze hervor; er hatte mit Latrimoville auf Sandien geschoten.

Schweigend nahm und entstellte Herr Enguerrand das Banner seiner verehrten Herrin von Tarent, er lägte den weißen Rosenkranz mehrmals, dann wickelte er es fest zusammen und verließ damit die Halle. Er trat in sein Schlafgemach, taghell war der kleine Raum erleuchtet, durch das Signalfener auf dem westlichen Thurm. In der Ecke hinter der Thür war Herrn Enguerrands Vager, mitten im Gemach aber stand unter einem prächtig mit Röhrlin und Federbüscheln gezierten Himmel ein Paradebett mit seidenen Kissen, verblühen und verelast die Seide der Vorhänge, aber Alles wohl erhalten und auf der obersten Stufe der Treppe, die zu dem Himmelbett hinaufführte, da stand in Eisenholz kunstreich geschnitten eine Wiege. In dem Bett war des Ritters Mutter gestorben, die mächtige Baronein von Clemangis, die schöne milde Dame, und in der Wiege hatte er als Kind gelegen. Das Banner von Montcorbeil legte er quer über

seine Wiege, am Fußende des Bettes seiner Mutter aber kniete er nieder und betete. Vauter brannte der Sturm und die Funken fielen von dem Signalfener weit hinein in's Land und die Schläge der Glocke dröhnten und ringum von allen Seiten antwoleten die Glocken der Dörfer, die zu Clemangis gehörten.

Herr Enguerrand hatte geteilet, er erhob das behrante Angesicht, lägte das Veilach, auf dem seine Mutter gelegen und schritt mit stolzem Schritt hinaus. Den Schlüssel zu seinem Schloßgemach, zu diesem Heiligthum seiner Erinnerungen, den warf er stierend durchs Fenster in den Zwinger. In der Halle fand er den alten Diener Denys Koveret und hinter ihm die oberen Diener seines Hauses, alle gerüstet mit dem landesüblichen leinen Kettenpanzer, mit der leichten Blechspitze und dem kurzen breiten Schwert, eine Waffe, den Vantassen der Provence lieb und theuer von ihm; römischen und griechischen Vätern her. „Sind die Köpfe vorgeschützt und die guten Leute versammelt?“ fragte der Baron.

„Sie sind's, Westfere!“ antwortete Denys Koveret. Herr Enguerrand verließ, ohne sich umzuschauen, die alte Halle seiner Väter, die er nie wieder sehen sollte. Die Restigen folgten ihm.

Utica bestieg er sein edles, weißgraues Kopf und die Diener stiegen ebenfalls zu Pferde, die Augbrücke sonst stierend nieder und im Schritt ritten sie hinaus auf den freien Burgplatz, wo an tausend Männer im weiten Kreise den Geboten ihres Herrn harreten. Da waren die rauen Männer von den Bergen mit den kleinen, blühenden Ketten im Gürtel, zu Pferd und Fuß eine gefahrliehe Waffe, da waren die verwegenen Söhne der Provence, die auf dem Meere fahren, lange Messer an der Seite und die rotbe wellene Mähne auf dem schwarzen Knaushaar, da waren die Weinbauern mit ihren langen Speeren und die ansgejudete mit Feuerzweigen verlebene Schaar der Jäger der Baronein.

Da nun Herr Enguerrand langsam und stattlich hinkam über die Augbrücke und der Nachtwind weithin wehte mit seinem weißen Mantel und seine Freiherrnkronen im Strahle des Feuers bligte, da brach alles versammelte Volk in den hellen Ruf aus: „Gott segne Dich, Westfere, und erhalte Dich Deinen guten Leuten!“

Leicht grüßend tritt der Baron bis in die Mitte des Kreises, etwas hinter ihm zur Linken war Vancelot mit seinem Banner, etwas hinter ihm zur Rechten der greise Denys Koveret. „Ist Alles bereit?“ fragte er Denys Koveret, auf dessen bejandenes Zeichen aber erhob er sich im Sattel und rief mit lauter Stimme: „Nehmt meinen letzten Gruß, Ihr Alle, die Ihr zu Vehn geht bei dem Stern von Clemangis! wenn die Sonne aufgeht, so ist Alles Euer freies Eigenthum, was Ihr bisher zu Vehn truget von Clemangis und dahin hinset. Es ist das eine Schenkung, die ich Euch mache um Erblichkeit des edlen Hauses von Ramalque, das mit mir erloschen ist. Diese Schenkung mache ich Euch und Alle, die Ihr hier seid, sollt Zeugen sein, Jeder Allen. Alle Jedem, so wie's uralter Brauch ist diesem Lande; die Schenkung confirmire ich Euch, dessen seid Ihr Alle Zeugen, mit ein Stück hatte auf Jedem, der nicht zeugt aus dieser Versammlung, wo sein Zeugniß verlangt wird, ihm treffte mein Fluch, und nun lebt wohl, meine lieben Väter, und gedenkt an Enguerrand von Ramalque in guten, wie in schlimmen Tagen, denkt seiner, wenn die Blumen blühen und wenn die Traube reift, lebt wohl, Gott segne Euch und Eure Kinder bis in's tausendste Glied und lasse es ihnen wohl gehen in diesem Lande von dem Meer bis zu den Bergen. Leb wohl!“

Der Ritter stieß seinem Kopf die Sporen so gewaltig in die Weichen, daß es in hundertbaren Eizen den Berg hinabflog, der breiten Straße nach Marseille zu. Hastig folgten die Restigen ihrem Herrn. Wie betäubt blüht die Lehnleute ihrem Baron nach, sie haben seinen Mantel

stiegen im Haultanzel, seine Worte klangen in ihrem Ohr, sie begriffen's nicht und es dauerte lange, ehe denn Einer unter ihnen zu sprechen wagte. Doch kaum war ihr Lehnsherr ihren Augen erschunden, als ein anderes Schauspiel ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, es wurde plötzlich taghell und zehn, zwölf wirbelnde Flammen schossen zu gleicher Zeit und auf allen Seiten empor aus dem alten Schlosse Clemangis.

Da sank zuerst das große Sternendanner der berühmten Barone von dem Hauptthurm und verschwand in den Flammen, ein dumpfer Wehgeschrei brausete durch die Reihen der versammelten Ritter. Sie alle begriffen jetzt, was ihr Barren gethan und mit eintöniger Stimme wiederholten sie den uralten Refrain:

Die Zeit ist um, Herr Enguerrand steh!
Es brechen die Mauern von Clemangis!

Keiner rührte die Hand, immer furchtbarer gestaltete sich vor ihnen das Schauspiel des brechenden Schlosses, trabend stürzten die Thürme in sich zusammen und die hohen Hallen. Als die Sonne heraufkam und der Morgenwind die leichten Brandwolken vor sich htrieb, da standen die Erben des letzten Barons von Clemangis leise schlüpfend vor den Trümmern des mächtigen Feudalschlosses.

Und wie die guten Leute von Clemangis, die getrennt pflichtig waren und heute freie Herrn sind, dem Lauf der Flamme folgten, deren Licht wohl verbläute vor dem Sonnenstrahl, die aber gierig weiter fraß von Fenster zu Fenster lustig züngelnd, da trabte eine starke Schaar von Reitern herauf, die war gar wohl bewaffnet und gut beritten und an ihrer Spitze fand sich ein feiner, schwärzlich und gelblich ansehender Herr mit einem falschen freundlichen Blick in seinen kleinen Augen, der sich gegen die Morgenluft in einer großen Rebinagete schloß.

Der Herr war Franz Boyer von Argenson, des Königs Criminal-Vicentant beim Gabellet, der furchtbare Präsident der chambrös ardente, vor dessen grimmiger Strenge selbst das schöne Haupt einer Herzogin von Bouillon nicht sicher war; die Reiter aber waren eine Compagnie königlicher Marschälle, hieher nie gesehen in Provence. Eine Erfindung von Argenson und Desgrais, ein Elitecorps von Polizeitruppen, mit Hülfe dessen die Königs-Vicentants endlich eine Art von Sicherheit im Königreich herstellten.

Der furchtbare Criminal-Vicentant redete die Leute von Clemangis französisch an, Grund genug für die Provençalen, ihm nicht zu antworten und ihn halb spöttisch, halb spudig anzuharren, sie ahneten instinctiv in Herrn von Argenson einen Feind ihres Barons. Einzelne Marschallführer der Landesprache und Sitte kundig, zogen statt seiner die nöthigen Entschuldigungen ein. Herr Boyer von Argenson war gewaltig betroffen von den Nachrichten, die er erhielt, namentlich die von der an Simon von Montfort vollzogenen Todesstrafe, die er natürlich kurzweg Noth nannte und so nennen mußte, erschütterte ihn mächtig, doch nur einen Moment. Nach kurzem Nachdenken trabte der Criminal-Vicentant mit seiner Schaar wieder der großen Straße nach Marseille zu.

Sechstes Capitel.

Argenson und Pardailhan.

Wir finden die letzten beiden Damen, die den gezeichneten Namen der Lusignan getragen haben, vereinigt in alter Verzicktheit und inniger verbunden, als je, auf dem fester Schlosse von Geris, von dessen höchstem Thurm Frankreichs königliche Standarte weht mit den goldenen Lilien und dem Falkatter von Navarra. Der Marquis von Pardailhan liegt im Schloß mit den Weibern des Comenetales, im Namen des Obervermundes aller Edelleute im Lande, im Namen des Königs, die Dame Melusine schügend.

Im tiefenelassenen Fenster eines Thurmgemachs, dessen Scheiben jurelten in voller Farbenpracht der verlorren Kunst der Glasmalerei, sitzt Irene von Tarent, stolz und prächtig, wie ihr eigen, aber mild und freundlich, wie nur der sie kannte, den sie liebte; hell war ihr Auge und stolz ihr Blick, und doch hing eine große Thräne noch an ihrer Wimper, färslich war ihr Burpurgewand, aber ihr Arm umschloß zärtlich die schlanke Gestalt Melusines, deren rundes Köpfchen matt an ihrer Schulter ruhte. Schwarz war das Reich der jungfräulichen Wittwe, schlicht stoch in langen Flechten das tunkelblonde Haar nieder an der klaffen Wangen, ein tiefer, lummervoller Schmerzenszug lag um den feinen Mund, tief eingesunken leuchteten die süßen blauen Augen und schienen größer noch als früher, und auf der sonst so jugendbeiteren Stirn war eine trübe Wolke, der hohen Jungfrau ganzes Wesen war wie ein Frühlingsfeld im Regenaleier.

Aufmerksam lauschte die färsliche Irene den Bekentnissen der schönen Melusine, das waren die Bekentnisse einer stolzen Seele.

„Was, Du liebst diesen Simon Montfort doch, mein süßes Herz?“

„Ja, ich liebe ihn noch, Tante,“ entgegnete Melusine und ihre Stimme ästerte, „ich kann nicht lassen, ihn zu lieben, ja schmerzlich ist's, daß ich den verachten soll, der mich in seine Arme schloß, der meine Lippen küßte mit dem Brautkuss, um den ich Alles hingab, was mir werth und theuer war, bevor mein Auge ihn gesehen, dem ich selbst Deine Liebe opferte, Du liebe, schöne Tante, o! Du bist ja meine Lusignan, Du weißt ja, wie die Frauen unseres Stammes lieben seit jener Zeit im blanken Weiber, von der ich meinen Namen nicht allein, von der ich auch das Veredlungsüdel erble. Ach, meine schöne Tante, versteh' mich doch, denn Du allein, Du kannst ja meinen Schmerz ermessen, sieh', wenn in unsern Herzen die Liebe erlischt, dann beginnt der Haß, den Simon Montfort aber, wer kann den haßen? Mein Gott, mein Gott, wie schwer liegt Deine Hand auf mir, ich kann den Mann, den ich geliebt, ich kann ihn nicht mal haßen, nicht einmal haßen, allbarberziger Gott! von dem Moment an, wo ich ihn nicht mehr liebe, muß ich ihn ja verachten, verachten, Tante, verachten, einen Mann, der meinen Mund geküßt mit seinem Mund, der meine Hand gedrückt mit seiner Hand, die Lippen einer Lusignan entweicht durch einen Mann, den sie verachtet!“

Ein lindrender Strom von Thränen floß über das liebe abgebarnte Antlitz der schönen Melusine.

Die Fürstin von Tarent weinte nicht, aber sie trocknete mit sanfter Hand die Thränen ihrer Nichte und sprach dann beinahe schein und leise flüsternd: „Und wenn Du den Montfort nicht haßen kannst, so kannst Du ihn vergessen!“

„Vergessen, schöne Tante? wird er nicht kommen und seine Rechte geltend machen, wird er nicht fordern, die Seine zu werten am Altar?“

„Er wird es nicht!“ antwortete die stolze Wittwe laut und sah ihrer Nichte fest in's Angesicht. Diese erhob sich matt und langsam und ästertend vor Irene's stehend, wiederholte sie: „Er wird es nicht?“

Irene saßte Melusines Hand, zog sie an sich und sprach leise: „Er ist tot!“

Da floß wie ein Stroß von Freude über das blasse Gesicht der jungen Dulderin, ihre Augen leuchteten, stolz wie ehedem, wie zum Dank erhob sie ihre Hände und ihre Lippen flüsteren: „Gott's!“

Aber der freudige Strahl erlosch in dem blassen Angesicht der edlen Jungfrau, Thränen fruchteten aufs Reich die Augen, die schon zum Dank erhobenen Hände sanken nieder und ihre Lippen flüsteren: „Laßt mich, erble Tante, ich will für seine Seele beten!“

Langsam schwankte das hohe, schwergeprüfte Kind hinaus. Die färsliche Wittwe sah ihr sinnend nach und sprach:

Simon Montfort, arger Bube,
Still, wie des Samms Hauch,
Dah' gelinht so viele Blumen
Und die schönste Blüthe auch!

Als sie diesen Vers ihres Ritters von Lamalque gesprochen, verließ sie das Zehrmagach durch eine andere Thür. Aber als die Fürstin in die Halle trat, da flirrte es schon die Stiege herauf und athemlos schrie warf sich der Diener zu ihren Füßen, den sie vor zweien Tagen abgefunden an Herrn Enguerrand, ihren Ritter.

„Unlere Dame,“ rief der Diener, „wie die rothe Fahne wehete der Brand über Sables Clemanzias, als ich's verließ und unsrer Seneschall von Montcorbeil hat seine ganze Baronie verschenkt an die guten Leute von Clemanzias und ich stand selbst dabei, als er's that, und dann ist er mit Denis Neweret, dem Alten, Raoul dem Narbigen und noch zehn oder zwölven von den alten Waffentanten auf Marseille geritten, sie sahen, er söge in den Krieg gegen den König von Frankreich!“

Es bligte eine Ahnung auf in Irezens Seele, so wie sie verstand es Niemand, in Herrn Enguerrands Herz zu lesen, gleichgültig hielt sie die Briefe in der Hand, die ihr der Diener reichte, sie bedruckte ihrer kaum, sie wußte, was geschrieben, wenn auch vielleicht nicht in seinem ganzen Umfang.

Die Dame von Tarent zog sich zurück in ihr Closet, gefaßt setzte sie sich nieder und ihre Hand zitterte nicht, als sie das Siegel löste. Das Paquet enthielt zwei Schriftstücke, das erste lautete:

„Hohe Dame, meine gnädige Cousine von Tarent, lebt wohl! Ihr werdet mein gedanken, bis der Tod sanft, mit dem Finger eines Freundes an Eure Thür klopf, ich bin des gewiß. Sprecht ein Gebet für Eures treuesten Dieners Seele, der Eurer täglich, stündlich hat gedacht, so wie man an das Höchste, Schönste denkt mit glühender Verehrung; sprecht ein Gebet für Eures Jugendfreundes Seele, denn in dem Augenbilde, da Ihr die Worte lest, ist er gefallen schon im offenen Kampfe auf seines Vaterlandes freiem Boden und ist es möglich, so umschwebt sein Geist Euch schützend. So schrieb's, den Tag, der kommen muß, erwartend, der letzte Stroh vom Haus der Clemanzias, Enguerrand von Lamalque, Ritter und Troubadour.“

Irene von Tarent weinte laut um ihren Freund und doch hatte sie eine solche Lösung wohl erwartet, klug und sein berechnet hatte sie gleich nach dem Ueberfall von Tarbes erkannt, wohin ihren Freund sein gewaltthätig Werk führen müsse, aber sie war zu stolz, den Weg zu verlassen, den sie betreten, zu stolz, den Troubadour zurückzuhalten, obwohl sie vielleicht das einzige Wesen auf Erden war, das sich der Herrschaft rühmen konnte über den trotzig starren und hochsitzen den Geist Enguerrands. Von Jugend auf war eine Art von Weisheit gewesen zwischen diesen beiden stolzen Seelen und jetzt waren sie dem Abgrunde zugeschnitten, mit offenen Augen, des Unterganges bewußt und doch mit lächelndem Angesicht, als gingen sie zu einem Feste.

Irene weinte laut um Enguerrand, doch ihre Thräne verfliegte und gefaßt las sie das zweite Schreiben. Es lautete:

„Hohe Dame, meine gnädige Cousine von Luffignan, der dieses schreibt, er hat Euch weh' gethan, weh' bis in's tiefste Herz hinein und auch darum kann er nicht mehr leben; holde Melusine, erinnert Euch des Betters Enguerrand, der Euch geliebt seit Eurer Kindheit stillen Tagen, der Euch auf seinen Armen trug, der Euch seine Pieder sang, des' Troz vor einem Blick aus Euren blauen Kriemraugen schwand. Die Luffignan sind klug und Ihr, schönste Melusine, Ihr habt es wohl bemerkt, daß Enguerrand Euch liebte, seit aus dem Rinde Ihr zur Jungfrau wurdet. Ja, Melusine, ich hab' Euch geliebt, heiß wie man liebt in unserm alten Lande, geliebt, weil ich

Euch kannte, denn wer Euch kennt, der muß Euch lieben. Ich träumte einen Traum in meiner Jugend, in diesem Traume nannte ich mein die hebe Dame, die jetzt die Fürstin von Tarent. Der Traum zerrann, doch meine Liebe für Irene von Tarent, sie war geliebt; ich träumte einen Traum, da ich ein Mann ward, ich nannte Euch nicht mein in diesem Traum, doch mein! ich, daß ich Bruderpflichten allein dürfe, denn nicht Vater und nicht Bruder standen Euch zur Seite. Nur lässe Pflichten, Rechte nicht, begehrte meine Liebe. Da kam der Tag, an welchem Simon Montfort, meiner lieben, lieben Schwester Blanca Ehrenschänder, Euch zum Altar führen wollte, so schwer ward keinem Bruder je ein Schicksal, als mir. Oh! Melusine! ich wußt' es ja, wie weh' es Euch that, daß ich den Montfort von dem Hof riß, ich that Euch weh' und liebte Euch doch so sehr! Klagt und trauert nicht, geliebte Herrin, gedenket meiner ohne Born, das Herz, das einst so laut für Euch geschlagen, es ist still, die Hand, die Euch das Schwert, ist falt. Verzeiht mir, denn ich starb auch mit für Euch. Nehmt hin den Segen eines Dichters, er bringt Euch Glück, gebt Euch liebe Hand in diesem schönen Lande an einen guten Edelmann, und durst' ich Euch auch glücklich nicht mit meinen Augen sehen, so sterb' ich selig doch auf meinen festen Glauben, daß Ihr glücklich werdet. Leb' wohl, Du holdes Böhmenkind, Du heller Schönheitsstern in diesem Lande, der Lebenstraum zerrann und mit sich in's Grab nimmt Enguerrand sein Schwert und seine Liebe.“

Die Fürstin sprach auch diesen Brief gelesen und mit nassen Augen sprach sie: „Habre wohl, Du stolze Seele, fahre wohl, Du letzter Troubadour und letzter Ritter der Provence!“ — Da schmettete unten eine einzelne Treppe und lautes Getöse erfüllte das stille Schloß, aber die Fürstin, ihres Freundes gedenkend, hatte nicht Acht, sondern begab sich in das Gemach Melusines, ihr Herr Enguerrand legten Gruß zu bringen.

Im Schloßhof drunten aber stand der junge Barbaillon, der schönste Mann in der Provence, der hieher's auch zugleich, des stolzen Herzogs von Vienne ältester Sohn und Erbe, ein wackerer Degen und ein guter Trinker, der drehte seinen reichen braunen Bart gar nachdenklich und sprach zu dem Herrn, der ihm gegenüber stand: „Mein guter Herr von Argenson, ich habe allen Respekt vor Euch und Eurem Galgen und weiß auch, daß der Kopf eines Barbaillon nicht schwerer wiegt in Eurer Hand, als der einer Herzogin von Venissen, aber seht, mein guter Herr, ich liege hier mit achtzig Reitern zum Schutze der schönen Melusine, Euch stehen alle Truppen zur Verfügung, doch gewiß nicht die, welche der König zum Schutze einer Dame aufgestellt, auch weiß ich nicht, ob mein Chef, der Comenetable, der dieses Regiment geworden, es billigen würde, gäh' ich Euch diese Truppen!“

„Herr Marquis, Ihr verzweigt also den Gehorjam den lotrosos patentes des Chatelet, Ihr treget der Autorität, mit der der Criminal-Vicentaut des Königs ausgestattet —“

„Halt, mein guter Herr von Argenson, ich troge nicht, ich weigere nicht Gehorjam, ich mag nur die Verantwortung nicht tragen, dieses Schloß schupfes zu lassen.“ Franz Boyer von Argenson richtete seinen durchbohrenden Inquisitionsblick auf das offene, edle Angesicht des Jünglings, dann sprach er eifrig spottend: „Mein Herr Marquis, ich will's Euch sagen, was Euch abbält, diese Reiter zu meinem Dienste herzugeben. Ihr fürchtet nichts für jene kleine Märrin von Luffignan —“

„Herr,“ schrie Barbaillon, „sein Wort von Euch in diesem Tone mehr aber eine Dame in meiner Gegenwart.“

Argenson lächelte, es war, als sände er Gestalten an der ritterlichen Wallung des schönen Marquis, wir schämen ja zuweilen das am höchsten, was uns ganz und gar verlag, dann fuhr er fort: „Mein Herr Marquis, die Barbaillon sind Provençalen und der Meüret Enguerrand

von Kamalque, den ich versolge, ist auch ein Provençale, ich weiß, Ihr nennt ihn einen Troubadour, sein Wert galt doch in diesem Lande, Herr, ich verdamme Euch nicht darum, aber die Pflicht voran, die Pflicht vor Allen."

Argenson schweig, Parbailien vorlegen, der kluge Criminal-Vicentant hatte es bald bemerkt, daß der schöne Edelmann leichter durch freundliche Worte als durch Befehle zu gewinnen sei, darum sprach er weiter: "Mein Herr Marquis, es ist ein traurig ernstes Amt, das ich bekleide, ich bin ein so guter Edelmann als Ihr und als Eure Väter auf ihren besseren Schloßern sagen dort am blauen Meer, da lassen meine auf den hohen Bergen in den Bergen in der Freigrafschaft Burgund, glaubt Ihr, daß ich Vergnügen daran fände, solch edles Wild zu beuten, wie den Ritter von Kamalque? Nein, doch die Pflicht voran, ich bin des Königs Criminal-Vicentant und nicht den Edelmann darf ich verfolgen, den überwiegenen Mörder suche ich und Ihr, Officier des Königs, weigert Euch nicht länger, meinem Befehl zu gehorchen!"

Der Marquis durfte sich nicht länger weigern, er winkte einem Officier und sprach ernst: "Herr Criminal-Vicentant, thut, was Ihr verantworten könnt, aber wenn Ihr den berühmten Edelmann gefangen, den Ihr Mörder nennt, so wollel Euch erinnern, daß er ein Edelmann ist und daß sein Verbrechen vor kurzer Zeit noch rechtsbefähiger Brauch in diesem Lande war!"

Da sagte Boher d'Argenson die Hand des schönen Edelmanns und küßte: "Er kann mir nicht entgehen, Herr Marquis, sagt der Dame Melusine, sie solle für ihn bitten bei des Königs Majestät, sein Leben ist verwirrt, der König kann ihn retten, die Montforts sind's, die ihn verfolgen in der Dame Melusine Namen!"

Zum erstenmale küßte Parbailien den Criminal-Vicentant freundlich an und während dieser mit den leichten Reitern vom Regiment des Comnetables auszog, trat Henry Maria Parbailien, Marquis von Parbailien und Tritoudeau, in das Borzimmer Melusines und bat dringendogleich um die Ehre einer Unterredung.

Der schöne Henriot, so hieß der Edelmann in seinem Lande, trat ein und eine seine Röhre slog über sein edles Angesicht, am rascheren Schlage seines Herzens fühlte er, wie schön die schöne Melusine — er strafte die letzten Worte Enguerrands, er strafte sie Pagen, er kannte Melusinen noch nicht und liebte sie doch schon. Der schöne Henriot war einer von des Königs grauen Mousquetiers, brees de corbin genannt, die goldstarrende Tracht, sie fand dem Jüngling wohl und sich neigend vor den Damen und den Sessel einnehmend, auf den die Fürstin von Tarent gekauet, begann er: "Edele Damen, ich komme, Euch eine trübe Kunde zu bringen, laßt mich in schlichten Worten meine Bekümmert sagen. Eine halbe Stunde etwa ist verfloßen, da ritt Herr Boher d'Argenson hier ein, des Königs Criminal-Vicentant vom Chatelet und meldete mir, er sei angezogen von Marseille mit einer Compagnie von des Königs neuer Waredausse und einem offenen Hastbefehl wider die Person Eures berühmten Veters, uneres geehrten Troubadours, Enguerrand von Kamalque. Herr Enguerrand habe seines Vaters Schloß Clemangis in Brand gestekt und dasselbe verlassen, darauf habe er seine Compagnie getheilt, den stückigen Mörder zu verfolgen, denn des Wortes an Simon Montfort ist er beflagt, da sei er halben Weges nach Marseille auf Herrn Enguerrand gefloßen, der mit etwa zehn Reitzigen nicht vor ihm gestochen, sondern ihm offenen Kampf angeboten. Es sei zum Gefecht gekommen, Herr Enguerrand habe wie ein Held gestritten und sei endlich, mit Wunden bedeckt, vom Hof gesunken, in dem Moment aber, da sich die Ketter der Marchausse seiner Person hätten bemächtigen wollen, hätte ein alter, wackerer Kriegsknecht —

"Das ist Raoul!" rief die Fürstin lebhaft, der Marquis verbeugte sich und fuhr fort:

— seinen wunden Herrn vor sich auf's Pferd ge-

nommen und sei mit ihm davon gesprengt. Boher d'Argenson hat die Spur der Flüchtlinge verfolgt, hierher kam er und requirirte die Hälfte meiner Reiter. Leider durfte ich sie ihm nicht verweigern, er ist ganz sicher, die Flüchtlinge zu fangen und darum bitte ich Euch, hohe Dame," der Marquis beugte das Knie vor Melusinen, "laßt den Stolz der Provence nicht enden auf dem Blutgerüst, er ist Euer Vetter, schöne Dame, und hätte er Euch noch schwerer beleidigt, geht nach Paris, ich geleite Euch, und erbittet Euch sein Leben von unserm Könige. Vort Euch erweichen, holde Melusine, in mir findet die ganze Provence vor Euch, das Languebec dazu, das ganze schöne Land, darin man Nieder singt vom letzten Troubadour!"

In hoher Röhre strahlte Melusines Antlitz, sie hob den Marquis küß auf und rief: "Es bedarf dessen nicht, nein, edler Enguerrand, Dein Haupt sei nicht dem Henker verfallen, mein Herr Marquis, nach Paris, nach Versailles zum König, doch wo ist meine Tante von Tarent?"

Die Fürstin von Tarent hatte während der Unterredung indemerkt das Gemach verlassen; als der Marquis sie aufzusuchen ging, sah er sie schon zu Pferde, von den Dienern begleitet, das Schloß verlassen.

"Sie eilt nach Paris, sie kommt uns zuver, Herr Marquis, rief Melusine, eilt, laßt uns sofort aufbrechen, Ihr wißt nicht, wie sehr der arme Enguerrand uns geliebt hat, mich und meine schöne Tante, er war ihr Jugendgespiel, und wer weiß, ob die stolze Tante nicht glücklicher gewesen wäre auf Schloß Clemangis, als sie ist jetzt als Herrin all' der Schloßer Vatrimeville's!"

Eine halbe Stunde später ritt die Dame Melusine mit ihren Dienerrinnen, geleitet von dem schönen Parbailien und seinen Knechten, in scharfem Trabe nach dem Innern Frankreichs zu, Irene aber sanden sie nicht auf ihrem Wege, so scharf sie auch ritten.

Siebentes Capitel.

Ein Ende mit Schrecken.

In der Nacht, die auf den Tag folgte, an welchem beide Damen von Lussignan das Schloß Gerisy verlassen hatten, herrschte ein seltsames Feuer in diesem ganzen Theile der Provence, Signalfener leuchteten auf Berggipfeln und Thürmen, die Sturmglöken wurden gezogen, Boten zu Fuß und zu Ross kreuzten sich allwärts, die ganze Provence, vom Meer bis zu den Bergen, erhob sich für ihren letzten Troubadour, den Ritter von Kamalque.

Das war aber so. Irene von Tarent war mit nichten nach Paris oder Versailles gegangen, des Königs Knie zu umfassen und von seiner Gnade ihres Ritters Leben zu erlösen; sie hatte gemeint, als sie sah, ihr Ritter sei eines ehrliehen Schlachtentodes gestorben, aber, als sie vernahm, daß man ihn hege, wie ein sichtlich Wild, um ihn auf's Schaffot zu liefern, da warf sie Glück und Leben hinter sich und setzte sich selbst und ihr Alles daran, ihn zu retten, oder mit ihm unterzugehen.

In fünf Stunden war sie nach ihrem Schlosse Baupalaure am Trine geritten, von dort hatte sie Boten an alle Cellente und alle Gemeinden gesandt und in der Nacht unter dem Heulen der Sturmglöken versammelte sich stierend die zahlreiche Vasallenschaft der weiten Herrschaften Treuens in der alten Halle zu Baupalaure. Klüßlich verbeßelte sie den Provençalen, daß es der Criminal-Vicentant sei, der ihren Freund verfolgte, sie stadelte die stolzen Herzen mit stolzen Worten auf zum Haß gegen die behagten Franzosen und es gelang ihr trefflich.

Franz Boher d'Argenson sah sich mit seinen Marchausseerreitern plötzlich mitten in einem insurgirten Lande, er geriet an Leute, die nichts wußten vom Schotel in Paris und seiner Macht, die von dem Könige nur dunkle Sagen kannten und blinlingsdem dem Wort ihrer Cellente folgten. Schäumend vor Zorn mußte der grimme Verfolger ablassen von seiner Beute, nur den Reitern vom

Regimente des Connetables gelang es, ihn selbst sicher nach Vignorel zu bringen.

Hätte jetzt der wunde Enguerrand in ein Schloß der Fürstin gebracht und zur See nach Italien geführt werden können, so wäre er vermuthlich gerettet worden, aber Raoul, der Karbige, der Verhältnisse unfundig, führte seinen armen Herrn über die Grenze von Provence in die Dauphiné. Herr Enguerrand von Lamalze fiel in die Hände seiner schlimmsten Feinde, der Herren vom Parlamente zu Grenoble. —

Wir werfen einen Blick über die gräßliche Art und Weise, in der der letzte Troubadour der Provence zu Grenoble hingerichtet wurde; der wilde Grell und der tödtliche Familienhaß der Montfort und Chamblais saß zu Gericht über ihn in der Robe der Gerechtigkeit.

Die Fürstin von Tarent führte in Person einige Hundert ihrer bewaffneten Lehnsleute gegen Grenoble, ihr Freund war schon grausam und barbarisch hingerichtet worden, als sie ihn noch zu treffen hoffte. Graf Marlin, später ein gezierter Feldherr, verdiente sich seine ersten Sporen in dem kurzen Feldzuge, den sein Regiment gegen

die Schaar der Fürstin von Tarent innerhalb dreier Tage begann und beendete. In der Weichmüthigkeit sächtete Irene von Tarent, geächtet und in contumaciam zum Tode verurtheilt, auf einer waldreichen Barocca nach Corsica. Sie soll dort bald nachher in einem Kloster gestorben sein; gewiß ist's nicht, jedoch wahrscheinlich.

Unsere Erzählung ist aus, aber der Segen des unglücklichen Enguerrand von Lamalze ruhte auf der schönen Melusine. Zwei Jahre später ward sie die Gemahlin des Marquis von Pardailan und Herzogin von Bienna; durch sie kamen die Hüter der Lusignan und ihre Ansprüche auf die Königskronen von Jerusalem und Cypern an das herzogliche Haus Bienna. Melusine starb nach einem heiteren Leben, hochbetagt, von Kindern und Kindeskindern umgeben. In der Provence aber singen und sagen sie noch heut von dem Meer bis zu den Bergen von Enguerrand, dem letzten Troubadour.

Von den Eltern allen
Bleibt der Ruhm das höchste Noth;
Ist der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

E n d e .

Kleine Roman-Zeitung.

Nièrgebräuche am Comersee. Am Gründonnerstag, erzählt Professor Schellenberg in seinen italienischen Skizzen, pflegt in Como sowohl wie in Menaggio ein wunderthätiges Christusbild ausgeführt und in feierlicher Procession umhergetragen zu werden. In diesem feste wallfähren zahllose Schaaeren, besonders nach Como, wo es mit dem größten Pomp bezangen wird. Schon am Tage vorher war der See mit großen Barken bedeckt, die aus den oberen Gegenden kommend ein schwimmendes Bivona bildeten. Ganze Haushaltungen waren aufgepackt; Kinder und Säuglinge baumelten in den Dreckenreihen, Mütter und Jünger begleiteten den Zug als Proviantlieferanten. Es wurde gefocht und gegessen, geplaudert, gelacht und genossen, und gesungen wurde prächtig, die Chöre der Mädchen schallten von weitem über die Wasserräde, wie ein volles Orchester von Blasinstrumenten. Zuweilen legten die Barken am Ufer an und empfingen Zugang von Bekannten. Als es dunkel wurde, sah man nur viele Lichter auf dem schwarzen Bunde schwimmen, aber man hörte den dumpfen, gleichzeitigen Stoß der Ruder und die äöhnenden, auf- und abwechselnden Rieder. Wir zogen es vor, weil uns vor dem Volksgewühl bange war, der Feier in Menaggio beizuwohnen. Das Wetter war stilllich, der See kaum leise bewegt. Den singenden Booten, die an uns vorüberführten, wurde aus unserer Barke geantwortet und unser junger Barcajuolo Balbassare begleitete den Wettsang mit seiner wohlklingenden Stimme und dem Takte der Ruderschläge. In Menaggio fanden wir die Straßen schon angefüllt von einer hin- und hergehenden Menschenmenge; viele Häuser waren mit wehenden Fahnen und Teppichen geschmückt. In der Kirche war das Bild (il simulacro miracoloso del Crocofisso) auf einem hölzernen Gerüste angestellt unter einem Baldachin in strahlender Beleuchtung. Die Anbachtigen, meist in Holzpantoffeln, klapperten von der einen Seite hinauf, von der andern, nachdem sie die Reliquie geküßt hatten, wieder herunter. Auch kleine Kinder, selbst Säuglinge wurden zum Küffen emporgehoben. Unterdessen kamen allmählig die verschiedenen Gemeinden aus der Umgegend, welche an der Procession Antheil nahmen, angezogen. Dobe goldene Kreuze wurden vorausgetragen. Die Männer, barhäuptig in weißen Calaren, mit rothen, blauen, grünen oder

schwarzen Kapuzen oder Schürzen, den Abzeichen der einzelnen Bvvereschalten, folgten paarweise und unter den wettergebänderten Gesichtern sah man Köpfe von wahrhaft klaffendem Schnitt; hinter ihnen gingen die Frauen und Mädchen in weißen oder schwarzen wallenden Schleiern. Den Zug schloffen die Priester im Ornat. Das Mischere singend, abwechselnd Männer und Frauen, aber immer wohl oder dreistimmig, stiegen sie von den Bergen herunter, verschwanden bald hinter den Felsen, bald kamen sie in engen, steilen Gassen wieder zum Vorschein, bis sie endlich in der Stadt und vor der Kirche anlangten. Es waren elf Gemeinden, welche sich von verschiedenen Seiten her versammelten, und es sah hatten wir jenes malerische Schauspiel. Gegen sechs Uhr setzte sich die Procession von der Kirche aus in Bewegung. Wir hatten, gerade der Kirche gegenüber, vor einem Bädercladen Platz genommen, allein über die dicht gedrängten Köpfe hinweg konnten wir, soviel wir auch auf den Fußspitzen trippelten, nur wenig ersähen. Wahrscheinlich hatte dies der Bäder, der uns Abirgens nicht anginz, bemerkt, denn er kam heraus und eruchte uns, auf dem Balcon seines Hauses es uns bequem zu machen. Die drei Anwesenden traten sogleich zurück und überließen uns die besten Plätze. Der Anblick aus der Höhe war aberschaudend, der Einrud höchst feierlich und ergreifend. Der Zug aus wohl laufend Personen bestehend, bewegte sich langsam eine schmale, auf beiden Seiten von der bunten Menge der Zuschauer eingerahmte steile Straße auswärts, abtheilungsweise nach den einzelnen Gemeinden. Alle trugen jetzt große, brennende Wachskerzen in den Händen, die Gefänge wechselten wieder zwischen den Männern und Frauen und flossen, eben so wie die bunten Farben der Gewänder harmonisch in einander. Während die Vorderreihen mit ihren Fahnen und goldstimmerenten Kreuzen hoch oben hinter den Häusern abbogen, schritten noch immer neue Züge aus der hellereuchteten Kirche über die Treppentufen hinab. Zwischen den Erwachsenen wurden die Engel geführt, hübsche, kleine Mädchen mit großen Füßlingen und wallendem Haare, ausgestattet mit einem Diadem von allerhand buntem Filzler und in kurzen, weißen, mit Blumen umflochtenen Röschgen. Zuletzt kam eine unformierte Musikbände, einen langjamten Marsch blasend, und hinter

verleihen wurde unter einem Baldachin von Priestern das Wunderbild getragen, vor welchem die ganze Menschenmenge auf den Straßen, in den Häusern und auf den Balkonen auf die Knie fiel. Sehr befriedigt und erbaunt traten wir in der Abendmüherung den Rückweg zu Fuß an. Die Straße läuft, wie ich früher beobachtet, eine Strecke hoch über dem See am Felsenrand zwischen Leikäumen hin, dann senkt sie sich bis zum Wasser und zieht sich weich und glatt am Strande fort. Eben liegt der Vollmond über den Bergen auf; violet leuchteten von drüben die schneegekrönten Felsenmassen und färbten unter ihrem Schatzen auch das Wasser. Der Abstieg See glänzte im Mondlicht wie geschmolzenes Silber und wiegte die bester, reine Schelle leise jitzend hin und her. Hinter uns lag glänzend erleuchtet das festliche Städtchen; an den Ufern gegenüber flackerten von Zeit zu Zeit rotbe Feuer auf und wir hörten mit Entzücken in der Ferne die alten, wohlbekannten Melodien aus den Barken durch die Bille, linke Luft ziehen. Die katholischen Chörgründe sind in dieser Gegend mannigfaltig und bisweilen festlich. In Bellaggio z. B. wird Mittwoch vor Ostern ein großer Umzug in der Nacht gehalten, bei welchem Männer und Knaben verkleidet, in Masken und gewaltigen Schnurrbärten und mit Stöden bemaltes unter Anführung eines gewappneten Ritters zu Pferd erscheinen. In der Kirche werden die Räder angezündet und Stühle und Bänke unter ständlichem Geschrei mit den Stöcken geschlagen. Man nennt diese ergötliche Ceremonie das Indereprägen.

Klöster in Gallzien. Polnische Klöster zufolge gibt es in Gallzien, dem ehemals zu Polen gehörigen Theile Oesterreichs, heute noch 84 Mönchs- und 22 Nonnenklöster, von denen jene zusammen 690, diese dagegen 423 Personen umfassen. Von dieser Gesamtzahl kommen aus den früheren Preussisch-Kaualen allein in 15 Mönchsklöstern 167, und in 12 Nonnenklöstern 252 Mönche. Der Erben der Bernhardenin ist der kürzlich, denn er zählt 15 Klöster mit 128 Bewohnern, doch ist auch derjenige der Reinken genaug vertreten, denn zu demselben gehören in 5 Klöstern 119 Mönche. — Wenn man Gallzien das „Polnische Rom“ genannt hat und noch nennt, so verdient es, nach dem oben Erwähnten, diesen Namen nicht mit Unrecht.

Zur Rückkehr Napoleon's I. von Elba. In seinem Anzuge über den Wiener Congreß hatte Bernhagen die Ansicht ausgeprochen: nach Napoleon's Rückkehr von Elba habe sich Genuß für eine friedliche Ausöhnung mit ihm erklärt. Aus einem Schriftstücke in Bernhagen's jetzt veröffentlichten Nachlasse ergibt sich, wie dies gar nicht möglich gewesen ist.

„Die erste Kunde der Entsetzung Napoleon's von Elba habe ich,“ erklärt Metternich, „und zwar auf die folgende Weise erhalten. Eine Conferenz zwischen den Bevollmächtigten der fünf Mächte hatte sich in meinem Cabinet in der Nacht vom 6. auf den 7. März bis nach 3 Uhr früh erstreckt. Da die Cabinetstische zu Wien verlegt waren, so hatte ich meinem Kammerdiener den Befehl ertheilt, mich, wenn Cuiviere spät Nachts ankäme, nicht im Schilde zu führen. Diefem Befehle ungeachtet brachte mir derselbe gegen 6 Uhr früh eine mittelst Chastete eingelangte „dingen“ bezichnete Depesche. Als ich auf dem Couvert die Worte: „Von I. I. Generalsconsulate zu Genua“ las, und kaum zwei Stunden zu Bett war, legte ich die Depesche unwirsch auf den nebenstehenden Nachttisch und überließ mich wieder der Ruhe. Einmal geküßt, wollte derselbe jedoch mir nicht recht zu Ohren treten. Gegen 7 1/2 Uhr entschlief ich mich, die Schrift zu zerbrechen. Sie enthielt in sechs Zeilen die Anzeige: „Der englische Commissair Campbell sei zu eben in dem Hafen erschienen, um sich zu erkundigen, ob sich Napoleon zu Genua nicht habe erkliden lassen, denn von Elba sei er verschwunden, worauf in Folge der vereinbarten Autwort die englische Fregatte angekündigt welcher in See gestochen sei!“ In wenigen Minuten war

ich angekleidet und vor 8 Uhr bereits bei dem Kaiser. Derselbe las den Bericht, und sprach ruhig und gefaßt, wie er dies in allen großen Gelegenheiten war, die folgenden Worte zu mir: „Napoleon scheint den Abenteuer spielen zu wollen; dies ist keine Sache. Die unsterbliche die Ruhe, welche er Jahre lang führte, der Welt zu sichern. Oben Sie ohne Bezug zu dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen und sagen Sie ihnen, daß ich bereit bin, meiner Armee alskald den Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverstanden sein werden.“

„Am 8 1/2 Uhr war ich beim Kaiser Alexander, welcher mich mit denselben Worten beschied, wie der Kaiser Franz. Am 8 1/2 Uhr erhielt ich dieselbe Erklärung aus dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm. Am 9 Uhr war ich zu Hause, wohin ich bereits den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg entboten hatte. Um 10 Uhr stellten sich auf meine Anforderung die Minister der vier Mächte bei mir ein. Um diese Stunde waren bereits Adjutanten in allen Richtungen unterwegs, um den stützenden Armeekorpsbefehlen den Befehl des Kaisers nach zu überbringen. Sie sehen, daß der Krieg in weniger als einer Stunde beschloffen war.“

Die Briefe der Königin Marie Antoinette. Durch die Veröffentlichung der Briefe, welche die Tochter Maria Theresia's nach ihrer Vermählung mit dem Dauphin von Frankreich bis zur Zeit ihrer strengen Enterung an Mutter und Geschwister geschrieben, hat Graf Paul Bogi von Hanoßlein — dessen stützich erschienenen dritte Ausgabe nunmehr Briefe mehr enthält, als die beiden früheren, nämlich 151 — der künftigen Mächtigsten ein wichtiges Denkmahl gesetzt. An ihr ist der Homer'sche Ausspruch, „daß es etwas Schönes um das Herrschen sei,“ wahrlich nicht zur Wahrheit geworden, denn mit ihrem Eintritt in das fremde Land war die junge Fürstin von Mißgunst und Intrigen umgeben, und selbst nach ihrem Tode noch den gemeinsten Verleumdungen preisgegeben. „Der Menschheit ganzer Jammer saßt uns an,“ vergleichen wir die Briefe der unschuldig Ermordeten mit ihrem Schicksal. „Schick mir meine Diamanten nicht zurück,“ schreibt sie ihrer Schwägerin Marie Christine im September 1791, nachdem der bekannte Mordversuch der künftigen Familie in Varennes vereitelt worden war, „was soll ich damit machen? Ich schäme mich nicht mehr. Mein Leben ist ein völlig anderes geworden. Ich habe Tag und Nacht; ich veräunere mich zusehends, meine schönsten Tage sind verflor, und wären nicht meine Kinder, so wünschte ich ruhig im Grabe zu schlafen. Sie werden mich nicht lieben, meine theure Christine! Nach meinem Tode verheißest Du mich auch Deinem vollen ganzen Herzen. Ich habe Deine Achtung und die der ehrenwerthen Personen aller Länder stets verdient.“

Sapphir als Jocke. Nach seiner Anweisung aus Wien im Jahre 1825 hatte sich M. G. Sapphir in Berlin niedergelassen und gleichzeitig, wie A. B. Marx in seinen „Lebenserinnerungen“ berichtet, zwei Journale gegründet, die an Schamlosigkeit und Hinweggehen über jede Schranke journalistischer Stillsicht alles weit hinter sich ließen, was Berlin jemals erlebt. Wenn andere Journalisten sich biweilen und ausnahmsweise von der Sache, über die sie schrieben, zu Persönlichkeiten verirrten, so lehrte Sapphir das Verhältniß geradezu um; ihm war der Gegenstand, über den er schrieb, schließlich die bedeutungslose Nebenache, die Persönlichkeiten dessen, dem es galt, die Hauptsache oder eigentlich das Ganze. Diese Persönlichkeit wurde nicht bios mit schenungsloser Bitterkeit, sondern auch mit jedem erksänlichen Unglimpf und mit jenem wohlfeilen Spott überhäuft, der seinen eigentlichen Gehalt in dem stüben Spiel mit Wortverdrehtungen und Wortwischen fand, an denen Sapphir unerschöpflich war und die dem großen Haufen der verständlichste

Wiß sind. Aber nicht nur der große Haufen, auch die Bürde, die andern Kreise der Gesellschaft stellten ein reiches Kontingent zu den Lesern dieser Journalistik. Ja, der damals im höchsten Ansehen stehende Philosoph Hegel war einer der eifrigsten Leser und Bewunderer M. O. Sappir's; er nannte ihn „ein Phänomen“, — natürlich in solchen Augenblicken, wo er seiner „Phänomenologie des Geistes“ weniger einnehmlich war. Wäffen schien es gegen dieses Phänomen nicht zu geben, denn jede Erwidrerung, abgesehen davon, daß es gar nicht leicht gewesen wäre, es ihm in Wäffel und Unglimpf gleich zu thun, würde nur den Scandal verewigt und ihm Anlaß gegeben haben, neue Unsauberkeiten den alten zuzugesellen. Zwar ward er aus öffentlichen Votalen (einmal sogar mit Mithraden Thätlichkeiten) entfernt; immer aber fand er dann eine andere Thür offen, um wieder hineinzuerschleichen, hierin dem Kaiser ähnlich, den bekanntlich Homer mit der immer wiederlebenden Fliege vergleicht.

Einmal hatten sich Joger gesehen, sage: Neben Literaten, an ihrer Spitze Willibald Alexis, zusammengethan, um eine Art von Axtklärung gegen Sappir zu erlassen, der sie größeres Gewicht beimaßen, als irgend einer Ausrufung eines Einzelnen. Die Namen der Verbundenen waren achtungswürdig genug; und Recht hatten sie in jener Wahrheit gegen den schamlosen Eindringling ganz unzweifelhaft, allein es geschah, was sie leicht hätten voraussehen können. Der Phänomene war froh des Anlasses zu neuem und breiterem Scandal. Ja, er stellte sich als den Verfolgten, jene als Verschworene dar — und fand damit bei nicht Wenigen Anklang, welche gleichwohl die Ungehörigkeit seines Gebahrens schon selbst erkannt hatten. Berlin schien unabhängig seine Domäne.

Hier trat nun Ludwig Robert ritterlich als Kämpfer für die wehrlose Stadt auf. Er dichtete seinen „Jodo“. Jodo ist ein menschengroßer Affe, der von seinem hochhaften Herrn abgerichtet, in die Kleidung eines Menschen, eines Löwen des Saalens, gekleidet, und in der feinsten Gesellschaft wirklich eingeführt wird. Die Geschichte des Affen ist aus E. A. Hoffmanns und W. Hauffs Erzählungen bekannt. Robert gestaltete daraus ein Bildorama, und als endlich der Heil besessenen, Jodo, auf der Bühne erschien, wüthete das Haus wider von schallendem Gelächter und den juchenden Rufsen: Sappir! Sappir! Der Affe trug eine Maske, welche den unglücklichen Journalisten auf das Spredendste darstellte, und umgekehrt war das Gesicht des Journalisten die sprechende Maske für einen Affen. Sappir mußte Berlin verlassen. Er hat nachher in Wien als Humorist, ja von nicht Wenigen als Nachfolger Jean Pauls begrüßt, mit harmlosem Witz und ergötzlicher Sentimentalität eine neue Größe und Anhang gefunden.

Verkehr in London. Man zählt in London jetzt 515 Post- und 157 Telegraphenbüreau, 2000 Briefträger sind in Thätigkeit. Es giebt 229 Halteplätze für öffentliche Fuhrwerke und an 20,000 Eten 20,000 Schanflächen. Die längste Brücke, die Waterloo-Brücke, ist 1326, die kleinste, die South-war-Brücke, 700 Fuß lang. Die theuerste, die London-Brücke, hat über 13 Millionen Thaler gekostet, also eben so viel wie das neue Louvre. Der Verkehr auf dieser Brücke ist ungeheuer groß. Man hat berechnet, daß in 24 Stunden 167,910 Personen zu Wagen und zu Fuß die Brücke passiren, d. h. nämlich im Durchschnitt 6996. Zwischen 10 und 11 Uhr Morgens passiren 13,433 Personen und zwischen 6 und 7 Uhr Abends 13,361 die Brücke; später nahm die Zahl ab. Zwischen 2 und 3 Uhr Morgens waren es 200, von 8 bis 4 nur 111 und zwar 42 in Wagen und 69 zu Fuß. Nimmt man die Zahl nun nicht alle Tage gleich groß und des Sonntags nur auf die Hälfte an, so kommt man im Jahre auf 56 Millionen, d. h. ungefähr zweimal so viel als die Bevölkerung der großbritannischen Inseln. Zu gewissen Zeiten des Tages befinden sich auf

den Trottoirs der Brücke auf einmal 2000 Personen. Während der 24 Stunden flieg die Zahl der Wagen an 20,498 und zwar 4483 öffentliche und Privat-Fuhrwerke, 4286 Omnibus und 11,575 Lastwagen.

Wehemed Ali, Viceregent von Aegypten, sandte an Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, für mehrere ihm übermittelte Geschenke ein interessantes Dankungsschreiben in türkischer Sprache, nach der arabischen Zählrechnung vom 18. September 1845. Aus dem Couvert steht oben zuerst:

„Im Namen des höchsten Gottes.“

und weiter unten:

„Mein aufrichtiges Dankungsschreiben an die höchsten Würdenträger des erhabenen Hofes des Königs von Preußen.“

In dem Briefe befindet sich oben, wie bei allen Briefen der Rubanabander, ein Zeichen für die Formel: „Im Namen Gottes.“ Das Schreiben selbst lautet, in der Uebersetzung, wie folgt:

„Aurichtiger Dankung, dargebracht den hohen königlichen Würdenträgern. Indem ich mich längst schon der hohen königlichen Gnade rühme, die die wahre Freundschaft, wie sich gekührt, preist, sind die Wünsche für ewigen Glanz und Pracht der Herrschaft so wie für Hochders länges Leben und Glück ohne Maßen bleibende Zeichen meiner aufrichtigen Gesinnung. Der früher zur Entdeckung und Erforschung der alten Monumente meines Väteres abgeleitete Herr Doctor Lepsius ist mit seinen Gesährten und den in den königlichen Fabriken gearbeiteten schönen Gesährten zugleich angekommen und die von mir entgegen genommenen hohen Gesährten sind die Ursachen meiner vollkommenen Freude und Dankbarkeit. Ich habe die gesunkenen guten Wünsche erneuert und die kostbaren Gesährten in hohen Ehren gehalten; und da bekannt gemacht wurde, daß den erwähnten Personen vollkommener Schutz und Achtung, so wie bei der Vollziehung ihrer Ämtliche die zu ihrer Erleichterung nöthige Hülf und Alles, was sie bedurften, zu Theil werden sollte: so haben sie mit der Gnade des Höchsten ihre Reile vollendet. Ich benutze daher ihre Klüßler zur Darrbringung meines aufrichtigen Dankes für Seine Majestät, und beile mie, einen Brief der Ergebenheit zu schreiben und Er. Majestät zu versichern, daß ich auch ferner noch fortbauend für das hohe Wohlwollen mie verpflichtet halte und für die kostbaren Anabenbezeugungen in dankbarer Gesinnung verbunden bleibe. Den 17. des Monats 61.“ (d. h. 1261 der Hebräer).

Das Schreiben enthält in den türkischen Schriftzeldern neun Zeilen, und schließt mit dem Abdruck eines kleinen Schwarzdruckstempels anstatt der Unterschrift. (S. E.)

Die amerikanische Kriegsgewinn beträgt gegenwärtig 5 Prozent des 600 Dollars überfließenden jährlichen Einkommens. Der Mannfacturen Export übersteigt noch extra von jedem Fabrikate 5 Prozent. Der Präsident giebt von seinen 25,000 Dollars jährlichen Gehalts 1200 ab. Ein Herr Stevens in Philadelphia, dessen Deliquenzen nach einem dem „Grenboten“ mitgetheilten Privatbriefe eines Bostoner Fabrikherrn an seinen Bruder in Deutschland, eine tägliche Einnahme von 5000 Dollars ergeben, zahlt täglich 150 an sein Governement. Ein Bostoner Hans zahlte für eine einzige Schiffsladung von Spirituosen 66,000 Doll. Zoll. Und nun gar der Kaufmann Stewart in New-York, Importeur von Sammet und Seidenwaaren, 250,000 in einem Jahre! Er importirt für 30 Millionen, und rechnet man nur 6 Prozent Gewinn im Geschäft, so ergiebt das nahe an 2 Millionen jährlicher Einkünfte. — Trozdem erreicht die Staatsschuld in diesem Jahre die Summe von 4000 Millionen. — Die Kosten des Krieges sind enorm. Man hat berechnet, daß die Erklärung des Herr Fißher in Nordcarolina durch die vereinigte Land- und Seemacht nicht weniger als 25,000 Bomben, jede Secunde 4, in das Fort geworfen wurden.

Neue Stadtgeschichten von Max Ring. 2 Bände. (Verlag von Otto Janke, Berlin 1865) Preis 2 Thlr. 7½ Sgr. Ueber dieses kürzlich erschienene Buch äußert sich die Min. Zeitung folgendermaßen: Max Ring gehört zu den beliebtesten und thätigsten Schriftstellern der Provinz. Er besitzt ein außerordentlich glückliches Erzählertalent und eine Vielseitigkeit und Bildung des Geistes, die uns seine Werke ganz besonders werth machen. Jeder dieser beiden Bände bringt eine für sich abgeschlossene Geschichte: „Ein moderner Abenteuer“, „Seine Behörere“. Beide Erzählungen zeichnen sich durch Frische und Lebendigkeit aus und erregen von vornherein unser Interesse, das bis zur letzten Seite wach erhalten wird. Gerade auf dem Gebiete, auf dem sich der Verfasser mit Vorliebe bewegt, der Schilderung unseres modernen Lebens und seiner Conflict, besitzt Ring eine große Meisterchaft, und seine reiche Phantasie, seine tiefe Welt- und Lebenskenntniß weiß diesen Gegenständen immer wieder neue Seiten abzugewinnen und ergreifende Bilder aufzurollen, die durch ihre Farbenfrische und Naturwahrheit unser Bewunderung erregen. Max Ring's „Neue Stadtgeschichten“ können wir als eine feststehende, angenehme Lectüre unseren Lesern warm empfehlen.

Jüngstdeutsche Kritik und ihre hervorragenden Charaktere von Dr. Arthur Leysohn (Ordnberg, Verlag von W. Leysohn). Wie schon der Titel andeutet, giebt der Verfasser hier eine Kritik der nachmärzlichen Kritik und ihrer bedeutendsten Vertreter bis auf unsere Zeit. Das Werkchen empfiehlt sich durch gerechtes Urtheil und übersichtliche Kürze; es enthält nur 27 Druckseiten.

Von Wilhelm Haabe (Sabak Corvino), dem beliebten Verfasser des „Hungerpassor“, ist das Erstlingswerk „Die Chronik der Sperlingsgasse“ in einer neuen, glänzend ausgestatteten und doch wohlfeilen, Ausgabe erschienen. Die zweite Auflage eines beliebtesten Werkes ist heut zu Tage eine Seltenheit, und die „Chronik“ wird der Auflagen gewiß noch mehrere erleben, denn sie verdient dieselben. Die Schreibweise des fleißigsten Humoristen ist den Lesern der Roman-Zeitung durch den „Hungerpassor“ (siehe Roman-Zeitung 1864, erster Band) bereits bekannt; Freunde gebogener Belletristik werden daher auch der „Chronik“ ihre Aufmerksamkeit nicht versagen. Die diesem Werke folgenden Schriften: „Die Kinder von Hinkenrode“, „Nach dem großen Reize“ und „Pals Mähr, halb mehr“ sind in demselben Verlage (E. Schotte u. Comp. in Berlin) erschienen und den Lesern der Roman-Zeitung nicht minder empfohlen, um so mehr, als der überaus wohlfeile Ladenpreis von 15 bis 20 Sgr. für diese einzelnen Werke die Anschaffung in den weitesten Kreisen erleichtert. Und Wilb. Haabe's Werke behalten bleibenden Werth!

Theater. Paris. Die Oper und das musikalische Drama hat im Laufe der letzten Zeit einige Repertoireveränderungen erhalten. Die für Deutschland und besonders für Wien interessanteste ist die erste Aufführung der „Zauberflöte“ in Paris, und zwar im Théâtre Lyrique am 22. Februar 1865. Fast ein volles Jahrhundert brauchte die Mozart'sche Oper zur Reise bis hierher und hat dennoch trotz der langen Zeit ihre Jugendfrische so sehr bewahrt, daß die Pariser nicht Worte genug finden, ihrer Bewunderung und ihrem Entzücken Ausdruck zu geben. Theophil Gautier spricht im „Moniteur“ von Raffael'scher Schönheit, von der Erhabenheit einer Michel Angelo'schen Schöpfung, von dem reinen klassischen Stile des Partesenen; andere glauben dem deutschen Meister alle Ehre angethan zu haben, wenn sie ihn mit Orteiz, ja sogar mit Ruybl in eine Parallele setzen; aber alle stimmen jedoch darin überein, daß die Franzosen auch einen Theil an dem Erfolge

der Oper haben, und zwar beßhalb, weil der französische Bearbeiter des Schlaneder'schen Textes sich einige Freiheiten in der Uebersetzung gestattet hat, welche der Wirkung der Mozart'schen Musik zu Gute kamen. Unwillkürlich erinnert man sich hierbei an die vermehrte und verbesserte Ausgabe der A.-B.-C.-Tafeln, deren den Namen des seligen Herrn Ballhorn für alle Zeiten aufbewahrt hat. Vor der „Zauberflöte“ wurde in demselben Theater eine Oper vom Fürsten Poniatowski: „Der Abenteuer“ gegeben, welche allerdings mit andern Mitteln als die Mozart'sche Oper einen ähnlichen Erfolg hatte. Fürst Poniatowski ist kein Neuling in der dramatischen Composition; Viele erinnern sich noch des musibegabtesten jungen Polen, der in den ersten dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts in Florenz sang und spielte und auf dem dortigen Pergolatheater manche reiche Einnahme zur Unterstützung der polnischen Emigranten erzielte. Lange vor dem „Abenteuer“ hatten sich schon seine Opern: „Pietro de' Medici“ und „Don Desiderio“ einen guten Ruf erworben, den das neueste Werk vollkommen reifertigte. Die Musik Poniatowski's ist gemäßig italienisch, sie ist anpruchlos, dabei doch geschickt und vielfach instrumentirt und vor allem Anderen reich an kleinen leichten Melodien, die sich im Ohr festhalten wie Ketten am Reiterlaum oder der fliegende Altvaterfömmel im Herbst.

Die große Oper war in der letzten Zeit durch die vielen Maskenbälle nicht wenig geküßt, das Repertoire derselben ist sehr einfach: „Moïse“ von Rossini und „Die Stumme von Portici“. Dafür werden Ehre und Solisten täglich drei Stunden lang an Bord des großen Schiffes gebracht, in welchem sich zwei Drittheile der Handlung der „Africaner“ abspielen; Anfälle von Seekrankheit sind nicht selten und es dürfte noch weit über Märcenne hinauswähren, ehe Schiff und Equipage segelfähig sein werden.

Von Operetten ist Offenbach's „La belle Héloïse“ die interessanteste. Sie ist zwar eine unverkümmerte dreiteilige Travestie des Homer'schen Epos, aber sie enthält so viel wirklame Gestehe in der Musik, daß man seine ästhetischen Bedenken gern einige Stunden lang bei Seite setzt, um sich im Théâtre des Variétés zu amüsiren. Außer Paris und Helena ist insbesondere die Figur des Rakhas mit monströser Deutlichkeit gezeichnet.

In Wien, wo die Oper unglücklich im Theater an der Wien gegeben wurde, äußert sich die „Presse“ mit Entrüstung über die Unlustlichkeiten des Textes. „Man kann in einer Poste vieles ertragen und hinnehmen“, heißt es da selbst, „was in andern Formen Anstoß erregen würde, und noch mehreres erdulden. Wenn jedoch ein solches Werk sich aus ästhetischen Zweck hinstellt, Verhältnisse, auf denen das sittliche Leben des Volkes beruht, an den Pranger der Pöbellichkeit zu stellen, kann wird der Eindruck widerlich, die Kennt des Stüches zur Blasphemie.“

Die Gesamteinnahmen sämtlicher Pariser Theater betragen im Jahre 1864 die Summe von 12,635,733 Francs; hiervon entfielen an Antortantien 1,341,145 Francs.

Für den neuen Opernbau in Paris sind 23 Millionen Francs bewilligt. Davon sind bisher schon 9,200,000 Francs verbaut; 3 Millionen werden für das Jahr 1865 und der Rest von 6,000,000 Francs für 1866, in welchem Jahre der Bau vollendet sein muß, angewiesen. Unter diesem Aufwande ist auch die innere Aus schmückung und Einrichtung mit einbeziffen.

Florenz. Herr v. Lessps ist bei seiner jüngsten Anwesenheit in Florenz dadurch eine besondere Ehre erzeigt worden, daß im Pallantheater ein Ballet: „Der Durchbruch der Landenge von Suez“ zur Aufführung kam. — Der getanzte Suez-Kanal — ein fötaler Gedanke!

Zur gefälligen Beachtung: Wir bitten um keine Manuscripte für die Roman-Zeitung ohne vorherige Anfrage einzusenden, da wir eine Garantie für unvertaglich eingelassene Manuscripte in keiner Weise abgeben können. Redaction und Verlagsbuchhandlung.

Deutsche Roman-Zeitung.

Friedel und Oswald.

Roman aus der Tiroler Geschichte

von
German Schmid.

(Fortsetzung.)

Frater Felix antwortete nicht, nur ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner gequälten Brust; der Rothbart aber nickte lächelnd zu Dieffenhovens Rede. „Und wenn es so gewesen? rief er aus. „Hätte er nicht Recht gethan? Wenn die Andern unschlüssig und uneins waren und er allein die Kraft in sich fühlte? Ein gewaltiger Sturm tobt um das Schiff der Kirche her, es bedarf eines tüchtigen Steuermanns, der Kraft im Arm und Muth im Herzen hat!“

„Ja, ja,“ rief der Ritter lachend, „das Steuern soll er auch von Grund aus verstehen! Wags wohl noch in der Uebung haben von seiner Jugend her, aus der Zeit, da er selbst noch auf dem Meer sich herumtrieb und ein ledes Seeräuberleben führte!“

„Seeräuber . . .“ stammelte der Bruder, dem das Wort beinahe in der Kehle stecken blieb. „Heiliger Christoph . . . mir wirbelt der Kopf!“

Der wälsche Ritter aber war mit einmal aufgesprungen und stand vor den Ueberraschten in ganz veränderter Haltung da; seine Augen funkelten, seine Haltung war voll Würde und Ansehn und mit der Geberde eines Herrschers erhob er den Arm gegen Dieffenhoven. Verwundert sah ihm dieser zu, der Bruder aber stand in sich gebeugt, als fälte er, daß er vor seinem Gebieter stehe. „Wer ist,“ rief er feierlich mit mächtiger Stimme, „dessen Leben ganz rein da läge hinter ihm? Wer hat nicht eine dunkle Stelle in demselben, die er gerne hinwegwünschen und verwischen möchte, stände es in seiner Macht? Nichtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet! Die Wege des Herrn sind unergründlich; er sucht sich sein Nütze, wo es ihm gefällt, und hat schon manchen Saulus in einen Paulus umgewandelt! . . . Baldassaro Gossa, der Pirat ist vergessen! Er soll vergessen sein! Johannes will nicht, daß dessen noch gedacht werde unter den Lebenden!“

Feierliche Stille waltete einen Augenblick durch das Gemach; Herzog Friedrich hatte sich erhoben und stand, mit gekreuzten Armen den Fremden betrachtend. Frater Felix schritt kopfschüttelnd und gebeugt der Thür zu; auch Dieffenhoven griff nach der Klinke. „Das haltet, wie's Euch beliebt, Herr, sobald Ihr

wieder in Eurem Wälschland seid!“ rief er. „Was Euch heut' zugestoßen, mag entschuldigen, daß Euch einfällt, hier befehlen zu wollen — thut's nicht wieder, Herr. Die Antwort würde ein zweites Mal größer lauten: in deutschen Landen, Herr, zahlen die Gebanten keinen Zoll und das Wort ist frei!“

Er verließ mit klirrenden Schritten das Gemach; der Fremde schlüßte seinem aus dem Schlafe aufgetauelten Gefährten ein befehlendes Wort zu, worauf auch dieser mit tiefer Verbeugung sich entfernte. Der Herzog wandelte mit mächtigen Schritten durch das Gemach.

„Ihr seid noch fremd, Herr,“ sagte Friedrich, der ihn unverwandt und in unveränderter Stellung betrachtete, „Ihr seid mit Brauch und Sitte hier zu Lande noch nicht vertraut — laßt Euch des Ritters werbes Wort nicht irren; es klingt rauh, doch ist der Wind, aus dem es erklingt, desto verlässiger.“

„Ich denke nicht mehr daran,“ erwiderte der Fremde, „mag der ungeschlachte Ritter grollen, wie es ihm gefällt: mir aber stand es nicht zu, zu duben, daß über meinen Herrn und Gebieter schmachvoll gesprochen wurde . . .“

„Des Ritters Meinung,“ entgegnete Friedrich näher tretend, „war fern davon, Eurem Gebieter Schmach antun zu wollen . . . Ihr aber, edler Herr, gebt Euch keine Mühe mehr! Wir sind allein . . . laßt immerhin die Larve fallen . . .“

„Wie meint Ihr das?“
„Verstellt Euch nicht länger — dem Ihr zu dienen vorzuehlt, seid Ihr selber — Ihr seid Baldassaro Gossa, seid Papst Johannes . . .“

Die grauen Augen des Mannes funkelten noch heller auf, indes er stillstehend den Herzog vom Wirbel bis zur Sohle musterte.

„Und wenn es so wäre,“ fragte er mit Majestät, „was hättet Ihr dem Manne zu sagen, für den Ihr mich haltet?“

„Ihr widersprecht nicht, also habe ich recht gerathen . . . Zu sagen habe ich nichts als eine Entschuldigung, wenn in der Ueberraschung und Verwunderung mir nicht gelingt, Eure Heiligkeit nach

Gebühr zu bezüßigen und meine glänzige Verehrung zu bezeugen . . .“

„Wer seid Ihr?“

„Ich bin in gleichem Falle mit Euch, zu scheinen, was ich nicht bin — mein Name ist Friedrich von Oesterreich!“

„Friedrich von Oesterreich . . . Wie? Der Herr dieses Landes?“ rief Johannes lachend. „Nun wahrlich, Herr Herzog, legt es dem Unwetter zur Last, daß es uns hier zusammenführt und eine Begegnung veranlaßt, die Ihr so sorgfältig vermeiden habt!“

„Doch die mir nun desto willkommener ist . . .“ erwiderte der Herzog ehrenbietig, indem er sich vor dem Kirchenfürsten vordrängte und nach dessen Hand faßte, als ob er dieselbe küssen wollte. „Erlauben Eure Heiligkeit . . .“

„Nicht so,“ antwortete der Papst, indem er ihn erhob und leicht umarmte, „ich begrüße in Euch mit Freuden einen Sprößling des edlen Geschlechts, das stets der Kirche die treuesten Söhne gab . . . Ich preise den Willfall, der uns bezeugte — ich erkenne Gottes Hand darin! Er wollte nicht, daß unsre Diener für uns unterhandeln, er wollte uns selber zusammenführen, damit vollendet werde, was in seinem Rathe beschlossen ist!“

„Wohl möglich,“ entgegnete Friedrich mit einiger Zurückhaltung, „daß Manches sich anders gestaltet haben könnte, wären wir uns früher bezogen — doch das ist abgethan und ich heße Euch nicht minder freudig auf meinem Gebiete willkommen!“

„Ganz recht,“ rief der Papst gesandmässig einlenkend, „das ist abgethan und soll abgethan sein! Seid überzeugt, daß ich nicht entfernt daran denke, Euren einmal gefassten Entschluß erschütterer und Euch zu Anderem bestimmen zu wollen . . . was ich dabei beklage, ist nur das Eine, daß mir nicht vergönnt war, einem so vortrefflichen Fürsten mich verpflichtet zu wissen und ihm zeigen zu können, wie sehr mein Dank . . .“

„Ich danke,“ fiel der Herzog ein, „freue mich meines Entschlusses, der mir erpart, hinterher mit Beschämung erfahren zu müssen, wie wenig solch ein Dank verdient gewesen wäre. Was hätte ich für Euch zu thun vermocht? Alles, was in meiner Macht stand, hab' ich gethan: ich habe Euch mein Geleit zugesichert . . . die Art, wie Ihr in solchen Gewande durch meine Grenzen zieht, zeigt, daß Ihr sogar das verschmäht!“

„Ihr irrt, Herr Herzog!“ rief Johannes rasch. „Nicht weil ich Euer Geleit verschmähte, hab' ich diese Tracht gewählt . . . mein Gefolge kommt hinter mich in allem Glanz, von Euren Rittern und Reisigen bebüßt und umgeben . . . Ich bin es lange so gewohnt, mich in fremden Hüllen zu verbergen und nicht wissen zu lassen, an welchem Ort ich mich eigentlich befinde . . . das gilt nicht Euch, Herr Herzog — das gilt meinem Toefinde, jenem kirchenrüberischen Pabstlaas, der den Thron von Neapel schändet und sich erstreckt hat, mich aus Sant Peters heiliger Stadt zu vertreiben . . . Bin ich auch in Deutschland vor den Schwertern seiner Krieger sicher: er führt den Kampf nicht allein mit dem Schwert — schon mehrmals bin ich nur auf diese Weise dem

Dolch der Meuchler entgangen, die er gegen mich ausgesendet!“

„Diesenhoven hatte Recht, wie ich sehe,“ erwiderte der Herzog mit leichtem Kopfschütteln. „Ihr glaubt noch immer in Wälschland zu sein! Wo und so lang das Gebiet eines deutschen Fürsten Euch umgiebt, braucht Ihr die fremden Dolche nicht zu scheuen . . .“

„Wer aber,“ sagte Johannes finster, „bürgt mir dafür, daß Euer Geleit, indem es mich und die Meinigen umgiebt, nicht unter diesen selbst den Meuchler schützt? Daß nicht mein eigenes Gefolge ihn birgt? . . . Und wenn Ihr auf Eurer Lande Sicherheit so sehr vertraut, warum seht Ihr Euch nicht in der Kleidung Eures Staubes? Warum seid Ihr selbst wie ein gemeiner Reiter verumummt?“

„Es ist meine Lust, so unerkannt im Land herumzustreifen und unermüdet selbst zu untersuchen, wo man es nicht erwartet, selbst zu sehn, wo man mit unsicherem Bericht aus der Ferne nicht gern bestimmen möchte. Diesmal aber hat meine Fahrt besondern Zweck: ich komme vom Stammsitz herauf durch das obere Zinntal und über Landeck — das ist ein fester wichtiger Punkt, wo viele Thäler zusammentausen wie die Ädern um ein Herz . . . ich wollte hören, welchen Schlag das Blut in meinen Adern schlägt und will nun über den Arlberg hinaus in meine getreue Stadt Innsbruck, wo ich die vorläufigen Ehen zusammenbeschieden habe. Ich bin daran, wie Ihr bald nach Konstanz auszureisen und will vorsehen, eh' ich das Land verlasse . . .“

„Ihr berührt Dinge, Herzog, die mich sehr anziehen . . .“ erwiderte Johannes, „ich glaube, wir hätten in manchem Punkte uns bezogen, hättet Ihr meine Anträge nicht abgelehnt . . . doch, wie Ihr sagt, das ist abgethan, und wenn ich's noch einmal erwähne, geschieht es nur, um nochmals meine innige Freude über den glückbringenden Unglücksfall auszusprechen, der mich hier mit Euch zusammen geführt . . .“

„Und mir vergönnt Euch wieder,“ unterbrach ihn Friedrich rasch, „Euch meinerseits die gleiche Empfindung zu bewähren — vergönnt, daß ich Euch mit allem Glanze, der Euch und mir als dem Herrn des Landes geziemt, nach Konstanz geleite . . . wenn auch nicht als Euer Feldhauptmann und Gonfalonier!“

„D . . . woran erinnert Ihr mich!“ rief der Papst. „Ich wäre untrüßlich, wenn Ihr in jenem Antrage etwas Anderes erblicken würdet, als das Bestreben, meinem Erscheinen in Deutschland in den Augen seiner Völker besonderen Nachdruck zu verleihen! Ich dachte dabei nur an mich und weiß wohl zu wüßigen, warum Ihr den Antrag ausshlugt — der Grund liegt greifbar nahe! Ich kann sogar nicht umhin, ihn zu billigen: die verwickelten Verhältnisse und Beziehungen des Reichs machen es den Fürsten unerlässlich, die Gunst des Königs nicht auf's Spiel zu setzen . . .“

„Ich habe nie um Sigmunds Gunst gebüßt,“ rief Friedrich mit schnell verfinsteter Miene, „und denke gezeigt zu haben, daß ich seine Mißgunst nicht fürchte!“

„Gewiß! Das thatet Ihr! Wer wüßte nicht, wie rein und hoch Haus Habsburg immer seinen Schild gehoben und gehalten . . . doch Manchem

wird und muß es befreudlich sein, es nun doch auf des Luxemburgers Seite zu sehn! Welches Haus stand wohl höher, welches durfte sich zu kühnern Fluge aufschwüngen! Dennoch ist es schon Karl und nach ihm Wenzel gelungen, es immer mehr zur Seite zu drängen, zu spalten und klein zu machen — und was diese Beiden begonnen, vollführt Sigmund weiter, so listig er es auch verbirgt, und dennoch . . . Ihr müßt es wahrlich Niemand verdenken, Herzog, der sich verwundert, Euch nach all' diesem als Sigmunds Freund zu finden!"

Friedrichs Stirn hatte sich noch finsterr umwölkt. „Nicht Jedermanns Entschlüsse liegen zu Tag, daß man ihnen wie einem Grauhalm bis auf die Wurzel blicken kann . . . Ich habe warten gelernt, Euer Heiligkeit! — Die Welle der Verwunderung ist aber nun an mir . . . Wie soll ich diese Rede deuten? Ist Papst Johannes nicht auch des Königs Freund? „Wann hätt' ich etwas gesagt,“ erwiderte Johannes mit seinem Lächeln, „was mit dieser Annahme in Widerspruch geraten könnte? . . . Ich bin Sigmunds Freund, so lang der Papst den König zum Freunde hat!“

„Und könntet Ihr an der Dauer dieser Verbindung zweifeln? Habt Ihr nicht des Königs Wort?“ „Sein Wort?“ sagte der Papst, sich zu seiner vollen Höhe aufrichtend und mit Majestät. „Was ist ein Wort? Sand, der das Meer umflutet will! Nur Ein Wort ist Felsen . . . das Wort, auf welchem die Kirche gründet! Laßt uns,“ fuhr er in einem mehr unbefangenen Ton des Vertrauens übergehend fort . . . „laßt uns, wenn wir die Vergangenheit und Gegenwart überblicken, auch die Zukunft nicht aus dem Auge verlieren! Glaubt mir, diese Luxemburger sind nicht bestimmt, die Säulen des Reiches zu werden . . . der nächste, der die deutsche Krone auf sein Haupt setzt, wird wieder aus Eurem Hause sein, Herzog, und Oesterreich wird sich verjüngen wie ein Adler, und was auch aus den verborgnen, geheimnißvollen Wurzeln von denen Ihr sprach, keimen und emporwachsen mag, sein Wipfel wird so hoch sein, daß sein Flug ihn nicht erreichen könnte! . . . Er könnte, Herr Herzog . . . er kann wirklich, wenn der Eine Arm ihn nicht hindert, der unsichtbar aber desto sicherer jedem Aufstuge, den er nicht dulden will, zu wehren vermag . . . der Arm der Kirche, Herr Herzog von Oesterreich! . . . Was vermöchtet Ihr gegen uns? Mit uns wird es in Eurer Hand gegeben sein, die Welt zu beherrschen — denn wähet nicht, daß der Kirche zum Schaden gereiche, was jetzt in ihr und um sie gescheh! Thoren, welche um des Sturmes willen für das Fahrzeug fürchten — Wind und Wellen werden vergehn, das Schiff aber wird sie überdauern und die über seine Gefahr jubilirten, werden dann von hinten gefest sein, wie Wellen und Wind!“

Mit wachsender Theilnahme hatte der Herzog der Rede des in's Feuer gerathenen Kirchenfürsten gelauscht. „Ich nehme die Prophezeiung an von Oesterreichs Größe und Glanz!“ rief er dann. „Ich nehme sie doppelt freudig an aus Eurem Munde, und wenn Ihr schon das Gleichniß nicht liebt, dräng's mich doch zu sagen, daß Ihr mir der Steuermann zu sein scheint, den das Schiff im Sturme bedarf und kann nur wünschen . . .“

„Nun — redet aus!“ sagte Johannes gelassen, als der Herzog einen Augenblick innehielt. „Was ist, das Ihr wünschet und zu sagen Euch scheut? Ich will es für Euch thun . . . daß der Steuermann am Ruder bleibt, wollt Ihr sagen — nicht wahr?“ Er trat ihm einen Schritt näher, legte ihm wie väterlich die Hand auf die Schulter und fuhr leiser, aber mit gesteigertem Nachdruck fort. „Seid gewiß — Baldassare Cossa wäre nicht nach Constanz gegangen, wenn er nicht wüßte, daß die Versammlung in seinen Händen sein wird . . .“

„Ich stanne und bewundere Euch!“ erwiderte der Herzog. „Aber wie ist das möglich?“ „Auf dem Concilium,“ sagte Johannes noch leiser, „wird wie immer die Mehrheit der Stimmen entscheiden; dafür aber ist gesorgt, daß die Weisten Derer, die das Concilium besuchen, aus Italien kommen — Italien also wird die Mehrheit haben, und Italien beherrsche ich!“

„Meine Verwunderung wächst mit meinem Staunen! Wenn Ihr des Ausgangs und Erfolgs im Voraus versichert seid, wozu hättet Ihr dann außer dem Geleite noch meine Hülfe nachgesucht?“

„Welleicht eben deshalb,“ lächelte Johannes, „weil ich des Erfolgs versichert bin! . . . König Sigmund ist des Papstes Freund . . . Sagtet Ihr vorher nicht so? Was ist Freundschaft in der Welt . . . meistens . . . was ist sie in solchen Dingen gewiß? — Veragt es der unerbittlichen Hand des erfahrenen Mannes nicht, wenn er die reichen Mantelfalten dieses Wortes auseinander schlägt und was er verbirgt, scheinungslos an's Licht zieht! . . . Vortheil ist die Wurzel aller Freundschaft: so lange der Vortheil Zweier zusammenfällt, gehen sie miteinander, wie Leute, die an einem Kreuzweg sich begegnen; sie scheinen eine Zeit lang denselben Weg zu haben und dasselbe Ziel — bald aber sind sie wieder getrennt und weiter von einander entfernt als jemals zuvor . . . Der König bedurfte meiner; ward ihm auch die römische Krone zweimal auf's Haupt gesetzt — sie sank, wenn nicht ich durch die Hand meines Getreuen, des Erzbischofs von Mainz sie festgedrückt; sein Arm war hinter mir willkommen, mir Raum und Anhang zu schaffen im Reich . . . Er verlangte das Concilium, ich bewilligte es — aber unsere Absichten bei dem Einen Vorhaben sind nicht gleich! Ihm liegt vor Allem die Reform der Kirche am Herzen, von der das thörichte Geschrei durch die ganze verblendete Welt gegangen; mir soll es dazu dienen, vor Allen die Spaltung in der Kirche zu heben . . . sikt erst nur Ein Mann wieder aus Sanct Peters Stuhl, dann wird die Kirche sich von selbst reformiren und neugestalten, wenn diese Nothwendigkeit wirklich in ihr ist. — Der König hegt darum Hintergedanken, er hofft, die Versammlung nach seinem Plane für die Reformation zu benutzen . . . Ich weiß voraus, daß er es nicht vermag . . . was wird er nun thun, wenn auch er das eingesehen haben wird? Wenn er erkannt haben wird, daß er sich in mir getäuscht — wird die Freundschaft den Schlag überdauern?“

Der Herzog sah sinnend vor sich hin. „Ihr habt mir,“ sagte er nach einer Weile, „die Fäden eines dunklen Gewebes aufgedeckt, aus denen noch mancher Unglücksnoten sich verknüpfen kann . . .“

doch was vermöchte Sigmund gegen Euch im Schooße der großen Versammlung, auch wenn Ihr seinen Wünschen entgegen sein müßtet? Er muß es tragen, oder zu unterhandeln suchen!

„Zu unterhandeln? Nur zu unterhandeln, Herzog? . . . Sigmund ist in Ungarn durch eine Schule von Unrecht, Blut und Gewalt gegangen . . . es ist auch ein Drittes möglich . . . er braucht Gewalt!“

„Niemals!“ rief Friedrich. „Das wird — das kann er nicht!“

„Wer wird ihn hindern?“ fragte Johannes, dem das Aufwallen des Herzogs nicht entging, mit eindringlichem Tone. „Wer wird mich schützen, wenn er sich doch unterfängt, was er nicht dürfen sollte? Die Äbte, Bischöfe und Cardinäle, die um mich her verammelt sein werden? Sie sind nur Kämpfer des Friedens und bedürfen selbst des Schutzes im fremden Lande! — Die Fürsten des Reichs? Kann es mir frommen, wenn sie noch um einen Punkt uneinig sind, als die jetzt? . . . Freilich, Einer von Allen hätte das getoht! In seiner Hand wäre es gegeben gewesen, sich die Kirche auf die Dauer aller Zeiten zu verpflichten . . . ein Gebände zu gründen, für dessen Ausdehnung und Herrlichkeit die kühnsten Hoffnungen nur ein schwacher Traum gewesen wären! Durch seine Macht, seinen Geesinn, durch die Lage seines Gebietes wäre er vor Allen berufen und erwählt gewesen . . . er hat es nicht gewollt!“

„Ich will es noch!“ rief der Herzog in rascher Bewegung und streckte dem Papste seine Rechte entgegen. „Auch mir erscheint es nun als ein Wink des Himmels, daß wir uns hier begegnen . . . Noch zwar glaube ich nicht, daß der König, der Euch seinen Schutz gegeben, sich verweisen sollte, Gewalt gegen Euch zu brauchen . . . doch sollt' es geschehen, dann soll es nicht heißen, daß ich Euch bis an die Thür geleitet und dann verlassen habe . . . gegen Gewalt schützt Euch Friedrich von Oesterreich!“

„Ihr wolltet Herzog? Ihr wolltet das wirklich?“

„Meinen Handschuh zum Pfande dafür . . . So Euch Gewalt drohen sollte, führ' ich Euch sicher und ungeschädigt wieder aus Constanz und wenn es mein eigenes Leben kosten sollte!“

„Und ich nehme dies Gelöbniß freudig an!“ rief Johannes mit einem Lächeln, in welches triumphirenden Stolz sich mischte. „Ich fasse diese Hand zum Pfande und weiß, wie sie mich aus den Schneegräben des Gebirgs herausgezogen, wird sie mich auch hinurchführen, mitten durch all' meine Feinde! Nun dürft Ihr Euch auch nicht mehr weigern, wenn ich Euch als den treuesten Sohn der Kirche umarme und als mein obersten Gonsalonier begrüße . . . nun dürft Ihr die Urkunde nicht wieder ablehnen, die schon für Meran geschrieben und gesiegelt war . . . Was in dieser bedeutungsvollen Stunde zwischen uns zum Schlusse kam, laßt es noch ein Geheimniß bleiben bis zum Augenblick der Entscheidung — mit Euch geb' ich Ihr entgegen in voller Gewißheit des Sieges!“

„Ein Geheimniß? Warum?“ fragte Friedrich ägernd, indem er sich aus den Armen Johannes aufrichtete. „Ich scheue nicht, daß Sigmund erfahre . . .“

„Würde es nicht dazu dienen, ihn zu warnen?“

„Folgt' mir, mein fürtrefflichster, fürstlicher Freund . . . es ist recht, nichts zu sagen, was man nicht denkt — aber es ist klug, nicht Alles zu sagen, was man denkt . . . die Saat hat ihre Zeit, wie die Ernte; das Samenorn, das Frucht bringen soll, wird in dunkler Erde verborgen!“

Der Papst zog den Fürsten neuerdings in seine Arme, als flirrende Tritte sich dem Gemache näherten. Es war Dieffenhoven, der es an der Zeit fand, nach den Befehlen seines Herrn zu fragen. Auch Zabarella trat ein und flüsterte seinem Herrn die Meldung zu, ein Bote habe soeben die Nachricht gebracht, das Gefolge sei bereits unterwegs und werde in kürzester Zeit auf der Höhe des Arlbergs anlangen. Besorgniß um den vermögenden Gelehrten hatte es trotz Nacht und Unwetter vornwärts getrieben. „Ich überlasse Euch dieses Gemach, Herr,“ sagte der Herzog zu Johannes, „vergönnt Euch noch einige Nachtruhe und mir gestattet, noch die nöthigen Befehle zu geben, um morgen bereit zu sein, die Reise in Eurer Gesellschaft nach Gebirg fortzusetzen! — Du aber,“ fuhr er gegen Dieffenhoven fort, „insofern er, mit einer halb-vollen Handbewegung entlassen, das Gemach verließ, „laß ein paar Knechte aufziehen, sie sollen über den Arlberg hinunter und hinaus nach Stubenz jagen! Alles was dort versammelt ist an Rittern und Eblen, soll sich augenblicklich aufmachen, mir in größter Anzahl und im reichsten Schmuck entgegen zu ziehen! — Eile!“

„Sonderbar!“ murmelte Dieffenhoven, dem Herzog nachblickend. „Nach all' diesem hat es bald den Anschein, als hätten die Knechte und Bauern Recht und unter dem unwürdigen Rothbart sei etwas ganz Besonderes versteckt!“

. . . Der Sturm hatte vertobt, als die erste Morgenstille im Rücken des Arlbergs aufdämmerte, die fernem Schneehörner des hohen Säntis und der Appenzellerberge mit jenem roßigen Schimmer beleuchtend, der einen hellen Tag verkündet. Wolkerein und in frischer Bläue begann der Himmel sich über der unabherrbaren Berganssicht zu wölben, welche in dem ruhig hingebreiteten, nur hier und da von blauen Schatten, wie von riesigen Falten belebten Schneegewande, wie in einem stecklosen Herrscherantel, schimmerte. Vor dem kleinen Kirchlein des Arlberger-Hospizes brängten sich Schaaren von gewaffneten Reizigen, die in der Nacht herangekommen waren; sie trugen die österreichischen Farben und hatten allerlei hochfrädrige Wagen und Sänften, zwischen Maulthiere geladen, mitgebracht, dazwischen auch manch hochbepacktes Saumgethier. Hinter Allem stand eine Schaar Landvolks versammelt, durch die große Neuigkeit aus den umliegenden Bergthälern herbeigerufen.

Die Thür des Kirchleins öffnete sich, und zur Seite des, in voller Fürstentracht prangenden Tiroler Herzogs erhob sich Papst Johann auf den Stufen — verschwunden war der wüste, kriegerische Bart und statt des weltlichen Gewandes umwallte eine weite kostbare, in Purpur und Gold gestickte Dalmatifa die hohe, gebieterische Gestalt. Mit mildem Lächeln erhob die hohe Arme und sprach laut den Segen über die in schweigender Andacht in die Knie gesunkene Versammlung.

Ueber die Berge bligte der erste Sonnenstrahl.

Lange war der prächtvolle Zug schon verschwunden und die alte hebre Stille und Einsamkeit wieder Herr geworden auf dem gewaltigen Alberg. Da lag Frazer Felix noch immer vor den Stufen des kleinen Altars im Christophs-Kirchlein und rang in brünstigem Gebet um Vergebung, daß er in seiner Einsamkeit den Stauffalter seines Heilands auf Erden sich so ganz anders gedacht. . . er vermochte nicht zurecht zu kommen in seinem schlichten Gemüth und immer wieder und wieder flehte er mit inbrünstig gefalteten Händen: „O Sancti Christoph, heiliger Schuttpatron, steh' mir bei! Bitte Du für mich Armen und erleuchte mich!“

Zweites Capitel. Der Sängerkönig.

„Die kann nit sein ein böser Mutz,
„Wo da singen Vöseln gult
„Die bleibet kein Zorn, Paß, Zant noch Reid,
„Welchen muß all' Herzleib:
„Och, Sorg' und was loss' hat anleil',
„Habt hin mit aller Tranngleich!“

So lang es recht frisch und lustig in die weiche Frühlingsluft eines der ersten Märzabende hinein, dessen Sonne ungewöhnlich mild hinunter ging und den Bodensee wie einen riesigen Strom geschmolzenen Metalls erdöthen und glühen ließ. Am Ufer aber, wo die Straßen der freien Reichsstadt Constanz gegen den See und die Konradsbrücke ausmündeten, saßen die lustigen Säng' vor dem gewöhnlichen Laubgange einer stattlichen Herberge und hatten in jugendlichem Uebermuth sich den Tisch mit den breit ausgebreiteten Holzbeinen bis in die Mitte des Fischmarks getragen und sich auf plumpen Stühlen herumgepflanzt. An dem vierlichen Zadenstebel der Herberge, der sich recht schmuck in den klaren Abendhimmel emporstreckte, baumelte an eiserner Stange das Zeichen der Schenke, „die goldenene Brade,“ einen mächtigen Wolschund darstellend, der trotz seines Alters und der schier verwitterten Vergoldung doch im Roth des Sonnenuntergangs noch recht erbanlich leuchtete. Die so sangen, waren eine Schaar junger deutlicher Gesellen, so mit den Herren und Fürsten aus allen Ecken und Winkeln des Reichs eingezogen waren und sich rasch zusammengefunden hatten zu der lustigen Erzbruberschaft vom vollen Humpen. Die Weisten davon mochten früher ein ander Geschäft getrieben haben; sie hatten zu Prag den Studien obgelegen oder waren als Kaufleute durch die Welt gerist, jetzt hatten sie Alle den Degen umgegürtet, denn das Wafsenhandwerk nährte und ehete seinen Mann vollauf, und wenn im Süden der Strauß zu Ende ging mit den Ungarn, Venetianern und Mailändern, so brach er im Norden wieder los mit Polen, Preußen oder Litauern. Auch unter dem Bogengange waren Tafeln gestellt, an denen Gäste saßen; das waren Knechte aus Schotten und England, die saßen stille beisammen und hatten nicht viel Gespräch, sondern sahen erstnächst dem lustigen Treiben der Deutschen zu. Gegenüber hatte ein griechischer Spezereihändler seinen Kram und Gaben aufgeschlagen mit allerlei Gewürzen, Wohlgerüchen und seinem Fruchtmarkt. Ein Griechinmädchen mit schwarzem Haar und noch schwärzeren Augen hielt die Kostbarkeiten feil und

eine Schaar junger Leute drängte um den Kadentisch, lachend und durcheinander plaudernd, wenn sie auch die Sprache der schönen Griechin so wenig verstanden, als die Laute vom Seestrand ihr fläschlich waren; diese und die Lilien auf den Kölden machten sie als Franzosen kenntlich. Seitwärts an der Straßendecke auf dem Pflaster laurerten einige Wälsche, und hielten einander schreiend und lachend im Moraspiele die Finger zum Rathen vor; die gekrünte Säule in den Verzierungen ihrer Wämmer ließ erathen, daß sie zum Gefolge Otto Colonnas gehörten, des würdigen Cardinals von Florenz.

Eine kräftige Stimme wiederholte jetzt den Entreim des Gesanges; sie gehörte einem stattlichen Mann in Stahlharnisch und Eisenhut, und den Farben von Lützelburg. Er hatte den gerippten Glasesch erhoben und ließ ihn mit Macht an den Beckern der Genossen widerklingen. „Halloh,“ rief er, „das Leben in Constanz fängt an, wir zu behagen! Es will mich schier gemahnen an die lustigen Tage auf der hohen Schule zu Prag, unter Kaiser Wenzels fröhlichem Regiment und eh' wir Deutsche gezwungen wurden, mit unsern Lehrern auszugehen und der Böhmenstadt den Rücken zu kehren! Niemand Anderer hat es angestiftet und angeführt, als der Fuß, der Erzlegler, den Gott verdammnen soll!“

„Ei . . . schrei' nit zu laut!“ entgegnete eine breitschultrige Gestalt, die einen größeren Humpen vor sich stehen hatte und die bairische weißblaue Binde über dem Wamse trug. „Wenn Du es noch nicht weißt, will ich es Dir sagen, der Fuß ist heute eingeritten in Constanz mit viel böhmischen Herren und in des Königs Geleit. Er kommt auf die Ladung und will sich verantworten vor dem Concilium. . . eh' Du ihn einen Regler schiffst, wart' erst ab, ob er sich nicht verantworten wir!“

„Reinetwegen mag er's immerhin thun!“ rief der Lützelburger wieder. „Was er aber nicht verantworten kann, ist daß er die Eintracht gestört und in das fröhliche Leben zu Prag den Feuerfunken geworfen hat. Böhmen und Deutsche waren wie Brüder, ein Herz und eine Seele — jetzt sind sie auseinander wie erbitterte Todfeinde und es soll mich gar nicht wundern, wenn's noch zu bösen Dingen kommt unter den zwei Nationen!“

„Dem wird wohl vorgebeugt werden,“ sagte ein Dritter, dessen Mundart den Sachsen verrieth. „Die große Versammlung in Constanz ist nicht bloß ein Kirchen-Concilium, sie ist auch ein Reichstag und ist bestimmt, allem Haer und Zwiespalt im Reich auf einmal ein Ende zu machen!“

„Fürwahr,“ rief der Bailer, „bald glaube ich nun selbst, daß es dem König gelingt, die Reichsfürsten unter Einen Hut zu bringen! Da er das Wunder dieser Versammlung zuwege gebracht hat, wird auch das kein Zaubersück für ihn sein! Er ist schon auf dem besten Wege dazu — die Fürsten strömen von allen Seiten herbei; wir Baiern sind schon da, die Pfälzer und Sachsen auch, gestern kam der Hohenzoller, der neue Kurfürst von Brandenburg, dem der König heute das große Banfett giebt und heute ist der Biskonti angelangt, der Herzog aus Lampartenland!“

„Ja, es ist etne Lust, dem König zu dienen,“

sagte der Fägelburger und warf sich in die Brust, „aber sie werden es ihm sauer machen, eh' er's durchsetzt. Sie kommen auch nicht zur Ruhe und Eintracht unter sich, so lang nicht gewiß und unbestritten ist, wer von den drei Päbsten in der Christenheit der wahrhaftige und ächte ist! Der König hält's mit Johanneß, der Mainzer auch — die von Köln und Trier und der Fäpälzer Ludwig wollen nicht von ihrem Gregorius lassen, der zu Avignon residirt und von den Hispaniern ist gar Niemand zum Censillum gekommen; die halten an Pabst Benevelli, der auf seinem Peniscola, oder wie das Felsennest heißen mag, sitzt und sagt: Nicht in Constanz, sondern wo ich bin, ist die Kirche!“

„Schlimme Aussichten!“ seufzte der Vater, nach einem schweren Zuge den Becher abschend. „Und die Verständigung thäte doch so Noth! Ist doch schon so viel des Unheils geschehn in allen Landen!“

„Hallos, das ist eine schmutze Dirne!“ rief der Fägelburger aufspringend und ihn unterbrechend; Alles wandte sich der Seite zu, nach welcher er deutete und auf welcher eine weibliche Gestalt in Pilgertragen und Muschelhut, einen langen Stab in den Händen, aus einer Seitengasse wie suchend hervorkam: als sie sich aber beobachtet sah, schleunigst in ein anderes Gäßchen zu entkommen suchte. „Aber in einem andern Gewande,“ fuhr der muntere Wappner fort, „möchte ich sie lieber sehn, als in der abschaulichen Kutte! Seht Ihr, die Franzosen sind schon hinterher? Wir wollen uns den Rang nicht ablaufen lassen!“

Damit waren alle aufgesprungen und zu dem Kreife geilt, der sich bereits um die Fliehende gebildet hatte, die nun mit erschrocknen, wasserblauen und wassergesfüllten Augen um sich sah, angstvoll die Hände rang und keinen andern Paut herabtrachte, als den immer stärker und jammervoller wiederholten Namen Rudolf. „Zurück, Ihr Herren von Frankreich,“ begann der Fägelburgische Wappner wieder, „sucht Euch andermwärts zu vergnügen — die Dirne spricht Deutsch, also gehört sie auf unsern Antheil . . . Sie soll sich deßhalb zu uns sehn und mit uns trinken!“

„Ach, Du Lieb's Herrgottle von Viberach!“ rief jetzt ein etwas ältlicher, wohl belickter Mann, der sich mit Gewalt durch die Umstehenden zu drängen suchte; er trug ebenfalls Pilgertelung, aber der Muschelhut hing ihm im Nacken und sein fettes Gesicht strahlte rötlich, ob vor Aufregung oder weil er dem rothen Eisfasser zu sehr zugesprochen, war nicht zu unterscheiden. „Lasset mich doch hinein, Ihr Herren! Lasset sie doch los und haltet uns nicht auf! Begehrt nicht so schwere Sünd', daß Ihr uns aufhaltet in unserer göttlichen Pilgerricht!“

„Was will der Dickwanst?“ scholl es ihm entgegen. „Trolle Dich, für Deines Gleichen sind solche Blümlin nicht gewachsen! Wer bist Du? Was für ein Recht hast Du, Dich des Mädels anzunehmen?“

„Ach Du Lieb's Herrgottle,“ jammerte der erschrockene Schwabe, „sie ist ja gar kein Mädel, sie ist ja meine Frau!“

„Warum nicht gar!“ lachte Einer aus der Schaar. „Rede, schönes Dirnlein — wär' es war? Hätest Du wirklich so schlechten Geschmack gehabt?“

„Ach Gott, ach Gott, Ihr Herren . . .“ jammerte die Gekünstigte, „last mich nur los!“ „Erst gib Antwort auf unsre Frage! Ist die Kugel da wirklich Dein Mann?“

„Ach Gott, ach Gott . . .“ rief sie immer furchtsamer, „ich weiß es ja nicht!“

Kautz, derbes Gesicht antwortete dem seltsamen Ausruf. „Was,“ rief der lange Fägelburger, „Du weißt es nicht? Wie kann der Kerl dann so frech sein, sich für Deinen Mann anzugeben? Müdest Du es nicht wissen, wenn Ihr verheirathet wäret?“

„Ach Gott,“ sagte die Frau wieder, „das sind wir auch, wir sind verheirathet, aber . . .“

„Aber Du weißt doch nicht, ob er Dein Mann ist?“ rief der Wappner unter noch schallerem Geräusch Aller. „Das wird so immer lustiger . . . so viel aber weiß ich nun, dies schwarze Weiblein bleibt bei uns und Du, Dickwanst, trolle Dich!“

„Ach Du Lieb's Herrgottle,“ rief dieser, nun ebenso erbläst, als er vorher roth gewesen, „Ihr glaubet nicht, was Ihr für Unheil anrichtet, Ihr Herren! Wir sind aus Viberach, aus der freien deutschen Reichsstadt Viberach — ich bin ein Kappenmacher und das ist meine Frau. Wir sind dachim aufgekeirt und kopulirt, aber damals hats der Rath und die Stadt mit dem andern Pabst gehalten und jetzt wieder mit einem Andern. Der hat nun Alles für ungültig erklärt, was der Erste gethan hat — sein Priester ist recht ausgeweiht, sein Kind richtig getauft, keine Ehe gültig eingesegnet . . . glaubet Ihr, daß das ein kleiner Gewissenskrupel ist, wenn man nicht einmal weiß, ob man von Gottes und Rechtswegen zusammengehört!“

„Genieß, genieß!“ riefen lachend die Gesellen durcheinander. „Geh' Deiner Wege, freier Kappenmacher aus Viberach und sieh, wie Du mit Deinen Estrupeln zurecht kommst . . . Dem schönen Weiblein wollen wir schon helfen, sie aufzulösen! Dafür ist Constanz ganz der Ort und bei uns ist sie vor die richtige Schmiede gekommen . . . O, ich habe noch nicht alles Kirchenrecht, das ich mir in Prag eingehäut, wieder ausgeschwitzt! Der Casus soll gründlich untersucht werden!“

Der Wappner hatte die hübsche Pilgerin gefoßt und wollte sie gegen den Zechisch ziehn, der Pilger zerte sie nach der andern Seite; die Genossen im Uebermuth des Scherzes nahmen für den einen oder andern Theil Partei und es war nahe daran, daß der geängstigte Reichspilger nicht ohne Mißhandlung davon gekommen wäre: da drängte sich ein langer, hagerer Mann im dunkeln Talar eines fahrenden Schülers in den Ring, indem er Alles ungeschäm bei Seite schob und stieß, so daß die Krügegestellen einen Augenblick nicht wussten, was sie davon denken sollten und ihn vermuntert gewähren ließen. Der Mann hatte offenbar zu tief in die Kanne gegudt, er wankte stark und rief mit fallender Zunge: „Quod fecistis? Cavete, ne laedimini copulum sponsaticum . . .“

„Was will der Schulfuchs?“ riefen die Weisigen durcheinander. „Wir wollen ihm mit der Fuchtel ein Collegium lesen!“

„Werst ihn in den See!“ schrie der Sachse. „Der Kerl spricht ein Latein, das für Hunde zu schlecht ist.“

Damit stiegen und schoben sie den Längen zurück, daß er zu Boden taumelte und Wüthe hatte, sich wieder anzurichten: über dem Lärmen und Drängen aber hatte das Pilgerpaar sich den geeigneten Augenblick ersehen und war entwischt. „Und ein solcher Bursch!“ fuhr der geärgerte Sachse fort, „will wohl gar einmal den Pfaffenrock anziehen und vor den Altar treten! Hoffentlich wird sich Niemand finden, der ihn dazu macht!“

„Dafür möcht' ich nicht gut stehen,“ erwiderte der Lühelburger, „ich habe wahrlich schon noch Schlimmere gesehen, die kaum lesen konnten und nicht einmal so viel Latein wußten, die Messe zu verstehen! Das ist's ja, warum alle Welt über das Verderbniß der Pfaffheit schreit und die Kirche reformirt haben will!“

„Ach was kümmert uns die Kirche und ihre Reform!“ rief der Baler, der sich wieder nach seinem Becher sehnte. „Ich schere mich nicht drum, so lang es ihnen nicht einfällt, mir vor der Thür lehren zu wollen! Laßt uns einen frischen Pumpen leeren auf den Späß!“

„Recht so!“ sagte der Lühelburger, ihn unterm Arme fassend. „Damit wollen wir den Kerger hinunterschwenken, daß über dem Esel von Schüller das hübsche Weiblein in der Pilgerlutte und entwischt ist!“

Sie kehrten an die Pläze zurück; der Herberger rannte geschäftig hin und her und kam fast nicht zu Ende, aus dem großen Henkelkrug, den er trug, die Becher immer wieder aufzufüllen. Während lustiges Gepoldeu begann, kam durch die dunkelblau Straße der Wagen eines wauernden Wäders gefahren, der einen kleinen runden Ofen mit sich führte und in demselben, wie die Kunden es verlangten, Brode, Bregel und Pastetchen buk, mit allerlei Gewürz und Früchten, wohl auch mit Wlisporet und Fisch gar schmackhaft ausgefüllt. Der Mann kam eben zur rechten Stunde, um ein gutes Geschäft zu machen, alle Hände streckten sich den warmen lecker duftenden Bräcken entgegen und über dem Lärmen schlich sich auch ein Bettler hinzu, der bei der lustigen Laune der Gesellschaft eine ergiebige Ernte zu machen hoffte.

Es war der bucklige Kneißl, den es aus den Tirolerbergen zu der großen Versammlung herüber gelockt hatte, von der er sich wohl nicht mit Unrecht ein leichtes und lustiges Fortkommen erwarten mochte.

„Was will die Vogelscheuche?“ rief ihn Einer an, als er mit demüthiger Geberde die Hand hinhielt und von dem struppigen Haar die verschöffene Gugel zurückstrich. „Schenkt einem armen Krippel einen Plappert, Herr,“ war die Antwort, „daß ich nur Brod und ein Nachtlager zahlen kann — hab' heute noch nichts Warmes gegessen und es ist gar so kalt, Nacht im Freien zu liegen . . .“

„Da hast Du einen Plappert, Strolch!“ rief der Sachse. „Kauf' Dir Brod und sieh, daß Du in einem Stall unterkriechen kannst — bei den Pferden ist es warm . . .“

„Do,“ rief der Lühelburger entgegen, „umsonst ist der Tod und so wohlfeil ge' ich mein Mitleid nicht her! Du sollst einen Pfennig haben, aber nicht umsonst! Zu irgend was mußt Du doch gut sein, trotz Deines Buckels: irgend was wirft Du doch

gelernt haben — das mach' uns vor und Du bekommst Deinen Pfennig!“

„Ich bin ein armer Bauer,“ erwiderte der Kneißl, indem er in ansehender Demuth die lauernden Augen umhergeschleichen ließ, „sie haben mich von Haus und Hof gejagt, die gestrenghen Gwelscheren in Tirol . . . ich hab' mich nicht wehren dürfen: ich hab' mich gedurft, als die Faust im Sack machen und hinter dem Rücken meines Peinigers Gesichter schneiden . . . das ist Alles, Herr, was ich kann . . . aber wenn Ihr ein Lied hören wollt, ich hab' ein ganz neues gelernt, erst gestern, dräben im Kranz zu Ueberlingen.“

„Recht so!“ riefen die Gesellen. „Er soll Gesichter schneiden! Wir wollen sehen, was die Fraze zuwege bringt!“

Der Kneißl ließ es sich nicht zweimal sagen und begann, die Züge seines unschönen Angesichts zu verzerrn, daß die Pfeifigen in lautes, rohes Gelächter ausbrachen. Bald verschwand die unsformliche Nase beinahe völlig in den wulstigen Lippen, bald schienen diese sich mit den Ohren zu vereinen und die Augen verdrehten sich im Kopfe, daß nur das Weiße sichtbar blieb.

„Hör' auf, Unhold!“ rief der Lühelburger und warf ihm den verpöhrten Pfennig hin. „Da hast Du Deinen Lohn und noch Einen, damit Du wieder aufhörst . . . Der Wein könnte mir nicht gut thun bei solchem Anblick . . . wenn Dein Lied nicht besser ist, ist es schlecht bestellt mit Deiner Kunst!“

„Das Lied ist wenigstens ganz neu,“ sagte der Kneißl den Pfennig auflesend. „In der Herberge zum Kranz in Ueberlingen saßen gestern rheinische Studenten zur Nacht — die haben es beim Weine gesungen und zusammen gereimt . . .“ Er nahm eine andere Stellung an, indem er mit den Armen die Geberden eines Fidelespielers nachmachte, und wie zu possirlichem Tanze die Beine hob. Er sang:

Ach Du veraght' Schlange,
Wie gelebt Du je so lange!
Du wählst Hül' der Wischhal,
Als Kasser an Dir sahst:
Deines Namens unwidrig bist,
Ein Betrauer des Antichrist!
Johannes ist Dein Name,
Gebenna ist die Klamme
Die Dir der Teufel hat bereit!
Mit Deinen Gesellen in Ewigkeit!
Du bist . . .

„Mori, can maledetto or taci!“ unterbrach eine zürnende Männerstimme den Gesang und eine kräftige Faust hielt die Kehle des Sängers umklammert. „It seiden nix, zu schimpfen santissimo padre . . .“

Es war einer der wälschen Söldner, des Deutschen eben kundig genug, um den Sinn des Liedes zu verstehen. Darüber kam die ganze Compagny wieder in Aufruhr und während die Einen dem Wälschen Recht gaben, die Andern aber gegen sein unbesugtes Einmengen larmten, hatte der verschmigte bucklige Antifister rasch das Weite gesucht. Dem Lühelburger gelang es endlich, zu begütigen. „Der Pabst,“ sagte er, „ist einmal hier in Costen . . . es gebührt der Kröte nicht, aber ihn zu schmäheln! Hätten wir des Liedes Inzucht vorher gekannt, wir hätten es ihm wohl gewehrt . . . Kommt zu uns

herüber, Ihr Stallener . . . Der Knirps hat sich aus dem Staube gemacht; das ist sein Glück . . . wir aber wollen zur Sühne ein anderes Lied singen, das Allen gefallen soll, auch denen, die es nicht verstehen — sie werden bald begreifen, daß es vom Trinken handelt! Es ist nagelneu, der Wolfensteiner hat es erst ganz frisch für den römischen König gemacht, der auch kein Kostverächter ist!"

Alle waren bereit und stürmten im Chore ein, der Lägerburger aber sang vor:

Wer hier mit mir will fröhlich sein,
Das Glas will ich ihm bringen;
Wer trinken will ein' guten Wein,
Der muß auch mit mir singen —
So trinken wir Alle
Diesen Wein mit Schalle!

Dieser Wein der andern Wein
Ist aller Wein' ein Fische,
Drum trink mein liebes Biberlein
So rats' ich, Oswald Wolfenstein,
Auf daß Dich nimmer dürste!

Ändernd wurden die Schinkreime widerholt, die Becher klangen im allgemeinen Entzücken aneinander; der Valer lernte seine Reize, daß, als er das Glas umführte, nicht ein Tropfen auf den Tisch rann. Dann raffte er sich mit wankenden Beinen auf, zog sein Lederbesteck aus dem Wams und rief den Herberger, seine Zecher zu bezahlen. „Wohin ich gehe?“ rief er mit schwerer Zunge, als Einige ihm diese Frage zugewandt hatten. „Ich will hinaus in die Münzergasse, wo König Sigismund Hof hält. Er gibt heut ein großes Bankett zu Ehren der neu angekommenen Fürsten, besonders seines Freundes, des Kurfürsten von Brandenburg . . . Da gibts Burgunder und Malmei, die schwere Menge . . . ächten Malakaser, sag' ich Euch; ich kenne des Könige Unterschenken, will sehen, ob nicht ein Tröpflein für mich abfällt . . .“

„Hat der Schwamm noch nicht genug geschluckt?“ lachte der Lägerburger sich ebenfalls erhebend. „Ich gehe mit: es wird allerlei Kurzweil und Neuwürdigkeit geben — vielleicht kommen wir in den Stall und sehen das wunderbare Thier, daß der König von Polen dem römischen König zum Geschenk geschickt hat . . .“

„Ein wunderbares Thier sagst Du?“

„Freilich — ein Ungeheuer, sieht aus wie ein schwarzer Dachs, ist aber größer als ein Streitross, hat einen spizen Schwanz und ein mächtiges Horn auf dem Kopf . . .“

„Ich gehe den Engländern nach,“ sagte der Esche, da diese sich auch gemächlich erhoben und zum Weitergehen ansahen. „Die gehen in den Burkhardshof zum guldnen Schwert, wo der Bischof von Munder in Engelland Herberge genommen hat. Der hat eine Menge von gar besonders Gauklern und Spielern mitgebracht, die stellen den Rindermord von Bethlehem vor und die Hochzeit von Kana und den Sündenfall . . . das muß ich sehen!“

Der Valer hatte sich inessen mit dem Herberger über die Zecher nicht zu einigen vermerkt, die ihm viel zu hoch schien. „Was?“ schrie er und schüttelte den Wirt, den er am Wamme gefaßt hielt. „Der Esche untersteht sich, ein solches Feindgeiß für die paar Becher und ein Stück von einem nagelnen Hä-

lein zu fordern? Ist es nicht genug, daß Du Deinen schäßigen Landwein für ächten Rheinfal ausgibst? Kostet nicht ein ganzer Haie nicht mehr als sieben Plappert und Du erstreckst Dich, für ein Stücklein mehr zu fordern? Willst Du Deine Kunden schänden? Wo ist mein Sarras, daß ich mit Dir selber den Kauf mache?“

Er tappte nach dem Wehrgehäng, aber die Andern hängten sich an ihn und waren bemüht, den Fädelstüchtigen weiter zu bringen. Darüber und in der vollends eingebrochene Dunkelheit war es unmerklich geblieben, daß ein Kahn an den Lantongsteig herangerauscht war, und ein verhälltes Paar, nachdem es eilig den Schiffer abgestigt, aus dem Thorbogen heraustratete. Schon war es am Eingang der matt beleuchteten Gemöblgänge, als Einer der Kriegerleute noch das fliegende Gewand des Weibes erblickte.

„Hallo,“ rief er seinen Gefährten voraneilend zu. „dort ist wieder eine Weiberschaube in den Gemöblgang hinein gehuscht! Ich hab' einen raschen Blick und ich weete um einen Krug Rheinwein, daß sie jung und hübsch war! Es wird ein fahrend Fräulein sein, die zu dieser Stunde herumhuschen wie die Fledermäuse! Drauf, Gesellen! Nach! Welken sehen, wer das Wild erspart!“

Unter Schreien und Lachen stürmten sie alle die Straße hinaus und unter den Bogen vorwärts.

Die Bliebenden hatten nur einen kurzen Vorsprung und auch dieser verminderte sich zusehends, denn die Frau schien vom Schrecken so angegriffen, daß sie nur mühsam und schwankend von der Stelle kam; ihr junger Begleiter, das Unternehmliche voraussehend, wandte sich bereits zurück und legte Hand ans Schwert, um so die Verfolger zu erwarten. „Halt! ein Florentin . . .“ flüsterte die Frau, „Widerstand wäre vergeblich, die Ueberzahl ist zu groß . . . Hier ist es dunkel,“ fuhr sie ihn zu sich ziehend, fort. „Der Vorsprung dieses Hauses deckt uns, daß sie vielleicht an uns vorüber eilen . . .“

Widerstrebend folgte der Jüngling, aber die Vermuthung bewährte sich; die Verfolger stürmten losgehend an dem Weisich vorbei und noch weit her hallte ihr wüthes Singen und Lärmen durch die Nacht.

„Wohin wollt Ihr jetzt geleitet sein, Herrin?“ fragte Florentin, als das Getöse völlig verklungen war.

„Wohin Du willst . . .“ tönte es hastig entgegen, . . . forge nur, daß ich heute noch mein Ziel erreiche . . .“

Sie waren einige Schritte vorgetreten, das Licht aus dem Erdgeschosse eines Hauses fiel auf das Paar und beleuchtete Florentin's Antlitz. Es war nicht wieder zu erkennen in seiner Blässe und mit den eingesenkten Höhlen, in denen unheimliche Feuerzungen loderten.

„Ihr bestecht also darauf . . .“ sagte er dumpf und traurig.

„Frage nicht,“ rief sie ungestüm, . . . hantle! Ich habe keinen andern Gedanken . . . jeder veräumte Augenblick frist mir am Leben . . .“

Er wandte sich und schritt ihr schweigend in eine enge dunkle Nebengasse voran. —

An der Münzergasse sah noch eine stattliche Reihe hell erleuchteter Fenster in die Nacht hinein-

Es waren die von drei aneinander stoßenden Gebäuden, des Freiburger Hofes, des Bunnrich und des Bischofs-Hofes, in welchen der römische König mit seiner Gattin Barbara, der ebenso schönen als lebenslustigen Gräfin von Eilly, seine Herberge genommen hatte. Dem Uebelstande, daß die Räume für solche Bewohner zu klein, die Gemächer nicht prächtig genug waren, hatte man durch neue kostbare Aus schmückung und durch Durchbrechung der innern Verbindungsmauern abgeholfen. Auf diese Art hatte Jedes in seinem Antheile genügendes Gelas und bei größern Versammlungen durften nur die innern Thüren geöffnet werden, um ausreichenden Platz zu reicher Entfaltung des königlichen Pompes zu gewinnen, mit welchem Sigmund sein Erscheinen zu umgeben liebte. Durch das Zusammenbringen wurde sogar der Eindruck erhöht und erhielt etwas von dem bürgerlich häuslichen, aber anmuthigen Gepräge, das die Häuser der Patrizier und Domherren wie überall in den freien Städten des Reichs auch in dem wohl angesehenen und reich begüterten Costenz trugen. Ein großes Zimmer im ersten Gaden bildete den Prunksaal; von beiden Seiten schloß sich an ihn eine Reihe kleinerer Gemächer, die zu Speise- und Speisemündern dienen konnten; den zweiten Haupttheil des Mittelganges bildete eine weite laustige Hausflur, deren rothes Ziegelpflaster sich unter weichen Teppichen verbarg, während die Wände im Schmuck buntfarbiger Decken und angelegter vielarmiger und vergoldeter Kränze prangten. Da gab es Raum genug, der besonders tanzlustigen Jugend zu dem Genuß eines kleinen Reizens zu verhelfen; die Besauner, Pfeifer und Trommler hatten im obern Stockwerk in dem hohen Lichteinfall Platz, aus welchem die Töne und Weisen doppelt anmuthig herunter klingen mochten.

An dem Treppengeländer standen einige von den Landherren an der Eise, welche herbeigelommen waren, um das große Schauspiel einer so gewaltigen, die ganze Christenheit in Bewegung setzenden Versammlung nicht zu versäumen. Dabei war natürlich der Gedanke nicht fern, bei dem König geheimes Geseh und Gelegenheit zu finden, für ihre Pläne wegen des unmittelbaren Anschlusses an das Reich, den ersten Faden anzufürßen. Das waren die Weggründer, welche den fröhlichen Liebenberger, den Sallerder und Starckenberger herbeiführte hatten; den reichen Niklas Bintlir vom Kuntelstein hatte wohl auch die Aussicht auf großen Gewinn gelockt, denn es war ein groß Bedürfnis an edlem Metall und die Lombarden und andere Wechsel hatten allerorts ihre Buden aufgeschlagen und waren den ganzen Tag über umlagert. Konrad Bintlir, den Beherrschenden, hatte die Öffnung angezogen, manch wichtigen und bedeutsamen Zug wahrzunehmen zur Sittenschilderung der Zeit in seinem Jugendbuche.

„Ihr kommt spät,“ sagte Eckart von Liebenberg, „dachte schon, Ihr hättet Euch gar eines Andern besonnen! Fakt schon genug versäumt, denn die Augenweide und Kurzweil geht gar nie zu Ende; es ist, als ob man sich im Kreisel drehte und das Geld springt in die Wechselbuden, daß man es kaum spürt!“

„Ich hab' es Dir voraus gesagt,“ erwiderte der Sallerder lachend, „ein Weingut wirst Du mindestens daran rücken müssen!“

„Das ist fast schon dahin! Grund und Boden ist verthan, jetzt sind schon die Stangen dran und die Aken . . . aber es grämt mich nicht und wenn ich zur Gesellschaft noch ein zweites nachschicken müßt! Aber seid Ihr allein gekommen? Wo ist der Goldecker geblieben und Degen Jux und vor Allem Spaur?“

„Der Goldecker kommt nicht,“ entgegnete Starckenberg, „es ging mit ihm, wie ich immer gefürchtet . . . er hat sich von einem schönen Wamm und einem klingenden Gelsack verlocken lassen! So viel Einladungen auch an ihn ergingen, er ist in Innsbruck hängen geblieben und nicht gekommen — kein Zweifel mehr, er ist zum Herzog übergegangen!“

„Die Wetterfahne!“ rief Eckart stampfend. „So hat sie sich doch nach dem Winde gedreht! Aber wenn sie noch so die vergoldet würde, der schätzbare Grund wird überall durchschienen! . . . Aber wie ist es mit Spaur? Warum kommt der nicht! Der hat doch nicht etwa auch umgefahlet?“

„Wie man es nimmt!“ entgegnete Starckenberg ernst. „Umgefahlet hat er nicht, aber — abgefahlet hat er — er ist todt!“

„Todt? Peter von Spaur, der Eisener, todt? Willst Du mich narren? Ist er auch beschert, war er doch fest wie ein Eichbaum bis in's Mart hinein!“

„Und doch muß im Mart der Wurm gefressen sein, der ihn anfraß, daß ihn der Sturm brechen konnte! . . . Der Brief wegen des Stillstands, den der Wolfensteiner uns aufgeladen, ging in der Reihe herum von Burg zu Burg, daß Jeder sein Siegel darunter setzen sollte und seinen Namen. Er ward blutroth im Angesicht, wie das Pergament vor ihm lag, sprach aber kein Wort — dann hob er die Feder, als ob er ansetzen wollte zur Unterschrift — plötzlich aber lebnt' er sich in den Stuhl zurück und that den letzten Athemzug . . . er hat es nicht über's Herz gebracht, seinen Namen auf das verfluchte Blatt zu setzen . . . nun liegt er in seiner Gruft zu Sporegg und ich wollte mich zu ihm legen, könnt' ich damit den meinigen wieder wegwischen!“

„Das Wischen geht nicht an,“ sagte Sallerder, „aber ihn mit dem Schwert ausfragen . . . dazu wird auch einmal die Zeit kommen. Wie ist es aber mit Dir, Eckart? Wie hast Du Deinen Auftrag erfüllt? Hast Du schon einen Weg ausgefunben, der zum König führt?“

„Ich bin nicht eben besonders glücklich gewesen,“ entgegnete Liebenberger, „es hält schwerer, als Ihr wohl denkt . . . des Herzogs wegen, der überall seine Kundschafter hat, muß' es mit größter Vorsicht geschehen — des Königs Kanzler, Meister Kirchheimer, hat mir viel versprochen, aber noch nichts gehalten; jetzt hab' ich bessere Aussicht, ich habe mich an seinen Schreiber gemeldet . . .“

„An einen Schreiber? Was wird der vermögen?“

„Das ist ein Schreiber von besonderer Art, der schon viel Juch gesagt hat in des Königs Kunst und der wohl bald höher steigen wird! Kaspar Schild ist sein Name, eines ehrbaren Bürgers Sohn aus Eger, die Mutter aber, eine Gräfin Colalto, hat ihn dem König empfohlen. Es ist gut, daß Ihr kamt, denn eben für heute gab er Öffnung, daß es gelingen werde, im Gemüß des Festes mich unbemerkt zum König zu bringen . . . Doch man kommt! Laßt uns

bei Seite treten — dort in der Ecke können wir sehen, ohne bemerkt zu werden . . . das ist der König.“

„Sie zogen sich seitwärts; Starkenberg blickte nach den Herankommenden zurück. „Er ist es,“ sagte er, „ich erkenne ihn wieder, wie ich ihn in Ungarn gesehen . . . der Männer Stolz und der Frauen Liebling — aber die sieben oder acht Jahre haben ihn älter gemacht . . . das blonde Kraushaar und der so hoch gehaltene mächtige Bart sind schon stark mit Silberfäden durchzogen . . .“

„Das ist nur äusserlich,“ erwiderte der Liebenberger, „von innen denkt er noch lange nicht daran, den Jüngling auszuweichen! Die an seiner Seite, in der Purpurhose und dem Gewande von Silberbrokat, ist die Königin . . .“

„Fürwahr, ein schönes Weib!“

„Das weis ich auch sehr wohl und hat nicht das Mindeste dagegen, wenn man sich erbrüskt, es ihr zu sagen! Ihre Gefährtin links ist Herzogin Margarethe von Teck, die Schwester des Nürnberger Burggrafen, und die zur rechten Hand ist Königin Elisabeth von Bosnien, deren Gemahl Wartslo Sigmund besetzt und gefangen nahm, und die nun die liebste Freundin der Königin geworden!“

„Wer sind die andern Weiden, die in den schwarzen Felsen?“

„Wer sonst als Ungarn? Die haben Sigmund erst nicht gewollt und lange Krieg geführt und Meuterei getrieben gegen ihn, jetzt aber hüten sie ihn wie ihren Augapfel. Erst wollten sie Alle, bis auf den Geringsten herunter, in der Stadt Herberg finden: weil sie aber ein unfauber und unruhig Volk waren, das immer Bräueln anfang, hat sie der König nach Petershausen verlegt, da prügelte die Banern sie wieder und halten sie so im Zaum . . . die Wagnaten aber gehen ihm dafür nicht von der Seite. Der Schwarzbärtige ist Graf Niklas Gara, der Großpalatinus von Ungarn, und der Graue mit dem kahlen Schidel ist Sibor von Siborich, nach diesem der Größte und Gewaltigste im Land . . .“

„Der finstere Mann aber, der sich jetzt zu Gara wendet — der mit dem unheimlichen Gesicht, wer ist das?“

„Das ist Pippo.“

„Wer ist Pippo?“

„Wie, Ihr kennt Pippo nicht? Pippo Spano, den Florentiner, den treuesten Diener und Feldhauptmann des Königs? Der hat mit Bajonet geschnitten und heißt der Lürkenschred — dafür hat ihn der König zum Gespan von Temeswar gemacht und ihm große Güter mit dem Bergschloß Djora geschenkt. Er hat ihm aber auch wieder gedankt für das Geschenk und wie Sigmund auf der Flucht war vor den Rebellen, gab er ihm dort Zuflucht, bis das Blatt sich wieder gewendet hatte, und ließ ihrer dreißig von den Aufrührern köpfen und die Leiber von den Mauern von Djora in's Wasser werfen . . .“

„Wilt genug sieht er dazu aus . . . aber sind gar keine Deutschen im Gefolge des Königs?“

„Doch, doch . . . dort in der Thüre lehnt Günther von Nellenburg, auch sonst kein Grafen und Herren da aus allen Ranken . . . werdet sie schon sehen bei einem Anzug, oder wenn die Stadt wieder ein Essen giebt auf dem Rathhauseaal. Die meisten

sind heut nicht hier, und die zugegen, werden drinnen sein in den Gemächern, wo die Fürsten selber zusammen sitzen und deren Abgesandte . . . es sind deren da aus Griechenland und vom Groß-Ghan und aus Königreichen, deren Namen ich im Leben noch nie gehört . . .“

„Wie ist mir denn?“ unterbrach Sallerer. „Seh' ich recht oder macht mir die Einbildung einen Poffen vor? Der Junker dort, mit dem die Königin so angelegentlich spricht, ist das nicht . . .“

„Ganz recht gesehen! Das ist der zierliche Junker Tege von Willanders, der jeder Schürze nachläuft und Frau Barbara nicht zu missfallen scheint!“

„Ungeklärter Mensch! So etwas von der Königin zu sagen!“

„Warum nicht, wenn alle Welt davon zischelt? Hab' einmal gehört, ein verliebtes Weib hab' ein Haar von einem Pantherthier verschluckt — wenn es so ist und wenn nur die Hälfte wahr ist von dem, was müßige Mäuler von ihr klatschen, dann muß Frau Barbara eine ganze Pantherhaut verschlucken haben . . .“

Der König mit seiner Umgebung kam näher, die Landherren verstummten und zogen sich zurück.

„Erlaubt, mein Herr und Gemahl,“ sagte die Königin, indem sie einige sich tief verneigende Frauen aus der Thüre des Nebengemachs heran winkte, „erlaubt, Euch einige von den Edelfrauen dieser guten Stadt vorzustellen, welche ihre Liebe zu uns dadurch beweisen, daß sie gekommen sind, diesen festlichen Abend zu verschönern . . . die edlen Frauen von Lind, von Gumbold, In-der-Bundt und von Lettikon!“ Die Frauen verneigten sich wieder und wieder auf's Ehrerbietigste, während König Sigmund grüßend vor sie trat, mit jener Freundschaft, die ihm um so rascher alle Herzen gewann, als sie durchaus keinen Schein von Herablassung enthielt. „Unsere Königin hatte ganz Recht, vom Verschönern unseres Festes zu sprechen!“ sagte er. „Die edlen Frauen thun das durch ihr Erscheinen und ich bekenne, nicht leicht in meinem Leben einen solchen Kranz von Schönheiten geschaut zu haben. Auf einem Zuge nach Italien — es wird mir unvergesslich bleiben! — wurde ich in Siena festlich empfangen und von einer Schaar schöner Frauen begrüßt, die ich bislang für die schönsten gehalten! Jetzt bin ich von des Besten belehrt . . . auch hierin ist Italien von Deutschland besiegt und übertroffen, und wäre die Wahl nicht so schwer und müßten wir nicht fürchten, die gerechte Eifersucht unserer Frauen und Königin zu erregen, wir würden diese Farben tragen und uns zu ihrem Ritter machen!“

Die Frauen kamen aus dem Knien und Erörthen nicht heraus; sie erwiderten, wie Seine Majestät als artiger Ritter bekannt sei, er es meisterlich verleihe, den Frauen zu hofiren, und wie sie also wohl wüßten, was sie von seinen zierlichen Reden zu halten hätten: sie waren aber alle geschmeichelt und nahmen es nicht übel, als der König, bei den Einzelnen die Runde machend, sich in noch stärker aufgetragenen und wärmeren Artigkeiten erging. „In der That,“ sagte er mit seinem einschmeichelndsten Tone zu der jüngsten, der Frau des Herrn In-der-Bundt, welche eine Blume im Wappen führte und daher dies Zeichen überall, in den Haaren wie am

Gewande angebracht hatte, „Ihr seid ein lebendes Blumenbrot, schöne Frau! So wir noch in dem irdischen Alter wären, da wir uns irdischen Minnesangs besäßen, würden wir hier eine Auserwählte finden, wie nirgendwo! Stirn und Nacken wie Malenstäcklein und Scheldernblüth, Augen wie Veilchen, Wangen wie Pfirsichblumen und Lippen wie eine frisch ausgegangene Rose . . . Glücklicher Gärtner, dem es vergönnt wäre, sich hier einen wonnigen Strauß pflanzen zu dürfen! . . . Ich versetze Euch,“ fuhr er lachend fort, als die Frau, purpurroth und verwirrt, einen halb fragenden, halb ängstlichen Seitenblick nach der Königin hinüberstreifen ließ, „Ihr seid nicht minder schelmisch als schön, aber Ihr seht, untre königliche Gemahlin hat nicht Mäße, mir mein Glück zu mißgönnen . . . sie ist ganz darin verlost, ihren neuen Kammerjungfer mit seinem Dienste besannt zu machen . . . Hier aber kommt ein lieber Gast, den ich begrüßen muß und der Euch also Eurer Befürchtungen enthebt, wie meines Andringens!“

Der Ankömmling war ein alter Mann in schwarzer ritterlicher Tracht, eine einfach kostvolle Gestalt, ein von reifem Denken und Sinnen geformter Kopf. Ihm zur Seite stand ein Mädchen, das kaum öfter als siebenmal den Frühling gesehen haben mochte, selbst eine Kнопe, wie die ersten Frühlingstage sie hervorlocken, rein, unentweicht und schön. Ein blaues Kleid von feiner Wolle umschloß gefällig anliegend die schlankte, zierliche Gestalt, mit einer Silberborte gegürtelt, wie eine solche auch in die weichen Goldlöden des Haars gewunden war. Das zarte, wohlgebildete Antlitz war nicht eben fesselnd schön, aber von einer weichen Röthe überhaucht; um den schmalen Mund lagerte Anmuth, und wenn das in jungfräulicher Scheu gesenkte Auge sich erhob war es, als ob man in einen Spiegel von Reinheit und Güte blicke, noch ungetrübt von einem Hauche, unentweicht von einer Berührung des Lebens.

„Gott zum Grube, alter Freund!“ sagte der König zu dem Ritter. „Wir freuen uns sehr, Euch wieder zu sehn . . . seit dem Schredenstage von Nikopolis sind wir Euch nicht mehr begegnet . . .“

„Mein wunder Körper erlaube mir nicht mehr, den Siegerzügen meines Königs zu folgen,“ erwiderte der Ritter, „in der Einsamkeit meiner Waldburg habe ich wieder Freundschaft geschlossen mit Wägern und der Harse, den Beschäftigungen des Einsamen . . .“

„Ihr sollt uns davon Proben geben,“ unterbrach ihn Sigismund. „Das ist ohne Frage Euer Tochterlein? Ist sie doch Eurer Gemahlin getreues Contersei . . . Erlaubt, Frau Königin,“ fuhr er zu dieser gewendet fort, „daß ich die Vorstellung von vorhin Euch vergelte . . . Der Ritter Verthold von Schwangau und seine Tochter! . . . Ihr habt mich vorhin mit drei Schönheiten besannt gemacht, aber ich mache es weit mit einer einzigen — alle Frauenreize wiegt ein solches Antlitz auf, in welchem noch Kind, Jungfrau und Engel so wie hier um den Vorrang streiten!“

Die Königin suchte bei den letzten leiser gesprochenen Worten verächtlich mit den Mundwinkeln; sie verborg es aber und begrüßte mit gnädiger Verablassung das Ritterfräulein, das mit schüchternen Taubenaugen zu ihr auffah, als schiene es um Ver-

gebung zu bitten wegen des vielen Aufsehens und Gebahrens, das man um sie mache und das sie nicht verdiene. Die Königin nahm sie bei der Hand und schritt mit ihr, von den Frauen gefolgt, den Nebengemächern zu.

Der Borplatz war leer und die Eispländer benutzten den Augenblick, an die Treppe zu gelangen; auf derselben trat ihnen Oswald von Wollenstein entgegen, im kostbaren Sammetmantel mit Pelz verbrämt, die Pfauenfeder des Minnesängertums hoch auf dem Barett.

In den Locken seines Bartes schimmerte der Ring der Königin von Arragon.

Verwundert blieb er stehen, als die Ritter mit kurzem, frostigem Gruß an ihm vorüberstritten; er sagte kein Wort und nur ein Köcheln des Spotts umspielte seine Lippen: erst als auch Nikolaus Buntler in gleicher Weise vorüber wollte, fand er Worte, seinem unnuthigen Staunen Lust zu machen. „Wie ist mir denn gefehlen?“ rief er. „Dat die kurze Zeit mich mehr verändert als vielsährige Pilgersfahrt, Falschhaar und Sängertut? Ich bin überrascht und erretzt, Dich zu sehn, alter Freund, Dir gerabe hier, wo ich Dich am wenigsten vermuthet, zu begegnen, und Du hast kaum einen Gruß für Oswald von Wollenstein?“

Der reiche Mann war besangen und es gelang ihm nicht, das zu verbergen. „Bergib,“ sagte er, „meine Gedanken waren zerstreut und bei meinen Geschäften . . . aber daß Du mich hier antreffst, ist Dein eigenes Werk. Seit Du unsern Frieden mit dem Herzog gemacht und ich meines Amtes als dessen Hauptsteuer-Einnehmer entseht blieb, da hatt' ich müßige Zeit und lange Weile auf dem Runkelstein. Drum ging ich nach Kostenz . . . da giebt's doch zu thun und Geschäfte zu machen . . . Eben ruf mich ein solches, das nicht Aufschub verträgt. Drum vergieb, wenn ich eile — in kurzer Zeit, beim Feste begegnen wir uns wohl wieder.“

Er ging; Konrad wollte folgen: diesen aber hielt Oswald, bitter auslachend, zurück. „Mein, Meister Konrad,“ rief er, „Euch minbestens lasse ich nicht, eh' Ihr mir erklärt, was all' das beuten will . . .“

„Mich wundert, daß Ihr fragt,“ erwiderte dieser, „bei den Falken habt Ihr's eben verdorben — die sechs Jahre Stillstand vergehen sie Euch nicht so bald.“

„Die Thoren!“ rief Oswald. „Zu wessen Augen hab' ich ihn denn bedungen? Nicht allein und einzig für sie? Ist es nicht in ihrer Macht, ihn zu nutzen und was hätten sie im Augenblick gekonnt . . . was hätten sie jetzt anders vermocht, als sich doch still halten zu müssen? Und hab' ich nicht dafür die Verstärkung erwirkt?“

„Sie denken nicht so — der Bruder aber großt Euch, weil Ihr bei dem Frieden ihm seinen Posten nicht erhaltet, weil Ihr nicht gemacht, daß der Herzog den Starlenberger gezwungen und er sich mit ihm vertragen mußte, um seinen lieben Runkelstein wieder zu haben!“

„Vortrefflich!“ rief Oswald wieder. „Da haben ja meine wohlgemeinten Bemühungen mir recht angenehme Früchte getragen . . . es sehite nur noch, daß . . . Wo ist Herzog Friedrich?“ fuhr er abbrechend fort.

„Das fragt Ihr mich? Wart Ihr denn nicht die ganze Zeit über schon vor uns in Kostenz?“

„Was soll' ich hier? Als mein Geschäft beendetigt war, schiffte ich nach dem Algäu über und

ritt, einen alten Freund und Sanggenossen zu besuchen, nach Schwangau — erst heut' traf ich von dort wieder ein!"

„Auch Herzog Friedrich ist erst vor einigen Tagen wieder in Kostenz — wir sind ihm überall auf der Spur nachgereist. Nachdem er den heiligen Vater hergesehlet, zog's ihn bald nach Innsbruck zurück und ließ ihn nicht mehr los!"

„Ihr sagt das so sonderbar," entgegnete Oswald und musterte das Lächeln in dem behäbigen Antlitz des Wintler. „Was soll das heißen? Was war es, was den Herzog nach Tirol zurückzog?"

„Wär's möglich?" fragte Wintler entgegen. „Solltet gerade Ihr nichts davon gehört haben, daß es ein neues Schächgen war, das ihn fesselte?"

„Warum sollte gerade ich davon hören? Ihr redet immer sonderbarer!"

„Nun, werdet nur nicht unwirksam, edler Herr und Freund! Ich dachte nur, weil Euer Name dabei doch auch nicht ungenannt blieb . . . Es ist nun einmal doch kein Geheimniß mehr, wer die Frau gewesen, um deren willen Ihr die Pilgersfahrt unternommen in's gelobte Land . . ."

„Was ist das! Wie kommt jener Namen noch einmal zu dem meinen und zu mir?"

„Wie sollt' er nicht . . . Die ist's ja eben, des Herzogs neues Liebchen!"

„Unmöglich, Wintler . . . das ist ein lügenhaft Gerücht!"

„Nein, Herr, Wahrheit ist's . . . Auf dem Friedensfest zu Innsbruck da fing's an — dann ist er heimlich oft bei Nacht zu ihr geschlüpft, das Rischeln geht gar bald hin und wieder; dann nahm er's nicht mehr so genau und kam wohl gar am hellen Tag zu ihr . . ."

„Unmöglich, Wintler!" rief Oswald wieder und noch lebhafter. „Da seht Ihr's wieder und könnt's in Euer Tugendbuch schreiben, wie verderbt und lügenhaft die Welt! Weil die Hausmannin dem Herzog gefiel, mußte er sie gleich besitzen und entehren? Weil sie ein leichtsinnig und wankelmützig Herz hat, muß sie darum schlecht sein? . . . Sie ist meinem Herzen fremd geworden, als hätt' ich sie nie gekannt — dem aber widersag' ich doch vor aller Welt . . . zur Vuhlerin herabzusinken, und wär's auch die eines Herzogs, dazu ist Sabine zu stolz!"

Er ging und ließ Konrad Wintler stehen, der ihm kopfschüttelnd nachsah. „So ganz fremd scheint sie in diesem Herzen doch noch nicht zu sein," sagte er vor sich hin, „aber für mein Tugendbuch wär's wohl zu merken geben . . ."

Der Vorfall war leer und still geworden; aus den Nebengemächern schallte fröhliches Gespräch und munteres Lachen.

In die heitern Töne mischte sich ein schmerzliches, halbunterdrücktes Schlingen. Es kam aus der Ecke, wo schwere herabwallende Vorhänge eine Art kleinen Erker bildeten. Zwei Edelknaben in den Farben des Herzogs von Tirol sahen dort unbeachtet auf einem Wandbänkehen; der Eine, an die Brust des Andern gelehnt, hatte sein Gesicht daran verborgen und weinte bitterlich.

Es war Sabine mit Florentin.

„Haßt Euch, Herrin," flüsterte dieser, „was Ihr wolltet, ist geschehn — ich hab' und diese Kleider geschafft und Euch hieher geführt . . . Ihr werdet Alles selbst verderben und durch Eure Unruhe und Eure Tränen Euch verrathen . . ."

„Bin ich unruhig?" fragte Sabine, sich hastig aufrichtend. „Hab' ich gemeint? Fürchte nichts, es war nur ein Augenblick des Verzweiflens — warum sollt' ich weinen und bange sein, ich bin ja hier — dem Ziel meiner Wünsche nahe . . . durch Dich, Du treues Herz! O wenn ich im Stande wäre, Dir so zu danken, als Deine Ergebenheit es verdient!"

„Ich will keinen Dank," murkte Florentin abgewandten Gesichts. „Euch zu dienen ist mein Glück, wenn es auch mein Elend ist!"

„Wadrer Knabe . . . ich will dafür dankbar sein, auch wenn Du es nicht begehrt: nicht Deine Herrin — wie Deine Schwester will ich sein und Dich wie einen Bruder halten . . . Aber wo willst er so lanag?" fuhr sie umberblickend fort.

„Wenn Deine Kundschaft irrig wäre, Florentin? Wenn er nicht käme? . . . Ich stehe am Rande eines Abgrunds . . . o Gott, mein Gott, wohin ist es mit mir gekommen . . ."

Sie brach neuerdings in Thränen aus und drückte das Gesicht in die Falten des Vorhanges. „Oh," wimmerte sie, „daß ich taub geworden, eh' ich dieses Wort gehört . . . aus diesem Munde gehört . . . Heiliger Gott, ich . . . ich . . . und jetzt seine . . ."

Der Schmerz erstikte ihre Stimme. Florentin stand halb sinnlos daneben; er spielte mit dem Dolche an seinem Hüftel, demselben, den einst Sabine getragen; er lästete ihn in der Scheide: Wuth, Rache und Leid lodten in seiner Seele — er wußte nicht, sollte er ihn in die Brust des beklüfteten Nebenbuhlers stoßen oder die ihm verschmähenbe Geliebte durchbohren oder dem eigenen gequälten Herzen Ruhe schaffen für immer.

Am Ende des Ganges, der in das anstossende Gebäude führte, wurden Schritte vernehmbar und fröhliche Männerstimmen. „Man kommt," flüsterte Florentine. „Erwartet Euch . . . es ist — den Ihr erwartet . . ."

Sie richtete sich an seinem Arme auf und starrte dem Kommenden entgegen.

Wohlgemuth kam Herzog Friedrich heran und hielt überauscht inne, als er die beiden Knechte in seinen Farben bemerkte. „Wer seid Ihr?" rief er. „Wie kommt Ihr in meine Farben?" Er wollte mehr sagen, aber Sabine trat ihm entgegen, ein Blatt in der Hand, das sie ihm übergeben zu wollen schien — sein Auge begegnete dem ihrigen . . . „Sabine, Du?" flüsterte er hastig und rief dann laut seinen Gefährten zu: „Eden erinnere ich mich, daß ich den Vurschen selber gebungen . . . Geht und erwartet mich . . ."

Aufweisend sank sie ihm an die Brust, der Vorhang wollte nieder um sie: vor demselben lehnte Florentin an der Wand, an allen Gliedern erhebend. Er tastete wieder nach dem Dolche . . . er riß ihn heraus, dann aber erblckte er das Kreuz, das dessen Griff bildete und mit einem Male war der Ausdruck seiner Miene verändert; die Wuth wich dem Geide, und den Kreuzgriff an die Brust drückend, sprach er ein verworrenes, glühendes Gebet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schulgefährten.

Bilder aus der „bösen Welt“.

Von

Fedor Steffens.



Erstes Capitel.

Unter den sorgfältig von mir aufbewahrten Andenken aus meiner Knabenzeit her befindet sich ein unscheinbares, altmodisches Stammbuch von der Art, wie wir sie damals mit dem 15. oder 16. Lebensjahre einander wohl zu den Geburtstagen zu schenken pflegten. Alles ist gewaltig fortgeschritten seitdem, die Ansprüche sind größer geworden, und vor den mit aller möglichen Pracht ausgestatteten photographischen Albums der heutigen Mode muß mein einfaches, nur mit marmorirtem Papier bellebtes Behältniß für die losen Stammbuchblätter sich natürlich bescheiden verstehen. Aber ich halte es darum nicht minder werth! Denn wenn ich ab und zu diese Blätter zur Hand nehme und die Namen lese unter den meistens sehr überchwänglichen und hochpoetischen Herzensergießungen und den Versicherungen „ewiger Liebe und Freundschaft,“ und wenn ich das vergilbte Papier betrachte mit den oft noch sehr knabenhaften Schriftzügen auf demselben, wohl auch mit getrockneten Blumen beklebt, oder mit kleinen runden Haarlöschchen beñetzt, welche durch rotthe oder blaue Seidenfäden zusammengehalten werden: dann ist mir wohl, als ob ich einen Band aus dem „Buche meines Lebens“ aufgeschlagen hätte; alle Erinnerungen meiner Kindheit, die ich längst vergessen glaubte, rütteln sich auf aus ihrem Schlummer und hauchen Wesen in jene todtten Buchstaben hinein; wie in einem wachen Traume strecken zum Willkommen sich mir die Hände wieder entgegen, von denen ich manche vielleicht seit einem Vierteljahrhundert oder seit länger noch zum letzten Male beim Abschiede geschüttelt hatte, und — „siehe da, alter Junge! — rufe ich wohl in Gedanken aus, — wie geht es denn Dir?“ —

Himmel! wie verschieden lauten die Antworten auf diese Frage! welche Gegensätze des Lebens — durch die allgemeinen Verhältnisse oder durch die besonderen Charaktere der Einzelnen bedingt, — entwickeln sich vor meinen Augen, und wie wunderbar sind oft die Fäden verknüpft, an welchen das Geschick hier auf ganz fremde, dort wenigstens auf weit von einander entfernte Bahnen hin die Gefährten leitete, welche einst Jahre lang auf derselben Schulbank gesessen hatten. —

Jenes alte Stammbuch hat schon manchmal den Wunsch in mir regt gemacht, von diesem oder jenem Genossen aus der Schul- und Jugendzeit, dessen Name vielleicht auf einem der losen Blätter geschrieben steht, eine kürzere oder längere Lebensskizze zu geben, je nachdem mir aus eigener Beobachtung oder aus verlässlicher Ergänzung soweit genügendes Material zu Gebote stehen würde, um ein wenig auch nur beschränktes, dennoch aber ziemlich ausgeprägtes Bild verschiedener Lebensanschauungen darzustellen zu können.

Ihnen mag sein, meine verehrten Leserinnen! daß ich Ihnen nicht gerade Helden und Heldinnen vorführe, sondern nur ganz gewöhnliche Menschen, daß ich selbst im Felde der Geheimnisse und spannenden Entwicklungen Ihre verwöhnten Ansprüche ganz und gar nicht befriedige, sondern Sie mit einfachen und alltäglichen Verhältnissen befähige. Aber, was uns alle Tage begegnet oder begegnen kann, ist ja deshalb noch nicht trivial, nicht abgenutzt; nicht wahr? Und wenn ich z. B. als eine Art „Einleitung“ zu meinen besonderen Skizzen eine allgemeiner Schilderung unserer da-

maligen Schülerlebens gebe, gewissermaßen mit dem und Allen gemeinamen Grund und Boden beginne, aus welchem je nach den anderweitigen äüheren Lebensverhältnissen die einzelnen Stämme, Knorren, Knubben so verschiedenartig aufwachsen und sich entwickeln, so darf ich wegen dieser Kindergeschichten doch vielleicht auf Ihre Nachsicht rechnen, wenn es mir nur gelingen sollte, durch meine eigenen Erinnerungen allmählich auch die Ihrigen zu erwecken, Sie zurückzuwerfen in eine Zeit, in welcher Sie etwas Aehnliches erlebten, und woran Sie nun mit lächelndem Munde so lebhaft zurückdenken.“ Blüht mir das Letztere, dann ist mein Zweck erfüllt! — —

Zweites Capitel.

Ist noch Platz? — fragte lakonisch der lange Kofferträger, welcher mich vom Bahnhofe bis zum Gasthause „zum goldenen Löwen“ am „Alten Markt“ der würdigen Festsung und Hafensstadt Dreifstrahlen geleitet hatte, und der Ober-Kellner mußerte mit präsendem Blicke den kleinen, leichten Mantelsack, welchen mein Begleiter getragen hatte, während ich zu Fuß nebenher gewandert war.

„Nun ja!“ — meinte der Prüfende nach einiger Zögerung, — es wird sich wohl noch machen.

Ich hatte inzwischen dem Kofferträger meine Schuld entrichtet und in der Stimmung, in welcher ich mich gerade befand, wohl eine etwas größere Münze gewählt, als er von einem Fußpassagier erwartet gehabt; er befehligte sich wenigstens unrlöpflich einer ganz absonderlichen Höflichkeit, zog eilfertig seine Münze ab und empfahl sich dann grinsend mit einem „Danke bestens, lieber Herr!“ wüßte eine wohlthätigende Nacht! danke nochmals!“ — —

Kann ich ein Zimmer für die Nacht haben? — forschte ich nun weiter bei dem Cerberus des „goldenen Löwen“ nach.

„Ach, gewiß! ganz zu Befehl! entgegnete der Ge-fragte jezt mit geschmeidiger Höflichkeit; — aber belieben nicht noch zu soupiren? 's ist noch früh: kaum elf Uhr vorbei!“

Doch schon spät für mich, — lehnte ich die einladende Aufforderung ab, — ich fühle keinen Appetit, bin auch müde von der Fahrt im Eisenbahnwagen.

„Zimmer 23!“ — kommandirte darauf der Oberkellner kurz und barth dem wartenden Hausknechte, händigte diesem den Stubenschlüssel aus und lehrte mir dann ziemlich gleichgültig den Rücken zu, während ich dem Hausknechte und meinem Mantelsack lächelnd die Treppe hinauf folgte.

Washalb ist eine lächelnde Miene machte? Nun! ich hatte ja den würdigen Beherrscher der dienstbaren Geister des „goldenen Löwen“ in Allem sehr genau beobachtet, während ich allerdings nur noch mit meiner Geldbörse beschäftigt zu sein schien, und da hatte das zweimalige Wechseln der mir bestimmten Stubennummer mir wirklich ganz köstlichen Spaß gemacht. Als ich nämlich zu Fuß und nur mit einem ganz kleinen, unansehnlichen Mantelsack ankommen war, hatte der edle Mann mit dem breiten Goldstreifen am Rockragen mich zwar nicht ganz von der göstlichen Schwelle zurückweisen wollen, — (die Götter mögen es ihm lohnen!) — aber seine Hand hatte doch unwillkürlich nur nach der Schlüssel-

reihe am schwarzen Brett getroffen, über welcher „Seitenstück Nr. 31—48“ geschrieben stand, und — Nr. 39 war mir zuallererst bestimmt gewesen. — Dann war die überaus höfliche wohlwollende Nacht des Kofferträgers gefolgt, und — vielleicht in der Meinung, daß ich ein verrückter Engländer oder sonst ein reiziger Sonderling sein könnte — hatte der geschmeidige Höfliche schnell Nr. 39 wieder losgelassen und mit einem lächnen Griff die Nummer 8 in der Reihe „Erste Etage, Nr. 1—12“ erfaßt gehabt. — Aber ach! die Ablehnung des angebotenen souper hatte für den „gemeinigen Menschenkenner“ den Ausschlag gegeben, und — Nr. 23 in der Reihe „Zweite Etage, Nr. 13—30“ war das schließliche Eracbniß der genauen Abwägung meiner Verdienste nach allen Seiten hin. Hm! allerhöchstens also war ich Mittelgut, welches so mit durchlief. —

So gänzlich ohne Appetit, daß ich nicht noch ein bißchen Abendessen hätte einnehmen können, war ich nun allerdings nicht, auch hatte ich gar nicht die Absicht, mich schon zum Schlafen niederzuliegen; dazu war ich viel zu aufgeregt. Aber während ich noch auf dem Hausflur gestanden hatte, war vieles und lautes Sprechen und Gelächter aus der großen sogenannten „Gaststube“ zur ebenen Erde zu mir heraus gedrungen, und ich hatte mich nicht aufgelegt gefühlt, in lärmender Feiertagszeit Theil zu nehmen, wäre es auch vielleicht nur ganz passiv als Zuhörer gewesen. — Bar doch mehr als ein Vierteljahrhundert verfloßen, seit ich zum ersten Male als kaum fünfzehnjähriger Knabe über diesen selbigen „Alten Markt“ einher stolzierte, und nur von einem Kofferträger begleitet, der aber damals nicht so vornehm ausgesehen hatte, wie die jetzigen uniformirten, und der meine paar Sachen und den Bettfack und die Kiepe mit Schinken und Würst für die Abendstoft auf einer kleinen Karre vor mir her gefahren hatte. — Wie viel hatte ich seitdem erlebt! welche reichen Erfahrungen hatte ich gesammelt! Gute und böse Menschen hatten meinen Lebensweg getreut: Wohlwollen und Herrlichkeit, Reid und Mißgunst hatten mich abwechselnd berührt, glückliche und recht bittere Stunden einander abgelöst. Bah! Ich hatte doch auch zuletzt gelernt, über den Dünkel niedriger Seelen recht herzlich zu lachen, — und nun war ich also gekommen, um die liebe Heimath nach langer Trennung wieder zu sehen, und mit der alten Hofens- und Gymnasialstadt, welche mich durch fünf Jahre meiner Knabenzeit beherrschte, fing ich an.

Himmel! welche Veränderung gegen damals! Vor siebenundzwanzig oder achtundzwanzig Jahren wurde die erste Chaussee von Dreifährten aus angelegt, um diese Stadt mit der Universitätsstadt Waldgräf zu verbinden. Zu jener Zeit gingen wir Gymnasialisten weit auf die neue Chaussee hinaus, um den ersten Schnellpostwagen ankommen zu sehen, denn das war damals ein Ereigniß von Bedeutung, und jezt — Eisenbahn! —

Ah! und alles schaute mich zu Anfang so fremdartig an, als ich aus meinem Coupé heraustrat: fremde Gesichter, fremdes Getreibe, fremde Umgebung, — es fröstelte mich an. — Da! da bog ich plötzlich um eine Ecke herum, und die mächtige Kuppel der herrlichen alten Marienkirche kam mir zu Gesicht, wie sie majestätisch in den mondberhellten Nachthimmel aufstieg; und die dunkeln Wälle der alten Festung zogen sich in langen Linien an den Thoren hin; und die eigenthümlichen Spitzen des wunderlichen Rathhauses schienen mich zu grüßen; und der schwarrende Ton der Glocke vom Jacobsthorner rief eine Erinnerung nach der andern in mir wach; und — ja, ja! ich war auf einmal wieder jung geworden und war wieder ein Knabe mit allem Lieben und Hoffen und mit dem ganzen Entschlussem des über-vollen Empfindens, wie ich gewesen war, als jene

Thürme mir zum ersten Male im Leben zu Gesicht gekommen! —

Lassen Sie uns um den Wall herum gehen, — sagte ich zu dem Kofferträger, — ich vergüte Ihnen den Zeitverlust! — Er nahm meinen Mantelack aus dem Wagen, welchen er für mich herangejovint hatte, und den ich mit Früchten einem andern Fremden auf dessen Bitten abtrat, und — sehen Sie, so war's gekommen, mein Herr Oberkellner! daß ich so absonderlich spät und zu Fuß vom Bahnhof zu Ihrem „goldnen Löwen“ hinglangte, und in einer so wehmüthig freudigen Stimmung war, daß mein Begleiter mich plötzlich einer so höflichen „wohlwollenden Nacht“ für würdig hielt, und daß ich kein souper und keinen Champagner begehrte, obgleich ich Beides am Ende wohl auch noch hätte bezahlen können, was ich zu Ihrer Verhütung hinzufügen will.

Das Dienstmädchen kam mit der Bettwäsche, dem Wasser und dem Fremdenbuche.

Sie haben wohl sehr viele Gäste im Quartier? — fragte ich.

Beinahe alle Zimmer sind besetzt, — entgegnete sie, — 's ist Termingeit!

Ah! Vielleicht fährt der Termin mich mit diesem oder jenem alten Bekannten zusammen, dachte ich bei mir, bestellte eine Flasche Rothwein mit etwas Zwieback, und legte mich dann — nachdem mein Zimmer völlig in Ordnung gebracht und das Verlangte auf den Tisch gestellt worden war — zum geöffneten Fenster hinaus, um „etwas zu träumen,“ wie es wohl zu Zeiten meine Gewohnheit ist. — —

Auf dem weiten Marktplatze herrschte Stille; die beiden Schildwachen vor dem Hause des Commandanten und vor der Hauptwaache gingen mechanisch auf und ab, aber ihr Fußtritt schälte nicht bis zu mir heraus. Vom Nikolaisturme, hinter welchem der klare Vollmond hell hervorleuchtete, tönten die Viertelstundenschläge in abgemessenen Pausen: sonst da draußen kein Laut zu vernehmen. —

Um so deutlicher aber machten sich die kräftigen Stimmen, vermischt mit Gelächter, Häscherlingen, ja mit einzelnen Gelangtrophen aus der Gaststube hörbar. Die „Terminherren“ — (ich erinnerte mich dieser gebräuchlichen Bezeichnung) — Gutsbesitzer, Bächter, Kornhändler, Advolaten, welche zweimal jährlich in Dreistraßen zusammentrafen, um ihre Finzen und Pacht, ihre Käufe und Verkäufe mit einander abzumäßen, schienen zum Theil noch gerade so beschaffen, wie sie früher gewesen waren. Mir fiel recht lebhaft eine Scene aus meiner Tertianerzeit ein.

Wißt Ihr, wie die „Terminherren“ den Champagner nennen? — fragte Carl Wadwiz, der Sohn des Gastwirths im Casino und Uebrigen einmal, als wir Abends mit ihm auf dem Hofe standen und etwa ein halbes Duzend ziemlich korpulenter Gäste mit hochgeröteten Gesichtern und etwas schwanfendem Gange die kleine Hintertreppe herunter kommen sahen.

Nein! wir wußten es nicht.

„Wollwasser“ nennen sie ihn, — belehrte Carl uns, — und mein Alter weiß fogleich, ob die Wollpreise gut oder schlecht gewesen sind, je nachdem sie nämlich nur Champagner, oder auch Reithelm daneben trinkten. Warum aber gehen die „Terminherren“ die kleine Hintertreppe herunter? — fragten wir Naiven damals weiter, und erlöhren dann als Ursache, daß in dem kleinen braunen Eckzimmer nach dem Hofe hinaus allabendlich „ein kleines Feuchchen“ gemacht würde. — Hm! Und dazu die ewigen Klagen über „schlechte Zeiten!“ —

Während ich noch jenen Abend in meiner Erinnerung ausmalte, ward die Hausthüre des „goldnen Löwen“ geräuschvoll geöffnet und es trat — gerade wie damals — aus dem Casino ein Theil der lärmenden Gäste in

unsicherer Haltung seinen Heimweg nach den sogenannten Stabquartieren oder eigenen Wohnungen an. Etwa auf der Mitte des Marktplatzes trennte sich die Gruppe nach langem wechselseitigen Händelschütteln; ihre Abschiedsrufe schallten laut über den kleinen Raum hin, daß die Schulwachen in ihrem Gange anhielten und — wie zur Ruhe machend — das Gewehr stierend auf die andere Schulter warfen.

Gute Nacht, Dorwig! — hörte ich ganz deutlich rufen. — Dorwig? — Dorwig? — Welch ein sonderbarer Zufall! Es konnte Niemand anders sein, als mein früherer Schulgefährte Dorwig. — (Verwandte seines Namens hatte er in der Gegend nicht gekannt, so viel ich mich entsann). — Er war mir bei meiner Aufnahme auf's Gymnasium zuerst entgegen getreten, — sein Name begrüßte mich nun nach so vielen, vielen Jahren auch wieder zuerst vor allen übrigen belannten. Dorwig! in welche bestimmten Gestalten löste sich beim Nusen dieses Namens meine allgemeine Träumerei auf? wie deutlich wanderten die Gruppen an meinem inneren Auge vorüber! — Also jener mehr als breitshultrige „Terminherr“, dessen Gänge man eine gehörige Portion genossen, „Wollwassers“ wohl ansehen konnte, war Franz Dorwig? der sogenannte „schöne Franz“ von früher? — Ich mußte wirklich innerlich lachen.

Wir hatten uns nämlich früher nicht anders nahe gefanden, als daß wir während zweier Semester dieselbe Klasse besuchten, auf dem Turnplatz oder beim Baden zusammenzusetzen, wohl auch bei etwaigen allgemeinen Streitigkeiten einer Classe gegen eine andere uns pflichtmäßig gemeinsam beim „Kampfe für unsere gute Sache“ beteiligten, kurz: die genöthigte Schullamerabsicht unterhielten; im Uebrigen aber stimmte Dorwig weder mit mir, noch mit denen, welche sich als „unsere Couleure“ bezeichneten, sonderlich überein, und die vielfachen zwischen uns bestehenden Gegenätze waren überhaupt von der Art, daß wir außerhalb der Schulwände nicht nur einander ziemlich fremd blieben, sondern auch bei einzelnen Gelegenheiten sogar feindlich gegenüber traten. —

Eine Scene nach letzterer Beziehung hin war nun plötzlich beim Anblick jener „Figur“ in meinem Gedächtnisse aufgetaucht und hatte mich zum Lachen gezwungen, moju mich selbst in diesem Augenblicke und beim Niederschreiben dieser Zeilen die Erinnerung noch bringen könnte. Es waren jene wichtigen und überaus lebhaften Debatten, welche einmal in unserm Kreise entstanden, ob Dorwig an einer Tanzstunde Theil nehmen sollte, die Wolf — ein Mitglied unserer Couleure — in Gang bringen wollte.

Wolf's Rutter nämlich war mit Dorwig's Rutter bekannt, und Wolf bildete somit durch den Umgang der beiden Damen und folglich auch ihrer Familien eine Art neutraler Mittelperson zwischen Dorwig und uns Uebrigen. Wolf's Cousine aber war eine der jungen Damen, derenwegen wir den Plan der Tanzstunde so eifrig betrieben, und für die unsere Herzen so warm schlugen. —

Ich will es hier nur lieber gleich gestehen, daß jene fabelhafte Menge von sogenannten „Gedichten“ — (Herz, Schmerz, himmelwärts u. s. w.) — welche ich bei meinem Abgange vom Gymnasium heimlich — und ich glaube wirklich, mit einigem Ertröhen — in den Ofen steckte, um allergrößten Theile aus den Zeiten der herrlichen Tanzstunde herkamme, und daß ich damals in der That der Meinung war: die Liebe hätte mich zu den gereimten Herzensergüssen begeistert. — Hm! ja! es ist schredlich, — aber wahr: ich hielt mich für begeistert; — sonderbarer Schwärmer! — — Wäre es am Ende denkbar, daß den besagten Debatten über Dorwig's Theilnahme an jener Fußübung das pridelnde Gefühl zum Grunde gelegen hätte, von wel-

chem Schleiermacher gesagt haben soll, daß es eine Leidenschaft sei, die „mit Eifer sucht, was Leiden schafft?“ — — Unmöglich ist dies nicht! Denn ein „höflicher Junge“ war der Dorwig, das läßt sich gar nicht läugnen, und — — ich will es auch nicht verschweigen, daß in jener Angelegenheit ganz plötzlich und in einer höchst auffälligen Weise seine Gegner gerade von dem Augenblicke ab ein Uebergewicht erlangt zu haben schienen, als Wolf — der „Unparteiische“ — auf diesfällige Interpellation zugeben mußte, daß Marie Schönborn — (so hieß die erwähnte Cousine) — das „unsere Marie Schönborn“ auf einem improvierten Geburtstagsballe beim Präsesenten von Feimig im Cotillon zweimal, sage zweimal Bouquets oder Orden an Dorwig gegeben hatte.

„An den „Schafstopf“? — riefen wir sämmtlich voller Entrüstung aus.

Wohl! ja! es war „commun“, ich will's ja nicht bestreiten, es war sehr commun, einen solchen Ausdruck zu gebrauchen; doch, was wahr ist, muß wahr bleiben, und — — gebraucht wurde er! — —

Himmel! in welchen nachschäumenden Wogen stoh wohl am Abende nach jener schmerzlichen Entdeckung meine poetische Ader! Ich kann mir denken, daß ich von den Reimen „Schmerz“ und „Herz“ — (diesmal in umgekehrter Reihenfolge) — „Grab“ und „hinab“, „Sternenhöh“ und „Erdenwech“ u. s. w. u. s. w. sehr verschwenderischen Gebrauch machte. — — —

Doch, — da ich einmal meine „Erinnerungen“ mit Dorwig begonnen und meine verehrten Leserinnen eingeweiht habe in die Gefühle meines jugendlichen Herzens, so will ich nun auch meiner Erzählung lieber nicht weiter vorgreifen, sondern hübsch von einem richtigen Anfange an beginnen und beschreiben, wo und wie ich in den damaligen Nebenbuhler zuerst getroffen habe. Denn jene Tanzstunde und „all das Reigen von Herzen zu Herzen“, das sich in dieselbe anknüpfte, fiel ja eigentlich erst in die Zeit, als Dorwig das Gymnasium schon längst wieder verlassen hatte, wir Uebrigen dagegen bereits Jahre hindurch an den „Prüsten der Weisheit“ gesaugt worden waren“. — — —

Drittes Capitel.

Mein kleiner Geburtsort liegt drei Meilen entfernt von der würdigen Gymnasialstadt Dreistadlen. In der letztenen sollte ich mit dem fünfzehnten Lebensjahre, und nachdem der Rector unserer höheren Bürgerschule mich für „reif“ erklärt hatte, meine ersten Studien beginnen. Ja, ja! „erstere Studien!“ so lauteten die eigenen Worte aus dem Munde des Herrn Rectors, als er bei Gelegenheit des Examins mich aus der ersten Klasse entließ und mir feierlich die Prämie überreichte: ein Exemplar nämlich der von ihm herausgegebene n „Geschichte der u. s. w.“ —

War ich bei jener Mahnung wirklich auf einmal mehrere Fuß weit in die Höhe geschossen? oder lam es mir nur so vor? — — — „Erstere Studien!“ — — Wie geheimnißvoll das Klang! wie vornehm und gelehrt! Welche hehren Visionen vom Gymnasialleben, von jungen Weltbürgern mit selbstgefälligen, wichtigen Wienen, mit unbegrenztem Wissen und einem ausgebildeten Geschmac für das „Classische“, für Chocolate, Kirchtuchen und — — sogar Varinaastanfer fliegen bei jenen Abschiedsworten des guten alten Rectors in meiner Seele auf! — — Oh! ich hatte mich bei einigen Gymnasialen, welche während der letzten Ferien zum Besuche bei Verwandten in meiner Vaterstadt gewesen waren, nach Allem haarflein erkundigt: konnte in Folge dessen nicht nur die Namen der Classen und ihrer Lehrer, sondern auch die Epitheten der Lecteren; wußte ganz genau, ob sie „was los hatten“, oder einen „Schwöler“ gebrauchten,

ob „der Alte“ — so nannten sie nämlich den „Director“ — ob „der Alte“ wohl noch im Stande sein würde, eine lateinische Ode für das nächste Schulprogramm zusammenzuleimen, oder dies an Professor Valgahaasen, den „famosen Reil“ überlassen mußte; war mit dem wichtigen Factum vertraut, daß die Conditorei in der langen Straße außer dem — natürlich für die Gymnasialisten verbotenen — Haupteingang noch einen Neben Eingang von der Seitengasse her habe, kurz: wenn der Rector erklärt hatte, daß ich für das Gymnasium „reil“ sei, so hatten meine zukünftigen Kollegen ihrerseits alles Mögliche gethan, um mich nicht unvorbereitet dorthin gehen zu lassen. — — —

Ich kann nicht läugnen: meine Lehrmeister waren dabei wirklich sehr „herablassend“ gegen mich gewesen, der ich doch — wie sie sagten — eigentlich nur noch ein „Klippschüler“ war; und sie hatten sich selbst im Ganzen genommen auch gar nicht so übermäßig stolz gezeigt, obgleich sie doch herrliche bunte Mützen trugen, und sehr gelehrt sprachen, und sogar — (freilich nur ganz heimlich oben über dem Holzstalle) — lange Pfeifen rauchten, mit prächtigen Weichselroten und ungewöhr langem Abzug aus Horn und wunderschönen Quasten daran nach den Farben der verschiedenen „Landesmannschaften“, wie sie mir mittheilten. J. B. Borussia, Kommerancia, Marchia u. s. w. — (Die Farben der Mützen und Quasten mußten ganz nothwendig immer genau übereinstimmen, das erforderte der „Comment“, — so bekehrten sie mich ausdrücklich), und ich gab einen sehr aufmerksamen Schüler ab.) — — —

Am Freitag löst Du fort, — beruhigte mein Vater meine ungestüme Sehnsucht nach den „ernstesten Studien“: Sonnabend Morgen wird der Herr Gymnasialdirector Dich examiniren, — (ich fühlte ein leises, heimliches Frösteln, eine sogenannte Gänsehaut über den Rücken laufen, vielleicht war das Fenster nicht ordentlich geschlossen), — dann kannst Du — fuhr mein Vater fort — den Sonnabend Nachmittag und den ganzen Sonntag hindurch Dir die große Stadt ansehen, und Montag wirst Du zum ersten Mal an dem Unterrichte Theil nehmen. — — —

Wie großartig das alles mir damals vorkam! ich konnte die Zeit kaum abwarten. Und — o Du Gerecht! — Welch eine Menge guter Wünsche und Lehren, welche Massen von übrig gebliebenem Festtagsgeldchen, von eigen gemachter Sandtorte und — je nach der Tageszeit — von Caffee oder Thee — (etwas dünner zweiter Aufguss, denke ich) — waren mir beschieden, als es zu den Abschiedsbefuchen kam; alles für mein zukünftiges Wohlergehen! — Dann endlich erschien der lang ersehnte Tag, an welchem die Post — diesmal meine Post — expedit wurde. — — —

Nur zweimal wöchentlich trat zu jener Zeit meine Vaterstadt mit der übrigen Welt durch Vermittelung eines großen, blauen, schweren Kumpellastens in nähere Verbindung, und es war jedesmal ein Ereigniß, welches der ganzen Ansicht des alten Postmeisters Schicor bedurfte. Welch ein schwieriges Amt — (so dachte ich damals) — mußte der Mann doch wohl einnehmen; und welchen ungeheuren Respect fühlte ich vor ihm, wie er würdevoll dasaß hinter seinem kleinen Guckfenster an dem alten wurmjersessenen Schreibtische, mit der schwarzen Hornbrille auf der großen Nase, der sündlichen Schnupftabakdose neben sich, und mit einer Uniformmütze, einer wirklichen Uniformmütze auf dem Kopf. — Uniform ist — Obrikeit; Obrikeit ist — Allwissenheit; Allwissenheit ist — Strafgericht über alle Untthaten der Schuljugend: das war wohl so ungehehr der logische Zuegang, welcher mir jenen heiligen Respect eingeflößt hatte. — — —

Meine Tante J. B. hatte mich einmal Mittwoch's mit einem Briefe hingefandt mit der ausdrücklichen Bitte

an den „Herrn Postmeister“, den Brief doch möglichst bald zu expediren. — — —

Lange Zeit stand ich zaudernd auf dem Hausflur und starrte in das erwaönte Guckfenster hinein, hinter welchem der Alte saß und eines süßen Nachmittags-Schlummers genoß. Ich wagte nicht, ihn zu stören. — Die Uniformmütze war ihm bis auf die Kalenpfe hinabgesunken und hatte dabei die Perücke sehr bedeutlich verloben; die Feder steckte nicht, wie gewöhnlich sonst der Fall war, magerecht hinter dem rechten Ohr, sondern hing nur noch an dem rauhen Theile an der ganz schief gestückten Hornbrille, und die Schnupftabakdose — — — all ihr Heiligen! die war von der Kasse bei den ihr freischwebenden Spaziergängen über den Schreibtisch auf die Erde geworfen worden, und hatte ihren Inhalt über die Hochköpfe des Repräsentanten der hohen Obrikeit ausgegüßert. Dabei der Mund weit aufgesperrt, und das ganze Gesicht mit einem Ausdruck, in welchem ich eine ganz strappante Aehnlichkeit mit Nachbar Jochen's zahmem Hammel zu erblicken glaubte: es war ein überaus komischer Anblick; aber — — — ich hätte ja nicht gemagt, zu lachen, um Alles in der Welt nicht! Ja! wenn die „Uniformmütze“ nicht gewesen wäre, dann wohl! — — —

Ich hatte schon damals manchen lohn — hofentlich keinen schlechten — Schulfreier mitgemacht und war eben nicht allzu furchtsam, wenn's nur galt, dem Ferne eines gewöhnlichen Menschen entgegen zu treten; inbessen „Obrikeit“, — mit der wollten wir denn doch lieber nichts zu thun haben. Nur wenn wir „Mäuder und Weisdamn“ spielten, dann war es eine stillschweigend ausgemachte Sache, daß die Räuber siegten und die Weisdamnen Trügel belamen. — — —

Ich stand also an jenem Mittwoch wartend auf dem Hausflur und starrte das kleine Guckfenster und die schloßende Obrikeit an. Wie lange ich so gefanden, weiß ich nicht, aber es war eine sehr lange Zeit.

Endlich griff die Hand des Postmeisters mechanisch nach der großen Schnupftabakdose, um der viechenheit selbst noch im Schlafe nach Labung lechzenden Nase die gewöhnliche Equidation zuzuführen; weh! die Dose lag ja auf der Erde, die Labung auf dem Hochkopfe! Eine solche Täuschung mußte wohl selbst die würdevolle Ruhe eines Postmeisters aufschrecken. Er erwachte, fuhr wild mit der einen Hand, welche vergeblich die Dose gesucht hatte, auf dem Tische umher, rücte mit der andern die Brille und die Uniformmütze wieder zurecht und — — — erblickte dann auf einmal mein halb schreues, halb neugieriges Gesicht, welches ihn unvermuthet anstarrte.

Was willst Du? — fuhr er mich an.

Ad! Herr Postmeister, — (beiläufig, fast alle Kinder beginnen eine Befragung mit „Ach!“ nicht wahr?) — also: Ach, Herr Postmeister! — hatterte ich furchtsam heraus, — mane Tante läßt Sie recht sehr bitten, Sie möchten doch so gut sein und diesen Brief schnell expediren.

Erute ist Mittwoch! — schrie mich der Gewaltige nun mühsam an, — hast Du noch nicht gelernt, daß die Post Dienstags und Freitags expedit wird? Aus Dir wird auch Dein Lebtags nichts Gesehtes werden! — und dabei riß er mir den Brief aus der zitternden Hand, lappete das Guckfenster wieder zu und vertiefte sich in das Studium der Adresse, während ich schleunigst mich aus dem Staube machte, in nicht geringen Schreden versetzt über das mir so überaus nachtheilige Prognosticon aus hohem obrikeitlichen Munde. — — — Ja nun, — das war einmal gewesen! Ganz anders läuteten die Glocken — (so dachte ich wenigstens in meinem Sinn und im Bewußtsein, daß ich für das Gymnasium „reil“ sei) — als besagter Freitag, mein Freitag kam. — — —

Morgens um 7 Uhr schickte der Herr Postmeister den Postboten — einen Weber, der zugleich Hochzeits-

und Leichenbitter, Lohnbedienter bei den Honoratioren und vortrefflicher Virtuose auf der Mundharmonika war — zu meinem Vater mit der Postkassette, daß der junge Herr Gymnasialist der einzige Passagier sei, daß der Postwagen vor der Post halte, und daß, wenn wir mit dem Koffer fertig wären, die Post expedit werden könne!“ —

„Ah! das ließ sich hören! nicht wahr? — Nun, wir waren fertig mit dem Koffer. Ich hatte noch einmal mein kleines Dachkübchen besucht, das Gärtchen und den Hühnerhof, hatte meine Cier- und Schmetterlings-Sammlungen zu Nachbars Jochen hingetragen als ein Andenken von mir, und dafür von seiner Großmutter ein kleines Notizbuch geschenkt erhalten; hatte die alte Niese gebeten, meinen Kanarienvogel ja gut zu füttern: alles in Ordnung. — und was war allmählich das Gefühl über mich gekommen, damals noch nicht 15jährigen Knaben gekommen, daß ich nicht bloß allein, ganz allein hinauspilgere unter fremde Menschen und fremde Verhältnisse, sondern daß dies für immer geschähe, daß ich gänzlich scheiden mußte vom Schutze des elterlichen Herdes.“ —

Meine Mutter schloß ihren einzigen Sohn in die Arme und weinte, und betete sichtlich im Stillen inbrünstig zum lieben Gott, daß er mich behüten und bewahren möge auf meinem künftigen Lebenswege. Mein Vater begleitete mich bis zur Post, wo der besagte blaue Kumpelfalteu meiner harzte. — — — „Mache mir und Dir selbst keine Unreue!“ — das war alles, was er mir bei der lieben, sanften, tiefbewegten Stimme vertrauensvoll zusprach, als er mich zum Abschiede umarmte und küßte; aber die wenigen Worte gruben sich tief in meine Seele ein: ich werde sie niemals vergessen! — — — D, wie weid, wie bestommen ward mir um's Herz! wie grenzenlos liebte ich meinen guten Vater, das empfand ich deutlicher als jemals vorher in jenem Augenblicke der Trennung. Dann klohm ich in meinen Sitz hinein, dann blies der „Schwager“ sein Signal; noch ein summer Händedruck, ein herzlichtes Kopfnicken, — ich fühlte die Thränen siedend heiß aus meinen Augen hervorsürzen, und — — „ade, ade! Du Vaterhaus! Ade, ade! für immer!“ — — —

Ich wollte nicht mein Leben beschreiben; ich wollte eigentlich nur im Allgemeinen andeuten, wie die Verhältnisse beschaffen waren, unter welchen ich — gleich vielen meiner damaligen Freunde — „meinen Weg durch's Leben beginnen mußte,“ und wie dann später Dorwig zu uns übrigen Schülern sich gestellt hatte; aber, nicht wahr? lieber Leser! wenn Du Deiner frühesten Jugendjahre gedenkst, des Abschiedes von den theuren Eltern, die längst im Grabe ruhen, der freudigen Hoffnungen, mit welchen Du aus dem Vaterhause in die Fremde hinausgehst, der ganzen Zeit, in der Du wirklichen Kummer doch eigentlich nur dem Namen nach kammest, nicht wahr? da weißt Du bei jenen Gebüden der Erinnerung auch wohl länger, als es ursprünglich in Deiner Abicht gelegen, Dir unbenutzt, aber höfentlich nicht unverständlich von denen, für die das Leben nicht bloß eine Oberfläche zeigt. —

Möchte ich doch in diesem Augenblicke fast darauf schwören, daß die Melodie des sogenannten „Mantel-liebes,“ jenes gemeinsamen Klanaes aus der Seele aller Postkassettenträger, mir deutlich in die Ohren summe, gerade so gedehnt und herausgestoßen, gerade so unrein geblasen und doch so tief, so innig mir zum Gemüth sprechend, wie damals, als der „Schwager“ — gerüttelt und geschüttelt auf seinem Vorderfuß in dem ohne Federn nur auf den Achsen ruhenden Wagenkasten — sein Hauptstüd abließ zu Ehren seines kleinen, einsamen Passagiers. —

„Weim „Kruge“ nämlich — der niedrigen Dorftheipe, eine Meile von meiner Vaterstadt entfernt — hatten

wir unsern ersten „Halt“ gemacht. Eile hatten wir ja nicht, denn die „Post“ gebrauchte damals für die drei Meilen bis zur Fährre auf holprigen, unausfirttem Wege mindstens 5 Stunden, im Winter bei Schneetreiben auch wohl 8 bis 10 Stunden.

Durch die bisherige Fahrt, durch all das Neue, was ich gesehen: eine Ziegelei, in welcher gebrannt wurde, den Lantennast mit den Schaaren von Krähen, die denselben zu jeder Zeit krächzend umflattern, das Klostergebäude am Wege, einen Warden, der über den Weg lief, — einen wirklichen, lebendigen Warden, — durch alles dies und die gemüthliche Unterhaltung des Postkassettenträgers war die trübe Abschiedsstimmung bald verschwunden worden. Wie schnell wechselten nicht die Empfindungen in der Seele eines Kindes! wie nahe liegt ihm Weinen und Lachen an einander! Laßt uns dem Schöpfer danken, daß dem so ist. Die späteren Jahre des Lebens bringen ja der dauernden Schmerzen und des „unauslöschlichen Nummers“ oft nur zu viel; warum sich nicht des Gemüthlichen erfreuen, so lange es noch ungetrübt ergeht, selbst wenn auch hier oder dort eine Gewitterwolke schnell an ihm vorüberfliehet! —

Ich war also schon wieder ganz heiter und erwartungsvoll, als wir unsern Halt am Krüge machten, und natürlich ging ich mit dem Postkassettenträger in die warme, etwas dumpfige Gaststube hinein. —

„Nun, junger Herr?“ — redete Mutter Wiese, der schaffende Hausgeiß, mich an, — „s soll wohl in die Stadt gehen, auf's Gymnasium, nicht wahr?“ — „Ja wohl!“ — entgegnete ich mit Selbstbewußtsein, — „der Herr Rektor sagt, ich sei nun reif dafür.“

„Sie lächelte. Nun ja! ihr eigener Sohn — damals allerdings schon ein Candidat — war ja früher auch Gymnasialist gewesen und so hatte sie wohl alle die verschiedenen Studien mit durchgemacht.“

„Wie war's mit 'nem Glast Giertoddy für den jungen Herrn Gymnasialisten? — fragte sie dann, — „s ist etwas süß heute Morgen, nicht wahr, Schwager?“

Der „Schwager“ fand allerdings, daß die Luft schon etwas scharf sei und daß ein Glas Giertoddy justemtem passe für solchen Zustand.

Nun, da bringen Sie nur gleich zwei Gläser! — sagte ich zu Mutter Wiese, — eins für mich und das andere für den „Schwager“! — und wir Beide stiegen nachher an auf „viel Glück“ und auf „die lieben Eltern zu Hause“ und auf „Courage für das Examen“, und wer weiß, auf was sonst noch. — Ich kam mir ordentlich großartig vor, als ich späterhin meine kleine gegnete und adl' nur spärlich gefüllte Börse — ein Abschiedsgeschenk meiner Schwester — aus der Tasche hervorlante und dann mit Gönnermiene die beiden Gläser Giertoddy begabte. Ja nun! ich war ja eigentlich schon halber „Gymnasialist“, — siehst Du, lieber Freund! — und da durste ich doch einem so „hohen Standpunkte“ seine Schande machen!

Und nun wirst Du übrigens auch merken, weshalb der Schwager gerade mir zu Ehren sein Mantellied herunterblies, als wir den steilen Sandberg hinter dem Krüge langsam hinaufstiegen, — (Schwager und Passagier zu Fuß neben dem Postwagen einwärtsreitend und jede 5 Minuten vorsorglich Halt machend, damit die bedächtigen Braunen nicht zu viel thäten) — das „Mantellied“ und der „Giertoddy“ hatten so einen gewissen innern Zusammenhang. —

Wie hat sich doch alles geändert seit jenen Tagen! — Wo ist der Sandberg geblieben? — Abgetragen! — Und statt des blauen Kumpelfaltens, dessen Räder fast bis an die Achsen in den beweglichen Flugband hineinsanken, rollt die elegante, auf Federn ruhende Postkassette auf der Chaussee dahin. Was aber ist aus dem alten „Kruge“ geworden? — Du lieber Himmel! Vor langer Zeit ist er abgebrannt, die gute alte „Mut-

ter Wiese“ unter seinen rauchenden Trümmern begraben. Es war eine traurige Geschichte, wie ein Landsmann sie mir vor Jahren erzählte! — — Ich glaube, die neue Generation kennt den Ciertoddy kaum dem Namen nach; noch ein Menschalter, und irgend ein gelehrter Professor stellt vielleicht die Theorie auf, daß der „mythologische Ruth“ und der „Ciertoddy“ ganz dasselbe gewesen sei; warum nicht? — Es ist ja schon Unwahrscheinlicheres behauptet worden! — Der „Schwager“ aber, welcher damals so zutraulich auf recht viel Glück mit mir anstieß, ruht auch längst in kühler Erde, — (er war schon zu jener Zeit nicht mehr jung) — und ich kann ihm nun nicht mehr die Hand drücken, kann ihm nicht sagen, daß ich seiner oftmals gedacht habe in späteren Jahren, wenn sein „Antellied“ mich aus dem Halbschlummer aufweckte, Nachts im Schnellpostwagen, als es noch keine Courrierzüge gab mit der Schrielen, widerwärtigen Locomotivpeise, die alle Poesie des Reisens fortgeschluckt hat. Ah! wie wunderbar, wie süß tönt dagegen der Nachhall solcher Klänge oft aus längst vergangenen Zeiten in die Seele hinein! — —

Trotz all meiner Sehnsucht nach den ersten Studien bebauerte ich fast, daß die drei Reiten bis zur Fährte in den etatsmäßigen fünf Stunden so überaus schnell zurückgelegt worden waren; so sehr hatte mich die Reise unterhalten. Dann aber kam die nicht minder interessante Ueberfahrt über das Wasser in einem großen flachen Kuberboote, dessen schmerzliche, bei jeder Bewegung laut knarrende Ruder ein jedes von vier Mann gebandhabt werden mußten, und in welchem sogar zwei Rutschpferde und ein Wagen mit hinüber genommen wurden.

Mit welcher Bewunderung schaute ich dem Einschiffen von Ferkeln zu! so etwas hatte ich mir früher kaum vorstellen können. Ich war ja auch überhaupt zum ersten Mal in meinem Leben auf dem Wasser, und nun gleich auf einem Meeresarm, der eine halbe Meile breit ist. Das war allerdings keine Kleinigkeit!

Der Wind war uns entgegen, und des Stromes wegen mußten wir „weit abhalten“, so nannten es die Führer, als ich sie fragte, weshalb wir denn nicht gerade zu auf die drei Thürme lossteuerten, welche vor uns unmittelbar aus dem Wasser hervorragend erschienen. Manchmal kam es mir vor, als müßten wir in's weite Meer hinausfahren. Desto besser, — dachte ich, — solch ein Vergnügen kann nicht lange genug dauern! — —

Und wie sperrte ich die Augen erst auf, als ein großes Schiff mit vollen Segeln an uns vorüberfuhr; eine Brigg war's, — wie der eine Fährmann mir erklärte, — ein „Schwede“, mit Holz beladen. — — Und da drüben, der Dreimaster, welcher vor Anker lag und foeben ein Boot ansetzte, in welchem sein Capitain an's Land fuhr, das war ein „Engländer“, wahrscheinlich hatte er Eisen geladen, meinte mein Lehmeister am großen Ruder; und wenn ich einen „Holländer“ sehen wollte: dort steuerte einer um den Holm herum, da, nach links hin, der lange schwerfällige Kasten mit dem breiten Bug! — — Ah! nun war auch ich gar nicht mehr im Zweifel darüber, daß Gymnasialen bereits eine sehr wichtige Stellung in der menschlichen Gesellschaft einnehmen; fühlte ich nicht schon ein sehr lebhaftes Interesse an „Gänge des Handels?“ und fand ich mich nicht bereits mitten im sogenannten „Weltgetümmel?“ — — Hm! selber wohl gar ein „Jahn im großen Rade der Zeit!“ — —

Viertes Capitel

Die Ueberfahrt dauerte des Gegenwindes wegen volle drei Stunden, — (die Dampfahre macht jetzt die Tour in 10 Minuten), — dann legten wir an der sogenannten Ballastküste an, und endlich war ich in der

Gymnasialstadt. Wie so ganz anders mir alles dort erschien, als in meinem kleinen Geburtsorte; wie viel würdiger und großstädtischer! Ich hätte überall Ausschauen und die vielen mir neuen Gegenstände anstaunen mögen; doch der Kofferträger, welcher meine paar Sachen an sich genommen hatte, schien das Warten nicht sehr zu lieben. Von Zeit zu Zeit rief er mir zu: „Nun junger Herr?“ — — und ich wagte es nicht recht, ihm zu widerprechen: er sah mir so fremdartig aus mit seiner Wechmümmel, so geschäftsmäßig, wie zur großen Stadt gehörig, während es mir so vorlam, als müßten die Leute mir am Ende anmerken, wie klein meine Vaterstadt doch nur war. — — Hm! ahnte ich wohl damals schon die Bedeutung des äußeren Scheins im Leben? — —

Was hatte der liebe Freund meiner Eltern und mein steter Gönner, der alte Dr. Krüger, doch zu mir gesagt, als ich von ihm Abschied genommen? — —

Also nun soll's hinausgehen in die Welt, die sogenannte „höfe Welt?“ — — so hatte er mich freundlich angerebet, — recht so, mein Junge! halte Dich brav und mache Deinen Eltern Freude! Nur immer den Kopf oben, wenn Du auch hier oder da viel tüchtige Knäufte oder Bißse aushalten müßt, die bleiben schon nicht aus! Aber glaube mir: jene „höfe Welt“ ist der allerbeste Schleifstein, um Ecken und Kanten im Charakter eines jungen Menschen eckig abzufleisen. Nur Muth, mein Junge! und Gott beschöhen! — —

Und dann hatte er mich freundlich gelüßt und mir etwas in die Hand gedrückt. — —

Was er eigentlich mit der „höfen Welt“ und dem „Schleifstein“ gemeint hatte, das war mir damals beim Abschiede nicht recht erklärlich gewesen; den blanken Dufaten, welchen er mir zur Reise geschenkt hatte, den konnte ich allerdings besser verstehen als einen Beweis, daß der liebe, gute Mann mir herzlich zugethan war und mir noch zuletzt eine Freude machen wollte. — — Ein Goldstück! Zum ersten Mal im Leben besaß ich ein wirkliches Goldstück! Und ich zog es oftmals heimlich aus der Tasche hervor und betrachtete es in dem gemüththuenden Bewußtsein, daß ich doch eigentlich sehr reich sei. — — Nun, ich fing übrigens auch recht bald an, die Bedeutung der „höfen Welt“ und des „Schleifsteins“ mir klar zu machen, wie ich gleich erzählen will. — —

Mein Vater hatte mir ein enges Stübchen gemietet bei einem Buchbinder, der die Jahrmärkte meiner kleinen Vaterstadt mit seinen Bibeln, Fibeln und Kinderbüchern zu beziehen pflegte. Das ganze Haus dieses „Handlangers der Wissenschaft“ war nur zwei Fenster breit; eins derselben im ersten Stock gehörte fortan mir. Meine Wirthin — — so war es abgemacht worden — — hatte Vorgesens für das erste Frühstück zu sorgen und das Zimmer zu reinigen; den Wittagstisch genoß ich bei Freunden meiner Eltern; den Unterricht genährte das Gymnasium; alles Uebrige blieb dem 15jährigen Knaben ganz, allein und selbstständig überlassen. Denn dazu hatte ich ja meine 3 Thaler Taschengeld monatlich bewilligt erhalten, ei ja! volle drei Thaler, um Papier und Schreibmaterialien, Kleiderreinigung, zweites Frühstück, alle sonstigen „kleinen Ausgaben“, Vergnügungen und — — Abendbrod zu beschaffen, wenn der von der Mutter in Aussicht gestellte „Victualienlober“ einmal ausbleiben sollte. War ich so — — und mit dem Reservatulum vom alten Doktor Krüger nicht reich? war nicht alles Nothwendige genügend vorhanden? — —

So war's mit sehr vielen meiner damaligen Schulgefährten eingerichtet, deren Eltern auf dem Lande oder in den kleineren Städten der Umgegend wohnten und eine Pension bei Lehrern oder dergleichen nicht bezahlen konnten. „Seht zu, wie Ihr durchkommt!“ — — hieß es zu uns, und — — die Leute rief ich viel, viel besser, meine gnädige Frau! als der ganze Kram von theurer Pension,

von Arbeitsstunden, Nachhülfelehrern, Aufsicht beim Baden und Spazierengehen nebst sonstigem Zubehör, was Sie alles bei Ihrem lieben Schöndem für so durchaus notwendig halten. Glauben Sie mir: durch Dresfur wird nur eine künstliche Treibhauspflanze aufgezogen, im späteren Leben ohne eigene Kraft und innern Halt! Selbst die eigentliche Erziehung, die meine die Ausbildung unseres Charakters suchten wir sogenannten „Fremden“ auf dem Gymnasium damals vom wechselseitigen Umgang, von der Berührung mit andern Menschen, von dem Zwange der Nothwendigkeit erwarten, und — es muß doch wohl nicht so schwer sein, gute Beispiele zu finden und sich an ihnen zu bilden, denn: ich erinnere mich aus der großen Zahl von Mitglüedern unserer „Gouleur“ nur eines Einzigen, der später zu Grunde ging, und — dazu hatten die Verhältnisse zu Hause wohl das Meiste beigetragen. —

Nachdem ich mich einigermaßen eingerichtet hatte in meinem eigenen Zimmer, nicht wenig stolz auf meine Selbstständigkeit, auf die Freiheit, auszugehen zu können, wann und wohin ich wollte, ohne eine Wächterschele um Erlaubniß zu fragen, auf mein eigenes Bücherpult, ein Sopha in meinem Zimmer, und die bunte Mühe, welche ich auch wohl mit der Zeit aus meinem Tagelohn würde abzapfen können, und auf vielerlei andere Vorhandene und Zukünftige, begab ich mich am Sonnabend früh zum Herrn Direktor. —

Mit dem Gefühle unendlichen Respekts durchschritt ich die langen gewölbten Corridore des alten Gymnasiums, eines früheren Klosters. Welche neuen Eindrücke überall! — Hier oder da stand wohl eine Thür halb offen und ich konnte behutsam in die Klassenstufen hinein gucken, welche zum Beginne des neuen Semesters gründlich gereinigt wurden, und in denen die Wandtafeln und Landkarten mich lebhaft an die „ernstern Studien“ erinnerten. — Aus einem großen, in der Mitte von Säulen getragenen Saale trat ein behäbig in Schwarz gekleideter Mann mit einem großen Schältsäckchen in der Hand und mit einem schwarzen Sammetläppchen auf dem Haupte gerade in dem Augenblicke heraus, als ich in die nur halb angelegte Thür hineinklicken wollte. Ich änderte eilends zurück und zog ehebreiwillig die Mühe ab.

Der Sammetbeklappe lächelte sehr gnädig und öffnete die Thür etwas weiter, so daß ich bequem in den Saal hineinkommen konnte. —

Dies ist das große Auditorium, mein Sohn! — erkämpfte er mir, — wo die Censuren ausgetheilt werden. Um! die Censuren! Und siehst Du dort links wohl die kleine Thür? —

Ja! —

Weißt Du auch, wohin die führt?

Nein!

In's Carcer! — — — Und grinsend schloß er die Thür zum Auditorium und ging mit leisen, schleichen Tritten in einen Nebencorridor hinein. (H! der alte Schuldiener Schröder war ein schlauer Fuchs, das habe ich späterhin zur Genüge kennen gelernt. Er hatte durch mein schwees Benehmen an jedem Tage in mir gleich die „Landpomeranze“ erkannt und mir auf seine eigene Hand die erste Rection gegeben; er gehörte wohl schon zur sogenannten „bösen Welt.“) —

Die Erwähnung des Carcers hatte meine allgemeinen Respekt vor dem Gymnasium wunderbar erhöht: es klang so großartig, so vornehm. — Bei der Schule meiner kleinen Vaterstadt existirte für die größten Schüler, nämlich für solche Schüler, welche es durchaus nicht begreifen konnten oder wollten, daß die Lämmer ja doch nur deshalb geschaffen worden, um geschoren zu werden, daß die Scheren aber — schon der Ordnung wegen — freilich nur über Einen Kamm geschwehen könne, zc. zc. — es existirte — sage ich — für diese verlorenen Schafe, welche beharrlich die Spirren aus

dem allgemeinen Kessel der privilegierten Weisheits-Nahrung zurüdwieseln und von Mutter Natur die Speise begehrten, welche sie gerade für sich bestimmt hielten und selber sich zubereiten konnten, Schüler, die der Rector denn auch unter Umständen mit dem Titel „Abschäum der Menschheit“ kennzeichnete, sowie für Lügner und ehrlose Knaben als höchstes Strafgericht — ein Holzstall. — Yui! wie schämte ich mich plötzlich in der Seele meiner Vaterstadt über das Vorhandensein eines so despotischen Instituts! — „Carcer!“ wie ganz anders klang das! — Ich weiß nicht mehr, welche Ideen eigentlich in jenem Augenblicke über die wirkliche Beschaffenheit eines „Carcers“ in mir aufstiegen, es ist nur aber gar nicht unwahrscheinlich, daß ich meiner Phantasie freien Spielraum ließ und vielleicht bis zu einer Vergeltung mit unterirdischen Burgverliesen, Zellen mit eingemauerten Wänden und Nonnen und langsamem Verbrennen bei Wasser und Brod hinglangte. Die finstern Corridore waren ganz danach angehen, einer solchen Quaalerei Vorzug zu leisten. —

Von diesen nicht erschlagenden Eindrücken des Gymnasiums hatten meine früheren Mentoren und zukünftigen Genossen mir allerdings nichts erzählt. —

Leise und behutsam, immer leiser schlich ich zuletzt nur noch durch die mit Steinen belegten Gänge. Denn die in kleinbittlicher Weise mit consecrirten Hufeisen beschlagenen Fersen meiner Stiefel machten auf den hier und da über Abzugalanalen liegenden breiten und ausgegerten Quadersteinen — früheren Grabsteinen mit noch halb sichtbaren Inschriften — einen solchen Lärm, daß ich mich scheu umgab, ob nicht dort — am Ende jenes Corridors — plötzlich der Sammetbeklappe wieder erscheinen und mich in's Carcer abführen würde, oder als ob wohl gar der in diesen geblühten Räumen wohnende Geist der Wissenschaft um die nächste Ede guden und mir mit dem magern tausendjährigen Finger drohen könnte, weil ich seine Ruhe gestört. —

Durch eine kleine ephemerante Pforte trat ich endlich in die Wohnung ein, deren Thür durch ein ovales Vorzeichenbild mit der Aufschrift „zum Director“ mir das Ziel meiner Wanderung angedeutet hatte. Die Köchin nahm mir den bisher in Pöschpapier eingewickelt gewesenen und sorgfältig in meiner Tasche getragenen Brief meines Vaters „An Seine Hochwohlgeborenen den Herrn Gymnasialdirector und Professor Dr. Neutrichen, Ritter zc.“ ab und überbrachte ihn an ihren Herrn.

Der Herr Director examiniert erst von elf Uhr an, — bedeutete sie mich dann nach einigen, wie es mir schien, sehr lange dauern den Minuten, — und jetzt ist es noch weit vor halb elf. Wollen Sie warten oder lieber später wiederkommen?

Ich wurde feuerroth bei dieser Anrede, das fühlte ich an der steigenden Hitze in meinem Gesicht; denn mit „Sie“ war ich ja in meinem ganzen Leben noch nicht angetroffen worden. — Ich wollte lieber warten, — erklärte ich dann mit leiser Stimme, — um ja nicht etwa nachher die Zeit zu versäumen.

Nun, — sagte die Köchin herablassend, — dann gehen Sie man oben in's Vorzimmer hinauf, und „amüsiren Sie sich da derweil mit den Büchern;“ aber seien Sie ganz stille; nebenan ist das Studirzimmer des Herrn Directors, wo er nicht gestört werden darf. Der Erste werden Sie übrigens heute sein; es ist noch keiner weiter gemeldet.

So ging ich also in's Vorzimmer hinauf, um zu warten. „Amüsiren Sie sich“ hatte die edle Maid mir gemüthlich; ach, du lieber Gott! schönes „Amüsiren!“ —

Ich stand zuerst eine Zeit lang ganz nahe an der Thür, wagte mich dann bis zum Fenster hin und schaute in den Hof hinauf, und erst von dort ging ich in die Nähe eines Stuhles, von welchem Plätze aus ich nun meine Beobachtungen anstellte. — — —

Auf einem großen Schranke stand eine altmögliche Stubuhr, die durch ihre eiförmigen, sichtbaren Pendelbewegungen meine doch ganz eigentümliche Stimmung noch gedrückter machte, und in dieser Uhr zählte die Minuten ab: 42 Minuten bis 11 Uhr; — — noch 41 Minuten; — — jetzt noch 40; — — jetzt nur noch 39 Minuten und so weiter! — —

Dazwischen mußte ich dann — als Abwechslung — die Bücherrepositorien an den Wänden von unten bis oben. Mein Himmel! wie gelehrt das auslief: Bücher, nichts als Bücher! und in einer andern Ecke auf einem kleinen Tisch in einem Dreiecksteil ein großer Globus, ein Bild der Welt, — — (der sogenannten „bösen Welt?“) — — Mir wurde immer besonnenner. Alles so still, ganz still, nur das ewige gleichmäßige Pendelschlagen der Uhr erinnerte mich an die Wirklichkeit; sonst hätte ich in einzelnen Augenblicken mich Jahrhundert zurück in dem vereinsamten Kloster wähen können. — — Noch 35 Minuten bis 11 Uhr; — — jetzt noch 34! — —

Alle sogenannten „dummen Streiche“, die ich jemals begangen hatte, drückten plötzlich zentnerschwer auf mein Gemüth, und — welche Couraie ich auch zu Hause geüflet hatte: — meine Einmaligkeit und das Carcer, und die Uhr, und die gelehrten Bücher, und die Welt auf dem Dreiecksteil, und das ungewohnte „Sie“ von der Köchin, und die Erwartung des Gramens, — — ich will's nur gestehen: mir war sehr flau zu Muth, sehr bekommen. — —

Und nun kam mir unglücklicher Weise auch noch eine Bemerkung meiner früher erwähnten Lehrmeister — der Gymnasialisten in den Ferien — in's Gedächtniß zurück, über die ich damals gelacht hatte, welche mir aber jetzt keineswegs gleichgültig erschien. „Der Alte hat eine ganz infame Spür'nale“ — hatte Freig Körbel gesagt — „er schnüffelt Alles heraus, und wenn man vor ihm steht, sieht er Einen durch und durch, und man sagt sich, daß Lügnern ja doch nichts hilft, weil er gewiß alles weiß!“ — Al' Ihr Götter! wußte er vielleicht gar schon, wo ich wenig oder nichts wußte? — —

Himmel! Da stand der kleine Buttman in halber Franzbade neben mir im Bücherschrank! War das Zufall? oder Schicksalsstüde? oder hatte der „Alte, der alles wußte,“ schon aus dem Briefe meines Vaters herausgeschüffelt, daß der kleine Buttman meine schwache Seite war? und hatte er nun auf mein Gewissen einwirken wollen und deshalb schnell die Grammatik dorthin gestellt? — —

Wie heiß war es in dem Vorzimmer! Ich hätte wohl wissen mögen, wie viel Grad Wärme; und dort neben der Thür, die in das Studirzimmer führte, hing auch ein Thermometer; aber — — ich hätte es ja nicht gemagt, bis dahin vorzudringen, bloß um meine Kniegürde zu befrichtigen, nein, nein! das wäre ja doch allzu dreck gewesen! — —

Noch 33 Minuten bis 11 Uhr; — — jetzt noch 32 Minuten! — Tid, tad! tid, tad! — —

Im „Studirzimmer“ niesete Jemand, und schraubte dann die Nase. Ich schrat zusammen; gewiß! das schallte ganz anders, wie das Schnauben gewöhnlicher Nasen! D Körbel! Körbel! das war ja die „Spür'nale!“ kein Zweifel! — Tid, tad! tid, tad! — — Ob er wohl auch im Kopfschneiden Fragen stellen wird? — so dachte ich; — z. B. Wie viel ist ein halbes! ein Drittel? — Ach, du liebe Zeit! Vor einer Stunde hatte ich es noch ganz bestimmt gewußt; und nun war alles spurlos vergessen. — — Tid, tad! tid, tad! — —

Noch 31 Minuten! — —

Da steht der kleine Buttman! es ist mir ganz unmöglich, mich über ihn zu „amüsiren;“ — dort winkt die Odysee! — tid, tad! — Vielleicht fragt er mich,

mich, was ein Dreieck ist? — Ja, du lieber Himmel! was ist denn eigentlich ein Dreieck? Wozu giebt es denn überhaupt solche überflüssigen Dinger in der Welt? bloß um uns arme Jungen zu quälen? Ein Dreieck ist — nein! das ist es nicht! — ein Dreieck — ist, — ist, — nun weiß ich: „ein Dreieck ist, wenn man“ —

Da öffnete sich plötzlich die Thür, nicht diejenige zum Studirzimmer des Herrn Directors, sondern die Eingangsthüre zum Vorzimmer, durch welche ich selber eingetreten war, und ich sprang erschreckt von dem Sitze auf, welchen ich, durch meine wachsende Aufregung ermattet, kurz zuvor ganz leise eingenommen hatte.

Ein Offizier in mittleren Jahren mit einem bereits stark ergrauten Schnurrbart von der Art der sogenannten „Maisäfer unter der Nase,“ mit Sporen an den Stiefeln und blanken Franzen an den Epauletten trat schnell ein, begleitet von einem Knaben etwa in meinem Alter, oder vielleicht ein Jahr älter; ihnen folgte das Dienstaädchen. — Das Letztere mochte den Herrn Offizier vielleicht auch auf die 11. Stunde hingewiesen haben, vor welcher einem „Uneingeweihten“ der Eintritt in das der Ruhe der Wissenschaft gewidmete Studirzimmer nicht gestattet sei; darauf deuteten die Worte hin, welche der Offizier noch im Vereintreten an sie richtete.

Das hat für mich keine Geltung, — sagte er ziemlich kurz und barsch, — melben Sie nur, daß der Major von Leerfeld mit seinem Neffen da sei und den Herrn Director zu sprechen wünsche! — Hier! übergeben Sie Ihrem Herrn meine Karte! — — und dabei langte er aus einem kleinen Notizbuche eine Visitenkarte hervor, und — — das Mädchen ging mit derselben wirklich ehm: weitere Wiberrede in das Studirzimmer hinein.

Von den vielen gelehrten Büchern und dem großen Globus nahm der Offizier gar keine Notiz; er verglich seine Taschenuhr mit dem alten Chronometer, welcher auf dem Schranke stand.

Ob der Junge auch wohl examiniert werden soll? — so dachte ich bei mir, — dann wird er lange zu warten haben: erst noch eine halbe Stunde bis elf Uhr; dann komme ich heran, und dann — —

„Herr Major möchten die Güte haben!“ — rief das Mädchen in der weit aufgerissenen Thür, ließ dieselbe offen stehen und ging dann mit einer so gleichgültigen Miene an mir vorüber in ihre unteren Kuchengebieten zurück, als wenn sie meine verwundert tragenden Blicke gar nicht bemerkt hätte.

Ich hatte kaum einige Momente Zeit gehabt, schen in jenes Heilathum der Stubirbude hineinzuschauen, — (auch Bücher, nichts als Bücher!) — dann wurde die Thüre schon wieder hinter dem Major und seinem Neffen geschlossen. — —

Von meiner höflichen Verbeugung beim Eintreten der Beiden hatte der Erstere gar keine Notiz genommen, während der Letztere mich groß anstarrte, gleichfalls ohne irgend eine weitere Erwidderung. Ich weiß nicht, wie es kam, aber, mir fiel plötzlich der Refrain in einer bekannten Fabel ein, welche ich einmal in der Declamirung hergeseigt hatte: „Denn ich bin groß und Du bist klein!“ — Hm! Der alte Bissel war vielleicht gar nicht so dumm; ach nein! Hätte er gewußt, wie lange ich schon gewartet hatte dort im Vorzimmer, und wie dennoch für mich die Stubirbude unwiderstuflich bis 11 Uhr verschlossen blieb, für den Neffen des Herrn Majors von Leerfeld aber nicht, — vielleicht hätte er noch einen Vers zugebracht. — —

Hatte nicht die Köchin gesagt: ich sei bestimmt heute der Erste für das Examiniren? — Ja nun! vielleicht konnte ich der Zweite sein, — vielleicht! — — Mich durchdachte bei diesem „Vielleicht!“ die Erinnerung an den alten Dr. Krüger und an seine Rede von der „bösen Welt“ und dem „Schleifstein;“ ah! und nun auf einmal verstand ich auch den Sinn jener Worte. — —

Ja, ja! Der Schleiffstein war in voller Arbeit, und ich lag auf ihm ausgebreitet. —

Das Examen meines Vorgängers dauerte nicht lange und schien überhaupt nicht allzugenu zu sein: ich hörte mehr die Stimme des Untels, als diejenige seines Leiffen in Studizimmer. Meine Beorgnis vor der mir bevorstehenden Tortur ward dadurch bedeutend vermindert. —

Nach etwa 10 bis 12 Minuten wurde die Thür des Studizimmers wieder geöffnet, und jetzt sah ich den Direktor zum ersten Male; er begleitete den Herrn Major bis an die Treppe. —

Nun ja, — sagte der Letztere beim Herausretren, als Fortsetzung wahrscheinlich des bisherigen Gesprächs, — das mag wohl sein; der öftere Wechsel der Hauslehrer, mehrmals längeres Unwohlsein, die Badereisen der Mutter dazu: jo rechter Ernst ist es bisher wohl nicht gerade gewesen!

Ich habe auf die Verhältnisse möglichst Rücksicht genommen, — erwiderte der Direktor, — und wir können ja wenigstens einen Versuch machen. Sonst ist Ihr Neffe bei einem Alter von 16 Jahren sehr weit zurück, Herr Major! und eigentlich nur für Quarta reif. Wir wollen sehen, ob er sich in Tertia wird halten können, oder ob es doch zuletzt nicht besser sein wird, — wie die Sache einmal liegt, — ihn überhaupt wieder zum Gymnasium fortzunehmen und zum Privatunterrichte zurückzuehren. —

Der Direktor hatte alles dies nur halb laut und schon auf dem Treppensur gesprochen; doch hatte er beim Durchgehen durch das Vorzimmer die Thür offen stehen lassen, und so konnte ich denn jedes Wort vernehmen. Es folgten noch einige allgemeine Höflichkeitsredensarten und ich hörte dann den Herrn Major und seinen Leiffen die Treppe hinunter gehen. Wenige Augenblicke später vernahm ich noch einmal die Stimme des Direktors — aber etwas lauter als vorher. —

A propos! — sagte er den Weiden nachrufend, — ich habe vergessen, nach dem Namen des neuen Tertianers für meine Aufnahmehüte zu fragen; er heißt? Franz Dormig! entgegnete der Major, und — gleich darauf trat der Direktor wieder herein. —

Ich hatte — seiner wartend — mit bangem Herzklopfen dagestanden und machte jetzt meine zweite tiefe Reverenz vor ihm.

Ah! Carl Berger? — fragte er im Vorübergehen, — nicht wahr?

Ja, Herr Direktor! — antwortete ich leise mit einer nochmaligen Verbeugung. —

Schon! — sagte er mit einem würdevollen Kopfnicken, — um 11 Uhr wollen wir sehen, mein Sohn! — und die Thür des Studizimmers schloß sich noch einmal vor mir.

Hui! Der Schleiffstein war also noch in Arbeit. —

Endlich aber war auch für mich die passende Zeit gekommen, und ich ward in das Heiligthum hinein gerufen.

Mein Examen dauerte dann allerdings viel länger, als dasjenige meines Vorgängers, und richtig! meine Schwächen im „kleinen Buttmann“ kamen zu Tage: die Spürnase hatte sie also wirklich „herausgeschmüffelt.“ Aber im Uebrigen war der Alte sehr freundlich, sprach mir sogar hier und da Muth zu, rief mir mehrmals, nur nicht unruhig zu werden, und — wer war glücklicher, denn ich, als er endlich mit den Worten schloß: also Tertia, mein Sohn! Aber, Du verprüchst mir, den Buttmann noch privatim ganz besonders vorzunehmen! —

Natürlich versprach ich das mit freudigem Herzen, und — hei! wie sprang der neue Tertianer die Treppen hinunter und über den kleinen Vorhof und durch die Thür in's eigentliche Gymnasialgebäude hinein! Meine

Hufeisen klapperten diesmal auf den Fliesen, als wenn ein Kavallerie-Regiment in Anzuge wäre; bah! was kümmerte mich das nun? Und, — da standen einige meiner neuen Collegen auf dem großen Hofe versammelt: Körbel, Wolf, Schmidt, Bucher, Herring und noch einige mir bisher Unbekannte; — sie wußten, daß ich um 11 Uhr „vor's Messer mußte“, und hatten auf mich gewartet, — und alle schüttelten mir die Hände, als ich ihnen, „Tertia“ entgegen rief, und „Hurrah!“ schrien mir alle zusammen, — Hurrah! — Ich hatte gar keine Angst mehr, — und stand doch ganz in der Nähe des Carcers; war das nicht merkwürdig?

Ich mußte nun noch einige nothwendige Besuche machen: bei meinem künftigen Klassen-Ordinarius, bei den Freunden meiner Eltern, bei dem Buchhändler, welchem mein Vater mich wegen der Schulbücher empfohlen hatte u. s. w. — Für den Nachmittag aber verabredeten wir einen langen gemeinschaftlichen Spaziergang, um mir die Stadt und den Hafen zu zeigen; und dann sollte ich feierlich in die „Couleur“ aufgenommen werden. —

Jungens! wißt Ihr was? — sagte Körbel, — ich habe Leberwurst und grobes Landbrod von Hause mitgebracht, und da können wir einen „famosen Schmaus“ machen! — In Betreff der „Victualien“ herrschte nämlich überhaupt Communismus in der „Couleur“. Ich habe schon erwähnt, daß sehr Viele von uns nicht in Pension waren, sondern — gewöhnlich einmal die Woche — kleine Victualientober für die Abendkost von Hause zugehandt erhielten. Du lieber Gott! Gesunden Appetit hatten wir Alle, und oftmals wollte es hier und da wohl nicht recht ausreichen. Aber, — bei Einem war denn doch meistens noch Vorrath übrig, wenn auch bei allen Andern bereits bedenkliche Ebbe eingetreten war; und bei einem Solchen fanden sich dann die Uebrigen gegen Abend „ganz zufällig“ zusammen. — „Du lange mal den Robet vor!“ — hieß es dann sehr bald, und ich glaube, diese frühzeitige praktische Erlernung einer vernünftigen gegenseitigen Gastfreundschaft war keine tadelswerthe Einrichtung. — Wohl! Körbels Vorschlag ward jubelnd aufgenommen. Und Schmidt sagte, er erwarte ganz bestimmt Nachmittags seinen Robet und zwar mit Spidgans; der „infolge Zauberer“ hätte schon gestern kommen sollen, aber — nun sollten wir auch mal Spidgänge sehen! Donnerwetter! seine Mutter selber hatte sie eingelazt und geräuert. — Hurrah! — Bucher wohnte bei einem Bäcker im Quartier und wollte einen Lehrjungen in Butterherzen — (einem beliebigen Gebäck in Herzsform) — zu Körbel senden, — Hurrah! — und nun proportionirte sogar einer meiner neuesten Freunde, der Sohn eines Weinbändlers; er wolle seine Mutter — (der Schlaupf!) nicht seinen Vater) — um eine oder gar zwei Flaschen Wein und um etwas Rum bitten, damit wir uns einen „famosen Punsch“ brauen könnten! — Hurrah! — Hurrah! — und mir schwirrten die Sinne vor lauter Glück und Freude! —

Der Spaziergang lief glücklich von Statten, und wie sperrte ich überall die Augen auf! Ah! und wie lebhaft tritt jetzt beim Schreiben dieser Zeilen die Erinnerung an jene Tage der längst entschwundenen Jugendzeit vor meine Seele hin! Wie deutlich sehe ich auf einmal das Bild der alten Hafentadt mit den hohen, spizen Giebelhäusern und den engen Straßen, durch welche die sonderbaren langen Kornwagen — auf zwei Rädern balancirend — von elephantenartigen Pferden und riesigen Kornträgern fortbewegt werden, um den Schiffen ihre Ladung aufzuführen; mit dem Wallengewimmel im Hafen, wo die weißen, wallenden Segel lose die schlanken Raen umflattern, um an Luft und Sonne zu trocknen, und wo die schwedischen Matrosen beim Hinabwinben der Stüdgüter in den Schiffsraum

ihre eigenthümlichen, melancholischen Lieder singen, während drüben „der Holländer schon wieder sein Ded abwaßt,“ und am Lande die kleinen hellen Feuer leuchten, an denen die Kloßhungen über Hockelpänen Theer lochen, oder dicke Erbsen mit Speck bereiten zum Abendbrot; mit den herrlichen Kirchen, in denen zur Franzosenzeit die armen Verwundeten lagen, wie der Kaiser von St. Marien erzählte; mit dem alten Gymnasium in stillen, dunkeln, gemöblten Räumen, welche durch lange finstere Bogengänge verbunden sind, in denen einst die Mönche umher wandelten, und der Kirche nebenan, wo sie Hora sangen, und die jetzt als Zeughaus benutzt wird; mit den breiten, schiffeländerartigen Teiden, von denen die hohen Festungswälle gespült werden, und auf welchen wir Omniasisten in kleinen Booten Wettfahrten hielten oder Quartier sangen beim romantischen Mondlicht: — o Heimath! o Jugend! welch liebliche Klänge, so held, — so wehmuths-voll!

Wohl! Grunows Mutter hatte zwei Flaschen Wein und ein Flaschgen Rum nebst Zuder und einer Citrone „spendirt,“ aber nur unter der Bedingung, daß wir Körbels Leberwurst und Schmidts Spidgans ein andermal versetzen, dagegen Abendbrot und Punsch in ihrem Garten vor dem Thore einnehmen sollten; „es sei noch ein so schöner Herbsttag.“ — Die kluge Frau wußte uns zu nehmen, nicht wahr? Sie hielt uns für noch zu jung, um unsern Punsch selber zu brauen und allein auszutrinken; aber sie verbot es uns nicht und hielt uns keine Moralphredigt, sondern gab, anstatt unsere Opposition zu weiden, uns einfach Gelegenheit, dieselbe Sade bequemer und — angemessener zu erlangen. — Nun, und ob wir ihren Vorschlag mit einem neuen Hurrah aufnahmen, das trauche ich doch wohl nicht erst zu erwägen! —

Grunow! — sagte Schmidt in sehr würdiger und herablassender Weise zu unserm kleinen Gastgeber, als die dampfende Boule auf den Tisch kam in Begleitung eines ganzen Berges belegter Butterbrode, — Grunow! Deine Mutter „macht sich famos!“ —

Ich weiß nicht, ob Frau Grunow, — welcher ihr Sohn sicherlich dich ehrenvoller Lob sogleich auf der Stelle erzählte, denn sein Herz war so voll davon, daß er gleich nachher zu ihr in die Speisekammer lief und „noch mehr, viel mehr Butterbrode!“ anordnete, — ich weiß nicht, ob Frau Grunow — sage ich — wohl eigentlich im Stande war, die ganze schwere Bedeutung eines solchen Ausspruches aus Schmidt's Munde völlig zu begreifen und gehörig zu würdigen; ich glaube sogar, daß dies — zu ihrem eigenen Schaden — nicht der Fall war. Aber wir begreifen das Lob, und unsere Freude, unser Genuß ward dadurch in nicht geringer Weise erhöht. — Denn, siehst Du, Freund! — Schmidt war einer von den Alten — (nicht bloß den Jahren nach, sondern auch in der Klaffenzeit; getrennte Klaffen gab es damals noch nicht;) er hätte eigentlich schon in diesem Semster nach Secunda versetzt werden können, blieb aber noch ein halbes Jahr in Tertia eines jüngeren, etwas kranklichen Bruders wegen, den sein Vater gern mit ihm zusammenlassen wollte. Der ältere Schmidt wollte Landmann werden, — (sein Vater hatte selber ein kleines Bauerstückchen einige Meilen von Dreistrahlen entfernt in Pacht) — und es kümmerte ihn nicht viel, noch ein halbes Jahr länger, als gerade nöthig, in Tertia bei seinem Bruder zu bleiben, den er sehr lieb hatte. Das geschah nun den Lehrern gar sehr; der Director hatte es öffentlich bei der letzten Censur ausgesprochen, und daß der „alte Bruder“ ein fleißiger, ordentlicher und befähigter Schüler sei, der sicherlich verlegt worden wäre, wenn er selber nicht dagegen gesprochen. — Natürlich blieb er nun Primus, und, — da er zugleich immer „gerecht“ und „anständig“ und „vernünftig“, überhaupt

„ein ganz famoser Kerl“ war, — unser Aller Ideal, Rathgeber und Beschützer. Was Schmidt sagte, war Recht und Geseß für die Klasse, und ihm wurde unweigerlich Folge geleistet; z. B. wenn es irgend eine Ferienarbeit gab, gegen welche anfänglich gekrummt wurde, und die er dennoch — nach näherer Prüfung — für ganz in der Ordnung erklärte; oder wenn dem neuen Schulanfänger Candidaten — schon des Principis wegen — mal das Leben etwas sauer gemacht und gecigt werden sollte, „was 'ne Harle sei“, und er dann sein Beto für den Kandidaten einlegte, weil dieser doch im Grunde ein „ganz vernünftiger Kerl“ sei und „sich ganz gut mache“ u. s. w. Auf der andern Seite aber durfte Schmidt auch „ein offenes Wort“ mit dem Ordinarius sprechen; ei ja! z. B. ob Diejenigen, welche zu den Fundstagsferien eine Fußreise machen wollten, nicht von der Doid-Übersetzung befreit bleiben könnten? oder dergleichen; und — wenn er um etwas bat für die Klasse, dann ward es gewährt, das war sicher! Alles dies hatten die Lebigen mir bereits zu meiner Information mitgetheilt; und siehst Du nun, Freundchen! daß Grunow Holz sein durfte, wenn Schmidt ihm sagte, daß seine Mutter „sich famos mache?“ Ah! unser Primus, der hatte den Comment los, das kannst Du mir schon glauben! —

Und so ward ich also feierlich in die „Coulcur“ aufgenommen; und die Worte und die Schüssel mit Butterbroden und unsere Trinksprüche, alles zusammengenommen wurde mit dem hochfliegenden Titel Commens benannt. — (Glauben Sie denn, mein verehrter Herr Professor! daß Ihre Studenten allein es sind, welche Kinderspiele treiben? Bewahre!) — Schmidt präsidirte, und hielt mir eine Rede über die Pflichten eines anständigen Tertianers, und ich mußte mit Handschlag feierlich geloben, für die „Ehre der Coulcur“ nicht Tod noch Teufel zu scheuen, sondern muthig d'rein zu schlagen u. s. w. u. s. w.

Mein großer Jupiter! wie wichtig kamen wir sämmtlich uns vor! Was für ernste Mienen machten wir, und wie ängstlich bemühten wir uns, auch ja alle Formen gehörig zu beobachten. Ich glaube wahrhaftig, wir wären sofort unter Schmidt's Führung mit der ersten besten Landmannschaft aus der nahe Universitäts Wäldgräf auf krumme Säbel losgegangen, alles „pro patria“; so fest waren wir von der hohen Bedeutung der ganzen Ceremonie überzeugt. —

Dem folgten noch einige allgemeine Verhaltensregeln für mich: daß ich nämlich — wenigstens jetzt in die „Coulcur“ aufgenommen — doch immer nur noch ein Fuchß sei, der nicht dieselben Rechte habe mit den Alten, z. B. das Rathgeber nicht betreten dürfe u. s. w., daß die Hstober Gemeinagt seien — (wie ich schon früher erwähnt habe) — und was etwa noch weiter als gesetzliche Vorschriften gelten mochte. —

Boule und Butterbrode waren vor unserm Angriffen wie Spreu vor dem Winde verschwunden. — (Das konnten Anaben nicht in dem Punkte leisten!) — Grunow's Mutter hatte mit mir über meine Eltern und meinen Geburtsort gesprochen, mich gefragt, was ich werden wollte, und freundslich gelächelt, als ich ihr beim Fortgehen die Hand küßte und mich „geherfamst bebandelte für den schönen Abend.“ — Das war nämlich so Sitte — siehst Du — in meiner kleinen Vaterstadt, und ich hatte damals noch nicht gelernt, daß das Aussprechen eines solchen Dankes vielleicht als kleinftätig verachtet werden könnte. In spätern Jahren kann man allerdings die Erfahrung machen, daß „in der Gesellschaft“ viel mehr auf den Schein, als auf das Wesen gegeben wird, und daß z. B. als die vornehmste Regel die „Verachtung der debore“ gilt. — Der Mutter meines neuen Freundes schien aber doch die alte Sitte ganz gut zu gefallen; sie brücte mir herzlich die Hand und sagte,

daß es ihr stets willkommen sein würde, wenn ich ihren Paul besuchen wollte. Das that mir recht wohl, so allein, wie ich dastand in der großen Stadt! ja, wahrhaftig, sehr wohl! — — —

Fünftes Capitel.

Als die erste Aufregung vorüber war und ich so einsam und fremd in meinem kleinen Stübgen im Bette lag, da wurde mir zwar beim Bedenken an die Eltern und das Vaterhaus, welches ich auf immer verlassen hatte und fortan nur als Gast wieder betreten konnte, recht weich um's Herz, und ich denke, daß ich mit vollem Recht ein paar Thränen weinen durfte; am Sonntag hatte ich sogar einen rechtzehrigen Anfall von Heimweh und schrieb lange, lange Briefe nach Hause.

Aber am Montag Morgen, meinem ersten Schultage, hatte ich's überstanden, wie es einem anständigen Tertianer ziemte, und ich begann mein neues Leben mit Muth und Vertrauen. — —

Denn das versteht sich doch wohl von selbst, daß ich bereits — gleich meinen ältesten Klassengenossen — innig überzeugt war sowohl von der unendlichen Wichtigkeit eines Tertianers für die ganze menschliche Gesellschaft, als auch von der vergleichsweise Unbedeutendheit aller übrigen Lebenden, nicht dem Gelehrtenstande angehöriger Creatur. — (Das Wort „Philister“ war sehr gebräuchlich in unserm Munde!) — Ob Ausland oder Frankreich, „Noten schrieben“; ob in England Whigs oder Tories auf den „Wollfäden saßen“; welche „Adresse“ den Badischen oder Württembergischen Kammerern genehm war. — du lieber Himmel! was ging uns das an? von welcher Bedeutung war das denn überhaupt? eh? Aber — — was Tertius dazu sagte, als der „empörende Vorschlag laut wurde, statt eines freien ganzen Tages nur einen Mittwoch, also einen halben Schultag dem Vogelstiefeln zu opfern; wie Tertius sich benehmen würde, wenn Dr. Fretsch, der Hülflehrer, welcher es gewagt hatte, eine ganz neue Art von Ferienarbeiten, sogenannte „freiwillige“, einzuführen, wenn er von seiner Reise zurückkehrte, — das waren doch ganz andere Fragen, nicht wahr? — — Wehe dem Dr. Fretsch, wenn Tertius vielleicht beschließen sollte, „ihn mit Verachtung zu strafen!“ wehe ihm! Wäre es auch nur denkbar, daß er sein „Unrecht nicht einsehen, nicht demüthig zu Kreuz kriechen sollte!“ — —

Natürlich beneideten wir — aber ganz im Stillen — die Schüler der höheren Klassen um ihre noch viel wichtigere Existenz, und vor Allem schauten wir in stummer Verehrung und Bewunderung nach jenen erhabenen Wesen hin, welche — nicht etwa bloß beim Lampenlicht auf dem Theater als „lange Israele“ oder „reisende Studenten“, sondern bei hellem, lichtem Tage und mitten auf den Straßen der nahen kleinen Hafenstadt — in den fabelhaftesten Trachten, mit geschlitzten Hügen und Schnürriemen, in Koller und Kanonen, ja mit dem blanken Schläger in der Hand so herrlich und majestätisch einherholzten! Indessen, zu unserm Troste waren jene „Herosen“ ja doch mehr oder weniger auch nur räumliche Entwickelungen eines Tertianers; also — — nichts Unerreichbares! — —

Unter uns „Fächern“ war auch Franz Dornwig. Er hatte sich aber — am Montag Morgen — nicht zu uns gestellt, auch bisher mit Keinem von uns gesprochen, sondern stand etwas abgefordert da, und sah uns halb gleichgültig, halb beneidete mit einer gewissen Nichtachtung an. — — Ich hatte meinen Freunden schon am Sonnabende von meinem ersten Zusammentreffen mit Jenem erzählt, und Schmidt wollte ihm bei der frühesten Gelegenheit einmal auf den Zahn fühlen, wozu Geistes Kind er sei. — Diese Gelegenheit fand sich sehr bald.

Die Zwischenzeit nach der ersten Unterrichtsstunde

war gekommen, und wir verließen unsere Plätze. — — Du Fuchs! — ruft Becker dem Dornwig zu, — da darfst Du nicht gehen!

Wer befehlt das? — fragt Dornwig mit vornehmer Miene. —

Das Ratheder dürfen nur die Alten betreten! — erklärt Becker als Erwiderung.

Ich werde gehen, wo es mir beliebt! — sagt Dornwig und wendet sich mit Gringfährigkeit ab.

Du! Fuchs! — beginnt jetzt unser Primus, und es erfolgt lautlose Stille. Allgemeine Aufmerksamkeit; wir Fächse sehen einander fragend an.

Schmidt hebt ruhig auf den Widerspänstigen zu und fragt: Wie geht Du?

Dornwig zögert ein wenig; dann erfolgt die Antwort: Franz Dornwig!

Da wir hier nur einen Dornwig haben, — bemerkt Schmidt — so brauchen wir Deinen Vornamen nicht; wir sind bescheidene Leute und haben auch an „Dornwig“ wohl schon genug! —

Dumpfes Beifallsgemurmel der Klasse. Denn, siehst Du, lieber Freund, wir hielten uns damals für außerordentlich wichtig, — (diese kleine Schwäche soll ja wohl auch noch bei erwachsenen Leuten vorkommen, welche dadurch allerdings sehr langweilig werden, nicht wahr, gehehrter Herr?) — und wir liebten es also, bei Gelegenheit einen — nach unserer Meinung — „famosen Viel loszulassen.“

Jene Aeußerung nun von Schmidt, daß wir „an Dornwig wohl schon genug hätten“, jenen Doppelsinn erklärten wir einstimmig für „sehr fein! mein wahrhaftig! sehr gelungen! wirklich famos!“ — und deshalb murmelten wir Beifall.

Ich muß nun freilich gestehen, daß wir Fächse dies fast immer zu thun pflegten, wenn Einer der Alten eine Bemerkung machte, gleichviel welche; wie ja bekanntlich selbst von einer ganzen Klasse wie auf Kommando ein wiederendes Gelächter erschallt, wenn der Lehrer durch seine Wiene seine eigene Ueberzeugung ausdrückt, etwas „sehr Geistesreichs“ gesagt zu haben. — Du lieber Himmel! Die armen Jungen fürdten ja, daß es ihnen aufgedrückt werden möchte, wenn sie nicht lachten. — Um! sollte es aber mit dem beifälligen Gelächter eines Auditoriums von Studenten, oder der Herren Examinanden oder der Untergebenen u. s. w. dem Professor, Examinator oder Chef u. s. w. gegenüber sich nicht ähnlich verhalten? Die Welt, die sogenannte „böse Welt“ bleibt sich dem Wesen nach überall gleich, wenn auch die Formen allerdings himmelsweit von einander abweichen! —

Also Dornwig — fährt unser Primus nach allmählicher Verhöhnung des Beifallsgemurmel's fort, — es ist Klassenbrauch von Anno Sechzig her, — und weil Du ihn noch nicht zu kennen scheint, mache ich Dich hierdurch mit ihm bekannt, — daß die „Fächse“ sich nicht über diese Linie hinausbegeben dürfen. Wollt Ihr Eure Zeit nicht abwarten, so könnt Ihr Euch das Recht der „Alten“ auf das Ratheder vorher erproben, in's Gefammt oder einzeln, die gleiche Zahl von Fächsen und Alten gegen einander, das steht Euch frei. Wollt oder könnt Ihr das aber nicht, dann gehorcht Ihr, versteht Ihr das mich? —

Ich werde meinem Onkel — — beginnt Dornwig, wird aber sogleich von vielen Stimmen unterbrochen.

Er will „pegen!“ — heißt es, — er ist ein „Peger!“ Willst Du's nicht auch der lieben Tante klagen, mein Schändchen oder Großmuttern?

Stille! — befiehlt Schmidt, und kein Laut mehr ist zu vernehmen; unser Primus tritt ganz nahe an Dornwig heran, immer noch ruhig und überlegen, obgleich seine Oberlippe bedeutlich zu zucken beginnt, als könne nächstens ein Gewitter aufziehen. Ich will Dir etwas sagen,

Dorwig! — redet er diesen an, — wer „pegt“, dem werden mores beigebracht, — (ernutes Beifallsgerummel) — und wenn Du deinem Onkel doch absetzt was sagen willst, so sage ihm nur, er könne sich Thee kochen! — (lautes, jauchzendes Gelächter über den „famosen Wig.“) —

Es ist mir selbst mit Hülfe meiner Erinnerung nicht mehr möglich, die eigentliche Bedeutung jenes „famosen Wiges“ herauszufinden, ja es überflehden mich sogar leise Zweifel, ob jene culinairische Bestellung an den Onkel unsrer Schulgefahrten in der That so „famos wigig“ war, wie sie uns damals erschien. Kommt es denn aber auch immer im Leben auf das wirkliche Verständnis an, meine jungen Damen? Sie lachten z. B. letztlich in der französischen Komödie so laut und herzlich. Wissen Sie denn, wo es halb eigentlich? War's nur, weil das übrige Publikum lachte? Oder war es, um Ihre — allerdings sehr schönen — Zähne zu zeigen? Oder war's aus einem noch andern Grunde? — Wie? — Und Sie fanden die letzte Rede jenes Candidaten so „wunder schön“, so „ergreifend.“ — Vielleicht waren Sie ergreifen. Ja! Aber von der Rede? Haben Sie dieselbe denn wirklich verstanden? Sehr viele Zuhörer sind nicht so glücklich gewesen. Hat der Redner selber sie denn wohl verstanden? Hm! Gut wäre es vielleicht, wenn der Herr Candidat Sie verblühte! — — er ist noch nicht verlotet, wie Sie wissen, und erhält eine sehr schöne Pfarre! —

Nun, soviel ist und bleibt aber gewiß, daß unser Primus beim Aussprache der erwähnten Worte „sich sehr großartig machte.“ Er steckte ruhig die Hände in die Taschen seiner Weinkleider, — (wahrscheinlich in der Absicht, dem erwarteten ersten Angriff des Belächligten jeden möglichen Vortheil zuzugesehn) — er blieb einige Minuten lang ruhig so stehen, und wir Alle unterließen es nicht, unserer Bewunderung hierüber durch laute passende Worte Ausdruck zu geben. — „Schmidt macht sich famos“, — hieß es — „ganz famos! nein wahrhaftig! großartig!“

Der Knecht des Majors von Leerfeld schien übrigens keine Lust zu haben, sich in weiteren Streit oder gar einen Faustkampf einzulassen, auch wurde die ganze Scene durch den plötzlichen Eintritt des Lehrers von selbst unterbrochen; aber wir hatten sämmtlich in wenigen Minuten herausgeföhlt, daß Dorwig sich über uns erhaben dünkte, — oder wenigstens doch über die Meisten von uns; und wo es halb denn? fragten wir freilich einander in einiger Bewunderung.

Bekanntlich pflegen Knaben einander sogenannte „Epithetnamen“ beizulegen, welche — obgleich meistens nur im Moment gegeben — doch gewöhnlich dauernd beibehalten werden und oftmals überaus bezeichnend sind. So entsand denn auch aus Dorwigs Vornehmen gegen uns an jenem Morgen sein Epithetname „Groß-Mogul“, welchen er der genialen Erfindung Beders verbannte und den er nicht wieder los wurde, so lange wir ihn kannten.

Ob der „Groß-Mogul“ wirklich seinem Onkel „gepegt“ oder gar — wie Herring und Kerebel ihm gerathen hatten — seiner lieben Tante oder Großmutter die ihn zu Theil gewordene unwürdige Behandlung gellagt hat, weiß ich nicht. Allerdings erzählte Grunow einige Tage nachher, er hätte gesehen, wie der Onkel unsrer Ordinarius bei einem Begegnen auf der Straße angeordnet und dabei sehr lechsig gestillt hätte, wie unser Doctor aber darauf nur die Schultern gezuckt und ganz danach ausgesehen hätte, als wenn er etwaige Klagen zurückgewiesen. — Doch das Gespräch mochte ja vielleicht irgend einen andern Gegenstand betreffen haben, als gerade eine Beschwerde über die Klasse. —

Laßt ihn nur kommen! — sagte Schmidt ganz ruhig, als ihm von jenem Begegnen erzählt wurde; — er — d. h. der Onkel — kam aber nicht, und so ist denn

unsrer damaliger Argwohn sicherlich unbegründet gewesen. —

Die große Mehrzahl der Schüler jedoch, und nicht bloß aus unserer Klasse, sondern auch aus Secunda, wohin das Gerücht über den erwähnten Vorfall und die mysteriöse Besprechung des Onkels mit dem Doctor gebrungen war, begte als Folge desselben ein sehr hartes Vorurtheil gegen den „Groß-Mogul“; und wenn der Lehrer es auch nicht gerade zu einer offenen Feindschaft kommen ließ, sondern nach und nach sich in die allgemeinen Schulgebräuche mehr hineinlud, so schloß sich doch keiner von uns ihm näher an. Es waren genug Schüler vorhanden, welche — den bald nachher von mir zu berührenden äußeren Verhältnissen nach — mit Dorwig gleich standen, oder sogar viel günstiger gestellt waren, als er; allein die meisten von ihnen zogen es vor, einen gemeinsamen Strang mit den Uebrigen zu ziehen, anstatt sich vornehm abzusondern, und die Wenigen, welche mit Franz vielleicht im Allgemeinen dieselbe Gesinnung hegen mochten, waren zufällig den Jahren nach zu sehr von ihm getrennt, um ihm einen nähern Umgang genähren zu können. Er blieb also — durch seine eigene Schuld — immer allein unter seinen Schullameraben. Meyer erlaubte ihm wohl ab und zu die Durchsicht — d. h. das Abschreiben — seiner mathematischen Arbeit; dem kleinen Volldich, der bei seiner Mutter, einer Armen Wittwe, oftmals nicht satt zu essen hatte, kaufte Dorwig wirklich einmal mit einem Butterbrot die Vocabeln zum Cäsar ab und setzte dann fünf Minuten lang den Ordinarius durch sein schönbares Wissen in gerechtes Erstaunen; Wolf hatte — wie bereits erwähnt worden — eine Art von Umgang mit ihm, Leinwig, der Sohn des Präsidenten von Leinwig — seines Vaters wegen gleichfalls; aber — — einen Freund besah Dorwig nicht. —

Zu einzelnen Zeiten mochte es allerdings wohl den Anschein geminnen, als habe er seine einsame Würde endlich satt, und als sei er zu der Ueberzeugung gelangt, daß wir ihn nicht vernünftigen, daß er vielmehr nur sich selber Entbehrungen auferlegte. Er mischte sich dann wohl in unsere allgemeinen Spiele mit ein und wir liefen dies auch ruhig gesehn, ohne ihn abzuweisen; freilich fühlten wir uns auf der andern Seite aber auch nicht bezogen, ihn jemals zu irgend etwas aufzufordern: ah nein! das erlaubte wieder unser Stolz nicht. — Ist es ihm wirklich jemals Ernst gewesen mit einer gründlichen Wandelung? Ich weiß es nicht! — Das ließ sich allerdings nicht läugnen, daß er bei einzelnen Gelegenheiten „sich ganz gut machte“, und wir haben dies auch stets gern und willig anerkannt. Ich will nur ein Beispiel anführen, nämlich jenen großen welt-historischen Streit mit Secunda, bei dessen Ausföchtung Tertia „so jämmerlich geholt wurde.“ — Damals war Dorwig entschieden in Gunst bei der ganzen Klasse gekommen. —

Secunda behauptete nämlich „seit undenklichen Zeiten“ als ein Recht, daß Tertia auf dem gemeinschaftlichen, von hohen Gebäuden umschlossenen Raume zum Aufenthalte während der Frühlingszeit im Sommer stets auf der Sonnenseite, im Winter dagegen auf der Schattenseite bleiben müßte. Das „Recht“ war auch bisher noch nicht angezweifelt worden. Der verfloßene Sommer aber war ganz besonders heiß gewesen und in den Köpfen der „halb gebatenen“ Tertiarer hatte sich eine sehr bedenkliche Gährung entwickelt; — kein Wunder! — eine dumpfe Schwüle hatte dann für Wochen auf der Stimmung der beiden Parteien gelegen und die Hundstagsferien hatten zwar den Ausbruch der Revolte verhindert, aber die darauf folgende kühlere Bitterung hatte eigentlich auch nur eine Art von Passiv-stillstand zu Wege gebracht. — (Schon bei Gelegenheit meines „Aufnahme-Commers“ war ich darauf auf-

merkmal gemacht worden, daß es in Winter möglicher Weise mit Secunda und uns „losgehen“ würde; ja, ja! es war eine „große Zeit!“ —

Wohl! der Winter kam, und zwar ein ganz außerordentlich harter, wie dies ja nach heißen Sommern sehr oft der Fall ist. — (Das Fahrreis lag volle 5 Monate, vom November bis Anfang April, und es wurden schwere Kahlfeine in Schritten — mit 8 Pferden bespannt — über die Meerenge transportirt.) — Wir armen Tertianer froren auf unserer Schattenseite, daß und die Zähne klapperten. Es wurden Beratungen gepflogen; — (Selbst der Sturm krümmt sich ja im Staube;) — Schmidt gab seinen gutachtlichen Ausdruck dahin ab, daß jenes „Recht“ von Secunda ein „Unrecht“ gegen Tertia sei, und daß wir uns dasselbe nicht länger gefallen lassen konnten; Widerstand, ja sogar thätlicher Angriff wurde beschlossen: — die Revolution war da! —

Wir würden einen schweren Stand haben, das wußten wir recht gut; aber — unsere Sache war eine „gerechte, eine erhabene, eine glorreiche, eine famose;“ (alle diese Bezeichnungen gebraudeten wir sehr vielfach in unserer Debatte). — Tertia stand auf für die „allgemeinen Menschenrechte“, während Secunda die „Unterdrückung“, die „Tyrannei“ vertrat; es war eine Art „mittelalterlichen Gottesgerichts“, das sich vollziehen sollte. — Wohl! das Gericht vollzog sich, und — Tertia erhielt die fürchterlichsten Hiebe. —

Natürlich wurde die Sache nicht auf dem Schulhofe selbst ausgetragen, wo die Lehrer in der Nähe waren; sondern nachdem wir dort nur einander etwas „geschubst“ und bedroht hatten, trafen wir uns an einem Sonnabend Nachmittags „auf dem Walle“, begannen mit Schneebällen, gingen dann zur ordentlichen Holzerei über, und — wie gesagt: Tertia mußte nach tapferm Widerstande unterliegen. —

Dorwig hatte sich gleichfalls, und zwar freiwillig eingeschrieben; ich sah ihn ganz in meiner Nähe mit zwei rüchigen Feinden anbinden. Es war natürlich meine Pflicht, ihm beizustehen, und ich unterließ solches auch nicht. Aber ach! Der „lange Wagner“ — so hieß der Eine unserer Gegner — sagte mich sehr bald beim Schopfe, drehte mich einige Male rundum, daß mir Hören und Sehen verging, legte mich dann über, und — ich ertröhe noch heute, wenn ich der unmürdigen Behandlung gedente, welche mir und vielen meiner tapferen Mitstreiter trotz unserer mannhaften Gegenwehr an jenem Nachmittage zu Theil wurde.

Dorwig hatte während seines Kampfes noch einen Schmeckball gerade auf die Nase erhalten, so daß er stark blutete; aber er schien ganz glücklich, als wir „Besiegten aber nicht Unterlegenen“ — (wie wir uns nannten) — am nächsten Tage den Kampf gründlich besprachen, und er — als einer der Mitkämpfer — nun seine Meinung mit abgeben konnte. — Was Dorwig es dem viden Bulter nicht gegeben? Donnerwetter! — sagte Hering — es war famos! Wenn Dorwigs Nase nicht gebultert hätte, wäre Bulter gehörig „zugebedt“ worden! famos! — Bei jener Gelegenheit war es auch, daß selbst Schmidt Hoffnungs begte, Dorwig könnte „noch ein vernünftiger Kerl“ werden — (d. h. natürlich nur, was wir damals einen „vernünftigen Kerl“ nannten). — „ne anständige Tracht Prügel wird dem „Groß-Mogul“ doch am Ende noch Vernunft einbläuen!“ — so drückte unser Primus sich mit lächelnder Wönnerniene aus. — (Wui! welche abschüßliche Nothheit! — sagen Sie, meine gnädigste Frau! — Sie haben Recht! Denken Sie sich nur z. B. Ihr liebes zartes Alfredchen zwischen einer solchen „Horde von Barbaren“, entsetzlich!)

Unser Senior schien aber in jenem Falle doch allzu sehr dem Optimismus geschuldigt zu haben. Dorwig erhielt noch einige Male sehr anständige Trachten Prügel

und war somit — nach Schmidt's Ansicht — „auf dem besten Wege.“ — Allein, es wirkten andere, außerhalb der Classe liegende Verhältnisse unserm Erziehungs-systeme doch zu mächtig entgegen und es trat bei Franz der Rückfall in das anfängliche „erbahene Wesen“ gewöhnlich sehr bald wieder ein. — Dem „Groß-Mogul“ schien es dann doch wieder einzufallen, daß sich Dies oder Jenes für ihn „nicht schide“, daß er sich am Ende „etwas vergeben könne“, u. s. w.; er ging nach solcher Erkenntnis auf der Straße stolz an uns vorüber, und kam beglückend, und — that uns in solchen Zeiten wirklich recht herzlich leid. Wir hielten sein Benehmen nämlich für Dummheit, ja, ha, ha, ha, ha! Ein-faltspinfel, die wir doch im Grunde noch waren! —

Bei einer späteren Gelegenheit, als Dorwig das Gymnasium schon längst wieder verlassen hatte, und wir Uebrigen bereits in Pruna saßen, erklärte Joden — ein künftiger Mediziner — uns die Sache mal von der wissenschaftlichen Seite. — Nein, Kinder! — sagte er ganz ernsthaft zu uns. — Ihr müßt den Groß-Mogul nicht für „dumm“ halten; bewahre! er ist krank. Er leidet am sogenannten „chronischen Hochmuthsteufel“, — (habt Ihr niemals von dieser Krankheit gehört?) — einem sehr bösen Uebel, welches nicht nur unter recht vielen einzelnen Individuen, sondern sogar über ganze Familien hin verbreitet ist, und überhaupt durch Ausdehnung oft eine sehr bedeutliche Ausdehnung erlangen kann. Der „Hochmuthsteufel“ ist eine Krankheit, — so docirte er dann weiter, — welche bei beiden Geschlechtern vorkommt, ebenso in jedem Lebensalter und in jeder Lebensstellung; sie gehört zum genus der „Herenchüffe“ und „Ziegenpeter“, beginnt auch gewöhnlich mit einem „steifen Nacken“, hat die sonderbare Eigenschaft der Schwimmsucht an sich, daß nämlich der Kranke durdwegs nicht an seine eigene Krankheit glauben will, sondern sich für völlig gesund hält, und sie ist schwer zu kuren. —

Von Medizin verstehe ich nun ganz und gar nichts, und da Joden unter uns Brimannern damals für ein „großartiges medizinisches Genie“ galt, — (ach! die armen Kagen, welche er später seinem Wisnerorange opfer!) — so hatte ich seine Theorie auf Treu und Glauben für wahr angenommen und bis vor einiger Zeit auch beibehalten. —

Mein Freund, Doctor Clever, hat mich jedoch kürzlich eines Andern belehrt. —

Wir begegneten nämlich einem Manne, bei welchem ich die „Symptome jener Krankheit“ entdeckt zu haben glaube, indem er zu den Personen gehört, welche — gerade wie Dorwig früher — zu Zeiten einen Bekannten wohl ganz freundlich grüßen, mit ihm sprechen, scherzen u. s. w., kurz: ihn kennen, — dann aber wieder, — vielleicht um eine vermeintliche höhere Würde zu bedauern, — plötzlich so kurzseitig sind, daß sie das „untergeordnete Individuum“ gar nicht zu bemerken scheinen, dasselbe vollständig übersehen, als schämten sie sich einer so gewöhnlichen Bekanntschaft.

Sehen Sie, lieber Doctor! — sagte ich bei jenem Begegnen, — der Mann dort gilt für so sehr gesund, und nun leidet er unglücklich der Weise an der „Krankheit des Hochmuthsteufels.“

Krankheit? — fragte der Doctor verwundert. — Ja! — fuhr ich ganz ernsthaft fort, — mein Freund Joden, ein „großartiges medizinisches Genie“, erklärte uns einmal u. s. w. — und dann rühte ich mit jener Theorie von dem genus der Ziegenpeter und Herenchüffe vor.

Ha, ha, ha, ha! lachte der Doctor mich aus, — liebster Freund! Ihr Joden ist ein arger Spötter gewesen. Glauben Sie mir: wirklich vornehme Leute werden niemals vom sogenannten Hochmuthsteufel befallen, sondern nur solche Personen, welche nicht vornehm sind, aber gar zu gern so erscheinen möchten.

Dies allein beweist schon, daß Hochmuthsteufel, Dünkel und — Dummheit völlig gleichbedeutend sind.

Wohl! aber jener Mann dort gilt ja doch für so sehr geschickt! — wagte ich eine schwache Widerrede.

Kann nicht weit her sein! — meinte der Doctor; — in solchen Fällen ist es mit dem Gesehtsein auch bloß einseitige Spiegelschere: angelegenter Stram, keine wirkliche Bildung! — Und dann erzählte er mir noch aus seiner eigenen Beobachtung einige recht ergöbliche Beispiele von Dünkel: unter andern, wie Doctor Gimpel, seit der Herzog von . . . ihm einen Charakter verliehen habe, ihn nicht mehr, wie früher, mit „lieber Colleague,“ sondern „lieber Herr Doctor“ begrüße; wie Frau von Einsfalt, die er als kleines Mädchen gekannt, und mit welcher er sich früher stets gebührt habe, weil sie ja eigentlich ganz nahe mit einander verwandt seien, ihn beim ersten Wiedersehen nach ihrer Verheirathung mit dem Baron ganz fremd und vornehm mit Sie angeredet habe, vielleicht in der Meinung, daß nun wirklich etwas Besonderes aus ihr geworden sei; wie der Gatte dieser kleinen Einsfalt sich auf seine Geburt so ungeheuer viel einbilde, obgleich doch — wie alle Welt wisse — u. f. w.; genug, der Doctor belehrte mich zu seiner Meinung. — Du du Gerechter! Und wie viele Beispiele von belagtem Dünkel habe ich seitdem so recht con amore belauscht und für meine nächste Novelle notirt, seit mein Freund mir die Augen geöffnet hat über die Gleichbedeutung von Dünkel und — Dummheit. —

Sechstes Capitel.

Wolf kannte durch seine Mutter und durch seinen Umgang mit Dorwig dessen Verhältnisse ganz genau, und von ihm und Leiwig erfuhr ihn Webrigien so mancherlei Einzelheiten, welche uns allerdings wohl einen Schlüssel zum Verständnis von Dorwigs Benehmen gegen uns darbieten konnten.

Franz war ein einziger Sohn und schon als solcher von jeher gewohnt gewesen, mit ganz besonderer Rücksicht behandelt zu werden. Seinen Vater“ hatte er durch den Tod verloren, als er erst sechs Jahre alt war. Die Mutter — trotz aller Anträge an die reiche Wittve — heirathete nicht wieder, und Franz blieb alleiniger Erbe eines sehr schönen Rittergutes, welches einstweilen verpachtet worden war. Frau Dorwig war in ihren Franz vollständig vernarrt, — wie man wohl zu sagen pflegt; — er war ihr „Ein und Alles,“ und seine Wünsche zu befriedigen schien der Hauptzweck ihres Lebens. Sie war nach dem Tode ihres Gatten mit ihrem Sohne nach der Residenz gezogen, hatte die Sommerzeit aber gewöhnlich in einem Bade zugebracht, war auch einen Winter über in Paris gewesen, und erst vor kurzer Zeit nur deshalb nach Dreistrahlen übersiedelt, weil ihr Schwager, der Major von Leerfeld, dorthin versetzt worden war und Franz sich — nach etwaigen Rathschlägen seines Onkels und vielleicht unter dessen speziellerer Leitung — nun nachgerade für eine bestimmte Carrière entschieden sollte.

Wie der Major dem Director bei Gelegenheit von Franzens Examen gesagt hatte, „war es mit dem Lernen bisher recht rechter Ernst gewesen.“ Schon der öftere Beschluß des Aufenthalts hatte es mit sich gebracht, daß Franz niemals eine Schule besucht, sondern stets den Unterricht von Haus- oder Privatlehrern genossen hatte. Diese Absonderung von seinen Altersgenossen mußte dem Knaben wohl die Meinung beigetragen haben, daß er am Ende etwas ganz Ausserordentliches sei, jedenfalls etwas Besseres, als die meisten Webrigen. Vernütht und verzogen, wie er war, wollte er seinen Willen auch stets seinen etwaigen Gefährten aufdrängen, was diese sich natürlich nicht gefallen lassen mochten, und hierin lag

ein Grund mehr, daß die wenigen Bekanntschaften, welche er mit andern Knaben gemacht hatte, gewöhnlich nicht stichhaltig gewesen waren. — Daher kam es auch wohl, daß er sich so schwer daran gewöhnen konnte, von seiner einsamen Höhe herabzusteigen und mit uns Webrigen einen gleichen Strang zu ziehen, nachdem sein Dünkel ihm mitgetheilt hatte, daß man nun in Dreistrahlen mal einen Versuch mit dem Gymnasium machen wollte. — (Ich glaube wahrhaftig, Franz hielt dies für eine ganz besondere Ehre, welche dem Gymnasium zu Theil wurde.)

Daß die früheren Bemühungen der Hauslehrer nicht eben die glänzendsten Ergebnisse aufzuweisen hatten, so viel haben wir bereits bei Gelegenheit des Examen gesehen. Es war aber auch kein Wunder, wenn man bedenkt, welche Abhaltungen und Unterbrechungen des Unterrichts stattgefunden hatten, und welche Kämpfe die armen Candidaten wohl ausgehalten haben müssen, Kämpfe, die natürlich stets mit einem Bescheß der völlig unbrauchbaren Lehrer endeten. Denn wie muß es wohl früher zugegangen sein, wenn Franz z. B. selbst noch als sechzehnjähriger Knabe nur nöthig hatte, sich über die Schwierigkeit irgend einer ihm aufgegebenen Schularbeit zu beklagen, um sofort von ihr dispensirt zu werden. Seine besorgte Mama entdeckte dann augenblicklich, daß Franz schon zweimal in den letzten fünf Minuten gegählet habe, folglich nervöse angegriffen sei, daß seine Gesundheit doch natürlich höher stehe, als aller überflüssige Wissenstram, all jener „Ballast, welcher unnöthig das Gehirn belaste, und — der nervöse Angegriffene“ blieb dann auf Grund eines Entschuldigungszettels einen Tag oder auch wohl mehrere aus der Schule fort und fuhr lieber zur Erholung mit Mama spazieren. —

Frau Dorwig und die Majorin von Leerfeld waren Halbgeschwestern. Von Kindheit auf hatte zwischen ihnen immer eine gewisse allgemeine Rivalität bestanden, welche dann nach ihrer Verheirathung eine bestimmtere Richtung gewann. Frau Dorwig — die Ältere — hatte nämlich von ihrer Mutter ein bedeutendes Vermögen ererbt; ihre jüngere Halbgeschwester aber war nach dem Tode des zum zweiten Male verheiratheten Vaters nur mit geringem Nachlaß bedacht worden. Dafür freilich hatte Jene auch nur einen bürgerlichen Gatten — allerdings aus Liebe — geheirathet, während Frau von Leerfeld auf den Titel „Baronin“ Anspruch machte. Eine Jene von ihnen that sich nun etwas auf ihren Besitz zu gute und Franz? — schien den Stolz Weidern in sich zu vereinen: Das Geld seiner Mutter und die gesellschaftliche Stellung seines Onkels „waren ihm zu Kopf gestiegen,“ — wie wir damals schon auszudrücken pflegten.

Das Bataillon des Majors von Leerfeld hatte bis zu dessen Versetzung nach Dreistrahlen stets nur in heßneren Städten in Garnison gestanden, in denen der Herr Bataillons-Commandeur wohl so ziemlich die erste Rolle gespielt haben mochte. Franz war mit seiner Mutter mehrmals auf einige Wochen zum Besuche bei seiner Tante gewesen, und hatte bei jenen Gelegenheiten dann wohl eine sehr hohe Meinung „gelesen“ sowohl über die Bedeutung seines Onkels, als über die Wichtigkeit von dessen Stellung und die Geltung seines Willens, eine Meinung, welche er auch beiehielt, obgleich doch in Dreistrahlen mehrere höher gestellte Offiziere und Civilbeamte vorhanden waren, deren Söhne gleichfalls das Gymnasium besuchten und sich — je nach ihrem Jahren — zum Theil zu „unserer Couleure“ bildeten. Leiwig z. B. — wie schon erwähnt, der Sohn des Präsidenden von Leiwig — und der kleine Graf Malchhofen — Sohn eines Obersten — gehörten Beide, zu unsern „Hauptstern.“ Ersterer war übrigens ein vorzüglich lateiner, während der Letztere unsere „mathematische Stärke“ abgab, zugleich auch eine „samole Frau“ schlug.

Wenn wir — von ihren Eltern eingeladen — ihre Geburtstage feiern und einen großen „Schlußkommers“ abhalten, dann wollten die Alten sich immer halb Krant lachen über unsere Feiertags- und Wichtigkeitserei: Der Präsident kannte unsere Bezeichnung als „Couleur,“ und pflegte wohl mit Scheinbarem Ernste sich nach der gegenwärtigen Zahl der Mitglieder der „Couleur,“ nach der „Anzahl der Couleure über die Fähigkeiten des neuen Schulamtsbanden“ u. s. w. zu erkundigen. — Die Couleure will sich Deines Schüßlings, des Dr. Schüchter freundlich annehmen, liebe Sophie! — sagte er einmal zu seiner Gattin. — Du kannst also ganz unbesorgt sein! — Die freundliche Dame lächelte dazu in ihrer milden Weise, und schenkte unsere Gläser voll und dankte der Couleure für ihren mächtigen Beistand. Bahrtst! Wir stehen in vollem Ernste mit ihr darauf an, und verprachen ihr nochmals feierlich: mit uns solle Dr. Schüchter schon durchkommen; darauf könne sie sich verlassen! — Es war an Hugo's Geburtstage. —

Die Besuche der Frau Dorwig bei ihrer Schwester, der Majorin von Leerfeld, waren gewöhnlich durch sehr zärtliche Briefe eingeleitet, in den meisten Fällen aber sehr plötzlich mit einem Janz, und zwar sehr häufig wegen Franzens beendet worden. Wof er erzählte uns eine höchst amüsante Geschichte darüber, welche er aus dem Gespräche seiner Mutter herausgehört hatte und es hätte nicht viel gefehlt, daß Dorwig für eine lediglich seiner Tante oder seiner Mama zur Last fallende übergroße Empfindlichkeit noch Jahre nachher schon des Principis wegen von Einigen aus unserer Couleure mal etwas abgeknufft worden wäre. —

Bei Gelegenheit eines Besuches in einer der erwähnten kleineren Garnisonstädte hatte nämlich ein frecher Bube es gewagt, den Messen des Herrn Major's einen verzogeten Kragen zu schimpfen und ihm mit einer Backpeise zu drohen, statt „einem Befehle des jungen Herrn nachzukommen,“ wie die Köchin der Frau Majorin sich ausdrückte. Die Köchin war Zeuge jener Frechheit gewesen, — (zwischen der Mutter des frechen Bubens und der Köchin herrschte zufällig einige Feindschaft) — und sie unterstützte die Klage des jungen Herrn.

Was sagst Du, lieber Leerfeld! — hatte Frau Dorwig voller Entsetzen ausgerufen, — meinem Franz mit einer Backpeise zu drohen! Ist so etwas erhört? Du mußt eine exemplarische Bestrafung des frechen Bubens von dessen Eltern verlangen.

Aber liebe Schwägerin, — antwortete der Major, — zwischen Kindern muß man gerade —

Nein, nein, Leerfeld! — fiel die gekränkte Mutter ihm in die Rede, — hier giebt es keine Entschuldigung; ich bin eine Wittwe ohne männlichen Schutz; Du mußt mit denselben verfahren! Du mußt die arme Waise sicher stellen gegen die freche Kofheit solchen Straßengefindels; Du mußt, — ach! — wenn ich mir denke, daß mein — armer — Franz —

Run, gut, gut! — beruhigte der Major seine Schwägerin, — meine nur nicht gleich um solche Kleinigkeiten! Wenn Du es denn ausdrücklich wüßtest, so werde ich mir den Vater des Jungen kommen lassen und mit ihm sprechen. —

Der Bube muß exemplarisch bestraft werden! — rief Frau Dorwig dem Major noch nach, als dieser verdrücklich das Zimmer verließ.

Der Mann scheint die Sache sehr gleichgültig zu behandeln, — schludete die ältere Schwester dann zu jüngerem, — ich dachte, wenn man Galt im Hause —

Das Alles kommt davon, — fiel die Majorin ein, — wenn Dein Sohn sich überhaupt mit solchen Leuten abgiebt! —

Mein Sohn? — mit solchen Leuten? — Wie meinst

Du, liebe Clara? — Soll das wieder ein Tadel gegen Franz sein? — Und die Tränen wurden schnell getrocknet, während die übrige Haltung sich stark kriegerisch entfaltete. — Ist mein Sohn Dir etwa wieder nicht vornehm genug? Glaubst Du etwa, daß Deine Söhne —

Meine Söhne sind Gabetten, liebe Lina! und treiben sich niemals auf der Straße umher! — So! das soll wohl heißen, daß sie etwas Besseres sind, als mein Sohn, liebe Clara! weil sie in Uniform stehen. Mein Franz ist bei Jedermann beliebt! sein Wunder! ein so hübscher Knabe —

Wißt Du, die damit etwa sagen, daß meine Söhne häßlich sein, liebe Lina? Und selbst wenn sie es wären; — sie sind es nicht, aber ich sage, selbst wenn: Ihr Rang und ihre bereinigte Stellung —

Da haben mir's! dacht' ich es doch: die alte Feier! Deine Stellung, die Stellung Deines Mannes, der Rang Deiner Herren Gabetten, es ist wirklich himmlisch! Ich bin allerdings nur eine bürgerliche Rittergutsbesitzerin, verstehe ich mein vorerborener Mann aber brauchte sich vor keinem Menschen zu bücken, hörst Du? vor keinem! und mein Sohn, der künftige Rittergutsbesitzer, braucht es auch nicht; tröste Dich also, liebe Clara! bitte! tröste Dich!

Natürlich! daß das Rittergut mir wieder unter die Nase gerieben werden würde, mußte ich ja schon, ehe Du her kamst. Ha, ha, ha!

Ich bin gekommen, weil Du mich eingeladen hast, liebe Clara! Wenn ich Dir etwa lästig bin —

Das habe ich nicht gesagt, liebe Lina! — aber daß Dein Franz wirklich verzoget ist, kannst Du nicht läugnen. —

Was? Meine eigene Schwester sagt so etwas? Oh! das ist wieder Dein Reid, nichts als Reid, weil Deine Söhne —

Meine Söhne? was ist mit meinen Söhnen? — Ich will Dir sagen: sie sind besser erzogen, liebe Lina! —

Deine Söhne sind abgerichtete Drathpuppen, liebe Clara! grade herausgesagt!

Wie? Was? So etwas sagst Du mir in meinem eigenen Hause? Wohl! ich sage Dir: meine Söhne stehen schon von ihrer Geburt an höher, als Dein Sohn — u. s. w. u. s. w. — Als der Major von Leerfeld wieder in's Zimmer eintrat, begegnete ihm in der Thüre seine Schwägerin, welche ihrer Jungfer jurist, sofort die Koffer zu packen, da die Rückreise morgen früh angetreten werden solle. —

An jene „exemplarische Bestrafung“ bei der erwählten Gelegenheit mußte Franz am Ende wohl gedacht haben, als er am ersten Schulmontage seine Drohung begann: „Ich werde meinem Intel!“ — — Himmel! wenn die armen Jungen, zu welchen der bestrafte freche Bube gehört hatte, wenn sie es gewagt hätten, gleich unserm Primus Schmidt sich gegen Franz dahin zu äußern, daß „sein Dadel sich Thee tochen könne,“ — ob Franz sich bloß mit ihrem bloßen Aufgehngen beruhigt haben würde? Ohne Viertelien wäre es — nach seiner Ansicht — doch wohl kaum abgegangen! —

Franz war übrigens keinesweges ein bössartiger Knabe, — (das sollte mit dieser Bemerkung nicht ausgedrückt werden) — im Gegenhalt: sein Gemüth war eher weich und leicht empfänglich für Mitgefühl, seine Gutherzigkeit zeigte sich deutlich bei vielen Gelegenheiten, seine Gefälligkeit hätte sprichwörtlich werden können, er war nicht ohne persönlichen Muth, wie ich bei Gelegenheit des Kampfes mit Secunda schon erwähnt habe; aber, — ihm fehlte ein bestimmt ausgeprägter, zuverlässiger Charakter: man wußte niemals, woran man eigentlich mit ihm war, in einem Augenblicke zeigte er sich fast übermäßig zuthulich, im nächsten stol; und

abstehend; — gestern hatte er vielleicht sich beinahe uns aufgedrungen, heute sah er uns kaum an, namentlich zu Zeiten, wenn seine Vettern, die „Cabetten“, zu den Ferien im elterlichen Hause zum Besuch waren und er mit ihnen — sie in Uniform — spazieren ritt. Dazu kam, daß alle Aeusserungen jener ihm angeborenen guten Eigenschaften — in Verbindung mit den Ausfällen der oben erwähnten Selbstüberhebung — etwas Herablassendes an sich trugen, was Kraben sich nun einmal von ihren Gefährten durchaus nicht pflegen gefallen zu lassen. — Bucher hatte — vielleicht unbewußt — mit dem von ihm erfundenen Spitznamen Recht gehabt: Dornwig wollte den erhabenen, den nach eigener Willkür gnädigen oder zornigen „Groß-Mogul“ spielen, und wir Uebriegen belohnten dieses hochfliegende Streben mit dem vulgären Anruf: „Schafstopp!“ — Ja, ja! es war von uns commun! — wie ich ja schon einmal zugestanden habe. —

Ich habe auch schon früher erwähnt, daß Franz eigentlich ein ganz hübscher Junge war. Es fand ihm aber außerdem auch noch ein sogenanntes infimantes Wesen zu Gebote, durch welche beiden ihm angeborenen Vorzüge er sich sehr leicht bei Erwachsenen, namentlich bei den älteren Damen beliebt zu machen pflegte. Seine Mutter war immer ganz entzückt, wenn das hübsche Gesicht und die netten Manieren ihres Franz zu ihr gelobt wurden. Im Besitz dieser herrlichen Gaben und in der sichern Hoffnung auf ein Mittergut, — wozu dann den Kopf noch mit unnötigen Ballast überladen? So dachte Frau Dornwig wohl; und jedenfalls schien diese Meinung bei Franz festen Fuß gefaßt zu haben. Es war ja auch viel bequemer, ruhig abzuwarten, daß dem hübschen Menschen mit dem infimanten Wesen die gebrauchten Tauben in den Mund geflogen kamen, als sich zu überdüffeln; Mama und Sohn meinten vielleicht, es müßte ja doch eine wahre Bollwurst für die gebrauchten Tauben sein, von einem so schönen Munde verpeist zu werden. —

Die Cabetten-Uniform seiner Vettern hatten übrigens dem hübschen Franz ein solches Gefallen abgewonnen, daß auch er vorerst sich zur Militär-Carrière berufen fühlte. Sein Onkel und ein Verwandter desselben, ein alter General von Veersfeld, würden schon dafür sorgen, daß er bald Offizier werde, — so hatte er sich zu Leiniz geäußert; — schön! es war immer seine Manier gewesen, lieber andere Leute etwas für ihn thun zu lassen, als sich anzustrengen und selber die Hand anzulegen; wenn es ging, — bequem genug war es! —

Frau Dornwig machte ein ziemlich glänzendes Haus: Equipage, Gesellschaften u. s. w., und auch in Dreistraßen bestand zwischen den beiden Schwestern trotz ihrer äußerlichen Liebenswürdigkeit zu einander, stets eine geheime Rivalität. Wols erzählte uns, daß bei Frau Majorin von Veersfeld wohl im Ganzen ein „feurerer Ton“ herrsche, auch im Allgemeinen vielleicht höhere Gesellschaft versammelt wäre, als bei Frau Dornwig; aber, — im Hause des Letzteren ging es viel splendider zu, vor allem wäre die „Verpflegung“ besser. Und dann die Equipage der Frau Dornwig! Ach! die bildete eine sehr harte Nuß für Frau von Veersfeld, welche ihren Gatten durchaus nicht zu bewegen vermochte, ein zweites Pferd und eine Chaise anzuschaffen! —

Ich glaube schon erwähnt zu haben, daß Bucher bei einem Väter im Quartier wohnte; das Haus dieses Vaders lag der Wohnung der Frau Dornwig schräge gegenüber, und so konnten Bucher und ich ganz bequem beobachten, wie großartig es drüben zuging. Wie oft standen wir auf der Straße vor dem Väterladen und schauten zu, wenn zu Zeiten alle Fenster von drüben wieder strahlend erleuchtet wurden, wenn der Livree-

diener und die Lohnbiener geschäftig hin und her rannten, und wenn dann nach und nach die Equipagen vorgefahren kamen, mit den „Jägern hinten auf“ mit wehenden Federbüschen, und wenn die gepuderten Herren und Damen ausstiegen und langsam durch das Spalier hindurch gingen, welches die gaffende Straßenjugend ehrerbietig gebildet hatte. —

Dornierwetter! heute giebt's Champagner drüben, — sagte Beder einmal zu mir, — Champagner und Fruchtweib; eben sind zwei große Kübel mit Eis hingetragen worden; ei ja! Der kann wohl lachen! — (er meinte unsern Witzhüter Franz). —

Wohl! ein oberflächlicher Kritiker möchte mir vielleicht vorwerfen, daß ich meine geehrten Leser bisher viel zu viel mit „Esen, Trinken und Prügel“ zu unterhalten gestrebt habe. Ich bitte nur noch um etwas Geduld, mein verehrtes Fräulein! Das Uebrige wird sich ja auch wohl finden. Aber, wenn ich das Leben beschreiben will, wie es wirklich ist, nicht wie gar Manche es sich in der wunderbarlichsten Weise romantisch zurechtlegen, darf ich dann verschweigen, daß jene drei Beschäftigungen allerdings zu jener Zeit eine wichtige, ja die wichtigste Rolle in unsern Gedanken spielten? Warum denn erhabener erscheinen wollen, als man wirklich ist, gnädige Frau? Und überzeugen Sie sich, daß ich Recht habe! — So gestehe ich denn auch ganz offen, daß Beder und ich den „Groß-Mogul“ um die feinsten Herrlichkeiten jener Gesellschaften, um all die feinen Herren und Damen und die Unterhaltung mit ihnen sehr wenig beneideten, daß wir dagegen gar zu gern gleichfalls ein Glas Cardinal getrunken, ein Stück Torte gegessen und eine Schale mit Eis gefressen hätten. Warum auch nicht? — Du lieber Gott! Kinder bleiben Kinder! Und obgleich wir Tertianer denjenigen schön hätten ansehen wollen, der es genaug hätte, uns Kinder zu nennen, — wir wollten „Gymnasialisten“ sein, jene Kinder — manchmal fühlten wir selber denn doch vielleicht ganz im Stillen, daß wir noch Kinder waren. — Gerade um die Gesellschaftzeit pflegte die sogenannte „zerkochene Fäbne“ einzutreten, — (wenn nämlich das Eis noch nicht stand) — und es konnte wohl verkommen, daß unsere wöchentlichen Eßkober nicht an den bestimmten Tagen eintrafen, daß überhaupt in der Couleure einmal der „Schmalhans Küchenmeister“ war, wie man so zu sagen pflegt, während Dornwig in allen möglichen Delicatessen schwelgen konnte. — Warum denn sollten wir diesen Unterschied nicht empfinden? Wir waren nicht reich, Gott bewahre! Franzens Mutter war reich, unsere Eltern waren um Theil nur arm, das war Alles; ist es eine Ehre, sich so möglich als Millionair zu wünschen? — — — Ich wollte hier überhaupt nur darstellen, wie verschieden das Leben und schon damals auf der Schule zu erziehen begann; — wozu denn verfeinern wollen! — — — Ueber einzelne kleine Entbehrungen half uns allerdings unsere philosophischere Lebensanschauung hinweg. Viele von uns, z. B. besaßen gar keinen Regenschirm, ja zum Theil nicht einmal so recht passende Winter-Überdore. Dafür aber hülftigten wir auch dem „Abkürzungssystem“, fanden es unserer Würde für angemessen, — nämlich uns philosophisch, — im tollsten Plagregen ganz ruhig und gelassen ohne Schirm aus der Klasse im Schritt nach Hause zu wandern, — große Geister lassen sich durch die Kleinlichkeiten des Lebens nicht irritiren, bah!“ — und wir „bärteten uns ab“, wir waren „Philosophen.“ Für Franz pflegte in der ersten Zeit wohl ein Diener den Regenschirm nachzubringen, wenn Frau ihn vergesen hatte oder etwa möglich ein Gewitter heraufgezogen war; unsere ewigen Redereien machten dieser Fürsorge der Mama jedoch ein Ende. Einen Vorzug genoß der „Groß-Mogul“ freilich, um den wir ihn wirklich beneideten: er sah nämlich im Winter fast abendlich

mit seiner Mama oder seiner Tante im ersten Rang des Theaters, während für die meisten übrigen Schüler das Schauspiel eine so hohe Gunst des Geschicks war, daß wir solche höchstens durchschnittlich nur ein- oder zweimal im Monat und dann natürlich auch nur im Parterre stehend zu erstehen wagten. Himmel! — und wir mußten wir nicht jenen geistigen Genuß unserm Frühstücksgelde abknageln! —

Als Secundaner und Primaner später hielten wir uns natürlich schon für sehr „genieigte Kunstkenner“, für Autoritäten, schwärmten auch für diese oder jene Schauspielerin, — gewöhnlich die erste Liebhaberin, ich will's nur gesehen, — und wir bildeten uns ein, sie habe während des Spiels ihre Augen hauptsächlich auf uns gerichtet gehabt. — Geredet! wie viele Besuche von der „Coulleur“ erhielt ich in jenem Winter, als eine jener Heldinnen der Bühne mir gegenüber wohnte und wir von meiner Stube aus — („Kneipe“ genaunt) — manchmal die junge Dame am Fenster vis-à-vis erblickten konnten! Natürlich grüßte ich sie auf der Straße, — ich war ja Nachbar, — und ich erröthete und war sehr stolz, wenn sie mir lächelnd dankte. Ich habe manches Frühstück weniger gegessen, um sie spielen zu sehen; — aber in solchen Fällen fühlte ich ja keinen Hunger, i bewahre! — — ich schmachtete nicht nach körperlicher Nahrung: nur Geist — (und Herz?) wollten gefättigt sein! Der alte Schauspieldirektor Bestmann war uns Gummastifen freundlich gefonnen und erlaubte uns, für 4 Groschen ein Theaterbillet zu erstehen. Diese Gunst der Preisverabsetzung für uns ward jedesmal, wenn er mit seiner reisenden Truppe in Dreifrahen eingetroffen war, durch eine Deputation der Primaner erbeten. Er gewährte die Bitte. — „Aber nun macht Ihr auch lästige Bravo klatschen!“ — machte er dann jedesmal zur Verbindung, und — wir waren ganz stolz darauf, von einem Schauspieldirektor so vertraulich und cordial mit „Ihr“ angeredet zu werden und — thaten denn auch ebrlich unsere Pflicht mit dem Klatschen — das versteht sich von selbst! — um so mehr als wir ja — wie oben erwähnt — gewöhnlich schon für die ersten Liebhaberinnen schwärmten. —

Am liebsten pflagten wir in solche Stücke zu gehen, welche „möglichst viel für's Geld dardoten“ d. h. recht viele Personen auf dem Theaterzettel zeigten und 3 Akte nebst einem Vor- und Nachspiel hatten, also eigentlich 7 Akte; z. B. „Hinczo der Freisnecht“, „Emeralda oder der Giebdner von Notre-Dame“ und ähnliche „klassische“ Erzeugnisse. Dann standen wir schon eine Stunde vor dem Öffnen der Kasse an der Thür des Theaters, um ja die ersten Plätze im Parterre zu gewinnen. Eine weitere Stunde verging bis zum Beginn der Vorstellung, und während dieser Zeit wurden die Verdienste des Stückes und die mögliche Auffassung seitens der Schauspieler sehr gründlich besprochen. Natürlich war unsere Auffassung die alleinrichtige; wir pflagten dieselbe aber allerdings gewöhnlich nur negativ auszudrücken, nämlich: daß Dieser oder Jener die Rolle entschieden nicht richtig aufgefahst habe. —

Mit schönen ersten Liebhaberinnen waren wir in der Auffassung stets einverstanden, weniger mit den Liebhabern; — ich glaube wahrhaftig, jeder Einzelne von uns war eifersüchtig auf „den Kerl“. —

Da standen wir dann vorne, hart an der Barriere des Orchesters und versuchten, ein wenig zwischen die Coulissen zu schieben oder zu rathen, wessen Auge wohl gerade durch das kleine runde Oudloch im Vorhang durch sah. Heiliger Drama! und wenn wir einen zarten Damenschuh mit einem wenig von fleischfarbigem Tirotschtrumpf unter dem Vorhange hervorstoßen sahen: wie klopfen dann unsere gefühlvollen Herzen vor Entziden! — — „Da! da! siehst Du?“ Das war die Großherz! Ich kenne sie ganz genau. Famos! Heute

gibt sie ihre Glanzrolle! Wenn nur der „Kerl“ besser wäre, der den Hinczo spielt; lächerlich! wie kann Er die Rolle richtig auffassen, es ist gar nicht möglich!“ —

Und wie brüllten wir nachher „Heraus!“ wenn der Vorhang gefallen war. „Großherz heraus! Bravo! Bravo!“ — — „Habt Ihr gesehen? Sie blinde entscheidenden hierzu zu uns und lächelte sehr freundlich bei ihrer Verbeugung! Famos!“ — — „Bonquets könnten wir natürlich nicht begehren; aber was uns unserer Natur an gelunden Lungen gegeben hatte, das saub unserm Kunstgenießensdramm zu Gekote. —

Doch ich darf meiner Erzählung nicht so weit vgreifen; ich wollte ja nur einige Beispiele anführen, wie Genüsse, welche uns Uebriem nur sehr, sehr selten und gewöhnlich nur als Primaner oder Secundaner genüßt waren, dem Tertianer Dornwig schon frühzeitig als etwas ganz Alltägliches geboten wurden, — und wechhalb ich der Meinung war, daß er von den Verhältnissen verwöhnt und verzeigen werden sei. —

Siebentes Capitel.

Nach Verlauf meines ersten Semesters ward die Mehrzahl meiner Klassenfreunde — was die Schule betrifft — von mir getrennt. Die beiden Schmidt, Leiswig, Körbel, Bucher und Heroing wurden nämlich nach Secunda versetzt. Natürlich löste das unsere „Coulleur“ nicht auf; es trieb mich nur zu angestrengter Arbeit an, um ihnen bald nachfolgen zu können. Dies gelang mir denn auch bei der nächsten Verlegung, und nun ward auch ich jener herrlichen Privilegien theilhaftig, welche die beneidenswerthe Erstgenie eines Secundaners in so erbetender Weise auszeichnen! — Diese Privilegien gehören eigentlich in eine größere „Culturgeschichte“, doch will ich Beispiels halber einige bezeichnen. —

Erst in Secunda z. B. wurden bei uns in Dreifrahen damals die Schüler von den Lehrern mit „Sie“ angeredet. —

Wenige Tage vor der Censur hieß es auch kurzweg: Berger! fange mal mit dem neuen Capitel im Caesar an! — Möglich ändert sich dies nach der Verlegung in: Berger! wollen „Sie“ mal mit der Stelle im Virgil beginnen, um u. s. w. —

Heiliger Drama! da s kigelt! Ich frage jeden Anfrichtigen: hat es ihn seiner Zeit nicht gekigelt? Und er wird eingestehen müssen: ja, es hat! — — In Secunda zuerst wurden „Vatermörder“ getragen, ein Verrecht, welches die Tertianer, trotz langandauerndem, oftmals blutiger Kämpfe bisher durchaus nicht hatten erobert können; stets hatte ein etwaiger Versuch damit geendet, daß dem einzelnen Waghalse oder selbst mehreren Waghälsen, welche es unternommen hatten, mit diesen für sie verpönten Bescheidungsgegenstande öffentlich zu erscheinen, vom ersten besten Primaner oder Secundaner die „Lappen“ aus der Binde herausgerissen und schmadyvoll confiscirt worden waren. Rühmte denn der freche Buller sich nicht ganz laut damit, daß er niemals Vatermörder laufe, sondern mit den „confiscirten“ auskommen könne? — Das Schicksal! — — wie haßten wir ihn! — —

Wohl! Der Gesichtskreis eines menschlichen Individuums erweitert sich manchmal doch ganz wunderbar! Kaum war ich in Secunda, so schien es auch mir „ganz in der Ordnung“, daß eine solche Auszeichnung, wie durch das Tragen von Vatermördern ohne Zweifel gewonnen wird, sich unmöglich schon für einen Tertianer schiden könne. Aus meinen 3 Thalern monatlich hatte ich mir ein ganzes Duzend der ersten „Lappen“ angekauft und erschien mit einem Baare von ihnen angethan gleich am ersten Tage nach der Verlegung auf dem Schulhofe; — — natürlich! das war ich ja meiner jetzigen Klassenwürde schuldig, und ich brachte dies Opfer

zum allgemeinen Besten, obgleich die unsamen Dinger mit beinahe die Ohren abschneiden, so hoch und so steif waren sie.

Großer Gott! wie lachte mein Vater mich aus, als ich zu den Ferien in dieser Tracht in elterlichen Hause erschien; ich nahm's beinahe übel. — Meine Mutter ergriff natürlich meine Partei und fand, daß ich eigentlich ganz nett in den Vatermördern aussehete; — (was finden Mütter nicht alles „nett aussehend“ bei ihren Söhnen!) — anderer Leute Kinder erscheinen allerdings wohl in einem weniger günstigen Lichte.) — Ich muß hier der Verdrehung widerstehen, meinen ersten Besuch bei meinen Eltern als „Secundaner“ genauer zu beschreiben; es würde mich zu weit führen und zu sehr von dem eigentlichen Zweck dieser Erzählung ableiten. Daß ich aber bestrebt war, „meiner Klasse Ehre zu machen“, daß ich eine ungläubliche Masse bereits ermordeter Weisheit auskraute, meine Mutter, meine Schwestern, Tanten und sonstigen Gönnerinnen, ja fast alle meine früheren Spielgenossen mit meinem Wissen in gerechtes Erstaunen versetzte, das können Sie mir glauben, verzehte Frau Näthin! Ist es denn mit Ihrem Gustav, welchen Sie die „Krone des Gymnasiums“ zu nennen pflegten, nicht gerade ebenso gewesen? — (Der dumme Jochen von neben an, welcher gemeint hatte, daß der Herr Secundaner doch manchmal schredlichen Unsinns quate, der die dumme Bengel aus der Klippshule her verhand, es ja gar nicht zu beurtheilen. Ich hatte ihn sonst immer noch herzlich lieb, und wir blieben unsrer Freundschaft aus der Jochenzeit her auch treu; aber, — Jochen! — sprach ich zu ihm, — davon verstehtst Du nichts! Sei doch kein Kameel! Siehst Du, ich sage Dir: in Secunda müssen wir Ausarbeitungen machen, Ausarbeitungen, — na! es ist großartig! Und weißt Du, wie die Bibel auf Hebräisch anfängt?)

Ne! — sagte Jochen, und grünte dabei; — und dann gab ich ihm einen Vorgeschnack vom Hebräischen und malte mit Kreide einige hebräischen Buchstaben auf unser Gartenort, und — — glaubte damals wirklich, ihn von meiner Weisheit überzeugt zu haben. —

Dorwig war in Tertia zurückgeblieben. Einer langen Pohnenkranke gleich, welche in einsamer Größe aus einem Widenfelde hervortrat, erschien er auf dem Schulhofe zwischen seinen kleineren und viel jüngeren Mitschülern, die Einer nach dem Andern ihn eingeholt hatten und dann baldigst überstülgeten. Wir fühlten wirklich manchmal ordentliches Mitleid mit ihm; aber — — warum überleerte es denn nicht? — —

Leimig erzählte uns eines Tages, daß er — auf Veranlassung seines Vaters, glaube ich, welcher Dorwigs Vater gekannt hatte, — vor einiger Zeit einmal ganz ersthaft mit Dorwig gesprochen habe: er solle sich doch zusammen nehmen, um endlich aus der alten dummen Tertia herauszukommen, — (wir waren ja damals in Secunda, siehst Du wohl, Freundschen!) und mit unserm unmeßer erweiterten Gesichtskreise konnten wir schon von der alten dummen Tertia sprechen, das ist begreiflich!) — wenn er in's Militair eintreten wolle, müsse er ja doch auch ein Examen machen, so „ganz ohne“ sei das doch auch nicht u. s. w. u. s. w. kurz, was man so „vernünftig lohlen“ nennt in der Schulprache.

Wohl! Dorwig hatte zugestanden, daß er sich schäme, mit dem kleinen Truppzeug zusammen aus der Klasse nach Hause gehen zu müssen, daß er manchmal blutige Thränen weine, wenn ihm die Arbeiten so schwer würden, welche den Andern so leicht erscheinen u. s. w. Das war gewiß mehr, als wir Alle erwartet hatten, aber — — dabei blieb es denn auch. Franz war kein sogenanntes *lumen mundi*, aber doch auch nicht ganz ohne natürliche Anlagen; er hätte mit den meisten Lebigen mitkommen können, wenn er nur ernstlich gewollt hätte; es bedurfte selbst zu jener Zeit nur noch

eines festen Entschlusses, um durch verdoppelte Anstrengungen das bisher Versäumte nachzuholen, die verlorene Zeit wieder einzubringen: es wäre noch gegangen. Allen — — ihm fehlte die erste Willenskraft, ohne welche im Leben nichts Ordentliches zu schaffen ist, die Stetigkeit des Handelns, deren Werth nicht früh genug erlernt werden kann, und überhaupt der bestimmte Charakter, um nach Erkenntnis eines Uebels denn auch entschieden gegen dasselbe anzukämpfen. Franz gehörte zu jener Art von Persönlichkeiten, welche — von Natur weder besonders gut noch besonders schlecht — sich niemals entschließen können, selbstständig etwas zu thun, sondern sich daran genügen lassen, von den Verhältnissen weiter gefodren zu werden. Das mag ganz bequem sein; doch natürlich bleiben sie somit auch immer nur ein Spiel der Umstände: es kann gut gehen, aber auch schlecht. Daß mein letztern Ausgange sie wiederum nicht sich selber, sondern den Verhältnissen die alleinige Schuld beimesse, ist wohl selbstverständlich. — —

Während Dorwig wahrscheinlich stets sein Rittergut als sichere Stütze im Auge behielt und damit seine zeitweiligen eigenen wie anderer Leute Ekel und Krampel über seine Faulheit bedauerte, wußten wir im Lebriegen freilich recht gut, daß wir in Zukunft von Hause weder Vermögen, noch sonstige Hülfen zum Fortkommen zu erwarten hatten, ja daß den Eltern unser bloßer Aufenthalt in der fremden Gymnasialstadt schon manche recht schwere Opfer aufzulegte. Eine solche Ueberzeugung hat Gewicht für einen Knaben, der seine Eltern liebt; außerdem aber war uns armen Teufeln auch schon frühzeitig „eingepaukt“ worden, daß außer unsern machtlosen Eltern sich kein Mensch darum kümmern, daß — — wie man so zu sagen pflegt — sein Hund oder Hahn danach krähen würde, ob wir zu Grunde gingen oder nicht. Zum Wetter! Wer mag denn zu Grunde gehen, so lange er selber es nicht hindern kann?

Dieser Sporn zur eigenen Thätigkeit bildete weiter kein so überaerohes Verdienst unsrerseits, mein lieber Collega von damals! und wir wollen uns deshalb auch gar nicht besonders damit brüsten, daß wir vielleicht aus der Noth eine Tugend machten, sondern wollen hübsch ehrlich und aufrichtig sein und eingestehen: daß wir so glücklich waren, durch unsere Eltern und die Verhältnisse nicht verzoogen und verwöhnt zu werden, sondern — nach unserer damaligen Meinung — — wirklich eher ein Bischen zu knapp gehalten wurden. Das Letztere aber schadet immer noch weniger, als das Erstere, und — wie kürzlich eine alte 75jährige, noch ganz rüstige, aber sehr arme Frau zu mir sagte, als ich mich über ihre Gesundheitsfreue: — — es kommt viel mehr Elend im Leben vom Zuviel, als vom Zuwenigessen!

Als Dorwig auch nach Schluß seines dritten Semesters in Tertia nicht die entsemmte Aussicht gewonnen hatte, verließ zu werden, nahm seine Mutter ihn wieder vom Gymnasium fort. Wir hörten — durch Leimig — es sei auf dringendes Anrathen des Directors gefodren; von anderer Seite allerdings hieß es, Frau Dorwig müsse ihrer Gesundheit wegen einige Zeit in der Schweiz oder im südlicheren Deutschland zubringen und möge sich während dieser Zeit nicht gern von ihrem Sohne trennen; überdies solle Franz bis zu seinem Eintritt in's Militair noch „privatfizieren“, besondere Instruktionen erhalten in denjenigen für den gewählten Beruf erforderlichen Gegenständen, die ja „auf der öffentlichen Schule nur so sehr unvollkommen betrieben würden“, z. B. im Französischen, in welcher Sprache er sich gerade in Süddeutschland und in der Schweiz vorzüglich ausbilden könne u. s. w. Es war wieder die alte Geschichte: Franz hatte nichts gelernt, weil — — die Lehrer nichts taugten, und er ging also mit seiner Mama vorerst nach Baden-Baden, um dort mit dem Privatfizieren zu beginnen.

Welch' ungebildete und rothe Durschen wir meisten

Secundaner aber damals doch noch waren, über alle jene „Wahrheiten“ verächtlich die Nase zu rümpfen! Ja, ja! es waren noch sehr viele Ecken an uns vorhanden, welche des „Schleifsteins der bösen Welt“ bedürftig! — Da wir übrigens doch einmal bei den offeneren Bekennnissen angekommen sind, so will ich nun auch zugeben, daß die Gesellschaft von uns mit einem gewissen Gelehrtenbündel über die Schultern angesehenen Franz glänzend gegen uns rechtfertigte, — aber glänzend! — sage ich.

Wetter noch mal! wach eine ganz andere Figur spielte er, im Vergleich gegen uns, nachdem seine Mama mit ihm aus Süddeutschland zurückgekehrt war! —

Der „junge Herr Dornwig“ — so hieß Franz fortan — hatte von der gütigen Mutter Natur inzwischen ein reizendes Stubbärtchen zum Geschenk erhalten, und er besaß eine allerliebste Manier, an demselben herum zu drehen und zu schniegeln, — (um von seinem nobelnern „Necktagenscheitel“ am Hinterkopf gar nicht einmal zu sprechen!) — Nun, aufrechtig: hätten wir Gymnasiasten, wir erhabenen Jünger der freien Wissenschaft, uns wohl unterleben dürfen, einen Schmurrbart zu tragen? Ah, da haben wir's! Da war ein Unterschied zwischen dem „jungen Herrn Dornwig“ und uns miserablen „Pannalen!“

Der „junge Herr Dornwig“ ward von seinem Onkel dem Commandanten vorgestellt, einer Excellenz, einer wirklichen Excellenz! Er machte Wisten mit seiner Mama bei der ganzen Haute-volo und besuchte von jetzt ab sämtliche Mittags- und Abendgesellschaften. Wer aber — um des Himmels willen — hätte wohl mit Gymnasiasten in seinen Salons Staat machen wollen? Ha, ha, ha, ha! Da war schon eine zweite Demüthigung für uns; und — wenn wir uns vielleicht nicht viel aus ihr machten, sie nicht einmal verstehen wollten oder gar über sie höhnlisch zu lachen begannen, in der Art, wie ich soeben angedeutet habe: hielt die „feine Gesellschaft“ uns nicht deshalb mit Recht für „rohe Burden?“ Eh? Herunter mit dem Purpurmantel unserer Hoheit, Collegen! und laß uns Buße thun vor dem feinen Takte der Gesellschaft, die — „junge Herrn Dornwigs“ (nota bene mit einem Rittergut in der Perspective) besser zu schätzen versteht, als wir es damals vermochten! —

Der „junge Herr Dornwig“ erübrigte bei seinem Privatstipendium immer noch Zeit genug, um in einem grünen Reitstrack mit Jagdmützen, in weißen ledernen Ausausprechlichen und Pariser Stulpenstiefeln mit den jüngeren Offizieren der Garnison spazieren zu reiten. Alles was „vom Besten“ bei dem jungen Herrn, mit Ausnahme vielleicht des Glases der kleinen in's linke Auge eingeschnittenen Vornette; denn es schien wirklich, als sei er nicht im Stande, durch dasselbe uns noch zu sehen, viel weniger und wieder zu erkennen, wenn wir ihm auf einem dieser Spazierritte begegneten: er hoch zu Ross in Gesellschaft von lauter glänzenden Virentenants, wir im Staube der Chaussee mit dicken „Ziegenhäimern“ und über die Schulter die sogenannte Vornamfirtrommel, in welcher „der junge Herr“ vielleicht „Butterbrod mit Würst belegt“ wittern mochte. Nun ja! es ist wahr: wir hatten an Stelle der poetischen Blumen des Feldes einige sehr profanische Victualien darin, ich verheimliche es ja auch gar nicht! — Aber es schmedete famos, wenn wir uns nahher in Chausseegraben hinlagerten und das Commando ertönte: Na nu mal die Fregaliten her! — Welche Nothheit! — Nun ja! es hat aber doch gegermedt! — Ich entkame mich noch einer solchen Lagerung an einem Tage des zu jener Zeit in Dreistrahlen erlt neu eingeführten Wetrennens.

Die „Coulcur“ wanderte gemeinsam zum Rennplatz hinaus und auf halbem Wege stärkten wir uns ein wenig im Chausseegraben.

Hol' mich Dieser und Jener! — schrie plötzlich

Körbel auf — da reitet der Schafstopp Dornwig in einer rothlichen Joppe! — Ha, ha, ha, ha! gerade wie —

Thu' ihm doch nicht den Gefallen, ihn zu bemerken! — unterbrach Schmidt den Lakenden, in der linken Hand ein Stück Speck und Brod, in der rechten eine kleine, mit Leder überzogene Flasche voll Himbeerliqueur haltend, — vielleicht kann aus dem „Groß-Vogel“ noch mal ein nützlicher Jockey werden! — (Hm! Schmidt war im Ganzen milde, aber mandmal ein ganz klein wenig satyrisch; — nicht wahr?) — Wir Uebrigen meinten natürlich, der „nützliche Jockey“ sei wieder mal ein ganz famofter Wit. —

Wenn wir somit die „Demüthigung“, welche die Gesellschaft uns in der ungeheuren Kluft zwischen dem „jungen Herrn Dornwig“ und uns bereitete, auch nicht gerade sehr übermäßig schmerzlich empfinden, so machte sich doch allmählig ein Rimmer anderer Art geltend: die ältere „Coulcur“ nämlich fing an, sich zu lichten.

In meinem zweiten Semester in Secunda verließ der gute Herring das Gymnasium, um beim Ingenieur-Corps einzutreten, — (fortan schiduren wir natürlich, daß das Ingenieur-Corps die „Elite“ der Armeo bilde); — und am Schluß des dritten Semesters ging der ältere Schmidt — unser Senior — ab, um erst bei einem praktischen Landwirth ein Jahr zu lernen und dann die landwirthschaftliche Akademie bei Waldbreit zu besuchen. Es traten zwar wieder andere gleichgenannte Mitglieder in die Coulcur neu ein; aber „Vater“ Schmidt — wie wir ihn wegen seiner zärtlichen Sorgfalt für den jüngeren Bruder getauft hatten — Vater Schmidt blieb uns doch unerfchlich.

Sein ganzes gemüthliches Wesen hatte einen näheren Umgang mehrerer „Primaner“ mit uns älteren „Secundanern“ vermittelt, was natürlich höchst „ehrenvoll“ für die Coulcur war, die solcher „Herablassung“ sich erfreuen durfte. Unsere Freunde aus Prima schlugen nun vor, Schmid's Abgang durch ein feierliches Comitae zu einem großartigen Ereigniß zu machen, und ich brauche wohl nicht erst zu erwähnen, mit welchem Enthusiasmus dieser Vorschlag aufgenommen wurde. Comitae! gerade wie bei den Studenten! Donnerwetter! „die Sache mußte sich famos machen!“ — — Daß höchstens Zwei oder Drei von uns jemals auf einem Pferde Rücken gefessen hatten. konnte nicht in Betracht kommen, wo die „Ehre im Spiel war.“

Es wurde ein „Comitae“ aus drei Personen gebildet und mit der „würdigen Ausführung“ des Planes beauftragt. Das Comitae begab sich also vorerst zu einem Pferdehändler, dessen unglückselige Klepper mandmal von „lähnen Reitern der Elite“ graumalich gemißbraucht wurden, und wir ließen uns in den Stall führen, um die Pferde zu besehen. Mein Gewissen giebt mir hier so eben einen kleinen Kniff. Ich habe nämlich eine Unwahrheit niedergebegrüden, und ich will meine Nände hiermit sogleich wieder gut machen: wir gingen nämlich nicht in den Stall hinein, sondern blieben in der Thür stehen, von welchem Standpunkte aus man übrigens ja auch einen ganz guten Ueberblick hatte. Ein „Comitaemitglied“ meinte, daß die Art, wie der „große Braune“ die Ohren anlege, auf einen sehr bösen Charakter schließen lasse. — Mir schien dagegen der kleine Fuchs am wenigsten vertrauenswerth, da er die Manier hatte, plötzlich seinen Hals weit auszurecken, beide Reichen Zähne zu zeigen und dann ganz laut hörbar mit den Lippen zu klappen. Ich konnte nicht umhin, meine Verwunderung über dies mysteriöse Gebahren auszusprechen. —

Ah! sein Eie außer Sorge, — entgegnete der Hausknecht, — unsere Pferde sind die „Sonntagsreiter“ schon gewohnt, und ich suche Ihnen lauter ruhige Thiere aus!

Wohl! wir beruhigten also unsere Zweifel. — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Tochter des Waldes.

Novelle von

Marie Sophie Schwarz.



Im Schatten einer dunkeln Nadelholzwaldung lag eine Köhlerhütte.

Sie war klein und ihr Eigentümer arm, doch barg sie innerhalb ihrer Wände manchen Schatz, der in reicher Leute Haus vermißt wird.

Göran, der Köhler, besaß ein hübsches, blühendes Weib, eine fleißige und sinnliche Hausfrau von frommer Sinnesart und reinem Herzen. Auch hatte er ein kleines Mädchen, frisch und stark, ein echtes Kind des Waldes.

Und glücklich waren die Eheleute, glücklich durch die Liebe, welche sie vereinigt hatte, glücklich durch die Zufriedenheit, die ihre Herzen erfüllte, und durch die Freudigkeit, welche die Arbeit leicht macht. Wohl war ihr Brod grob, doch schmeckte es gut nach des Tages Fast, und das magere Mahl wurde zufriedenen Sinnes verzehrt.

Niemals hörte man sie klagen über ihr Loos, hörte von ihnen Befürchtungen aussprechen ihres Auskommens wegen. — Nein, sie waren voll Dank für das, was der Herr bescherte; zufrieden mit Wenigem, und froher Sang klang stets aus ihrer Hütte.

Die Leute unten im Dorfe sagten, wenn sie Jemand als recht genügsam bezeichnen wollten:

„Er ist frohen Muthes wie Göran und seine Ingrid.“

Blieb der Prediger an einem schönen Sommerabend vor ihrem Hause stehen und fragte er:

„Nun, wie geht es Euch?“

Dann nickte Ingrid und antwortete mit freundlichem Lächeln:

„Gott segne Euch, Herr Pastor, daß Ihr nach uns fragt. Uns geht es gut, und schlimm wär's, müßte ich Anderes sagen, so lange wir gesund sind.“

„Aber ich meine, ich habe gehört, daß es in diesem Jahre mit dem Verdienste nicht besonders stände,“ fügte der Pastor hinzu.

„Wird wohl besser im nächsten Jahre,“ erwiderte Göran, und zeigte dabei seinen ganzen Schatz von zwei und dreißig weißen, glänzenden Fährnen. So lange wir Brod haben für uns und unser Kind, können wir nicht klagen,“ fügte er hinzu.

In Dorfe wohnte ein Bauer Namens Ewen, allgemein Stor-Ewen, das heißt der große Ewen, genannt, weil er groß war sowohl an Gestalt wie an Gütern.

Stor-Ewen hatte einen einzigen Sohn und der sollte „Prediger studiren.“

„Es wäre wohl nicht zu viel,“ meinte Stor-Ewen, „wenn sein Da ein vornehmer Mann würde, da er selbst genug besäße, um das ganze Dorf und das Rittergut dazu kaufen zu können, wenn es darauf anlame.“

Da war ein recht lehrwilliger Junge und zeichnete sich durch großen Fleiß in der Schule aus. Aber Da meinte, wenn er während der Ferien daheim war, daß er ein gut Stück mehr sei, als die andern Dorfjungen, und das bewirkte denn, daß er durchaus nicht mit ihnen umgehen wollte. Er hielt sich ausschließlich zu dem Herrenhofs, auf dem er ein paar Schulkameraden hatte.

Die Dorfjungen sahen ihn seines Hochmuths wegen eben nicht mit freundlichen Augen an. Der Unwille wuchs mit den Jahren, besonders weil Da auf dem Herrenhofs überaus beliebt war.

Als Da wieder einmal in den Johannisferien daheim war, beschloßen seine Altersgenossen im Dorfe, „den Hochmuth aus ihm herauszurügeln,“ wie sie sagten. Es wäre toll, wenn ein Bauernsohn wie sie, sich über sie erheben wollte. Nein, das war nicht länger zu ertragen!

Da war damals dreizehn Jahre alt, ein großer und starker Burche mit einem hübschen Gesicht und feder, dreier Kiene.

Es war am Abend vor'm Mittsommerfest. Der junge Da war den ganzen Tag über auf dem Herrenhofs gewesen, sollte aber nun nach Hause, um während der Nacht mit des Vaters Knechten auszufahren und Birkengrün zum Johannisfest zu sammeln.

Er pflegte durch den Wald zu gehen und einen Fußpfad zu benutzen. Das that er auch heute.

Eine Strecke von der Köhlerhütte entfernt fließt ein silberklarer Bachlein. Ueppiger Grasmuch, wilde Blumen, Busch und Baum schmückten seine Ufer.

Die Abendsonne warf ihre glühenden Strahlen auf des Waldes Wipfel. Ungehört sang die Drossel ihr eintöniges Lied.

Ein kleines Mädchen saß an des Baches Rand und badete ihre Füße. Sie war ganz allein. Ihre ganze Kleidung bestand aus einem weißen Röckchen und einem Gürtel.

Sie bewegte den Fuß im Wasser nach rechts und links und freute sich der Strudel, die sie dadurch hervorbrachte. Jeweilens hielt sie inne und lauschte dem Concert der Vögel.

Müßlich erklangen Stimmen im Walde. Das Kind blickte erschreckt dahin, von wo sie kamen; dann schlich es fort vom Wasserstand und verbarg sich hinter einem dichten Haselnußbusche.

Einige Minuten später zeigten sich Knaben aus dem Dorfe. Sie wanderten den Bach entlang und waren mit Stöden und Nuthen versehen, die sie im Walde geschnitten hatten.

„Weißt Du bestimmt,“ daß er heute Abend mit den Knechten ausfahren soll?“ fragte der eine von ihnen.

„Gewiß weiß ich das, und weiß auch, daß er dort unten am Kreuzwege vorbei muß, mag er einen Weg einschlagen, welchen er wolle.“

„Dann halten wir uns dort und passen ihm auf, und wahrhaftig, Prügel soll er haben, wie sie Keiner noch getriekt hat.“

„Ja gewiß, wir wollen Stor-Ewen's Da einmal ducken, daß er die Nase nicht länger so hoch trägt, das ist abgemacht. Prügeln will ich, so lange ich nur die Arme rühren kann.“

„Ich auch ich auch!“ riefen die Anderen.

„Dann mag sich Stor-Ewen's Da nur gratuliren. Schreien kann er, so viel er will, da unten am Kreuzweg da hört ihn Niemand.“ —

Sie waren jetzt an dem Busche, hinter den sich das kleine Mädchen gesüchelt hatte, vorüber gegangen. Als ihre Stimmen nicht mehr gehört wurden, froh die Kleine aus ihrem Versteck hervor. Sie setzte sich auf einen Moosbügel und murmelte:

„Stor-Ewen's Da soll Prügel bekommen.“

Darauf schüttelte sie ihr Köpfcgen und machte eine Kiene dabei, als ob sie ernsthaft opponiren wollte.

Nach einigem Sinnen eilte sie vom Bache hinweg, tiefer in den Wald hinein, zur Köhlerhütte.

Niemand war daheim. Der Vater war zum Meiler gegangen und die Mutter war wohl aus, um die einzige Kuh zu melken.

Die kleine Elsa setzte sich auf die Schwelle und begann zu weinen. Sie dachte an Stor-Eens's Da, der so geprägelt werden sollte, und nun war der Vater nicht da, um es zu hindern.

Während die Kleine so saß und weinte, erkante ein Volkstod aus des Waldes Tiefe. Elsa lauschte.

So sang weder Vater noch Mutter; das war jemand aus dem Dorfe.

Da kam ein nett geleideter Knabe an einem der vielen Fußwege heran. Elsa betrachtete ihn, sie wollte sehen, ob er auch einen Stock hatte, um vielleicht mit zu prägeln; aber nein, er sah ganz friedlich aus.

Der Knabe kam auf sie zu und fragte:

„Bist Du des Köhlers Mädchen?“

Elsa steckte alle zehn Finger in den Mund und betrachtete ihn schweigend. An's Antworten dachte sie gar nicht.

Der Knabe schien auch nicht darauf warten zu wollen, sondern setzte sich neben sie und zeigte Etwas, das er in der Hand hielt. Dabei sagte er:

„Sieh, welch hübschen Vogel ich gefangen habe!“

Des Kindes Augen weitten auf dem kleinen Vogel, der in der Hand des Knaben zitterte.

„Du kannst glauben, ich mühte nicht wenig laufen, ehe ich ihn fing; aber jetzt ist er mein. Ich will ihn in einen Käfig thun und dann soll er so zahm werden, daß er auf meiner Schulter sitzen bleibt, wenn ich zum Herrenhofe gehe. Das ganze Dorf soll sich über meinen Vogel wundern und alle sollen reden von Da's Stahr.“

„Da, wiederholte das Mädchen und blidte ihn an. Du bist doch wohl nicht Stor-Eens's Da?“

„Ist das eine Frage, rief Da; kennst Du mich nicht? Alle im Dorfe wissen, wer ich bin. Bist Du niemals im Dorfe gewesen und hat man Dir nicht Stor-Eens's Da gezeigt, der ein vornehmer Mann werden soll?“

Der Knabe warf sich dabei in die Brust.

„Nein,“ antwortete Elsa.

„Gehest Du denn nicht zur Kirche?“

„Ja—, aber Mutter hat gesagt, daß man da auf den Prediger sehen soll.“

„Nun, Du kannst gern auch auf mich schauen, damit Du ein anderes Mal weißt, wie des reichen Even Da ausseht.“

Der Knabe blidte mit großem Selbstbewußtsein auf das arme Kind herab. Dann midte er ihr zu und sagte: „Guten Abend nun; ich will heim und einen Käfig für meinen Vogel schaffen. Ich habe einen großen Umweg gemacht.“

Die vielen mit Kutzen bemehrten Knaben traten nun lebhaft vor Elsa's Seele. Sie ersahte Da's Jade und rief:

„Geß nicht, geß nicht, Du bekommst Prägeln. Bleib hier, bis Vater kommt.“

„Laß mich los, Mädchen, Du machst meine feinen Kleider schmutzig.“ sagte Da, und schleuberte Elsa von sich. Das Kind fiel vornüber mit dem Gesicht auf die Erde. Es blutete und fing an zu schreien.

Da, der schon ein paar Schritte entfernt war, wandte sich um, zu sehen, weshalb sie weinte. Als er bemerkte, daß ihr Angesicht mit Blut bedeckt war, eilte er schnell zurück.

Der Vogel flog aus der Hand, während sich Da bemühte, das Blut zu stillen, die Thränen abzutrocknen, und so weit es ging, die weinende Elsa zu trösten.

„Ich hab' Dir sehr Unrecht gethan, arme Kleine,“ sagte Da, „aber siehst Du, das war nicht meine Absicht.“

Ich wollte nur heim mit meinem Vogel und wurde böse, als Du mich hindertest.“

Bei diesen freundlichen Worten ward Elsa ruhig; sie lächelte den Knaben an, der, um ihr beizustehen, den Vogel und alle an ihn geknüpften Hoffnungen hatte entlassen lassen.

Mutter Ingrid kam herbeigelaufen; sie hatte ihr Kind schreien hören und beeilte sich, um zu sehen, was los war.

Von Da erfuhr sie den ganzen Verlauf. Klein-Elsa meinte, es sei nun Alles gut, aber Da dürfe durchaus nicht gehen, denn da wären viele, viele Jungen, die ihn schlagen wollten.

Aber Da hörte nicht auf des Mädchens Worte, sondern meinte, es wäre Alles kindisches Geschwätz. Wie sollte es möglich sein, daß solch ein kleines Kind mit den Vätern der Dorfjungen vertraut wäre.

Als er daher noch einmal Elsa freundlich zugespögen und Ingrid herzlich einen „guten Abend“ gewünscht hatte, setzte er seinen Heimweg fort.

Als er sich entfernte, schrie Elsa was sie konnte. Die Mutter nahm sie auf den Arm und suchte sie zu beruhigen; aber es war vergeblich.

Während sich Elsa noch so geberdete, kam Görän, ein Bündel Brennholz auf dem Rücken tragend, zur Hütte.

„Was ist's mit dem Mädchen?“ fragte der Vater und streichelte sein Kind.

„Sie wollen ihn schlagen, Vater, sie wollen ihn schlagen!“ rief Elsa.

Mit wenigen Worten berichtete Ingrid, was geschehen, und daß Elsa behauptete, gehört zu haben, wie die Dorfjungen überein gekommen seien, Da aufzulauern und ihn durchzuprägeln.

„Hm,“ sagte Görän, „es könnte wohl sein, daß das Mädchen Recht hat. Ich hätte meiner Frau Luft, Da nachzugehen und zu schauen, wie's am Kreuzwege aussieht.“

Görän warf das Brennholz von sich, nahm eine tüchtige, lange Kutze heraus und verschwand auf demselben Pfade, den Da eingeschlagen hatte.

Obwohl Görän so schnell ging, wie wenn ein Anderer läufte, holte er Da gleichwohl nicht ein.

Dem Kreuzwege nahe gekommen, hörte er Geschrei und Lärm. Er beeilte sich und stand bald an dem Orte, von wo der Lärm ausging.

Die Dorfjungen waren alle auf einmal auf Da losgegangen und schon beim ersten Anlauf war es ihnen gelungen, ihn zu Boden zu werfen. Gerade als sie unter wildem Rufen ihre Stöcke hoben, um Da damit zu bearbeiten, nahte Görän dem Kreuzwege. Keiner der wildberregten Jungen bemerkte ihn, ehe er ihnen mit donnernder Stimme zurief:

„Bei achtzehntausend Teufeln! — schämt Ihr Euch nicht, Ihr elenden Lämmel, so Viele über Einen herzufallen! Ich will Euch, meiner Seel', allammen, schmieren“, daß —

Die erhobenen Stöcke senkten sich, der Haufe zerfiel, nach allen Richtungen liefen sie davon.

Der Klang einer starken Männerstimme hat stets etwas Einschüchterndes für Knaben, die auf unrechtem Wege sind; darum hatten sie das Halenpanier ergriffen.

Ein Paar von ihnen hatte Görän trotzdem im Nacken gefaßt; die rüttelte er so gemaltfam durch und schlug sie gegen einander, daß sie windelweich und ganz kopfverdreht waren, als er sie los ließ. Nur mit Mühe konnten sie sich entfernen.

Inzwischen war Da aufgestanden. Er dankte Görän und diefer entgegnete:

„Nicht mir, sondern Klein-Elsa danke. Sie ist eigentlich die, welche Dich dies Mal davon gerettet hat, durchgebäubt zu werden; aber siehst Du, Da, wenn Du

immer so hochmüthig bleibst, wie Du bis jetzt gewesen, dann treffen sie Dich wohl ein anderes Mal und zahlen Dir doppelt heim. Darum grüße recht freundlich sowohl jene, wie mich, wenn wir auf dem Kirchhügel zusammen-treffen und denk' daran, daß es schlimm genug mit Stora-Sven's einzigem Sohne gefanden hätte, wenn der arme Köhler Görän nicht gewesen wäre. Hochmüthig ist die große Thorheit und Aergerniß entsteht daraus. Das merke Dir."

Das und viel Anderes sagte Görän, während er Da nach dem Dorfe begleitete.

Schweigend hörte Da ihm zu. Wohl kam's dem hochmüthigen Knaben schwer an, dergleichen von dem armen Köhler, den er sonst keines Grußes gewürdigt, hören zu müssen; aber Da fühlte wohl, daß er Görän Dank schuldig sei; darum schweig er.

Auch nahm er sich Görän's Worte zu Herzen, mehr als der Köhler sich träumen ließ.

Am Morgen des Mittwoctages saß Klein-Elsa auf der Flurschwelle und aß ihr Frühstück.

Das sonst so fröhliche, muthwillige Kind war heute still und verfolgte mit den Augen einen kleinen Vogel, dem es Brodkrümeln zuwarf.

"Was fehlt Dir, Herzchen," sagte Görän, indem er sich dem Kinde zur Seite setzte. "Ich hab' Dich heute nicht singen, nicht lachen gehört."

Er hob sie auf sein Knie und betrachtete Elsa's ein wenig geschmollene Nase, hinzufügend:

"Du bist doch nicht krank, Klein-Elsa mein?"

"Nein, Vater, aber Elsa will, daß Da mit seinem Vogel herkommen soll, das will Elsa," erwiderte das Kind.

"Wenn Du auch nicht Da's Vogel bekommst, kannst Du doch einen anderen erhalten," meinte der Vater und verschob einen Vogel zu fangen und ihm einen Käfig zu flechten. Elsa aber schüttelte den Kopf; die schönen Verpflegungen machten keinen Eindruck auf sie. Da's Vogel wünschte sie zu haben und keinen anderen.

Als ihr der Vater diesen nicht zusagen konnte, wollte sie zu weinen anfangen; da aber rief eine muntere Knabenstimme:

"Guten Morgen, Görän!"

Und Da stand mit freudestrahlenden Augen da. Der fein gekleidete Bauernsohn reichte dem Kohlen-Görän die Hand.

Elsa sprang von des Vaters Knie herab und rief:

"Da, ich will Deinen Vogel haben; Du mußt ihn Elsa geben."

"Der ist fortgeflogen, kleine Elsa," antwortete Da und setzte sich nieder, um das Mädchen zu lieblosen; aber sieht Du, kann ich Dir auch nicht den Vogel schaffen, so kann ich Dir etwas Besseres geben zum Lohne dafür, daß Du mich vor den Schlägen gerettet. Schau hier, was ich habe."

Da nahm aus der Brusttasche einige silberne Specieshälter.

"Diese Geldstücke," fuhr er fort, "soll ich Dir vom Vater schenken."

Elsa steckte die Finger in den Mund, wie sie immer that, wenn sie sich verlegen fühlte, und blickte schweigend auf die großen Silberstücke. Nachdem sie dieselben eine Weile betrachtet hatte, stieß sie mit einer heftigen Bewegung Da's Hand von sich, indem sie mit weinerlicher Stimme sagte:

"Elsa will Deine Schillinge nicht, sie will Deinen Vogel."

Da versuchte sie mit freundlichen Worten und Vorstellungen davon zu überzeugen, daß es besser wäre, das Geld zu nehmen; aber Elsa, gewohnt nur ihren Einfällen zu gehorchen, wollte nichts davon hören.

Nun wandte sich der Knabe an Görän und bat

ihn, die Silberstücke an Elsa's Stelle zu nehmen und für sie aufzubewahren; Görän aber antwortete:

"Nein, habe Dank, Du; ich hab' Dir nicht geholfen, damit mein Kind dafür bezahlt würde. Elsa weiß ganz gut, daß es sich nicht schickt, Deine Münzen anzunehmen. Geh', Da, und grüß' Stor-Sven und sag' ihm, daß ich nicht atm genug bin, um Almosen von ihm zu empfangen."

Vertrübten Herzens verließ Da die Köhlerhütte. Es ärgerte ihn, daß Elsa sein Silber nicht angenommen. Es war ihm gar nicht angenehm, dem armen Görän gegenüber als Schuldner dazustehen. Der Hochmüth des Knaben konnte dies Bewußtsein nur schwer ertragen.

Als er ein Stück Weges gegangen, traten diese erinnerlichen Gedanken gleichwohl in den Hintergrund; er erinnerte sich, daß Elsa einen Vogel haben wollte.

Am Nachmittage des Johannistages war die Hütte im Walde festlich geschmückt. Tannennadeln bedeckten den Fußboden und blattrreiche Birtenzweige waren längs den Wänden aufgestellt.

Außen im düftigen Grase saß Ingrid, die junge Mutter, mit Klein-Elsa und wand Kränze für das Kind. Görän saß in Gesellschaft seines nächsten Nachbarn, Frohn-Erif, auf einer Bank in einiger Entfernung von jenen. Die Männer rauchten ihre Pfeifchen und sprachen über dies und das.

Es war ein schönes, ländliches Bild, inmitten des wilden, rauschenden Waldes.

Da hörte man lebhaft, schnelle Schritte. Im hurtigsten Lauf drängte sich Jemand durch Busch und Strauch. Ingrid blickte auf von ihren Kränzen, und sieh', es war Da, der herbei kam; er hielt ein kleines Vogelbauer in der Hand. Als er die Köhlerin und Elsa erblickte, rief er:

"Elsa! hier ist der Vogel, den Du Dir wünschtest."

Klein-Elsa jauchzte auf vor Entzücken, sie drückte den Käfig an ihre Brust und küste ihn. Sie war außer sich vor Freude. Da's Augen glänzten und als er nach einiger Zeit heimwärts ging, fühlte er sich glücklicher als je zuvor. Zum ersten Male hatte er eine Handlung ausgeführt, die das Vergnügen eines Andern zum Ziele gehabt.

Von diesem Abend an ging Da stets an der Köhlerhütte vorüber, wenn er zum Herrenhose wollte. Oft blieb er Stunden lang und spielte mit Elsa. Diese trug stets den Käfig mit dem armen gefangenen Vogel herbei. Von den Dreien war der letztere der einzig Unglückliche und doch war es Elsa's größte Lust.

Unter seinen verzeisselten Bemühungen aus dem Käfig zu kommen, flog er gegen die Wände desselben, bis er leuchtend und matt sich in einen Winkel verstopf und von da furchtsame Blicke auf seine Feiniger warf.

Elsa plüdete Gras für ihn, schmückte sein Gefängniß mit Blumen, gab ihm Zucker und konnte ganze Tage bei ihm sitzen und ihrem Lieblinge zusprechen mit den süßesten Namen; aber all dies vermochte ihn nicht zu beruhigen, nicht zu trösten über den Verlust seiner Freiheit. Glücklicherweise fühlte Elsa nicht, wie viel Leid ihre Freude dem armen Thiere verursachte.

Der Vogel und Da waren ihr Alles. Einige Tage verfloßen so, ohne daß eine Störung ihres kindlichen Glückes eintrat.

Als eines schönen Morgens Ingrid Klein-Elsa angesehnd und ein Tuch um ihren Kopf gebunden hatte, sprang das Kind zum Vogelbauer, das außen neben der Hausthür hing.

"Guten Morgen, lieber Vogel!" rief sie ihrem Gänking zu.

Kein erschrockes Umherflattern war die Antwort auf diesen Gruß.

Elsa streckte die Arme empor, um den Käfig herab-

zunehmen und den Gefangenen zu füttern. Als sie einen Blick durch das Gitter gemorsen, sah sie den Vogel auf dem Boden liegen.

„Rein Vogel, Du, warum liegst Du so still?“ rief Elsa aus; sie setzte sich in's Gras am Fuße eines mächtigen Baumes und öffnete des Käfigs Thür.

Der Vogel fiel leblos auf die Erde, und Thränen stürzten aus Elsa's Augen. Sie weinte bitterlich und jenseits warf sie trauervolle Blicke auf den todtten Freund. Je länger sie ihn betrachtete, desto heftiger wurde ihr Jammern.

Klein-Elsa war ganz einsam in dem großen Walde, die-Rutter war nach dem Dorfe gegangen und der Vater fort, um Holz für den Weiler zu schlagen.

Keiner war da, mit freundlichem Worte den Schmerz zu mildern, welchen der Gegenstand ihrer höchsten Freude ihr jetzt verursachte.

Lange hatte Elsa gefleht und gemeint, da fragte eine klare, männliche Stimme hinter ihr:

„Warum weinst Du so heftig, mein Kind?“

Erschröck blickte des Waldes Tochter auf. Ein Mann in schwarzen Kleidern stand jetzt vor ihr. Freundlich schaute er sie an.

„Mein Vogel ist todt,“ stammelte Elsa. Sie hatte den Prediger erkannt, vor dem sie sonntäglich auf dem Kirchhügel sich zu verneigen pflegte.

Der Prediger nahm den Vogel auf und sagte:

„Dein Vogel ist jetzt besser daran, als da Du ihn im Käfig gefangen hieltest. Für einen Gefangenen ist der Tod stets das glücklichste, was ihn treffen kann, denn er schafft ihm die Freiheit wieder. — Der Vogel ist gewiß recht unglücklich gewesen!“

„Nein! Elsa gab ihm Zucker und hatte ihn so lieb,“ fiel das Kind ein.

„Das, Kind, konnte ihn nicht darüber trösten, daß er nicht mehr im Walde umherfliegen durfte. Deine Freude hat den Tod des Gefangenen verursacht, gönne ihm seinen Tod daher.“

Elsa blickte den Prediger an. Sie schien ihn nicht zu verstehen. Der Prediger fuhr fort:

„Weinst Du nicht, daß es recht schlimm wäre, wenn Deine Eltern Dich einsperrten und Du nicht mehr in der freien Luft umherspringen dürftest?“

„Ja, Elsa würde dann sehr, sehr traurig sein.“

„Und Du hast nicht einmal Flügel, die Dich weit umher tragen können, wie die Vögel, und doch weinst Du, es wäre traurig, wenn Du Deine Freiheit nicht mehr besähest. Wie tief glaubst Du wohl, daß den Vogel die Gefangenschaft schmerzt?“

„Aber Elsa ist gewiß nicht schlecht gegen den Vogel gewesen, das glaubt Elsa nicht.“

„Das weiß ich wohl, mein liebes Kind. Du warst so freundlich, wie Du sein solltest, wie Du es verstandest; aber eben Dein Unverstand hat ihm so viel Leid verursacht. Sei deshalb froh, daß der Tod seiner Dual ein Ende gemacht hat.“

Elsa trocknete die Thränen ab, nahm den Vogel, küßte und streichelte ihn und sagte:

„Du armer, kleiner Vogel Du, der es so schlimm gehabt. Elsa hätte Dich gewiß frei gelassen, wenn Du noch lebstest, und wenn sie gemüßt hätte, wie traurig Du bist. — Willst Du ihr vergehen, Du?“

„Das thut er gewiß, denn er ist glücklich nun. Gott hat seinen Käfig geöffnet,“ sagte der Pastor und ging.

Am Nachmittage kam Da.

Nachdem Elsa mit thränenden Augen die Worte des Pastors wiederholt hatte, ward der Vogel in eine kleine, aus Zweigen geflochtene Lade gelegt und am Fuße des großen Baumes begraben. Da schnitt auf Elsa's

Begehren in den Stamm die Grabchrift: „Hier ruht Elsa's Gefangenener.“

Mehrere Tage vergangen, ehe Elsa ihren frohen Rnth wieder gemann. Da war der Einzige, der ihre Sorge fortzuplaudern vermochte.

So verging der Sommer; da lam Da eines Tages, um Elsa mitzuheilen, daß er nun wieder zur Schule reisen müsse.

Elsa weinte ebenso bitterlich, wie damals, als der Vogel gestorben war. Als Da fort war, wurde der leere Käfig ihr theuerstes Kleinod. An jedem Morgen nahm sie ihn von der Wand und schmückte ihn mit Blumen, legte Zucker und Futter hinein; sie meinte, ihr kleiner Vogel lame Nachts aus dem Grabe, da müsse er auch Nahrung haben. Die Thür des Käfigs war stets geöffnet.

Als Elsa einmal des Morgens heraus lam, sah ein Sperring im Bauer und pickte den Zucker und die Brobrümmlein auf. Nachdem er sich satt gefressen, flog er fort; aber zur Mittagszeit lam er wieder.

Der kleine Sperring, der immer Brod und Zucker im Bauer fand, lam bald er hungriq war; sonst aber flog er umher und freute sich seiner Freiheit.

Elsa war wieder froh geworden. Als der Winter lam, baute der Sperring unter dem Dachfirte sein Nest und Elsa sorgte für seine Nahrung. An jedem Morgen streute sie Futter in ihren Käfig und hängte ihn hinaus in's Freie.

Jahre vergingen. Zwischen Tannen und Birken wuchs Elsa auf, frei und froh wie die Kinder des Waldes. Das kleine Vogelbauer war unblid ihre Freude und behielt seinen Platz neben der Haustür. Jeden Tag streute Elsa Brod und Futter hinein, schmückte es im Winter mit Tannenzweigen, im Sommer mit Blumen und duftigem Heubelraut.

Nicht ein Vogel nur, sondern viele Vögel kamen und die besiedelten Mittagsgäste waren Elsa's beste Freunde.

So war die Zeit vorgefchritten. Aus dem Rinde war eine schlank, liebliche Jungfrau geworden, und wenn sich Köhler Görans Elsa auf dem Kirchhügel zeigte, ruhten Aller Blicke auf ihr.

Froh und frei, während sie in Wald und Feld weiltte, war sie fromm und mild, wenn sie in des Herrn Tempel trat.

Dahem war sie ein sinnes, tüchtiges Mädchen, fleißig bei der Arbeit und frischen Ruthes; und wenn das Tagewerk vollendet war, sah sie am Fuß des Baumes, in dessen Stamm Da die Worte geschlitten:

Hier ruht Elsa's Gefangenener.

Juwelen gefasch es, daß Tagelöhner Erik's Karl, der ein paar Jahre älter, als Elsa war, neben ihr sah und munter mit ihr plauderte.

Karl war Göran beim Weiler behüßlich; so lam er fast täglich mit Elsa in Berührung.

In dieser Weise war die Zeit vergangen und Elsa fiebjehn Jahr alt geworden.

Der Sommer stand in voller Pracht. Nach des Tages Arbeit sah an einem schönen Juntabend Göran auf der Bank vor seiner Hütte, rauchte ein Pfeisden und buchhabirte eine drei Monate alte Zeitung durch, die er in dem Dorfe geliehen hatte.

Unter dem großen Baume saßen Elsa und Karl. Es sprachen vom Tanz, der am nächsten Sonntag stattfinden sollte und Elsa meinte, daß es ihr nicht schwer werden würde, nicht ein einziges Mal mit Karl zu tanzen.

„Ja, das sage ich Dir, Elsa, wenn Du mir nicht verspricht, daß ich mit Dir einen Schwinguum machen darf, so . . .“

„Kannst Du ihn vielleicht mit anderen Mädchen machen,“ fiel Elsa lachend ein.

Obwohl im Walde groß geworden und dem städtischen Leben durchaus fremd, wurde des Köhlers Tochter doch gar wohl, daß sie die hübschste Dirne im Kirchspiel war.

„Das weiß ich wohl,“ erklärte Karl, „aber das wollte ich nicht sagen; dagegen gedachte ich Dir eine Neuigkeit zu erzählen. Nun aber bekommst Du sie nicht zu hören.“

Elfa besah die Schwachheit, neugierig zu sein, und mer befiel sie nicht? Um zu erfahren, was Karl wollte, versprach sie ihm drei Tänze und gelobte außerdem mit Bengt Åfson, der für einen sehr hübschen Jungen galt, nicht ein einziges Mal zu tanzen.

Als diese Verhandlung beendigt war, sagte Elfa ganz ungeduldig:

„Nun, Karl, komm heraus mit Deiner Neuigkeit.“
„Ja so, weißt Du, Stor-Even's Ola ist heimgekommen.“

„Ola heimgekommen,“ rief Elfa. „Herr Jesus, wie hübsch das ist!“

„Ich glaube, Du wirst ganz toll vor Freude,“ sagte Karl und blickte mit saurer Miene Elfa an.

„Ja, gewiß, Karl, bin ich froh. Denn doch, sechs Jahre sind es, seit Ola heim war und es soll mich sehr freuen, ihn wiederzusehen. Er ist gegen mich immer freundlich gewesen, selbst als ich noch klein war und er gab mir jenen dort.“

Elfa zeigte auf den Käfig.

„Liebe Elfa, er denkt gewiß nicht mehr an Dich; er ist nun ein richtig vornehmer Mann geworden und sie nennen ihn Magister Oluf Svenson.“

„Was da! Als er das letzte Mal hier war, da war er Student und trug die weiße Mütze; aber das hinderte ihn nicht, auch mich zu besuchen. Ola kommt wohl, das weiß ich gewiß.“

„Und darin hast Du Recht, Elfa, liebe Elfa Du!“ rief eine fröhliche Stimme hinter ihr.

„Elfa sprang auf. Vor ihr stand ein Herr mit dunklen Locken und dunklem Bart; seine Kleider waren fein, seine Augen strahlten. Er reichte Elfa beide Hände entgegen und sagte mit herzlichem Ton:

„Guten Tag, Elfa. Wie groß und schön Du geworden bist!“

Dann schüttelte er freundlich Görans' und Karl's Hände. War Ola noch hochmüthig, so ließ er sich's doch nicht merken.

Am folgenden Sonntag war er mit zum Tanz und walzte lustig mit den Mädchen herum, am meisten aber mit Elfa. Schöner und froher als je sah sie aus. Dem armen Karl war traurig zu Muthe, aber er schwieg. Elfa's Freude mochte er nicht stören. Es ging mit ihm, wie mit Elfa's kleinem Vogel; mit Karl's Weh erkaufte sie ihre Lust.

Der Sommer schwand und Ola blieb daheim, obwohl er nur einige Wochen hatte verweilen wollen. Elfa war's, die ihn hielt. An jedem Tage wanderte er zur Köhlerhütte und verplauderte die Abende in Elfa's Gesellschaft.

Einmal hatte Göran zu ihm gesagt:

„Galt ein und verließ meinem Nabel nicht den Kopf; sie paßt nicht für einen vornehmen Herrn.“

„Sie wird eine prächtige Frau Pastorin werden,“ entgegnete Ola lachend, und am andern Tage kam er wieder.

Ingried sagte Nichts. Sie dachte:

„Will Ola Elfa zu seinem Weibe, dann in Gottes Namen.“

Eines Abends, als Ola von Elfa nach Hause kam, sah Stor-Even auf der Flurank und rauchte.

„Wo kommt der liebe Sohn her?“ Seitdem Ola

ein gelehrter Magister geworden, nannte Sven seinen Ola niemals bei Namen.

„Ich komme von Köhler Görans' Elfa,“ antwortete Ola und setzte sich neben den Vater.

„Kann nicht begreifen, was der Herr Sohn mit ihr zu schaffen hat, und halte nicht gerade viel von ihr,“ erwiderte Sven, während der Rede die Pfeife ausklopfend.

„Das wird wohl noch kommen, besonders da ich Elfa lieb habe und sie eines Tages mein Weib werden soll,“ war Ola's Antwort.

„Wie! Was! Soll Stor-Even des Köhlers Dirne zur Schwiegertochter nehmen!“ rief Sven aus. „Nein, damit warten wir noch ein Weilchen, Herr Sohn. Höher hinaus mag's gelten. Sie ist keine Frau für einen vornehmen Mann, wie mein Sohn ist.“

„Was nicht ist, kann noch werden, und es ist übrigens abgemacht zwischen uns beiden, daß sie meine Frau wird. Ich meine, Stor-Even's Sohn ist reich genug, daß ihn sein Vater wohl die nehmen lassen kann, die ihm gerade gefällt, und wenn es nöthig ist, kann er seine Schwiegertochter auch so erziehen lassen, daß sie für seinen Sohn paßt. Es giebt nicht viele Väter, die so reich sind, um das thun zu können.“

Ola hatte den Vater bei seiner schwachen Seite zu fassen gewußt, nämlich bei seinem Geldstolz und bei seiner Lust zu zeigen, daß er mit seinem Reichthum mehr ausrichten könne, als irgend Einer im Kirchspiele.

Nachdem Ola ernsthaft mit dem Vater gesprochen, brachte er ihn wirklich so weit, daß er die Wahl des Sohnes billigte und daß Stor-Even selbst zu Göran gehen wollte, um diese Angelegenheit ins Reine zu bringen.

Sven schlug dem Köhler vor, Elfa nach der Stadt zu schicken und dort in eine Pension zu geben, damit sie allerlei lerne, was Magister Svenson's Gattin zu wissen nöthig sei.

Als Göran hörte, daß Elfa bereits ihr Herz an Ola verschickt hatte, gab er natürlich seine Bestimmung.

Zum Herbst sollte Elfa das Vaterhaus verlassen.

Am Abend vor der Abreise sagte Karl beim Abschiede zu ihr.

„Lebe wohl, liebe Elfa; wie ich Dich liebe, werde ich nie eine Andere lieben; und gehst es Dir nicht gut dort in der Stadt, dann denke daran, daß es daheim ein Herz giebt, welches treulich für Dich schlägt.“

Elfa kam nach Uppsala in die Pension der Frau X. Sie begann zu schreiben, zu sicken, zu zeichnen und vielerlei Anderes, wovon sie vorher keine Ahnung gehabt.

Abends kam Ola und begrüßte sie, sagte ihr, wie sehr er sie liebe, wie froh er sein würde, wenn Elfa sich einige Bildung aneignete; aber mit der sogenannten Bildung ging es schlecht.

Elfa machte höchst unbedeutende Fortschritte. Troßdem wurden sie theuer erkauft, denn der Großhinn Floh des Baldrs Todter. Vom Morgen bis zum Abend sah sie eingesperrt in einem kleinen eleganten Zimmer, das Ola auf alle Weise ausschmücken ließ. Ihre Wangen wurden bleich und die Augen verloren ihren Glanz. Ihr Lächeln war traurig, ihr Glück war dahin; sie sehnte sich aus dem Käfig heraus.

Elfa wünschte sich zurück in den Wald, zurück zu des Vaters Hütte, zur Freiheit zurück; aber sie schwieg und suchte sich zu bezwingen; sie wollte Ola nicht betrüben. Auch er fing an, ihr fremder zu werden. Sein Streben war nicht das ibrige und zuweilen schien es Elfa, als ob er sie nicht verstände. Zuletzt hatte der

Seele verborgenes Leiden auch den Körper angegriffen. Elsa wurde krank.

Ein schleichendes Fieber und bedenkliche Brustleiden hatten nach dreimonatlichem Aufenthalt in der Stadt des kräftigen Mädchens Gesundheit gebracht.

Da geriet in Verzweiflung. Die tüchtigsten Aerzte wurden zu Rathe gezogen, aber sie vermochten nicht zu helfen.

Endlich sagte Einer von ihnen:

„Es bleibt noch der letzte Versuch, sie zu den Ihrigen heimzuführen.“

Da that so. Mehr todt als lebendig kam Elsa zurück zu des Vaters ärmlicher Hütte. Als sie das niedrige Haus in Mitten der schlanken Tannen erblickte, da meinte sie vor Freude und sagte, Da's Hand drückend:

„Dank, Da, Du hast mir die Freiheit wiedergegeben. Hätte ich länger im Käfig dort verweilt, da wär's mir gegangen, wie's dem armen Vogel ging; ich wäre des Gefangenen Tod gestorben.“

Elsa kam wieder zu Leben und Gesundheit.

Wieder blühten die bleichen Wangen, strahlten die Augen, lächelten die Lippen; wenn aber Da von seiner Liebe und der Zukunft sprach, da schüttelte Elsa ihr Haupt und sagte:

„Mir geht's wie dem Vogel im Walde; ich passe nur für diesen. Ich würde sterben vor Sehnsucht nach der Freiheit, nach dem einsamen Leben, das mir so lieb geworden ist, und Du, Da, würest bald genug finden, daß Elsa's einfaches Wesen und Streben nicht für Dich paßt und würdest unglücklich sein mit ihr. Nein, gleich und gleich gesellt sich gern.“

Im Herbst reiste Da wieder zur Stadt.

Elsa weinte bitterlich bei seiner Abreise, aber folgen wollte sie ihm nicht.

Während Elsa's Abwesenheit hatte Karl das kleine Vogelbauer geübt. Rings um das Haus flogen Schaaren von Vögeln und hüpften ein und aus durch des Käfigs Thür. Sie hatten ihr Heim dort, aber ein Heim, das sie nicht ihrer Freiheit beraubte.

Ein Jahr verging. Elsa blühte auf und des Waldes Echo klang von ihren Liebern wieder. Sie hatte ihre früheren Beschäftigungen wieder ergriffen. Sie war zufrieden und glücklich.

Karl half noch immer Göran beim Weiler und des Abends plauderte er mit Elsa; aber geschah es, daß er ihr sagte, er habe sie herzlich lieb, da antwortete Elsa:

„Rebe nie mehr dergleichen mit mir. So lange mir Da mein Wort nicht zurückgegeben, will ich nicht darauf hören.“

Im Frühling kam Da wieder. Sein erster Besuch galt Elsa. Er sprach freundlich und fröhlich mit ihr; er schien erfreut, sie frisch und munter wiederzusehen, aber kein Wort von Liebe kam über seine Lippen.

Er hatte begonnen, im Walde, nicht weit von der Köhlerhütte ein Haus zu bauen. Das solle seine Sommerwohnung werden, sagte Da.

Als er wieder abreisen wollte, kam er eines Morgens zu Elsa und bat sie, ihm zum Hügel zu folgen. Dort setzten sie sich und Da sagte:

„Sage mir nun aufrichtig, Elsa, wen haßt Du lieber, mich oder Karl?“

„Ich fühle so ungleich für Euch Beide,“ erwiderte Elsa erötend. „Karl ist meines Gleichen; er fühlt sich wohl im Walde, beim Weiler, in unferner Dürftigkeit, wohl, wie ich. Wir mögen dieselbe Beschäftigung, dieselbe Lebensweise und können mit einander über all dergleichen reden. — Du dagegen, Da, bist so gelebt, kiest so hoch über mir, gebrüht nicht hier im wilden Walde, nicht bei dem dürftigen Herde, und darum ist es mir,

als wärst Du ein höheres, ein besseres Wesen, als ich bin; Du bist nicht meines Gleichen.“

„Und darum sann ich nicht Dein Gatte werden?“

„Nein!“ Elsa reichte ihm die Hand und fügte hinzu: „So lange Du Dich nicht verlobst, wird Elsa keinem Anderen angehören.“

„Nicht so, Elsa. — Du bist frei und von jetzt an will ich Dein Bruder sein — und Du, Du sollst mich stets als Deinen besten Freund betrachten.“

„Ja, das will ich, so lange ich lebe.“

„Hab Dank dafür; und nun, Elsa, wenn Du Karl liebst, dann mach mir die Freude, daß ich im nächsten Jahre, wenn ich als Prediger wiederkomme, Euren Bund einsegnen darf.“

Im nächsten Jahre erschien Da nicht wie gewöhnlich zur Mittsommerzeit, sondern schrieb, daß er erst zum Herbst kommen würde. Er hoffte, daß bis dahin sein Haus fertig sein würde und da er überdies gehört, daß Elsa's und Karl's Hochzeit nicht vor Weihnachten gefeiert werden sollte, so wäre es wohl möglich, daß er sogar erst um diese Zeit ersehe.

Zur Weihnachtszeit war viel Leben auf Stör-Even's Gehöft. Er erwartete den Herrn Sohn als geweihten Prediger zurück. Außerdem hatte Sven in jeder Weise darauf bestanden, daß Elsa's Hochzeit nirgend anders als bei ihm gefeiert werden durfte.

Um aufrichtig zu sein, müßen wir gestehen, daß Sven äußerst erfreut war, des Köhlers Elsa nicht zur Schwiegertochter zu bekommen, und daß sie ihm diese Freude bereitet, wollte er ihr danken.

Am zweiten Feiertage verband Da seine frühere Braut mit Karl.

Es war seine erste priesterliche Handlung.

Mild und ruhig war seine Stimme, als er den Segen aussprach und Niemand konnte den geringsten Schatten auf des Predigers Stirn entdecken.

Fröhlich nahm er Theil, als der Brautreigen getanzt wurde. Als das Brautpaar zur Köhlerhütte fahren sollte, wo das beste Zimmer zum Brautgemach ausgespart war, folgte Da mit. Er selber lenkte den Schlitzen, in welchem das junge Ehepaar fuhr. Als man bei seinem neuen Hause anlangte, hielt Elsa und ersuchte auch die Anderen, stehen zu bleiben. Dann bat er sie Alle einzutreten und ein Glas auf das Wohl der Neuvermählten zu leeren.

Die ganze Schaar betrat das große und schöne Haus. Alle Möbel und Hausgeräthe, Alles, was zur Bohnlichkeit gehört, war neu und geschmackvoll. Da führte seine Gäste durch zwei hübsch eingerichtete Zimmer. Als er sich der Thür zum dritten Zimmer näherte, faßte er Elsa's Hand und sagte mit weicher Stimme:

„Gefällt Dir dies kleine Heim?“

„Ja, Da, hier kannst Du glücklich leben.“

„Nicht ich, sondern Du. Das ist das Brautgemach, das ich Dir gebe. Nimm es als eine Erinnerung an Da. — Und nun, mein kleiner wilder Vogel, sei glücklich in diesem offenen Käfig, mitten im Walde, das wünscht Dir Da, Dein Freund und Bruder.“

Er öffnete die Thür zum Brautgemach, küßte Elsa's Stirn und eilte davon.

Hatte Elsa wieder ihr Glück mit einem Andern Weh erlaust?

Nach zehn Jahren wurde Da Prediger der Gemeinde. Er war ein vorzüglicher Seelsorger. Oft besuchte er Elsa und sah, daß sie glücklich und zufrieden lebte. Selbst blieb er unvermählt.

Als er starb, verordnete er, daß sein Vermögen zum Bau eines Schulhauses verwendet würde.

Kleine Roman-Zeitung.

Bounty-Jumpers in der Falle. (Ein New-Yorker Charakterbild.) Oberst Valer, Chef der geheimen Regierungs-Polizei, welcher vom Kriegs-Ministerium zur Untersuchung verschiedener Mißbräuche in den Profos-Marschalls-Officen und Werbebureau bestellt wurde, hat vor kurzer Zeit in Hoboken, N. J., eine Menge Bounty-Jumper gefangen und nach Fort Lafayette geschickt. Diese Bounty-Jumper sind Leute, die sich in den regulären oder freiwilligen Militärdienst einschreiben lassen, das bedeutende Handgeld — in diesem Falle nahe an 1000 Dollars — in Empfang nehmen und dann entweichen, um das Experiment so oft wie möglich zu wiederholen. Solcher Kerle sollen, wie von verschiedenen Seiten berichtet wird, zwischen acht bis zehn Tausend in New-York sich aufhalten, und um einen Theil derselben zu fangen und den übrigen einen heilsamen Schrecken einzujagen, entsandte Oberst Valer mit Vorwissen und Genehmigung des Kriegs-Ministeriums ein Werbebureau in Hoboken, N. J., welcher Ort nur durch den Fußboden von der Stadt New-York getrennt ist. In dem Basement des größten Gebäudes derselben, in der an der Washington-Strasse gelegenen Ebb Hellens Hall, deren Hof sich bis zur Bloomfield-Strasse erstreckt, wurde das Werbebureau eröffnet. Auf das hohe Handgeld, welches in diesem Bureau bezahlt wurde, wurde durch Anzeigen in den Zeitungen und Anschlagzettel genügend aufmerksam gemacht und bald wimmelte es in Hoboken von der Sorte junger Bengel, deren anstarr graue Augen, abgelebte Bize und schwarze struppige Schnurrbärte den vollendeten Gauner erkennen lassen. In diesen gefährlichen und in New-York so häufigen Menschen, welche vom Ehrbruch und Straßentaub leben, auch einen Nord nicht schonen, gehören natürlich auch die Bounty-Jumper, die natürlich die Gelegenheit benutzten, in Hoboken ihr Glück zu probiren. Und wie verführerisch ländete ihnen fortuna! Mit einer Leichtigkeit, wie es in keinem andern Werbebureau der Fall war, ging die ärztliche Untersuchung und das Einschreiben vor sich, die Bounty wurde bezahlt und der neue Rekrut wurde in den ersten Stock des Gebäudes geführt, um eingeliefert zu werden. Hier schob er ein menschliches Bedürfnis vor, brückte der Wache an der Hintertür einige Orenbäcks in die Hand und marschirte ruhig in den Hof und durch Bloomfield-Strasse zur Ferry, die ihn dem sichern Hafen von New-York zuführte. Natürlich geschah dies Alles mit Wissen und Willen des Col. Valer und des Kriegs-Ministers und eben so natürlich wurde die Leichtigkeit, mit welcher man mit leeren Taschen in das Hobokener Werbebureau und mit gefüllten Taschen aus demselben wieder heraus konnte, ohne Unter Sam's Muskel tragen zu müssen, unter den Bounty-Jumper New-Yorks bekannt, die denn auch in Masse nach dem neuen Melka walfahrten und sich anwerben ließen, das Handgeld empfangen und einige Stunden später mit gefüllten Taschen wieder in ihren Kneipen in New-York saßen und sich über die „gelungene“ Geschichte amüßten.

Sobald aber Oberst Valer glaubte, daß sein neues Geschäft unter den Bounty-Jumper hinreichend bekannt sei, hielt er es für an der Zeit endlich an Werk zu gehen und am 6. März fing das richtige Werbegeschäft an. Die Bounty-Jumper, welche sich als Rekruten anwerben ließen, wurden angenommen — aber die Wache an der Hintertür war unerschrocken geordnet! Jeder Angeworbene wurde sofort in den großen Saal im zweiten Stock der Ebb Hellens Hall geführt, wo ihn Handknechte angelegt wurden. Es ging es einige Tage lang, bis zum 9. März. Da fiel es den noch auf freiem Fuß befindlichen Bounty-Jumpern —, daß so viele alte Kameraden verschunden seien, sie schöp-

ten Verdacht und drückten sich. Aber auch Col. Valer erlaubte von seinen Agenten, daß seine Falle entdeckt sei, und daß er, der einige Tausend Bounty-Jumper zu erwischen dachte, mit wenigen Hundert zurücker sein und das Feld angehen müsse. Es wurde demnach am 9. März das Werbebureau geschlossen, nachdem an dem Tage vorher noch 37 Bounty-Proben, die man im Verdacht hatte, Leute zum Bounty-Jumper zu werden zu haben, arretrirt und Abends, an eine lange Kette geschlossen, nach Washington abgeführt waren.

Den Bounty-Jumpern — es waren etwa 400 — wurde, ehe man sie nach Fort Lafayette abführte, in Gegenwart des Oberst Valer Alles abgenommen, was sie bei sich führten. Es war eine bunte Sammlung der verschiedenartigen Gegenstände: Uhren von Gold und Silber, dergleichen Uhrenten, Ringe, Brustnadeln mit und ohne Brillanten, viel silbernes und wenig gutes Gold, Nachtschlüssel, Dolche und Beweiskäse, Dietriche, Revolver, falsche Schlüssel aller Arten, Einbrecherwerkzeuge, unzahlige Bücher und Bilder u. dgl. m. Diese Sachen wurden einzeln in Papier gewickelt und von Col. Valer in ein Faß gelegt, um nach Washington geschickt zu werden. Unter den gelangenen Bounty-Jumpern befinden sich einige, die sich schon stufenmäßig Mal haben anwerben lassen und dabei ein nettes Sümmchen verdient haben; der Jüngste im Geschäfte hatte erst drei Mal „gejumpet“. Unter denselben, welche sich von den Proben verkränken ließen, zum ersten Mal ihr Glück zu versuchen, befanden sich ledertliche Schwäne sehr achtbarer Familien. Diesen wurde vorgelesen, sie brauchten nur Morgens nach Hoboken zu gehen, sich einschreiben zu lassen und könnten Abends schon wieder in der Academy of Music die Auber'sche Oper Fra Diavolo hören. Sie werden wohl während der nächsten drei Jahre, die sie in Unter Sam's Diensten zubringen haben, manchmal das Ferry Boot, welches sie nach Hoboken brachte und den Proben verkränken, auf dessen Rath sie den ersten mißglückten Versuch im Bounty-Jumpen gemacht haben.

Durchbohrung des Mont-Cenis. Ausßer der Durchstechung der Landenge von Suez ist die Durchbohrung des Mont-Cenis, durch welchen eine Eisenbahnverbindung zwischen Italien und den nördlich gelegenen Ländern angestrebt wird, eine der großartigsten Unternehmungen unseres Jahrhunderts. An der ganzen Länge des Durchstichs von 12,220 Meter, sind jetzt etwa 3900 Meter fertig, und es bleiben somit noch über 8000 Meter übrig. Um einen Meter weiter vorzurücken, braucht man circa 100 Minensücker und 45 Kilogr. Pulver, also für die ganze Länge circa 550,000. Bis zur Vollendung des Ristentunnels, wozu noch ein Jahrzehnt nötig sein dürfte, beschließt man einstweilen eine provisorische Eisenbahnverbindung über die Alpen herzustellen und ist bereits mit Prüfung der zu diesem Zwecke einzuführenden Pläne beschäftigt.

Medulina. Wie die Slaven überhaupt, so waren auch die Böhemer vorzugsweise Ackerbauer, und ihre liebste Pflanztafel wurde zumest durch die vegetabilische Natur gestiftet und zu Nudern und Sagen im Bereich der Pflanzenwelt angeregt. Dieser Beschle ist das böhmische Volk bis auf den heutigen Tag treu geblieben, Kränze und Blumen spielen noch jetzt bei seinen Frühlings- und Sommerfesten eine bedeutende Rolle, noch ist ihm die Blumengötin Medulina kein bloßes Pflanzgötchen, vielmehr dieselbe junge, wunderbare Frau, die in der warmen Jahreszeit durch Wälder und Auen zieht, blas und erntet Gesichts, in der Linsen ein Kröbden mit prächtigen Pflanzen, in der Rechten einen duftenden Blumenstrauß, wie zu Väterzeiten.

Die Leute tragen im Frühling König in die Wälder und sagen, indem sie ihn auf Baumstämme legen: „Medulina, da hast Du, Du giebst es über's Jahr wieder!“ Anderwärts legen wieder die Kinder, die im Walde Erberren gepflückt haben, eine Handvoll auf einen Baumstamm und sprechen dabei die nämlichen Worte. Also ein förmliches Opfer, der Blumengöttin dargebracht. Ihre Name stammt von „Med“, König; denn das Volk glaubt der König falle vom Himmel auf die Blumen, so daß ihn die Wien-ner bloß aufzusammeln brauchen.

Das **Wesfallezeichen des Hervorrufs** stammt aus Italien und wurde in Deutschland zuerst dem Balletmeister Koberle in Wien zu Theil. Der erste Schauspieler, den das Publikum so auszeichnete, war der Tyrannenpieler Bergopzomer, als er am 4. Juni 1774 in Wien Weiser's Richard III. gab. In Berlin war Brockmann der erste Schauspieler, der dort herangezogen wurde; im Jahre 1778 in der Rolle des „Damiet.“

Wurim-Ball in New-York. Am 14. März fand in der Academy of Music in New-York der vierte große Mastenball der Wurim-Association statt. Eine Gesellschaft von hervorragenden Bürgern jüdischer Abkunft in New-York trat im Jahre 1861 zusammen, um für das jüdische Hospital und Waisenhaus die notwendigen Gelder herbeizuschaffen. Der erste Schritt, welcher von der Gesellschaft zur Erreichung ihres so sehr lobenswerthen Unternehmens gethan wurde, bestand in dem Arrangement eines Mastenballes in Irving Hall, der so sehr zur Befriedigung aller Theilnehmer ansetzt, daß eine Anzahl wohlhabender und angesehener Israeliten zusammentraten und die Wurim-Association mit der Absicht gründeten, jedes Jahr zum Besten jüdischer Wohlthätigkeits-Anstalten einen Mastenball zu arrangiren, der am Purimfest abgehalten werden sollte.

Das Purimfest, welches jährlich auf den 14. und 15. März fällt, feiern die Juden zum Andenken an Esther, die Frau des Ahaserus, eines Königs von Persien, welche die Juden in dem großen Reiche ihres Mannes vor den Verfolgungen Haman's schützte.

Esther nämlich, deren Geschichte in dem nach ihr benannten Buche im alten Testamente erzählt wird, hies ursprünglich Hadassa und wurde nach dem Tode ihres Vaters Ahasib von ihrem Oheim Mardocheus an Kindesstatt angenommen und nach Susa, der Winterresidenz des persischen Königs Ahaserus, gebracht. Dieser liebte sich von ihrer Schönheit so angezogen, daß er sie unter dem Namen Esther, d. h. Stern, zu seiner Gemahlin erhob und ihr später selbst seinen Günstling Aman opferte. Dieser nämlich, durch Mardocheus's unabhängiges Wesen gereizt, hatte die Juden beim Könige verächtlich und zur Verarmdung derselben sich Vollmacht geben lassen, allein ehe es zur Ausführung dieses blutigen Schauspiels kam, hatte Esther den König umgestimmt und die Hinrichtung Aman's und aller Judenleude erwirkt.

Zum Andenken an diese Errettung feiern die Juden noch jetzt das Purimfest, welches den New-Yorker Juden des Mastenballe wegen ein um so größeres Bräutchen ist.

Der diesjährige Ball war ein sehr glänzender und stark besuchter. Die Tische, wovon nur 800 ausgegeben wurden, waren früh vergriffen und obgleich sabelhafte Preise in letzter Zeit für dieselben geboten wurden, waren solche nicht zu bekommen.

Was ist das Leben ohne — Geld? Es ist wahrlich purer Nihil, Kerger über die eigene Armuth und die eigene Unsicherheit, Geld zu erwerben und zu haben, wenn Leute den Gelderwerb, insbesondere den geldliebenden Handel schwächen, und in ihren eigenen Spottliedern geben sie nur der Wahrheit die Ehre, wenn sie den „Eselbschaf“ sprechen, und es ist pure Lebenswehheit, wenn sie unsern herrlichen Dichter paraphrasiren:

„Und der Geldsack ist kein leerer Schaß.
Der Mensch kann ihn brauchen im Leben,
Und ob er auch dann ist überall,
Dem Reichthum wirb Alles vergehen,
Und worauf sein Verstand des Verhängigen fällt
Das über in Einsaft ein Köpfelein um's — Geld!“

Wer oder Was anders kann solche Wunder vollbringen? Bildung? — Sagen wir nicht selbst: „Bildung ist Geld und Reichthum.“ und müssen wir deshalb nicht mit demselben Rechte sagen: „Geld ist Bildung?“ Und sagt nicht selbst Gethe, daß Geld das höchste Lebensgut ist, wenn er sagt: „Alles in der Welt ist ohne Dank! — Gesunder Mensch ohne Geld ist halb krank?“ Ist hierin nicht Geld auch Gesundheit und Gesundheit nicht das höchste Gut im Leben? — Was ist also das Leben — ohne Geld?

„Mit Geld gelangt man zu Ehren und Würden,“ äußert Döb, „mit Geld erwehlt man sich Klebe.“

„Woher man es hat, danach fragt Niemand,“ singt kein nicht minder lebenserfahrener College Doraz, „aber man muß es haben!“

Gewiß „haben muß man“: denn was hat, was ist, was kann der Mensch, wenn er — „Nichts hat?“ — „Geld regiert die Welt“ — ist ein eben so alter als wahrer Volkspruch, und Jesus Christus muß selbst sagen: „Geld und Silber erhalten einen Mann,“ — „Geld und Gut macht Muth.“

Nur der verrückte Hans Gade schreibt in Shakespear's „Heinrich VI.“ in seiner Rebellenwuth: „Wenn ich König bin, soll es kein Geld mehr geben,“ aber ist dieser Hans Gade nicht ein anderer Hans Karr, einer von den Communisten, die in ihrem Wahne, ihre Mitmenschen zu befreien und zu beglücken, deren größte Tyrannen und Despoten und Leibes- und Seelenpeiniger werden? Wohin wollen und müssen diese ketzerischen Verräther in letzter Konsequenz? — Ihre Urtheil, der Hans-Karr Hans Gade sagt es ja selbst: „Es soll Alles auf meine Kosten essen und trinken; ich will sie Alle in eine Kette reihen, damit sie sich als Brüder vertragen und — mich als ihren Herrn ehren! — Die Männer sollen mir in capito unterworfen sein und wir wollen und verdienen, daß ihre Weiber so frei sein sollen, als das Herz wünscht oder die Zunge sagen kann!“ — Da haben wir die Illustration zu dem: „Wenn ich König bin, soll es kein Geld mehr geben!“ — Wo bleiben dann die höchsten Glücksgüter des Menschenseins, sowohl des Leibes wie des Geistes? — Nein, nein, um Alles in der Welt, nicht ohne Geld!

Geld regiere die Welt ewig und immerdar, denn Bildung ist Geld und Geld ist Bildung und Intelligenz, und gewiß mit Recht rümpfte jener Generalpächter in Frankreich die Nase und sprach, auf den gelehrten, naseweisen Dilettant mit dem Finger zeigend: „Cela veut raisonner, cela qui n'a peut-être pas dix écus dans sa poche!“ „Der will rasonniren, und hat vielleicht nicht zehn Thaler in der Tasche!“

Dagegen singt allerdings Lord Byron in seinem „Don Juan“:

„Wie schön kann man die Menschenkinder kaufen!
Man kann's bei Allen, ist man schlau: gemietet
Wird der durch Leidenschaft, — ein großer Haufen
Durch Wollust, — Andern wird Betrach vergütet
Durch irgend wech ein Amt, und Alle schänken
Nach baarem Geld: von Kronen bis zu Schlägen
Läßt sich ein Preis für Jedermann erlösen!“
Da ja, „man kann's bei Allen, ist man schlau!“ Aber schlau muß man sein, will man kaufen und verkaufen, und was ist Schlaueit wieder andere, als auch — Bildung, Intelligenz?
Wie Napoleon I. äußerte: „Er brauche Pferde, Soldaten und Bauern, — Gelehrte und Kaufleute seien Schma-

Deutsche Roman-Zeitung.

Friedel und Oswald.

Roman aus der Tiroler Geschichte

von

Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

„Erkläre mir das Unbegreifliche!“ rief Herzog Friedrich drinnen, indem er die schöne Weinende von sich drängte und ihr in das thränenüberfllossene Antlitz sah. „Dich finde ich hier? In diesem Gewande? Was suchst Du?“

„Kannst Du das im Ernste fragen?“ hauchte sie, ihn zärtlich umschlingend. „Was sollt' ich suchen? Was in der weiten Welt hätt' ich zu suchen, als Dich?“

„Schöne Thörin,“ erwiderte er schmeichelnd, „sind es doch erst wenige Tage, daß wir schieden? Wollte ich nicht bald zu Dir zurückkehren?“

„Wenige Tage? Bald? . . . O, Friedrich, Du kennst das Zeitmaß sehnüchterer Liebe nicht, nenn solche Worte Dich so leicht dünken und so kurz . . . Wenige Tage können zur Unendlichkeit werden, das Bald zu einem Niemals . . . ich ertrag es nicht länger, von Dir getrennt zu sein: ein häßliches, ein erschreckendes Gerücht jagte mich auf, Dir zu folgen . . . Da bin ich nun, an Deinem Herzen erreicht es mich nicht — da bin ich, um nie wieder von Dir zu gehen . . .“

„Du sollst bei mir bleiben — nur beruhige Dich! Sage, welches Gerücht Dich erschreckt?“

„Laß es nicht mich aussprechen, laß es nie über meine lebenden Lippen kommen . . . ich bin ja wieder ruhig, ich bin glücklich! Sage mir nur, daß Du mich liebst — daß Du mich noch liebst, wie am ersten Tage, da Du es mir geschworen — daß Du nie aufhören wirst, mich zu lieben . . .“

„Thörin, wie oft soll ich es Dir betheuern? Nie werde ich das!“

„Nie, nie! O, wenn Du es je könntest, Friedrich, es wäre entsetzlich! . . . Wider die bessere Stimme in mir habe ich Deiner holden Rede geglaubt; mich selbst — mein ganzes Sein, Vergangenheit und Zukunft habe ich an Dich hingegeben — ich that es um Dich, um den Preis Deiner Liebe . . . Wenn ich um diesen Preis betrogen, wenn Deine Liebe mir je entrisen würde: wenn es wirklich von mir gelten könnte, das entsetzliche Wort, das ich vernahmen mußte . . . Friedrich, meine Seele auf Dein Gewissen . . . ich müßte verzeihen!“

„Welches Wort? Du sprichst mir Unbegreifliches!“

Sie richtete sich etwas auf und sah ihm mit der vollen Flamme ihrer Augen in's Angesicht. „Ich bin nicht edel genug, Dein Weib zu heißen,“ fuhr sie gelassener fort, „ich habe es vorher gewußt und mich Dir doch ergeben: ich darf darum nicht klagen über die Schmach, die ich mir selber angethan . . .“

„Schmach? Mir anzugehören, nennst Du Schmach?“

„Eine Schmach — die mich beglückt, die mich adelt, die mich so hoch erhebt, als wolltest Du Deine Krone mit mir theilen . . . eine Schmach, die Entzücken ist, Friedrich, so lange Du mich liebst . . . Wie aber, wenn Du andere Bande knüpfen würdest . . . Das Gerücht hat von Deiner Wiedervermählung gesprochen . . .“

„Gerücht! Nichts weiter!“ erwiderte der Herzog, nicht ohne Befangenheit — aber es war dennoch wahr, Anna von Braunenschweig war zu seiner zweiten Gemahlin auserkoren.

„Wenn es doch wäre . . . wenn Du um einer andern willen mich verlassen könntest . . . wäre ich dann Anderes, als was ich mich nennen hören mußte . . . Deine . . . Auhlerin . . .“

„Cabin,“ rief er begütigend, indem sie sich noch inniger an ihn schmiegte. „Laß ab, Dich mit solchen Bildern zu ängstigen! Wie schön Du bist,“ fuhr er fort, ihr sanft über Haar und Stirn streichend.

„Wie reizend diese Knabenbräutchen Dich kleidet! Ich würde Dich lieben, von diesem Augenblick an, läge ich nicht schon in Deinen Banden gefangen, die mich ewig umschlingen werden . . .“ Er sagte das mit Feuer und einem Gefühl, an das er selber glaubte — es war dennoch unwahr: die erste Stut war schon erkaltet in seinem gestättigten, wandelbaren Gemüthe.

„Aber gehe nun, meine Holde,“ begann er zärtlich wieder — „ich werde Dich, bis eine Wohnung für Dich gesunden ist, in's Kreuzlinger Kloster, draußen vor der Stadt geleiten lassen; dort habe ich meine Herberge genommen, dort warte meiner . . .“

„Nein, schide mich nicht von Dir!“ flehte sie mit innigem Tone. „Die Geister, die mich peinigten,

haben nur Macht über mich, wo Du mir ferne bist . . . laß mich bei Dir bleiben, als Deinen Diener laß mich in Deiner Nähe sein . . .“

„Es geht nicht an; wie leicht könntest Du Dich verrathen!“

„Ich werde mich nicht verrathen — Niemand soll mich erkennen: ich werde mich nicht vordrängen . . . Dich nur von Ferne zu sehen, soll mir genügen . . .“

Ein inniger Kuß dankte für die Gewährung, die er der holden Bitte nicht zu versagen vermochte.

Der Vorhang hob sich; Sabine huschte heraus, Florentin zog sie dem Gange zu. „Kommt, Kamerad,“ rief er in verstellter Lustigkeit, „die Gesellen warten — kommt, daß wir nicht das Nachsehen haben beim Male . . .“

Am Ende des Corridors, wo eine helle Ampel den Vorplatz des anstehenden Hauses beleuchtete, öffnete sich eine Thüre — Oswald trat aus ihr hervor. So sehr sie von hinnen eilten, hatte doch sein Auge die einst so geliebten Züge auch in der Verstellung erkannt. „Also dennoch wahr!“ murmelte er und legte die Hand an's Herz, durch das ein Schmerzjucken gegangen war, wie wenn blutend der letzte schwache Faden reißt, der ein erlöschendes Leben festgehalten an der Erde.

Nur wenige Schritte und nicht minder unerwartet stand er Herzog Friedrich gegenüber — Beide fanden nicht sogleich Worte zur Begrüßung. Nur ein paar Momente waren verschwunden, seit sie als Freunde von einander geschieden; sie hatten hingereicht, das Wiedersehen zu einem ganz andern zu machen. Dem Herzog lag es als geheime Schuld auf der Seele, daß er seiner damals gegebenen Zusage zuwider mit Vahst Johann in verborgene Verblütung getreten war — in Oswalds Gemüth hatte der jegige Augenblick einen erlöschenden Tropfen geworfen, daß die treu bewahrte Gut jugendlicher Ergebenheit aufjuckte und erlöschend sich mit dunkler Aschenschicht überzog.

„Sieh da, Herr Oswald von Wolffenstein,“ begann zuerst der Herzog, „dem hier zu bezeugen, wir schier nicht mehr und vermuthend waren . . .“

„Warum, gnädigster Herr?“ war Oswalds Antwort. „Bin erst vor ein paar Tagen nach Constanz zurückgekommen — hört' ich doch, daß Eure Durchlaucht ebenfalls in Innsbruck verweilt, wo sonder Zweifel höchwichtige Geschäfte Euch zurückgehalten!“

Friedrich klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne. „Gleichviel,“ sagte er dann, „Du kommst immerhin noch früh genug zu der großen Festlichkeit, die in wenig Tagen stattfinden soll — früh genug, um zu sehen, wie mit den andern Fürsten allen auch Friedrich von Tirol seine Lande vom König zu Lehen erhält . . .“

„Nimmermehr, gnädigster Herr!“ brauste Oswald. „Stehenden Fußes fuhr ich von Euch hinweg nach Frankfurt und trug dem König, der noch vor der Stadt gelagert war, mein Gesuch vor — er gab sein Wort darauf!“

„Du siehst, wie er es hält — er will Oestreichs alte Freiheit nicht anerkennen, bezweifelt unsre alten Briefe und ich . . . ohnmächtig zum Widerstand im Augenblick — ich muß mich fügen, den Uebergewaltigen nicht zu reizen . . .“

„Ihr sollt nicht, Herr Herzog!“ rief Oswald wieder. „Ihr habt des Königs Wort und meines, das für jenes bürgt! In diesem Augenblick gehe ich zum König — ich denke, ich hab' es Euch beniesen, daß mein Gedächtniß treu ist — ich habe den Kuß nicht vergessen, mit welchem Ihr zu Innsbruck den Becher hobt — Friedel und Oswald, in Ewigkeit . . . und stumm! ich auch heute nicht so freudig ein, wie damals, ich ruf' es doch — ich halte Euch mein Wort!“

Mit stolzer Verneigung eilte er hinweg, den Gemächern des Königs zu.

An den Frauen vorübergehend, fühlte er plötzlich sich von einer zarten Hand gestreift und eine wohlbetannte liebliche Stimme rief ihn an. „Nun hab' ich doch recht gesüßdet,“ sagte sie, „daß Ihr mich nicht mehr kennen und achtslos in dem Glanz des Königssohns an mir vorbeisüßdeten würdet . . .“

„O, Margarethe,“ rief Oswald und über seine Züge ging es, wie warmer Frühlingsthaem über Winterfluren geht, „Ihr wißt nicht, wie sehr Ihr mir Unrecht thut mit solchem Wort . . . wen sucht' ich sonst von diesen Menschen allen, wen sonst, als Euch?“

„So recht ernsthaft,“ sagte sie munter entgegen, „muß das Euch doch nicht gewesen sein, sonst hättet Ihr mich wohl ausgefunden, wie ich Euch!“

„Ihr dachtet an mich? Ist's möglich? Würdet ich nicht eher besorgen, daß Ihr über dem prachtvollen Audlied des Festes, über dem neuen Euch ungewohnten Schauspiel mein vollends vergesse würdet?“

„Ich bin nicht so vergesslicher Art,“ erwiderte sie mit einem holden Lächeln, „und bekenne gern, daß ich nach Euch umgesehen. Der Vater ist nie bei mir, ist immer im Gespräch mit ernsthaften Besannenen . . . Diese Frauen — daß ich's Euch nur gestehe — versteh' ich nicht, da hab' ich nach dem Freunde mich gesehnt . . .“

„Gesehnt? Nach mir gesehnt? Unter so Vielen, die aller Reiz und alle Kühnheit der Jugend schmückt, nach mir gesehnt, dem ältern, ergrauten Mann?“

Sie sah ihn herzlich und offen an. „Ihr seid so alt noch nicht, als Ihr immer sagt,“ rief sie munter, „und dann,“ fuhr sie bedächtiger fort, „dann ist's gerade wieder Euer Alter und Euer ehrwürdig Haar, was mir Zutratten einflößt — ich tanze mit Euch lachen und plaudern, wie mit meinem Vater und doch — doch ist's auch wieder nicht so . . .“

Sie stredte besangen. „So sagt, wie ist es denn, wenn Ihr mit mir plaudert?“ drängte er.

„Ihr müßt mich nicht unterbrechen!“ entgegnete sie schmelzend, „nun weiß ich es nicht mehr! Nun weiß ich nur noch Eines, daß ich wieder fort sein möchte — fort, so schnell als möglich fort!“

„Wir, fort? Wär's möglich, daß es Euch in solcher Umgebung nicht gefiele?“

„Gefallen — nun ich bin nicht blind noch thöricht; mir gefällt, was reich und anmuthig ist und sinnvoll; aber hier drückt es mich und liegt wie eine Last auf mir, wie ein ungewohnt schleppendes Gewand . . . Alles ist so eng und dumpf, so schweiß und düster . . . O, daß ich meine grünen Berge wie-

der hätte, meine dunklen Wälder, meinen tiefgrünen Aepfel . . . dort könnt' ich aufathmen, dort ist es so weit, so hell, so frisch und frei!"

"Alles was Ihr nennt," rief Oswald innig, "aus Euren Worten weh's mich an . . . O, diese Wanderungen durch Berg und Thal an Eurer Seite, mit Euch die Fahrten auf dem grünen See, im traumlich weiten Rauchen . . . O, hab' ich Ihr darum die ganze Welt durchwandert, nach Süd und Nord, durch Glut und Hitze, daß ich im einsamen Bergthal das Glück finde, nur um zu erkennen, daß es für mich verloren ist!"

"Verloren, Oswald?" fragte sie unbefangen. "Warum verloren? Wir kehren bald zurück, ich will Euch sorgen dafür. Wollt Ihr dann nicht wieder zu uns kommen? Den Vater wird es freuen, wenn Ihr recht oft auf dem Schwanstein einsprechen wollt . . ."

"Den Vater, Margarethe — aber Euch?"

"Mich? Nun — mich freut es auch . . . ich liebe Eure Lieber, Eure Weisen . . . ich lieb' es, wenn Ihr von Euren Fahrten, von fremden Völkern und Ländern erzählt . . . ich liebe . . ." Sie stockte wieder und erröthete. "Was Ihr mich Alles sagen macht!" setzte sie, sich abwendend, hinzu.

Er faßte Ihre Hand. "Und wenn ich nun vollende, was Ihr ungefaßt liebt? Wenn ich es von meiner Seite ergänze? . . . Wenn ich nun wieder-komme, um nicht mehr von Euch zu gehen?"

"Ja, das thut!" rief sie freudig. "Kommt und bleibt bei uns — auf Burg Schwangan ist Raum für uns Alle . . ."

"Und wenn ich statt dessen bäte, mir auf meine Burg zu folgen . . . bei mir zu bleiben ganz und immerdar?"

"Oswald . . ." stammelte sie betroffen.

"Wenn Ihr mir folgen könntet! O, Ihr solltet in meiner Heimat Eure Berge, Seen und Wälder nicht vermissen! Daß Ihr es könntet . . . der Gedanke macht mich zittern . . . Darf ich denn hoffen, daß solche Seligkeit mir noch beschieden sei? Soll aus dem Schutt meines Lebens eine neue grüne Jugend sich erheben . . . hat denn mein Herz noch Raum für diesen Himmel . . ."

"Man hört auf uns . . ." flüsterte Margarethe gesenkten Auges und war in die Reihen der Frauen entschüpft.

Der König hatte sich indessen in eines der innern Zimmer zurückgezogen und stand umgeben von einer Anzahl Männer, deren bloßer Anblick erkennen ließ, daß das Vergnügen des Festes und der Tafel für sie die Gedanken an Wichtigeres nicht verdrängte und mit seinem heitern Gewande nur den Ernst der Verhandlungen verhüllte, die sie zusammengeführt. In ein frisches Gespräch vertieft, stand der größte Gelehrte seiner Zeit Peter von Alilly, der Cardinal von Chambery mit Wilhelm Fillastrer, dem Cardinal von Sankt Marius, zusammen; neben ihnen, bedächtlich zuhörend, ein Mann mit kühnem Gesicht und entschlossener Haltung, durch die schwarze Robe als ein Meister der Gelehrsamkeit bezeichnet. Es war Johannes Gerson, der berühmte Rechtskundige und Gottesgelehrte, der Kanzler der hohen Schule von Paris; ein Jüngerer schloß sich an ihn, das hochge-

wählte Haupt sinnend vorgeneigt, die Hand am Kinn, wie über einer schweren Aufgabe grübelnd. Sein Name war Matthäus Röder; der Ruf seiner Kenntnisse hatte auch ihn als Lehrer nach Paris geführt. Der König selber, etwas seitwärts getreten, vernahm den Bericht eines frisch gelebten jungen Mannes, dessen hochgewölbte Stirn verriet, daß die Gedanken hinter ihr weit über die Jahre hinaudreichten, welche diese noch mit dem vollen Hosenknäuel der Jugend umgaben. Es war Kaspar Schick, des Königs Schreiber.

"Bei meinem Seelenheil!" rief der König dann, indem er sich mit ungewohntem und feierlichem Ernste zu den Herren wandte. "Bei meiner Hoffnung auf Gottes Gnade — ich kann nicht anders! Glaubt mir, Ihr Herren, es ist nicht Starrsinn, nicht das eitle Bestreben, Recht zu behalten, was mich zwingt, dabei fest zu bleiben, daß die Reform der Kirche — der gesammten Christenheit einmüthiger Wunsch — das Erste sei, womit dieses mit so vieler Sorge und Mühe zusammengebrachte allgemeine Concilium zu Constanz sich befassen und Hülfe schaffen soll! . . . Vielleicht ist mein früheres, oft unbedachtes Leben Ursache, daß Ihr den Ernst dieses Entschlusses nicht glaubt — aber er ist wohl erwogen: Ich bin ein Anderer geworden, seit sie mich gefaßt haben auf dem Stuhle zu Laufen! . . . Es ist ein von oben mir anverlehtes Amt, das ich vollziehe, ein heiliges Gelübde, das ich lösen muß! . . . Höret, was wir vor dieser Stunde als ein Heiligthum in unserem Gemüthe gehalten und vor jedem sterblichen Ohre verborgen haben . . . Es war vor Jahren . . . ich war damals noch König in Ungarn und hatte zu Presburg eine lange Nacht in Unruhe, Kummer und Sorge auf meinem Bette zugegen und den Morgen herangewacht . . . da blühte der erste Strahl des Himmelsfahrertages am Horizont empor und fiel in mein Gemach und bei hellen wachenden Sinnen erscholl mir eine gewaltige Stimme von oben und sprach also zu mir . . . 'Stehe auf, Sigmund . . . bekenne Gott! Du sollst einen Weg bereiten der göttlichen Ordnung, denn alles geschriebene Recht hat Gebrechen an Gerechtigkeit! Du sollst den Weg bereiten dem, der nach Dir kommen und Großes wirken wird durch Gott!' . . . Als ich die Stimme so vernahm, ward ich betrübt in meinem Herzen und hinterkam mich selbst, zu erkennen, wer ich wäre — da ward es mir klar, daß ich berufen sei, den Weg zu bereiten und gewann große Aufrichtung und Erleichterung und von dem Tage an, als ich des Reichs Knecht und Diener geworden, strebte ich mit allem Sinnen danach, daß eine rechte Ordnung der Päpste sein und ein Concilium den Staat der Kirche ordnen sollte . . . Dess' hab' ich gedacht mit all' meinem Vermögen in Siechtagen und Gesuntheit und soll nun davon ablassen? Kann — darf ich das?"

"Es würde uns schlecht geziemen," sagte der Cardinal von Chambery, "so wir Eurer Majestät zumuthen wollten, das zu thun und abzulassen von so feierlichem Gelübde! — aber das steht uns zu, daß wir Euch zu erwägen geben, was erreichbar ist, was jetzt erreichbar ist und was vorher geschehen muß, ehe die Hand an solches Werk gelegt werden kann. Die Welt behauptet, die Kirche liege

im Argen und bedürfe einer Umgestaltung an Haupt und Gliedern — kann das vernünftig geschehen, so lange dieses Haupt nicht einmal ein einziges und einziges ist — so lange das unselige Schisma die Glieder trennt?“

„Doch wie soll dann der Spaltung ein Ende werden?“ entgegnete der König rasch. „Es ist ein salbiger Eitel, in dem wir uns drehe! Das Concil zu Pisa hat die beiden Päpste feierlich entsetzt und erst Alexander, dann Johannes als wahren und ächten Papst gewählt . . . Ist darum die Spaltung gehoben? Geheißt ist sie, denn statt zweier Päpste haben wir nun drei, Gregor und Nebelst fahren fort, sich zu behaupten — sie haben sogar hieher an den Sitz des von ihrem Gegner berufenen Conciliums ihre Gesandten abgeordnet und die Verwirrung bleibt die gleiche, ob man sie zulässt oder zurückweist!“

„Der einzige Ausweg,“ sagte Doktor Röder ruhig, „ist friebliche Unterhandlung . . . Die Absetzung bleibt immer ein Schritt der Gewalt, die der Betroffene niemals anerkennen wird — durch Verhandlung und Ueberredung müssen alle drei Päpste bezwungen werden, freiwillig abzutreten und sich einem neu zu wählenden Oberhaupt zu unterwerfen.“

„Habt Ihr Lust, Doktor, diese Verhandlung mit dem alten Starckopf in Peniscola zu versuchen?“ rief Sigismund entgegen. „Was Ihr wollt, ist längst erreicht: Jeder hat zugefagt, freiwillig abzutreten, sobald die beiden Andern es auch thun würden . . . Damit ist immer ein Hintertürlein offen und Keiner denkt im Ernste daran — am wenigsten Johannes. Wir wissen Alle, daß er nichts Anderes sinnt, als sich um jeden Preis zu behaupten!“

„Wegen Papst Johannes,“ sagte Gerson ernst, „sollte es Mittel geben, denk' ich, ihn zur Nachgiebigkeit zu stimmen — wären wir nur erst der Andern und des Conciliums versichert und das kann nur geschehen, wenn Majestät dem Rathe des Cardinals folgend, sich entschließen, die Reform des Schisma nachzugehen. Ihr sollt sie darum nicht aufgeben; wir Alle, die ganze Christenheit verlangt sie ja mit Euch und so dringend, wie Ihr, — aber um sie überhaupt möglich zu machen, soll sie aufgeschoben: sie soll das Zweite werden, da sie als Erstes nicht zu erreichen ist — als Zweites, doch daran nicht als minder Wichtiges, nein als das Wichtigste, ist erst das Hinderniß, die Spaltung gehoben!“

„Ich kann's nicht finden,“ sagte Sigismund nachdenklich. „Doch wenn ich, der Nothwendigkeit weichen, mich nach Eurem Sinne bequemem wollte, was erreichen wir? Die Italiener bilden die Mehrzahl der Versammlung, sie sind fast Alle auf Papst Johannes Seite . . . kein Beschluß ist durchzusetzen gegen sie!“

Raspar Schlid hatte bisher in bescheidener Entfernung zugehört. Jetzt trat er vor. „Wenn mir vergönnt wäre,“ sagte er, „im Kreise solcher Männer auch eine Meinung auszusprechen, so dünkt mich, des Königs Majestät habe mit diesem Wort die wunde Stelle wie mit der Nabel berührt — Verhandlungen vergehen nur kostbare Zeit . . . es gilt, das Uebergewicht der Wälschen zu brechen und dadurch dem Concilium die unterbundene Freiheit der Bewegung zu schaffen — es gilt, die Art der Abstimmung zu ändern . . .“

„Aber wie sollte das geschehen?“ fragte Peter b'Ally. „Das Wort ist leicht, doch schwierig ist die That!“

„Ich denke, das Samensorn zeigen zu können, aus dem sie keimen soll . . .“ erwiderte Schlid mit bescheidener Zuversicht. . . . „Den würdigen und gelahrten Herren ist bekannt, wie früher auf Versammlungen der Kirche nur die geistlichen Würdenträger gestimmt und die Stimmen nach Personen gezählt wurden — auf dem Pisaner-Concil ward das geändert und auch den Doktoren und Professoren, die sich eingefunden, das Recht der Abstimmung eingeräumt . . . Papst Johannes hat das in Costen wieder abgeschafft, es der römische König dahin gekommen: so mag der König darauf dringen, daß es wieder so gehalten werde — der Papst behauptet ja, das Concil von Costen sei nur eine Fortsetzung des pisanischen: wohl, nehm in diesem Punkte ihn beim Wort — er kann nicht anders und muß den Doktoren und Professoren, den Fürsten und ihren Gewaltträgern das Recht der Stimme zugestehen — ist's doch ein Reichstag auch, nicht bloß ein Concil, was in diesen Mauer'n tagt!“

„Wohl ausgenommen,“ nickte Chamberg, „doch wird es immerhin noch zweifelhaft sein, die Mehrheit gegen die Wälschen zu erlangen . . .“

„Auch dafür gibt es Rath,“ entgegnete Schlid. „Ist die Sache so weit eingeleitet, so möge noch ein weitrer Schritt vorwärts geschehen . . . Der Ueberzicht und Ordnung wegen wurden, wie männiglich bekannt, die Versammelten nach Nationen abgetheilt — jede dieser Nationen, die deutsche wie die französische, die englische wie die der Italiener hat ihren eigenen Ort, wo sie zu gesondeter Vorberatung sich versammeln . . . wohlan denn, wenn sie für sich beraten können, mögen sie auch beschließen — laßt die Abstimmung künftig nur nach Nationen geschehen . . .“

„Ein großartiger Gedanke!“ riefen die Cardinäle, Sigmund aber reichte Schlid die Hand . . . „In der That,“ sagte er, „ein Gedanke, nicht eines Schreibers würdig, sondern meines — Kanzlers!“

„Fürwahr, ein feierlicher Augenblick!“ begann D'Ally wieder. „Wir ist zu Ruthe, als wäre ein großes Wort der Entscheidung gefallen, das nachhallen wird durch Jahrhunderte! — Wohlan Majestät, gebt uns die Erklärung, daß die Einigung der Kirche das erste Geschäft des Conciliums sein soll, so macht der Cardinal von Chamberg die Meinung dieses jungen Mannes zu der seinen — ich selbst werde es sein, der den Antrag der Abstimmung nach Nationen vor die Versammlung bringt und mit seinem ganzen Anhang unterstützt!“

„Das thu' auch ich!“ rief Wilhelm von Hillastr. „Wir nicht minder!“ riefen Gerson und Röder.

„Die hohen Schulen alle stimmen mit uns!“

„Nun denn, so sei's!“ rief Sigismund feierlich. „Ich füge mich erst dem Unvermeidlichen . . . die Christenheit soll sich ein einziges Oberhaupt haben — dann aber soll die Kirchenreform zu Beratung und Beschluß kommen, sogleich und unweigerlich . . . Wärgt Ihr mir dafür?“

„Mit unserm Wort!“ entgegneten Alle wie aus einem Munde.

„So geht . . . es sei beschlossen! Ihr, Eminenz

von Chamberg mögt mit unfrem neuen Kanzler das weiter Nötzige beraten . . . doch insgeheim: wir Alle geloben uns Schweigen, damit die Gegner nicht zu früh gewarnt werden und das große Werk vereiteln!"

Die Berathung trennte sich: in gehobener Stimmung schritt Sigmund dem Gemache zu, wo die Fürsten seiner harrten.

Da trat Oswald vor ihn.

"Eine neue Zierde unseres Hofes und Festes!" rief er ihm freudig zu. „Der erste deutsche Sängerkönnte mir nicht zu besserer Stunde begegnen. Ihr werdet vor versammeltem Hofe ein Lied singen und bekennen müssen, wels' neues Abenteuer Euch uns so lang entzog!"

„Verschont mich, mein königlicher Herr," erwiderte Wollenstein, „ich bin übel gelaunt — es möchte ein übel Singen werden!"

„Und was hat Euch die große Laune verdorben?"

„Ein schlimmer Spüdnarr, Majestät, der mir sein Wort versündigt und mich nun zwingt, daß ich ihn mahnen muß! . . . Ihr seid es selbst," fuhr er fort, als er bemerkte, daß Sigmunds Stirn sich umdüsterte, „und wenn Ihr auch in Zorn aufbraust, ich wag' es drauf: bin es fest schon gewohnt, daß ich mit bestem Sinn nur Unwillen ernte. Ihr verspricht mir, Herzog Friedel solle frei von der Belehnung sein: wenn das Conzil zu Ende, wolltet Ihr selbst nach Innsbruck reisen und ihn befehlen . . ."

„Und was verspricht Du mir entgegen?" unterbrach ihn der König. „Daß der Herzog zu mir stehen würde, als treuer Verbündeter . . . noch hab' ich ihn nicht anders als nur im Flug geschaut . . ."

„Er war in Innsbruck, Herr: es mag wohl Wichtiges gewesen sein, was ihn dahin führte . . ."

„Und was ihn doch nicht abließ, in geheimem Einverständniß und Bekehr zu sein und zu bleiben mit Pabst Johannes!"

„Das kann nur Verleumdung sein, Herr und König!" rief Oswald feurig. „Ich weiß, daß er diese Zumuthung von sich gewiesen — ich war zugegen, wie's geschah. Seid gnädig, Herr und macht mir möglich, zu halten, was ich versprach . . ."

„Wer hieß Euch auch, so lähn zu versprechen?"

„Hab' ich nicht Euer Wort dafür? Habt Ihr's nicht im Frankfurter Lager mir gegeben?"

„Nicht unbedingt . . . ich befehl mir vor, mit Kanzler und Räten mich zu befragen: die sind dagegen. Es geht nicht an, eine Ausnahme zu machen, es ist unerläßlich, daß ich vor dem Concilium erscheine in der vollen Gewalt des Herrschers, dem alle unterthänig sind . . . Ich muß das Recht der Krönungskrone wahren!"

„Der Krone schönstes Recht ist, Allen voranzugehen in Erfüllung der Pflicht . . . Doch wär' es auch, daß Ihr mir nicht bedingungslos gewährt hättet, was ich bat: hättet Ihr's auch gar nicht gewährt — so bit' ich Euch auf's N. u. und bin gewiß, Ihr werdet mir's gewähren!"

„Ich werde nicht — den Grund kennt Ihr!"

„Ihr werdet doch," rief Oswald dringender, während der König zurücktrat und ihm die Zornader an der Stirn schwoh. „Dat König Sigmund auch recht vernommen? Ich bitte . . . Oswald von Wol-

kenstein ist's, der eine Bitte ausgesprochen — seine erste Bitte!"

„Sinnt etwas Andres aus," sagte der König an sich haltend, „und ich will gern beweisen, daß ich des Sängers Kunst nach Verdienst zu ehren weiß!"

„Nein, diese Bitte sollt Ihr mir gewähren! Ich hab's gelobt, daß nichts geschehen soll gegen Herzogs Friedrichs altes, verdriftes Recht . . . gewährt mir diese Bitte!"

„Hinweg!" rief der König mit zorniger Geberde. „Wollt Ihr's mit Ungefläm ertragen von Eurem König?"

„Ertragen? Nein — wenn König Sigmund die erste Bitte abschlägt, die Oswald von Wollenstein an ihn richtet . . . dann muß ich mich wohl bescheiden! Dann will ich auf die Knieen den, um Euch und dem Hofe etwas vorzusingen . . . dann sing' ich Euch das Lied vom Schloß zu — Blindenburg!"

„Wollt Ihr des Liebes Inhalt kennen?" fuhr er fort, als Stegmund bei dem Namen zusammenzuckte.

„Im Schloß zu Blindenburg lag ein gefangener Mann — der war ein König gewesen, sein Volk aber hatte sich empört und ihn dort eingeschlossen zwischen Tod und Leben . . . Ein Ritter kam des Wegs und späht' ihn aus . . . Der Gefangene hatte seine Hüter wohl gewonnen, doch seine Feinde wußten es, der Ueberfall war schon beschlossen, der ihn in ihre Hände bringen sollte und das war der Tod . . . Da führte der Ritter ihn heimlich aus dem Kerker und als er freien Himmel über sich sah und freien Boden unter sich, da warf der Gefangene sich an des Ritters Herz und schwur . . . die erste Bitte, die er an ihn richten würde, wollt' er ihm gewähren und sollt es die Hälfte seiner Krone sein!"

„Dalt ein . . ." rief Sigmund, der bewegt sich in einen Stuhl geworfen hatte.

„Wollt Ihr nicht auch das Ende hören?" fuhr Oswald fort, „das Ende, was der König auf die erste Bitte geantwortet . . ."

Sigmund erhob sich. „Ihr kennt das Ende nicht," rief er, „ich will es Euch erzählen. Der König nahm des Ritters Hand und sprach — was Du mich bittest, sei gewährt . . . das Erste ist's, daß Königs Wort und Manneswort unerfüllterlich seien: sagt Eurem Herzog . . ."

„Sagt es ihm selbst, mein Herr und König . . . Da kommt er eben!"

„Dieser! Willkommen mein edler Vetter von Oesterreich!" rief der König dem heranschreitenden Herzog entgegen. „Wir haben oft und ungern Euer entbehren müssen und sollte uns unlieb sein, so Ihr noch des Großes gedenten wolltet, der uns getrennt! Was zwischen uns war, soll abgethan sein und zum Beweise dieser meiner Gesinnung erkenn' ich Oesterreichs Recht, seine Lehen nur im eignen Land zu nehmen, an — und habe entgegen nur ein Bittgesuch an Euch!"

„Sprecht!" entgegnete Friedrich mit strahlender Miene. „Sagt an, was Ihr begehrt!"

„Daß Ihr, was nicht als Pflicht von Euch gefordert wird, freiwillig thut — des Reichs Fürsten zum Beispiel, wie hoch ihrer Ersten Einer das Oberhaupt des Reichs geehrt!"

„Ich sage Ja!" erwiderte der Herzog. „So Ihr

für alle Zukunft meine Befreiung anerkennt, will ich freiwillig dies eine Mal im vollsten Genuße kommen und mit meinem ganzen Gefolge zur Verehrung erscheinen vor des Königs Lehenstuhl!

Der König umarmte ihn leicht. „Und solches Beispiel edler Eintracht!“ sagte er, „wird nicht ohne Wirkung sein bei den Fürsten — sie ist dieses unerschrockenen Mitters Wert! Nun aber, bei so freudigem Anlaß wird auch Euch, Herr Oswald von Wolfenstein, die frohe Sängertauhe zurückgekehrt sein — darum weigert Euch nicht länger, die festliche Versammlung durch Euren Gesang zu erfreuen! — Ich habe gehört,“ fuhr er fort, da Oswald sich schweigend verneigte, „Ihr hättet auf Euren Zügen im Maurenland der Mauren Sang, Sprach und Sitte Euch so ganz zu eigen gemacht, daß es schier unmöglich, von einem Eingebornen Euch zu unterscheiden.“

„Ihr sollt einen Maurenfänger hören,“ erwiderte Oswald sich verneigend und ging. Zum König aber trat Kaspar Schick und flüsterte ihm einige geheime Worte zu: überrascht sah ihn der König an und in der ersten Ueberraschung glitt wie unwillkürlich sein Blick nach dem Herzog hinüber — wer es bemerkte, mochte wohl vermuthen, daß die geheime Meldung auch den Herzog mit berührte. „Man bereite Alles vor, daß sich der Liebeshof in vollstem Schmuck versammle,“ rief der König laut. „Und rufen des Reichs Geschäfte einen Augenblick . . . doch soll es nicht lange sein. Wir wollen, daß Niemand in der Freude des Abends darob sich stören lasse . . .“

Herzog Friedrich war des Königs Bewegung nicht entgangen. „Johannes hat doch Recht, wenn er ihn einen Heuchler nennt,“ murmelte er für sich . . . „so schön er den Schein der Freundschaft zu spielen weiß, er ist dennoch falsch!“

Er irrte nicht. Der König war gegangen, insoheim die Herren vom Tischland zu empfangen.

Nur kurze Zeit war verschwunden, als der ganze Hofstaat im Prunksaale und auf dem Platz versammelt war. König und Königin saßen in der Mitte, zu beiden Seiten die Fürsten des Reichs, der Kurfürst von Brandenburg, die Herzoge von Sachsen und Baiern, der Würtemberger und Thüringer, die Abgesandten der Könige von Schweden, Dänemark, Schottland und England — um sie herum die Träger geistlicher Würden im Cardinalpurpur, die Bischöfe und Äbte, die Doktoren und Lehrer mit den Abzeichen ihres Ranges und Alles umrahmend ein weitoffener Halbkreis von edlen Frauen und schönen Jungfrauen, in bunten schimmernden Schleiern und Gewänden, dazwischen wie wirres Licht schattendunkel die Ritter und Knechte in leichter Rüstung oder prächtigem Festwamm. Umweir der Königin, unter den Geesrauen und Patrizierinnen saß auch Margarethe von Schwangau . . . auch die Diener drängten heran . . . Alles hatte des ungewohnten, verheißenen Schauspiels.

Da erschollen dumpfe Paukenschläge, Schellen klingeln und Castagnetten klapperten, drei dunkelfarbige Mädchen in fremdsüßlichen Gewänden, tanzend und sich drehend und das Tamburin schlagend, traten

ein. Es waren Gauklerinnen einer Zigeunerbande, von Oswald herbeigerufen, sein Spiel zu unterstützen, wie sie Ähnliches wohl oft gesehen an ihren Wanderungen am Ebro und Guabalquivir. Dann erschien der Sänger selbst in maurischen Kleidern, um's Haupt den buntfarbenen Turban geschlungen, daß die Franzosen Streifen des Tuchs weit herab in den Nacken hingen; weite faltige Beinleider waren um Hüfte und Knie gegürtet und der weite weiße Burnus um die braunen Eshultern geschlagen. Die kleine Schooscharfe in der Hand, schritt er in abgemessenen Tanzbewegungen hin und wieder, eine Culettung spielend, in welche leise die Handpauken dröhnten und die Schellen erzitterten. Dann begann er in weichen, klagenden Tönen das Lied von Karisa, der Königs-tochter, die des Christenritters Liebe verschmäht, die aber, als er im Kummer um sie gestorben, ihr Kränlein auf seine Leiche niederlegt und, selbst getauft, ein heilig Kloster baut und im Schüler um ihn trauert und betet ihr Leben lang.

In das Berlingen des Gesangs erscholl lauter Beifallstuf und Händeklatschen der Männer; die Frauen saßen mit gesenkten Blicken und in manchen schönen Auge glänzte das Mitleidsgelächel ob Karisa's traurigen Geschick. Der König aber erhob sich und wandte sich einem Diener zu, der auf seinen Wink mit einem Rissen herantrat, auf welchem ein Vorberkranz lag — er schritt Oswald entgegen, hielt jedoch inne und sah mit suchenden Blicken ihn kreise herum. „Der Sänger soll den Preis haben, der ihm gebührt,“ rief er, „aber nicht aus unserer Hand — durch die Frauen, die er so hold besingt, empfangt er seinen Lohn! Nehmt, edle Jungfrau,“ sagte er, vor Margarethen von Schwangau stehen bleibend, „als die Jüngste dieses Kreises sollt Ihr für Alle handeln . . . nehmt diesen Kranz und krönt ihn zum Sängerkönig!“

Wie vom Morgenroth beschienen, erglühete Margarethe: an des Königs Hand trat Oswald hinzu und sanft vor ihr auf's Knie — leise rührte die zarte Hand des Sängers verblühtenes Gelock, ihm die frisch lebensgrünen Blätter zu vereinen: die Tamburins schallten, von der Höhe bliesen die Posaunen festliche Klänge und wie von einem Munde ertönte der hundertstimmige Ruf: „Heil Oswald von Wolfenstein, dem Sängerkönig! Heil!“

Entzückt sah Oswald zu der Kranzgeberin empor, sein Auge hing an dem ihrigen, er vermochte nicht, sich zu erheben . . . O Margarethe,“ flüsterte er, wie zum Danke über ihre Hand gebeugt, „das ist die schönste Stunde meines Lebens . . . macht sie zur glücklichsten! O wenn es Wahrheit wäre, was vorhin in meiner Seele aufging, wie in trübseliger Nacht ein voller, milder Mondenstrahl . . .“

Sie erwiderte nichts, aber sie erröthete noch schöner — im nächsten Augenblick schlummerte an der schönen Hand der Ring der Königin von Aragon.

Niemand war dessen gewahr geworden, Niemand als Sabine, die glühenden Augs und unter den Dienern stand.

„Heil mir!“ rief Oswald entzückt. „Ein neues Leben beginnt . . . jetzt bin ich in Wahrheit der König der Sänger!“

Drittes Capitel.

Der Consalonier.

Es war eine düstere, regenverheißende Mainacht.

Durch die geöffneten Fenster der bischöflichen Pfalz zu Constanz zog der Duft des Reimens und Sprossens, das jenseits der Mauern sich entsaltete, vermengt mit der Seelust, die läßt über die hohen Dächer und Firten hereinstrich, die mächtigen Gardinen eines matt beleuchteten Gemachs leise hin und wieder schwenkte. Auf einem kleinen Tischchen brannte eine Lampe von alterthümlicher Form; um die auf einen Fuß gestellte Schale wand sich eine Schlange empor, daß ihr aufgeringelter Schweif den Heulel bildete, während aus dem geöffneten Kachen eine schwache Flamme jungfräulich aufstieg. Die Lampe, aus Erz geschnitten, mit sorglich geschonten Negerzinn bedeckt, hatte wohl schon vor Jahrhunderten zum nämlichen Zwecke gebient und war ihm durch Ausgrabung in den Trümmern und Ruinen Roms wieder gegeben; ihr Schein reichete kaum hin, die Mosaisatte des Tisches sammt Büchern und Schriften und das daneben stehende Ruhebett zu beleuchten; der übrige Theil des nicht großen, aber hohen Gemachs war in Dämmerdunkel gehüllt.

Auf dem Ruhebett lag Papst Johannes; in das Rissen zurückgelehnt, mit einem weiten dunkelfaltigen Gewande bedeckt, starrte er vor sich hin und in die Flamme des Lämpchens, das im Leuchtzuge wandend bald sank, bald sich verlängern emporloderte — es war nicht zu erkennen, ob Abspannung der Kräfte sich seiner bemächtigt oder das eben Gesehene ihn in tiefes Nachdenken versenkt habe.

Das aufgeschlagene Heft trug griechische Zeichen und darüber die Aufschrift: „Hädon“ — des heidnischen Weltweisen tief sinnig Gespräch von der Unsterblichkeit.

Allmählig veränderten sich die Züge des Ruhenden, ihr Ausdruck ward immer ernster und unheimlicher — immer unbeweglicher und ängstlicher der Blick, mit welchem er in die Flamme und nach den Schatten starrte, die bei dem Flackern derselben auf Wand und Decke hin und wider huschten. Plötzlich, wie von einem Schreckbild aufgeschreckt, sprang er empor und streckte die Hand zum Angriff und doch wie abwehrnd gegen die Schatten; im nämlichen Augenblick aber schien er sich dessen zu besinnen, zog den Arm zurück und preßte die Hand unwillig vor Augen und Stirn. „Dorheit!“ murmelte er vor sich hin, indem er mit einer Erznel in die Lampe stürzte und den Docht emporzog, daß es zrell aufflackerte. „Ist es so weit mit mir, daß bei offenen Augen und wachen Sinnen ein Schattenbild mich äßen kann? Soll ich diesen Schauern und Einbildungen für immer verfallen sein? Es war nichts. . . nur der Wind, der mit dem Licht und den Vorhängen sein Wesen treibt — und doch, ich habe es deutlich gesehen, dies hagere, lahle Greifen-Antlitz. . . es nickte mir zu, wie damals, als es im Sterben sich entstellte und mit erschöckernder Stimme mir zürschelte, daß er mir willig Platz mache — daß er ein Greis sei und daß ich nicht nöthig gehabt, ihn. . . Was wollt Ihr von mir?“ rief er lauter, indem er

sich entsetzt umwannte und zurücksprang, als ob ihm ein Furchtbares in den Rücken gekommen. „Hinweg, Gaudelshatten. . . wahnwitzige Erinnerungen. . . Ihr seid gewesen! Ihr sollt. . . Ihr müßt gewesen sein — ich habe keine Zeit für Euch, keinen Raum, um einen Blick neben oder hinter mich zu werfen. . . Weg von mir! Laßt mich erst mein Ziel erreichen, laßt mich fest auf meinem Fels stehen — dann will ich ihn ausfüllen und des Herrn Weg bereiten in seinem erhabensten Sinn! Dann will ich Euch süßen, daß die Welt mit tönender Bewunderung preisen soll, was ich gethan. . . Dann kommt wieder, Phantome — dann werdet Ihr nicht mehr grollen, daß mein Weg über Euch hinweg gegangen. . .“

Während des Selbstgesprächs war er an's Fenster geeilt und sog wie eine Erquickung den kühlen Lufthauch ein, der ihm entgegen strömte; es war dunkel auf der Gasse und gegenüber stieg das mächtige Steingebirge des Doms empor, vom Dunkel des Nachthimmels sich noch schwärzer abhebend, während die hohen, spitzbogigen Fenster des Seitenschiffs wie eine Reihe riesiger Augen mit mattem Lichtschimmer durch die Finsterniß zu ihm herüber starrten. Der Lichtschein kam aus dem Mittelstift des Münsters, wo das Concilium noch zur späten Stunde vereinigt war, denn die Versammlung wollte nicht auseinander gehen, ehe über das Schicksal des wichtigen Beschlusses entschieden war. Johannes wußte, was es galt; hatte er auch Unwohlsein vorgeschützt, um der Session nicht beiwohnen zu müssen, so waren doch seine Gedanken in Mitte derselben und die Aufregung, in der er sich befand, mochte wohl ihren tiefsten Grund in dem Gedanken haben, für welsch' große Entscheidung die Würfeln im Rollen waren.

Der Camerier Hubert de Montelatio unterbrach Sinnen und Schweigen, indem er in eigenthümlicher Weise sagt an die Thüre pochte und als eine Antwort nicht erfolgte, den Kopf vorsichtig durch die Spalte steckte.

„Ist Zabarella da?“ rief Johannes ihm entgegen.

„Nein, heiligster Vater,“ war die Antwort, „aber ein Knecht des Herzogs Friedrich von Tirol ist draußen und bittet, eine Botschaft bestellen zu dürfen. . .“

„Ein Knecht?“ rief der Papst mit starkem Stirnrunzeln. „Er kommt nicht selbst? — Laß den Boten herein!“

In wenig Augenblicken kniete Florentin vor ihm mit tief geneigtem Haupt und wohlgefällig betrachtete Johannes solch demüthiges Gebahren, denn in jenen Tagen der Zwierteil und Parteiung war ihm schon manches offene Zeichen gegentheiltiger Gesinnung sichtbar geworden. Mit eigenthümlicher Empfindung blickte er in die heißen Augen und das wohlgeformte Antlitz, das, von dem dunklen Kraushaar umrahmt, noch bleicher und leidender erschien. „Steh' auf mein Sohn,“ sagte er wohlwollend, indem er ihm die Hand auf den Scheitel legte. „Du bist im Dienste des Herzogs Friedrich von Tirol?“

„Ich bin nicht eigentlich in seinem Dienst,“ erwiderte Florentin, „und doch dien' ich ihm. . . ich diene Jemand, so dem Herzog angehört und also wohl auch ihm — er weiß, daß er mir vertrauen darf!“

„Du scheinst zu verdienen, daß man Dir vertraut — sag' Deine Vortschaf . . .“

„Der Herzog,“ sagte Florentin etwas unsicher, „läßt Euer Heiligkeit seine tiefste Ehrfurcht vermelden und seinen Schmerz, daß es ihm unmöglich ist, Eures Segens persönlich theilhaftig zu werden . . . er ist erkrankt, doch hofft er bis morgen oder übermorgen wohl des Uebels wieder dar zu werden und wird dann seinen Augenblick jögern . . .“

„Erkrankt?“ unterbrach ihn Johannes, den Ausdruck seiner Züge prüfend. „Das beslag' ich sehr . . . die Luft von Konstanz ist nicht gödlich, ich weiß das von mir selbst! Ich beslag' es um so mehr, daß das Gebrechen ihn eben heute verhindern muß, denn was ich ihm zu sagen hatte, war dringend und ist morgen oder übermorgen vielleicht schon verjäumt . . . doch es ist unmöglich, sagt Du . . . also müssen wir uns bescheiden und in Gottes Fügung ergeben!“ Er reichte Florentin die Hand zum Kusse — dieser beugte das Knie, aber er ging nicht: es war als habe er noch etwas auf dem Herzen, was ihn jögern heiße. Der Papst bemerkte es wohl, er haute darauf seinen Plan. „Du scheinst ein anhänglich Gemüth zu haben,“ sagte er, „wie ist Dein Name?“

„Florentin . . .“

„Der Name klingt nicht deutsch und auch Deine Züge deuten auf eine andere Abstammung . . . Du siehst angegriffen aus, Florentin. Bist auch Du krank? Dann,“ fuhr er fort, als der Jüngling, noch immer auf den Knien liegend, traurig den Kopf schüttelte, „dann muß ein tieferummer, ein schwerer Gram auf Dir lasten, Dein Aussehen verräth es mir . . . Willst Du nicht ihn mir vertrauen und Deine Seele erleichtern?“

„Wie, heiligster Vater . . . Ihr wolltet selbst . . .“

„Eoll ich an dem verirrten Lamm vorübergeben, das ich in den Dornen am Wege verwickelt finde?“ erwiderte Johannes mit einem Tone, der es begreiflich machte, daß Florentin, außer Bassung, nicht mehr im Stande war, den Sturm seiner Gefühle zu bemestern, und in Weinen und Schluchzen ausbrach.

„Ja,“ rief er schmerzlich und doch langsam in dem Schmerz die Thräne mit, endlich sein überladenes Herz vor Jemand öffnen zu können, „Ja, ich bin ein unglücklicher, ein verlorener Mensch . . . ich bin in die Sünde geführt, wie in einen angeschwollenen Strom, der über mir zusammenschlägt und mich von binnen reißt . . . umsonst habe ich gebetet und gerungen . . . seine Hand griff aus den Wolken, um mich zu retten . . .“

Johannes streckte ihm wie zu Widertzung und Antwort die Rechte entgegen, er ergriff sie und begann das Bekenntniß seiner Schuld — er erzählte seine wahnsinnige Liebe, die Gebanden und Verjäfte, mit denen er sich getragen, die Blut- und Machepläne der Eifersucht und der Verzweiflung . . . Schweigend hatte Johannes zugehört; mit ruhiger Ermahnung suchte er ihn für den Augenblick zu begütigen und hielt ihn des andern Tages zu genauerer Ueberlegung wieder kommen; er empfand Theilnahme an dem Jüngling und erzog im Augenblick, ob die Verhältnisse und Beziehungen, die er erfahren, nicht dienstbar gemacht werden könnten für höhere Zwecke. „Geh, jetzt, mein Sohn,“ schloß er dann, „eile zu Deinem Herrn,

dessen Krankheit vielleicht den vertrauten Diener vermißt . . . Wie? Oder hättest Du mich in's Kattig getäuscht? Hättest Du mir nicht die Wahrheit gesagt?“

Florentin wechselte die Farbe.

„Deine Zunge ist der Lüge bereits dienstbar geworden,“ fuhr Johannes zurüdtretend fort, „Dein Angesicht noch nicht . . . Herzog Friedrich ist also nicht krank, er weigert sich zu kommen . . . Genug denn, ich weiß genug! Geh' und lehre nicht wieder — wenn die Wahrheit nicht wohnt auf Deiner Zunge, kann ich Dein Rathgeber nicht sein . . .“

„Verzeihung, heiligster Vater,“ rief Florentin ängstlich, „jürnet mir nicht — ich konnte ja nicht anders!“

„Ich jürne Dir nicht, wenn Du bereuest,“ sagte Johannes mit gewinnender Güte, „Reue ist der erste Schritt zur Besserung — gieb mir denn eine Probe davon, damit ich Dir glauben kann . . . Sage mir,“ fuhr er etwas näher tretend fort, „ist es wahr, daß Herzog Friedrich bei daran denkst, Konstanz zu verlassen?“

„Ihr martert mich,“ rief Florentin schmerzlich, „wie kann ich darauf antworten! Darf ich das Geheimniß des Herrn verrathen, der mir vertraut — dem ich Treue schuldig bin . . . dem ich Schweigen geschworen . . .“

„Ich entbinde Dich Deines Eides und jeder Verpflichtung,“ entgegnete Johannes, „mir gegenüber verpflichten sie Dich nicht! Sprich — ist es wahr, daß Herzog Friedrich im Kreuzlinger Stiß schon insgeheim zum Abzug rätel?“

„. . . Es ist . . . wahr . . .“

„Gut denn, gräme Dich nicht, Du hast mir nichts verrathen, denn was Du mir gesagt, war mir lange vorher schon bekannt . . . Du hast es mir nur bestätigt und um Dein Gewissen ganz zu beruhigen, will ich Dich, wenn es Dir gefällig, in meine Dienste nehmen . . .“

Florentin's Auge leuchtete auf, aber eben so schnell verdunkelte es sich wieder. „In Eure Dienste?“ stammelte er. „O wie gern . . . aber fort von ihr? Kann ich von ihr nicht trennen?“

„Und mußt Du es nicht? Wenn der Strom Dich nicht von ihnen reißen soll in das Meer des Verderbens — mußt Du nicht das Rettungseil ergreifen, das Dir ans Ufer hist?“

„Ich will es auch,“ sagte Florentin nach einigem Kampfe, „ich will fort von ihr . . . aber dann versprecht mir, daß Ihr mich mit Euch nehmt — nach Italien . . .“

„Nach Italien?“ fragte Johannes befremdet. „Wen suchst Du dort? Hast Du Verwandte, die Deiner dort warten? Woher stammt Du?“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete düster der Jüngling, „ich habe Niemand, der meiner wartet — weder hier noch dort! . . . Ich bin aus deutschem Boden, in Tirol geboren, aber meine Mutter war eine Italienerin — auf der Flucht war sie bis in die Gegend von Roveret gekommen . . . Da starb sie, nachdem sie mir das Leben gegeben — die mitleidigen Bauern zogen mich mit ihren Kindern auf — Deutschland ist meine Heimat geworden, aber manchmal steigen Gedanken und Bilder in mir auf, als warte meiner in Italien das Glück, als gehöre

ich doch dahin . . . als würde ich dort finden, was ich hier nicht habe . . .“

Johannes hatte mit steigender Aufmerksamkeit zugehört. „Und woher kam Deine Mutter?“ fragte er. „Warum ist sie entflohen und vor wem? Haft Du darüber keine nähere Kunde?“

„Nichts, als was die Leute, die mich erzogen, aus den Klagen und Fieberreden der Sterbenden entnommen . . . sie war in ihrer Heimat verführt worden von einem hochstehenden, mächtigen Manne, der niemals ihr Gatte werden konnte . . . ein edler Bruder, von Ehre und Rache glühend trieb sie in die Verbannung. Er wollte ihr folgen, wenn er sie an dem Verführer gerächt . . . mehrere Tage hatte meine Mutter auf sein Kommen gewartet — er blieb aus . . . der Gewaltige hatte seine Absicht durchschaut, hatte ihn nebst vielen Andern angeklagt, als habe er auf Verrath gesonnen und ihn enthaupten lassen . . . ein anderer Flüchtling der des Weges gekommen, brachte meiner Mutter die Nachricht und mit ihr den Tod . . .“

„Und jener Gewaltige?“ fragte Johannes, seine Spannung unter einer Miene der Theilnahme verbergend. „Kennst Du seinen Namen oder den jener Stadt?“

„. . . Nein . . .“

„Und wann geschah das . . .“

„Es sind achtzehn Jahre, seit sie meine Mutter begruben . . .“

Johannes hatte sich abgewendet und sah durch das Fenster in die finstere Nacht hinaus . . . D Vergangenheit, Vergangenheit!“ seufzte er. „Werde ich nie den Bann erlernen, der Deine Gräber für ewig abschließt . . .“

Vor achtzehn Jahren hatte er selbst als päpstlicher Legat Stadt und Gebiet von Bologna für den römischen Stuhl erobert, als unumschränkter Gebieter geschaltet und dessen Herrschaft mit blutiger Strenge befestigt — so groß war die Zahl der hingerichteten Opfer gewesen, daß sie ausgereicht hätte, eine mäßig große Stadt zu bestücken . . .

„Geh, mein Sohn!“ sagte er zu Florentin mit eigenhümlich weicher Betonung, „geh, ich nehme Dich in meine Dienste . . . ich will Dein Rathgeber und Führer werden . . . Du sollst auch mit mir nach Italien . . . Jetzt aber geh und bewahre mein Vertrauen, indem Du für mich wirfst . . . Brauche ich Dir mehr zu sagen, als daß mir Alles daran liegt, Herzog Friedrich noch heute zu sprechen?“

Der Camerier pochte wieder und machte der Unterredung ein Ende.

„Noch immer nichts von Zabarella?“ fragte Johannes. „Und wie ist es mit dem Andern?“ fuhr er fort, da der Kämmerling verneinte. „Hat der bucklige Unterhändler sich noch nicht wieder blicken lassen?“

„Nein,“ erwiderte der Diener, „aber als ich vor einer Stunde über den Münsterplatz ging, sah ich ihn unter der Menge stehen, die auf den Ausgang der Sesslon wartet und hörte ihn zum Volke reden . . .“

„Es ist gut,“ rief Johannes abwinkend, „was bringst Du sonst?“

„Ein verkappter Mann steht draußen . . . er

verlangt zu Euer Heiligkeit, seine Lösung heißt intra muros . . .“

„Laß ihn herein,“ entgegnete der Pabst und auf der Schwelle erschien eine hagere Mannesgestalt in dunklem, lutenartigem Mantel und als die spitze schwarze Gugel mit den ausgeschnittenen Augenlöchern zurückfiel, zeigte sich das sable schneidige Gesicht und das aschfarbige Haar des Kanzlers Raffler.

„Ihr seid es?“ fuhr ihn Johannes an. „Was bringt Euch zu mir?“

„Ich war drüben im Münster . . . ich bringe Nachricht über den Stand der Berathung . . .“

„Als ob ich dazu Euer und Eurer Nachrichten bedürfte!“ entgegnete Johannes und sah ihn durchbohrend an. „Sorgt lieber, daß Ihr über das, was ich von Euch zu wissen begehre, mir verlässigere Kunde bringt!“

Bezügelt sah der Kanzler in das Antlitz des Fürnenden.

„Herzog Friedrich ist im Begriff, Costenz zu verlassen . . .“ fuhr dieser fort. „Er rüstet im Kreuzlingersitz heimlich zum Abzug und ich muß es von Andern erfahren, als von Euch? Laßt Euch noch einmal Solches zu Schulden kommen, so werde ich sorgen, daß Ihr unerschätlich gemacht werdet oder werde Herzog Friedrich die Briefe zeigen, die Ihr mir ausgeliefert . . .“

Der Mann wischte sich den Angstschweiß von der Stirn: zu erwidern vermochte er nicht.

„Wie weit ist es drüben?“ fragte Johannes nach kurzem Schweigen. „Redet, weil Ihr doch einmal Euch zu dem Gesichte gedrängt habt!“

„Der Cardinal von Chambery,“ war die unsichere Antwort, „hat den erwarteten Antrag wirklich gestellt und in einer weitläufigen Schrift erörtert, daß die Abstimmung künftig nur nach Nationen geschehen solle . . . auch der Cardinal von Fillastré, Kanzler Gerson, Doktor Röder und viel Andre haben dafür gesprochen . . .“

„Das weiß ich — sagt lieber, was ich nicht weiß . . . Wer waren, die sich dagegen erhoben?“

„Clemangis, Alemano, Christophoras, der Erzbischof von Mainz . . . sie sprachen dawider mit vielem Geschid, aber sie machten sichtbar keinen Eindruck — die Versammlung war unerkennbar dem Antrage günstig, er wird eben jetzt zur Abstimmung kommen und wie diese ausfällt, ist kaum zu bezweifeln . . . Die Nationen scheinen einig zu sein!“

„Meint Ihr?“ rief Johannes mit halbunterdrücktem Lachen des Zorns. „Noch hat diese Eintracht die Probe nicht bestanden! Es wird sich zeigen, ob der Keil nicht zu finden ist, der sie wieder auseinanderreibt . . . Was gab es sonst?“

„Die Gesandten des Pabstes Gregor wurden eingeführt . . .“

Johannes' Blicke suntelten. „Wer ist Gregor?“ rief er, „und wer bin ich? Angelo Corrario ist ein abtrünniger Cardinal . . . jener Name gebührt nur mir!“

„Vergeht,“ erwiderte Raffler betroffen, „legt es meiner Verwirrung zur Last, wenn ich den rechten Ausdruck verfehlt . . . Ihr wißt, die Gesandten des . . . des Cardinals Corrario waren unlängst zurückgewiesen worden, weil man ihre Vollmacht nicht

genügend erunden hatte: jetzt war Carlo Malatesta, der Herr von Rimini als solcher wieder gekommen und wie seine Ermächtigung geprüft und zugelassen ward, trat er vor und verlas mit lauter feierlicher Stimme Angelo's freiwillige Abdankung! . . .

„Schwächling!“ murmelte Johannes vor sich hin. „Ich hätte Angelo auch als meinem Gegner mehr Festigkeit zugetraut und gewünscht . . . Nun ist noch Petrus de Luna übrig, der sich den Dreizehnten Benefizit nennen läßt . . . der wird zäher sein und ihnen das Spiel schwerer machen!“

„So fürchtet man — drum hat König Sigismund beschloffen, selbst nach Perpignan zu reisen, wo er sich jeho aufhält und ihn zur gleichen Entschließung zu bewegen.“

„Glad auf den Weg!“ höhnte Johannes. „Ist wahr, ein schönes, ein rühmliches Geschäft für den römischen König, als Bitttel und Wädel des Reichs in der Welt herumzutreiben!“ Er trat an's Ruhebett und lehnte sich darauf. „Ihr hattet mir noch mehr zu sagen . . .“ begann er wieder, „was zögert Ihr?“

„Ich wage es nicht . . .“ sagte Kasper scheinbar zurücktretend.

„So will ich Euch Muth machen . . . Sie denken, sich auch an mich zu wagen, wollen auch mich zur Abdankung bringen? Ist es nicht so?“

„Allerdings — sie erlauben sich, an die Zusage zu erinnern, die Ihr dem König gegeben . . .“

„Und sie thun ganz recht daran — was ich zugefagt, werd' ich getreulich halten, aber auch getreulich nur so, wie ich es zugefagt . . . Wie aber, wenn ich mich deunoch weigerte? Sollten sie nicht vorbeachtet haben, was sie dann zu thun gedanken?“

„. . . Das wollet mich nicht fragen, der ich vor Entrüstung kaum im Stande war zu hören, was mein Mund uiemals auszusprechen vermag . . .“

„Redet, ich befehl' es Euch!“

„Dann möge der Hohn Euer Heiligkeit nicht mich, sondern nur die schuldigen Häupter treffen . . . Sie reden davon, zu wiederholen, was das Concilium von Pisa gethan . . .“

„Mich abzusetzen, meinen sie? . . . Sie mögen es versuchen und erfahren, daß dasselbe Mittel nicht zweimal wirkt! War es auch ein Concilium, das mir die Tiara aufgesetzt, kein zweites soll sie mir vom Haupte nehmen . . . sie sollen erkennen, daß der Papst noch über dem Concilium steht . . .“

„Die Bethörten neigen sich zu andrer Ansicht und wollen das Concilium über den Papsi erheben . . . Robert Hallam, der süßne Erzbischof von Salisbury vermaß sich sogar, zu sagen . . . nur ein würdiger Papsi stehe über der Kirchenvorversammlung!“

„Sagt' er so?“ rief Johannes mit bebenden Lippen in gewaltigster Wüthung. „Und wo wäre der Richter, der es wagt, darüber zu Gericht zu sitzen? Redet . . . bel meinem häßlichsten Zorne . . . Redet!“

„Wenn Ihr befehl' . . .“ entgegnete Kasper furchtlos . . . „ich hatte mich in einen Winkel in's linke Seitenschiff gedrängt und ein geheimes Pfläschgen gefunden an den Säulen der Eulen und Herren . . . Da hört' ich von einer Anklage sagen, die gegen Euch erhoben werden solle . . . von Zeugen, die es mit angehört . . . wie Ihr die Unferblichkeit der Seele

geläugnet und Gottes Dasein und der Thoren gepöttelet, die der Erde vergäßen über Lohn oder Strafe in einer andern Welt . . .“

Kasper hatte sich bei den letzten Worten zurückgezogen; er fürchtete den schrankenlosen Unmuth des Papsites — aber zu seinem Staunen unterließ der Ausbruch. Mit gekreuzten Armen war Johannes wieder ans Fenster getreten, sah in die Nacht hinaus und wieder sprach er Worte des Vorwurfs in sich hinein, dem Kasper kaum vernehmbar und unverständlich — Worte der Klage über die Schatten der Vergangenheit, die immer wieder aufstauchten aus den Wellen der Zeit und aus den Gräbern der Erde.

„Habe ich die Ungnade Euer Heiligkeit auf mich geladen?“ sagte Kasper schüchtern nach einer Weile. „Ich habe das gefürchtet . . . aber bestrafet mich nicht für das, was nicht mein Wille gewesen . . . verwickelt Eure Drohung nicht an einem Mann, der ja nichts Anderes sinnt und denkt, als seine vollste Ergebenheit zu beweisen als ein guter, gläubiger Christ . . .“

„Geht immerhin,“ entgegnete Johannes streng, „für diesmal gedenk' ich noch daran, daß Ihr es wart, der die Mexaner Urkunde vorbereitet hat . . . ein zweites Mal möchte dieses Verdict nicht ausreichen, einen Fehler zu bedecken . . .“

Zu Vorgesagtem wurden Stimmen laut; der Kämmerer eilte herbei und meldete die Ankunft König Sigismunds.

„Unmöglich!“ rief Johannes. „Zu diezer Stunde?“

„Es ist, heiligster Vater, zweifelt nicht daran!“

„Und sagtest Du nicht, daß ich krank liege?“

„Eben deswegen komme er, war die Antwort des Ritters, der ihn anmeldete — er will sich nach Eurem Befinden erkundigen . . .“

„Das heißt,“ flüsterte Johannes vor sich hin, „er will sich mit eigenen Augen überzeugen, ob ich noch hier, ob ich noch in seiner Gewalt sei . . . Wohlan denn, list gegen List! . . .“ Er sching die Teppiche der Wand auseinander, daß eine dahinter verborgene Thür sichtbar ward; er öffnete sie und stieß den Kasper hinein, der beim Eintritt des Dieners die Gugel wieder über Kopf und Gesicht gezogen hatte. „Hier hinaus mit Euch,“ rief er, „und nun verwehrt dem König den Eintritt nicht länger . . .“

Er nahm wieder auf dem Ruhebett Platz und gab sich den Ansehen, als wäre er eben in eifriges Lesen vertieft gewesen. „Eure Majestät?“ sagte er und machte einen schwachen vergeblichen Versuch, dem eintretenden König entgegen zu eilen, „Welche Ueberraschung und welche Gnade! Mein Leiden muß entschuldigen, wenn ich meine Pflicht verlege und Euch in solch ungeziemender Weise empfangen . . .“

„Sprecht nicht von Entschuldigung,“ sagte Sigismund, indem er sein Befolge zurückwinkte und umfassen auf einem Stuhl neben dem Ruhebett Platz nahm . . . „ich bin es, der ihrer bedarf für sein Eindringen zu so ungewohnter und ungebührlicher Zeit und nichts kann sie mir ertheilen, als die Lebhaftigkeit der Theilnahme, von der ich für Eure Heiligkeit durchdrungen bin — nichts als der unabweisliche Wunsch, all' meine Besorgnisse über Euer Befinden durch Euren Anblick gehoben zu sehen . . .“

„Mein Herr strömt über von Dank für so viele

Sorge," erwiderte Johannes. „Sie ist der beste Trost auf dem Lager, da ich des Leibes Gebrechen erfahren muß . . . Es dünkt mich, als läge einer der benachbarten Berge mir auf der Brust . . . die Luft dieser Stadt will mir nicht gereichen!"

„Das ist so beklagenswerth, als es befremdlich ist!" entgegnete der König. „Die Luft dieser Stadt ist sonst gut und ward von allen Zeiten her ob ihrer Milde gerühmt; welchen Landes auch Einer sein möchte, noch Jeder hat die Lust von Kosteng gepriesen und lieblich gefunden . . . doch erklärt sich's wohl, Ihr seid zur rauhen Winterzeit aus Eurem warmen Süden hieher gekommen! . . . Laßt erst den Frühling vollends die Herrschaft ergriffen haben an diesen Gestaden und Ihr werdet wohl gestehen müssen, daß es sich hier nicht minder anmuthig haufen lasse, als an den Ufern von Riva oder Como!"

„Ich glaube und wünsche das mit Eurer Majestät," entgegnete Johannes, „hab' ich auch wenig Hoffnung, solchen Wunsch für mich erfüllt zu sehn . . . die Leiden sind nicht gleich, darum tödlet den Einen, was dem Andern heilsam ist . . . ich fühle mein Uebel am besten . . ."

„Vielleicht," fragte der König gespannt, „ist es nur die Lust von Kosteng selbst, was Euch mißbehagt? Der Dunst, der auf der Stadt liegen mag von der ungewohnten Versammlung von so viel Tausenden . . . aber in der Nähe, am See entlang und auf den nächsten Bergen erhebt sich manch stattliche Burg, die gen zu Eurer Verfügung stände . . . mit der besten Luft und der schönsten, weitesten Aussicht . . ."

„Ich liebe diese deutschen Burgen nicht," entgegnete Johannes mit verständlicher Betonung . . . „die Aussichten sind mir zu weit und die Burgen selber gar zu eng . . . doch sorgen Eure Majestät nicht: ich werde aushalten, wo die Pflicht es mir gebietet, und kann es leicht — weis ich ja doch, daß ich bald befreit sein werde!"

„Befreit? Wie deut' ich das?" fragte Sigmund verwundert.

„O wie freundlich von Eurer Majestät," antwortete Johannes lächelnd, „daß Ihr, wohl um mich nicht zu kränken, Euch anstellt, als verstündet Ihr nicht, was ich meine! Ihr bemüht Euch vergebens, mir zu verkehlen, was ich doch schon weiß . . . Die Tage sind gezählt, während deren die dreifache Krone noch auf einem so unwürdigen Haupte ruhen wird! . . . Staunet nicht! Kann ich auch den Sessionen nicht beiwohnen, weiß ich doch, was in ihnen vorgeht und will mich von einem Angelo Corvario nicht an Edelmuth übertreffen lassen!"

„Versteht ich Euch recht?"

Johannes hatte nach dem Tischchen gegriffen und eine Rolle hervorgezogen, die er dem König hinreichte. „So leset hier," sagte er, „wenn in meinen Worten noch etwas dunkel ist!"

„Darf ich meinen Augen trauen!" rief Sigmund sich erbebend. „Die Erklärung Eurer Abankung?"

„Ihr beschämt mich durch diese Verwunderung . . . Sollte ich abwarten, bis man vor mich treten und sie fordern würde? Das ist nicht meine Art — ich bringe Euch die Abdikation entgegen — nehmt und legt sie dem Concilium vor, ob sie ihm so genehm ist . . ."

Sigmund hatte das Blatt wiederholt überflogen; dann ließ er es sinken und sah einen Augenblick stauend und doch wie ungläubig in Johannes' völlig unbefangenes Angesicht. „Eure Heiligkeit zwingen mir die vollste Bewunderung ab!" sagte er. „Kein Anderer soll statt Euer auf dem römischen Stuhle sitzen! Keiner ist dessen würdiger als Ihr!"

„Ich denke nicht mehr daran," erwiderte Johannes bescheiden, „und werde das Conclave insänftig bitten, bei der Neuwahl mich nicht mehr unter die Lebenden zu zählen . . . ich habe die Würde lange genug getragen, um zu erkennen, daß sie ein größeres Haupt erfordert und reinere Hände . . . Ihr verbindet mich, wenn die treuen Söhne der Kirche schon jetzt meine unabänderliche Bestimmung erfahren und — da es mir eben in den Sinn kommt — erlaubt Ihr mir wohl, Euch im Voraus meine Erkenntlichkeit dafür zu erweisen . . . Zu meinem größten Schmerz war ich jüngst, als Ihr Euren Schatzmeister zu mir geschickt, nicht im Stande, Eurem Wunsche zu willfahren . . . Heute bin ich in besserer Lage: bestimmt nur die Stunde, so stehen zweimalshunderttausend Dukaten Euch zu Gebot und mein Camerlengo wird sie Euch überbringen . . ."

Das Gesicht des römischen Königs war von einer eigenthümlichen Bewegung überflogen. Die Unsicherheit und Spärlichkeit der Gefälle gegenüber dem ungeheuren Aufwande verschwenderischer Großmuth und Prachtliebe hatte die leidige Folge, daß des römischen Reichs Sedelmeister meist einen leeren Sackel hatte und stündlich darauf bedacht sein mußte, ihn mit fremdem Golde von Wechsellern, Juden und Andern zu füllen, welche sich durch Hoffnung eines großen Gewinns verleiten ließen, auf lange Zeit hinaus und auf oft mehrfach verpändertes Pfand zu borgen. Das Anerbieten einer so großen Summe war daher eine schwere Versuchung für den geldbedürftigen Fürsten, aber er widerstand ihr, sei es, daß er an die Aufrichtigkeit des Antrags nicht glaubte, oder in den Tugenden des Papstes trotz aller Zurückhaltung etwas entdeckte, was ihn warnte, eine neue Verpflichtung gegen denselben zu übernehmen.

„Güldlicher Weise," sagte er mit seinem artigsten Lächeln, „dann ich Euer Heiligkeit meinen Dank für so viele Freundschaft in der unbefangenen Weise auszusprechen, denn ich bin in der Lage, von derselben keinen Gebrauch machen zu müssen! — Was sollte mir noch Gold! In diesem Blatte habt Ihr mir tausendfach mehr gegeben — ich eile darum und will es noch in diesem Augenblick der Versammlung vorlegen! Auch ist es wohl höchste Zeit, Eure Ruhe nicht länger zu stören . . . möge sie Euch Erholung bringen und bald völliges Gefunden!"

„Um das bitte auch ich . . ." erwiderte Johannes sich erbebend.

„Und seid Ihr erst wieder genesen, dann laßt uns mit erneuter und vereinter Kraft an das große Werk gehn, das uns hier zusammengeführt!"

„Wie es des Herrn Wille ist, also gescheh es . . . Ruft er, so wird er mich auf meinem Posten finden . . ."

„Ihr werdet also Konstanz nicht eher verlassen, als bis Alles gethan ist?" fragte der König, seinen Hut ergreifend. Er warf die Rede wie achtlos und

gleichgültig hin; dennoch lag in ihr Alles, was ihn bewegte.

„Ich gelob' es Euch,“ entgegnete Johannes feierlich, „ich verlasse Konstantz nicht eher, als bis das Concilium aufgelöst ist.“ Er verbinderte den König, sich auf seine Hand herabzubeugen und geleitete ihn mit leichter Umarmung zur Schwelle des Gemachs. „Geh' hin,“ sagte er für sich hin, „das Concilium ist aufgelöst, sobald ich nicht mehr in Kostenz bin.“

Befriedigt und raschen Schritte eilte Sigmund hinweg; er gewahrte den Mann nicht, der im Halbdunkel des Thorbogens sich hinter einer Säule barg, um nicht von ihm gesehen zu werden.

Bald darauf trat Herzog Friedrich in des Papstes Gemach. Sein Gruß war der übliche und gewöhnliche; dennoch lag etwas Kühles darin, denn es war des Herzogs Gemüth und Wesen, lang abwartend über Dingen und Erwägungen zu brüten, dann in der Raschheit des Augenblicks seinen Entschluß zu fassen, um mit dem Herantommen der Ausführung wieder in neue Zweifel und Bedenten zu gerathen. Johannes, dessen Alerblick nichts entging, trat ihm dafür mit verdoppelter Freundlichkeit entgegen. „Wie Unrecht thut Ihr, Herr Herzog,“ sagte er, „daß Ihr Euch so selten macht! Die Freundschaft muß zu dringlich werden mit Bitten, wenn sie einmal sich Euer erfreuen will!“

„Das Gerücht meldete Euer Heiligkeit als krank,“ erwiderte Friedrich, „es war meine Freundschaft, welche zu beständigen fürchtete. . . Auch gab es viel und Dringendes zu thun und zu bereiten. . . Ihr wißt, daß ich übermorgen den Fürsten zu Ehren ein großes Lanzenbrechen und Turnier veranstaltet habe.“

„Ich hörte davon und wünschte Euren Waffen Sieg und Ehre! Bring ich doch schon an, um Euch zu sorgen — es wollte verlauten, Ihr gedächet die Stadt zu verlassen.“

„Was sein, daß ich's gedacht!“ entgegnete der Herzog herb. „Hätt' ich nicht Grund dazu? Die Bezeichnung, die der König so sehr gewünscht, ist vorbei, ich hab' ihm den Willen gethan — das dankt er mir mit Hinterlist und verkehrt insoheim mit meinen rebellischen Landherren! Ich denke, ich werde zu thun finden, wenn ich heim komme — solltet Ihr meiner bedürfen, so genügt ein Wort, mich hieher zurückzuführen. . . doch saget an, was Ihr mir Hochwichtiges zu sünden habt, der Knecht, den ich gesandt, macht' es so geheimnißvoll und bringend, daß ich nicht unterlassen wollt', Euch heute noch zu Willen zu sein.“

„Sagte der Knabe so?“ lächelte Johannes. „Uebertreibung oder Jugend. . . weiter nichts! Meine Botschaft ist keine andere, als Euch glückliche Reise zu wünschen und — mir mit Euch!“

„Ihr seht mein Staunen!“

„Das seh' ich — doch den Grund Eures Staunens seh' ich nicht! — Solltet Ihr wirklich nicht geglaubt haben, daß das Samenkor, das wir auf dem winterlichen Acker gepflanzt, erwachsen ist und seine Frucht der Ernte entgegen reist? . . Die Stunde nach welcher dort des Himmels Fingerringe deudet, schlägt — es gilt, mich vor der Gewalt zu retten, die mich bedroht!“

„Ich werde sie nicht überhören,“ entgegnete gemessen der Herzog, „sobald Ihr mir bewiesen, daß Gewalt Euch wirklich droht.“

„Wie?“ rief Johannes heftig. „Ihr wißt, was das Concilium im Sinne trägt und redet so? Wagt es sich nicht an, sich über den Papst zu erheben?“

„Nicht gegen die Kirche, gegen den König allein verprach ich Euch zu schützen!“

„Und wessen Werkzeug ist das Concilium, als des Königs? Sie wollen mich zur Abdankung bewegen und wagen es bereits, wenn ich nicht abdanke, mit Anklage und Absetzung zu drohen. . . Ich klammre mich nicht an Sanct Peters Stuhl. . . aber ist es recht, die Freiheit meines Willens so zu beschränken? Mit Drohung mich einschüchtern zu wollen? Das ist Gewalt, mir im Geiste angethan — wer bürgt dafür, daß nicht auch der Körper sie erleidet?“

„Mein Geleit, heiligster Vater — der Frieden der Stadt und des römischen Königs Wort!“

Ueber Johannes Angesicht zuckte unaussprechlicher, schicksalstoller Jahn. „Ich hoffe, Euer Geleit soll sich solcher Bürgschaftsgenossen schämen! Der Friede der Stadt? Was kann das kleine Reichs, städtchen gegen den König! . . Des Königs Wort? — Geht ins Barfüßerkloster und fragt im Gefängniß nach dem Böhmen Hus. . . der wird Euch sagen, was das Wort des Königs gilt!“

„Ihr macht ihm zum Vorwurf, wozu Ihr ihn selbst getrieben!“

„Und Ihr entschuldigt den Mann, über dessen Hinterlist Ihr noch in Einem Athemzug erlag!“

„Mißbeutet meine Rede nicht! . . Ich bin bereit, mein Wort und Geleit zu halten, doch mögt Ihr es nicht unbillig finden, wenn ich wohl erwäge, ob der Augenblick der Gewalt wirklich gekommen sei.“

„Und wem, denkt Ihr, soll es zustehn, das zu entscheiden?“

„Gewiß nur dem, der das Geleit gegeben!“

Papst Johannes sah den Herzog einen Augenblick durchdringend an. „Ihr seid in sonderbarem Irrthum befangen, Herr Herzog von Oesterreich. . . ich dachte, das ziemte einzig dem, dem zu befehlen ziemt!“

„Befehlen? . . Mir?“

„Ja,“ sagte Johannes mit niederwerfendem Stolz, „soll ich dem obersten Felshauptmann und Gonfalonier nicht befehlen, der in meinem Solde steht? . . Dochorget nicht, daß ich meine Macht mißbrauche. . . Ich sehe, daß Euer Wort Euch gereut. . . Geh, Herr Herzog, wir entlassen Euch Unserer Dienste und geben Euch ein Wort zurück, daß Ihr nicht zu erfüllen vermögt.“

„Ich vermöchte nicht!“

„So giebt's der Schein. . . Ihr fürchtet den König; das ist's, warum Ihr zaudert und so über sorglich Euch bedenkt. . . mögt Ihr Euch aus Ueberforge nicht verrechnen! . . Ich weiß, Ihr sehet die Klagen der Bischöfe Eures Landes, die Ihr vergewaltigt habt; das Concilium ist für sie. . . drum wollt Ihr's noch immer mit dem König nicht verderben, damit er Euch stützen soll. . . Ist es nicht so? Was Ihr aber nicht wissen werdet, ist,

daß der König insgeheim durch seinen Kanzler die Beschwerden alle untersuchen läßt . . . seht daraus, was Ihr von ihm als Freund zu hoffen habt! Den Feind braucht Ihr nicht zu fürchten . . . er ist nur fürchtbar an der Spitze des Conciliums — ohne dieses ist er nichts . . . und liegen diese Mauern hinter uns, was ist die Versammlung dann anders, als der leipflose Rumpf eines Ungeheuers, das sich in Zuckungen zu Tode blüet?"

„Seine Eminenz, Cardinal Zabarella!“ meldete der Diener zur Thüre herein.

„Endlich!“ rief Johannes und eilte dem Kommanden entgegen, der geistliche Gewand trug, aber zur Weise gerüthet schien. „Ihr kommt selbst? Ihr seid hier? Also ist es mißlungen?“

„Mißlungen, Heiligkeit,“ war die Antwort, „ich habe es an mehreren Thoren versucht, hinaus zu gelangen — sie sind alle geschlossen und die Wachen erklären, sie hätten Befehl, Niemand aus der Stadt zu lassen — Niemand ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs . . .“

„Hört Ihr das, Herzog Friedrich?“ rief Johannes. „Zweifelt Ihr jetzt noch? Ich habe den Cardinal beauftragt, zum Scheine abzureisen, um gewiß zu sein, wie weit man sich schon erdreistet! Niemand darf aus der Stadt . . . das gilt mir! Allen wird es verboten, nur damit ich nicht entrinne! Zweifelt Ihr noch? Heißt das nicht schon mich gefangen halten? Ist das nicht Gewalt?“

„Es ist,“ sagte der Herzog entschlossen . . . „komme denn, was mag — ich führe Euch aus Constanz!“

„Ich wußt' es wohl,“ entgegnete Johannes freudig, „daß Oesterreich sich nicht verläugnen wird!“ „Haltet Euch bereit,“ begann Friedrich wieder, „das Turnier, das ich veranstaltet, wird günstige Gelegenheit geben, den! Ich . . . es findet auf dem Brühl vor den innern Thoren statt und wird viel Volk herbeiziehen . . . Morgen send' ich meinen Knaben zu Euch, der soll das Weitere bringen . . .“ „Gut,“ rief Johannes, „— nur Eines sei vorher noch versucht! Ich habe einen Gegenzug im Werke, das Bündniß zu zerpalten . . . gelingt er, so hört Ihr morgen Anderes von mir: mißlingt er, so zähl' ich auf Euch und laß' Euch die Lösung sagen — die Kette bricht!“ Eure Hand nochmals, wie dort auf dem Arberg — vorwärts, Herr Constanzler von Rom — denkt unsrer Lösung!“

„Ich will's — die Kette bricht!“

— Während dessen trieb sich noch immer eine große-Menschenmenge auf dem großen Münsterplatz herum. Wohl waren schon lange die Ketten gezogen, die man mit Anbruch der Nacht quer vor die Straßeneingänge zu spannen pflegte, um Aufbruch und Unruhen vorzubeugen, die Stadtwächter zogen in klirrender Rüstung hin und wieder, dennoch verlor und mißversteht sich die Menge nicht. An den Häusern schritten die Patriarchen und Bürger in eifrigen Gesprächen hin und wieder; überall standen in bunten Schaaeren die Diener und Wappner der vielen Herren, Ritter, Fürsten und Prälaten, die zusammengekommen waren, schier aus allen Theilen der bewohnten Erde. Sprache und Bekanntheit hatten die Schaaeren gebildet; an dem einen Ende des Platzes hatten sich

Böhmen zusammengefunden, eine Gruppe Deutscher stand in ihrer Nähe, während gegenüber ein Häuflein Engländer neben einer Abtheilung Franzosen gestellt war. Auch viele der Ritter und Herren wandelten hin und wieder, denn der Dom war so überfüllt, daß nur wenige der weltlichen Herren Platz finden konnten und gleichwohl dachte Niemand von ihnen zu gehn: Jeder wollte die Entscheidung abwarten, die dort noch berathen wurde, denn Jeder mußte oder ahnte, daß es Großes war, was beschloffen werden sollte.

Ein munteres Lachen flog jetzt durch die Gruppe der Franzosen, die sich enger zusammenbrängten und Einem zuhörten, der im Kreise stand und eifrig erzählte.

„Was lacht Ihr da drüben?“ rief ein stark-knochiger Britte hinüber. „Thut nicht so laut oder trant Eure Wäpfein anderswo aus!“

„Wenn Ihr's nicht hören wollt,“ rief der erzählende Franzose zurück, „so geht und sucht Euch einen andern Platz, wenn's beliebt! Mag Euch wohl nicht angenehm sein, was Ihr hört, aber was können wir dafür? Wen's juckt, der mag sich kratzen!“

„Sieh' zu,“ grollte es noch ärgerlicher hinüber, „daß ich Dir nicht den Rücken jucken mache und Deine Äugen einbläue!“

„Ähzen? Wort de Saint-Christ, jede Silbe ist wahr und Ihr sollt erliden dran, wenn es Euch beliebt! Es ist wahr, König Karl hat endlich einmal den Stiel umgekehrt und Euren Callesbury und Euren Talbot vor sich hergejagt wie Windhunde . . . Der gute Gott selbst hat sich für Frankreich erklärt wider Engelland und Burgund und hat uns in dem Mädchen von Orleans eine Propheetin und unbezwingbare Führerin gesandt!“

„Goddam!“ lachte der Engländer. „Ein Weib! Englische Soldaten sollten fliehen vor einem Weib, vor einer Schäferdirne! Ein Schuft, wer das sagt!“

„Ein Schuft Ihr selbst, wenn's beliebt! Es ist dennoch wahr . . . Die Engländer sind vor der Schäferdirne gelaufen . . . Die Pucelle hat Orleans gestürmt und ist mit dem Dauphin schon auf dem geraden Weg nach Rheims, um ihn dort krönen und salben zu lassen . . .“

Der Engländer erwiderte nichts mehr, aber er sprang vor und verfehlte seinem Widerpart einen so kräftigen Faustschlag auf die Brust, daß dieser taumelte und sich nur an der Kehle des Gegners zu halten vermochte. Augenblicks waren Helfer für und wider bereit und es bedurfte nur wenig, ein allgemeines Handgemenge zu veranlassen. Schon eilten auch die Ritter und Herren herbei, Thom Falkenay der Schotte, Fiel Rysen und Wilhelm Neoklang, die Ritter aus Warwick: von den Franzosen Paul von Poitiers, Jean de Hauffeville, Brengon von Belle, an ihrer Spitze der so herrliche als tapfere Chevalier von Blenne. „Woher diese Nachrichten?“ rief Falkenay. „Was macht Ihr Euch eben hier damit breit, unsern Leuten zum Troß?“ — „Das hat Niemand gesagt,“ rief der Chevalier, „aber die Nachrichten sind wahr, ich selbst habe den Ritter gesprochen, der sie heute an den Grafen von Narbonne gebracht . . . aber laßt uns Frieden halten, Ihr Leute und Herren auf

beiden Seiten: wir werden noch Zeit genug haben, einander die Häufe zu brechen, wenn wir uns dahelst begegnen — hier sind wir auf gestreutem Boden, wo der Gottesfriede waltet . . . Der Teufel soll entehrt sein, der hier aus der Scheibe fährt! Unmuthig und grollend ließen die Reissigen es geschehn, daß die Ritter sich zwischen ihnen aufstellten und sie trennten: diese aber, rasch für De Biennes' ritterhaften Vorschlag gewonnen, reichten sich die Hände.

„Wort de Saint-Christi!“ brummte der Franzose, der den Erzähler gemacht hatte, indem er unwillig bei Seite schlich. „Es war schon im besten Zuge . . . noch ein paar Stöße mehr und ich hätte mir den Beutel mit Zecheln verdient, der mir versprochen war . . .“

Inzwischen war es auch zwischen den Böhmen und Deutschen nicht ganz ruhig geblieben. Die, einige Tage vorher erfolgte Verhaftung des bei den Böhmen hochverehrten Predigers Fuß gab den Stoff zu laute'm Gespräch und steigender Erregung. „Und ich bleibe dabei, ist es eine Ungerechtigkeith, himmelschreiende,“ rief ein stämmiger Böhme, „den Herrn Fuß zu verhaften, was hat gehabt freies Geleit vom König . . .“

„Und noch dazu, eh' man ihn nur angehört hat!“ rief ein Anderer.

„Ei, wer wird viel Federlesens machen mit einem solchen Erzfeind!“ rief der Kneißl, der in ein behäbiges Bürgerwams verummant sich geschäftig in dem Gebränge hin und wieder trieb. „Er will läugnen, daß es ein Fegfeuer giebt!“

„Was kümmert mich Fegfeuer!“ schrie der Böhme entgegen. „Das kann für sich behalten, wer glaubt, daß er es nöthig hat! Sie müssen ihn wieder freil geben, unsern Fuß, oder es wird nicht gut!“

„Hat das auch Ritter Wenzel von Duba gesagt!“ rief ein Anderer.

„D es ist nicht das Fegfeuer allein!“ schrie der Kneißl wieder. „Er hat noch ganz andre Dinge gelehrt! . . . Es soll keinen Pabst mehr geben und keine Kirche und jeder Schuster soll predigen und das Abendmahl wollen sie mit dem Reich haben, wie's nur dem Geistlichen zukommt . . .“

„Das wollen wir!“ riefen die Böhmen. „Und wollen uns nie lassen wehren von Niemand oder König und Reich! Der Pabst ist gegen Fuß, drum sind wir gegen Pabst — Alle, was Böhmisches!“

„Hört Ihr's auch, Ihr Deutschen?“ schrie der Kneißl. „Hört Ihr's, wie sie uns drohen? Wie sie offen den Pabst verhöhnen? Lassen wir uns das ruhig gefallen? Pabst Johannes ist ein frommer, heiliger Mann — die einzige Schutzwehr gegen die bössliche Kegerel . . . Zu mir her, wer ein guter Christ sein will! Wer gegen den Pabst steht, ist ein Husst!“

„Hund, verwachsenes!“ schrie der Böhme und holte nach dem Kneißl aus. „Willst Du drohen braves Gsch? Nieber mit dem Papisst!“

„Nieber mit den Husst!“ schälte es entgegen und von beiden Seiten drangen die Zürenden auf einander ein, da ertönte ein mächtiges Galt und ein langer Arm griff aus der Menge; ehe dieser sich's versah, hatte er den Kneißl am Genick gefaßt und

mit kräftigem Ruck emporgehoben. Es war der lange Lügelfürger. „Haltet noch einen Augenblick, eh's an's Dreinschlagen geht!“ rief er. „Muß mir den Schreier doch in der Nähe besehen! Richtig!“ fuhr er fort, indem er den Budligen zu Boden schleuderte und den Fuß auf ihn setzte. „Das ist der Knirps, der uns neulich in goldenen Bräuden das Schanblieb auf Pabst Johannes gefungen! Heute schwaht er für ihn und ist gut papistisch? . . . Das ist ein gedungener und bezahlter Hezer und Aufwiezler, ihr bösswischen und deutschen Gefellen! Wollen wir dem Schurken den Willen thun und uns verzeihen lassen, wie Hund? . . . Nein, wenn's an's Zerreißen gehen soll, dann den! ich, machen wir mit ihm den Anfang.“

Lautes Beifallgeschrei der schnell überzeugten Menge begleitete des Lügelfürger's Worte; die Nächsten legten Hand an Kneißl und lifsen ihn empor — aber er sollte noch einmal seinem Loos entgegen.

Rufen und Bewegung entstand in der Versammlung, die Thore des Münsters gingen auf und unter dem säulengetragenen Vorbau, das Helmhaus genannt, erschien auf den Stufen, weithin sichtbar, Otto der Bischof von Constanz, in Mantel und Inful, umgeben von Chorhabern und Priestern in weißen Gewändern, strahlende Kerzen in den Händen. Mit mächtiger Stimme verkündete er, wie das allgemeine Concilium mit großer Mehrheit beschlossen, künftig nach Nationen abzustimmen: wie das segensreiche Werk der Einigung der Christenheit wieder einen Schritt weiter geblieben sei und wie außer Angelo Corrario auch Johannes der Dreiwünzigjährige, wenn auch nicht in völlig genügender Form, dennoch freiwillig seine Abdankung erklärt habe.

Ein einziger, gewaltiger, erschütternder Ruf antwortete der feierlichen Verkündigung, dann trat Grabesstille ein, denn auf den Thürmen begannen in tiefen wuchtigen Schlägen die Glocken des Doms sich zu bewegen . . . wie von ihnen aus dem Schläfe gewedt, antworteten bald die ehernen Stimmen aller andern Kirchen und Thürme und begleiteten in feierlichem Zusammenlange das stumme Gebet, das von tausend und tausend Lippen einmüthig in den Nachthimmel emporstiege. —

Einen Tag später sumimte, schwirrte und faustete es in den Straßen von Constanz und hinaus durch das Paradieser Thor, wie aus einem Hienastod, den der erste warme Frühlingsstrahl zum Schwärmen gewedt. Alt und Jung, Bornehm und Gering, Männer, Kinder und Frauen trängten durch die Rintburger-Gasse dem engen Thorbogen und durch diesen über die unter der Last seufzenden Zugbrücke in's Freie, nach einer weiten Kafensäße, das Paradies oder der Brühl genannt, denn dort sollte das Ritterspiel stattfinden, das Herzog Friedrich dem König und den Fürsten zur Ehre zu geben verheßen. Noch hallte die Freude über die unverhoffte Einigkeit des Conciliums und der Kirchenfürsten in allen Gemüthern nach, Argwohn und Sorge waren weit zurückgebrängt und mit heiteren Mienen zog Alles der Kurzweil und Augenweide entgegen: die Bürger und Handwerker der Stadt mit Weib und Kind sein ehebar und zu Fuß, unter ihnen die Reissigen und Wappner in ihren hundertertel Farben, mit den Frauen und Dirnlein schwabend und schälern; die Patrizier, wie die frem-

den Ritter hoch zu Ross, die Edelbamen auf ihren Zeltern und Sauntstieren und wie und da in einer Sänfte einer der auswärtigen Prälaten, der nicht unterlassen wollte, Augenzeuge des seltenen Turnierspiels zu sein. Dawischen schob und drängte auch allerlei fremdes Volk, das die Kunde herbeigelockt, die Bauern des Rheinhals bis gegen Bregenz, Feldkirch und Bludenz hin; Gartknechte, die einen Herrn und Dienst zu suchen vorgaben, wandernde Gauller und Arzneikrämer und von bunnt angeputzten fahrenden Fräuleins eine erlesliche Zahl.

Die Häuser waren alle geschlossen, aber die Läden und Buden dafür desto gasstlicher aufgethan, denn unter dem Treiben der frohen Menschenmenge war wohl zu hoffen, daß manch goldenes Pfändlein hängen bleibe an den überallhin ausgeworfenen Keldern der verschiedensten Art. Völlig einsam war es nur um den weit seitab gelegenen Judenshurn, denn den Bewohnern dieser Gegend war befohlen, bei jedem besondern Anlaß und Zusammenlauf die Thüren zu schließen und sie säumten nicht, Kiegel und Balken dahinter anzulegen, die sie vor mancher Verspottung und Zubringlichkeit schützten. Am besten verwahrt war das Haus des reichen Wechsters Baruch und wer an den fest verschlossenen Läden und Thüren, an dem welten lautlosen Mauerwerk vorüberging, der mochte das Gebäude für völlig unbewohnt und verlassen halten und ahnte nicht, daß in dem Hofe sich ein gar anmutiges Pflanzentum aufthat, mit wohlriechen, reich geschmückten Gemächern, die in das Grün eines rings eingeschlossenen Gartens und darüber hinaus auf die Rheinnäuhung und auf das anmutige Hügelwand saßen, das jenseits in Felbern und Weinbergen aufstieg. In diesem transtlichen abgelegenen Versteck hatte Florentin's Sorgfalt einen Aufenthalt für die geliebte Herrin erlundet. Der Wechster hatte nichts dagegen, wenn die fremde Edelfrau ihm für die Gartengemächer einen hohen Entgelt in blanken Goldstücken auf den Tisch zählte und Niemand lehrte sich daran, wenn manchmal ein junger Mann in ritterlicher Kleidung, aber tief in den Mantel gehüllt, durch die dde Gasse heranlam und in dem Seitenpförtlein, das zum Garten führte, verschwand. Wollte ja Frau Rachel, des Wechsters kinderlose Ehefrau, gegen diese Heimlichkeit und Unsitte eifern, so beschwichtigte sie Baruch mit dem schönen Gewinn, und daß ja der gute Schein gar sorgfältig gewahrt sei — was es doch in damaligen Zeiten weber ungewöhnlich noch auffällig, Weibern zu begegnen, welche von den Reichen oder Vornehmen neben ihren Ehefrauen unterhalten und besucht wurden, im Munde des Volkes „Hüßcherinnen“ genannt.

In dem sonnenhellern Gartengemache saß die schöne Hausmännin, wieder in weiblichem Gewande, mit sich und ihren Gedanken allein — sie ließ gar oft das Tuch sinken, auf welches sie mit bunter Seide zierliche Blumen stückte, und schien auf Alles um sich her zu vergessen — dann erhob sie sich wohl zum Fenster und horchte auf das Brausen des Menschenstromes, der in der Ferne an ihr vorüberzog. Allgemeines war sie wieder ruhiger geworden; die Schmeicheleien und Beteuerungen des Herzogs hatten den Aufbruch des ersten Schmerzes gedämpft, sie hatte begonnen, sich in ihre Lage als etwas Unvermeidliches

zu finden, ja ihr sogar einigen Reiz abzugewinnen, weil sie ja doch nur kurze Zeit darnen konnte und nach ihr eine desto längere des Glücks und der ungestörten Liebesfreude kommen mußte — aber es gab doch böse Stunden, in welchen Sehnsucht und Reue mit verdoppelter Heftigkeit hervorbrachen. Eine solche lastete eben schwer auf ihrer Seele, denn sie, die sonst bei solchen Anlässen eine der Ersten und Vornehmsten gewesen: aus deren schöner Hand schon mancher Ritter den Dank erhalten, sie durfte heute nicht an der Seite des Mannes erscheinen, dem sie zu eigen geworden war, sie mußte sich verborgen und die Augenblicke stehen und zählen, die der Tag und das Leben ihm übrig ließen für ihre Verborgenheit. Bei solchen Gedanken kam eine unsägliche Bitterkeit über sie, aber nicht sich selbst klagte sie an, daß sie in der Aufwallung des Augenblicks, verlost von der Aussicht auf Reichthum, Wohlleben und Glanz der Werbung Friedrich's Gehör geschenkt — sie grollte nur Oswald, auf ihn wälzte sie die ganze Schuld. Ganz verschunden war es dann aus ihrer Erinnerung, daß sie es gewesen, die ihm die Treue gebrochen; sie allein erschien sich als die Verrätherin, die um einer Andern willen Verschmähte und Beschimpfte, und wilde lang zurückgebrängte Rachegeedanen tauchten wieder aus dem düstern Grunde ihres verfinsterten Gemüthes auf. Vollends heute hatte sie Zeit, zu sinnen und zu brüten, denn sie wußte, daß der Herzog, beim Turnier festgehalten, unmöglich vor Abend zu ihr kommen konnte; auch Florentin war mit einem Auftrage von ihm entandt, und obwohl er baldige Rückkehr verheißten hatte, verging doch Viertelstunde um Viertelstunde, ohne daß sein bekanntes bescheidenes Pochen an der Thür laut ward — sie hatte volle Mühe, ihre Thränen ungebündert und ungesehen strömen zu lassen und ein Gefühl der bittersten Wehmuth, der trostlosesten Verlassenheit kam über sie!

In kaum geringerer Bewegung stand Florentin schon eine geraume Zeit vor der Thür des Gemachs, statt des zierlichen, weißrothen Gewandes in ein dunkles, abgetragenes Reiterwamm gehüllt. Seine heißen Augen hatten keine Thränen mehr, aber Lippen und Brust erbedeten von um so herberem, verhaltenem Schlnuchen — mehr als zehnmal erhob er die Hand, um den Thürdrücker zu fassen, hinein zu stürzen, der angebeteten Gebieterin Alles zu sagen, alle Liebe und allen Schmerz der Verschmähung vor ihr auszusprechen und dann ihr Lebenwohl zu sagen für immer . . . immer wieder zog er die Hand zurück. Er fühlte, daß bei ihrem Anblick die Kraft, sich loszureißen, ihm fehlen würde, er glaubte den hohen Ton ihrer Stimme, ihrer einschmeichelnden Bitte zu hören und spürte, wie bei dem bloßen Gedanken das Mark seines Entschlusses schmolz . . . Da dröhnte mahnend vom Domthurne der Schlag der zweiten Stunde, es war die höchste Zeit, die übernommene Verpflichtung zu erfüllen . . . die Hände wie krampfhaft vor die Brust gepreßt, riß er sich los und wankte dem Eingange zu. Schon auf halbem Wege aber wandte er sich nochmal um; häufig riß er die erste Rose von einem nebenan grünenden Strauch, zog den Dolch, den ihm einst Sabine gegeben und stieß ihn in die Schwelle der Thüre, die Blume zerpfückte er und streute die Blätter neben den Dolch — es sollte das Zeichen

seines Abschieds sein: er gab das finstere Gesicht zurück und mit ihm seine Liebe und seinen Haß. —

Wald darauf trabte ein unscheinbarer Reiter durch die Menge, die sich immer dichter die Rintburgergasse entlang schob und drängte, denn eben war Herzog Friedrich vorbeigezogen, im vollsten Fürstenschmud und umgeben von einer glänzenden Ritterschaar, die eigens aus den umliegenden Gegenden und den Vorlanden herbeigerufen worden war. Noch schimmerten die letzten Harnische, Helmbüsche und Stotarten aus dem dunklen Bogen des Paradieser-Thors und bildeten zu dem schlichten Reiter einen solchen Gegensatz, daß der derbe Witz und die Spottlust des Volkes sofort sich des lustigen Stoffes bemächtigte. Der Reiter war ein großer Mann und saß auf einem kleinen, stark-schnockigen Tiere, bei dem es mehr auf sicheren Gang anzukommen schien, als auf besondere Schnelligkeit. Er hatte einen grauen, weißgefütterten Mantel umgeschlagen, eine gleiche Kappe tief in die Stirn gezogen und die Sendelbinde so umgeschlungen, daß auch der untere Theil des Gesichtes verborgen war. An der Seite hatte er Armbrust und Kächer und eine Satteltasche hängen, wie ein Bote, der Briefe über Land zu vertragen pflegte; seitwärts, etwas hinter ihm ritt Florentin im Troßkubens-Gewand.

„Gudet,“ rief Einer aus der Menge, „gudet, da kommt noch Einer! Der reit' hintenauf, damit ihn die Andern nit verschänke! . . . das ist der Schönst' von Allen — dem kann die goldene Helmzier nit ausbleibe! . . .“

„Wüt is Gott,“ rief ein Anderer in das schallende Gelächter, „der schaut ja aus wie der große Tod von Basel und das Köhle hätt' au scho lang vergeße, wie ä Mägle Haber schmeckt!“

„Die Helmzier sann er sich auf seine zweiseitige Rappe stecken!“

„Ober er kann sich sy Mäntele fiden lassen, durch das wird übermorgen die Sonn' scheine!“

Das Volk, das ebenfall's zum Thore gelangen wollte, drängte unter stetem Lachen und Wigeln um den Reiter her; dieser schwiez zwar, aber die Begleitung schien ihm nicht zu behagen, ungestüm riß er sein Thier herum, daß es sich wendete und in die Menge trat. „Oho,“ rief es ihm gleich entgegen, „ist' dem Herrn etwa nicht lieb, daß wir ihm das Geleit geben? Gilt's gar so sehr? Wer ist denn der große Herr, daß er sein Gesicht einwickelt wie eine Rindbutterin?“

Einer der Vordersten griff schon in die Zügel, um das Roß anzuhalten, unwillig erhob der Reiter den Arm zur Abwehr; als Florentin sein Roß zu ihm andrängte und ihn abhielt. „Was thut Ihr?“ flüsterte er. „Um Gotteswillen nichts Auffallendes!“ Den Leuten aber rief er lachend zu: „Paltet uns nicht auf Bantstleute, wir haben dringende Vetschaft des Herzogs von Tirol, die heut noch nach Schaffhausen muß! Lud stört Euch an meinem Gesellen nicht — der ist von schwerem Siechtum aufgestanden, und macht seinen ersten Ausritt heut, drum ist er so verummutt . . . hat auch schier das Gehör

eingebüßt . . . gebt Euch keine Müß' mit dem, der versteht Eure lustigen Späße gar nicht!“

Lachend wich das Volk zurück. „Das hat ihm noch gefehlt, daß er taub ist!“ hieß es. „Solltet aber nicht vorbereiten an dem Turnierplatz — oder noch besser, reitet um die Wägen herum, daß die andern Gsäule nit scheu werden!“

Florentin hatte die Zügel seines Gefährten ergriffen und drückte seinem Roß die Sporen ein; die Menge stob auseinander und bald war im Trabe das Thor erreicht. Wie sie im Bogen verschwanden, waren sie auch vergessen, nur Einer unter den Zuschauern schüttelte bedenklich den mit Pflaster und Binde verhüllten Kopf: es war der Knecht, der es nicht lassen konnte, sich wieder in das Gedränge zu werfen. „Das ist doch sonderbar,“ faurte er und ließ sich von dem Simstein, auf den er sich geschwungen hatte, unter die stutende Menge heruntergleiten. „Der Reiter kommt mir bekannt vor . . . ich muß mich doch einmal überzeugen!“ Damit huschte er gegen den Strom in die Stadt zurück, dem Münsterplatz zu.

Indessen stand auf dem Brühl im äußern Feld schon eine unüberschaubare Menge Kopf an Kopf um den runden Platz geschaart, welcher zum Rennen dienen sollte, hoch mit weichem Sande aufgeschüttet, damit die etwa aus dem Sattel gehobenen Kämpen von dem Sturz nicht zu sehr geschädigt würden. Rings umher waren Schranken aus mächtigen Balken gezimmert, hinter denen Reugier und Lust an der Balgerei sich überstürzte und schob, so daß die Gewappneten Nähe hatten, dem Eindringen in den Turnierplatz zu wehren. Gegenüber waren erhöhte Sitze, stufenweise aufsteigend, im Halbkreise erbaut, mit Kränzen aus dem ersten jungen Laub der Wälder geschmückt, überragt und überweht von den Bannern und Fähnlein von allerlei Potentaten und Herren. Von dem höchsten Flaggenstocke bernieber die Fahne des Reichs walle, der deutsche Adler auf goldenem Grund. Davor, unter kostbar verziertem Baldachin saß König Sigmund, ihm zur Seite Herzog Rudolf von Sachsen und Friedrich von Hohenollern, der neu belehnte Kurfürst von Brandenburg; in weitem Kreise umgeben von Allen, was, durch edle Abstammung, Reichthum, hohe Würden oder Gelehrsamkeit ausgezeichnet sich in der kleinen Reichshadt vereinigt hatte. Vor ihm, etwas tiefer, von den Frauen und Fräulein wie von einem Blumenkranze umschlossen, saß die schöne Königin Barbara, bereit, den Siegern die Preise zu erteilen. Diefelben lagen vor ihr zur allgemeinen Schau auf purpurnen Kisseln aufgestellt, eine kostbare von edlen Steinen schimmernde Helmzier und ein blankes Schwert mit silbernem Griff, durch einen lichten Kristallknopf geschlossen. Aus dem verdeckten Nebengebäude, worin die Ritter sich zum Rennen bereiteten, schallte Pferdegeräusch und Wassertraffen, genug, um die Erwartung der Menge immer neu zu erhalten und immer höher zu treiben: von einer Empore schmetterten Posaunen, Pfeiser und Trommler ihre lustigen Aufzüge und Marsche, als üben sie sich ein, die Sieger ja mit recht schallender Fanfare begrüßen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schulgefährten.

Bilder aus der „bösen Welt“.

Von

Fedor Steffens.

(Fortsetzung.)

Das Dorf Wütte war zu einem schließlichen Abschieds-Gommers ausersehen worden. Die Entfernung bis dorthin betrug etwa 1 1/2 Meilen und das Comité wanderte — (natürlich mit gefüllten Botanistrommeln) — an einem Mittwoch Nachmittag hinaus, um zum nächsten Sonnabend — den „großen Tage“ — Essen für zehn Personen zu bestellen und um alles Uebrige mit dem Inhaber der Dorfneipe gehörig zu besprechen. Das Comité hatte wirklich schwere Pflichten übernommen; das läßt sich nicht leugnen. Wir süßten aber auch die ganze Bedeutung des in uns gesetzten Vertrauens, und wir bemühten uns, unsere eigene gute Meinung über unsere Geschicklichkeit im Arrangiren beizubringen durch die That zu bewahren. Die Verhandlungen alle begannen, und nun zeigte sich, wie glücklich die Wahl des Comité's gewesen war.

Frau Labichen — die Wirthsfrau — schlug J. B. einen großen Kalbsbraten vor, und wir consentirten; sie meinte, Kartoffeln dazu verständen sich von selbst, und der Weinung waren auch wir; sie war überzeugt, daß Pflanzen als Compot zum Kalbsbraten am besten passen würden, und das Comité hatte dagegen nichts einzurwenden. Einer von uns wagte allerdings die schäbsterne Idee eines Tierkuchens mit Musflauce vorzubringen, wurde aber von Frau Labichen mit der Hinweisung auf den möglichen Einfluß der „Borste“ bei solcher Kost belehrt, daß ein „guter, kräftiger Herings-salat“ viel besser sein würde, und wir gaben ihr auch hierin Recht. Dazu bestimmten wir noch „ganz selbstständig“ Butter und Käse, und nun fragte ich, ob das Comité sich nicht glänzend bemäht hätte?

Die große Gaststube der Kneipe war entschieden zu unserm Zwecke nicht verwendbar; da lebten die Fuhrleute und sonstigen Gäste ein, und — für uns allein mußten wir bleiben, schon der Freilichkeit wegen. Auch war die Stube so niedrig, so voller Fliegen und noch so dumpyig und nach Branntwein, daß die gefährliche Wirkung der Borste nicht hätte ausbleiben können. Der Wirth schlug daher den Garten vor, führte uns dorthin, wir machten mit sehr wichtigen Wienen den Platz gehörig ab, und — gut! im Garten, unter der großen Linde sollte die Tafel gedeckt werden.

Als Ueberraschung verabredete ich nachher noch mit Frau Labichen ganz geheim eine passende Decorirung des Tisches mit Blumen, die Belegung des Härtungs-salats mit einem großen S in Korinthen als Namenszug des Gefierten, — die Bezeichnung des Ehrenplatzes für ihr durch Auffstellung des mächtigen Großvaterstuhls aus der Gaststube, über welchem ein Kranz, gleichfalls mit einem großen S — aus Laub und Blumen geflochten — zu befestigen war, und was mir sonst noch an poetischer Ausschmückung einfiel. Ich bildete mir nämlich Reif und fest ein, die Natur habe mit eine poetische Ader versehen. Gerechter noch stillem Wahnsinn kann ein „Jüngling mit gefühlvollem Herzen“ doch verfallen!

Wohl! Der Sonnabend kam. — Schmidts Vater hatte einen Leiterwagen geschickt, vorn mit einem Stochsack zum Sitz für den heimkehrenden Sohn, und im Uebrigen zum Transport von dessen Betten, Büchern und sonstigen Habeligkeiten bestimmt. Während bei Schmid gepackt wurde, begaben wir Reiter — neun an der Zahl — uns zum Pferdehändler hin, und ich gestehe

ganz offen und ehrlich, mir wurde flau zu Muthe. Der eole Beschüßer „ritterlicher Uebungen“ war selber bedient, mit Hülfe seines Knechts und eines befreundeten Wächtermasters der Cavallerie uns in die Sättel zu bringen, die Steigbügel passend zu schnallen und die Bügel regelrecht zwischen unsere Finger zu legen; dann wurde — immer Drei neben einander — mehrmals zur Probe um den Hof herumgeritten. Unsere drei Zuschauer machten — so schien es mir — verdammt komische Gesichter bei jenem Proberitt. — Ob wohl Einzelne von uns ein wenig Neue süßten, sich in ein so gewagtes Unternehmen einlassen zu haben? Wir lachten zwar auch aus vollem Halse; aber, aber —, es lang doch ein bißchen „gemacht“, etwas „krampfsüchtig“; die Feisterlichkeit hatte etwas „Nervöses“ an sich.

Donnerwetter! — ruft Brunow beim zweiten Rundritt aus, — der Braune schneißt ja so mit dem Kopf; was will er denn?

Ah! das thut er man so aus Gewohnheit, — sagt der Hausknecht, — aber Sie müssen nicht zu sehr vorübersehen, junger Herr! sonst konnte er Ihnen doch vielleicht die Zähne ausschlagen! — (Schöne Aussicht das! nicht wahr?)

Warum will mein Fuchs immer nach links hin? — fragt Labiche, — halte ich die Bügel nicht recht? J. halten Sie die Bügel, weil Sie wollen, beruhigt der Pferdehändler, — der Fuchs ist so hartmüthig, daß ihn die Trense gar nicht genirt; aber bleiben Sie nur immer hübsch neben dem Schemen, an den ich der Fuchs gewöhnt, und neben ihm geht er ganz von selber. Das Vieh ist auf dem einen Auge ein bißchen „kurzsichtig“, und sucht sich, wenn er seinen Nachbar nicht füllt; — (der Fuchs schien mirlich sehr kurzsichtig zu sein.)

Wir war ein Klapper zu Theil geworden, ein grauenhaft hochbeiniger Quadrupde, und als ich endlich im Sattel saß, kam mir die Entfernung von der sichern Mutter Erde so erschauulich weit vor, als wenn ich oben auf dem Dache eines Hauses geseßen hätte. Ich kann nicht behaupten, daß ich ganz ohne Besorgniß gewesen wäre.

Na, nun mal Trab! — rief der Wächtermeister, — Trab!

All Ihr Heiligen! Ich fuhr mit beiden Händen unter den Sattelschnopf und klammerte mich dort fest. Solche Sprünge wie in jenem Sattel hatte ich in meinem ganzen Leben noch nicht gemacht; der Klapper war ein Hochtraber. Halt! — schrie ich, halt! Ich habe die Steigbügel verloren!

„Ach so!“ — meinte der Hausknecht ganz gelassen, — der Klapper sitzt wohl ein bißchen fest? Aber man immer feste! keine Wange nicht! Reiten Sie nur „zu den Galopp“, junger Herr; dann sitzen Sie wie in 'ner Wiege.“

Ich sollte Galopp reiten? Der Mann wollte mich wohl morben mit seinem Rath, dachte ich, und warf wüthende Blicke auf den Neudler. Aber so geht's in der „bösen Welt.“ Ich hatte ihm — dem Edlen — das größte Unrecht gethan mit meinem Argwohn. Nachdem er meine konfusivisch an die Seiten des Klappers klammerten Fäße wieder in die Steigbügel hineingelockert, mir dann die Bügel zurechtgelegt und mir gezeigt hatte, wie ich mit einer gewissen Wendung der Hand zugleich einen leichten Druck des linken Knies verbinden mußte, setzte mein Klapper sich auf einmal in einen so ange-

nehmten kurzen Galopp, daß ich ganz enttäuscht war, so sicher fühlte ich mich am Sattel, und so sehr war ich nun überzeugt, von Natur eigentlich ein guter Reiter zu sein; es kam nur auf etwas mehr Übung an. Der Uebergang zum Schritt war wohl ein bißchen unangenehm; nun ja! ich laun nicht in Altbred stellen, daß es sehr feiulich. Aber ich lernte auch bald, ganz heimlich die eine Hand unterm Sattellinse mit zu Hülfe zu nehmen, so machte sich die Sache schon besser; und ich war nicht wenig stolz, als die Thorhügel des Hofes endlich geöffnet wurden, wir uns zum Hinausreiten aufgestellt hatten, und dann das allgemeine Begehren erscholl: „Verrag! Du vorau! kurzen Galopp!“

Und wie die milde Jagd klapperte unser Zug über das Steinpflaster des Neuen Marktes; die Straßenjungen schrie „Hurrah!“ und lief eine Zeit lang laut jauchzend hinter uns her; die alten Hölzerfrauen lebten ihren Frucht- und Hährungsarbeiten schlingend ihre Hände über die Köpfe zusammen voll Staunen und Verwunderung; die und zufällig begegnenden Cavalieristen grinsten und schmalzten höchst verrätherisch mit der Zunge: nun ja! wir waren vielleicht ein etwas sonderbare Cavalcade! Aber wir waren sehr zufrieden mit uns selber.

Einem Milchkarren hätten wir allerdings beinahe übergeritten. — (Köbel's Fuchß drängte einigemal wieder so sehr nach links) — aber sonst ging alles gut ab. Wahrhaftig! Daß wir uns an jenem Tage nicht sämtlich das Genick, oder wenigstens Arm und Beine brachen, war ein Wunder! Diese Meinung hatte übrigens der Professor Balgahaasen dem Pferdehändler am folgenden Tage auch ausgesprochen, und es war dem Letzteren fortan verboten, an Gymnasialen Pferde auszuweichen. Der Professor war ja gerade beim Doctor Neuberg zum Besuche gewesen, als wir vor dessen Wohnung vorüber stürmten, und die beiden Herren hatten zwar herlich gelacht, aber doch auch bedenklich die Köpfe geschüttelt. Dies erfuhren wir nämlich nachher von Anna Neuberg, einer Freundin von Brunow's Schwester, als beide junge Damen uns ihre Bewunderung ausdrückten.

Nun ja! ich will es nicht leugnen: wir hatten bei ihnen Fensterparade gemacht, — natürlich in kurzem Galopp, und wir waren — wie gesagt — der Meinung, daß wir uns ganz außerordentlich vortheilhaft zu Pferde auswählten, weshalb wir denn auch so erkaunlich weit Umwege machten, um vom Neuen Markt bis zu Schmidt's Wohnung zu gelangen. — Die Umgehend der Directorwohnung vermied wir allerdings aus einem gewissen natürlichen Instinkt. Großer Gott! Wenn der Alte uns gesehen hätte! Ob er uns wohl den Schuldner'scheröder zu Pferde nachgeschickt haben würde, um die „Mitter“ in's Carcer abzuführen? —

Endlich trafen wir vor Schmidt's Hause ein. Der Weitermaagen hielt vollständig bedapt vor der Thüre und wir bildeten einen Halbkreis um denselben. Schmidt's jüngerer Bruder war unter uns Reitern; der Strohsack war ganz allein für den Gefeierten bestimmt. — Dieser trat jetzt aus dem Hause heraus und wir salutirten mit unsern Mägen; die umstehende Straßenjungen schrie aus vollen Kehlen, und die Nachbarn vor den Thüren und in den geöffneten Fenstern nickten dem lieben alten Jungen einen herzlichen Abschied zu. — Seine Wirthsleute meinten bitterlich, und die gute alte Frau lachte Schmidt vor aller Welt ab, als wenn er ihr eigener Sohn gewesen wäre. —

Als der Gefeierte endlich seinen Strohsack eingeworren hatte, setzte sich die Canalcade in Bewegung: voran drei Reiter, dann der Wagen, und dann die übrigen sechs Reiter. So zogen wir die lange Straße hinauf und zum Thore hinaus; und draußen wurde galoppirt zum Schauspiel für den Gefeierten, und ich glaube, das ist vielleicht einer der glücklichsten Tage meines Lebens gewesen. —

In der Nähe des Dorfes hätte ritt das Comité etwas voraus, und empfing dann den Gefeierten vor dem Gasthause. — Und nun sahen wir ab und wanderten — (etwas mit steifen Beinen denke ich) — nach dem Garten hin, wo die Tafel bereits gedeckt stand. — Ah! erschalte es aus Aller Munde; denn Frau Labidien hatte in der That Herrliches geleistet, wofür das Comité großes Lob einernete, — mit vollem Rechte, wie ich so-allein darthun werde. — Also: der Großvaterstuhl als Ehrenplatz; und über ihm hing von der Linde herunter ein schöner Kranz mit einem mächtigen S darin; Blumen in großen Biergläsern auf der Tafel und auf einzelnen Baumstümpfen in der Nähe; von der Linde bis zu einem Apfelbaum nicht weit davon war eine Wäscheleine gezogen, von der eine Art Staudarte herabhing, ein großer Pappbogen nämlich, auf den mit feuerrothem Papier das Wort Willkommen geklebt war; ein zweiter Pappbogen mit einem gleichfalls roth aufgeliebten S war an einer hohen Stange befestigt, und diente als Fiaage. War in allem diesem nicht schon unser durch das Studium des Alterthums geläuteter Geschmack zu erbliden? eh? —

Ein Mitglid des Comité's, — (nun ja, ich war es, warum soll ich es nicht eingestehn?) — also ich hatte einen Willkommen in Versen fabricirt, und begrüßte den edlen Genossen, den „Liebling der Götter“, — (*licentia poetica*) — vor seinem Ehrensitze; und dann kam Frau Labidien mit dem Kalbsbraten, und Herr Labidien mit der Bowle, und die Trine mit den Kartoffeln und dem Pflaumen-Compot, und — „wir hielten ein“, wie man so zu sagen pflegt; war das nicht ein Götterleben? —

Während der Zwischenpausen wurden Reden gehalten, ausgezeichnete, herrliche Reden! Brimarer Vertung z. B. sprach zuerst: „über die Freundschaft und ihre Bedeutung für's Leben;“ und er citirte Cicero de amicitia und Horatius, auch die Ilias, und andere seiner enormen Belesenheit entsprechende Classiker, und knüpfte daran die Gesundheit unser's Freundes und Genossen Schmidt, „den ein geehrter Vordreher so treffend den Liebling der Götter genannt hat.“ — (Werst Du, geehrter poetischer Leser? die gehobene Stimmung hatte den Schluß im Hexameter-Mythimus hervorgezufen!) — „Wir antworteten mit einem neunstimmigen und neunmaligen Hoch; und Schmidt dankte gerührt, und erklärte die Rede für ein Meisterstück und küßte den Redner. — (Die Bowle hatte auch schon dazu mitgemirrt, und sehr ästhetisch zu stimmen.) — Dann gingen wir Uebrigen Einer nach dem Andern zum Lehnstuhl hin und schüttelten die Hände mit Schmidt und stießen an. Denn der Lehnstuhl hatte zwei so weit hervorragende Arme, daß diese den Tisch berührten und der Gefeierte eigentlich wie in einem Käfig gefangen saß. —

Ein zweiter Redner stellte Betrachtungen an über das Fatum, und wie die Idee des Fatums bei den Völkern des Alterthums sich entwidelt habe. Seine vielen Citate waren meistens aus Sophocles entlehnt, ja, er las sogar eine Stelle aus dem Koran vor, — (diese letztere nur in Uebersetzung, während Sophocles natürlich nur im Urtext gebraucht wurde) — und die Rede lang sehr schön und sehr gelehrt. Was eigentlich mit ihr gemeint war, das kann ich auch heute noch nicht sagen: von dem unerbilligen Fatum, welches Liebende trennt, wurde allerdings auch gesprochen, und ich denke mir, daß dies eine Hindeutung auf unser Abschiedsfeß sein sollte, welches also — nach der Rede vom Fatum — mit sammt dem Kalbsbraten und Pflaumen-Compot schon vom Anbeginn der Welt her durch das Geschick vorher bestimmt gewesen war: schon der gute Heus mußte sich damit besetzt haben, daß das unglückliche Kalb, dessen Hinterdarm wir verstreifen, niemals ein Dohse werden dürfe. Der Uebergang in der

Nebe von Oedipos, dem Sohne des Laios, dem Sohne des Labdakos, der seinen Vater todtschlagen mußte, weil er ja — nach Bestimmung des Fatums — bloß deswegen geboren war, plötzlich auf die Gesundheit der Eltern unsers Gefeierten war freilich etwas lahn und — wie Brunon meinte — eigentlich „nicht völlig motivirt“; aber was schadet das? unsere Bläser klangen eben so hell, als wenn wir die Nebe verstanden hätten. Uebrigens erklärte der Redner uns nachher, daß er einen großen Theil seiner besten Gedanken hätte unterdrücken müssen, weil nämlich Frau Labidich ihn mit der Bemerkung gestört hatte, daß die Saucer zum Braten ganz kalt würde, worauf denn die Zuhörer etwas unruhig geworden waren. —

Freilich, freilich! Es vermehrte sich die allgemeine Unruhe im „umgekehrten Verhältnis zu dem gefüllten Kaaminhalt der Bowle“, wie Wolf — ein starker Mathematiker — in einer heiteren Veremung vom Plage aus sehr treffend auseinandersetzte: die Neben wurden immer kürzer, — (sein allzu großer Verlust, denke ich) — und die Hochs dafür länger; die trocken geschriebenen Rechen aber mußten natürlich stets von Neuem angefeuchtet werden. —

Schmidt selber mußte zuletzt zum Aufbruch mahnen, denn er hatte noch einen weiten Weg vor sich und er dachte auch wohl, daß unser „Mit nach Hause“ von Minute zu Minute einen gefährlicheren Charakter annehmen würde. Aber Frau Labidichs Häringssalat oder der schwarze Kaffee nach Weinigung des Wabls, oder vielleicht auch das „Fatum“ hatte es gut mit uns gemeint und wir waren zwar etwas „selbst“ und sprachen ziemlich viel und laut und nicht gerade immer sehr „legitim“; doch im Ganzen hatten wir uns „topfer gehalten“ und konnten zufrieden sein. —

Der nun folgende wirkliche Abschied von unserm lieben alten Freunde war aber nicht mehr laut, sondern so tief im innersten Herzen empfunden, daß er uns wohlthätig stimmte, mochten wir's eingesehen wollen oder nicht. Jeder Einzelne ward herrlich umarmt und gelüßt und das „nechmalige Händschütteln“ wollte gar kein Ende nehmen. — — — Dann beslyeg zuletzt der Schreude seinen einfachen „Strohpad“; dann knallte der Ruedt mit der Peitsche und die beiden wohlgealterten Braunen sprangen an; dann stand Schmidt noch einmal auf und schwenkte die Mähle und rief ein letztes, schiedendes „Hoch unsere Couleur!“ — und wir Alle antworteten mit einem lauten „Hoch Hurrah!“ — — — allein es liefen und dabei die hellen Thränen über die Waden und wir gingen ganz still und traurig in den Garten zurück und lebten den Entsernten „hinter seinem Rücken“, was ja wohl im Leben zu den Seltenheiten gehören soll. — — —

Aufer Himweeg war von keinem Unfall begleitet. Die schließliche erste Stimmung hielt noch vor, und wir ritten meistens „im Schritt“ nebeneinander her.

Nicht weit vom Thore trafen wir plötzlich auf Dornig, der von einem Nebenwege aus auf die Landstraße einbog. Er war in Begleitung von mehreren Jüngstern, — auch zu Pferde, — und unsere Cavalcade schien einen sehr erheiterten Eindruck auf die Herren zu machen. Sie kuffen ihre Vergnietten ins Auge, bedängelten uns und machten, — wie es uns wenigstens so verkam, — etwas häßliche Gesichtser. Dornig schien wieder einmal seine früheren Schulgefährten — und namentlich in so sonderbarem Aufzuge — nicht mehr zu erkennen; er grüßte wenigstens nicht. Nun, und daß wir ihn nicht zuerst grüßten, das brauche ich doch wohl nicht erst zu erwähnen; das hätte und noch gefehlt! — — —

Am nächsten Morgen nahm der Professor Balghausen sich den Primaner Vertang zum Privatim vor, erkundigte sich, ob denn auch wirklich alles ohne Schaden abgelaufen sei und — verbat sich sehr ernstlich so etwas

für die Zukunft; — (Balghausen war Ordinarius). — Er hatte übrigens doch bedeutend geschmunzelt, als sein Liebling Vertang ihm eine kleine Beschreibung geliefert hatte von dem Preberitt, der Detourierung der Tafel und des Häringssalats, der famosen Plage aus Bayre mit dem feuerrothen Willkommen u. s. w. Du liebst Zeit! Der Professor war doch auch einmal jung gewesen; und er galt — wie ich früher wohl schon erwähnt habe — ja mit Recht für einen famosen Kerl. —

Wie lieb wir übrigens unsern „Vater Schmidt“ gehabt hatten, das zeigte sich auch darin, daß für lange Zeit nach seinem Abgange eine Art Dämpfer auf der sonst so heiteren Stimmung unsers kleinen Kreises lag.

Achtes Capitel.

Aber vielleicht habe ich für meine geschätzten Leser, namentlich für etwaig empfindsame Leserinnen schon viel zu viel aus der Schul- und Knabenzeit erzählt, und wenn ich aus meinen eigenen und meines Freundes und Verlegers Vortheil besser bedacht gewesen wäre, so hätte ich doch lieber stattdessen mit einem Paare strahlender Augen, einem unaussprechlichen Lächeln und mit blonden, frei um die zarten Schultern sich ringelnden Locken begonnen, dann zu einem herrlichen Jünglinge mit Apollongestalt und im Besitze aller männlichen Tugenden — namentlich der sogenannten ritterlichen — übergeben und nun ein „Kennen mit Hindermaßen“ nach ihrer endlichen Verbindung eröffnen sollen, bei welchem die Spannung und Erwartung der schönen Leserin bis auf achtzig und neunzig Pulsschläge in der Minute sich wohl hätte hinaufschrauben lassen. Das wäre wirklich besser gewesen. Aber was hilft diese Erkenntniß? Jetzt kommt sie zu spät. Möglich, daß sich wenigstens etwas noch wieder gut machen läßt und daß es mir — im Verborgenen doch begangenen Fehlers — noch nachträglich gelingt, wenigstens für eine Epizode aus den Erlebnisfen der Couleur die Theilnahme meiner gefälligen Gönnerinnen zu erlangen; ich will es wenigstens versuchen.

Wir Genossen waren nämlich nachgerade in das Alter der Empfindsamkeit getreten und ich will es nur gestehen, mein theures, geliebtes Fräulein! — (Sie sehen, selbst in der bloßen Erinnerung werde ich schon gefühlvoll!) — also ich will es nur gestehen: unsere Herzen begannen sehr warm zu schlagen. —

Ah! endlich! — rufen Sie aus.

Ja! es war so! Die Pensionatszeit von Fräulein Nienbere mit ihren 18 jungen Pensionatinnen, denen wir — durch einen merkwürdigen Zufall — so oft aus ihren Spaziergängen begegneten, einige Tageschülerinnen dieser berühmten Anstalt und die Schwestern oder Cousinen der Couleur bildeten zusammen eine so gefährliche Menge Säurestoff, daß es wahrscheinlich kein Wunder war, wenn unsere Phantasie entflammte und wenn wir bald Einer nach dem Andern in jenes liebliche Stadium der Melancholie gerieten, in welchem man nicht nur den Nerd mit erhöhtem Interesse anschaut, sondern, was allerdings schlimmer ist — Verse an ihn macht. —

Der höchste Paroxysmus dieses süßen Bahnsiuus fiel für mich in die Zeit bald auf meine Verlegung nach Prima und damals ereignete es sich auch, daß die Couleur wieder mit Dornig bei Gelegenheit der zu Anfang erwähnten Tanzstunde zusammenkam und — in einzelnen Mitgliefern — mit ihm in Nebenbuhlerschaft trat. —

Innerhalb des größeren Circels der Couleur hatte sich nämlich — unserer peritischen Stimmung entsprechend — ein engerer musikalischer Ausschuß zusammengelunden, ein Männerquartett; Einer von und war auch — (um doch ein sehr passendes Beispiel unserer herrlichen und beachtenden Auedrucksweise zu geben) — „des empfind-

lamen Zimmerholzes beschaffen," was so viel bedeutet als: er spielte die Osnitarre.

Heilige Mozart! mit welcher Begeisterung sangen wir Dirre lieblichen Gesänge und wie fest waren wir von der Borsichtigkeit unserer Leistungen überzeugt! Und dann unsere Parodysierte aus den kleinen grünen, stark mitgenommenen Quartettliedern: z. B. „Sah ein Knab' ein Köselein sehn, Köselein auf der Haiden; und die „Wallerlieder" und Dite's „Liebeslieder", auch einige famose Tiroletlieder mit Jodeln, in welche selbst der Eber mit einstimmen konnte; ja sogar zwei Solos mit Brummstimmen; es war herrlich! — — —

Sonabend Abends pflegten wir in den kleinen Beuten der Resourceregelschafft unsere Musikfabriken zu machen. Dann mußten die nicht musikalischen Mitglieder der Couleure die Ruderfische abgeben. Sie ruderten uns bis auf die Mitte des zweiten, sich um die Festungsgräbe herumziehenden Teiches hinaus, weit genug vom Lande entfernt, um etwaonige kleine Fehler im Gesänge verschwinden zu lassen und doch wieder so nahe bleibend, daß man uns bequem sehen und hören konnte. Wohl! ich geltebe es ja ganz unumwunden ein, daß wir die Absicht hatten, gesehen und gehört zu werden. Denn, — sahen nicht — immer bloß aus Zufall, versteht sich! — sahen nicht dort auf dem kleinen Balcon im Resourceregaten, halb unter dem dichten Fliederbusche versteckt, aber doch in hellen, weithin leuchtenden Sommerkleidern einige Zuschauerinnen, die uns begeisterten? Waren wir nicht festest überzeugt, daß unser Gesang, der wahrlich vom Herzen kam, auch sicher zu Herzen ging? — — —

Da lag unser kleines Boot ruhig auf dem von Schiff umrahmten Teiche, — die Ruder waren eingelegt, das Quartett hatte sich mit dem Gesichte nach dem erwählten kleinen Balcon hingewandt, der Grundton war ganz leise von einer Stimmgabel entnommen und dann brummend von Ohr zu Ohr getragen, und — „Sah ein Knab' ein Köselein sehn" sangen wir den Trägerinnen der hellen Sommerkleider zu; — Köselein, Köselein, Köselein roth, Köselein auf der Haiden! — — Himmel! wie glühten unsere Herzen! — — —

Und die Spaziergänger auf den Festungswällen blieben stehen und lauschten; und die Gäste des Resourceregatens sammelten sich am Teichrande, daselbst langsam auf und ab wandelnd; — (wir sahen nur nach dem kleinen Balcon hin) — und vom Hafen her läute dumpf der Kanonenschuß; welcher das Tagewerk dort abschließt, und über der dunkelsten Meeresfluth im Hintergrunde stieg majestätisch der klare Vollmond auf und warf sein geheimnißvolles, silbernes Licht auf das stille Wasser; und wir — — schwebten in Seligkeit. — — Wohl! wenn wir jetzt auch lächeln würden über unsere damalige Schwärmerci und unser Quartett und die Gedächtnisse, welche aus allem entsanken von „ewiger, unvergänglicher Liebe" — was schwärzte es denn? — — —

Manchmal wurde — nach Beendigung dieses oder jenes Lieblingsliedes — auf dem kleinen Balcon mit einem weißen Taschentuche gewinkt, nur ganz wenig, wie zufällig; wir aber verstanden den Zufall, das können Sie mir glauben, mein theures Fräulein! liebten wir denn nicht? und sollten. Sie etwa nicht wissen, wie wunderbar sein das Verständnis eines oder einer Liebenden für solche kleinen telegraphischen Zeichen ist? — — — Seufzten Sie nicht soeben beim Lesen dieser Zeilen? Ah! wir verstehen uns Beide! — — —

Die Französin bei Fräulein Nienscherr durfte sich ein Tücherwinken vom Balcon zu uns hin nicht bemerken, um alles in der Welt nicht; sonst ward es so gleich bei der Rückkehr bräuhwarm an „Ma bonne" gemeldet, und wehe dann der Uebelthäterin! Hatte nicht Minna von Wolleben — nach einer fürchterlichen Strafpredigt über das Thema „von der Verderbnis der heu-

tigen Jugend," namentlich der ungehobelten, frechen und lastlosen Jünglinge — wirklich einmal drei Tage Stubenarrest zudictirt erhalten? und das mit einem französischen und einem deutschen Aufsatze, sowie mit einer Religionsabhandlung als Strafarbeiten? — — alles bloß deshalb, weil sie sich so weit vergessen hatte, ganz laut Bravo zu rufen, ja sogar in die Hände zu klatschen, als das Quartett an dem Abende ihres Geburtsstages zufällig im Garten neben Fräulein Nienscherr's Pensionarstalt drei Lieder gefungen hatte. Bei Minna's Lieblingsliede, „dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen" u. s. w. mit der herrlichen Spohr'schen Musik waren die Gefühle der Zuhörerinnen durchgebrochen.

— Die Französin aber, von welcher Minna gehört wurde, weil Lethiere eine kleine Zuneigung von Ma ehört zu einem Lehrer der Anstalt zu bespötteln pflegte, die Französin also hatte behauptet, das Quartett hätte an jenem Abende durch das Abhören der drei Lieder ein „Ständchen" gebracht, was sich natürlich durchaus nicht schide, und die Anstalt in einen ibleu Plur bringen müßte. — — Oh! — — Dittlie Sängers — Minna's Bufenfreundin und die Cousine, die „geliebte Cousine" unsers ersten Tenors erzählte uns das ja späterhin alles haarklein, und wir schworen eine glänzende Rache gegen Ma ehört, die „bunne Trine", welche bei erster Gelegenheit mal eine Ragenmusik haben sollte! — — —

Der Thermometerstand der Empfindungen fast jedes einzelnen Mitgliedes der Couleure, namentlich des gefühlvollen Männerquartetts, war aber wirklich inzwischen bis zu dem Grade der Wärme — oder vielmehr Hitze — in die Höhe getrieben worden, daß es unmöglich ferner noch genügen konnte, dem Gegenstand oder die Gegenstände unserer ewig dauernden Liebe bloß anzusehen; — — Worte, bedeutungslosle Seufzer in nächster Nähe, vielsagende Blicke, — o ihr Götter! — — viellecht stille flüchtige Händedrücke: — — danach war auf einmal unwiderstehlich unser Sinnen und Trachten gerichtet, — — und aus diesen gährenden Elementen trat plötzlich der einstimmige Wunsch nach einer gemeinschaftlichen Tanzstunde als klares Ergebnis an's Tageslicht hervor. — — —

Diesen riesigen Abschnitt in unserm Leben muß ich wirklich auch äußerlich durch den Beginn eines neuen Capitels anbeuten.

Neuntes Capitel.

Natürlich mußten Marie Schönborn, Minna von Wolleben und Dittlie Sängers zu den Damen der Tanzstunde gehören; das verstand sich von selbst. Aber wie dies zu Stande bringen? Das war gar nicht so leicht, wie es den Glücklichen, deren Liebe niemals mit Hindernissen zu kämpfen hatte, vielleicht erscheinen möchte; ach nein! keineswegs! Es bedurfte vielmehr der feinsten diplomatischen Wisse und Kniffe, des sorgfältigsten Studiums aller kleinen Eigenthümlichkeiten und Schwächen derjenigen Personen, deren Gunst für unsern Plan durchaus gemonnen werden mußte, und es kostete uns sehr viel Kopfschmerzen. — — —

Wolf, als Marie's Cousin und als Bruder von zwei Schwestern, ward endlich mit unbegrenzter Vollmacht von uns betraut, und — — die wichtigen Verhandlungen wurden eingeleitet. — — —

Vorerst galt es, Wolf's Mutter zu gewinnen; denn in ihrem Hause war ja das passendste Local für acht Paare vorhanden, Wolfs beide Schwestern waren intime Freundinnen der betreffenden Damen, auch selber „nicht ganz unthätig", mitbin mit unserm Plane vollkommen einverstanden, und — — vor Allem hatte die Sache dann einen unersinglichen Anstrich.

Aha! Da haben wir's! Nun also kommt die Wahrheit klar an's Licht: die Couleure, welche so tugendhaft

über die Falschheit und die Heuchelei in der „Gesellschaft“, über leeren Schein im Gegenfatz zu dem wahren Wesen u. s. w. zu reden verstand, die erhabene Couleur war also hoch, da sie nun einmal ernsthaft auf diese Probe gestellt wurde, nicht um einen Deut besser, als die übrigen Erbenpflüger. Splitter und Balken! Ja, ja! so geht es zu in der bösen Welt. —

Vielleicht — ich sage: vielleicht — möchten junge Damen zwischen 16 und 24 Jahren uns mit Nachsicht beurtheilen; von allen Uebrigen aber büßen wir natürlich mit Zug und Necht nur Verbammung erwarren; ich gestehe dies in reuiger Zerknirschung zu! — Allein, was sollten wir reuig anfangen? — frage ich auch wieder nach der andern Seite hin. — Ich gebe hiermit feierlich mein Wort, daß ich zu jener Zeit die verschiedenen Carriären im Leben mit der allerpeinlichsten Sorgfalt gegen einander abwog, leblich nach der Richtung hin, innerhaß welcher Carriere man wohl am schnellsten einen Hausstand begründen könne? Ich versichere, daß wir sämmtlich — 17 oder 18 Jahre alt — sehr ernsthaft an's Hertrachten dachten; Du lieber Gott! mehr kann man doch auch eigentlich nicht thun! nicht wahr? — und wirklich ist ein liebender Jüngling zu Zeiten auch sehr unzurechnungs-fähig! —

Die liebe, gute Frau Wolf war das erste Opfer unserer im Finckern schleidenden Pläne. Natürlich durfte sie den eigentlichen Zusammenhang nicht ahnen; um's Himmels willen nicht. Es war daher am geratheften, den Plan einer Tanzstunde für ihre Kinder von ihr selber ausgehen zu lassen. — Wir nannten das diplomatisch. —

Wohl! Wohl! begann Wolf bei Tische und auf Spaziergängen seine Schwester Julie — die jüngere — wegen der schlechten Haltung ihrer Schultern zu beklagen. Hatte zwischen Beiden eine Verabredung stattgefunden, und ging Fräulein Julchen — welche sonst gerade war, wie ein Talglicht — wirklich mit Absicht etwas vorne über gebogen? Ich kann nichts Bestimmtes darüber behaupten; jedenfalls aber mußte Wolf, welcher Medizin studiren wollte, ein competentes Urtheil darüber besitzen, welchen nachtheiligen Einfluß eine solche gebückte Haltung auf die Brustorgane ausübe.

Wie leicht ist es doch, einer Mutter wegen ihrer Kinder Besorgnisse einzujöfeln! Es dauerte nicht lange, und Frau Wolf entdedte gleichfalls, daß Julie wirklich seit einiger Zeit sehr nachlässig in ihrer Haltung sei, die linke Schulter etwas zu weit vorbiete u. s. w.

Wolf's medizinisches Genie erging sich nun in allen möglichen Gegenmitteln gegen diese schredliche Uebel — (ich bin überzengt, die sogenannte Beilaymnastik hat ihren Ursprung auch in irgend solcher Intrigue eines verliebten jungen Doctors) — und es war nicht schwer, die besorgte Mutter auf kleinen Umwegen endlich zur Nothwendigkeit eines ernstern, strengern Tanztunterrichts heranzuleiten: der bisherige so gute Einfluß der früheren bezüglichen Uebungen schien mit der Zeit ganz vermischt, — (Turnstunden für junge Damen gab es zu unserm Glücke damals noch nicht,) — und es war wirklich Gefahr im Verzuge.

Wir haben der lieben, freundlichen Dame späterhin unsere abschweulichen Rnisse eingeflandend und sie hat uns lächelnd verziehen. Aber wahrhaftig! es war während mit anzusehen, mit welchem Eifer sie zu ihren Befannten umher rannte, um Theilnehmerinnen zur Tanzstunde, zu unserer Tanzstunde zu werden, während ihr Sohn selber sich anfänglich natürlich gewaltig kräuhte, seinerseits für Herren zu sorgen. — Ach Mutter! — sagte er mit großer Inbignation, — wie kannst Du glauben, daß Primaner und Secundaner sich noch mit einer Tanzstunde werden belassen wollen. Ich will es „versuchen“, Einige aus der „Couleur“ zu überreden,

aber — ich zweifle schon, ob sie darauf eingehen werden! —

Daß wir mit Hülfe von Wolf's beiden Schwestern auch die oben genannten drei jungen Damen in die Pläne der besorgten Mutter mit verflochten hatten, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen; aber, o weh! der böse Einfluß von „Ma chère“ bei „Ma bonne“ drohte alle unsere günstigen Aussichten zu Schanden zu machen. Fräulein Riehrer erklärte nämlich sich mit der Tanzübung aus besonderer Geselligkeit für Frau Wolf zwar einverstanden, indeß — mit Herren? und gar Gymnasialen? gar nicht daran zu denken! —

Da seht die Französin dahinter! — sagte Brunow — und richtig: Julie Wolf bekräftigte diesen Argwohn auf Grund genauer, von Minna von Wolleben eingeholteter Information. Was war zu thun? Wir fanden ratthlos da. Der Zufall kam uns unerwartet zu Hilfe, oder — wie wir uns auszudrücken beliebten — der Himmel selber beschützte unsere Liebe! — (Es kommt doch Alles auf das richtige Verhältniß im Leben an!)

In Dreistrahlen wohnte damals ein Kaufmann mit Namen Willner, ein wüthiger Musikdilettant und sogar ein Componist, — wie er sich sehr gern nennen ließ. — Er war reich, Wittwer, folglich überall gern gesehen, selbst bei Fräulein Riehrer, die doch eigentlich alle Männer als gefährliche Beschwichter von ihren Rücklein fern hielt, und er scheute kein Opfer, um — seine unsterblichen Werke ausführen zu hören. Um! vielleicht war es nicht der Zufall allein — wie wir sonst ganz unschuldig behaupteten, — sondern hauptsächlich Citille Sängers Klavierlehrer, der uns ein Männerquartett von Herrn Willner's Composition verschaffte; so viel ist gewiß, daß wir ein solches mit ungeheurer Eifer einstudirten und — eines Sonnabends, als Herr Willner im Resourcengarten sich unter den Zuhörern befand, — in unserm Boote abfuhren.

Himmel! wie entzückt äußerten sich unsere jungen Damen über die reizende Composition, die geniale Musik. Von wem mochte sie sein? —

Herr Willner gestand erdühend seine Autorität. Ach! wenn die jungen Herren das göttliche Lied doch noch einmal hören möchten! rief Minna von Wolleben aus! — O Falschheit der sündigen Welt! es war ja Alles vorher so abgetarnt worden; Alles brechen! — Ach! Herr Willner! Sie müssen die Herren bitten! — setzte Minna noch hinzu. — (Die Französin tabelte diesmal nicht, worüber ich nachher eine Erklärung abgeben werde), — einige umstehende ältere Damen aber zeigten die Aufmerksamkeit gegen den Componisten, ihrerseits laut Beifall zu klatschen und da capo zu rufen, und natürlich kamen wir der Aufforderung sehr gern nach. Wir ruberten etwas näher an dem Resourcengarten hinan und — übertrafen uns diesmal aber selbst — wie wir fanden. —

Der Componist Willner war selig. Er winkte uns zu sich, stellte sich uns vor, dankte viel tausendmal für unser herrlichen Gesang, daß wir unsere Namen, unsere Adressen, lud uns zum nächsten Mittwoch zu einer kleinen musikalischen Soirée ein, und — stellte sogar das Quartett dem Fräulein Riehrer persönlich vor.

O Du Gerechter! Wer hätte so etwas ahnen können! Wir — die gefährlichen Raubbögel — fanden der besorgten Denne und ihren unschuldigen Rücklein von Angesicht zu Angesicht gegenüber! Und wie schüchtern die Rücklein sich vor uns Habidten verkröhen! Welch ein steifes, fremdes Wesen sie anzu-nehmen wühten! — Meisterhaft! —

Weshalb „Ma bonne“ und „Ma chère“ auf einmal so überaus vertrauensvoll sich zeigten? Ich will es erklären.

Willner's Schwester, die Frau von Sarbo, war nämlich eine sehr mächtige Gönnerin der Pensionsanstalt

und hatte derselben durch ihre Empfehlung viel genügt; deshalb wagte Fräulein Riehner natürlich nicht, ihre vornehme Miene aufzugeben, wenn Herr Millner Jemanden in seinen Schutz nahm. Und die Französin — so meinte wenigstens Otilie Sängers — hatte in der allerletzten Zeit mit ihrem „Professor“ so ziemlich gebrochen, ihre kleinen schwarzen Augen vielmehr ganz ungewöhnlich oft und sehr bedeutungsvoll auf den unsterblichen Componisten geworfen. Du! Er war Wittner, wie oben erwähnt, und Ma chère hatte plötzlich in sich eine ganz wunderbare Neigung zur Musik entdekt. —

Was konnten wir also wohl Besseres thun, als mit Herrn Millner innige Freundschaft schließen? um so mehr, als er wirklich — seine kleine Componistenchwäche abgesehen — ein sehr netter Mann war. Daß wir an den von ihm arrangeriten Quartettarbeiten seine immer in sehr schönen Baroquin mit Goldschmit eingebundenen Compositionen für „fausos“ erklärte, ist doch wohl nicht zu verwundern? Ja, ich glaube selbst in diesem Augenblicke noch, daß wir nach dem Abendbrode — namentlich, wenn Millner uns eine Bowle gebrau hatte — aufrichtig die Meinung hegten, daß das Gesungene unsterblich sei. Was sage ich; es war ja unsterblich; es war ja aus Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Spohr u. s. w. zusammengesetzt, eine Blumenlese aus dem Besten ihrer Werke, nur mit dem Namen Millner vorn auf dem Titelbrette und — zur Abwechslung — manchmal allerdings ein Bißchen Bellini und Donizetti mit dazwischen! — „Vielfeitigkei“ nannte Millner das. —

Millner und das Quartett sagten sich — aus völliger Ueberzeugung — wechselseitig die süßerlichsten Elogen, und es fiel uns nicht schwer, unsern Componisten zur Aufführung seines „Elsenhors“ zu überreden. Die Musik war ein Bißchen wild und verworren, — nun ja! es war ja auch eine Zugenarbeit, wie Millner uns beheliden auseinander setzte, — was kümmerten wir uns aber um den Werth der Composition? die Sängerrinnen, welche zum Elsenhore erforderlich waren, die lagen uns im Sinn.

Millner gab sehr viel auf unsere Meinung, — wir lobten ja seine Compositionen mit wahrem Entzückung, besahen mithin ein richtiges Verhältniß, ein gewichtiges Urtheil und zählten zu den Kennern, — und nachdem wir ihm also gewisse junge Damen aus der Pensionatsanstalt als passable Sängerrinnen empfohlen hatten, ließ er natürlich nicht nach, bis er durch seine Schwester, Frau von Carbo, die ausnahmsweise Bewilligung von Fräulein Riehner ausgemittelt hatte, daß jene Sängerrinnen im Elsenhore mitwirken könnten. Welch ein Schritt zum Triumph unserer Liebe!

Frau von Carbo hatte keinen Musiksaal, aber ihre Freundin, die Gräfin Lauran, erfreute sich eines solchen in dem neuen Ausbau zu ihrem Hause. Dieser Saal war ja ihr ganzer Stolz; ihn zu zeigen und mit dem neuen Kronleuchter zu tragbarem Gas die Präbentin und ihren Saal mit bloßen Glaskronen für Lichter anzusehen, war ja der größte Genuß der Gräfin. Zu neuem Saal also sollte der Elsenhore aufgeführt werden und zwar in einer Matinée! —

Du! was ist eigentlich 'ne Matinée? — fragten wir einander.

Ah! — meinte Brunow, — 'ne Matinée ist, wenn es bloß eine Tasse Chokolade giebt, höchstens mit etwas Musik dazu. Die Verpflegung bei der Gräfin soll überhaupt immer nur sehr mager sein! —

Wie sich von selbst versteht, hatte sowohl Ma bonne, als auch die Gräfin sich auf das Allergenaueste nach dem Charakter, dem Ruf, dem Wesen u. s. w. der etwa mitwirkenden jungen Männer erkundigt; wie sollten sie aber nicht bedrängt sein, da nach Millners Zeugniß wir — seine lautesten Verehrer — wahre Musterbilder

guter Lebensart waren! Selbst unser guter Professor Balghaasen hatte auf die bei ihm von Ma bonne eingezogene Erkundigung lächelnd eine beruhigende Erklärung abgegeben. — Vergessen Sie mir aber den Tacitus nicht über Ihre Elsenhore! — hatte er schmunzelnd und mit dem Finger drohend zu Bertung gesagt. — Selbst Ma chère — die Französin — konnte unter den obwaltenden Umständen nicht ungin, ihre früheren Auftritte dahin abzuändern, daß das Quartett bei näherer Bekanntschaft ganz anders beschaffen sei, wie sie anfänglich geglaubt habe; sie erbot sich, — um dem lieben Herrn Millner gefällig zu sein, — als Beschützerin der jungen Damen bei den sämmtlichen Proben zugegen zu sein, und natürlich übten auch wir nun christliche Vergebung und ließen die früher geschworenen Rachepläne gegen die „dumme Trine“ wegen des bestrafte Ständchens auf sich beruhen. — Ach! es ist ja unter unserer Würde — sagten wir in erhabener Weise — von solchen Rindereien überhaupt Notiz zu nehmen! Sie hat sich in der letzten Zeit ganz entschieden um unsere Günst bemäht; wir wollen ihr verzeihen; abgemacht! —

Die Matinée selbst ward späterhin zwar durch eine Krankheit der Gräfin und durch andere Verhältnisse doch zu Wasser; aber wir hatten mehrere Proben gehabt, und — diese führten denn auch wirklich durch den Bestand unserer neuen Gönnerin, der Französin, zur erwünschten Tanzstunde. Die jungen Damen hatten Frau Wolf auf's Neue zu Versuchen veranlaßt; Ma chère war jetzt nicht mehr dagegen; Ma bonne wurde von Ma chère bestimmt, und — die Genehmigung erfolgte.

Selbst in diesem glücklichen Stadium der Verhandlungen wäre der ganze Plan beinahe noch gescheitert, und zwar — durch uns selber! — Zum Schein nämlich weigerten wir uns anfänglich sehr spröde, wir — als Bräunauer — noch Taununterricht zu nehmen, und dies Benehmen vermerkte entschieden den Heiligenstein um die Häupter des Quartetts. Aber, aber, — beinahe hätten wir des Guten zu viel gethan; — (wir waren eben nur noch junge, ungeschulte Diplomaten.) — Als es nämlich schien, daß Frau Wolf und die Französin alle Beide nicht im Stande sein würden, uns zur Theilnahme an der von ihnen in Gang zu setzenden Tanzstunde zu bewegen, knüpfte die Erstere plötzlich mit Frau Dorwiga Unterhandlungen an wegen Eintritts des jungen Herrn Dorwig und einiger seiner Freunde in dieselbe.

Wolf erfuhr die Wüste seiner Mutter in dieser Angelegenheit erst dann, als Franz natürlich schon mit allen zehn Fingern zugegriffen hatte. Nun ward schnell eine Konferenz der Tanz-Couleur in Brunow's Gartenzimmer zusammengerufen, und heiße Debatten folgten, namentlich auch wegen der zu Anfang erwählten zwei Bouquet im Cotillon. Vorwürfe wegen nicht richtiger Behandlung der Sache von dieser Seite, Ausführungen von der andern; reißliche Erörterungen der verschiedenen Interessen, und dann endlich der Beschluß: sofort einzulernen und sich erbiten zu lassen, demnachst Dorwig zwar nicht zurückzuweisen, — da die Verhandlungen hierzu schon zu weit gebiehen waren, — aber ihn möglichst zu ignoriren.

Drittes Capitel.

Die somit endlich in's Leben gerufene Tanzstunde „ging herum“, d. h. außer Wolf's Mutter hatten noch drei andere Damen sich bereit erklärt, ihr Vokal herzugeben, unter ihnen auch Frau Dorwig. Daß Fräulein Riehner's Hülfe für uns ja auch jetzt noch verloschen blieb, war selbstverständlich; sie hatte das Maß der Nachsichtigkeit ohnehin schon beinahe erschöpft.

Der Tanzlehrer kannte die Welt, — der Spitzbube! Nach zwei oder drei Stunden mußte er ganz genau, woran er war. Er ließ auch uns „Herren“ anfänglich zum Schein einige Uebungen mitmachen, sah aber dann

sehr bald nach unserer Haltung, unserer Fügen gar nicht mehr hin, sondern beschäftigte sich mit uns erst wieder, sobald die Tanztouren begannen. Schnell pflegte wohl ein eigenthümliches, erfahrenes Lächeln über seinen Mund zu zucken, wenn z. B. Bruno bei der großen Chaine nach einer verkehrten Hand griff und diese dann obenbrein so lange festhielt, oder wenn Otilie Sängers stets dem etwas luthischen Körbel gegenüber zu stehen kam, oder Bucher mit — — aber wozu soll ich denn auch gerade Alles verrathen? —

Die Mütter und Ma chère waren natürlich unausgesezt zugegen. Um so unangenehm war somit der Vorschlag, nach der Stunde noch einmal die neuen Gottikonouren zu üben, oder zur Abkühlung ein einfaches Gesellschaftsspiel vorzunehmen u. s. w. Einige Male rebellirte das Gewissen von Ma chère und sie wollte ihre Schülinge zeitiger nach Hause treiben, als es diesen und uns wünschenswerth erschien. Es ist wahr, wir waren ein Bißchen zu froh gewesen, als wir sogar ein Pfänderpiel mit Pfandenauflösung vorschlugen. Geachtet! Wenn Ma bonne so etwas gehört hätte! Selbst in diesem Augenblicke, in welchem ich den schredlichen Gedanken niederzuschreibe, überläßt noch eine kalte Wänsenhaut meinen Rücken! Ma bonne! die Erbhabe, die Unnahbare! die keusche Bestalin und — „Polsnisch Bettelmann“ oder „In den Brunnen sinken, viele, viele Klaster tief; wer mich lieb hat, holt mich“ u. s. w. Der Teufel selber muß uns verlust haben! — —

Julie Wolf fand allerdings ein herrliches Berufungsmittel für Ma chère aus: sie hat das Quartett, doch ein Lied zu singen, „die reizende Composition von Willner;“ und — — Willner's Verehrerin konnte unmöglich den Componisten durch Fortgehen beleidigen: sie blieb. — —

Dorwig hatte sich wahrscheinlich eingebildet, einen Triumph zu feiern und uns imponiren zu können: er wollte sich für unser Schweigen gegen ihn dadurch rächen, daß er Mademoiselle Französisch anredete; aber — — er fiel jämmerlich ab, beliebten wir damals uns auszubrideln. — Nun! eigentlich, und um doch jetzt die Wahrheit einzugehen, war das keinesweges der Fall; im Gegentheil: innerlich ärgerten wir uns über den „bummen Bengel“, der Französisch plappern konnte, was wir nicht im Stande waren trotz unserer vermeinten ungeheuren Gelehrsamkeit. Freilich ließen wir uns den Aexger nicht anmerken, er bewahrte! sondern wandten uns mit vornehmer Geringschätzung ab, wenn jene fremden Laute an unser Ohr schlugen. Ich schätzte sogar, daß uns einige leise Anspielungen auf abgegangenen Tertianer oder dergleichen entküspten, was eigentlich unanständig war, — ich will es ja zugeben! — Aber, bedenken Sie auch auf der anderen Seite, mein Verehrtester! daß wir doch auch nicht schuld daran waren, wenn auf dem Gymnasium damals das Französische so unvollkommen getrieben wurde! Hätte man uns statt des Wohlthuns, womit wir uns sogar quälen mußten, ein bißchen mehr von den neueren Sprachen zu schmecken gegeben, es möchte besser gewesen sein. Unsere Gelehrsamkeit, auf welche wir uns nicht wenig zu gut thaten, war vielleicht ziemlich nutzlos; aber hätten wir's wohl geglaubt, wenn Jemand uns dies damals gesagt hätte? Und wenn wir es geglaubt hätten, würden wir dies eingestanden haben? —

Zu jener Zeit habe ich's natürlich energisch geläugnet, — gegen meine eigene Ueberzeugung, — jetzt aber will ich auch das nun offen aussprechen: Dorwig machte Glüd bei den Damen, nicht bei allen, aber bei sehr vielen. Daß das nur solche Damen waren, welche sich durch ihr Urtheil selber ein geistiges Armuthszeugniß ausstellten, — wie wir höhnisch zu sagen pflegten, — das ist wieder eine ganz andere Frage, aber wahr ist und bleibt es: „in der Gesellschaft“ ward Dorwig uns vor-

gezogen; sein hübsches Gesicht, gefällige Manieren, der grime Jagdrock, das französische Geplapper, vielleicht auch die Eigenschaft als Neffe des Meors von Meerfeld — — war denn da nicht eine gentzende Menge von Vorzügen vorhanden, um bei sehr vielen Damen für einen allerliebsten jungen Mann zu gelten? Und nun das Rittergut! Zumps, ging seine Waagefale herunter und schnellte ein ganzes Duzend von uns Uebrigen in die Luft; ha, ha, ha! „Kornsäde wiegen schwerer als Bücher!“ — pflegten wir scherzweise uns zu ähnern. — Sollte aber wohl gar die bekannte Fabel vom „Fuchs und den Weintrauben“ auf uns haben Anwendung finden können? Der weih! Ihre Engel waren wir auch nicht; ach nein! — — Aber der „Schleifftein der bösen Welt“ hatte schon recht nett an uns herumgearbeitet, — das ist wahr! — — und wir hatten eifrig das Studium der „Gesellschaft“ begonnen.

Die Verhältnisse brachten es so mit sich, daß dieß Studium ein sehr gründliches war, indem wir nämlich von unten angingen. Wie ich schon früher erwähnt habe, verkehrten im Väterleben von Bucher's Hauswirth sehr viel die Dienftboten aus den umliegenden, herrschaftlichen Häusern, und Bucher und ich pflegten an Sommerabenden, wenn wir auf der Bank vor der Thüre saßen, sehr oft die Gespräche jener unterirdischen Geister mit anzuhören. — Herr des Lebens! welche Geschichten erzählten sie da von „Madam“, die bis 11 Uhr Morgens im Bette liege und Modejournale stübre, von dem „alten Großthür“, der den Vornehmen spiele, ihnen aber schon seit bald vier Monaten wieder den Lohn schuldig geblieben sei, vom „jungen Herrn“, der auch wohl schon in gewissen Dingen wisse, wo Bartel den Most hole, vom Fräulein, das auf Besuch sei und mit dem Lieutenant von Bräben eine Liebchaft angeknüpft habe u. s. w.

Ich ja! wenn anstatt der Dienftboten stumme Maschinen, aber wirkliche Maschinen die Hausarbeit verrichten könnten, es wäre besser. Vielleicht kommt noch eine solche Erfindung. Das aber ist ein so gewöhnlicher Irrthum in unsern häuslichen Einrichtungen, daß wir den Diener, welcher mechanisch die Suppe reich, oder vor uns auf dem Tode sitzt, oder hinter seiner Herrin hergeht, wie eine tote Maschine behandeln, die mit unserm Gespräche, mit unserm sonstigen Benehmen gar nichts zu thun habe. Diese Maschine ist aber nicht tot, sondern beobachtet sich, und hört genau zu, was wir sprechen, und merkt sich, was wir thun, ja! und weiß beinahe, was wir denken, und — — macht sich gelegentlich diese Kenntniß zu Nutzen.

Bucher und ich waren wirklich manchmal nicht wenig erstaunt darüber, wie genau „Johann von Bräben“ wußte, an wen Fräulein Sophie schon wieder einen P-fich heimlich auf die Nase speirt hatte, oder wie sicher Luise wußte in der Küche angehen konnte, was ihr alter Herr „gehern bei Excellenzens im Wirth verloren hatte“ u. s. w. Würden Sie es wohl für möglich halten, mein verehrtes Fräulein! daß wir Gymnasialen ganz ausfürlich davon unterrichtet waren, wie Fräulein Schmuddeborf ihre gewebten Strümpfe ungekopft anzog und sie ohne Haden in die Wäsche sandte? wie Madame und das Fräulein Jagd machten auf den reichen Herrn von Damoff, welcher beinahe, angeblissen hätte, wenn nicht die Marie von Schmuddeborf dem Burchen von Dunski die Augen geöffnet und dieser dann seinem Gebieter den Staar gestohlen hätte in Betreff der Löcher in den Strümpfen und des Schmutzes hinter den Kammoben und des ewigen Gezankes zwischen Mutter und Tochter, wenn kein Fremder zugegen war, während sie in anderer Leute Beisein so überaus ärztlich thaten, und wegen der unbezahlten Fußmacherinnen u. s. w.? — —

Es war vielleicht nicht ganz in der Ordnung, daß wir „jungen Gelehrten“ uns um solche Sachen bestümmerten; aber, Du liebe Zeit! Neugierde ist nun einmal eine

große Erbsünde der Menschheit, die nur sehr schwierig auszuwachen ist, und — sehr Jugendspiegel geht ich und ja auch gar nicht an!

Die Fenster von Büchers Stube waren nach dem Hofe hinaus gelegen, wo ein Kuckbaum stand. Unter diesem Kuckbaume war es, wo Väders Niets Abends mit ihren Freundinnen aus der Nachbarschaft sich ein wenig aussprach, und sie hatten sich allerdings recht viel zu sagen. Hier war es auch, wo Niets mit dem Vivredienner bräuen von Majors ein kleines Rendez-vous abschied, bei welchem dann ein kleiner heimlicher Austausch stattfand von Liebeschwüren, Küßen und — Vratensett. Sie stellten die Behauptung auf, „Cousin und Cousine“ zu sein; es mag ja auch wohl wahr gewesen sein, warum nicht? Genauere Kenntniß ihrer Familienbände habe ich niemals erlangt, sie gehdren ja auch gar nicht hierher; jedenfalls aber waren Beide recht zärtliche Verwandte — und wir verdankten ihnen eine ganz nette Portion Weltkenntniß. — Denn die wirkliche Welt, die sogenannte „böse Welt“, besteht — wenn ich mir diese billäufige Bemerkung noch gestatten darf, — gerade so wie die Bretterbude, welche nur die Welt bedeckt, aus drei Theilen: einen Theil sehen wir, oder spielen sogar mit auf ihm, das ist die Bühne; einen andern Theil sehen wir nicht, aber der leitende Regisseur hält sich dort auf und unsere Collegen treiben daselbst ihr Wesen und b'hüteln uns, wenn wir — ihrer Meinung nach — zu viel Beifall erndten mit unserm Spiel, oder stellen uns auch wohl ein Bein, — je nachdem, — wenn sie nämlich denken, daß wir am Ende ihnen die Gnuß des Publikums rauben könnten, und memoriren ihre Rollen u. s. w. Das ist der Theil hinter den Coulissen! Der dritte Theil aber ist unter den Coulissen, die Verstellung, wo Wesen haufen, welche von den Acteurs gar nicht für ebenbürtig gehalten werden, und die dennoch oftmals so viel zum Erfolge des Ganzen beitragen: Maschinenisten, Lampenputzer, Wollenschieber und dergleichen.

Um! Kommen nicht manchmal aus der Verstellung plötzlich die allerwirkungsvollsten Geister aus die Bühne, durch die Maschinenisten emporgeschwollt? eh? Und giebt es nicht historische Dramen mit unerwartet in die Handlung eintretenden Unbekannten, — auch aus untern Regionen, — die dann im schönsten Akt in dem großen Aufzuge so herrlich im Mantel einherstolzierten? — Es giebt auf der Weltbühne auch Maschinenfinnen, verehrte Frau! ach ja! und sogar sehr geschickte! —

Der junge Herr Dornwig also machte Blick bei den Damen, wie ich nach obiger etwas langen Abschweifung noch einmal wiederholen muß. Selbst mehrere Theilnehmerinnen unserer Tanzbude blieben nicht ungerührt, und ich möchte jetzt wohl einmal das offene und ehrliche Bekennniß von Marie Schönborn hören, ob sie wirklich so gleichgültig gegen die erwähnten „Verzüge“ Dornwigs gelieben war, wie sie Einzelnen von uns gegenüber so fest und bestimmt behauptete. — Um! hm! ganz richtig war die Sache nicht; dabei bleibe ich, auch wenn wir der tiefen Melancholie, welche sich zu Zeiten über meine Gedichte ausgoß — („Schmerz, Herz“ u. s. w. siehe früher!) — gar nicht einmal eine volle Beweiskraft bemessen wollen. Aber weshalb denn J. V. verteidigte Marie den „schönen Franz“ — wie wir spöttelnd sagten — so überaus lebhaft, als Paul Brunow die Frage aufwarf, ob der junge Herr Dornwig wegen seiner vornehmen Verwandtschaft und Bekanntheit nicht etwa viel zu „exclusiv“ sei, als daß er uns gewöhnlichen Leute in seiner Rutter Hause empfangen könne? ob wir nicht lieber uns beschreiben zurückziehen sollten? u. s. w. — (Es sollte nämlich nächsten die Tour an Frau Nittergutsbesitzerin Dornwig kommen, und die Couleur war noch nicht ganz mit sich einig, wie wir uns zu der Mutter des jungen Herrn verhalten wollten; das war ja eine sehr wichtige Principienfrage, bei

deren Entscheidung wir uns nichts vergeben durften.) —

Marie Schönborn nun meinte: Franz — („der schöne Franz“ wollten Sie sagen, schaltete Paul Brunow mit spöttischem Lächeln ein, und wir Uebrigen grinsten Beifall; ich fürchte, in den Augen unbedeutiger Leute blämirten wir uns eigentlich wohl ein bißchen mit unserer Eifersucht, aber — ich schreibe ungeschminkt, wie sich die Sache zugetragen hat, und deshalb darf ich nicht etwa beschönigen wollen, was vielleicht gegen uns sprach. Gott bewahre!) — also Marie wiederholte sehr bestimmt: Franz Dornwig, oder „der schöne Franz Dornwig“, wenn Sie es doch absolut haben wollen, — (Hohngelächter unfererseits) — und ich finde wirklich jetzt, daß er sehr gut aussieht — (versteht sich! ein Adonis! ein „Damentödder“, ha, ha, ha! und ähnliche Ausrufe der Couleur; — ja! ja! wir blämirten uns!) — Franz ist gar nicht so dumm und albern, — fuhr Marie fort — wie er von Vielen — (ein bedeutamer Blick auf Brunow und mich) — von Vielen — sage ich — sehr ungerechtfertigter Weise dargestellt wird. Daß seine geistige Ausbildung vernachlässigt ist, dafür kann er doch nicht — (ach nein! abgegangener Terzianer, ha, ha, ha! — halblauter Zwischensatz unfererseits, —) — und wenn er sich auf seine Verwandtschaft mit dem Major von Beerfeld und auf das „Nittergut“ seiner Mutter vielleicht ein bißchen zu viel einbilden sollte, — (wir lächelten halb verhöht wegen der augenscheinlichen Hineineigung Mariens zu unsrer Auffassung in diesem Punkt), — so liegt dies in den Verhältnissen und Ideen der Leute, mit welchen er hauptsächlich umgeht, und die einen Einfluß auf ihn haben; wer weiß, ob Sie in ähnlicher Lage anders denken würden! — (allgemeines Gemurmel des Unwillens der gestränkten „Vorurtheilsfreien“). — Es ist mir übrigens lieb, — fuhr Marie dann ganz ruhig fort, — daß die Sache einmal zwischen uns zur Sprache kommt; denn, aufrichtig, meine Herren! die ewigen kleinlichen Heiderien mit Herrn früherer Schulfährten, und noch dazu in Gegenwart von Damen, sind höchst unpassend! — ich wenigstens habe sie satt!

Donnerwetter! so etwas uns zu sagen! Das hätte mal Jemand anders wagen sollen! — Natürlich schwiegen wir maustille, voll Indignation und erfüllt von dem Vergnügen gestränkter Ehre, gekränkt von einer Seite, wo „Satisfaction“ unmöglich war. Nein, nein! Wir verteidigten uns nicht! Verteidigung wäre unter unserer Würde gewesen! Wir schwiegen! Wir waren beleidigt, ja! aber die Verhältnisse zwangen uns, so zu ertragen. Wir kamen uns sehr großartig vor, gleichsam wie eine Art Vorträter. Wir machten eine tiefe, sehr formelle Verbeugung und knappsatt höhnische Gesichter, aber — wir schwiegen. Ich fürchte, wir sahen dabei denn doch etwas beschämtes aus, und das us so mehr, als Dornwig gleich darauf eintrat. Obiges Gespräch war nämlich vor Beginn einer Tanzstunde vorgefallen, als noch nicht Alle versammelt waren, und Marie Schönborn hatte es am Ende sogar absichtlich herbeigeführt. —

Ob sie vielleicht auch schon mit Dornwig eine ähnliche Auseinandersetzung gehabt hatte, möglicher Weise von andern Damen dazu veranlaßt worden war? (weil — nun ja! vielleicht!) — weil das Benehmen der Herren allerdings Etwas zu wünschen übrig ließ? — so wollen wir uns ausdrücken, um nach allen Seiten hin gerecht zu sein; — ich weiß nichts darüber. — Jedenfalls aber bezog der Couleur ein Licht aufzuklamern, daß — trotz all' unserer enormen Gleichgültigkeit und trotz Dornwigs gänzlicher Vernachlässigung in diesem Punkte — dennoch der Letztere in gleichem, wenn nicht in höherem Ansehen bei unsern Damen stand, und dies nicht etwa, wie wir uns wohl hätten überreden mögen,

lediglich seines Aeußeren wegen, oder im Hinblick auf das Rittergut, sondern auch — weil er doch besser, als wir, es verstand, sich in der „Gesellschaft“ zu bewegen. hm! Der Schleifstein der bösen Welt begann also jetzt auch gewaltig an unserm Selbstbewußtsein herum zu arbeiten, und — da Marie am Schönborn ja doch Wolfs Cousine war, sie es auch im Ende nicht so böse gemeint haben mochte und vor allem von uns für bildschön gehalten wurde, so beschloßen wir denn auch, ihr die seltneren Redenarten nicht weiter nachzutragen. —

Madie Marie nun mit Franz ebenfalls gesprochen haben, oder mechte es reiner Zufall sein? so viel ist gewiß, daß Dorwig gerade an dem erwähnten Abend sich überaus insinuant benahm, nicht bloß gegen die jungen, sondern fast noch mehr gegen die alten Damen und — nicht minder gegen uns. Er trat unbefangen an uns heran, grüßte von seiner Mutter, — (er sagte diesmal Mutter, nicht Mama, wie sonst gewöhnlich) — trug uns deren Bitte vor, für die nächste Stunde uns doch ja so einzurichten, daß wir nachher zusammen bleiben könnten, da seine Mutter sich so sehr darauf freue, die Tanzstunde nun bei sich zu haben; er fragte uns, ob wir auch nichts dagegen hätten, wenn seine Mutter noch einige Damen zum Zufehen einlade? u. s. w. u. s. w., genug; er froh zu freude, sagten wir damals zu einander; aber: „der Dengel hat doch mehr Lebensart, als wir“, dachten wir vielleicht ganz im Stillen. —

Wohl! beide Theile hatten Unrecht gehabt, und jeder gab jetzt dem andern etwas nach. Das war auch jedenfalls das Vernünftigste, was wir thun konnten; und nachdem wir einmal in dieser Ueberzeugung gelangt waren, nun! da zeigte die Couleur sich aber auch wieder großartig, das kann ich mit gutem Gewissen versichern, lieber Freund! großartig! — sage ich. —

Nämlich nicht nur, daß wir im Voraus uns mit Allem einverstanden erklärten, was Frau Dorwig in ihrer eigenen Wohnung unternehmen würde, wir selber schlugen auch noch einige Pläne vor, wie die Sache „ganz famos“ eingerichtet werden könnte. Nun? war solch ein Vertrauen unsererseits etwa nicht anerkennenswerth? und zeigte es nicht von unserer verständlichen Gesinnung, unierer feinen Lebensart, — wie wir sagten, — daß wir der Mutter unserm Nebenbuhlers die Mittel an die Hand gaben, ihren Götzen — (und unter ihnen allerdings auch uns selbst) — einen vergnügten Abend zu bereiten? — Ja, ja! die Couleur bedachte sich wieder mal mit Recht, davon waren wir fest überzeugt. —

Unsere Damen wurden natürlich mit zugezogen; für die übrigen Gäste sollte aber unser Hauptcom ein tiefes Geheimniß bilden. Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres, als um eine mehrstellige Charade, dargestellt in lebenden Bildern und mit Musik dazu. Das Quartett hatte seit den Proben zur Routine bei der Gräfin Zauran gewaltige Schwingen entwickelt. Nebenbei sicherte die Zuziehung unseres Componisten Willner die freundige Bestimmung von Ma ehère, durch diese die Einwilligung, vielleicht die Theilnahme als Zuschauerin von Ma bonne, kurz etwas ganz Grandioses. —

Erstes Capitel.

Es versteht sich von selbst, daß die Mütter und Mademoisellen von unsern Absichten soweit in Kenntniß gesetzt werden mußten, daß eben ein geheimer Plan zum Amüsement der ganzen Gesellschaft existire, den wir aber uns vom Himmel willen nicht verrathen dürften u. s. w. Man lieh uns denn auch gewähren. —

Sollte es wirklich vorgekommen sein, daß unter der Maske dieses speciellen geheimen Plans überhaupt andere kleine Geheimnisse, z. B. kleine besondere Herzenangelegenheiten, dicht unter den ehrwürdigen Nasen unserer

lieben Beschützerinnen und Hüterinnen in die Ohren gestülpt worden wären? Sollte am Ende unser allgemeiner Wunsch, die Tanzstunde in Dorwigs Hause möglichst lange hinaus zu schieben und lieber noch eine andere Familie vorher ihre vier Versammlungen übernehmen zu lassen, um unsere Vorbereitungen besser treffen zu können, sollte dieser Wunsch mit jenem so bequemen Mißbrauch des Vertrauens zusammengehängen haben? — hm! ich entinne mich wirklich nicht mehr ganz genau, wie weit wohl ein solcher Argwohn begründet sein möchte; aber seien wir auch nicht gar zu streng! Wir Menschen haben ja alle unsere Schwächen! —

Endlich also trat die viel besprochene Gesellschaft bei Frau Dorwig in's Leben; denn zu einer wirklichen großen Tanzgesellschaft hatte die erste von den vier Tanzabenden im Hause unser Nebenbuhlers sich erweitert, nachdem wir — im Bewußtsein der Vorzüglichkeit unsers Planes und unserer Leistungen — den Wunsch ausgesprochen hatten, daß nun aber auch für eine gehörige Zuschauermenge gesorgt werden müße. Warum sollten wir denn unser Licht unter den Scheffel stellen? Was sagt Goethe doch von den beschriebenen Leuten? Bah! Was es nicht ein Theil unserer täglichen Gesprächs, „unsern Goethe“ auszuliegen? —

Die „Couleur“ hatte sich vorgekommen, „diesmal aber sich wirklich ganz ipso-facto zu zeigen“, und dem entsprechend begannen wir damit, bei Frau Rittergutsbäuerin Dorwig Besitte zu machen. — O Du Gerechter! wie wir wohl eigentlich ausgeföhren haben mögen mit den geliehnen Hüten, — (denn wir pflegten sonst nur Wägen zu tragen), — ein Jeder von dem Drucke der ungewohnten Tracht einen rothen Streifen auf der Stirn, mit neuen Glacehandschuhen, Einzelne sogar in qualvollen Glanzstiefeln einber störend! —

Ihr gingt ja geflern wirklich wie zum Standal der Menschheit über den alten Markt! — höbnte am nächsten Morgen der abscheuliche Buller, — solche Vogelschenden sinden sich für Geld sehen lassen!

Ah, Du bist ja bloß neidisch! — erwiderten wir mit vollem Recht, — wenn man Einladungen erhält, muß man doch „Bisiten schneiden“. Mache Dich doch nicht lächerlich! — Der Buller hat auch nicht die geringste „gesellschaftliche Bildung!“ — sagten wir nachher zu einander. — (Freilich: er hätte sich an uns ein Beispiel nehmen können.) —

Nachmittags vor Beginn der Tanzstunde hatten wir noch eine Probe der lebenden Bilder, — (Dorwig machte einen ganz liebenswürdigen Wirth, das läßt sich nicht läugnen,) — dann kam bloß pro forma noch ein Bisiten Uebung im Tanzen, bestehend in einigen Touren, und darauf erschiener nach und nach die Gäste. —

Es ist wahr: wir Herren drückten uns trotz unserer „gesellschaftlichen Bildung“ denn doch etwas verlegen in die Feinlichkeiten oder besahen mit angedämmt, aber gar zu auffälligem Interesse zu wiederholten Malen die Delbilder an den Wänden u. s. w., als die Gesellschaft sich präsentirte: zuerst der Major von Leerfeld und Gemahlin, dann Professor Kamer nebst Gattin; nach einer kleinen Pause die Gräfin Zauran, der Präsident von Leiniz mit seiner Frau und zwei Töchtern; Ma bonne in Begleitung von drei ausländischen Pensionärinnen, — (Ma ehère war schon von Anfang an als Beschützerin dagewesen,) — dann mehrere Offiziere mit ihren Frauen oder einzeln; zuletzt sogar die Excellenz. — Da! da kommt die Excellenz! — wußelten wir einander zu, — was ist das für ein Stern, den er auf der Brust trägt? Donnerwetter! es sieht famos aus! —

Seit der Componist Willner — (edst Künstlerlich: etwas unordentlich und spät) — sich eingefunden hatte, belagerten wir ihn förmlich und gingen wie die Ketten an ihm; er war ja — außer Franz — so ziemlich die einzige Mittelperson zwischen der vornehmen Gesellschaft

und uns, das mechten wir wohl instinktmäßig herausgeföhlt haben. — Aber unsere liebe Gönnerin, die Präsesintin von Leiniz, hatte und die Verlegenheit natürlich gleich angesehen; sie kam uns zu Hülfe; wintte nach und nach uns einzeln zu sich, stellte uns mehreren Personen vor, ging auf unsere Bemerkungen ein und wußte in ihrer wohlwollenden Weise uns bald eine gemüthlichere Stimmung beizubringen. O! wie verbreiten wir die liebe Dame! —

Auch ihr freundlicher Gatte trat zu unserer Gruppe heran. — Du hast gemiß wieder einen Schilling unter den Schulamtsandidaten, für welchen Du die Gunst der „Couteur“ Dir sichern willst, — sagte er zu unserer Gönnerin lächelnd und mit dem Finger drohend; ja, ja! er war eigentlich ein „Vocativus“, wie wir uns ausdrückten. — Ich soll übrigens von Hugo an alle seine lieben Freunde hier die allerherzlichsten Grüsse bestellen, — fuhr er dann zu uns gewandt fort; (Hugo von Leiniz war nämlich zu Ende des letzten Semesters gemäß der Bestimmung eines Familienstipendiums noch auf ein Jahr nach Schulpforta gegangen, um dann Jura zu studieren.)

Ein Artillerie-Offizier ging in diesem Augenblicke an uns vorüber.

Guten Abend, lieber Herr Hauptmann! — rief der Präsident ihm zu, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen, als Kenner und Beschützer der Kunst, die Mitglieder des Männerquartetts vorstelle, dessen Leistungen Sie lediglich so freundlich belobten: Herr Grunow! Herr Köpbel! Herr Bucher! Herr Berger! lauter liebe Freunde meines Hugo! — und der Hauptmann von Holsch! — ein sehr feingebildeter und liebenswürdig wohlwollender Mann — wußte uns bald durch sein Gespräch über Kunst, über unsere Studien und Pläne für die Zukunft so angenehm zu unterhalten und so unmerklich mehr in die Gesellschaft hineinzuziehen, daß wir den letzten Rest unserer anfänglichen Scheu fast ganz ablegten. Ich brauche wohl nicht erst zu erwähnen, wie dankbar wir im Stillen dem Präsidenten, seiner Gattin und dem Hauptmann für diese zarte uns erwiesene Unterstützung waren. —

Nach dem Thee wurde unter Leitung des Lehrers getanzt. (Es war nämlich der Neuhet wegen zur Tanzstunde eingeladen worden.) — Franz bereitete auch uns eine Ueberraschung, die er mit Herrn Lentz — dem Tanzlehrer — verabredet hatte; er kommandierte nämlich die Tänze französisch: Les dames en avant! Chaine en quatre! Messieurs! c'est à vous! u. s. w., und dabei etwas durch die Nase geknarrt.

„Donnerwetter! der Kerl machte sich gar nicht so übel, auf Chrei!“ — sagte Grunow am andern Morgen zu mir, als wir die Gesellschaft besprachen.

In den Zwischenpausen wurden Christungen herumgereicht, und nach dem zweiten Walzer kam unsere Ueberraschung.

Unter dem Vorwande, daß der Saal ein wenig gelüftet werden sollte, war die Gesellschaft in die Nebenzimmer genöthigt worden, und wir hatten dann schnell durch einen Vorhang und einige Schirme eine Bühne improvisirt. Das Fortepiano war unbemerkt durch einen Nebeneingang hineingeschafft, und als die Flügelthüren nun wieder geöffnet wurden, entdedten die staunenden Zuschauer mit lautem Beifallgeräusch und mit zahlreichen Ah's und Oh's der jüngeren Mitglieder, daß der Saal in zwei Theile getheilt war, und daß ihnen Allen sicherlich ein „hoher Kunstgenuss“ bevorstand.

Während also die Damen und Herren sich auf den für sie hingestellten Stühlen arrangirten, spielte Herr Willner die Menuett aus dem Don Juan so lange, bis Alle Platz gefunden, ein Jeder zur Genüge gehuscht, geschmupft, gebienert, gegrüßt, seine Verwunderung und Erwartung zum Nachbar geäußert und sich bequem zurecht gesetzt hatte, und dann ertönte die Glocke des Regisseurs.

„Alles fein!“ — raunten wir einander zu. — Allgemeine, ermutigungsvolle Stille; zweites Zeichen der Glode, der Vorhang rauft auf, und —

Erstes Bild:

Auf einem von weißer Draperie umhüllten Postamente stehen in einer reisenden Gruppe drei Gracien: Marie Schönborn, Minna von Wolleben, Ottilie Sängers. — Ah! herrlich! prächtig! wunderschön! reisend arrangirt! — und ähnliche Ausdrufungen werden gehört, welche Herr Willner hinter der Scene mit Musik aus Glad's Oper genie begleitet, wahrscheinlich, um durch die Wahl dieser Oper die drei allerdings ziemlich modern gekleideten jungen Damen doch als die „drei Gracien“ zu documentiren.

Der Vorhang fällt. — Da capo! — Wiederholung des Bildes. — Bravo! Bravo! — Vorhang herunter. — Da capo! — Sodamals das Bild, ungeheurer Beifallssturm der Zuschauer und noch viel größere Elogen nachher hinter dem Vorhange, als wir — sehr langsam und sehr vorsichtig — unsere drei Gracien beim Heruntersteigen von ihrem Postamente unterstützten. Dies Postament war wirklich nicht so sehr hoch; aber wir sprachen so bringende Warnungen aus, sich ja nicht die Füße zu verstauchen, daß die Gracien es uns wohl gestatten mußten, sie herunter zu heben. Hm! Wir waren doch recht vorsichtig; nicht wahr?

Zwischenakt mit Musik aus Breviolo; dann

Zweites Bild:

Durch Blumen und Topfgewächse ist ein Gain gebildet; eine lange, hellblaue Muffschärpe im Besitze von einer unserer jungen Damen ist in Schlangenlinien zwischen die Blumen hingelegt und stellt sehr glücklich einen Bach vor. Am Ufer dieses Baches ruhen — sehr malerisch gruppiert und mit Schauls und Tüchern phantastisch ausgestattet — vier Zigeuner — (das Quartett.) — Der Gain ist fast ganz dunkel gehalten; nur im Hintergrunde — hinter dem großen Kirchlörbeer und den beiden Calla-Blumen nämlich — blickt der Mond hervor, von Paul Grunow sehr natürlich in Transparentfarben gemalt. (Das Licht hinter dem Monde war leider etwas schief gestellt, so daß das Gesicht einer geschwollene Wade zu haben schien.) Die vier Zigeuner sind: „im Wald, im Wald, im schönen grünen Wald, im Wald!“ — das Waldescho wird sehr zart auf dem Pianoforte hervorgebracht.

Kautlose Stille, — dann rauschender Beifall, namentlich auch von unsern Damen hinter der Scene. Bedeutsame, stumme Augensprache der durch gepupfte Lammwolle überaus bärtig decorirten Zigeuner mit den für das Publikum natürlich nicht sichtbaren früheren Gracien. — Stürmisches Da capo! — dieselbe Scenerie; aber die früher lagernden Zigeuner sind aufgesprungen, haben ihre beiden Knechtstöcke ertgriffen, ihre Bündel über den Rücken gemorfen und stehen — dicht vor dem Publikum — zum Aufbruche bereit. Gefang! — dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen; diesmal durste Minna von Wolleben ihr Liebdingstied ungefrast betastchen, und sie that es auch rechtlich, das kann ich versichern. — Noch einmal Da capo! — Die vier Zigeuner schreiten langsam über die Bühne nach dem Kirchlörbeer, den beiden Calla-Blumen und dem silbernen Monde zu und singen dabei Mendelssohn's Wald: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch dort oben!“ — (Qu glaubt, von uns wurde jenes herrliche, allbeliebte Quartett zuerst in Dreistrahlen bekannt gemacht. Es war wenigstens den Mitgliedern jener Gesellschaft damals bisher noch nicht bekannt gewesen.)

Der Hauptmann von Holsch führt diesmal den Regen der Beifallsender. „Sehr gut gelungen!“ — hören wir ihn zur Präsidentin von Leiniz ausrufen, und „und wolv“ eine himmlische Composition! — Nach solchem Urtheile des gemieigten Kenners hält Nicniano mehr mit seinem Lob zurück. Frau von Leiniz nicht uns freundlich

zu und der Vorhang fällt unter donnerndem Beifallssturm. Die Gracien — hinter der Scene — sagen nun den Zigeunern sehr viel Schmeicheles, z. B. über den gefälligen Gesang, über das kleidbare Kostüm, die geniale Benutzung der Schawls und Tücher, über die bewundernswürdigen, reizenden Bärte — (aus gepulvert Vammolle, wie oben erwähnt) — und die Zigeuner werden dadurch in eine sehr gehobene Stimmung versetzt.

Während der folgenden Pause viel Geflüster und Fußstapfen auf der Bühne, so daß von dem Publikum mit Recht etwas ganz Außerordentliches erwartet werden darf. Die Regisseurin erbt und — die Duettsängerin zu Tell, Oper von Rossini, wird meisterhaft durch Herrn Willner vertragen. Diesmal nun stimmen wir auf der Bühne hinter dem noch niedergelassenen Vorhange das Bravo an. Dasselbe wird — sehr begierig — durch Mademoiselle aufgenommen und durch mehrmalige Wiederholung unter die übrigen Zuschauer übertragen, welche dann enthusiastisch mit einstimmen. Herr Willner lächelt befriedigt und — so denke ich mir — überlegt, ob er sich nicht endlich entschließen solle, einer gewissen kleinen Bränette mit sehr ausländischem Accent in ihrer Sprache und mit ganz augenscheinlichem Entzücken für die Musik eine gewisse Frage vorzulegen, und was die Welt wohl dazu sagen würde? — Und nun folgt:

Das dritte Bild:

Die Bühne ist im Hintergrunde mit Volk angefüllt: die Gracien und die Zigeuner von vorhin, dazu die übrigen Mitglieder der Tonstunde und sogar einige inzwischen noch aus der Gesellschaft abgewinkte Berufsständemännchen. Auf allen Gesichtern des Volks malt sich karreres Entsetzen; denn am Ende einer freigelegenen Gasse steht man ein kleines Kind mit einem Apfel auf dem Kopfe, und im Vordergrund steht — Tell — (Franz Dornwig in einem von der Maschengarderobe geliehenen, sehr kleidsamen Anzuge) — Tell mit der Armbrust. Nach der Seite hin muß man den Wütherrich Gessler vermuten; zu sehen ist er freilich nicht, was aber ja auch gar nicht nötig ist, da die vorhandene Stange mit dem Hut darauf ihn vollkommen ersetzt. — Tell hat die Armbrust bereit angelegt; er will schießen, schießen auf das Haupt seines eigenen Kindes, und die entsetzten Gesichter der vier Zigeuner, so wie die gen Himmel gestreckten Arme der Gracien lassen keinen Zweifel darüber zu, daß die Sache wirklich bis zu einem sehr kritischen Momente gekommen ist. — Herr Willner spielt ganz leise das „O sanctissima,“ und drudet dadurch in sarter Weise das stille Gebet an, welches das Volk zur heiligen Jungfrau hinsendet.

Stürmisches, nicht eben wollenes Bravo! Frau Rittergutsbesitzerin Dornwig ist ganz entsetzt über die gelungene Darstellung; die Exzellenz nicht ihr gnädig zu; mehrere ältere Damen flüstern sehr hörbar etwas von „allerliebster junger Mensch, hübsches Gesicht, reizende Haltung“ u. s. w.; die Majorin von Verzeib — Lantzen — wirft den Kopf auf eine sehr sonderbare Weise zurück, beißt die Lippen zusammen und — steht doch wohl ein bißchen neidisch aus.

Der Vorhang fällt. Da capo!

Inzwischen ist wohl der Schuß gefallen. Beim Aufrollen des Vorhanges nämlich erblickt man Tell von der Aufregung des Blicks wie versteinert daliegen; die Armbrust ist seinen Händen entfallen, aber mit ausgestreckten Armen zeigt er nach dem Kinde hin, welches ihm mit dem Apfel in der Hand lächelnd entgegenellt. Das Volk — nach dem nummernigen Gesichtsausdruck der Zigeuner und der Gracien zu urtheilen — ist ganz außer sich vor Freude, was übrigens auch die Musik noch durch den Schlußsatz aus Meyer's Jubel-Quartett verholmet.

Beim nochmaligen Da Capo ist das letzte Bild noch

dadurch weiter geführt, daß Tell ganz im Vordergrund kniet, in dem linken Arme sein Kind haltend, den rechten dankend gen Himmel gestreckt; das Volk umfließt ihn im Halbkreise. —

Nun frage ich jeden gerechten Richter, ob wir unsere frühere Rücksichtslosigkeit gegen Dornwig nicht glänzend wieder gut gemacht hätten? (als rücksichtslos hatte Marie Schönborn unser früheres Benehmen nämlich in der That bezeichnet, und das war allerdings ein sehr harter Vorwurf, wenn man die Verhältnisse ruhig abwägt.) — Wir hatten die Idee der lebenden Bilder ausgenommen, hatten die glänzendste Rolle für Dornwig bestimmt, ihm das Kostüm nachgewiesen, ihm die wirkungsvollsten Stellungen mit Hilfe des Tanzlehrers eingeübt, kurz, wir hatten ihm seinen unbefristeten Triumph bereitet. War das nichts? Gar nichts? Sein schöner Kopf war von eigenen Ideen leer; er war höchstens ein guter Statist, und diesem Statisten hatten wir, seine Lebensbilder, zu einem Triumph verholmet, der uns Uebrigen in den Schänen stellte. —

Ja! unser Bewußtsein belohnte uns! — Nebenbei hatten wir selber uns auch gar nicht schlecht amüßigt — das ist wahr! — und ich glaube sogar mich zu entsinnen, daß Marie Schönborn uns mit einem gewissen zufriedenen Lächeln anblickte, welches uns sehr viel galt, — ach! sehr viel! —

Während der nun folgenden längeren Pause, in welcher Ertrübnungen gereicht wurden, begannen die Zuschauer bereits die Lösung der Charade zu besprechen; durch den Vorhang hindurch hörten wir ihr Umfertaupen auf dem Felde der Vermuthungen. —

Vierhüßig soll das Wort sein? — fragte eine näselnde Stimme, — dann ist es gewiß Schicksalstücke. Wie denn das? — entgegnete lachend unser Vöner, der Hauptmann von Hollisch.

Ja leben Sie, — näselte Jener, — die drei Damen zu Anfang sollten doch wohl die drei Schicksalsgöttinnen vorstellen, nicht wahr?

Schicksalsgöttinnen? Meinen Sie etwa die Parzen, Herr von Dumski?

Gewiß! Ja! die Parzen!

Ja, warum nicht gar! —

Doch, doch! — Das blaue Band, welches sie umschlang, bildete ja den Lebensfaden. Und die Zigeuner waren doch nichts anders als eine — eine — wie nennt man es doch, wenn man etwas bloß in 'ner andern Gestalt darstellt, aber eigentlich doch wieder etwas anders meint? eine — eine —

Eine Allegorie etwa? — fragte schalkhaft der Hauptmann.

Ach ja! Allegorie! allegorisch! das ist wahr! Ich meine, die Zigeuner sollten ja doch nur die Tüde im Allgemeinen allegorisch darstellen, nicht? meinen Sie nicht? Die Kerls sahen wenigstens tüdlich genug aus mit ihren fürchterlichen Bärten!

„Esel!“ riefen wir hinter dem Vorhange mit Recht aus, höchlichst beleidigt über solche Kritik! —

Aber wie kann denn Tell's Schuß — das Ganze — als Schicksalstücke gelten? — fragte der Hauptmann weiter.

Ja, sehen Sie, — näselte der Pfiffige, das ist auch allegorisch; der Doktor Gurlich sagte vorhin, man müsse solche lebenden Bilder immer als Allegorien auffassen. Und es ist doch wahr; trotzdem, daß der Tell den Apfel getroffen hat, wird er nachher dennoch festgenommen — und Sie müssen gesehen, — das ist starke Schicksalstücke!

Hm! diese Combination ist mir ein bißchen zu sein! — äußerte sich der Hauptmann, — es wird wohl eine andere Auflösung kommen.

Rein, nein! — entgegnete Dumski, — Sie werden sehen, daß ich Recht habe! —

Sollten die jungen Damen zu Anfang vielleicht eine Scene aus Iphigenie darstellen? — fragte die reiche Frau Senator Graber ihren Nachbar.

Ich glaube kaum, — lautete die Entgegnung, — ich wüßte wenigstens nicht, daß —

Ja, doch! — fiel die Dame wieder ein, — der Professor Kramer sagte doch so etwas, und der ist ja wohl ein sehr gelehrter Mann, nicht wahr? Ich verstehe solche Geschichten nicht, — (Frau Senator Graber war bumm, fett und gutmüthig) — aber Kramer meinte, die Musik sei aus Iphigenie von Lud.

Ah! vielleicht aus der Gluck'schen Oper?

Gluck heißt der Mann? Ich habe nie von ihm gehört, und verstand Lud! Aber da ist ja Kramer! Ah, liebster Professor! Auf ein Wort! —

Berechne Frau Senator? —

Von wem war doch die Musik zu dem Bilde, welches die Wollben und die beiden andern jungen Damen stellen?

Aus Gluck's Iphigenie!

Sehen Sie wohl, Herr von Giesen? Die jungen Damen machten eine Scene aus Gluck's Iphigenie, wie ich Ihnen vorhin sagte.

Ja, aber, — meine Gnädigste! — die Musik war wohl aus Iphigenie, indeß das Bild —

Nein, nein! Sie wollen mir nur immer widersprechen; — fiel Frau Senator ein, und mehr von diesen Gespräche hörten wir nicht. —

Eit der Mond etwa an Bahnschneuzen? — fragte der abschauliche Doctor Urtlich. —

Seien Sie nicht immer so boshaft! — entgegnete eine Damenstimme.

Die drei Grazien waren ein bißchen modern, — bemerkte inwischen ein strenger Kritiker zum Präsidenten von Leimig. —

Aber bildschön! — entgegnete dieser mit wohlwollendem Acheln, und — das war ja doch die Hauptsache, wenigstens nach unserer Meinung hinter der Scene. —

Die Zigeuner und ihr Gesang hatten recht gut gefallen; auch das hörten wir mehrfach aufsprechen, aber — natürlich — der junge Herr Dornig hatte nicht bloß den Apfel, sondern — wie man so zu sagen pflegt — auch den Beutel abgeschossen: er war der Held des Abends! —

Ich hab's, ich hab's! — rief plötzlich die allerliebste Lucy von Leimig aus und klappte freudig in die Hände: drei Grazien, vier Zigeuner, Tell! Dreiviertel! Aber wie wollen sie das Ganze darstellen?

Es kommt noch eine Silbe und dann erst das Ganze! — rief Minna von Wollben durch den Vorhang, — nicht zu voreilig gerührt, liebe Lucy!

Ah! Minna! Bist Du's? Ihr saßt reizend aus, mein ganz reizend! —

Die Registreorgelc erkent; die Zuschauer nehmen Platz.

Viertes Bild:

Die Mitglieder der Tanzstunde haben sich in eine Singstunde verwandelt, natürlich eine stumme; — (der Allegorie wegen, meinte wohl der pfiffige Dumstli.) —

Voraus steht Willner als Musikdirektor und schlägt den Takt zu der unhörbaren Musik, welche wir dem Anscheine nach von unsern Notenblättern abhingen. Die Sänger müssen wohl sehr unsicher sein; denn es bedarf überaus starker Gestikulationen des Directors mit seinem Taktstode, um hier einen Eintritt vorzubereiten, dort eine Pause anzudeuten, hier zu beschleunigen, dort zurückzuhalten. Wir

Sänger schreiben die fürchterlichsten Grimassen, das plastische Bild streift augenscheinlich schon in die dramatische Handlung hinüber, ein neues Kunstgenus unserer Erfindung und — die Zuschauer wollen sich ausschütten der Lachen. —

Pflichtlich machte der Director eine Verbeugung gegen das Publikum und eilt an's Fortepiano; die Sänger und

Sängerinnen gruppirten sich zu Pöaren, und mit dem Rufe:

„Das Ganze!“

folgten wir der musikalischen Aufforderung und wirbeln in einem schnellen Walzer durch den kleinen Bühnenraum.

Bravo! bravo! — ruft und klatscht das Publikum; Dreiviertelstakt! — ruft Lucy von Leimig; — wir erwidern mit: Wüthig, gerathen! — und der Vorhang fällt! —

— — — — — Auch über unser weiteres Schülerleben will ich nun endlich den Vorhang fallen lassen! Etwas Keelles, d. h. eine angenehme Partie, war von uns Allen — mit Ausnahme Dornigs — ja doch vorerst nicht zu erwarten. Was hilft aber alle Liebelei! — Kann er 'ne Frau ernähren? — fragt die vororgliche Mama. — Wie fleht's mit der Carriere?

— erkundigt sich der vernünftige Papa. — Wird er endlich Ernst machen? — denkt Fräulein Julchen, Kottchen oder Mündchen, sobald nämlich der 24. Geburtstag näher und näher rückt, — nein, nein! mit der bloßen Kurmaderci sind wir nicht mehr zufrieden! —

So wollen wir denn vom Scherz zum Ernste übergehen, und uns die „böse Welt“ etwas mehr von der praktischen Seite beschauen. —

Jene lebenden Bilder aus der Zeit der Tanzstunde her, sind nämlich so ziemlich die letzte heitere Erinnerung aus meiner damaligen Lebensperiode. Bald nach der großen Gesellschaft, deren Bieder doch eigentlich die Tanzcouleur war, — wie wir uns einredeten, — bald nachher traten die inneren und äußeren Kämpfe, welche ich wegen der Wahl meines zukünftigen Berufes in meiner Jugend habe bestehen müssen, in jenes Stadium ein, in welchem

sie mir sehr vielen und bitteren Kummer bereitet haben.

Doch, das gehört nicht hierher! Jene trübe Zeit ist längst vergangen; die Wunden, welche mir durch die Verhältnisse geschlagen worden, sind vernarbt; Leiden und Entbehrungen, welche mit manchem Lebensjahre unermüßlich verbunden sind, dauern zum Glück ja nicht ewig, und so überirpige ich denn vorerst in meiner Erzählung eine lange Reihe von Jahren, in denen auch für mich auf Sturm und Regen allmählig ein milder Sonnenschein gefolgt war. —

Nur so viel noch aus jener oben beschriebenen Zeit, daß Dornig wirklich ernstliche Anstalt machte, in das ihm von seinem Dheim empfohlene Infanterie-Regiment einzutreten, um bei demselben auf Abancement zu dienen.

Nach dem Schluß unserer gemeinschaftlichen Tanzübungen waren wir Uebri gen nicht viel mehr mit ihm zusammen gekommen. Hier oder da eine zufällige Begegnung, eine ziemlich gleichgültige Frage: Run? wie geht's? Immer noch hier? u. s. w.; das war Alles. Dornig schien nun einmal sich nicht von der Idee losmachen zu können, daß er — seinen äußeren Verhältnissen nach — in seinem Umzuge mit uns eine Art Herabablung zeige, und wir wollten uns das natürlich nicht gefallen lassen. — So kam es denn auch, daß wir von seiner erfolgten Abreise erst eine Woche später zufällig hörten; sein Weg mochte wohl in einer andern Sphäre liegen, als der unsere. —

Zweiter Band.

Zwölftes Capitel.

Ein großer Theil dessen, was ich bisher meinen verehrten Gönnerinnen über meine frühe Jugendzeit erzählt habe, ging gleich Schattenbildern an meiner Erinnerung vorüber, während ich aus dem Fenster meiner Nummer 23 im „goldenen Löwen“ den „alten Wakt“ in Dreifstrahlen, und das Rathhaus und die Nicolaisirde und das alte Wachtgebäude und die „Commandantur“ mit den Schildwachen vor beiden und den klaren Vollmond betrachtete. Erst ganz spät suchte ich mein Lager auf, und selbst im

Schlaf noch legte meine Träumerei sich fort. — Aber dennoch war ich am nächsten Morgen schon zeitig aus dem Fiebern heraus und bereits für und fertig angekleidet, als der Kellner mit dem Kaffee eintrat. — „Was sab ich! Da lagen ja zwei Butterkerzen lieblich duftend auf dem Präsenzbrett, und bei diesem Anblick konnte ich nicht umhin, nach der Melodie „o Danneboom, o Danneboom“ für mein Enttäden ein „poetisch Lieb“ zu improvisiren, beginnend: „o Butterberg, o Butterberg! wie schön thust Du mir riechen!“ Und dann ergriff ich ein Exemplar dieser Herzen mit einem solchen Eifer, daß der edle Jüngler der weißen Serviette mich halb verwundert, halb verächtlich ansah. —

„Mit Nummer 23 scheint es nicht ganz richtig hier!“ — hörte ich ihn nachher zum Stubenmädchen sagen, und wahrscheinlich machte er dabei eine bezeichnende Gebärde nach der Stirn hin. Sehen konnte ich freilich die Weiden nicht; ich vernahm nur jenen Ausspruch, zugleich ein sehr verächtliches Schmäden der Lippen, und dann einen „unwillig sein sollenden“ Ausruf: „Was verstehen Sie sich, Wilhelm! Ich werde es dem Herrn sagen, wenn es wieder vorkommt.“ —

Wahrhaftig! Ich hörte es gleich auf der Stelle wieder vorkommen; also ohne Zweifel hat Letzter ihre Drohung wahrgemacht und dem Herrn, d. h. dem Wirthe des „goldenen Löwen“ sofort eine begründete Klage eingereicht.

„Ach ja! Die Unschuld muß doch recht viel leiden in dieser „bösen Welt!“ —

Dieser melancholische Gedanke störte mich jedoch nicht im Geringsten im Genuß meiner Butterkerzen; — mein eigenes Herz war wohl schon sehr verhärtet — und hätte Wilhelm gesehen, wie ich jeden einzelnen Bissen mit Kennerblicken betrachtete, bevor ich ihn con amore zum Munde führte, er hätte vielleicht ein noch viel unangenehmeres Urtheil über den Zustand meines Hirnstammes abgegeben, als ich ihm bereits verhandte. — Die konnte er aber auch wissen, daß ich in Gedanken wieder ein „Tertianer“ war, und in fast geräuscher Stimmung der vielen Fälle gedachte, in welchen ich als „Kuch“ für die „Besmosten“ (Tertianer!!) zum Bäcker hatte laufen müssen, um „Butterkerzen“ zu holen. —

Nach dem Frühstück jedoch ließ es mir nun auch keine Ruhe mehr; ich mußte meine alten Freunde und Schulgefährten aufsuchen. —

„Dr. Wolf, praktischer Arzt, Sprechstunden 8—9 und 4—5“ stand auf dem großen Porzellschilder an seiner Thür. Es war noch weit vor 8 Uhr und schon sahen wartende Patienten im Vorzimmer, in welches ich vom Hausflur aus einen Moment hinein-schaute. — „Ei ja! Der Doctor Wolf hat eine sehr hübsche Praxis!“ hatte der Wirthe des „goldenen Löwen“ mir mitgetheilt, als ich ihm beim Ausgehen vor der Haus-thür stehend angetroffen und mich bei ihm nach meinem alten Freunde erkundigt hatte.

Kann ich den Herrn Doctor wohl sogleich sprechen? — fragte ich ein Dienstmädchen, welches auf dem Haus-flure beschäftigt war.

Betrifft es einen gefährlichen Fall? — erkundigte sie sich dagegen mit einer gewissen Art von eingeweihetem Kennerblicke, — sonst geht es nach der Reihe!

Ich will die Sprechstunde nicht stören, — beruhigte ich das gewissenhafte Mädchen, — aber übergeben Sie Ihrem Herrn nur diese meine Karte hier, dann wird das Uebrige sich schon finden. —

Wenige Augenblicke nachher hörte ich rasche Tritte, eine Stimme fragte: „Wo ist der Herr?“ — ein freundlicher Ausruf von uns Weiden: „Berger! alter Junge!“ — „Wolf! Du lieber Ker!“ — und zwei jugend-gefährten lagen sich nach vielen, vielen Jahren der Trennung in den Armen. —

In dem Wohnzimmer, in welches mein Freund mich

geführt hatte, saß eine noch jugendlich aussehende Frau von sehr angenehmem Aussehen neben zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen von etwa 8 und 6 Jahren am Kaffeetische.

„Meine Frau!“ — stellte Wolf die Dame mit Vor-, — und meine beiden Kinder! — Und hier, liebe Louise! mein alter Freund Carl Berger! Da lernst Du ihn also endlich persönlich kennen!

Ich entschuldigte meinen frühzeitigen Einbruch in den Familienkreis mit der Sehnsucht nach dem entlichen Abschlusß so langjähriger Trennung, ward aber von der lieben kleinen Frau lächelnd unterbrochen.

Ich kenne Sie schon seit lange, — sprach sie, mit traulich die Hand reichend, — sowohl nach der Beschreibung meines Mannes, als auch aus den Producten Ihrer Feder; und darum entschuldigte ich gar nicht meinen Morgenantritt mit der Küchenhüte, und die Kinderstube und den ganzen „Wirtschaftsapparat“ in diesen Regionen, sondern ganz: zwischen uns, lieber Herr Berger! bedarfs der leeren Complimente nicht. Willkommen in Dreifstrahlen und hier bei uns am Kaffeetisch! Nehmen Sie den Stuhl hier, trinken Sie schnell noch eine warme Tasse, — (nein! nein! ich nehme keine Absage an: eine Tasse kann man immer noch trinken!) — und nun erzählen Sie uns, wie und wann Sie denn hergekommen sind. —

Ich that natürlich mit der warmen Tasse ein Uebri-ges, — (eigentlich — es ist wahr — handelt meine ganze Erzählung von „Essen und Trinken“, was ich hiermit einem beliebigen „bissigen“ Recensenten denuncire; möge er mich demgemäß „verarbeiten!“) — dabei erzählte ich von meinem Entschlusse, endlich einmal die Heimath aufzusuchen, von der Fahrt, der Reisegesellschaft u. s. w. und ich fühlte mich ganz überaus glücklich in diesem kleinen Kreise. —

Ein glückliches Familienleben offenbart sich gewöhnlich sofort auf den ersten Blick. Bei Wolf war ein solches vorhanden, das war gar nicht zu verkennen; er hatte jedenfalls eine sehr gute Wahl getroffen. Seine Frau verband mit ihrem vortheilhaften Aussehen ein angenehmes, feiselndes Wesen. Sie war geistig gebildet, aufgeweckt, unterhaltend, dabei in allem natürlich und ungenau. Daß sie gleichzeitig eine tüchtige Hausfrau und sorgsame Mutter abgab, zeigte sich in der wohlthunenden Harmonie der ganzen Einrichtung ihres Haushaltes, wie in dem Benehmen und Aussehen der beiden Kinder. —

Ich bewunderte im Laufe unseres Gesprächs den großen Comfort ihrer Häuslichkeit, selbst der sogenannten Kinderstube, welche zugleich als Eßstube benützt wurde.

Wir haben sehr klein angefangen, — sagte sie, — ich brachte meinem Albert nur eine kaum nennenswerthe Ausstattung zu, und der erste Beginn einer ärztlichen Laufbahn erfordert wirklich manchmal recht große Einschränkungen. Aber, aus der bloßen „Familien- und Armenpraxis“ hat sich denn doch recht bald eine lohnende Beschäftigung entwickelt, und meines Mannes Patienten wohnen nicht bloß hier in Dreifstrahlen, sondern zum Theil drüben auf der Insel und auf weit entlegenen Gütern. Ich bin stolz auf meinen „Herrn und Gebieter“, lieber Herr Berger! — und dabei lehnte sie sich zu meinem hin, daß er ihr zärtlich einen Kuß auf die Lippen drückte. — „Glaube ihr nicht mit dem „Herrn und Gebieter,“ — sagte Wolf dann lächelnd zu mir, — sie führt ein strenges Pantoffelregiment, und ich darf mich nicht „muffen.“ —

Es geht mir ja ebenso mit mein er „besseren Hälfte,“ bemerkte ich erklärend zu der kleinen Doctorin; aber — aufrichtig gestanden — der Pantoffel süßt sich im Ganzen sehr bequem, viel angenehmer, als die kniefenden Glanzstiefel eines Junggesellen sitzen. —

Das sage ich ja immer! — rief die Beherrscherin meines Freundes ganz eifrig aus, — Ihr „Herrn der

Schöpfung“ wüßt gar nicht, welsch ein ungeheurer Gefallen Euch erzeugt wird, wenn wir Frauen Euch Eure Freiheit nehmen! Warum beirathet Ihr uns auch sonst?

Um doch Jemanden zu haben, der uns die lesten Bänder und Knöpfe wieder annähet! — antwortete Wolf mit tommischem Ernste, — hier, Luise! Der infame Knopf ist schon wieder los! — Und er reichte seiner freundlichen Gattin den einen Arm hin, an welchem sie — sogleich Nadel und Faden aus einem Kästchen hervorlangend — einen Hemdenknopf zu befestigen begann.

Och! es Ihrer Frau kann auch so? fragte sie mich. — Natürlich! Aber das ist die gerechte Strafe von Euch Frauen dafür, daß Ihr den Faden niemals beschnitten, Himmel; wie es habe ich mir darüber schon die Fingern wund geteilt; aber es hilft durchaus nichts! Glauben Sie mir, die Knöpfe dagegen, welche ich als Jungsgeselle mir selber annähet, die gingen niemals wieder los; eher riß das Zeug aus allen Fugen.

Siehst Du? gerade, was ich Dir immer vorpredige! — meinte Wolf zu seiner Gattin, welche ihm dafür einen scharfschnäbeligen Schlag auf die Hand gab, indem die Näherlei beendet war. — Sie war bedeutend jünger, als er; aber, es herrschte ein überaus herzliches und liebliches Verhältnis zwischen ihnen. —

Natürlich tauschten wir beiden alten Schulgefährten vorerst in allgemeinen Fügen unsere Eindrücke aus, die genauere Mittheilung einzelner Details der Zeit vom Wittageßen an überlassend, zu welchem ich von Beiden zugleich eingeladen wurde. —

Wolf mußte um 8 Uhr in seine Sprechstunde, dann bis 2 Uhr in seine Praxis; präcise 2 Uhr sollte ich mich also wieder einfinden. — Seine Gattin und ich saßen aber noch ein Stündchen länger, als er, am Kaffeetische, und sie beantwortete mit großer Liebenswürdigkeit alle die vielen Fragen, welche ich natürlich nach und nach vorbrachte, um mich über die Lage und Verhältnisse der früheren Bekannten und Gefährten möglichst genau zu unterrichten.

Wolfs Mutter also lebte nicht mehr; seine ältere Schwester war nach Hamburg hin an einen Kaufmann verheirathet, die jüngere — Julie — wohnte im Kloster, einem südlichen Städt, für unverheirathete Honoratiorenstöchter. — — Marie Schönborn hatte lange Zeit gewohnt, — wie es Schönheiten dann wohl zu passiren pflegt, — endlich beim Herannahen der bedenklichen, aber gar sehr bedenklichen Jahre mit einem Wittwer, allerdings einem reichen Fabrikbesitzer an der medlenburgischen Grenze, eine „angemessene Partie“ gemacht. — — Grunow hatte nach seines Vaters Tode die Weinhandlung übernommen und das Geschäft bedeutend erweitert.

Seine Frau hat ihm ein ziemlich ansehnliches Vermögen zugebracht, — erzählte meine kleine Doctorin, — und sie that sich zu Anfang sehr viel darauf zugut. Der Einfluß der sanften, liebenswürdigen Mutter Grunows, welche den Garten vor dem Thore noch für sich behalten hat und dort wohnt, hat die schwefen Eelen in dem Charakter der Schwiegertochter aber schon sehr gemildert, und — da die Letztere im Uebrigen gar nicht bumm ist und innerlich wohl ihre Fehler einseht, so wird sie gewis mehr und mehr erkennen, daß ein wirkliches Panteffregiment doch ganz und gar nichts taugt, und zwar für beide Theile nicht. Sie sehen, lieber Herr Berger! ich habe ein Einsehen. Grunows Frau hat große Anlage zur Herrschsucht und — trotz ihres Vermögens und des Gefalls an äußerem Glanz — zum Geize, so daß wir zuerst särhsteten, die Ehe wüchste am Ende eine nicht glückliche werden; es hat sich aber doch besser gestellt, als es anfänglich den Anschein gewann. — —

Das Letztere zu hören war mir recht von Herzen lieb. Denn Grunow mit seinem sinnigen, gemüthvollen Wesen verdiente eine Behandlung seitens seiner Gattin, wie er sie von jeher von seiner Mutter gewohnt gewesen war.

Auch mein alter Freund Körbel hatte seinen Ferk in Dreifstrahlen gefunden: er war Lehrer an der Gewerbeschule mit einem Gehalte von 700 Thalern, war gleichfalls verheirathet und bereits mit 6 Kindern gesegnet.

Die Körbels durchkommen, ist vielen Leuten ein wahres Wunder, — bemerkte meine „historische Quelle“; — aber trotz seines spärlichen Gehalts und trotz der starken Familie sieht es sehr angenehm bei ihnen aus: die Wohnung ist „wie geleckt“, die Kinder sind „wie aus dem Ei gepellt“, dabei sind Vater und Mutter stets zufrieden, heiter und glücklich, klagen niemals und stehen überall in der höchsten Achtung. Er wird allerdings für seinen mathematischen Privatunterricht von den jungen Schiffen, welche hier ihr Steuermannsexamen machen müssen, sehr gut bezahlt, und sie ist eine Wirthin comme il faut. Aber Sie müssen sich der Dittlie Sängers ja doch noch erinnern?

Versteht sich! Also die hat Körbel geheirathet? Sie war als Mädchen recht hübsch.

Und ist es noch, trotz der Jahre, welche zwischen jetzt und Ihrer Tauschung liegen. — (Sie sehen, mein verehrter Herr Post! ich weiß Alles!)

Hat der Gatte also haarfein beipähen müssen? — Gewis hat er! Sie sollen übrigens Körbels bei uns sehen.

Und nun: was ist denn aus Bucher geworden? — fragte ich weiter; — mit ihm war ich eigentlich früher am engsten befreundet, und dennoch sind auch wir so ganz aus einander gekommen, daß ich seit meinem Abgange von hier nichts mehr über ihn gehört habe. So oft ich auch seiner gedachte, es hat sich doch niemals eine bestimmtere Gelegenheit, und wieder näher zu treten. Ein Jeder von uns hatte wohl genug mit seinen eigenen Kämpfen und Sorgen zu thun; wir konnten auch unsere Aufmerksamkeiten nicht einmal, und — es geht ja überhaupt sonderbar zu im Leben! Hat Bucher nicht Theologie studirt?

Der wäre auch ein schöner Theologe geworden, — meinte lächelnd die kleine Doctorin, — er mit seinen Ansichten und seinem ganzen Wesen! — Allerdings hat er jenes Studium begonnen gehabt, hat dann aber auf der Universität sehr bald umgewandelt, ist Jurist geworden, soll sich während der Studienzeit durch Privatunterricht und späterhin als Hilfsarbeiter bei einem Justizcommissarius höchst kümmerlich durchgeholfen haben, hat aber dann die Examina sehr glänzend bestanden und ist jetzt einer unserer beliebtesten Advokaten hier.

Ist er verheirathet?

Rein! und es ist recht schade, daß er nicht ein Mädchen glücklich macht: ein so gezierter Charakter, dabei so liebenswürdig, ein heiterer Gesellschaftler, wie man sich keinen angenehmeren und unterhaltenderen wünschen kann, und trotz alledem, wie er selber sagt, ein „unverfechterlicher Junggeselle!“

Ich werde ihm endlich den Kopf waschen! — sagte ich.

Das wird schwerlich etwas helfen, — meinte die Doctorin, — es liegen tiefere Gründe vor.

Auch wieder so eine Art „alte Geschichte, doch ewig wieder neu“, wie Heine sagt? —

lassen Sie sich darüber von meinem Manne erzählen! — mich die Gefragte mir aus.

Das Dienstmädchen hatte bereits einmal vorher die Zimmerthür ein wenig geöffnet, ihre Herrin fragten angeschlossen und war dann wieder verschwendet. Sie wiederholte dies Manoeuvre jetzt zum zweiten Mal und ich entnahm daraus, daß die wirtschaftlichen Angelegenheiten sehr ernstlich begannen, ihre Rechte geltend zu machen. — (Sie müssen allerdings nicht außer Acht lassen, mein bissiger Herr Recensent! daß in einem geregelten Haushalte, z. B. in dem Ihrigen, mindestens fünf Mal in einem Tage gegessen und getrunken wird, daß wir sie

ben Deutschen nebenbei eine jede Feier vor allem zuerst mit dem Wagen begeben, daß ich also diese interessantesten Facta nicht umgehen kann, wenn ich das Leben beschreiben will, wie es ist, nicht wie es sein könnte!) — So erbob ich mich also mit der Antändigung, daß ich nunmehr auch meinen übrigen Freunden einen Besuch abstatten wollte.

Aber lehren Sie nicht später als um 2 Uhr zurück! — ermahnte die liebenswürdige Witbin, — und nicht zu viel gefürstet, — hören Sie? — wenn Sie etwa unter den „Terminherren“ diesen oder jenen Bekannten antreffen sollten, was sicher nicht ausbleiben wird. Ich will recht gut: im „goldenen Löwen“ werden um diese Zeit schwere Sitzungen gehalten.

Ich versprach natürlich, mit meinem Mittag nicht verderben zu wollen. Und à propos „Terminherren“, — sagte ich, schon in der Thür stehend, — es gehört habe ich dieselben gestern Abend schon, und es schien mir auch, — nach der Tonart zu urtheilen, in welcher gezeugen wurde, — daß die Wollpreise nicht schlecht gewesen sein können; einen von ihnen habe ich selbst schon gesehen, und wenn ich nicht irre, in etwas seliger Stimmung; es war Dornwig, oder wie er sich jetzt wohl wird betiteln lassen, der Herr Rittergutbesitzer Dornwig.

Ah den? — bemerkte die Doctorin mit einer eigenthümlichen Geberde, sind denn seine Erlebnisse Ihnen vielleicht zufällig bekannt geworden?

Nein! Alles, was ich über ihn weiß, läuft darauf hinaus, daß es mit seiner Militaircarriere nicht hat glücken wollen, — worüber ich mich übrigens nicht im geringsten wundere, — und daß er dann sehr bald das Gut von seiner Mutter übernommen hat. Etwas Weiteres über ihn habe ich nicht erfahren.

Lassen Sie sich auch darüber von meinem Manne erzählen! — sagte die kleine Frau, ergriff den Schlüsselkorb und nickte mir einen freundlichen Abschied zu. —

Dreizehntes Capitel.

„Bucher, Rechtsanwalt und Notar,“ las ich unter der Klingel, in deren Nähe die Wand stark abgegriffen erschien. Die Hände, welche an jenem Klingelgriff gezogen hatten, um die Hülse des „Rechts“ in Anspruch zu nehmen, mochten wohl nicht immer „ganz rein“ gewesen sein. Auf das Ansehen antwortete eine laute, lange nachhallende Glosse, die Thür sprang auf, — augenscheinlich von innen durch einen Tritt auf eine Feder geöfnet, — und ich trat durch einen kleinen Vorraum, eine Art dunklen Corridor, in ein geräumiges Zimmer ein mit lahlen, von Laupenblat angeräucherten Wänden, und mit stark ausgetretenen Fußboeren. In der Mitte dieses Geschäftszimmers standen zwei lange, mit Lach benagelte Schreibtische, — (der Ueberzug zeigte noch einige Spuren von frischem Grün, war sonst aber bereits in Grau oder Schmutzgelb verbleicht und überall mit Tinte reichlich übergoßen) — und an diesen Tischen saßen etwa 6 bis 8 junge Leute, — die Schreiber des Herrn Rechtsanwalts, — eifrig mit Copiren beschäftigt. Kein Einziger von ihnen nahm von meinem Eintreten die geringste Notiz.

Hi Herr Bucher zu Hause? — fragte ich.

„Spricht!“ entgegnete kurz derselbe junge Mann, hinter dessen Rücken ein Drabt mit einem Griff hing, auf welchem er, wenn die Glocke sich hören ließ, die Thür öfnete, gleichfalls jedoch, ohne sich auch nur umzusehen.

Auf einer mit schwarzen Pferdehaarbezug gepolsterten Sitzbank ohne Lehne und aus einzelnen Stühlen saßen bereits mehrere Klienten des vielbeschäftigten Advokaten; ich folgte ihrem Beispiele und nahm einen Stuhl ein, von welchem aus ich das ganze Zimmer nebst einem kleineren, mit Actenrepositorien besetzten Nebenzimmer bequem übersehen konnte, da meine Umgebung wirklich anfang, mich im höchsten Grade zu interessieren. Das geschäftige Kräpeln

der Federn, das leise Klüffeln einzelner Klientengruppen, von Zeit zu Zeit die Glocke, — mit einem Griff des jungen Schreibers nach dem Drabt und dem darauf folgenden starken Klud der Thürklinke beantwortet, — das regelmäßige Ab- und Zugehen eines alten, verordneten Bureauiers, welcher in die neben jedem einzelnen Schreiber stehenden kleinen Actenständer geschäftsmäßig aussehende Papiere und Acten legte, oder die Reinschriften aus ihnen forttrag, alles zusammen genommen beschäftigte meine Gedanken und Wüandisse auf eine sehr unterhaltende Weise. Ich war entlichlos, gewüblig meine Tour abzuwarten, und dann püderlich meinem alten Freunde in „Geschäften des Bierschens“ entgegen zu treten.

In der Nebenstube mit den Actenrepositorien schnarrte jetzt auf einmal eine Schwarzwalder Uhr; eine etwas bessere Kalkostimme ließ sich zuhmal vernehmen, und wie auf Kommando warfen sämtliche Schreiber die Federn fort, langten aus Tischkubladen, Rocktaschen oder Hüten Kieue in beschriebenes Actenpapier eingewickelte Pakete hervor und — hielten ihre Frühstücksviertelstunde ab. Während dieser Zeit wurden mit halb unterdrückter Stimme — und durch die tägliche Uebung recht geschickt ausgebildeten — unhörbarem Gläppler allerhand Bemerkungen und Geschichten der Außenwelt von den Männern der Feder ausgetauscht.

Sie sind gewiß gestern wieder auf 'nem Ball gewesen, — bemerkte ein etwas aufgebunsener fortpulenter, schon ältlich und sehr schmierig aussehender Schreiber mit einer großen blaugläserigen Brille auf der Nase zu seinem vis à vis, einem langen, mageren und blond gelockten Jünglinge mit tierischem Stugbürtchen und blaueidener Halskravatte, — mir dünkt, Sie haben noch nicht ausgehüsen.

Ihr Genius hat Ihnen die Wahrheit zugestüßert, mein Verehrtester! — entgegnete vornehm der Studer, seinen Bart mit einem Taschentamm aufputzend, — ich war in der Harmonie.

Der Bebrillte that einen langen Zug aus einer kleinen grünen, plattgedrückten Flasche, deren Inhalt mit sehr verdüchtigt nach Nufel zu riechen schien, schmachte mit den Lippen, schlug mit der rechten, inneren Handfläche den Rockspügel wieder in den Hals der Flasche hinein, und sprach mit Begleitung des erwöhnten, unhörbaren Gläpplers dann einige mir unverstündliche Worte zu seinem neben ihm sitzenden Collegen.

Auf „Freiersfüßen?“ — fragte dieser als Erwiderung, — i demahre! Der Windbeutel denkt nicht an's Heirathen.

Aber die Mädchen sind wie verrückt nach ihm, — behauptete der Schmierige; — nicht wahr, Köhnsel? die kleine Freierstochter um die Ecke lassen Sie doch nicht vergeblich schmachten? hi, bi, bi, hi!

Sie sind bloß wieder neidisch, Müller! — erwiderte der geschmeidete Semmelbrot, — übrigens, was kann ich denn dafür, wenn ich Eroberungen mache?

Bei diesen selbstgefälligen Worten warf ein blasser, etwas verwachsener College des gefährlichen Damentöblers dieselben einen langen, stummen Blick zu.

Waren Erölich's gestern in der Harmonie? — fragte er dann endlich wie mit einer Art von Ueberwindung.

Berhebt sich, — antwortete der Gefragte, — ich habe mit der schönen Hulda den Cotillon getanzt! — und wiederum wurde der kleine Taschentamm in Thätigkeit gesetzt, während der flasse Verwachsene nach einem tiefen Athemzuge sich mit seinen Papieren zu schaffen machte.

Himmel! — dachte ich bei mir, — welche Tragik des Lebens entwidelt sich doch all überall, selbst hier in der alltäglichen und prosaischen Geschäftswelt eines Advokaten. Verkommenheit, gepaart mit Neid und Mißgunst; Leichtsin und Eitelkeit mit äußeren Erfolgen gekrönt; Ungunst des Geschicks und stille, heftigste Neigung mit ihrer schmerzlichen Entsagung; hier sitzen sie

alle an einem und demselben Schreibtische und — (die Nothwendigkeit umging sie dazu) — kopiren zum täglichen Broterwerb die Testamente der Reichen, die Verträge und Paten der Geschichtswelt, die Schul- oder Eheheirathsakten der Unglücklichen, — alles „mischmalch“ durcheinander, — und lasen und schälten dazwischen eber erquiden sich am — Kufel. „Bab! Die Welt ist ein großes Warrenbau!“ — pflegte mein alter Freund Pochmann auszurufen, — was thut's? Einiger Trost bei diesem Verhältnis befiel ja doch darin, daß man mit etwas Mühe wenigstens eine Wärterstelle im Tollenbau erlangen kann! —

Der Schmierige schien einen Genuß darin zu finden, seinen Collegen etwas Unangenehmes zu sagen. — Also vergessern nicht zum Unwohlbrütentant gewöhlt, Wehrmann? — wandte er sich zu einem jungen Schreiber, dessen Bart und Haltung einen streng militairischen Zuschnitt offenbarte, — ja, ja, lieber Freund! unstudirte Leute —

Wehrmann ist gewöhlt weren! — fiel der Inhaber des Arbeitsplatzes am Fenster, augenscheinlich eine Art Bureau-Ges, dem Schmierigen vertrießlich in's Wort, — Ihre Nachsicht von gessen war wieder mal falsch, Wüller! — Nun, dann ist man jetzt nachsichtiger, — bemerkte dieser dagegen; — als ich studirte und während meiner Referendariatszeit galt entschieden als Grundlag —

Wäiden Sie uns doch mit Ihrem Studium und Ihrer Referendariatszeit endlich vom Pafte, — unterbrach wieder der Inhaber des Arbeitsplatzes; seien Sie froh, daß Sie hier kopiren dürfen, und — (halb im Rückstertzen) — sprechen Sie nicht so laut, die Leute dort fangen schon an, nach uns binzublicken. —

Durch Bucher erfuhr ich späterhin, daß der schmierige Schreiber mit der blauen Brille — der Sohn eines verstorbenen höheren Beamten — wirklich schon ein Jahr lang als Referendarius gearbeitet hatte; Bucher kannte ihn noch von der Universitätszeit her und schätzte ihn als einen recht geschickten, aber lüderlichen, unzuverlässigen und charakterlosen Menschen. Wüßtes Leben und namentlich seine Neigung zum Trunk hatten ihm zuerst viele vergeltliche Warnungen seiner Bekannten, dann Beweise und Strafen seiner Vorgesetzten und endlich die Dienstentlassung zugezogen. Sein bisshen Vermögen war bald verzehret; er sank tiefer und tiefer in seinem Betragen, — (so etwas pflegt allerdings wunderbar schnell zu gehen, wenn die erste Scham überunden ist) — und er stand beinahe hilflos da, nicht viel mehr, denn ein „schmieriger Bettler.“ als Bucher ihm zufällig wieder begegnete. — Ich konnte ihn doch nicht gänzlich unterfinken lassen, — sagte der Gutmüthige zu mir, — und so nahm ich ihn denn zum Hülfsschreiber an. Er nützt mir gar nichts, sondern frßt und verbindert bloß seine Mitarbeiter; aber ich kann mich doch immer nicht entschließen, ihn wieder fortzujagen. Er ist unter specieller Deraufsicht meines ersten Schreibers, — eines solchen Actuars, wie Wüller wohl megerwend hinter dessen Rücken sich ausläßt, — mit dem einfachen Kopiren von Bagatellfachen beschäftigt, und selbst dazu ist er kaum noch tauglich, da er überhaupt schon eine sehr unbeachtliche Handschrift hat, und überdies jetzt sehr bedenklich zu zittern beginnt, bevor er nicht „sein Quantum zu sich genommen.“ — Trotz all dem aber liebt er es, seinen jetzigen Collegen gegenüber den „Referendar und studirten Mann heranzubringen,“ sich als einen Höhergestellten zu geriren. Es ist ja eine oftmals beobachtete eigenthümliche Thatsache, daß solche moralisch heruntergekommenen Subjecte stets in beiderer Vorliebe mit ihrer etwanigen besseren Stellung von früher zu prunten suchen: sie schämen kein Verhältniß mehr dafür zu haben, daß sie dadurch den Gegenfaß ihrer gegenwärtigen Lage nur um so schärfer beleuchten. Und — fuhr Bucher fort, — giebt es denn nicht im gewöhnlichen Leben recht viele, längst versauerte und in läg-

lichter Einseitigkeit gefangene bloße Fachjünger, die nicht einen einzigen selbstständigen Gedanken zu Tage fördern können, die — statt selber zu schaffen — sich am Geben genügen lassen müssen und höchstens selbstgefällig — wie alle kleinlichen Seelen — am Wörtertrame mädeln, und die dennoch sich so unendlich erhaben dünken, weil — si: ja doch auch einmal Collegia nachgeschrieben haben? Als wenn die Bildung darin stecke! —

Doch zurück von dieser Abkeweisung in ein späteres Gespräch mit Bucher, welcher — trotz seiner sonstigen Nachsicht — von jeder dem Dunkel überall und in jeder Gestalt haßte und mit seinem Spett zu geiffen pflegte, zu dem richtigsten Verlaufe meiner Erzählung! —

Die Ermahnung des Bureau-Ges dämpfte die Unterhaltung der Schreiber in etwas, und nach Verlauf einer Viertelstunde oder einiger Minuten darüber begannen die Federn wieder in ihrer stummen Geschäftigkeit zu freigeln. Ich sah wohl noch eine kleine Stunde, mit meinen Gedanken und Beobachtungen mich unterhaltend; dann kam endlich mein Vordermann in der Tour aus dem Spechzimmer heraus und ich trat nun durch die nur angelehnt gebliebene Thür hinein, um meinen alten Freund zu überraschen!

Bucher saß schreibend oder sich kurze Notizen machend an einem bequem eingerichteten, überall mit Akten belegten Tische. Auf den Stühlen umher gleichfalls Akten; selbst der Fußboden rings um seinen Platz vor dem Tische mit hohen Aktenstößen bedekt. Nur das Sopha, der runde Tisch vor demselben und zwei Säbule daneben — der Platz zum Sprechen — waren freigelassen. Das Zimmer aber war im Uebrigen mit sehr geschmackvollen Möbeln bestelt; einige neuere, aber augenscheinlich von Wienerhand gemalte Delibilder an den Wänden; eine reizende Marmorgruppe — Kopie der drei Grazien von Kanova — auf einem Ecksopfamente; reiche Vorhänge und Portieren vor der Thüre zu einem größeren Wohn- und Gesellschaftszimmer nebenan; ein bieder, perstiger Teppich, auf dem Fußboden: alles zusammen ein wunderbares aber dennoch nicht unharmonisches Gemisch von altglüdlichem Geschäst und vereinerntem Luxus. Ebenfalls hatte mein Genosse bei den früheren, im Wädelraube von uns begonnenen Studien der Gesellschaft seine damals und später wohl noch viel reichlicher erworbenen Kenntnisse zu einer recht einträgliehen Praxis zu formen gewußt, daß war nicht zu verkennen.

Bucher selbst war sehr verändert gegen früher; ich meine nicht bloß die natürliche Veränderung durch die seit unserer Trennung verlossenen Jahre, sondern den Eindruck der ganzen Erscheinung. Die in den Knabenjahren fast so schnell aufgeschwemmte, stets nur schmächttige und fast magere Figur war doch nur mittelgroß geblieben, hatte sich dagegen mehr gerundet und gefüllt; das volle, ledige Haar des Jünglings war sehr dünn geworden und wurde — vielleicht auf diesem Grunde — kurz getragen; der schalhaft aber freundlich lächelnde Mund von ehemals hatte etwas vom Ausdruck scharfen Wises, vielleicht sogar des bitteren Sarkasmus angenommen, (etwa ein Ergebniß seiner ferneren Studien in der Gesellschaft?) und nur die lieben, freundschaftlichen, ja — wunderlich! — zu Zeiten fast träumerischen Augen waren ganz dieselben geblieben. An ihnen erkannte ich den lieben Jungen sozgleich wieder. Die scharf modellierte und jetzt ungenügend doch und wohl hervortretende Stirne sprach von angestrengter geistiger Arbeit, und es lag in ihrem süßnen Aufbau zugleich ein fester männlicher Charakter, eine große Willensstärke ausgeprägt.

Ich war so leise eingetreten, daß mein alter Freund in seinem eifrigen Schreiben mich gar nicht bemerkt hatte, und mir war so viel Zeit geblieben, um die eben geschilderten Beobachtungen anstellen zu können. Mit dem Ausdruck „Ach, ich wüßte nicht!“ sprang der Vorsohl schnell und wie entschuldigend vom Stuhle auf und trat, mit

einer einladenden Bewegung der Hand nach dem Sopha für die Sprechenden hin, näher an mich heran. Da ich aber auch jetzt noch nichts sagte, sondern stumm ihm nur meine beiden Hände entgegen streckte, so blickte er mich genauer an.

Wehr als 20 Jahre der Trennung hatten auch mich natürlich im Äußeren sehr verändert, namentlich hatte Bucher mich niemals mit vollem Barte gesehen; aber ein leuchtender Blick des Wiedererkennens überzog dennoch im Moment seine Züge. „Freilich bist Du's!“ rief er mir entgegen, als hätte er sich selber einen augenblicklichen Zweifel beantwortet, und wir hielten uns lange Zeit fest und innig umschlungen.

„Immer noch die Alten!“ sagte ich endlich mit Thränen freudiger Nahrung in den Augen, „wenn auch die äußeren Verhältnisse sich anders, und wie ich schon bei Wolfs hörte und hier ja bestätigt sehen kann, sehr zum Bessern gestaltet haben.“

Ein eigenthümliches, bitteres Lächeln zuckte um Buchers Mund. „Al! die älteren Verhältnisse,“ sagte er, „sich mit der flachen Hand über die Seiten wischend, wie er schon als Knabe zu thun pflegte, „sie spielen allerdings seine geringe Rolle im Leben! Aber, in der kleinen Stube beim Väcker Jonas, mit dem Fenster hinten nach dem Hofe und dem Kuckbaum hinaus, da haben wir doch auch recht glückliche Stunden verlebt, nicht wahr? vielleicht die glücklichsten meines Vasens!“ Wie freue ich mich aber nun,“ setzte er dann heiterer hinzu, „daß Du endlich einmal Deine alten Freunde wieder aufsuchst. Sei mir so recht von Herzen willkommen! Wo bist Du abgestiegen? Du wiest doch bei mir wohnen?“

Er erzählte, wie und wann ich angekommen, daß ich im „Goldenen Löwen“ Quartier gefunden und durch Wolf seine Wohnung erfahren hatte.

Er unterbrach mich mit dem Ausruf: „warte einen Augenblick!“ und zog die Stiege; — der verkrochene Bäckerdienere trat ein.

Schide folgte ihm „Goldenen Löwen,“ Ludwig! — befohl Bucher, meinen Besuch zum Einreiten mit der Hand abwehrend, — ich lasse um Herrn Bergers Sachen bitten; und dann sage Frau Karzig, daß sie Frühstück bringen solle.

Ludwig ging; bald darauf kam Frau Karzig — die ältliche Haushälterin Buders — mit einem Bräuterröckchen herein, auf welchem ein geschmackvoll servirtes kaltes Frühstück nebst einer Flasche Wein und Gläser sich befand. Bucher machte mich mit seiner Pflegerin bekannt und trug derselben auf, die kleine Stube sofort für mich in Ordnung zu bringen.

Ist in Ordnung! — bemerkte Frau Karzig mit einem selbstbewußten Neigen des Kopfes und ging dann hinaus, sicherlich in der festen Ueberzeugung, daß der Fremde auf den ersten Blick den Werth einer solchen Haushälterin erkannt haben müßte. —

Der Bäureauch erhielt nun Vollmacht, die heute etwa noch eingehenden Geschäftsangelegenheiten wo möglich „im Auftrag“ abzumachen, und so legten wir beiden alten Genossen uns denn gemächlich zusammen auf's Sopha hin, um alter und neuer Zeiten zu gedenken.

Himmel! wie viel hatten wir einander zu erzählen! Nachdem ich zuerst eine Schilderung gegeben von den wunderlichen Launen des Geschicks, daß mich hierhin und dorthin geführt, und es mir manchmal recht zuer gemacht hatte, bis ich endlich in den ruhigen Hafen einer gesicherten Existenz eingelaufen war, begann darauf auch Bucher, mir seinen Lebenslauf seit unserer Trennung zu erzählen. —

Du wiest, — sagte er mit dem erwähnten eigenthümlichen Lächeln, daß meine Mutter es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, ich müßte Theologie studiren, weil ja ihr Vater und einer ihrer Brüder auch Pastoren gewesen waren. Wir Beide — mein alter Freund! —

haben uns ja früher oftmals unsere beiderseitigen Leiden dieser Art geklagt; denn eine aufgewungene Laufbahn, für welche jeder innerliche Beruf fehlt, ist ein großes Unglück! Ein nur für Theologen verwendbares, von einem Vönnner meiner Eltern mir zugesichertes Stipendium und der leicht zu erlangende sogenannte Convict in Waldgreif mit seinen zwei Gerichten täglich und Sonntags einem Braten, nebst Äpfeln zum Nachtschlaf in der Wahl meiner theologischen Bestimmung auch wohl eine gar nicht kleine Rolle gespielt haben, da ohne eine Gasse dieser Art meine Eltern niemals daran hätten denken können, mich überhaupt studiren zu lassen. Großer Gott! durch welche eigenthümlichen Factoren wird doch manchmal das Facit unserer Existenz zu Stande gebracht! Die sogenannten Fügungen des Himmels entspringen zum Theil aus sehr wunderlicher Quelle! — Du wiest auch von damals her, — fuhr er fort, — daß ich wirklich das mir angebotene Studium aus firtlichem Gehorsam begann. Dann starb wenige Monate nach meinem Abgange von der Schule mein Vater und bald nachher auch meine Mutter; ich stand ganz allein da in der Welt, aber — mein Wille war frei geworden, und jetzt lenkte ich ungehindert den Plan auszuführen, welchen ich ja eigentlich für meine Zukunft von jeher gehabt hatte, nämlich: die Theologie zu lassen und mich der juristischen Laufbahn zu widmen. —

Ich verlor natürlich mein theologisches Stipendium; auch fand sich nachträglich, daß selbst der Convict, welchem ich zugewiesen worden, nur für fünfjährige Pastorenagen bestimmt war, und mir also gleichfalls entzogen werden mußte. Um einen andern betteln mochte ich nicht. Du kennst mich ja durch und durch, alter Junge! und wiest, wie ich von jeher danach strebte, das ganz zu sein, was ich einmal war. Wohl! ich war auch auf einmal ein ganz armer Mensch geworden! Aber, — Du wiest mich auch hierin verstehen, — ich fühlte eine Art Genugthuung darin, jetzt einmal meine vollen, ungenutzten Kräfte in Bewegung zu setzen. Nimmend, als mir selber und meiner eigenen Thätigkeit mein sämtliches Loos zu verdanken. —

Ich fing wieder damit an, was ich als Secundaner und Primaner gelbt hatte: Privatunterricht zu ertheilen, faulen Mutterlehrenden bei den Schularbeiten zu helfen und ihnen die Genutzregeln einzupauken. Eine genuehrliche Beschäftigung! Nicht wahr? Aber sie ernährte mich doch. Einschränkung zu äben, wenn es noth thut, haben wir ja schon frühzeitig gelernt. Jetzt kam mir diese Uebung sehr zu statten; jetzt sah ich erst recht klar ein, wie wenig ein genuehrlicher Mensch bedarf, wie frei er sich macht, wie unabhängig vom Einflusse Anderer — (und das allein ist die wahre Freiheit!) — wenn er — dieselben nicht braucht. Ha, ha, ha! Weist Du noch, wie wir Beide auf meiner kleinen blechernen Kaffeemaschine — damals halb aus Spielerei — „meine Eier“ oder „Kartoffeln in der Schale“ kochten? Die zu jener Zeit erworbenen Kochkenntnisse habe ich als Student recht oft in Requisition gesetzt, um mir mein Mittagbrod selber zu bereiten. Ich sage Dir: Drei weingefochte Eier, etwas Salz dazu und ein Stück trocknen Brod bilden ein sehr schmackhaftes Essen, das — willst Du den Beschwerden spielen — durch eine Flasche Waldgreif'schen Dinnbiers zu einem wahrhaft Lucullischen Mahle erweitert werden kann. Zur Feier meines Geburtstages habe ich mir sogar einmal einen „Praderluden“ im Ofen gebaden, welcher den bewundernden Beifall meiner damaligen Wirthin erhielt. —

Und dennoch gab es Zeiten, — fuhr er in erheerem Tone fort, — in denen ich meine Armut recht bitter empfunden habe! Was hilft denn oftmals das ernsteste und eifrigste Streben nach Berufserkennung, nach dem Wahren und Guten, wenn nicht nur der Zufall der Geburt das alles in den Schatten drängt, sondern wenn der erste beste reiche Dummkopf überall die Pforten sich vor

ihn öffnen sieht, die jenem Streben verschlossen bleiben? Und — wenn selbst sogenannte „fluge Leute“ sich vor dem Gekbald beugen, sollte man da nicht manchmal an Vernunft und Moral verweisen? Ich habe — meiner Armuth wegen — mehr als kloßen Hunger ertragen müssen, lieber Freund! — Allein das gehört ja der Vergangenheit an, setze er schnell hinzu, als wenn er bemüht gewesen wäre, jene erste Stimmung gewaltsam zurückzudrängen, — wir wollen uns unser Vließereisen nicht mit trüben Erinnerungen verbittern: später vielleicht einmal mehr hierüber. Das ist aber wahr: die Notwendigkeit ist eine herrliche Lehrmeisterin! Sie zwang mich, nach Vernichtung meiner Studien vorerst ein Lebensunterhalt noch dadurch zu gewinnen, daß ich bei einem sehr tüchtigen Justizcommissar erst nur gewöhnliche Schreiberdienste that, nachher aber, als ich „der mitleidenden Kuh“ einer Stellung durch die weise errichteten Thore der Examina immer näher und näher zu rücken begann, als Hülfswerber eintrat. Diese Thätigkeit hat mir ganz außerordentlichen Nutzen gebracht. Theorie des Rhetorers und Praxis des alltäglichen Lebens sind ja zwei so gewaltig verschiedene Größen, daß ihre Verbindung zu einem Ganzen mit richtigen Verhältnissen mehr verlangt, als einseitiges Festhalten einer Richtung. Auch in dieser Beziehung habe ich wieder erfahren, wie der unmittelbare Einfluß von Zeit und Menschen die geistigen Kräfte viel eher zu regem Leben und zu schaffender Thätigkeit entwickelt, als der selbstgefällige Schlenbrian des breit getretenen Gewohnheitsweges. Der „Schleifstein der bösen Welt“ — wie Du früher zu sagen pflegtest — der macht die Funken sprühen, ja, ja!

Daß ich danach strebe, in die mir nach einer solchen Vorbildung ganz besonders zuzugende, ungebundene Stellung als Rechtsanwalt, oder — wie es hier heißt, — als Advokat zu gelangen, statt bei einem Richtercollegium dauern zu bleiben, kannst Du begreifen. Es ist denn auch mein Wunsch nach dieser Richtung hin in Erfüllung gegangen, und Du siehst, daß die Kuh reichliche und gute Nahrung giebt.

Ich hätte Dir früher kaum angetraut, — bemerkte ich, — daß Du einen so ausgeprägten Sinn nicht nur für das allgemein Angenehme und Bequeme, sondern selbst für das Elegante haben könntest. Deine Zimmereinrichtung, jene Gemälde dort, die reizende Warmorgruppe hier, — wahrhaftig! Du sößest mir einen gar nicht geringen Respekt ein! —

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus! — beclamirte Bucher, der seinen Anfall einer trüben Stimmung ganz abgestüttet zu haben schien; — die Welt, das heißt für mich die Clientenkauf respectirt solchen äußeren Schein, wie Du ihn eben gebildet hast, ja viel williger, als sie die reellen Leistungen für sich allein anerkennen würde. Das ist übrigens nicht mein Originalgedanke. Er kommt von meinem alten Lehrmeister, dem Justizcommissar, bei welchem ich nicht bloß praktisches Recht, sondern auch praktische Menschen studirte. — Bucher! sagte er, als ich ihm meine Rieberlassung als Rechtsanwalt hier mittheilte, — Collega! jetzt werde ich Ihnen die beste Lehre geben, welche Sie jemals von mir gehört haben. — Ich horchte hoch auf. — Kaufen Sie sich vor allem einen sehr kostspieligen Trümeur zur Einrichtung und — geben Sie ein sehr splendides Antrittsbücher, wenn Sie auch von mir das Geld dazu leihen müßten. — Ich lachte, und wollte einen Scherz daraus machen; aber mein Lehrmeister zeigte das ernste Gesicht von der Welt. Nein, nein! — sagte er — ich mache keinen schlechten Witz! Zu einem Anwalt, bei dem es ärmtlich aussieht, geht kein Mensch! — verlassen Sie sich darauf; — man denkt, er kann seine eigenen Angelegenheiten nicht fördern, viel weniger noch diejenigen anderer Leute. Sieht aber der Client lediglich seine ganze Figur in einem prachtvollen Trümeur sich abspiegeln,

wagt er kaum, sich auf die kostspieligen Sophas und Hauteuils niederzulassen, ei der Tausend! dann ist er im Voraus von der Weisheit eines so schön eingerichteten Rathgebers überzeugt.

Und nun gar die Diners! Bucher, Bucher! Um des Himmels willen, unterschätze Sie mir nicht die unendliche Bedeutung dieser Producte einer eubdithen Civilisation! Wozu erhdelten denn die Diplomaten ihre Tafelgelder, wenn J. B. eine Trüffelpalette keinen Einfluß auf das Wohl und Wehe der Nationen ausüben vermöchte? Weshalb gäbe der Graf Gourmand seinem „Mundbuche“ mehr Gehalt, als dem Hauslehrer seines Sohnes? — Darin liegt eine tiefe Weisheit verborgen. Und glauben Sie etwa, von allen den hohen Herren, welche so cordial zu jenem „Commerzienrath“ thun, würde auch nur ein Zehntel ihn ansehen, oder gar ihn wieder zu sich einladen, wenn — seine Diners nicht so sehr berühmt wären? — Vad! bloßer „Commerzienrath!“ nicht mal ein „Plattirter Vebmeister!“ —

Ich fürchte, Dein Lehrmeister hatte nicht ganz Unrecht! — warf ich lachend ein, — und ich hoffe, Du hast ihm in allem Folge geleistet.

Gewiß, — bestätigte Bucher in beiterem Tone; — doch, — setzte er dann schnell ernster hinzu, — halte mich auch nicht für schlimmer, als ich bin. Du weißt, ich liebe von jeher die Kunst mit ganzer Seele, nicht bloß eine Richtung, sondern die ganze Kunst, die sich ja nicht theilen läßt, sondern nur in anderen Erscheinungen sich essenbart, immer aber das Kind bleibt der ewig lebendigen Natur. Ich habe wirkliche Freude an ihren Schöpfungen, — nicht bloß eine vorgebliche; — und darum vernehme ich einen Theil meines Verbienstes zum Ankauf guter Gemälde, guter Sculptur. Für den edlen Kern aber ziemt sich eine passende Schaal: das ist meine übrige Einrichtung. Auch an ihr, an der Geziertheit und am Geschmack derselben finde ich anfrichtiges Gefallen, deshalb, und nicht des bloßen Scheins wegen habe ich meine Häuslichkeit so eingerichtet, wie Du sie siehst. —

Ich wußte das, — sagte ich zum Freunde, seine Hand ergreifend, — Du brauchst es nicht erst zu erwähnen, mein lieber Bucher! Wir kennen einander zu gut, als daß wir uns nicht zu verstehen sollten!

Sieh nur hier meinen Salon, — fuhr Bucher zufrieden lächelnd fort, indem er mich in das große, nebenan gelegene Zimmer führte, — es ist kein Prunk darin; aber Du findest einige Kunstgegenstände — namentlich Bilder, — welche Dich interessieren werden. Was sagst Du zu diesem Vessing? — ich brauche „Original“ nicht hinzuzufügen! Oftmals stehe ich halbe Stunden lang vor diesem Bilde, und ich bewundere nicht bloß den Pinsel des Malers in seinem Werke, sondern den Genius des Künstlers, welcher zufällig in Farben darstellte, was der Dichter uns in Worten, der Componist in Tönen in die Seele klingen läßt. Das ist keine bloße Landschaft für mich! Es ist ein süßer, lieblicher Ruhepunkt für mein äußeres Auge, wenn mein inneres den Spuren des ewig barmherzigen Waltens der Gottheit nachfolgt; ich höre fast die unsterblichen Klänge der mächtigen Symphonie, wenn ich — im Anschau'n versunken — diese Gegend in Gedanken burdwandere. — Ah! hätte ich meine Liebe zur Kunst nicht gehabt; wohl hätte ich zu Zeiten verweilen mögen! —

Kunst ist die der jeweiligen menschlichen Culturstufe entsprechende Vollenzung in Anschauung und Empfindung, und wo wir ihr in den Wohnungen der Menschen begegnen, da find wir sicher, Reichthum des Geistes und Freudigkeit am Leben zu finden. — Ich weiß nicht, — sagte ich, — wo ich diesen Ausdruck an irgend einer Stelle gefunden habe; er paßt aber auf Dich, mein alter Freund! — Dich hat das profaische Jus nicht verlauret; und Du hast wahrlich diese

herrlichen Kunstschätze nicht zu theuer bezahlt, da sie Dir helfen, die Fische Deines Gefisses zu bewahren. Du hast es ja dazu; weehals! solltest Du Dir diese Freude nicht gönnen?

Die Leute behaupten, ich sei kein schlechter Advokat, — bemerkte Bucher, indem wir uns wieder in unserer Sprechende niedersetzten, — und ich kann allerdings wohl sagen, daß mein jährlicher Finanzabschluß mich selber manchmal in Erstaunen setzt. Ich kann gewiß mit Wenigem auskommen und zufrieden sein, — setzte er dann noch hinzu, — aber, ich stimme Dir bei: warum solltest ich jezt noch „abknappen“ wollen? Was ich bestige, habe ich mir ja ehrlich und zum Theil recht sauer erworben; und ich liebe nun einmal das Schöne, — Bilder sind schöne Veranden in schöner, kleibender Form! — Wenn ich dagegen etwas hasse auf der Welt, als niedrig und widerwärtig, so ist es der Geiz! — Ich habe übrigens ja für Niemanden zu sorgen, als für mich selbst: ich stehe allein da, ganz allein!

Wie schmerzlich tönte dieser Ausdruck plötzlich in meine Seele! O, er hatte Recht! Stets war er — natürlich den Verhältnissen entsprechend — eine „offene Hand“ gewesen, — (Buchers Egoismus hatte dies ja der „Couleur“ recht oft praktisch bewiesen.) — Dabei pflegte sein angeborener Sinn für das Schöne überall, wo irgend es anging, sich geltend zu machen, sei es durch einen Blumenetepf, oder durch Schlingengewächse, welche er am Fenster aufzog, sei es in dem kleinen Käfig, in dem er seinen zahmen Kanarienvogel hielt. Ich bin überzeugt, daß selbst seine „armliche Studentenstiepe“ eine derartige Ausschmückung aufzuweisen gehabt hat, und daß er sein aus drei weichgedröhten Eiern und einem Stüde troden Brod bestehendes Mittagemahl zu jener Zeit mit einem singenden kleinen Vögelchen theilte.

Wie aber, — so dachte ich, — wie war es denn nur gekommen, daß trotz dieser liebenswürdigen Eigenschaften, trotz seines von jeder bei Jedermann beliebten Bewens, trotz seines nummehrigen so reichlichen Auskommens er dennoch die liebende Gattin nicht gefunden hatte, welche für alle jene Winter zugleich den Heißel und die Belohnung hätte darbieten mögen? Daß er durchaus ein „unverbesserlicher Junggeselle“ bleiben wollte? War es möglich, daß bei aller Zufriedenheit in seiner amtlichen und gefelligen Stellung, bei dem scheinbar unerschöpflichen Born eines angebornen und durch seine vielfeige Bildung nach allen Richtungen hin zur glänzenden Geltung gebrachten Humors er dennoch aus einer innern Wunde litt, welche vielleicht um so tiefer schmerzte, je mehr er bestrebt war, sie vor aller Welt zu verbergen? Würde er auch vor mir die sonst — Fremden gegenüber — vielleicht zur Abwendung weiterer Forschungen mit Eifer angebandte Maske der Gleichgültigkeit oder wäherischen Unentschlossenheit, des verwöhnten Gourmand oder resignierten Altemourms, mit einem Worte die Maske des „unverbesserlichen Junggesellen“ nicht ablegen? — Und warum stiebt Du denn allein da, lieber Bucher? — so fragte ich, auf einmal: vom Gefühle fortgerissen, den Freund, — Du bist so ganz geeignet, ein edles weibliches Wesen für Dich zu gewinnen, und es kann Dir ja das hässliche Glück nicht fehlen, wenn Du nur selber willst. Es ist immer noch Zeit dazu!

Dir kann ich nicht mit einem Wortwort antworten, — entgegnete Bucher, mir die Hand reichend, — wie ich sonst wohl auf derartige Einredungen zu thun pflege; Dir, meinem ältesten, und trotz unserer langen Trennung immer noch vertrautesten Freunde muß ich eingestehen, daß — das Geschid, d. h. die sogenannten äußeren Verhältnisse mit ihrem ungerechten, aber dennoch so gewaltigen Zwange es nun einmal nicht anders gewollt haben, als daß ich allein stehen sollte: an einer Herzlosigkeit meinerseits hat es wahrlich nicht gelegen!

Gab es denn wirklich nur ein einziges Mädchen,

welches Deine Zuneigung erlangen konnte? — fragte ich wieder. — Oder hältst auch Du, wie so Viele es thun, die Ehe überhaupt für ein gemagtes, blindes Lotteriespiel, in welchem sehr viele Nieten und sehr wenige Gewinne gezogen werden?

Und wenn Dein eigenes eheliches Glück, lieber Freund! bloß ein solches Glücksloos wäre? — gab er mir die Frage zurück.

Du sagst also, daß jene Vielen Recht haben mit ihrer Meinung?

Ich sage und entscheide gar nichts; das Leben sollte uns auf diese Fragen die beste Antwort geben können, — entgegnete er, — aber leider fällt dieselbe keineswegs so ohne Weiteres gegen jene Steptiler und Satyrler aus, welche jenes Lotteriespiel um Thema ihrer Zweifel oder bitteren Scherze machen. Wie es sein sollte oder tönte, und wie es in der That ist, das sind zwei sehr verschiedene Dinge. Es scheint so einfach, so natürlich, daß das Weid in dem Name ihrer Wahl diejenigen Eigenschaften suchen müßte, welche ihr die von der Natur gebotene Ergänzung des eigenen Wesens darbieten, daß sie streben müßte, sich anzulehnen an den Mann als ihren Hort, ihre natürliche Stütze; und das heißt doch wohl nur, an die Stütze, welche sein Charakter, seine Willenskraft ihr gewährt. Aber sehen wir denn nicht täglich die liebenswürdigsten, geistreichsten Mädchen — (um den gewöhnlichen Naturen gar nicht zu sprechen) — sich ohne Bedenken für eine Stellung in der Gesellschaft verkaufen? Sie sind klug genug, um die Hohlheit, die geistige Leere, die Charakterlosigkeit eines Bewerbers zu durchschauen, sie kennen vielleicht sogar seine dankte stiltliche Bergangenheit, von anlehnen kann also da doch wohl nicht die Rede sein; aber — er hat Geld oder „eine Stellung“, — und ohne das geringste Zaubern verbinden sie sich mit ihm für immer. — Es ist dies ein so tausendfältig benutztes Thema, aber immer noch lassen sich neue Variationen desselben denken und — beobachten; denn wir begegnen ihnen ja täglich.

Du — als Schriftsteller — wirst doch auch wohl Deine Augen offen gehalten haben? Nimm als Beispiel jene junge, noble Dame, welche mit ihrer Hand einen alten, reichen Bewerber beehrte, der um sie, d. h. um den Einfluß ihrer Familie anhielt, einen alten roud, der recht gut ihr Vater oder wohl gar ihr Großvater sein könnte, und den sie unmöglich auch nur leiden kann, von lieben schon gar nicht zu sprechen, indem sie ja eine andere Neigung hat, — an den sie sich aber dennoch ganz gelassen verschahern ließ, weil sie nicht bloß während seiner Lebzeiten eine Rolle spielen kann, sondern auch nach seinem Tode ja die vorher genau ausbedungene hohe Wittwenrente beziehen wird, — willst Du entscheiden, ob sie moralisch tiefer steht, oder jenes arme, durch Hunger und die Noth der Armut Schritt vor Schritt hinunter gedrückte Geschöpf, das — Bah! lieber Freund! das alttägliche Leben birgt so vielen tragischen Stoff unter seiner abgetragenen und scheinbar so prosaischen Hülle, daß man wirklich recht melancholisch werden könnte, wenn es nicht —, wenn's doch wieder nicht gar zu fomiisch wäre, mit anzusehen, wie die Leuten sich so emsig bemühen, ihre Rollen ja recht schön zu spielen, um Andere und — sogar sich selber zu betriegen und zu betrügen!

Bucher schwieg wieder einige Zeit. Es mußten wohl recht bittere Erfahrungen sein, — so dachte ich bei mir, — welche dem in früheren Zeiten in seinem Urtheile so milden und höchstens mit der Heißel des Spottes züchtenden Freunde eine so ernstlich gemeinte Anklage in den Mund legten.

Wohl, ja! — begann er nach der kleinen Pause wieder, — ich habe seiner Zeit eine Niete gezogen in dem großen Lotteriespiel, oder — richtiger gesagt, — meine Nummer ist gar nicht herausgekommen, und es ist mir die Lust vergangen, einen zweiten Einfluß zu wa-

gen. Vielleicht — setzte er ganz leise hinzu, — vielleicht kann auch mein dummes, einseitiges Herz den ersten Eintrag immer noch nicht verschmerzen; das mag auch wohl sein! — Aber — der Welt darf man ja so etwas nicht zeigen; und damit sie nicht am Ende über mich und eine solche Gefühlsvorbereitung lache, gebe ich mir das Ansehen, als ob ich über sie lachte, und spiele also auch meine Rolle in dem großen tragischen Lustspiele, genannt „die Gesellschaft“, oder „die Welt ist lauter Wind, jubel!“ oder welchen Titel wir sonst etwa wählen möchten. —

Dieser Carlasmus Bucher's that mir wieder recht in der Seele weh. Sein tief empfindendes Gemüth, und — dieser Spott über sich selbst! D. er mußte viel gelitten haben! Ich mochte in jener Stunde natürlich nicht weiter nach den speciellen Verhältnissen forschen, welche hier zu Grunde lagen, da die Erinnerung an dieselben hätte aufregend wirken, als selbst unsere Freundschaft für einander zu verantworten vermocht hätte; deshalb beschloß ich, es dem Zufalle oder des Freundes eigener Entschließung zu überlassen, mir einen Fingerzeig über den eigentlichen Zusammenhang zu geben. —

Ich wollte gerade auf ein anderes, weniger verhängnisvolles Thema der Unterhaltung überleiten, als plötzlich die Thür schnell aufgerissen und mir dadurch das Wort und meine Frage abgebrochen wurde.

Richtig! Da ist er! — riefen zwei Stimmen zugleich aus, und Körbel und Grunow eilten begriffend auf mich zu.

Wels hatte bei Gelegenheit seiner Patientenbesuche bei ihnen vorgesprochen und hatte ihnen meine Ankunft mitgeteilt, auch hinzugefügt, daß ich wahrscheinlich noch bei Bucher anutreffen sei. — Die „Sprechst.“ hatte vielleicht noch niemals vier so vergnügte Gesichter gesehen; denn auch Bucher hatte seinen trübsten Moment wieder ganz überwunden.

Und — „Sah ein Knab' ein Röslein stehn,“ — begann Körbel aus einmal, als in unserm wechselseitigen Gesprächsaustausch einen Moment eine kleine Pause eingetreten war, — „Röslein aus der Haiden!“ — fielen wir drei lebigen sofort ein, und schüttelten einander die Hände dabei.

Das alte Quartett war ja wieder zusammen. — Und hatten auch unsere Stimmen seinen Klang mehr, der erste Tenor nur schwaches Falsett, der zweite Bass unbestimmte, grunzende Tiefe, so hallte doch das alte Lied von ehemals in unserer Seele wieder, und wir waren wieder so jung und so frisch, als wäre ein Vierteljahrhundert gar nichts im menschlichen Leben.

Ob! die sogenannten kleinen Freuden sind es, welche dem Dasein bleibenden Reiz verleihen! Laß Dir, mein jugendlicher Leser! dies zugestehen sein, wie mein seliger Vater es mir zusprach, als auch ich noch ein Knabe war, und er mich in seiner milden Weise lehrte, die Blumen zu lieben, und die kleinen Vögel, Käfer und Insekten zu beobachten, und zur Musik zu lauschen, und in diesen Genüssen meine Freuden zu suchen. Die kann Dir Niemand rauben, — sagte er, — der liebe Gott hat es schon so weise eingerichtet, daß seine Gaben unvergänglich sind; an und ist es nur, sie schön zu lernen! —

Wir sollten uns Alle heute Abend bei Wels treffen, — bestellte Körbel an Bucher; — und wie wird meine Frau sich freuen, Dich wieder zu sehen! — wandte er sich dann an mich. Morgen mußt Du zu uns kommen und meine Kinder sehen. Ein halbes Dutzend! Gottes Segen! Mein ältester Junge sitzt auch schon in Prima, und natürlich: schmiedet unsterbliche Verse; ich sträube, nicht immer dies lässliche Oden mit Unte säubung des gradus ad Parnassum, sondern daneben noch viele begeisterte Liebeslieder, ha, ha, ha! Nun! wir Alten haben es ja nicht anders ge-

macht. Der Bengel mag zusehen, wie er damit durchkommt! —

Was? Eine „Blauflagel“ aus der Erde? — unterbrach Grunow das Gespräch, als der alte Ludwig in diesem Augenblicke eine viel bekäufte und mit Spinnweben bedeckte Flasche auf den Tisch gestellt hatte, nachdem ihm kurz zuvor von seinem Herrn einige stumme Zeichen ins Wohnzimmer hinausgeminkt waren, — Rühler! nun sollt Ihr aber mal eine „Blume“ schmücken!

~ Meine Specialede im Keller wird nämlich von Freund Grunow selber nach sehr sorgfältiger Prüfung mit ihren außerlesenen Schätzen versehen, — erklärte Bucher mir; ein Glas „Blauflagel“ darfst Du also nicht abweisen. — Du lieber Himmel! Ich hatte zwar an Frau Wels so halb und halb das Versprechen geleistet, nicht zu frühstücken; aber — die drei alten Genossen, und Schloß Johannisberger (Kabinet); nein, nein! das waren höhere Pflichten, nicht wahr? —

„Doch die „alte Couleure!“ — rief Bucher aus. — Hoch, hoch! — stimmten wir lebigen ein und ließen die gestülften Gläser erklingen.

Donnerwetter! „Famos!“ — erschalle dann die lebendige Kritik, und wir mußten herzlich über das Famos lachen, weil wir alle Drei es richtig mit demselben Accent ausgesprochen hatten, wie zu jener Zeit, als wir das Wort so oft gebrauchten. — Die Flasche Blauflagel wurde aber wirklich „mit Verständnis“ geteert; das kann ich dreist behaupten. —

Und nun laßt mich erst meine Rechnung im „goldenen Löwen“ bezahlen, — schlug ich vor, — und dann wandern wir vielleicht ein bißchen umher. Was meint Ihr?

Das Programm ist nicht übel! — sagte Körbel; und wir nahmen unsere Hüte und Stöcke, um dasselbe sofort auszuführen. —

Der „Löwe“ war bald besichtigt; und wie zu jener Zeit, als mir zum ersten Male die große Stadt gezeigt wurde, machten wir alten Jugendgefährten nun einen Rundgang um die Wälle herum, zum Dafen hinab und zu allen Punkten, an welche sich liebe Erinnerungen knüpften.

Hallo! — rief ich aus, als wir zu Ende unser Spazierganges in die Nähe des Ressourcgartens kamen, — hallo! was ist das? Ein Stück vom Leiche fort, und zur Bestung genemmen? Ob! über die anromantische Zeit! —

Ja, ja! Gerade dort pflegten wir unsere Quartette bei Mondscheinbeleuchtung zu singen, — sagte Grunow, — weißt Du noch?

Gewiß! Unt! a propos! Was ist denn aus unserm unsterblichen Komponisten geworden? Hat er Ma chère geheiratet?

Natürlich hat er! — gab Körbel zur Antwort, — und ist gehörig unter ihren Pantoffel gekommen!

Die Französin war von jeher ein falscher Satan! — bemerkte Bucher.

Ach! das spricht nur wieder der unverbesserliche Junggeselle aus Dir, — meinte Körbel.

Nein, nein! — sagte Grunow, — es hängt anders zusammen. Erinnerst Du Dich nicht, Berger! daß Ma chère einmal unser Ständchen so grimmig anschwärzte? und daß Bucher damals in Minna von Wolleben „geschossen“ war? Seit jener Zeit haßt er die jetzige Frau Müller, weil sie bei der erwähnten Gelegenheit seine Flamme so ungeschickt maltrairt hatte.

Ich wollte an diese Bemerkung weitere Fragen knüpfen, wurde aber daran verhindert durch die plötzlich einfallende Regimentsmusik vorübermarschirender Truppen. Bald darauf trennten Körbel und Grunow sich von uns beiden lebigen; Bucher aber begleitete mich noch bis zum alten Markte, wo auch er dann vorläufig von mir Abschied nahm. Zufällig fiel mir in dem Momente jene Frage wieder ein, in welcher ich von der lauten Militärmusik unterbrochen worden war.

A propos! — sagte ich, — was ist denn eigentlich aus Deiner vorhin erwähnten Flamme, aus unserer reisenden Minna von Wolleben geworden?

Eine unglückliche Frau! — gab Bucher fast tonlos zur Antwort, und nun antwortete mir alles klar. Dort also liegt der Schlüssel zu seinem Alleinsein! — dachte ich bei mir, — jene Schwärmerin des Knaben für das schöne Mädchen war also wirklich eine feste bauernde Keigung gewesen, aber zu einer solchen geworden? Sie haben sich geliebt? Und doch ist er einsam geblieben, und sie ist eine unglückliche Frau? In welcher Weise unglücklich? —

Bucher wollte vielleicht eine weitere Auskunft auf meine Frage einem späteren ungeschehenen Zusammensein auf seinem Zimmer vorbehalten. — Also auf Wiedersehen! — sagte er pöblich, reichte mir nehmals die Hand zum Abschied, und ging dann in eine Nebenstraße hinein.

Ich sah ihm einige Minuten sinnend nach, bevor auch ich meinen weiteren Weg fortsetzte. — Ja, ja! — setzte ich meine oben erwähnten Gedanken fort, — die äußeren Verhältnisse, welche ihn und Minna von einander getrennt haben, die waren es also, welche ihm seine bitteren Bemerkungen vorhin ausgesprochen. — Ah! ich hatte über diese Verhältnisse ja zum Theil früher schon mancherlei gedacht, — (denn alles, was mit unsern Dämnen zusammenhängt, war ja von der größten Wichtigkeit für uns, und wir hatten alle möglichen Quellen, um hinter die Gesellsin zu schauen); — ich wußte dies und jenes über Minna's Familien-Angelegenheiten und ich rief das mir von ehemals Bekannte in's Gedächtniß zurück, während ich langsam die Hallen des alten Rathhauses durchschritt und dann noch einen kleinen Umweg bis zu Wolf's Wohnung machte.

Vierzehntes Capitel.

Minna von Wolleben — die Krone unserer Tanzstunde, wie wir dieselbe wohl auch zu nennen pflegten — war die einzige Tochter des Rittmeisters a. D. v. Wolleben, Majoratsherrn von Busfeldern. Sie hatte einen älteren Bruder, welcher zu jener Zeit, als ich Minna zuerst kennen lernte, noch im Militärdienste stand. Der Rittmeister kam kurz nach Beendigung des letzten Feldzuges gegen Frankreich, an welchem er Theil genommen hatte, seinem Eheim ganz unerwartet dadurch in dem Besitze des Majorats gefolgt, daß die Hauptlinie der Familie durch die Verluste in eben jenem Feldzuge und durch einen sonstigen ungewöhnlichen Todesfall angefallen war. Bis dahin war der Rittmeister unverheiratet gewesen; nach der Erbschaft entschloß er sich zur Ehe. Dieselbe war keine glückliche. Herr von Wolleben war kränzlich, — zum größten Theil eine Folge der erduldeten Strapazen. — Wer ihn nicht näher kannte, hielt ihn für mürrisch und grämlich, während er nur unter dem Druck seiner fortwährenden rheumatischen Schmerzen litt und J. B. schon aus diesem Grunde allein sich den gewöhnlichen Vergnügungen seiner Standesgenossen und Wohlthatbaren entziehen mußte. Auch für stolz und verschlossen wurde er ausgegeben, gleichfalls mit Unrecht. Er hatte nur durch sein bisheriges, allerdings sehr zurückgezogenes Leben sich so sehr an Einsamkeit gewöhnt, besaß auch überhaupt schon nicht die Gabe, sich leicht anzuschließen, so daß er aufgesucht werden mußte, wenn man den wirklichen Schatz seines edeln Gemüthes erkennen wollte.

Die Welt ist nicht immer gegen, sich dieser Nähe des Aufstehens zu unterziehen, nota bene, wenn es bloß darauf ankommt, ein Herz, nicht etwa allerdings sonstige Vortheile zu finden. Die „böse Welt“ ist sogar gewöhnlich sehr leicht damit bei der Hand, aber Jemanden den Stab zu brechen, wenn er es sich bestimmen läßt, sich von ihr abzuschließen; — (man muß ihr vielmehr die Zähne zeigen, dann kriegt sie Respekt, — sagte Bucher später

einmal zu mir, als wir über diesen Gegenstand sprachen,) — und so galt denn Herr von Wolleben für einen einseitigen, mürrischen alten Entertling. —

Entschieden ging ihm das ab, was man gewöhnlich Weltkenntnis zu nennen pflegt. Er war in Folge dessen unendlich oft betrogen worden, dadurch natürlich mehr und mehr dem Mißtrauen verfallen, und so erliefen er allerdings — trotz seiner angebreiteten Milde und Herzensgüte — noch viel abgeschleifener, als er es vielleicht sein wollte. —

Wie viel Wahres eigentlich an dem Gerüde sein mochte, daß die zeitweise vollständige Melancholie des Herrn von Wolleben mit einem Familiengeheimnisse zusammenhänge, daß sein Gemüth, wenn auch nicht durch eine Schuld, so doch durch ein schweres Verhängnis niedergebeugt sei, darüber habe ich niemals etwas Bestimmtes erfahren. Von einer Seite wurde behauptet, der Rittmeister habe seinen besten Freund im Duell erschossen, von anderer hieß es wieder, die Kugel, welche aus Versehen seinen Vater auf der Jagd getödtet habe, sei aus des Rittmeisters Gewehr gekommen, und deshalb, nicht seiner Kränklichkeit wegen, meide er grundsätzlich jedes Jagdvergnügen. Genug: er hatte oftmals recht trübe Stunden.

Frau von Wolleben galt für eine kluge Frau, d. h. für das, was die Welt unter dieser Bezeichnung zu verstehen pflegt; — alles an ihr war Berechnung. — Sie that keinen Schritt, ohne ihn vorher nach allen Richtungen hin sorgfältig erwogen zu haben; sie berechnete genau den Werth und die Bedeutung aller wichtigen und scheinbar unwichtigen Momente, wenn dieselben nur den entferntesten Nutzen für sie erhoffen ließen — (nur das Herz blieb unbedrücklich als ein wertvolles, nebenbei schwankendes und unzuverlässiges Ding), — und sie entschied sich stets für den äußeren Vortheil, den sie als das allein Realis im Leben bejagete. —

Sie hatte J. B. in ihrer Jugend auch nach ihrer Art eine Keigung gehabt für einen jungen und liebenswürdigen, aber nur armen bürgerlichen Offizier, den sie jedoch sofort unbedenklich aufgab, als der ältere, kränklische, ihr seinem innern Gehalt nach gar nicht bekannte und in seinem ganzen äußeren Wesen so wenig gewinnende, aber mit jenem von ihr so hoch geschätzten Vortheile des Ranges und Reichthums besetzte Majoratsherrn um die Hand des damals recht hübschen und blühenden Mädchens anhielt. — (Sie bereuete allerdings späterhin diese Wahl, doch nicht etwa, weil sie den geringeren Werth ihres früheren Verehrers besser schätzen gelernt hätte, sondern weil der arme bürgerliche Lieutenent durch seine Kenntnisse und übrigen hervorragenden Eigenschaften noch in jungen Jahren bis zu einer adligen Exzellenz emporgehoben wurde, sie mithin als seine Gattin noch eine ganz andere Rolle gespielt haben würde, als ihr trotz des Majorats beizubringen war.)

Auch den allerbesten Rechnern raffst es ja doch zuweilen, daß ein Rechenfehler mit unterläßt; und mit dem erwarteten Glanz in ihrer Ehe hatte Frau von Wolleben sich nun allerdings stark verrechnet.

Der alte Eheim, von welchem der Rittmeister das große Gut geerbt hatte, war nämlich ein passionierter Spieler gewesen. Der alte Herr hatte als Folge dieser unglücklichen Leidenschaft bei Verzeiten sich stets in Geldverlegenheit befunden und nach seinem Tode eine recht böse Summe von sogenannten „Ehrenschulden“ hinterlassen. Nun hätte zwar der Rittmeister einfach den Schatz der Majoratsbestimmungen für sich in Anspruch nehmen und sagen können: solche persönlichen Schulden und vor Allem solche Spielschulden gehen meine Erbschaft ganz und gar nicht an; warum habt Ihr Euch nicht besser vorgelesen! Das war aber seinem ganzen inneren Wesen zuwider. Der Redte übernahm, muß auch die Pflichten mit in den Kauf nehmen, — sagte er, — ich habe in früheren Jahren niemals hoffen können, das Gut zu be-

figen; es war ein reines Geschenk des Schicksals an mich: da werde ich ja doch meinem alten Oheim seine Fehler nicht in's Grab nachrufen lassen! Und so machte er sich beim anheischig, nicht nur die sonstigen, gar nicht unbedeutenden Verbindlichkeiten seines Vorfahrängers, sondern auch dessen Spielschulden bei Heller und Pfennig zu tilgen, natürlich in angemessenen Theilzahlungen, da der Gesamtbetrag jener Schulden die mehrjährigen Einkünfte des Gutes bedeutend überstieg.

(Schluß folgt.)

Kleine Roman-Zeitung.

Ueber haarsträubende Mißhandlungen in dem Zuchthause zu Waldheim in Sachsen entnehmen wir dem sogenannten Buche Rödel's über das Zuchthaus zu Waldheim folgende schauderhafte Einzelheiten, welche ein großes Entsetzliches an die inneren Zustände des Kulturstaats Sachsen weisen: Im Eingang des Strichhauses, dessen untere Zellen zur Wäscher- und Kleiderstrafen dienen, hing längere Zeit eine große Tasse, auf welcher sämtliche Strafen verzeichnet waren. Man hatte deren nicht weniger als dreizehn erfunden und in stetem Gebrauch. Die erste begann mit der Kesseltziehung und lautete dann weiter: einfacher Arrest, enger Arrest, Dunkel-Arrest, hartes Lager, Krankenloß dritter Klasse, Springer, Krummhalslegen, Klotztragen, Laten-Arrest, Ruttenstreich, Stockhieb, Kanischuhieb. Dies Verzeichniß bedurfte einer Erläuterung. Die Kesseltziehung bestand einfach darin, daß der Bestrafte statt der warmen Stellen täglich ein Pfund Brod mit Wasser erhielt; diese leichteste Strafe war zugleich die feste Begleiterin aller andern, mit Ausnahme nur der Krankenloß dritter Klasse, unter welcher barometrischen Bezeichnung sechs Loth Semmel täglich in warmen Wasser, auf dem einige Fettsäuren schwammen, verstanden wurden. Diese sechs Loth Semmel bekam der Bestrafte in drei Abtheilungen, Morgens, Mittags und Abends, jedesmal zwei Loth. Die Wirkung einer vierwöchentlichen Kur dieser Art war im günstigsten Falle ein jahrelang währende Heißhunger, Wiesen jedoch ward sie zur Todesstrafe. Einfacher Arrest — nur selten — bestand nur in Isolirung nebst Kesseltziehung. Bei dem engen Arrest wurde der Bestrafte außerdem noch in einen schmalen Käfig gesteckt, der ihm nur zu stehen erlaubte; und der Dunkel-Arrest fügte, wie sein Name schon besagt, zu dem engen Arrest auch noch die gänzliche Verfinsternung der Zelle. Zur Verhütung des Laten-Arrestes hatte man eigene Zellen sehr kunstvoll hergerichtet. Sowohl der Boden, als die Wände derselben waren mit winzlig gefornen Laten aus hartem Holze bedekt. Der zu dieser Strafe Verurtheilte mußte auch noch ein eigenes dünnes Gewand ohne Lederohren anziehen, damit, wo immer er stehen oder sich anlehnen wollte, die scharfen Ranten solcher einschneiden konnten. Es stah mir, schreibt Rödel, zeitigste Verurtheilungen zu dieser Strafe bekannt, die übrigens auch gegen weibliche Gefangene angewandt wurde. Noch erinnere ich mich lebhaft, wie eine solcher Art Bestrafte wieder in die Frauenabtheilungen zurückgebracht wurde. Sie vermochte kaum zu gehen und der scharfbare Schmerz machte sie auf dem ganzen Weg über den Hof laut weinen. Zum Krummhalslegen diente, im Oegensoh zum engen Arrest, ein niedriger Käfig. Der Mann wurde zuerst dervort gestellt, daß seine rechte Hand an seinem linken Fuß lag, und dann, um jede Bewegung zu verhindern, in den niederen Käfig gesperrt. Mehrere dieser Strafen, wie enger Arrest, Dun-

kel-Arrest, Laten-Arrest und Krummhalslegen, wurden jedoch nur 10 Stunden des Tages fortgesetzt und nach jedesmal zwei Tagen auf 24 Stunden unterbrochen. Das „Klotztragen“ bestand darin, daß der Bestrafte mittelst einer längeren Kette einen Postklotz von verschiedener Schwere an den Fuß befestigt erhielt, den er, sobald er gehen wollte, im Amt tragen mußte. Diese Strafe ward, namentlich unter dem späteren Director Peint häufig über die weiblichen Gefangenen verhängt. Der „Springer“ entlich war eine Kette, die beide Füße verband und dem, der sie tragen mußte, nur kurze Schritte zu machen erlaubte. Einer meiner Freunde sollte die nähere Bekanntschaft dieses Springers in einer Weise machen, daß er noch heute die Spuren davon trägt, Rutzen, Stoch- und Kanischuhiele erklären sich selbst. Die ersteren wurden namentlich häufig den Frauen zugesprochen. Welchen maßlosen Gebrauch man von den körperlichen Züchtigungen machte, möge daraus entnommen werden, daß — während zum Beispiel im Jahre 1857 in sämtlichen englischen Straf-Anstalten bei einem Besande von 19,100 Gefangenen nur 27 Männer bestraft wurden, es aber seit Menschengedenken Niemand beigekommen war, ein Weib schlagen zu lassen, in dieser einen Straf-Anstalt Sachsen, bei einem durchschnittlichen Besande von 800 bis 1000 Gefangenen, die Zahl der jährlich ausgeübten Rutzen- und Stochhiebe zwischen 20,000 und 25,000 zu betragen pflegte, und von 100 bis 150 Frauen in der Regel 50 bis 60 diese Strafart theilten. Es gab Zeiten während meines Daseins, wo der sogenannte Schimmel, auf den zu Hieben Verurtheilte geschloßt wurden, den ganzen Tag über nicht leer stand und die mit den Exzellenzen beauftragten Kulleher, wozu man stets die kräftigsten nahm, des Abends klagten, daß sie sich wie gerädert fühlten.*

Des Kaisers Freunde. Der Tod des Herzogs von Romny hat auf den Geist und das Gemüth des Kaisers eine nachhaltige Wirkung ausgeübt. Napoleon III., der selbst in den ersten Jahren seiner Ehe noch ein harter Ehemann gewesen —

* Anders verhält es sich dagegen mit den Zuchthäusern in Preußen, wo körperliche Züchtigungen solcher Art nur in seltenen Fällen und immer erst nach eingeholter Gutheißung der betreffenden königlichen Regierung — und niemals bei Verletzung des Schamgelenks — stattfinden dürfen. Ausgeluchte, eigenmächtig verübte Grausamkeiten aber würden die auswendigen Zuchthaus-Directoren zur schwersten Verantwortung ziehen! Im Allgemeinen sind die Directoren in den preussischen Straf-Anstalten humane und gebildete Männer, welche für menschliches Verhalten und Etend ein richtiges Urtheilen haben, streng ihr schweres Amt ausüben, aber nicht grausam gegen die Gefangenen handeln. D. Red.

General Fleury weiß davon zu erzählen — hat sich allmählig in einen guten Chemann und Postbote transformirt. Der Familienfink, der bei dem Kaiser immer stark angepöbzt war, hat sich, selbst er alt ist, viel härter bei ihm entwickelt. An Moray verlor er nicht bloß einen seiner rechten politischen Feldherren, er verlor in ihm auch den nächsten, wenn auch illegitimen Blutsverwandten. Napoleon aber ist eine jener Naturen, bei welchen die Einkürze innerlich um so tiefer nachwirken, je verschlossener und länger sie äußerlich erscheinen. Der Kaiser hat Moray's Ehle auf seinen Schreibtisch stellen lassen, und man sieht ihn häufig in stillem Warten vor derselben sitzen. Moray hat ein politisches Testament hinterlassen, über dessen Inhalt die verschiedenartigsten Versionen circuliren. Aber welche derselben auch die richtigere sein mag, das Eine ist gewiß, daß manche Handlungen des Kaisers in der letzten Zeit ein Echo jenes Testaments sind. In diese Kategorie gehört die Ernennung des Marquis de Cavallette zum Minister des Innern, was allgemein als ein Fehlgriß anerkannt wird; allein Cavallette ward dem Kaiser von seinem sterbenden Halbbruder auf dem Todtenbette empfohlen und dieses Alibi wird bei der gegenwärtigen Stimmung alle übrigen Bedenken. Der Marquis de Cavallette ist der Neffe des bekannten Generalpostmeisters Napoleon I., der von den Bourbonen vor die Affen gestellt und gleich dem Marschall Ney wegen Hochverrats zum Tode verurtheilt wurde. Seine Rettung bildet bekanntlich eine der romantischsten Episoden des Jahres 1815. Nachdem alle Anabengänge an der Hartnäckigkeit der Herzogin von Angoulême gescheitert waren, erhebt seine Gattin die Erlaubniß, am Abend vor seiner Hinrichtung ihn besuchen zu dürfen; sie kam mit ihrer Tochter in einer Kutsche, wechselte mit ihrem Manne die Kleider und die Wächter (wie behauptet wird, auf eine geheime Weisung eines der Minister) ließen den verkleideten Postdirector ruhig in die Säntze steigen, während die Marquisin im Gefängniß zurückblieb, wo sie, ungenügend genug, längere Zeit gefangen gehalten wurde. Sie ist vor Aufbringung wahnfinnig geworden. Die Marquisin von Cavallette war eine geborne Braunbarnais, eine nahe Averbwandte der Kaiserin Josephine und eine Cousine der Königin Hortense, der Mutter Napoleon's und des Duc de Moray. Der gegenwärtige Minister des Innern, Marquis von Cavallette wurde im Hause seines Oheims erzogen (wobei er auch von diesem für einen Sohn desselben gehalten wird), der in den Zwanziger-Jahren die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erhalten hatte. Mit seinem Verwandten Moray von gleichem Alter, entspann sich bald eine sehr innige Freundschaft zwischen Beiden, die durch manchen leidenschaftlichen Jugendstreich nur fester gestiftet ward. Aber während de Moray ein wirklich genialer Mann war, der in ersten Zeiten einen sehr ernsten Charakter entwickelte, blieb der Marquis de Cavallette, den man in der Diplomatie untergebracht hatte, zu allen Zeiten der Bonvivants, der er als Aitaché gewesen, wiewohl er mittlerweile Vorkämpfer in Konstantinopel und in Rom gewesen und auch Senator geworden ist.

Das Mohrenhölzel in Augsburg*). Wenn irgendwo der altdeutsche Geist in ungebrochener Herrlichkeit wieder erhebt, geschieht dies im Hölzel zu den drei Mohren in Augsburg, in der langen prachtvollen Maximilianstraße. Wenn der Hölzelbesitzer, Herr Theuringer, französische Gäste durch Wandanschlag über die

Gesche seines inneren Haushaltes benachrichtigen will, nennt er sein Gasthaus Hôtel aux trois maures, also zu den drei Mauren. Thatsächlich aber zeigt die prachtvoll restaurirte, mit hohen Euleneinfassungen verzierte Hölzelaußenfelle drei wahrhaft nachtschwarze, aethiopsche Mohren mit reichstem Goldschmuck. Zwei davon tragen Röcher und Hefle, dem mittleren sitzt ein solender grüner Papagai auf der Schulter.

Um nun auf die Biebereremung des deutschen Geistes zurückzukommen, nehmen wir den Weintarif zur Hand. Es ist der vollständige, gefüllteste, blumigste, herauschende in Europa, eine Frucht der weiten Weisen des Herrn Theuringer. Lesen wir, nippen wir, ein Weintraug erlegt sich darans. Der deutsche Frühstückstisch, weil man an diesen Duzel nicht gedacht, die deutsche Eintricht mühte sich aus einer gemeinlichen Entloftung aller Flaschen in einen Augenblick ergeben. Seine hätte den Bremereller lassen und in die Tiefen des Hölzels zu den drei Mohren hinabsteigen sollen.

Wir theilen nachstehende Sorten mit, um nur annähernd dem Leser einen Begriff von der Ueberrathung zu geben, welche ein solcher Heberfeld des Tarifs bewirkt:

Edelweine: 11 Sorten; französische Weine: 20 Sorten Bordeaux, Medoc und Graves; mittägliche Burgunder: 13 Sorten; 6 Sorten Champagner. Spanische Weine: 8 Sorten: Keres de la Frontera; an andern andalusischen Weinen: Dorabilla de Sevilla, Rentilla de Cordoba, Tintilla di Raja di Rioja, 3 Sorten Malaga; Weine von Alicante, Navarra, Majorca, Canarienselt von Teneriffa, 5 Sorten portugiesischer Weine, 5 Sorten vom Cap der Hoffnung, darunter Muscabel de la Table von Evririt, Große Constanza von S. P. Cloete; 16 Sorten Ungarweine, darunter 5 Sorten Tokajer; 38 Sorten aus Nord-Italien, Toscano, dem Römischen, Campagna selt, Pelae, Sicilien, darunter 4 Abstufungen Laorima Christi; 7 Sorten Salerner, herzoglich Andentens; 44 Sorten aus der Provence, darunter griechische, jonische — dann Weine vom Archipelagus; anatolische, syrische, persische Weine. Vier superfeine Eluents schließen den phantastischen Zug von eben benannten duftigen Nebenerzeugnissen, deren homöopathischer Genuß genügt, um einen der ältesten deutschen Geister wachzurufen, einen Geiß, so schwer, drückend, an verblühenden Glanz mahnend, wie nur irgend einer. Erben Sie, da kommt er über die riesigen, schwindelerregenden Treppen herab. Er trägt altspanisches Costüm, das verblühende goldene Vließ glänzt matt auf dem Seitenwamme, das hohen schmalen Hut umwallen flaugewichte Federn. Sein Antlitz ist lang, hager, schmal, klah, das Haar grau, die Statur klein, die Glieder sind schwächlich. Er winkt uns, wie folgen ihm. Er öffnet im zweiten Stock, nachdem wir schloßten an Jagden Endwig XIII. auf Blumen- und Thierhälde und den mythologischen Pfadend in der Mitte der hohen kupferartigen Dedde geliebt, den Ritteraal der Fugger.

Hier hatte er gewohnt, unter dieser wachsenden brannen Eichenhölzbede gehalten, schwere spanische Weine getrunken, Beratungen gehalten. An dem riesigen Ramin erhebt sich der flache Augenmantel mit der altdeutsche geformten Inschrift:

„Anno 1490 Anton Fugger (der Reiche) das Hans erbaute, anno 1532 Kaiser Carl V. es bewohnte und Anton Fugger in dem Ramin dieses seines Ritteraalles die Schildwache des Kaisers (im Betrage von Einer Million Gulden) in einem Feuer von Zimmerholz (nach dem verunglückten Zug gegen Tunis) verbrannte.“ Ueber der Saalthür grüßt uns das alte Fuggerwappen.

Von einfachen Webergeseßen erhoben sich die Fugger zu Grafen und Fürsten. Zwei Grafstöfse und 63 Ritterhöfen bildeten ihren liegenden Besitz. Das Hans muß und blühte mit der alten Reichthum Augsburg auf und dessen sind an der

*) Aus den so eben im Verlage von Otto Jantke erscheinenden „Culturstudien. Reiseberichte aus der Schweiz und Deutschland von A. v. d. Stiff.“ 2 Bde. Preis 2 Thlr. 7/8 Sgr. Die Leser werden aus dem mitgetheilten Auszuge erkennen, daß in dem neuen Werke nicht der trodene Ton der Beschreibung, sondern vielmehr der der Unterhaltung angeschlagen, und auch das geschichtliche und artistische Material durch die Art der Darstellung allgemein zugänglich gemacht ist.

breiten Fronte des Palaſtes in der Maximiliansſtraße ein ſorberprächtiger Beweis die ſchönen Freſtenbilder, welche im Auftrage des Fürſten Leopold von Fugger-Babenhausen der Augsburger Maler Ferdinand Wagner von 1860 bis 1863 ausführte. Den alten Fuggerbeſitz bilden eigentlich an dieſer Stelle das Mohrenhötel, der Palaſt und das alte danebenſtehende Wohnhaus.

Das prächtige Fuggerhaus hat eine Länge von 335 Fuß bei einer Höhe von 50 Fuß vom Boden bis an's Dach, zwei Stagen, eine Fronte von 50 Fenſtern, wovon die erſte Freſte vier, die zweite ſechs, die dritte vier, die vierte und fünfte Freſte je 6 Fenſter umraumbt. Die Freſten ſeſten 20,000 Gulden und enthalten Darſtellungen aus der Stadt- und der Fugger'schen Familiengeſchichte.

In der zweiten Freſte nimmt im Jahre 1315 Kaiſer Ludwig der Bayer im Krieg wider Friedrich den Schönen Sohn von Augsburg Nüchtern an. Der Kaiſer iſt vom Pferd geſtiegen, er reicht hinföwoll dem Stadtvorſtand, einem Fugger, die Hand, welcher, noch Weber, mit eigenem Haare in einſachem, braunem Kleid vor ihm ſteht. Hinter dem Fugger ſehen vier Männer, ein Jüngling (jezt von Crotzer zu Barapſtumachern herabgelunken), ein Weibling, ein Langmantel, ein Zindel, Fadeln werden raſch angezündet, die ſteubigſte Aufregung herrſcht. Links erblickt man die Thore von Augsburg, rechts das beſſerſte Friedrichberg. Eine alte Chronik erzählt, daß die Fugger im 13. Jahrhundert im benachbarten Dorfe Graben als Weber gelebt und Anno 1370 in die Stadt gekommen ſeien und dort „Raufmannſchaft getrieben und bel ſelbiger ungemelne Güter und Vermögen mit ganz beſonderem Glück erworben.“ Bald gehörten ihnen Schiffe und Länder, ihre Wagen waren auf allen Straßen, ihre Schiffe auf allen Meeren, eigene Münze prägten ſie aus, darüber vergaßen ſie aber nie das Volk dem ſie entſproſſen, und dankbar banten ſie die Fuggerel. Ein großer Platz in der Vorſtadt St. Jacob bedeckte ſich mit mehr als hundert Häuſern nach einem erbenſtlichen Plan, in welche gegen nieberen Mieß jins Vordächſtge aufgenommen wurden.

Unmittelbar neben dem freſtengemähten Fuggerpalaſte ſteht das ältere Fuggerhaus, nur wechſeltüen, induſtriellem Gebrauche hingegeben. Das Seitenthor iſt geöffnet, wir ſchließen hinein. Ein innerer Hof läßt uns eine alte, wunderſame Pracht entſieffern. Ein Arkatengang, von ſchönen Säulen getragen, gegen Sonne und Regen ſchützend, läßt im Innern des Biered's dahin. Die Decke von einſachem, ſchwerem, braunem Holzgetäfel iſt maſſig, herrlich gut erhalten. Blumenbeete duſteten, Erdringbrunnen pläſcherten hier. An dem hohen Wänden erhoben ſich Freſten, deren bunte Epuren kaum mehr erkennbar, doch jedenfalls auf den Weltverkehr der Fugger wiefen. Mit Königen und Nationen begegneten ſie ſich ebenbürtig. Lange Klän erklärende Inſchriften erzählten von ihrer Pracht und Macht. Das Wort „England“ in altheuſcher Schrift iſt noch erkennbar. Wie groß dachten dieſe Fugger auch für die Armen ihrer Stadt. In der Fuggerel bergen jezt noch, ähnlich dem Begulnenhauſe in Gent, 170 Wohnungen, jebe zu vier Biecen, ebensol viele Familien für die Miete von jährlich vier Gulden.

Ein karioſer Schriftſteller war jeberfalls der Graf von Baderbarth, in deſſen vor ungefähr 40 Jahren erſchienenen hiſtoriſchen Schriften wir ganz abſonderliche Dinge ſelen.

Nach ſeiner Ueberzeugung exiſtirt unſere Erde bereits 475,000 Jahre. Zwanzigtauſend Jahre vor Chriſti Geburt ſelen die „Teuſcher“ (er theilt mit Ludwig König von Bayern bei dieſem Wort dieſelbe Orthographie, indem er das weſtliche weiche D verſchmäh't) 12 bis 15 Fuß hoch gemelen. Dieſe teuſchen Kieſen konnten „Hellen bewegen, Berge verſetzen, große Schloſſen herabwerfen, Gewitter erzeugen, Wälder und verſchiedene Feuerſteine auf ihre Hände werfen.“ „Hämliche Ausländer — ſchreibt der geſchliche Verfaſſer — „behaupten, melne großen Verfaſſer, die eieſenmäßigen Tentonen, ſelen nachdem herumgelauſen, haben nachdem jezt und nachdem in Schächten gekämpſt. Dieſe ſind ebene Bergkämpfungen und die allerinſamſten Rügen einiger ergrimmeten räbniſchen Feinde. Die großen Tentonen trugen ganz eng anſehende Gewänder, die von den unmiſſenden Römern für die nackte Haut gehalten wurden.“ — Noch Baderbarth hat der teuſcherſche Held Teut 36,525 Wälder geſchrieben, von denen ſich in Hindoſtan und Ceylon noch Ueberreſte befinden. Die „Teutgelogen“ oder Teuſcher waren die Lehrrmeiſter der berühmten Coppler. Eitlich von dem König Nina's behauptet der Graf, daß jener ein „Teuſcher“ geweſen ſei und ſein Name herkomme von: „Nie! Nie!“ wie „Bachus“ von „Bach“, „Prometheus“ von „frommer Teut“, „Orpheus“ von „Urtut“; und ſo theilt und deutet Herr von Baderbarth fort, daß man kaum glaubt, wie ein vernünftiger Menſch dergleichen zumellen ſchreiben konnte. Z.


Der Inca-Kaiſer Pachacutec (1340) war der Salomo Peru's, eben ſo berühmte ſeine Beſehel wie durch ſeine Kriegsthaten. „Der Reid.“ ſagt er, „iſt der Wurm, der an den Eingeweiden der Weiblichen nagt; und wer den Weifen und Guten beneidet, gleicht der Spinne, die aus den lieblichſten Blumen Gift ſaugt.“

Schiller und ſeine Räuber in der franzöſiſchen Revolution. Ein hiſtoriſches Bild von Dr. Karl Richter (Grünberg, Verlag von W. Levyſohn). Da die Thatſache, daß Schiller's „Räuber“ ins franzöſiſche überſetzt und von 1791 ab auf dem Théâtre du Marais in jaſtrichſchen Wiederholungen zur Aufſührung gekommen, daß der Dichter in der Folge von der Nationalverſammlung das franzöſiſche Bürgerrecht empfangen hat, von dem Biographen beſſeren nur oberflächlich erwähnt wird, ſo iſt der von dem Verfaſſer nach authentischen Quellen bearbeitete, gegen 50 Druckſeiten ſtarke Aufſatz in der That, was der Titel beſagt: Ein Supplement zu allen Schillerbiographien.

Weber „Land und Leute in der Union“ von Wolph Deuſel (Berlin, Jantke) ſagt die Zeiſchrift „lieber Land und Meer“: Dieſe Buch iſt wohl das Beſte, was in neuerer Zeit über Amerika erſchienen iſt. Durch mehrbürtigen Aufenthalt kennt der Verfaſſer, der und als ein Mann von vielſeitigem Wiſſen, klarem und ſicherm Urtheil erſcheint, das Land gründlich.

Correſpondenz.

Herrn R. L. in Raumburg. S. E.: Elegante Einbanddecken zur Roman-Zeitung, um den Jahrgang entweder in zwei oder in vier Bände zu binden, ſind in Vorbereitung und werden Sie in einer der nächſten Nummern über Preis und Ausſtattung eine Anzeig finden.

 **Verzehr.** neu hinzugegetretenen Abonnenten dieſer Zeitung diene zur Nachricht, daß der erſte Jahrgang, (aus vier Quartbänden von je 60 Bogen mit 960 Seiten beſtehend, zwölf große Romane von W. Raabe (Jacob Corvinus), Fr. Spielhagen, Edmund Heſſer, George Heſſel, Herman Schmidt, Marie Sophie Schwarz zc. zc. enthaltend, durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten — ſoweit der Vorrath reicht — noch für 4 Thaler zu beziehen iſt.

Deutsche Roman-Beitrag.

Friedel und Oswald.

Roman aus der Tiroler Geschichte

von

Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Herzog Friedrich stand bereits in strahlender Goldrüstung da, die weisrothe Schärpe um die Brust, den habsburgischen Bindenschild am Arm und drückte eben den Helm mit der mächtig aufstrebenden Pfauenkrone aufs Haupt. Gegenüber stand Graf Herman von Gilly, der Königin Bruder, ganz in blauen Stahl gerüstet, auf dem Helme einen wallenden schwarzen Busch mit einer einzigen weißen Feder, auf dem viergetheilten Schilde sechs rothglühende Sterne. Das Loos hatte sie bestimmt, den Reigen des Tages miteinander zu eröffnen; andre Ritter, welche ebenfalls gewillt waren, in die Schranken zu reiten, waren mit ihren Waffenmeistern beschäftigt, die Turnierdäute aber eilten emsig hin und her, um schon hier die Waffen zu beschauen und zu untersuchen, daß alle Wehre nur zur Kurzwel und heiterem Schimpfspiel bereitet war. In der Entfernung stand das Rittergeselge des Herzogs, darunter Weisbriach, Kellenburg, Tengen und Lupfen, Werdenberg, die von Toggenburg und Billaunders, Hug von Montfort, Diessenböden und dessen Schwesterohn Hans von Müllinen, der von seinem unfreiwilligen Besuche in der Schweiz zurückgekehrt, den willkommenen Anlaß benützt hatte, sich seinem Herrn und Gebieter wieder zu nähern.

Schon war Alles vorbereitet, die Grieswärtel sprangen bereits herbei, die in der schweren Rüstung etwas unbehilflichen Kämpfer auf die mächtigen Turniergäule zu heben, die voll nutziger Streitlust die Köpfe mit den wallenden Federbüschen schwenkten und die prachtvollen Decken schüttelten, mit denen sie bis zu den Hüfen nieder behangen waren.

Da drängte noch Oswald von Wollenstein durch die Umstehenden und brach sich Bahn zu Friedrich. „Verzeiht der Ungehör, durchlauchtigster Herr,“ sagte er, „die Euch verweilt, da Ihr im Begriffe seid, einen Ehrenritt zu machen . . . ich rechne dabei auf die gute Gefinnung, die Ihr sonst für mich getragen und verhoffe, Ihr werdet nicht zürnen, wenn ich hieher komme, um mir raschen Urlaub zu erbitten. Dem Ritter von Schwangau ist unvermuthete Botenschaft gekommen, die ihn eilig nach Hause ruft — ich hab's ihm lang zugesagt, ihn zu begleiten.“

„Ihn hast Du's zugesagt?“ erwiderte Friedrich. „Wohl eher dem Fräulein von Schwangau — das ja Deine Verlobte sein soll . . . wie Andre mir erzähl. Nun reite immerhin Oswald . . . ich will den Minnesänger nicht vom Minneglück abhalten, auch wenn ich es könnte!“

„Ja ich gehe dem Glück entgegen,“ sagte Oswald, „einem Glück, das ich mir nicht zu träumen gewagt, vor welchem Alles, was früher gewesen, vergessen ist wie ein Traum . . . nur zwei Dinge sind es, die es mir noch trüben . . .“

„Diese zwei Dinge sind?“

„Der Wunsch,“ entgegnete Oswald etwas zögernd und mit bedeutsamem Blick, „auch Andre ebenso glücklich zu wissen . . . rein, offen und ohne Hinterhalt . . .“

Friedrichs Blicke sanken zur Erde.

„Das Zweite ist eine Sorge, die aber jetzt, da ich vor Euch stehe, schier von mir genommen ist! . . . Solltet Ihr nicht wissen,“ fügte er leiser hinzu, „welches Verede in Costenz umgehrt über Euch?“

„Was meinst Du?“ fragte der Herzog ausweichend.

„Es geht die Sage, als hieltet Ihr's mit König Sigmund nur zum Schein, und wäret in geheimem Verständniß mit dem ränkefächtigen Pabst. . . Laßt mich meine Schwäche gestehen! Als ich es zuerst gehört, brauchte ich auf und schalt den einen Feind, der es mir gesagt . . . dann, wie es eben geht im Herzen des Menschen, dann wollte sich doch der Zweifel einnisten in mein Gemüth — jetzt aber, da ich Euch vor mir sehe, ist's wieder vorbei — ich denke an die Wiener Hofburg, an den Abend zu Innsbruck und gehe getrost meinem Glücke entgegen!“

Friedrich sah ihn lange, beinahe gerührt an. „Geh,“ sagte er, „ich gebe Dir das Zeugniß mit, daß Du erfüllt, was Du versprochen hast . . . Du bist ein redlicher Freund! Warum bist Du nicht immer um mich — Manches wäre vielleicht anders geworden! . . .“

Er schien noch etwas sagen zu wollen, da flogen die Schranken auf, im Nu saß er zu Pferde und der

Aug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem beläunbenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgezogen, mit zierlicher Neigung die Frauen und Erben begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Frietrich und der Graf von Gilly ihren Stand, die Grieswärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senten sich, die Rosse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerpfalteten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und bedeckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Weiden überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Gilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber es sich zu verdichten vermochte, lam dahingegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Sitze zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erblaffen und plötzlich aufspringen und wie das wachende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conzilium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costanz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Fürstämtern und die Frauen drachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angehetzt vom häßlichen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vorkämpfer und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnllicher Lärmen entgegen scholl.

Zu den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wußtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Unheil vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht beburht,“ rief selbst der gefügige Willanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken in die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfstrüzung zu entleiben; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstisch. Er hatte sich allerlei von den wüthlichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blickgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Willinen vor ihn und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Willinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Willinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich aufsteht und durchführt, was Ihr begehren! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Roß nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenhurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen erschreckt. Sie eilte zur Thür und erblüete Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechster und Frau Rachel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrüßung, der offenen Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." stöhnte sie und sauf ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . ."

„Hab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch herauf . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückerlassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen brängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schmiedelöffeln geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wöbngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon fielen bedeutliche Ketten, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre Friecken, die Stadt mit Feuer anzufachen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterknecht sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintlen und riefen: „Friebe! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Gabe soll männiglich sicher und unter keinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufricht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oestreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rebe zu stehen für alle Friebe, so er begangen.

Auf seinen Will klangen wieder die Trompeten, ein Weibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gebeten der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brixen angethan. Sollte er aber der Partnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlänge und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und lebig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Aufschläge geben oder Friebe mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . ."

Trompeten bliesen nach allen vier Himmelsgegenden, die Labung zu verkünden; der Geladene jagte inbeffen in Sturmeseile die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbrossenen Wehrturm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Bebel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mählein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seifser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felsfegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannenwaldes herauf, wie ein um das todtte Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finkenschlag, Amselspitz und Drosselzang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Bestimmen; der Seifser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespiant, mit zierlicher Neigung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Grieswärtel raunten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rosse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gemachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zerpfitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und bedeckten den Boden mit Trümmern. Rauch wurden sie gewehelt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Welche mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchschlagen, aber eh' es sich zu verblüthen vermochte, lamdazogen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, trachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Sitze zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windebraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conziliun ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Fürchtameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angehetzt vom hastigen Wabhsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verwortener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend öhnllicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbrach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr ruhtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbrach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Ist immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft?“ rief selbst der gefügige Willanders, „Sönt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbrach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfstützung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sanft erschöpft auf einen schlechten Bretterfisch. Er hatte sich allerlei von den möglichsten Folgen vorausgesehen, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstmal blüthgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdorbene Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich geküßert. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr männlich aufsteht und durchfährt, was Ihr bezogenn! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns bezeugen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt. . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrongen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Kadel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles brunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdröbung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erbrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Riegel und Gitter sind fest . . .“

„Dab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dukaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends bilden . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr aufs Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperreten die kostbaren Gewölbe und Buben; Nationen und Landsmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelspöken geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Plaza, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleibern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entzungen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon sieben bedeutliche Reden, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzustößen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Fürstbischöflichen zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterkavallerie sprengte Sigmund auf den Platz — Herolden brachten ihm die Bahn wintlen und riefen: „Friedel! Die Stadt ist in Königsfrieden! Licht und Abergott, wer den Königsfrieden bricht!“ Ummäßig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Ostreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Weibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Macht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brixen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopen wie in die Schlinge und des Königs Rathung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Läden, sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Licht und Abergott . . .“

Trompeten bliesen nach allen vier Himmels- gegenden, die Ladung zu verstanden; der Geladene jagte indessen in Sturmeseil die Strafe nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Pauenstein, im halboffenen Wehrturm der Umsassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequem schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weissem Welbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinabhängende Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felsenkegel, auf welchem die Zinnen von Pauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannenwaldes herauf, wie ein um das todtte Gestein gewundener lebender Kranz und weitteifend mischte sich der frische stärkende Darzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinanletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Fintenschlag, Amfelspiff und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrund herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Eelen begrüßend. An den entgegengekehrten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Gilly ihren Stand, die Grieswärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwang sie sich über die Schranken. Der Turnierboog hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Kasse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Gilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrieth, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vote er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Sätze zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Peul der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conziliun ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Uebel gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeekelt vom häßlichen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Sätze, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärm entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich befüßt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbrach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterpiel nur zum Schein und Dedmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er. „Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbrach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht befolgt?“ rief selbst der gefügige Willkürer, „kannt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbrach!“

„Ja auch! Ja auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schon und ungemüß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfstrüfung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstuhl. Er hatte sich allerlei von den wüßlichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und bestigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstmalig blüßgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

„Da kniete Hans von Mällinen vor ihn und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da bist nicht Rathen und Schelten hinterher — da bist nur, daß Ihr mählich ansatz und durchfährt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fert von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruch's Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblidete Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Nichte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Rabel die Kunde des Geschehens zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrüßung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Regel und Güter sind fest . . .“

„Dab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends bilden . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr aufs Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperreten die kostbaren Gewölbe und Buden; Matronen und Landbmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edeln umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelförsen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon sieben bedeutliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzustohen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Huh zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterkammer sprengte Sigmund auf den Platz — Herode brachen ihm die Bahn winteln und riefen: „Friedel! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium unversehrt erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, der Herzog Friedrich von Desireich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frelde, so er begangen.

Auf seinen Bink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Pflicht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brixen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Paraoanis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlang und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, löss und lieb sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Aufschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenden, die Labung zu verfinden; der Geladene jagte indessen in Sturmeseil die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Pauenstein, im halboffenen Wehrturm der Umsfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weichem Welbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlingelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Pauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannenwaldes herauf, wie ein um das tobt Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkteste Darzgeruch in den süßen Duft der persischen Ranterose, die am Burggemäuer hinaufkletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Fintenschlag, Amfelspiff und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgründe herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßte von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam unritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit hierlicher Reigung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Frietrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Grieswärtel rannten hin und her, um sich einmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turneroogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gemachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und deckt' den Boden mit Trümmern. Raich wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchschießen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Saufen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Eihe zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erblaffen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conzillium ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angehetzt vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jaumern und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnllicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbrach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbrach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“
„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Bilsander, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbrach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sanft erschröpfte auf einen schlechten Bretterfuß. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blüggleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdorbene Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich anfahst und durchführst, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Noß nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertrant mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause an Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsler und Frau Kachel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrückung, der offensten Verachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

affen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . ."

„Dab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr aufs Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperreten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindeldäpfeln geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Gerüche zertrümmert, und was an Habseeligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon sieben bedeutliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzünden und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Fürstentloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu betreten und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herode brachen ihm die Bahn wintlen und riefen: „Friedel! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Defreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Friedel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Blucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brixen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlang und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . ."

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Labung zu verkünden; der Geladene jagte indessen in Sturmeselle die Strafe nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halboffenen Wehrturm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschöß wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weichem Welbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinabhängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den stellen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todtte Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische särlende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rantrose, die am Burggemäuer hinaufkletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Fintenschlag, Amselspiss und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgründe herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und stiel auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Eelen begrüßend. An den entgegengekehrten Enden nahmen dann Frietrich und der Graf von Gilly ihren Stand, die Grieswärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwangen sie sich über die Schranken. Der Turnierbog hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bläser schlossen, die Lanzen senkten sich, die Hösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Gilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, kam daggen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Sitze zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Peulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conziliun ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Jurtschamern und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angestekt vom hasigen Wahnfinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vornänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ängstlicher Lärm entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich befüßt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbrüch. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßt darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterpiel nur zum Schein und Dedmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er. „Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbrüch entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Büländer, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbrüch!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungemiß in die Ede drückten. Er rief sie, ihn der Kampfstrüfung zu entleihen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstuhl. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plößliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blüßgleich den Abgrund, in den er sich gefüßt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Müllinen vor ihn und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Müllinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Müllinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich ansaßt und durchfährt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Kofz nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruch's Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedungen und hatte Sabine emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblidete Florentius Dolk und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Neechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angeirant kam, dem Wechsel und Frau Rachel die Kunde des Geschehens zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich vom Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrüfung, der offenen Nichtachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

affen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . ."

„Dab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist sie fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Unthaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herr? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends bilden . . . Was schade!?' Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperreten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edeln umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelsöfyn geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pflaz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgegen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon sieben bedeutliche Reden, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzufachen und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Huh zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herode brachen ihm die Bahn wintlen und riefen: „Frieden! Die Stadt ist in Königsfrieden! Wacht und Abersacht, wer den Königsfrieden bricht!" Unmäßig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Deftreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frelde, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Muth des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbilten, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Ebur und Brizen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaons nachfolgen, sein Ehr verstopfen wie die Schlang und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Wacht und Abersacht . . ."

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Labung zu verkünden; der Geladene jagte indessen in Sturmeselle die Strafe nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halboffenen Wehrturm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschöß wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Besel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seißer Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das toble Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkteste Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinaufkletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Fintenschlag, Amselspiss und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seißer Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit ziellicher Neigung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Grieswärdel rannten hin und her, um sich Nothmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Brall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gemachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zerpfüllterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und bedeckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrieth, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, lamdadagen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, trachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Säge zum König drängen und ihm einige Worte zuflütern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei emper: Das Conziliun ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angestekt vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Säge, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrenen Knäuel wälzte jaammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbrich. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr ruhtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbrich entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . Ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft?“ rief selbst der gefügige Willanders, „Sönt Ihr auch unsre That entkriegen! . . . Ich sage wie Weißbrich!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schon und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sanft erschöpft auf einen schlechten Bretterfuß. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und bestigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blitzgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich anfahst und durchführst, was Ihr bezoggen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Noth nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns bezeugen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt. . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hauje am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabine emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Kadel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrückung, der offensten Verachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

affen verlassen . . ." stöhnte sie und saul ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . ."

„Dab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Häbscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig. „Wußt ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dukaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schade's? Ich müßt' sein ein Stämper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperzten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Erlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelförsen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohnungsmächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entzungen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzusetzen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintlen und riefen: „Friede! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, der Herzog Friedrich von Defreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Friedel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raibts trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schmach und Unbilben, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brizen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaons nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewige Eiden dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand häusen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Aufschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . ."

Trompeten bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Labung zu verkünden; der Geladene jagte indessen in Sturmeseil die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Pauenstein, im halbhoffenen Wehrturm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wolfenstein; das bequeme schwarze Hausgemach war, wie er es liebte, mit weißem Welsel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Wäzlein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinabhängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Pauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todtte Gestein gewundener lebender Kranz und weitestend mischte sich der frische stärkende Parzgeruch in den süßen Duft der persischen Rantrose, die am Burggemäuer hinaufkletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finken Schlag, Amselspiss und Drossel sang schmettete von allen Seiten, und wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Erden begrüßend. An den entgegengelegten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Gilly ihren Stand, die Gieswärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwingen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Kofse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerflitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Gilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber es: es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Saufen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes auf-rauschen macht, bis der Sturm, dessen Vote er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Säge zum König drängen und ihm einige Worte zu-flüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich auf-springen und wie das wachsende Geul der Windsbraut wälzte immer stärker und angestlicher sich der Schrei empor: Das Conziliun ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riesen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeleitet vom hastigen Wahnfinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vermänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Ärmern entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbrich. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Zur wußtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterpiel nur zum Schein und Dedmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er. „Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbrich entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Kun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unfern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Willkürer, „kannt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbrich!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungemiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entleiben; als es geschah, wintte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstuhl. Er hatte sich allerlei von den möglichsten Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und bestigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blitzgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

„Da kniete Hans von Mällinen vor ihn und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschreden, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich ansaßt und durchfährt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, es' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, es' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruch's Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erbllickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Habel die Kunde des Gescheheneu zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrüßung, der offensten Nichtachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnest mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dataten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Kärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindeldöpsen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Platz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräte zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon fielen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzustoken und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gesangenen Huf zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Hof, im königlichen Schmud, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Signmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn winkten und riefen: „Frieden! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Pabst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oestreich aber solle vor sein Gericht geladen werden am Rebe zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Wäbel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Verladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costanz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Pabstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbildden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Ebur und Brigen angethan. Sollte er aber der Partnädigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Dyr verstopfen wie die Schlange und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wider ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hosen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hilfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenen, die Labung zu verkünden; der Geladene jagte indessen in Sturmeselle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Bierces Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbsoffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wolkenstein; das bequeme schwarze Haugewand war, wie er es liebte, mit weißem Belbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Wüglein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; mandmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlingelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen Schroffen Felssteig, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannenwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Hülle von Blumen überzog. Zintenschlag, Amfelspiss und Drosselgang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseit der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgezopft, mit zierlicher Neigung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Grieswärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Brall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gemachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zerflitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, lamdazogen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, trachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Sitze zum König drängen und ihm einige Worte zu flütern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conzillium ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Zuchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angezuckt vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Sige, brechende Schranken und schreiende Vordämmerer und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbrich. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wußtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterpiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbrich entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eht immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft?“ rief selbst der gefügige Willanders, „könt Ihr auch untre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbrich!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durchsander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfstützung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sonst erschröft auf einen schlechten Bretterfuß. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerpruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blitzgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Müllinen vor ihn und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Müllinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Müllinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da bist nicht Rathen und Schelten hinterher — da bist nur, daß Ihr männlich aufsteh und durchführst, was Ihr begehren! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Zudenburm war über Mauer und Gräben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsler und Fran Kabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verödung, der offensten Verachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffne mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückerlassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gemölde und Wunden; Nationen und Landmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Geleu umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Heiligkeit oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Anrufers sich erheben mochten; schon fielen bedeutliche Ketten, man müsse die Fürsten und Fürstinnen, da man sie doch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzujohlen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu gesehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterknecht schreie Signum auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahen winkten und riefen: „Friedel! Die Stadt ist in Königsfrieden! Ach und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oestreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Wabbel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der „Schmach und Unbillen, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Ebur und Brixen angethan. „Sollte er aber der Partnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Rathung verachten, so solle männiglich alle Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand „hauen und hosen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm „halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Rathung zu verkünden; der Geladene jagte inbeffen in Sturmesseite die Straße nach Schaffhausen dahin.

Sechstes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbrossenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Döwald von Wolfenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Belbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäglein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannenwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und weitelstend mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zinkenschlag, Ampelstift und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Bestimmen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit hierlicher Neigung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Eilly ihren Stand, die Grieswärdel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rosse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zerpfalterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und deckt' den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Welde mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Eilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrieth, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, lumbazogen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, trachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Eile zum König drängen und ihm einige Worte zuflütern, man sah diesen erblasen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conzillium ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angehetzt vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über trachende Sige, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärm entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbrich. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr ruhtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbrich entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon bezogen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eht immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . Ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Willanders, „hätt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbrich!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durchsander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schon und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sonst erschöpft auf einen schlechten Breiteritz. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blügelich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich anfahst und durchführst, was Ihr bezogenn! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Kos nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns bezegenn!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt. . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabine emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Kadel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verödung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen ruhen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist es fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig. „Wußt ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dulasen, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachsicht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Kärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Festigkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindeldrüpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfahle, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleibern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entzogen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufbraus sich erheben mochten; schon fielen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzünden und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Huf zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde drachen ihm die Bahn winkten und riefen: „Frieden! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernnehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oestreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Weibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Papstes befördert; nicht zu gedenken der Schmach und Unbildden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Thur und Brixen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst trefse ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenben, die Ladung zu verkünden; der Geladene jagte indessen in Sturmeseilie die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbsoffenen Wehrturm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Belbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mützelein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felsriegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todtte Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zintenschlag, Ampelstiff und Drossel sang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf; von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und stell auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Eelen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Grieswärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerfalterten die mächtigen Eisenlansen wie Glas und deckt' den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unterschieden wiederholt; Welde mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu probiren, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säufen durch die Versammlung, wie der erste Winstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, frachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Säge zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conziliun ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Beßlagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeeifert vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über brechende Säge, brechende Schranken und schreiende Vorkämpfer und ein wilder, vernorrner Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon die antwortend ähnlicher Värmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wußtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eht immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Dabt Ihr unfern Rath nicht bedurft.“ rief selbst der gefügige Willanders, „sännt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfsträngung zu entleiben; als es geschah, wintte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstisch. Er hatte sich allerlei von den möglichsten Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plöbliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erbellte ihm zum erstenmal bilgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verläßt?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Würde. „Hätet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich ansaht und durchführt, was Ihr begehnet! Das Erste ist, fect von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sellen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auezuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einfachheit von Baruchs Hause am Jubenturm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgesprecht. Sie eilte zur Thür und erblckte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einen Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wecheler und Frau Rabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles brunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verödung, der offensten Nichtachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . ."

„Hab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübsherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Hofe! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig, „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dukatens, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . ." wirft Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gemüthe und Buben; Nationen und Landmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfe geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Plaza, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnlichem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon fielen bedenkliche Nebeln, man müsse die Fürsten und Präläten, da man sie hoch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzünden und zu plündern, Andre fordereten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gesangenen Huh zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahnen winkten und riefen: „Friedel! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oesterreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Wabbel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brixen angethan. Sollte er aber der Partnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Aufschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Mann der Kirche und des Reiches Aht und Aberacht . . ."

Trompeter bliecen nach allen vier Himmelsgegenben, die Ladung zu verkünden; der Geladene jagte inbeffen in Sturmeseile die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrthurm der Umsassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtete war, saß Oswald von Wolkenstein; das bequeme schwarze Hausewand war, wie er es liebte, mit weißem Welsel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäglein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlingelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felsfegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todtte Gestein gewundener lebender Kranz und weitestend mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zintenschlag, Amfelspfiff und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenem der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem beläunbenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgezflanzt, mit zierlicher Reizung die Frauen und Erden begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Frietrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Grieswärtel rannten hin und her, um sich nodmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwanzen sie sich über die Schranken. Der Turnierrogg hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bistire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rosse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und besten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Renubahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurrel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Saufen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Stige zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diese erlassen und pfeßlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conzillium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riesen Flüche und Drohungen, Alle aber, angehetzt vom hastigen Bahnsian des Schredens stürzten durcheinander, über krachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Kräuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stabt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärm entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbrich. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüthet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, ehle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbrich entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stabt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Willanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbrich!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entleiben; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sanft erschröpft auf einen schlechten Bretterfuß. Er hatte sich allerlei von den wüthlichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Absall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blickgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, erdrückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr männlich aufsteht und durchführt, was Ihr begehren! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Roß nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentius Dösch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Nabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stabt gebe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verödung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mit das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist sie fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Hofe! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig, „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dulaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückerlassen, so ganz ohne Nachsicht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stämper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die lothbaren Gemäße und Buden; Nationen und Landmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Erlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleibern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entzogen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon fielen bedeutliche Reben, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzupflegen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintlen und riefen: „Friedel! Die Stadt ist in Königsfrieden! Licht und Abersacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium anfrucht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Ostreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevler, so er bezogener.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waiel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Verladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbilten, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Ebur und Brigen angethan. Sollte er aber der Partnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Dör verkopfen wie die Schlange und des Königs Rabung verachten, so sollte männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Leden sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Rest, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Licht und Abersacht . . .“

Trompeten bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Rabung zu verkünden; der Geladene jagte inebessen in Sturmeseil die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halboffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschosß wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wolkenstein; das bequeme schwarze Hautgewand war, wie er es liebte, mit weißem Beibel belegt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Wäglein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den stelten schroffen Felseszel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das tobtte Gestein genumbener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zinkenschlag, Anselpsitt und Drosseljaß schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenemselbst der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem überschäumenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Grieswärtel raantten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwingen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bistire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere ans die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zersplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Raich wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchschießen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, lamdazogen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Stütze zum König drängen und ihm einige Worte zusprechen, man sah diesen erblasen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Concilium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angegetet vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vornänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnllicher Lärm entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begangen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . Ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Willanders, „sönt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sanft erschöpft auf einen schlechten Bretterfig. Er hatte sich allerley von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Absall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blitzgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, brückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdeckte Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habd' einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich anfahst und durchführst, was Ihr bezugnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Noß nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns bezeugen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judeuthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsler und Frau Nabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gebe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdröbung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ höhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen ruhen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Nibel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechster bedächtig, „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückerlassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inwischen Lärmen und Aufruhr aufs Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechster und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gemölde und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelbösen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohnungsmächer erbrochen, die Gerüste zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleibern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Neben, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzufehen und zu plündern, Andre sorterten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Nuz zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintlen und riefen: „Friede! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Ummächtig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufricht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Steirich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rebe zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Weibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brizen angethan. Sollte er aber der Partnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlang und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und lebzig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Gele, dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeten bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Labung zu verkünden; der Geladene jagte inbeffen in Sturmeseilie die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wolkenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weissem Bebel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den stellen schroffen Felselagel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkete Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zinkenschlag, Ampelstich und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Bestimmen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Eelen begrüßten. An den entgegengekehrten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Ellß ihren Stand, die Grieswürtel kannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turnierobst hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bistire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zersplitterten die mächtigen Eisenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Ellß wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh: es sich zu verbieten vermochte, lamdagegen vom Eingange her ein Saufen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Gipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewöhnlich, schmetternd, trappend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Eise zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erblasen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Feulen der Windsbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Consilium ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Fürchsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeleitet vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über raschende Eise, brechende Schrauben und schreiende Vermänner und ein wilder, vermorrer Knäuel wälzte jaumernnd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Värmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Run so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Pabst Ihr unser Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Willanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich (schon und ungeschicklich in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entledigen; als es geschehen, wunte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Dreterst. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blitzgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verböte Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da bist nicht Rathen und Schelten hinterher — da bist nur, daß Ihr männlich aufsteht und durchführt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fern von hier zu kommen, eh' sie sich befinden, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Rosß nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zehlen, es ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einfamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabine emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, juckte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechöler und Frau Rahel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Ranz, das volle Gefühl der Verbündung, der offenkundigen Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Barnab, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ erwiderte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Hofe! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dukaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachsicht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die löslichen Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Erlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobt und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräte zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleinern sich fand, ward zerissen, getheilt oder mit höhnlichem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entzungen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzulohen und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar strengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bah'n winkten und riefen: „Frieden! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernnehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oestreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Freidel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waiel des Rath's trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Reichthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbilben, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Ebur und Brienz angethan.“ Sollte er aber der Partnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlang und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihm — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Erbe dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hosen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Ladung zu verkünden; der Geladene jagte indessen in Sturmeswelle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halboffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Belbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunfleres Grünlein saß auf der linken Haupte. Er hatte Flügel vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und weiterab mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der perlsüßen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zintenschlag, Ampelspiss und Drosselganz schmecterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf; von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam amritten sie den Kreis, die riefigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgezpannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Eelen begrünend. An den entgegengekehrten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Wriesswärtel taanien hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwanen sie sich über die Schranken. Der Turnierogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bistre schlossen, die Lanzen senkten sich, die Kasse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zersplitterten die mächtigen Eidenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Weisler sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchdringen, aber eh: es sich zu verbieten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Saufen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, trabend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Säge zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Feulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Consilium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl beachtete im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Fürchtameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen und die Frauen trachen in Drohungen, Alle aber, angepöckelt vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stützten durcheinander, über trachende Säge, brechende Schranken und schreiende Vermänner und ein wilder, verwirrter Knäuel wälzte jammern und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlischer Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eintreibenden Ritter drängte sich der milde Weisbrich. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehrens- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weisbrich entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Unheil vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unser Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Willanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weisbrich!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schon und ungesund in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erstköpft auf einen schlechten Bretterstisch. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erboste ihm zum erstenmal bligleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verböte Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan — da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr männlich ansaßt und durchführt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich fest besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Kof nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sigt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich anzuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einleitend von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gerungen und hatte Sabine emporgeschreut. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentius Dolch und die verstruten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, judte ihr doch eine lange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Rahel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe Alles brunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Rage, das volle Gefühl der Verbündung, der offenen Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffne mir das Haus nicht, sie mögen ruhen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Riegel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Etich gelassen und wir haben sie auf dem Hals! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dukaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachsicht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleinern sich fand, ward zerissen, getheilt oder mit hübnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bebenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzünden und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu gesehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar strengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bah'n winkten und riefen: „Friede! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gesuch seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Pabst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oestreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Weibel des Rath's trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Pabstes befördert: nicht zu gebelken der Schmach und Unbildden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Ebur und Brigen angethan.“ Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Dür verstopfen wie die Schlang und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Erbe dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hosen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reichs Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Ladung zu verkünden; der Geladene jagte indessen in Sturmesweite die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbrossenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hauwegand war, wie er es liebte, mit weißem Belbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gefleidet, ein buntes Mischlein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Väter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und weitfernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der perfischen Rankentrofe, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Fintenschlag, Anselpfliff und Drosselfang schmieterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Eelen begrüßten. An den entgegengekehrten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Wriemwärtel kannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn noch allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turnierort hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Büsse schlossen, die Lanzen senkten sich, die Kasse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zersplitterten die mächtigen Eichenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchdringen, aber eh: es sich zu verbieten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Saufen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewöhnen, sich meldernd, trabend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Säge zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erschrecken und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Konzilium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Jurchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riesen Flüche und Drohungen, Alle aber, angefiect vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krechende Eide, brechende Schranken und schreiende Vornänner und ein wilder, verrottener Knäuel wälzte jammernnd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Värmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt einbringenden Ritter brängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wußtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herzen . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . ich sage nicht los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Willanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schon und ungeschick in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entledigen; als es geschah, wünte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstisch. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erbette ihm zum erstenmal bligleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da bist nicht Rathen und Schelten hinterher — da bist nur, daß Ihr mánalich aufaßt und durchführt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fert von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Ros nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Jubenturm war über Mauer und Graben vom Drüß her das Getöse gedrungen und hatte Sabine emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verkrühten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, judte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechöler und Frau Rahel die Kunde des Gescheheneu zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles brunter und drüßer, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Rage, das volle Gefühl der Verdrüßung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Regel und Gitter sind fest . . .“

„Dab' ist es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübcherin, nun ist sie fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig. „Wußt ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dukatn, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stämper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Rationen und Landmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entzungen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon fielen bedeutliche Ruinen, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzusetzen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintlen und riefen: „Frieden! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Ummälig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurücktreten, Herzog Friedrich von Oestreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Ruf klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Rath's trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Pflicht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schmach und Unbillen, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Thur und Brigen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ehr vertopfen wie die Schlange und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und lebig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Läden, sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Gebe, dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeten blieben nach allen vier Himmelsgegenenden, die Ladung zu verkünden; der Geladene jagte indeß in Sturmeselle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erler eingericht war, saß Oswald von Wolkenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Bebel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und weitestend mischte sich der frische stärkente Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finkenflieg, Amselpeiß und Drosseljaug schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Thau rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam amritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Eelen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Grieswärtel raanten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwanzen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Kofse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerflitterten die mächtigen Eichenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gemehst und das Spiel noch fier, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Reifter sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Saufen durch die Verfallung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Elze zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Feulen der Windebraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conziliun ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen drachen in Weinen und Wehllagen aus, Andere riesen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeeignet vom hastigen Wahnfinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vermänner und ein wilder, verwoirener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Armen entzogen schell.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wußtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterpiel nur zum Schein und Dedmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Dabt Ihr unfern Friedrich nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Billanders, „konnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfstrüfung zu entleihen; als es geschah, wintte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterfisch. Er hatte sich allerlei von den möglichsten Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plöbliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blitzgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihn und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschreden, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr münalich aufsaßt und durchführt, was Ihr bezeugnet. Das Erste ist, fert von hier zu kommen, eh' sie sich befinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Daruds Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentinos Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Rabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wacht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verödung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erbrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffne mir das Haus nicht, sie mögen ruhen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Regel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig, „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dukatens, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückerlassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gemölde und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken war die Wohnungsmäuer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben würden; schon fielen bedenkliche Aeußen, man müßte die Fürsten und Präläten, da man sie doch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzufachen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu gesehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintlen und riefen: „Friede! Die Stadt ist in Königsfriede! Aht und Aberaht, wer den Königsfrieden bricht!“ Ummächtig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufricht' erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oestreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rebe zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink langten wieder die Trompeten, ein Weibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der „Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brixen angethan. „Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Eselange und des Königs Labung verachten, so sollte männiglich alle Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Erbe dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt „der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand „hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, „Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm „halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der „Kirche und des Reichs Aht und Aberaht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Labung zu verkünden; der Geladene jagte inbeffen in Sturmeseilie die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wolffenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Weibel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäntlein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todtte Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finkenschlag, Amselpfliff und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Bestimmen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden standen dann Frierich und der Graf von Eilly ihren Namen, die Grieswärtel raanten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; daum schwanzen sie sich über die Schranken. Der Turnierbogen hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Wisire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Kofse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerstücktete die mächtigen Schenkellangen wie Glas und deckte den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gemehelt und das Spiel noch fter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Anders überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Eilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchsingen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Saufen durch die Verfallung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, frachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Elze zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Feuer der Windbrand wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conzillium ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen drachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riesen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeleitet vom hastigen Wahnjinn des Schreckens stürzten durcheinander, über trachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vorkänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlischer Armen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Frierich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „N! es wahr, Herzog?“ rief er. „Zhr wußtet darum, daß der Pabst entflohen? Zhr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterpiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Zhr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Zhr Euch eingebracht . . . Ich sage mich los von Euch!“

„Habt Zhr unfern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefäßige Billanders, „könnt Zhr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Zß auch! Zß auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Frierich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungemüß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entkleiden; als es geschah, wintete er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstisch. Er hatte sich allerlei von den wüßlichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche eiumüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blüthgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Müllinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Frierich gerührt. „Du, Müllinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Müllinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Zhr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst und Antichrist — Zhr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Zhr münalich aufsteht und durchfährt, was Zhr begehnen! Das Erste ist, fert von hier zu kommen, eh' sie sich bekünnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Zhr hin?“

„Der Pabst ist zu Roß nach Esmatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Frierich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenturm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentino Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechöler und Frau Rabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles brunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Frierich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wacht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdröbung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen ruhen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Etich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dulaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachsicht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Kärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die löslichen Gewölbe und Buden; Nationen und Landemännschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfahle, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Behren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräte zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entzogen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufwuhrs sich erheben mochten; schon fielen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzünden und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gesangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn winkten und riefen: „Friedel! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernnehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oestreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Friedel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Weibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbildden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Thur und Brigen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Lobung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenden, die Lobung zu verkünden; der Geladene jagte indessen in Sturmeselle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halboffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Haugewand war, wie er es liebte, mit weißem Besel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gefleckt, ein dunkles Mählein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; mauchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlingende Seiffenthal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Rinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todtte Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stürzende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zintenschlag, Ampelstiff und Drosselgang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seiffenthal rauchte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseit der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit ziellicher Neigung die Frauen und Erden begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Gilly ihren Stand, die Grieswürfel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwingen sie sich über die Schranken. Der Turnervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bläser schlossen, die Lanzen senten sich, die Rösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerflitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gemischt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Gilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurren begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Stütze zum König drängen und ihm einige Worte zusprechen, man sah diese erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Concilium ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Zuchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angehetzt vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über trachende Sige, drehende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt einbringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wußtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, ehle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft?“ rief selbst der gefügige Willander, „könnt Ihr auch unsre That entbehren? . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampferstung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstich. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Absall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blügelgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich aufsteht und durchführt, was Ihr bezugnen! Das Erste ist, fert von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns bezeugen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblidete Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben ahemlos angerannt kam, dem Wechsler und Frau Kabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gebe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verödung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffne mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . ."

„Hab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch herauf . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurüdgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inwischen Lärmen und Aufruhr aufs Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Aebten, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzufressen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gesangenen Fuß zu bestreuen und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu gesehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintlen und eifeln: „Friebe! Die Stadt ist in Königsfrieden! Ach und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Böhmen aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Will Klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schmach und Unbillen, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brixen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlang und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wider ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Friebe mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Ach und Aberacht . . ."

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Labung zu verkünden; der Geladene jagte inbeffen in Sturmeseile die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbsoffenen Wehrthurm der Umsfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Velbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäulchen saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seifser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felsriegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und weitestend mischte sich der frische stärkliche Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finken Schlag, Amselpfliff und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seifser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die rießigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgeschlagen, mit zierlicher Neigung die Frauen und Eseln begrüßten. An den entgegengekehrten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Gilly ihren Stand, die Grieswürfel raantens hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwingen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bistire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keinr wollte im Sattel, wohl aber zersplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu probiren, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Gilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verheißten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Saufen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Eise zum König drängen und ihm einige Worte zusüßern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conziliun ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl beachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unfalls gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Hülfe und Drohungen, Alle aber, angeleitet vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Eise, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrner Knäuel wälzte jammernnd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weisbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weisbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Run so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unfern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Willanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weisbriach!“

„Ja auch! Ja auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungemiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterfuß. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerpruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erstellte ihm zum erstenmal biligleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdorbene Halle.

. . . Da nierte Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hätet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da bist nicht Rathen und Schelten hinterher — da bist nur, daß Ihr mählich ansahst und durchführt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fect von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Ros nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zehlen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einkamleit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Geöse gedrungen und hatte Sabinen emporgehockt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Kadel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdringung, der offenen Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffne mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Regel und Gitter sind fest . . .“

„Dab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Häbscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurüdgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperreten die kostbaren Gemölde und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelbösen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfahle, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon fielen bedenkliche Aebten, man müßte die Fürsten und Präläten, da man sie doch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzufachen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Nuch zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu gesehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Hof, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintend und eifend: „Frieden! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habt soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurücktreten, Herzog Friedrich von Steirich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gebenken der Schwach und Unbildden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Chur und Brizen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Gebeude, dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Labung zu verkünden; der Geladene jagte inbeffen in Sturmeseile die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrturm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingericht war, saß Oswald von Wolfenstein; das bequeme schwarze Haussgewand war, wie er es liebte, mit weißem Belbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäglein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen Schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todtte Gestein gewundener lebender Kranz und weitelersand mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zinkenschlag, Amfelspflanz und Drosseljaug schmetterte von allen Seiten, auch wollten die Sängler sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die rießigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Eelen begrüßten. An den entgegengekehrten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Griechmütel tauchten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turnierobst hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zersplitterten die mächtigen Eisenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gemischt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchdringen, aber eh: es sich zu verbichten vermochte, sambadrogen vom Eingange her ein Säufen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Gipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vote er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Eise zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wählte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conzillium ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Fürstämern und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angepöckelt vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Eise, brechende Schranken und schreiende Vornänner und ein wilder, verirrter Knäuel wählte jammern und schreien sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Värmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestückt einbringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbrich. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbrich entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Pabst Ihr unfern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Willanders, „könnt Ihr auch unsre That entschuldigen! . . . Ich sage wie Weißbrich!“

„Ja auch! Ja auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schau und ungemiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entledigen; als es geschähen, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterfuß. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erbestellte ihm zum erstenmal bigleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdorbene Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hätet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da bist nicht Rathen und Schelten hinterher — da bist nur, daß Ihr mählich ansaht und durchführt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich befinden, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Kos nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns begegnen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause an Jubenthorn war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gebrungen und hatte Sabine emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verkreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsler und Frau Rachel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Rage, das volle Gefühl der Verbündung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

"Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . ."

"Hab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Etich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

"Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dulaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Juv' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachsicht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Kärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die losbaren Gemälde und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Behren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entzungen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon fielen bedenkliche Neben, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzünden und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gesangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn winkten und riefen: „Friedel! Die Stadt ist in Königsfrieden! Licht und Abersicht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernnehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium anrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oestreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Weibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbildden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Thur und Brigen angethan. Sollte er aber der Partnädigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie und als ewiges Eign Königs Lobung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eign dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hosen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reichs Licht und Abersicht . . ."

Trompete bliesen nach allen vier Himmelsgegenben, die Lobung zu verkünden; der Geladene jagte inebden in Sturmesweile die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbsoffenen Wehrturm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Babelt befest, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunstles Müßlein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinüschlingelnde Seiffers Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todtte Gestein gewobener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zintenschlag, Ampelstiß und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seiffers Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf; von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgeschlanzt, mit gerlicher Neigung die Frauen und Eelen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Wriedwärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwangens sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Wsire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Kofse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zer splitterten die mächtigen Eckenlanzen wie Glas und bedeckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwerkampfe zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh: es sich zu verbichten vermochte, kam dagegen vom Einjagen her ein Säufen durch die Versammlung, wie der erste Winbstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gemelien, schmetternd, frachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Säge zum König drängen und ihm einige Worte zusprechen, man sah diesen erblaffen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windebraut wälste immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conziliun ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl beachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riesen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeekelt vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über brachende Säge, brechende Schranken und schreiende Fremdmänner und ein wilder, vernorrerer Knäuel wälste jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter brängte sich der wilde Weisbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wußtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Dekmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weisbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft?“ rief selbst der gefügige Willanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weisbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schon und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstisch. Er hatte sich allerley von den wüthlichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerpruch; aber dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erstellte ihm zum erstenmal blügelgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

. . . Da nierte Hans von Willäun vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Willäun? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Willäun ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da bist nicht Rathen und Schelten hinterher — da bist nur, daß Ihr mählich ansatz und durchführt, was Ihr begonnen!“ Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich befinden, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns begegnen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszubalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenturm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gerungen und hatte Sabinen emporgedrückt. Sie eilte zur Thür und erblöckte Florentino Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, judte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsler und Frau Rabel die Kunde des Gescheheneu zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles brunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdringung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffne mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Häubschin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig, „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückerlöset, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Gerüste zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleibern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzufachen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Huh zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu gesehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterknecht spongte Sigmund auf den Platz — Herolde drachen ihm die Bahn wintlen und riefen: „Friedel! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Unmäßig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden haben, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habt soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Steirich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Will klangen wieder die Trompeten, ein Waidel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brixen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlang und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und lebzig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande, sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Exempel dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Aufschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeten bliesen nach allen vier Himmelsgegenden, die Labung zu verlinken; der Geladene jagte inbeffen in Sturmeseite die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausschwarz war, wie er es liebte, mit weißem Bebel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seifser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinanklettert es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Fintenschlag, Amfelspfliz und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seifser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Jug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem beläudenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgeschlanzt, mit herrlicher Reizung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Frietrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Grieswärlchen rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwanzen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bläser schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gemachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eichenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Raich wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt: Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurrel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh: es sich zu verdichten vermochte, laudagogen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Stütze zum König drängen und ihm einige Worte zusprechen, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Concilium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angegetet vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über trachende Sige, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüthet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, ehle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Willanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren? . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfprüfung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstuhl. Er hatte sich allerlei von den wüthlichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und bestigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Absall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blügelgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, krüdete er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdeckte Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr männlich anfängt und durchführt, was Ihr begehren! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns bezeugen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Nabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrückung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." höhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffne mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . ."

„Hab' ich es nicht immer gesagt," ersterte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dulaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurüdgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gemölde und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen brängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Eelen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelbösen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon fielen bedenkliche Neben, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzufachen und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintlen und riefen: „Frieden! Die Stadt ist in Königsfrieden! Ach und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Gabe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oesterreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Will stand König wieder die Trompeten, ein Weibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brixen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlang und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Leden sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eiden dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . ."

Trompeten bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Labung zu verlinken; der Geladene jagte inbeffen in Sturmeseile die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halboffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Beibel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäglein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felsriegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannenwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und wettelfernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finkenschlag, Amselpfiff und Drossel sang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Bestimmen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem beläudenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgeschlagen, mit ziellicher Neigung die Frauen und Erlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Frietrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Grieswärlchen rannten hin und her, um sich nodmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turnervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bistire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eichenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Stige zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conzülum ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen an, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angehetzt vom hastigen Wahnwitz des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Kränzel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnellicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wußtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Willanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entledigen; als es geschehen, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstuhl. Er hatte sich allerlei von den unglücklichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und bestigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Absall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blitzgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr männlich aufsteht und durchführt, was Ihr bezagnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Noß nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns bezagnen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrunzen und hatte Sabine emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechster und Frau Nabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verödung, der offensten Verachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffne mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . ."

„Hab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig, „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahmt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurüdgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inwischen Lärmen und Aufruhr aufs Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gemölde und Wunden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Bohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habsegleiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrieen, die Stadt mit Feuer anzustoßen und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gelangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterkammer sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde drachen ihm die Bahn wintend und riefen: „Friede! Die Stadt ist in Königsfrieden! Licht und Abergast, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Steirich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rebe zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Will klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brixen angethan. Sollte er aber der Partnädigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlang und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und lebig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Liden sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eiden dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Aufschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Licht und Abergast . . ."

Trompeten bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Labung zu verlinken; der Geladene jagte inbeffen in Sturmeseilie die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wolkenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Velbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Linnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und weitestend mischte sich der frische stärkente Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finken Schlag, Amselpfiff und Drosselfang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stachbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Erden begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Grieswärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gemachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rauch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh es sich zu verdichten vermochte, kam dazwischen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Säge zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Concilium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angehetzt vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnelicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr mühtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erklärung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begangen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eht immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft?“ rief selbst der gefügige Bilsanders, „könnt Ihr auch unfre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schon und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sanft erschöpft auf einen schlechten Bretterfuß. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen keine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und bestigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erblickte ihm zum erstenmal blüggleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, brückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich anfahst und durchführst, was Ihr bezugnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich bestimmen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Noß nach Ermatigen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns bezugnen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedungen und hatte Sabine emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechster und Frau Nabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdringung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

affen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . ."

„Dab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Häbscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Hals! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schade! Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelskößen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wölbungsmächer erbrochen, die Gerüste zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleibern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrieen, die Stadt mit Feuer anzuzusetzen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gelangenen Fuß zu betreten und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterkammer sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintren und eisen: „Friede! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oesterreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Weibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brixen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopen wie die Schlinge und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und lebig sein für immer! Alle Fürken und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Aufschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . ."

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenden, die Ladung zu verlinkden; der Gladene jagte indessen in Sturmeswelle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbrossenen Wehrturm der Umsassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wolfenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit welchem Belbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Wäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlingelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das tobt Gestein gewundener lebender Kranz und weittefend mischte sich der frische rüstenbe Harzeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinaufkletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Fintenschlag, Amfelspfliz und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, und wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Jug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Reizung die Frauen und Eelen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Frietrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Grieswürtel raunten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwangen sie sich über die Schranken. Der Turnierrog hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Hofsie sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und bedeckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vote er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Säge zum König drängen und ihm einige Worte zuschüttern, man sah diesen erlassen und pfeiflich aufspringen und wie das wachsende Feulen der Windstürme wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conziliium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen drachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeekelt vom häßlichen Wahnfinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Säge, brechende Schranken und schreiende Vorkämpfer und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ängstlicher Lärm entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bekräftigt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterpiel nur zum Schein und Dedmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er. „Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Billanbers, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schon und ungenieß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entleihen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstich. Er hatte sich allerley von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blügelgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, erröthete er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

„Da kniete Hans von Müllinen vor ihn und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Müllinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Müllinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich aufsaht und durchführt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fert von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einjamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrongen und hatte Sabine emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Nichte des Hauses entgegen, der eben athemlos angeirret kam, dem Wechselser und Frau Rabel die Kunde des Geschehens zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Bedröhung, der offensten Nichtachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." schloß sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . ."

„Hab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halbe! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir an dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Fran," sagte der Wechster bedächtig, „Naß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dulsaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jüd' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechster und Goldschmiede sperrten die lothbaren Gendölbe und Buden; Rationen und Landmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindeldöpsen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Plaza, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Behren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Gerüche zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth anzulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon fielen bedenkliche Netzen, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzünden und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehn, den gefangenen Huh zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmud, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahu wünnen und riefen: „Friedel! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stämme des Königs vernachbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehn, Leben und Habe soll männlich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oestreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Friedel, so er bezagene.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiten an der Kirchthür an — die Verladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbilben, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brigen angethan. Sollte er aber der Partnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Ladung verachten, so solle männlich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haßen und hofen, Niemand soll ihm Rest, Futter, Hülfe oder Aufschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reichs Acht und Aberacht . . ."

Trompeter blieten nach allen vier Himmelsgegenben, die Ladung zu verkünden; der Geladene jagte indessen in Sturmeselle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequemere schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Besel befest, der eine Fuß war weiß, der andre schwarz gekleidet, ein dunkles Mäglein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felsfelsen, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todtte Gestein gewundener lebender Kranz; und weitestend mischte sich der frische süßende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zintenschlag, Amfelsstiß und Drosselzang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseit der Bergwand aber

Jug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Ecken begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Eilly ihren Stand, die Grieswärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turnierbogen hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Köpfe sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eichenlanzen wie Glas und bedeckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gemehelt und das Spiel noch fster, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Eilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchspringen, aber es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Bote er gewesen, schmetternd, trachtend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Elze zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Feuer der Windsbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Concilium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Jurtskammern und die Frauen drachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeleitet vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über trachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vorkämpfer und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend äbnlicher Lärm entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter brangte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wußtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgescholten und dies Ehren- und Ritterpiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er. „Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . Ich sage mich los von Euch!“

„Dabt Ihr unfern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Billanders, „kannt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungenüß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entbeden; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstuhl. Er hatte sich allerlei von den unglüklichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plöyliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blüggleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

„Da kniete Hans von Müllinen vor ihn und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Müllinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Müllinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst und Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr münalich ansatz und durchführt, was Ihr begunen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, es' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, es' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblüete Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Nichte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechselser und Frau Rahel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgescholten, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verödung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ schonte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffne mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . .“

„Dab' ist es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Häbscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig, „Wußt ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schade's? Ich müßt' sein ein Stämper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr aufs Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Raub rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wölbungsmäuer erbrochen, die Gerüste zertrümmert, und was an Habseggeln oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzufehen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu gesehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Rittergarnison sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintend und riefen: „Frieden! Die Stadt ist in Königsfrieden! Licht und Abergast, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurücktreten, Herzog Friedrich von Steirich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rebe zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schwach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Ebur und Brizen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlang und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Licht und Abergast . . .“

Trompeten bliesen nach allen vier Himmelsgegenden, die Ladung zu verflinden; der Geladene jagte indeffen in Sturmeselle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbrossenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtete war, saß Oswald von Wolfenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Beibel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäulein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seiffers Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und weitestend mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zinkenflagel, Ampelstift und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seiffers Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgestellt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Eelen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Eilly ihren Stand, die Grieswärtel raanten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turnierbogen hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Hölse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere ans die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Kennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Eilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchschießen, aber ehe es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Bote er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Eile zum König drängen und ihm einige Worte zusprechen, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Feulen der Windsbraut wälzte immer stärker und angestlicher sich der Schrei empor: Das Conziliun ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costen entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeekelt vom hässlichen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Eile, brechende Schranken und schreiende Vermänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnllicher Värmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestrzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterpiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er. „Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Unbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Dabt Ihr unfern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Billanders, „kannt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schon und ungenüß in die Ede drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entbehren; als es geschah, wintte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterfisch. Er hatte sich allerlei von den wüßlichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plöghliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blüggleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

„Da kniete Hans von Mällinen vor ihn und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilfst nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilfst nur, daß Ihr mänalich ansaßt und durchführt, was Ihr begunnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eure Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedungen und hatte Cabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erbllickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Rabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrüßung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . .“

„Dab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig. „Wußt ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die Iostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wölbungsmächer erbrochen, die Gerüste zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleibern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Reden, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzufachen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Huh zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Perole brachen ihm die Bahn wintren und eisen: „Friebe! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Ummächtig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Friebe halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium unversehrt erhalten werde, der Pabst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friebe von Ostreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Weibel des Kaisers trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friebe, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Pabstes befördert: nicht zu gebenden der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Ebur und Brigen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaons nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und lebig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wider ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Friebe mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenden, die Labung zu verlinken; der Geladene jagte indessen in Sturmeswelle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halboffenen Wehrthurm der Umsfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtete war, saß Oswald von Wolkenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Seidel befestigt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäulein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seifser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das tobt Gestein gewundener lebender Kranz und weittefernd mischte sich der frische stärkente Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rosenrose, die am Burggemäuer hinanklettert es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finkenflügel, Amselspiz und Drosseljaug schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seifser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Gelen begrüßend. An den entgegengekehrten Enden nahmen dann Frietrich und der Graf von Gilly ihren Stand, die Grieswärtel raanten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Kofse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere ans die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zer splitterten die mächtigen Eschenlansen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Gilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber es: es sich zu verdichten vermochte, lamdagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Säge zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Peulen der Windsbraut wälzte immer stärker und angestlicher sich der Schrei empor: Das Conziliun ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Jurchsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riesen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeführt vom hastigen Wabunfnn des Schredens stützten durcheinander, über krachende Säge, brechende Schranken und schreiende Vorkmänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ängstlicher Ärmern entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Zhr wüßtet darum, daß der Papst entflohen? Zhr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Zhr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Zhr Euch eingebracht . . . Ich sage mich los von Euch!“

„Habt Zhr unsern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Billanbers, „könnt Zhr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungemiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfstrüfung zu entleiben; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterfisch. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blüggleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

„Da kniete Hans von Müllinen vor ihn und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Müllinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Müllinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Zhr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Zhr habt's einmal gethan: da hilfst nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilfst nur, daß Zhr münalisch ansaßt und durchführt, was Zhr begannen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, es' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Zhr hin?“

„Der Papst ist zu Roß nach Erematungen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, es' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Cabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblckte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine ganze Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Rachel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrüfung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erbrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

affen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . ."

„Dab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig. „Was ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schade's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr aufs Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verriegelten ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperreten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfahle, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wobngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleibern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzufehen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Duh zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetteten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Rittergarnison sprengte Sigmund auf den Platz — Herolden brachen ihm die Bahn wintend und riefen: „Friebe! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Friebe halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufricht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friebeich von Defreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Weibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friebeich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brizen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Paragonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlinge und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Loden sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Gebeude verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Aufschläge geben oder Friebe mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . ."

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenden, die Ladung zu verkünden; der Geladene jagte indeffen in Sturmeseil die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbrossenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wolfenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weissem Beibel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den stellen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und weitestend mischte sich der frische stärkente Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinanklettert es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Fintenschlag, Amfelspliff und Drosselsang schmettete von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Jug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Reigung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Eilly ihren Stand, die Grieswärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Wisire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Hösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eschenslanzen wie Glas und bedeckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gemischt und das Spiel noch härter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Eilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen von Eingänge her ein Saufen durch die Verfallmuren, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vote er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Sitze zum König bringen und ihm einige Worte zu flüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Feuer der Windstoß wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Concilium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Jurtskammern und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angezekt vom hastigen Wabufinn des Schreckens stürzten durcheinander, über trachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vorkämpfer und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärm entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Nt es wahr, Herzog?“ rief er. „Zr wußtet darum, daß der Papst entflohen? Zr habt ihm fortgescholten und dies Ehren- und Ritterpiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Zr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Zr Euch eingebracht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Zr unsern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Billanbers, „könnt Zr auch unsre That entdecken! . . . Zr sagt wie Weißbriach!“

„Zr auch! Zr auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungenieß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfstrüfung zu entbehren; als es geschah, wünte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterfisch. Er hatte sich allerlei von den wüßlichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blügelich den Abgrund, in den er sich gefürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Müllinen vor ihn und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Müllinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Müllinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegenetzte Hans mit Wärme. „Hättet Zr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst und Antichrist — Zr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da bist nur, daß Zr mählich aufsaß und durchführte, was Zr begonnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Zr hin?“

„Der Papst ist zu Ross nach Costenz emrungen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblückte Florentinos Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einen Neechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsler und Frau Rahel die Kunde des Geschehens zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgescholten, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrängung, der offensten Nichtachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechster bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dulaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachsicht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Verte und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechster und Goldschmiede sperrten die losbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Bente gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Plaza, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Behren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon fielen bedenkliche Reben, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrienen, die Stadt mit Feuer anzuzünden und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Huf zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn winkten und riefen: „Friedel! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernnehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Drestreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreien an der Kirchthür an — die Verladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbildden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Thur und Brigen angethan. Sollte er aber der Partnäckigkeit Pharaons nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenben, die Ladung zu verkünden; der Geladene jagte indessen in Sturmeselle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbsoffenen Wehrturm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Besel befest, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mützelein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmutig und fruchtbar sich hinschlingelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Kannenwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stürzende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zintenschlag, Ampelstiff und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseit der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam amritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespiant, mit zierlicher Neigung die Frauen und Eelen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Eilly ihren Stand, die Grieswürtel raanien hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwanzen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Hösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Kennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Eilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchsingen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Elze zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Feulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conzillium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen drachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeekelt vom hässigen Wahnwitz des Schreckens fürzten durcheinander, über trachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Voränner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie Antwortend ähnlischer Lärm entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterpiel uur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unfern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Billanbers, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungemiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entleiben; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterfisch. Er hatte sich allerlei von den möglichsten Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und bestallen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blüggleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Müllinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Müllinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Müllinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich aufsaht und durchführt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Roß nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Rudenturm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Nechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angekannt kam, dem Wechselr und Frau Rabel die Kunde des Gescheheneu zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdröbung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

"Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Riegel und Gitter sind fest . . ."

"Hab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist sie fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

"Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechster bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dulaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachsicht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Kärrnen und Aufrubr auf's Höchste geizigen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechster und Goldschmiede sperrten die losbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräte zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleibern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entzungen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon fielen bedenkliche Neben, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzünden und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gesangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn winkten und riefen: „Friede! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernnehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Pabst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oestreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreien an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Pabstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbildden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Thur und Brigen angethan. Sollte er aber der Partnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Lobung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reichs Acht und Aberacht . . ."

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Lobung zu verkünden; der Geladene jagte indessen in Sturmesweise die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halboffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Belbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäntlein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlingelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felsstezel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Kanenwaldes herauf, wie ein um das todtte Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stürzende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zintenschlag, Ampelsiff und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf; von jenseit der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Eelen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Gilly ihren Stand, die Grieswärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turnierbogen hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bläser schlossen, die Lanzen senkten sich, die Hösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gemischt und das Spiel noch fester, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Gilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchsingen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säufen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Säge zum König drängen und ihm einige Worte zusprechen, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Feuer der Windsbrand wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conziliun ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costen entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen drachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angezekt vom hastigen Wahnfinn des Schreckens stürzten durcheinander, über trachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vermänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärm entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wußtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterpiel nur zum Schein und Dedmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er. „Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unfern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Billanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungemüß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entbehren; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterfisch. Er hatte sich allerlei von den unglücklichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blügelich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

„Da kniete Hans von Mällinen vor ihn und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst und Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich ansatz und durchführt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Barnachs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Nichte des Hauses entgegen, der eben athemlos angekratzt kam, dem Wechselser und Frau Rahel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wacht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verödung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückerhalten, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inwischen Lärmen und Aufruhr aufs Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gemölde und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohnungsmächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedeutliche Neben, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzufachen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintlen und riefen: „Friede! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium anrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Ostreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Will Rangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brixen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlang und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Gebe, dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmels-gegenenden, die Labung zu verkünden; der Geladene jagte inbeffen in Sturmeseile die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halboffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Beibel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäulein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlingelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen Schroffen Felselagel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannenwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrosen, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finkenschlag, Ampelkriech und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sängler sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Reigung die Frauen und Eelen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Cilly ihren Stand; die Grieswärtel raunten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwanzen sie sich über die Schranken. Der Turnierdozt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Kofse sprengten gegen einander. Mit fürchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und deckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch fter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Kennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchsingen, aber eh: es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Sitze zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Peulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conzillium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines fürchtbaren Unheils gepackt — die Fürchtameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angestekt vom häßlichen Wahnfinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vorkämpfer und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ängstlicher Ärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich befüßt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und die Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er. „Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . Ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unfern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Billanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterfisch. Er hatte sich allererst von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blügelich den Abgrund, in den er sich gefürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

„Da kniete Hans von Müllinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Müllinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Müllinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schellen hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich ansaßt und durchführt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Roß nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Barnichs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Rabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wacht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verödung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ höhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffne mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dukatens, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückerloset, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . Ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gemölde und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen brängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfe geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfahle, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleibern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedeutliche Neben, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzufehen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintend und riefen: „Friede! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Gabe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufricht' erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Ostreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brizen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlang und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wider ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Erbe dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Aufschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenden, die Labung zu verkünden; der Geladene jagte inbeffen in Sturmeseile die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerückt war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Belbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mützelein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlingende Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felselagel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannenwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische fürzende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Fintenschlag, Amfelspflanz und Drosselzang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Bestimmen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespiant, mit zierlicher Neigung die Frauen und Eelen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Grieswärtel kannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turnierbogen hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Kasse sprengten gegen einander. Mit fürchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und bedeckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gemischt und das Spiel noch fester, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Reunbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchsingen, aber es: es sich zu verdichten vermochte, landtagigen vom Eingange her ein Saufen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Sitze zum König drängen und ihm einige Worte zusprechen, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Feuer der Windbrand wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Concilium ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costen entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines fürchtbaren Unheils gepackt — die Jurtschamern und die Frauen krachten in Weinen und Wehklagen und, Andere riesen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeleitet vom hastigen Wabuffin des Schreckens stützten durcheinander, über krachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vornänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnllicher Värmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbrach. „Nt es wahr, Herzog?“ rief er. „Zhr wußtet darum, daß der Pabst entflohen? Zhr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Dedmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbrach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Zhr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Zhr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Zhr unfern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Billanders, „kannt Zhr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbrach!“

„Zß auch! Zß auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungemiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entkleiden; als es geschah, wintte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterfisch. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche eiumüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blüthgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

„Da kniete Hans von Müllinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Müllinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Müllinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Zhr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Zhr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Zhr mählich ansatz und durchführt, was Zhr begonnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, es' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Zhr hin?“

„Der Pabst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, es' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gebrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblückte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angekommen kam, dem Wechsler und Frau Rabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrängung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . .“

„Dab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig. „Wußt ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schade's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr aufs Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperreten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfe geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wölbungemäuer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedeutliche Reden, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzufachen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde drachen ihm die Bahn wintlen und riefen: „Friede! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Ostreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Freidel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes beförkert: nicht zu gebenten der Schmach und Unbilten, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brizen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Labung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen, dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenden, die Labung zu verkünden; der Geladene jagte indessen in Sturmeselle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrthurm der Umsfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wolfenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Belbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mütlein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seifser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Linnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und weitestend mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinanklettert es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finken Schlag, Amselpfliff und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seifser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Jug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgeschlängt, mit zierlicher Reizung die Frauen und Erden begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Frietrich und der Graf von Eilly ihren Stand, die Grieswärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bistire schlossen, die Lanzen senten sich, die Rosse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und bestreuten den Boden mit Trümmern. Rasch wurcen sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Anders überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Eilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh: es sich zu verdrücken vermochte, lambazgen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Stütze zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erblaffen und plötzlich aufspringen und wie das wachende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Consilium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costanz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtameren und die Frauen brachen in Weinen und Beschlagen aus, Andere riesen Flüche und Drohungen, Alle aber, angestekt vom hastigen Wahnwitz des Schreckens stürzten durcheinander, über brachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbrach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wußtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Dedmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbrach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Vutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gemußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsren Rath nicht bedurft?“ rief selbst der gefügige Willanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbrach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entleiben; als es geschah, wunnte er ihnen zu gehen und sanft erschöpft auf einen schlechten Bretterstisch. Er hatte sich allerlei von den möglichsten Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Absall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blitzgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Willinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrecken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Willinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Willinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst und Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich anfängt und durchführt, was Ihr bezagenet! Das Erste ist, fert von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns bezegenen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeugen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenbuhm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblidete Florentins Dold und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine ganze Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Rabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gepe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdringung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . ."

„Hab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist es fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halbe! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechster bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dulaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jude' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihn zu liegen, weil er sie hat zurücklassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechster und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gemäße und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindeldöpseln geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Plaza, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entzungen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Netzen, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Nacht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzufrieden und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehn, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn winkten und riefen: „Friedel! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehn, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Ostreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Wäbel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Verladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Studt zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbildden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brigen angethan. Sollte er aber der Partnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wider ihn — seine Vögel sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . ."

Trompeter bliehn nach allen vier Himmelsgegenen, die Ladung zu verkünden; der Geladene jagte inbess'n in Sturmeseilie die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald den Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Belbel befest, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunckles Mülklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; mandmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen Schroffen Felssteig, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todtte Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zintenschlag, Amfelsstiff und Drosselkang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseit der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam unritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Ullly ihren Stand, die Grieswärtel raantten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwangen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rösse sprenkten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zerpfitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und dest' den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Welche mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Ullly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrieth, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, laudabare von Eingänge her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, trachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Stige zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windebraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei emper: Das Conziliun ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angegetet vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über trachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Kränkel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärmen entgegen scholl.

Zu den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wußtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, ehle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Run so verzehle Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . Ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft?“ rief selbst der gefügige Willanders, „sönt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfsträngung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstuhl. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Einnütze und besitzigen Widerpruch; dieser plötzliche unermüthige Abfall erschütterte ihn und erbette ihm zum erstenmal bligleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, brückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich aufsteht und durchfährt, was Ihr begnennen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Hof nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt. . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Varuchs Hause an Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine dange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Nabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrückung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . ."

„Dab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Häbscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig. „Wußt ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelbösen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Bohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Bohngemäcker erbrochen, die Gerüste zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Reden, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzünden und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Fürstentloster zu ziehen, den gefangenen Huh zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterkammer sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintend und riefen: „Friede! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Steirich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Weibel des Kaisers trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbilten, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Egar und Brigen angethan. Sollte er aber der Pärtmäßigkeit Paraoanis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlinge und des Königs Rathung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . ."

Trompeten bliesen nach allen vier Himmelsgegenden, die Ladung zu verflünden; der Gladene jagte indessen in Sturmesweise die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halboffenen Wehrturm der Umsassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtete war, saß Oswald von Wolkenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Belbel befestigt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gefleckt, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlingelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das tobt Gestein gewundener lebender Kranz und weittefernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinanletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zintenschlag, Amselfisik und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Jug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Eelen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Cilly ihren Stand; die Griesmärtel raanteten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwanzen sie sich über die Schranken. Der Turnierdogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bläse schlossen, die Lanzen senkten sich; die Kasse sprengten gegen einander. Mit fürchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und bedeckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauchen macht, bis der Sturm, dessen Bote er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Sitze zum König drängen und ihm einige Worte zusüßeln, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Feulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Concilium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines fürchtbaren Unheils gepackt — die Fürchtameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angestimmt vom hastigen Wahn Sinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnelicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestrizt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbrach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wußtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterpiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbrach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . Ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Billanbers, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbrach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schon und ungenüß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entleiben; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstuhl. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blüßgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

„Da kniete Hans von Müllinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Müllinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Müllinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegenetzte Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich aufsaht und durchführt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Hof nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsler und Frau Rahel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrückung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." höhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Mägel und Gitter sind fest . . ."

„Hab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Häbscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Hals! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig, „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schade's? Ich müßt' sein ein Stämper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindeldäpfeln geleitet, tobte und brüllte, nach Raub rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfahle, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon fielen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzufachen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterkammer sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde drachen ihm die Bahn wintlen und riefen: „Frieden! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, tief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Steirich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Weibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Macht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brizen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Paraoanis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlinge und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wider ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Gebeide dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt, der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . ."

Trompeten bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Ladung zu verlinken; der Geladene jagte indessen in Sturmeseilte die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbrossenen Wehrthurm der Umsassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerückt war, saß Oswald von Wolfenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Beibel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinaufkletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finken Schlag, Amselspiss und Drossel sang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Reizung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Frietrich und der Graf von Cilly ihren Stand, die Grieswärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwangten sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bistire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rosse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zerstückt die mächtigen Eichenlanzen wie Glas und bestreuten den Boden mit Trümmern. Raich wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Kennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Cilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Stütze zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windebraut wälzte immer höher und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Concilium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Zuchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angegetet vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über trachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammern und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Värmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüthet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren. . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung. . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt. . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen. . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht. . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Willanders, „hätt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schen und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihm der Kampfstrüfung zu entleiben; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstuhl. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und besitzigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erkaltete ihm zum erstenmal blüggleich den Abgrund, in den er sich gestürzt. . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die überdachte Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr männlich anfahst und durchführst, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzusehen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen. . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt. . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Varuhs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graken vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Nabel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gebe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm. . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrüßung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie. . . „Verlassen. . . von ihm. . . von

allen verlassen . . .“ schonte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffne mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Häbscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig, „Was ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dukaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schade's? Ich müßt' sein ein Stämper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . Ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Raub rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfahle, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken war die Wohnungsmäuer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Aefen, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzustoßen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterknecht schar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintend und riefen: „Frieden! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand sollte wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurücktreten, Herzog Friedrich von Ostreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rebe zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schwacht und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brizen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt, der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenden, die Ladung zu verflünden; der Geladene jagte inbesten in Sturmesweise die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrturm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wolfenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Belbel bezeugt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den stellen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todtte Gestein gewundener lebender Kranz und weitestend mischte sich der frische stärkende Harzeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zintenschlag, Amselfliff und Drosseljaug schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Jug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgeschlängt, mit zierlicher Reizung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Frietrich und der Graf von Gilly ihren Stand, die Grieswärlchen rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwingen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bistire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rosse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gemach; keiner wollte im Sattel, wohl aber zerpfliitterten die mächtigen Eichenlanzen wie Glas und bedeckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Gilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, lamdagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, trachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Siege zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und pfeilsch aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Concilium ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Zuchthameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angehetzt vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über trachende Sige, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich beflüßigt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unser Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Willanders, „hätt Ihr auch unsre That entbehren? . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfprüfung zu entleiben; als es gesehen, winkte er ihnen zu gehen und sanft erschröpft auf einen schlechten Bretterfuß. Er hatte sich allerley von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen keine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und bestigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Absall erschütterte ihn und erkaltete ihm zum erstenmal bligleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr männlich anfahst und durchführt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Noß nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: Dort sollten wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentino Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsler und Frau Kachel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gebe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdröbung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ höhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . .“

„Dab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Häbscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig, „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schade's? Ich müßt' sein ein Stämper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr aufs Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelsöpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Raub rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfahle, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnlichem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Aefen, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzufehen und zu plündern, Andre forderten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Huh zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterschaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintend und riefen: „Frieden! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurücktreten, Herzog Friedrich von Defreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Rauchs trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Flucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbildden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Ehr und Brizen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wider ihn — seine Lande, sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Gebeude verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt, der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Ladung zu verkünden; der Geladene jagte indeß in Sturmeselle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrturm der Umsfassungsmauer, dessen Erdgeschosß wie ein Erker eingerichtete war, saß Oswald von Wolffenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Belbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäulein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporsichrenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den stellen schroffen Felsfegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und weitestehend mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zintenschlag, Amfelspflanz und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Reigung die Frauen und Eelen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Frietrich und der Graf von Eilly ihren Stand, die Grieswärtel raanten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwanzen sie sich über die Schranken. Der Turnierbog hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Kofse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eisenlanzen wie Glas und bedeckten den Boden mit Trümern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Eilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber es: es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Saufen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewelben, schmetternd, fradend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Eilze zum König drängen und ihm einige Worte zuzulüsten, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Feulen der Windsbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conziliun ist gesprengt! Pabst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riesen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeeifert vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stützten durcheinander, über trachende Eilze, brechende Schranken und schreiende Fremänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnllicher Kränen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringende Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Pabst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Dekmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrodt . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr untern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Billanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ede drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entscheiden; als es geschahen, wintte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstisch. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötsliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erbettelte ihm zum erstenmal blüthgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Müllinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschreden, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Ich?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Müllinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Müllinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilfst nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilfst nur, daß Ihr mählich aufsteht und durchführt, was Ihr begunnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, es' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Rofi nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sellen wir uns begegnen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, es' Eurer Feinde Einer im Sattel folgt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einfachheit von Baruchs Hause am Judenturm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschredt. Sie eilte zur Thür und erlöckte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, judte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wecheler und Frau Rahel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles brunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verödung, der offensten Nichtachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ höhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mit das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Regel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübſcherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Halse!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig, „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schade's? Ich müßt' sein ein Stämper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . Ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperreten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfe geleitet, tobte und brüllte, nach Raube rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfah, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngebäude erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schriegen, die Stadt mit Feuer anzuzünden und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterſchaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintend und riefen: „Frieden! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gemannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Steirich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rebe zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schmach und Unbildden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Chur und Brizen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeter bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Ladung zu verkünden; der Glädene jagte indeffen in Sturmeswelle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtete war, saß Oswald von Wolkenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weissem Welbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den stellen schroffen Felsstege, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das tobt Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkende Darzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinanklettert es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Zintenſchlag, Amſelpfliff und Drosselſang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Jug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Lärm der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgeschlängt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Frietrich und der Graf von Eilly ihren Stand, die Grieswärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwingen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bistire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rosse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zerflitterten die mächtigen Eichenlanzen wie Glas und bedeckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Eilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verbieten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Siege zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Concilium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Zuchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeziet vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über trachende Sige, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammerrnd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eintretenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begangen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrockt . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Willanders, „künt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfstrüfung zu entleiben; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterfuß. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und bestigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blitzgleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdeckte Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich aufsteht und durchfährt, was Ihr begangen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Ross nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns begeben!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszukhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Varuchs Hause am Zudenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentius Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine ganze Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben ahemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Kadel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdröbung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

affen verlassen . . .“ stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . .“

„Dab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Häbscherin, nun ist er fort, hat sie im Sitz gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig, „Muss ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dukaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jud' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schade's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . Ist nicht zu verachten . . . wist' Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr aufs Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfe geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen gefleischt, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzustohen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu gesehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritter-schaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintend und riefen: „Frieden! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Defreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, well er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Ebur und Brizen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . .“

Trompeten bliesen nach allen vier Himmels-gegenenden, die Ladung zu verkünden; der Gläubige jagte indessen in Sturmeselle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbrossenen Wehrthurm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erler eingerichtete war, saß Oswald von Wolkenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit welchem Belbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felsriegel, auf welchem die Linnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das tobt Gestein gewundener lebender Kranz und weittefernd mischte sich der frische stärkste Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinanletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finken-schlag, Amsel-spiß und Drossel-sang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Frierich und der Graf von Eilly ihren Stand, die Grieswörter rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwingen sie sich über die Schranken. Der Turnierdozt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Bläser schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rosse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Stretzer waren einander gemachsen; keiner wankte im Sattel, wohl aber zer-splitterten die mächtigen Eichenlanzen wie Glas und bedeckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rembahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Eilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes auf-rauschen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, trachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Säge zum König drängen und ihm einige Worte zu-flüstern, man sah diesen erlassen und pößlich auf-springen und wie das wachsende Heulen der Wind-braut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Concilium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils ge-packt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeziet vom basiznen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über trachende Säge, brechende Schranken und schreiende Vorkämpfer und ein wilder, verwirrter Knäuel wälzte jaummernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnliche Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Frierich bestürzt einbringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Er-örderung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu ge-rathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft?“ rief selbst der gefügliche Bilsanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stür-misch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Frierich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schon und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfstrüfung zu entlebig; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Brettersteg. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen voraus-gedacht, von denen keine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und bestigen Wü-derbruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschüt-terte ihn und erhellte ihm zum erstenmal bligleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Frierich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht ver-lassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ ent-gegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Pabst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr münalich aufsteht und durchführt, was Ihr begehnen! Das Erste ist, fert von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Pabst ist zu Roß nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: Dort sollen wir uns begehnen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt. . . Vertraut mir, Herzog Frierich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einseitigkeit von Baruds Hause an Zudenburm war sich aber Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabänes emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblüete Florentius Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Rachel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Pabst sei entflohen und Herzog Frierich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Ver-ödung, der offensten Nichtbeachtung überkam und er-drückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." stöhnte sie und saul ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Riegel und Gitter sind fest . . ."

„Dab' ich es nicht immer sagst," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig. „Wußt ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dukaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends bilden . . . Was schade's? Ich müßt' sein ein Stämper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelförsen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habsehligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entzungen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon sieben bedenkliche Ruben, man müßte die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrieen, die Stadt mit Feuer anzustöben und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Huh zu betreten und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterkchar sprengte Sigmund auf den Platz — Herode brachen ihm die Bahn wüthend und riefen: „Friede! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Unmäßig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Desterreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Fredel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „hinne heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schmer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Pflicht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Thur und Brizen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Paragonis nachfolgen, sein Ohr verstopen wie die Schlinge und des Königs Rabung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige besteben im Kriege wieder ihn — seine Liden sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . ."

Trompeten bliesen nach allen vier Himmelsgegenenden, die Ladung zu verstanden; der Geladene jagte indessen in Sturmeselle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Pauenstein, im halbhoffenen Wehrturm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Kelbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäulein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinflügelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felssteig, auf welchem die Rinnen von Pauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes heraus, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und weitfernd mischte sich der frische stärkende Darzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinaufkletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finkenflüg, Amselspiff und Drosselfang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde heraus: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Lärm der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit zierlicher Neigung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Eilly ihren Stand, die Grieswürfel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turneroogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Büfere schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rosse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gemachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zerpfalteten die mächtigen Eichenlanzen wie Glas und desten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Eilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh: es sich zu verdächtig vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrausen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, frachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Säge zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conziliun ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angegetet vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über brachende Säge, brechende Schranken und schreiende Vorkämpfer und ein wilder, verworrener Kränzel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Lärmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren. . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung. . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt. . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen. . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht. . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft?“ rief selbst der gefügige Billanders, „Süht Ihr auch unsre That entbehren? . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schen und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfstrüfung zu entledigen; als es gesehen, winkte er ihnen zu gehen und sonst erschröft auf einen schlechten Bretterfuß. Er hatte sich allerley von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen keine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und bestigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal blüggleich den Abgrund, in den er sich gestürzt. . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdröete Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihn und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher, da hilft nur, daß Ihr münalich aufsteh und durchführt, was Ihr bezagen! Das Erste ist, fert von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Roth nach Ermatigen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns bezegen!“

„Also auf, nach Schaffhausen. . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt. . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause an Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die zerstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine ganze Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Rachel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm. . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdröbung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie. . . „Verlassen. . . von ihm. . . von

affen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kiegel und Gitter sind fest . . ."

„Dab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübſcherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig. „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dukaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schade! Ich müßt' sein ein Stämper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr aufs Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger vergeschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperreten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindeldöpsen geleitet, tobte und brüllte, nach Raub rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicke waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleibern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre riefen, die Stadt mit Feuer anzufachen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu gesehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterſchaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintend und riefen: „Friedel! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Defreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Friedel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Ebur und Brizen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Paraoanis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Ladung sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . ."

Trompeter bliesen nach allen vier Himmels-gegenden, die Ladung zu verkünden; der Gläubene jagte indessen in Sturmeselle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrturm der Umsfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtete war, saß Oswald von Wolfenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weisem Bebel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäulein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlingelnde Seisser Thal tauchen; rund um den stellen schroffen Felsesgel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das tobt Gestein gewundener lebender Kranz und weittefernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinanletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Fintenschlag, Amselfliff und Drosselsang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem beläudenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgezupft, mit herrlicher Neigung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Ellß ihren Stand, die Grieswürtel raunten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turnierrogg hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Büsse schlossen, die Lanzen senkten sich, die Kasse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Roll trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gemach; keiner wollte im Sattel, wohl aber zerpfüttert die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und bedrückt den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Ellß wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurrel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh: es sich zu verdichten vermochte, lumbadgergen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrausen macht, bis der Sturm, dessen Vete er gewesen, schmetternd, frachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Stige zum König drängen und ihm einige Worte zusprechen, man sah diesen erlassen und pfeiflich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conziliium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl beachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Zuchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andre riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeleitet vom häßlichen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über frachende Sige, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Värmen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterpiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft?“ rief selbst der gefügige Billanders, „sönt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich sahen und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entleiben; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstuhl. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen keine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und bestigen Widerpruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erblickte ihm zum erstenmal bligleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdorbene Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihn und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrecken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr münalich anfaßt und durchfährt, was Ihr bezagnen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Roß nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sellen wir uns bezagnen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, eh' ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Varuds Hause am Judenturm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabinen empergeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblidte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsler und Frau Rachel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrückung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Hans nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . ."

„Dab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübscherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Hals! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig. „Was ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schadet's? Ich müßt' sein ein Stämper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr aufs Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Ebeln umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelköpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wölbungsmäuer erbrochen, die Gerüste zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedeutliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzustoßen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Duh zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Ross, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritter-schar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintlen und riefen: „Friedel! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Defreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Friedel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waibel des Kaisers trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brigen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Pharaonis nachfolgen, sein Duh verstopfen wie die Schlange und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Geleit dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . ."

Trompeten bliesen nach allen vier Himmels-gegenden, die Ladung zu verlinkden; der Gladhene jagte indessen in Sturmeselle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrthurm der Umsassungemauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Belbe besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinabschlängelnde Seiser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felselagel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kram und wetteifernd mischte sich der frische stärkste Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinaufklettert es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finken-schlag, Amsel-schiff und Drossel-sang schmettete von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seiser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem betäubenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgestanzt, mit zierlicher Reizung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Eilby ihren Stand, die Griesmärtel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Hösse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner wollte im Sattel, wohl aber zerplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und bedeckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer uneufgeschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Eilby wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrann, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reigen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Saufen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Bote er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Säge zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Concilium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Furchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeziet vom hastigen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vorkämpfer und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernnd und schreiennd sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Krämen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbrach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wußtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterspiel nur zum Schein und Dedmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbrach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gemußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr untern Rath nicht bedurft,“ rief selbst der gefügige Billanders, „könnt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbrach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich scheu und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entbehren; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstuhl. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerspruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erhellte ihm zum erstenmal bliggleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdödete Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilfst nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilfst nur, daß Ihr mählich aufsaht und durchführt, was Ihr begonnen! Das Erste ist, fert von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Roß nach Ermatingen — und da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollten wir uns begegnen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einfamkeit von Baruchs Hanse am Zudenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedungen und hatte Säbinen emporgeschredt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentins Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechöler und Frau Rahel die Kunde des Geschehens zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verödung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . .“ Höhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube,“ sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . .“

„Hab' ich es nicht immer gesagt,“ eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübischerin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!“

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau,“ sagte der Wechsler bedächtig, „Muss ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schade's? Ich müßt' sein ein Stämper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!“

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr aufs Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperreten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelschnecken geleitet, tobte und brüllte, nach Raub rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wobngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleibern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzufachen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Fürstentloster zu ziehen, den gefangenen Huh zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterkammer sprengte Sigmund auf den Platz — Herold brachten ihm die Bahn wintren und riefen: „Friede! Die Stadt ist in Königsfrieden! Licht und Abersacht, wer den Königsfrieden bricht!“ Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Ostreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Weibel des Rauchs trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich, und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gebenden der Schmach und Unbillen, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Ebur und Brigen angethan.“ Sollte er aber der Hartnäckigkeit Paragonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlinge und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und lebig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Lande, sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen, dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Licht und Abersacht . . .

Trompeten bliesen nach allen vier Himmelsgegenden, die Ladung zu verkünden; der Gladene jagte indessen in Sturmeselle die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbrossenen Wehrthurm der Umsassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wolfenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weißem Beibel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäulein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinischlangelnde Seisser Thal tauchen; rund um den stellen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkende Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinaufkletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finkenflügel, Amselspiz und Drosseljaug schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf: von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem beläudenden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgespannt, mit ziellicher Reizung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden standen dann Friedrich und der Graf von Ellß ihren Stand, die Grieswürfel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schlangen sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rösse sprangten gegen einander. Mit furchtbarem Prall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gewachsen; keiner mankte im Sattel, wohl aber zersplitterten die mächtigen Eisenlängen wie Glas und bestreuten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Ellß wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verrieth, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurrel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh' es sich zu verdichten vermochte, kam dagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrauschen macht, bis der Sturm, dessen Bote er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Sitze zum König drängen und ihm einige Worte zusprechen, man sah diese erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Conzillium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl bedachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Zurchtsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riesen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeleitet vom hastigen Wahnfinn des Schredens stürzten durcheinander, über brauchende Sitze, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammernd und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnllicher Armeen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt einbringenden Ritter drängte sich der wilde Weißbriach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wüßtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterpiel nur zum Schein und Deckmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weißbriach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Ist immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebrocht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft?“ rief selbst der gefügige Billanders, „könt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weißbriach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schon und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entleiben; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstisch. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen seine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tummel und heftigen Widerspruch; dieser plöbliche einmüthige Absall erschütterte ihn und erbettelte ihm zum erstenmal bliggleich den Abgrund, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdorrte Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihm und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr männlich aufsteht und durchfährt, was Ihr bezagenen! Das Erste ist, fort von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch anzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Noß nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sollen wir uns bezeugen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sitzt. . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Baruchs Hause am Judenthurm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrunnen und hatte Sabinen emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentinis Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, zuckte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsel und Frau Rahel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gehe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabinen vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verübung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." höhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Mägel und Gitter sind fest . . ."

„Hab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübſcherin, nun ist er fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig. „Muss ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahet? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schade's? Ich müßt' sein ein Stämper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger vergeschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperrten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften ließen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwindelskößen geleitet, tobte und brüllte, nach Raub rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleidern sich fand, ward zerrissen, getheilt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Reden, man müsse die Mächten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzuzufachen und zu plündern, Andre sorberten auf, nach dem Fürstentloster zu ziehen, den gelangenen Fuß zu bekriegen und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Roß, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterſchaar sprengte Sigmund auf den Platz — Herolde brachen ihm die Bahn wintend und riefen: „Friebe! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Ummälig gewannen die Rufenden sich Bahn, auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden haben, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Ostreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Frevel, so er begangen.

Auf seinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Weibel des Raubs trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Klucht des Papstes befördert: nicht zu gedenken der Schmach und Unbilben, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Gur und Brigen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Paragonis nachfolgen, sein Ohr verstopfen wie die Schlange und des Königs Ladung verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und ledig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Läden sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Eigen dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand haufen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst treffe ihn, wie diesen, der Bann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . ."

Trompeten bliesen nach allen vier Himmelsgegenden, die Ladung zu verflünden; der Glädene jagte indessen in Sturmesweise die Strafe nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halbhoffenen Wehrturm der Umsassungemauer, dessen Ostgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wolkenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit welchem Belbel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mäklein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinjählangelnde Seisser Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felskegel, auf welchem die Zinnen von Hauenstein sich erheben, schauten die Gipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein um das todt Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkente Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinaufklettert es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finkenſchlag, Amselpfliff und Drosselſang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seisser Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf; von jenseits der Bergwand aber

Zug der Ritter betrat die Stechbahn, begrüßt von dem Jubel der Instrumente und dem beäubernden Zuruf der Menge. Langsam umritten sie den Kreis, die riesigen Lanzen hoch und steil auf Fuß und Bügel aufgezpflanzt, mit stierlicher Neigung die Frauen und Edlen begrüßend. An den entgegengesetzten Enden nahmen dann Friedrich und der Graf von Eilly ihren Stand, die Grieswürfel rannten hin und her, um sich nochmal zu überzeugen, daß die Bahn nach allen Seiten frei sei; dann schwang sie sich über die Schranken. Der Turniervogt hob den Stab, Trompeten schmetterten; die Visire schlossen, die Lanzen senkten sich, die Rosse sprengten gegen einander. Mit furchtbarem Brall trafen die Speere auf die Brust der Gegner, aber die Streiter waren einander gemach; keiner wollte im Sattel, wohl aber zersplitterten die mächtigen Eschenlanzen wie Glas und bedeckten den Boden mit Trümmern. Rasch wurden sie gewechselt und das Spiel noch öfter, aber immer unentschieden wiederholt; Beide mußten ohne Entscheidung die Rennbahn Andern überlassen, und sollten später wieder kommen, um zu Fuß im Schwertkampf zu erproben, ob auch hierin keiner des andern Meister sei.

Schon stand nach einiger Zeit Graf Eilly wieder im Ring und wartete des Gegners, aber Minute um Minute verirrte, ohne daß dieser in die Schranken trat. Ein unruhiges Gemurmel begann die Reihen zu durchfliegen, aber eh: es sich zu verdichten vermochte, lambdagegen vom Eingange her ein Säusen durch die Versammlung, wie der erste Windstoß die Wipfel des Waldes aufrausen macht, bis der Sturm, dessen Vöte er gewesen, schmetternd, krachend, vernichtend über ihnen dahin fährt. Man sah einen Ritter sich durch die Säge zum König drängen und ihm einige Worte zuflüstern, man sah diesen erlassen und plötzlich aufspringen und wie das wachsende Heulen der Windbraut wälzte immer stärker und ängstlicher sich der Schrei empor: Das Konzilium ist gesprengt! Papst Johannes ist aus Costenz entflohen! Niemand wohl beachte im ersten Augenblick die ganze Bedeutung und die Folgen des Ereignisses, aber jedes Gemüth war von der Ahnung eines furchtbaren Unheils gepackt — die Zurchsameren und die Frauen brachen in Weinen und Wehklagen aus, Andere riefen Flüche und Drohungen, Alle aber, angeeignet vom häßlichen Wahnsinn des Schreckens stürzten durcheinander, über krachende Säge, brechende Schranken und schreiende Vormänner und ein wilder, verworrener Knäuel wälzte jammern und schreiend sich der Stadt zu, aus welcher schon wie antwortend ähnlicher Armeen entgegen scholl.

In den Kreis der zu Herzog Friedrich bestürzt eindringenden Ritter drängte sich der wilde Weisbrach. „Ist es wahr, Herzog?“ rief er. „Ihr wußtet darum, daß der Papst entflohen? Ihr habt ihm fortgeholfen und dies Ehren- und Ritterpiel nur zum Schein und Dekmantel gebraucht?“

Der Herzog stand bleich, aber gefaßt. „Hört mich, edle Herren . . .“ rief er.

„Gebt Antwort, gnädigster Herr!“ rief Weisbrach entgegen. „Hier ist nicht Zeit zu langer Erörterung . . . wer weiß, welches Blutbad vielleicht schon begonnen in der unglücklichen Stadt . . . Gebt Antwort, habt Ihr darum gewußt?“

„Ja!“

„Nun so verzeihe Gott dem, der Euch dazu gerathen . . . Eßt immerhin selber aus, was Ihr Euch eingebracht . . . ich sage mich los von Euch!“

„Habt Ihr unsern Rath nicht bedurft?“ rief selbst der gefügige Billanders, „könt Ihr auch unsre That entbehren! . . . Ich sage wie Weisbrach!“

„Ich auch! Ich auch! Wir alle!“ rief es stürmisch durcheinander — in wenig Augenblicken war die Halle geleert und Herzog Friedrich stand mit ein paar Wappnern allein, die sich schen und ungewiß in die Ecke drückten. Er rief sie, ihn der Kampfrüstung zu entledigen; als es geschah, winkte er ihnen zu gehen und sank erschöpft auf einen schlechten Bretterstisch. Er hatte sich allerlei von den möglichen Folgen vorausgedacht, von denen keine Unternehmung begleitet sein würde, er war gefaßt auf Tumult und heftigen Widerpruch; dieser plötzliche einmüthige Abfall erschütterte ihn und erstellte ihm zum erstenmal bligleich den Abgrun, in den er sich gestürzt . . . um sich zu sammeln, drückte er die Hände vor die Augen: um sich von der Wirklichkeit des Erlebten zu überzeugen, hob er sie wieder und blickte durch die verdorbte Halle.

. . . Da kniete Hans von Mällinen vor ihn und hielt seine Hand gefaßt. „Warum so erschrocken, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Wie?“ rief Friedrich gerührt. „Du, Mällinen? Es ist also doch noch Einer, der mich nicht verlassen?“

„Der Mällinen ist und bleibt bei Euch,“ entgegnete Hans mit Wärme. „Hättet Ihr auch besser gethan, Euch nicht einzulassen mit dem Papst oder Antichrist — Ihr habt's einmal gethan: da hilft nicht Rathen und Schelten hinterher — da hilft nur, daß Ihr mählich aufsteht und durchfährt, was Ihr bezugnen! Das Erste ist, fect von hier zu kommen, eh' sie sich besinnen, nach Euch umzuschauen. Wo wollt Ihr hin?“

„Der Papst ist zu Roß nach Ermatingen — von da zu Wasser nach Schaffhausen: dort sellen wir uns bezugnen!“

„Also auf, nach Schaffhausen . . . ein scharfer Ritt bringt uns hin, eh' Eurer Feinde Einer im Sattel sht . . . Vertraut mir, Herzog Friedrich, ich denke wohl Euch zu zeigen, ob ich auszuhalten weiß, wo es Euch und Eure Ehre gilt!“

Auch in die Einsamkeit von Varuchs Hause am Jubenturm war über Mauer und Graben vom Brühl her das Getöse gedrungen und hatte Sabineu emporgeschreckt. Sie eilte zur Thür und erblickte Florentinis Dolch und die verstreuten Rosenblätter, und wenn sie auch die Deutung dieser Zeichen nicht sofort verstand, suchte ihr doch eine bange Ahnung durch's Herz. Sie stürzte einem Knechte des Hauses entgegen, der eben athemlos angerannt kam, dem Wechsler und Frau Rahel die Kunde des Geschehenen zu hinterbringen. In der Stadt gebe schon Alles drunter und drüber, sagte er; der Papst sei entflohen und Herzog Friedrich von Tirol, der ihm fortgeholfen, mit ihm . . . Sabine vernahm nichts mehr — die ganze Wucht ihrer Lage, das volle Gefühl der Verdrüßung, der offensten Nichtbeachtung überkam und erdrückte sie . . . „Verlassen . . . von ihm . . . von

allen verlassen . . ." stöhnte sie und sank ohnmächtig zusammen.

„Bringt die Frau in ihre Stube," sagte Baruch, der allein gelassen blieb, „und öffnet mir das Haus nicht, sie mögen rufen oder toben oder schlagen wie sie wollen . . . die Kegel und Gitter sind fest . . ."

„Dab' ich es nicht immer gesagt," eiferte die Frau, mit der Ohnmächtigen beschäftigt, „nun ist es doch heraus . . . sie ist des Herzogs Hübchlein, nun ist sie fort, hat sie im Stich gelassen und wir haben sie auf dem Halse! Aber wie sie zu sich kommt, oder gleich morgen soll sie mir aus dem Hause!"

„Das wirst Du Dir wohl noch überlegen, Frau," sagte der Wechsler bedächtig, „Muß ich wissen, wer sie ist und von wem stammen die Dufaten, die sie mir bezahlt? Hab' ich können widerstreben, ein schlechter Jub' einem so mächtigen Herrn? Wirst Dir's überlegen, Sarah . . . Zwar viel scheint dem Herzog nicht mehr an ihr zu liegen, weil er sie hat zurückgelassen, so ganz ohne Nachricht . . . und auch der Diener läßt sich nirgends blicken . . . Was schade's? Ich müßt' sein ein Stümper und nie haben gesehen, was ist eine ächte Perle und ein Demantstein . . . das Kleinod da am Hals . . . ist nicht zu verachten . . . wirst Dir's noch überlegen, Sarah!"

In der Stadt waren inzwischen Lärmen und Aufruhr auf's Höchste gestiegen. Die erschrockenen Bürger verschlossen ihre Häuser, die fremden Wechsler und Goldschmiede sperreten die kostbaren Gewölbe und Buden; Nationen und Landsmannschaften liefen um Waffen in ihre Herbergen und zu den Sammelplätzen, die Geistlichen drängten nach dem Münster, als dem einzigen Orte, von dessen Heiligkeit sie Schutz erwarteten, die Ritter und Edlen umgaben des Königs Haus — das Volk aber, von einigen Schwinbellschöpfen geleitet, tobte und brüllte, nach Rache rufend und Beute gierig durch die Gassen und hatte sich auf die Pfalz, die verlassene Wohnung des Entflohenen gestürzt. Da war an Wehren und Halten nicht zu denken, in wenig Augenblicken waren die Wohngemächer erbrochen, die Geräthe zertrümmert, und was an Habseligkeiten oder Kleibern sich fand, ward zerissen, gethelt oder mit höhnischem Geschrei durch die Straßen geschleift, um an ihm die Wuth auszulassen, welcher der Mann selber entgangen war. Es war nicht abzusehen, zu welcher Höhe die Wogen des Aufruhrs sich erheben mochten; schon ließen bedenkliche Reden, man müsse die Fürsten und Prälaten, da man sie doch in der Macht habe, zwingen, endlich Ordnung zu machen im Reich und in der Christenheit . . . Andre schrien, die Stadt mit Feuer anzustößen und zu plündern, Andre forberten auf, nach dem Barfüßerkloster zu ziehen, den gefangenen Fuß zu befreien und auf den Münsterplatz zu führen, damit er sage, was zu geschehen habe.

Da schmetterten Trompeten über die Menge hin und hoch zu Hof, im königlichen Schmuck, umgeben von den ersten Fürsten des Reichs und einer mächtigen Ritterkammer sprengte Sigmund auf den Platz — Herold brachen ihm die Bahn wintlen und riefen: „Friedel! Die Stadt ist in Königsfrieden! Acht und Aberacht, wer den Königsfrieden bricht!" Allmählig gewannen die Rufenden sich Bahn, daß auch die Stimme des Königs vernehmbar wurde. Alle sollten

sich beruhigen und Frieden halten, rief er; Niemand solle wegziehen, Leben und Habe soll männiglich sicher und unter seinem Schutze sein — mit allen Kräften, selbst mit Gefahr seines Lebens werde er dahin wirken, daß das Concilium aufrecht erhalten werde, der Papst solle und müsse zurückkehren, Herzog Friedrich von Oestreich aber solle vor sein Gericht geladen werden um Rede zu stehen für alle Friedel, so er begangen.

Auf keinen Wink klangen wieder die Trompeten, ein Waidel des Raths trat auf die Stufen des Münsters und schlug ein großes Schreiben an der Kirchthür an — die Vorladung an Herzog Friedrich, „binnen heute und drei Tagen vor des Königs Stuhl zu Costenz zu erscheinen, weil er sich schwer am Reich und am Concilium dadurch vergangen, daß er die Muth des Papstes befreit: nicht zu gebenden der Schmach und Unbilden, die er schon früher den Bischöfen von Trient, Ebur und Brizen angethan. Sollte er aber der Hartnäckigkeit Paraoanen nachfolgen, sein Ohr verstöpfen wie die Schlange und des Königs Ration verachten, so solle männiglich aller Pflichten, so er dem Herzog getragen, los und lebig sein für immer! Alle Fürsten und Herzoge sollen dem Könige beistehen im Kriege wieder ihn — seine Leden sollen frei und herrenlos sein und als ewiges Gebe dem verbleiben, der sie an sich genommen mit Gewalt der Waffen: den Herzog selber aber solle Niemand hausen und hofen, Niemand soll ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge geben oder Frieden mit ihm halten, sonst trefte ihn, wie diesen, der Dann der Kirche und des Reiches Acht und Aberacht . . ."

Trompeten blieben nach allen vier Himmelsgegenenden, die Ladung zu verkünden; der Geladene jagte indessen in Sturmeseil die Straße nach Schaffhausen dahin.

Viertes Capitel.

Im Rosengarten.

Auf seiner Burg zu Hauenstein, im halboffenen Wehrturm der Umfassungsmauer, dessen Erdgeschos wie ein Erker eingerichtet war, saß Oswald von Wollenstein; das bequeme schwarze Hausgewand war, wie er es liebte, mit weisem Seidel besetzt, der eine Fuß war weiß, der andere schwarz gekleidet, ein dunkles Mählein saß auf dem lichten Haupte. Er hatte Blätter vor sich liegen, in denen er eifrig schrieb; manchmal aber hob er den Blick empor und ließ ihn durch das offene Fenster auf den rings emporstrebenden Bergen ruhn oder in das tief unten anmuthig und fruchtbar sich hinschlängelnde Seiffen Thal tauchen; rund um den steilen schroffen Felsesgel, auf welchem die Linien von Hauenstein sich erheben, schauten die Wipfel eines uralten riesigen Tannwaldes herauf, wie ein da das tobe Gestein gewundener lebender Kranz und wetteifernd mischte sich der frische stärkliche Harzgeruch in den süßen Duft der persischen Rankenrose, die am Burggemäuer hinankletternd es noch im Juli mit einer Fülle von Blumen überzog. Finken Schlag, Amselpfiff und Drosselgesang schmetterte von allen Seiten, als wollten die Sänger sich noch einmal recht legen vor dem sommerlichen Verstummen; der Seiffen Bach rauschte lustig und hell aus dem Thalgrunde herauf; von jenseits der Bergwand aber

scholl tief und gedämpft das Toben des stürmenden Eises herein und über allen Höhen spannte sich tiefblau und golddurchwoben der Himmel so rein, als wäre alles Dünster der Erde zurückgeblieben in den Täfern und nichts Trennendes mehr zwischen den Menschenherzen und ihm — es war eine Stelle, zum Dichten und Reimen wie gemacht: wofür mußten die Zeiten fließen, denn Schönheit nur umfrönte das Auge und was dem Ohr begegnete, war Wohlklang.

Manchmal auch richtete sich des Sängers Blick nach dem kleinen Garten, der den schmalen Streifen zwischen Behrmauer und Burg ausfüllte, und folgte der lieblichen Frauengestalt, welche zwischen den Beeten dahinwandelte, auf denen meist vor Sträuchern und Stämmchen bunt abwechselnd nur Rosen dufteten und nidten, vom dunkelsten Purpur, der in hundert Abstufungen in schimmerndes Weiß erlosch, vom über-vollen, blätterreichen Kelch bis zum unscheinbarsten Knospstein, das am Tage plagt . . . Oswald hatte aus Versen die Vorliebe für Rosen mit sich gebracht. Die Frau, selbst eine zu voller Farbensglut sich erschließende Blume, beugte sich wie bewundernd und mit ihnen losend zu den duftigen Schwestern nieder — es war Margarethe von Schwangau, von Oswald seit wenigen Wochen heimgeführt als Ehegesponsin und Hausfrau des Haussteins.

Jetzt schlich die junge Frau dem vertieften Schreiber leise näher, legte ihm den Arm um den Nacken und sah ihm über die Schulter in's Ange-sicht. „Doh!“, sagte sie mit munterem Lächeln, „so ich Dich nicht maßne, vergißest Du ganz, daß ich auch auf der Welt bin . . .“

„Wie könnt' ich Dein vergessen!“ rief Oswald, indem er die schöne Störerin an sich zog. „Ich denke immer an Dich und vollends jetzt, da ich eben daran bin, meine Wanderfahrten in Reime zu fassen . . .“

„Was habe ich mit Deinen Wanderfahrten zu schaffen, Du Schall?“ entgegnete sie nedend. „Willst Du mich glauben machen, Du habest an mich ge-dacht, noch eh' Du mich gekannt?“

„Und doch ist es so!“ sagte Oswald lächelnd, indem sie an seiner Seite Platz nahm. „Was ist es wohl gewesen, was mich hinaustrrieb in die weite Welt? . . . Sieh, Margarethe, ich bin auf dem Wollenstein da drühen im Grödnertal, wo mein Vater hauste, aufgewachsen wie die Zirbel auf den Bergen, um die Niemand sich kümmert, als Sonnenschein, Regen und Sturm — meine Mutter war immer schwach und siech, mein Vater ein rauher Degen, der Tag für Tag dem Waldwort nachging in den unerhöplichsten Bergforsten — ich selber ein rascher Knab', der nichts hören wollt' vom Lernen und Still-sitzen! . . . Hab' oft an das arme Pfäfflein gedacht, das uns der Vater zum Schulmeister hielt . . . war gar ein lummerhaft Menschenbild, schier lahm und im Gesicht verbrannt von Pulver, das ihm einmal losgegangen, als er dessen Art und Beschaffenheit untersuchen und erkunden gewollt . . . hatt' ein warm Nestlein auf dem Wollenstein und ward ihm doch zu toll mit uns Buben; hatt' eines Morgens sein Bünd-lein geschmückt und war verschwunden . . .“

„Du Wilder,“ sagte Margarethe und strich ihm schmeichelnd über die Stirn, „ich kann mir's vor-stellen, wie Du unbändig warst. Du bist nun so

gut und mild und doch leuchtest' noch gar manchmal in Deinen Augen auf wie ein gewaltiger Jorn, aber ich fürcht' Dich darum doch nicht . . . Ist im Grund ein gutmüthig Ding, solch' ein Wollensteiner Jorn . . . ich fürcht' Dich gar nicht und Du gefällst mir so — wenn ich's Dich auch nicht wissen lassen soll . . .“

„Das Leben und die Welt haben das Aufkraufen wohl eingebämmt,“ erwiderte Oswald, „daß der Streem seine Schranke nie gewinnt, ist das Wert Deiner Hand, die sie unter Blumen versteckt. Damals aber dacht' ich nur, was solch' ein arm' Pfäfflein kann, das vermag ich auch und lieb in die Welt . . .“

„Als Knab'? Und Dein Vater litt's?“

„Wer sich nie wund gefallen, der lernt nicht Kraut essen,“ sagte mein Vater und ließ mich laufen. Acht Pfennig war meine ganze Hab' — dafür aber wußt' ich in Stall und Küche und Scheune, in Wald und Feld Bescheid: ich hatte die Harfe spielen gelernt, die Fibel und die Pfeife, ich verstand die Sprache von Gröden, die mir überall durchsalf in romanischen Landen und hatt' einen Schatz, den trug ich verborgen, daß Niemand mir ihn rauben und keine Widerwärtigkeit entreißen konnt' . . .“

„Einen Schatz? Bekenne, wer das war — Du nennst mich auch so: drum eifre ich mit Allem, was Du einmal so genannt!“

„Der Schatz war nur ein Gedanke! . . . Das Einzige, woran ich Gefallen gefunden und wobei des Lesens und Zuhörens mich nie verdroß, das waren die Rittersagen — die Wädhren aus der alten Beden-Zeit, die Lieber von den Nibelungen und Amelungen, von Edens Ausfahrt, von den Rittern der Tafelrunde, die ausgezogen waren, den heiligen Gral zu suchen . . . das Alles trug ich in mir und drum hatt' ich mir innerlich gelobt, auch ein mannhafter Rede und ein ritterlicher Kämpfe zu werden, auch solche Lieber und Wädhren zu erkinnen und den heiligen Gral zu suchen . . .“

„Und was ist das, der heilige Gral?“

„Ein zauberhaft Gefäß, das den, der es findet und mit würdiger Hand ergreift, zu einem gezeiten und glücklichen Menschen macht.“

„Und hast Du es gefunden, Doh?“ flüsterte Margarethe, zärtlich in den winterlichen Locken spielend.

„Ich habe mir den Ritterschlag geholt am heiligen Grabe zu Jerusalem,“ sagte Oswald ernst, „manches meiner Lieber wohnt im Munde des Volkes und wird vielleicht nach Jahrhunderten von mir ergäßen — das Glück aber hab' ich gefunden, wo ich es nicht gesucht, in der Heimath, in meinen Bergen, in meiner engen Burg — ich halt' es in den Armen mit Dir!“

„Schmeichler . . . das wär' wohl ein klein Ziel für so langen Weg: aber wenn es so wär', wirst Du nun nimmer an's Wandern denken, Du Zugvogel? . . . Wirst Du bei Deinem Glücke bleiben?“

„Ewig . . . ewig! Weiß ich doch nun erst, was mich in all' den Leiden aufrecht hielt, was in allen Mäßseligkeiten der Wanderung mich erhalten . . . Sieh, ich war einst als Rudernecht auf einem Rauf-schiff, das nach Cambia kreuzte, da kam ein Sturm, der uns an Rippen warf, daß es scheiterte . . . Zwei entsetzliche Tage und eine schreckliche Nacht trieb ich auf dem Meere, an ein Faß geklammert, in Kälte und ohne Nahrung . . . ich glaube, es war allein

der Duft des Malvasierweins, der aus dem Fasse drang, was mir das Leben erquickt. . . so hat mich unbewußt die Ahrung des Glückes erhalten, das mir noch beschieden war. Welch' ein Ziel hätt' ich draußen noch zu suchen? Schier weiß und fass' ich nicht mehr, was mich einst hinaus getrieben. . . Sonderbar!" fuhr er langsamer fort und schüttelte tiefinnig das Haupt. . . Wie Alles vorübergeheth am Menschen! Die wilden Slavenkämpfe im Preußenland. . . die Türkenbläthe. . . das rosenduftende Schiras. . . Island, das in seinem Eisland erstarrt. . . Spanien und das Land der Griechen. . . sie find wir gewesen, vorübergezogen wie Gestalten eines Traums. . . nichts ist mir davon geblieben, als der Rosenzweig, der dort um die Mauer rankt. . . dieses weiße Haar und ein erkaltet Herz. . .

"Nun, nun, Döly," erwiderte Margarethe ihn umschlingend, "Du thust Deinem Herzen Unrecht, wie Deinem Haar. . . es ist doch noch ein recht warmes, ein treues und ein gutes Herz!"

"O, wie Du mich beglückst, Du Traute!" entgegnete Oswald innig. "Und verdien' ich auch solches Glück? O Margarethe. . . der heilige Goral bleibt nur in der Hand dessen, der seiner würdig ist!"

"Und bist Du das nicht?" sagte sie beglückend. "Ich weiß, was Du meinst. . . Du bist getäuscht worden: das ist nicht Schmach noch Schuld für den Betrogenen. . . Wenn Du mich täuschtest, Döly, hätt' ich drum etwas verbrochen? Täusch die Dich nicht selbst. . . ich sag' es Dir, Dein Gretly. . . Du hast Jene nie geliebt. . ."

"Ja Du hast Recht! rief Oswald begeistert. "So wie ich Dich liebe, wußte ich nicht, daß man lieben kann. . . so habe ich nie geliebt!"

"Siehst Du wohl? . . . Wie nanntest Du die Blume, von der Du mir neulich erzähltest. . . die Du im Morgenland gesehen, die nur einmal blüht?"

"Die Agava. . ."

"Das ist mein Sinnbild, Döly — auch das Herz blüht nur ein einzig Mal. . ."

Innig hielt das Paar sich umschlingend, als das Knistern von Fußtrittten im Sande es auseinander scheuchte. Der Burgvoogt kam und rief dem Ritter zu, die Bäume seien gefällt, wie er befohlen, und auch sonst Alles nach seinem Worte geordnet. Oswald winkte dem Alten zu schweigen und folgte ihm in die Burg, indem er Margarethen schleuniger Rückkehr versicherte.

Die junge Frau trat an den Tisch und las in Oswalds Schrift; dann zog sie ein Täfelchen heraus und schrieb darauf, schrieb und sann, strich aus und schrieb wieder, indem ein liebliches Lächeln ihre heitern Züge noch anmüthiger machte. Sie war so in ihr Werk vertieft, daß sie nun hinwieder Oswalds Ankunft überhörte: als er ihr unvermuthet den Arm um die Hüften legte, fuhr sie zusammen und ein holdes Roth überdeckte sie bis an Stirn und Naden.

"Ei sieh, das Gretly hat Geheimnisse vor mir!" rief lachend Oswald und suchte das Täfelchen zu erforschen, das sie eifrig zu verbergen bemüht war. "Du hast geschrieben und wenn ich recht gesehen, waren es wohl gar Reime!"

"Warum nicht?" erwiderte sie, immer noch abwehrend. "Das liegt im Schwangauer Blute. . .

solll in mir kein Tröpflein meines Ahnen, Herrn Hilt-poll stiehn? . . . Wenn das Herz voll ist, geht es über, da kommen die Reime von selbst geflossen. . ."

Oswald hatte das Täfelchen erbeutet und las:

"Wie sich vermanbet Minne,

"Dert' ich viel manche Frag':

"Das will mir nicht zu Sinne,

"Daß Minne wecheln mag!

"Wohl in des Bachelns Riane

"Schreib ich seln Weiben ein:

"Das ist ein' rechte Minne,

"Die schreibet in Warmesteln.

"Des treulich ward ich inne,

"Zur Antwort sag' ich das:

"Was wandelt und geht von binnen,

"Daß das nicht Minne was!"

"Holbes — wunderbares Weib!" rief Oswald entzückt, indem er vor ihr in's Knie sank und ihre beiden, zusammengeschlagenen Hände mit Küßen überdeckte. "Welch' ein Engel ist mir in Dir gegeben! . . . O, daß ich es vermöchte, Dich so recht glücklich zu machen — so ganz wie Du es verdienst!"

"Du würdest der Lohn wohl bescheiden klein ausfallen," erwiderte sie, und zog ihn mit noch holdem Erröthen zu sich empor, "aber wenn mein Glück gemessen wird nach meiner Liebe zu Dir, dann ist es überchwenglich, denn meine Liebe hat keine Grenzen. . ."

"Und bist Du ganz mein? Und sehnst Dich gar nicht mehr in Deine Heimath zurück?"

Sie schüttelte den Kopfschief mit einem entzückenden Lächeln. "Ich wundre mich selbst," sagte sie, "daß ich auf Alles so schnell vergessen konnte, daß mir ist, als wär' ich immer hier gewesen! Und hab' ich denn nicht Alles wieder gefunden, wie daheim, meine vertrauten Berge, meine geliebten Wälder. . . ach und viel schöner noch, als daheim, und Dich, meinen Döly dazu! . . . Und doch — Eins ist doch, was ich vermisse. . . meinen lieben See. . ."

"Wir wollen nächstens hinüberreiten nach Bozen und nach Kaltern," rief Oswald rasch, "dort ist ein schöner See, dessen Anblick dich wohl erfreuen wird. . ."

"Das ist's nicht," sagte sie, "nicht das Rechte! Daheim hatt' ich den See gleich zur Hand. . . an Fuß des Hügels, wie ich nur aus dem Walde trat. . . Und dann auch meine Schwäne!" setzte sie nachdenklicher hinzu, "Die fehlen mir. . . O und sie werden mich auch vermissen, die schönen Thiere. . . sie kannten meine Stimme und schwammen herbei, wie sie mich nur aus Ufer kommen sahen; da nahmen sie mir das Futter aus der Hand, und schmiegt mir wie schmeichelnd die garten schlanken Hälse an den Arm. . ."

Oswald hatte seine Blätter zusammengeseht und schien nicht gehört zu haben, was sie sagte. "Der Tag neigt sich," sagte er dann, "komm, wir wollen lustwandeln gehn. . . ich führe Dich an ein gar traumlich Plätzlein im Walde, das Du noch nicht gesehn. . ."

Margarethe war bald gerüstet, auf ihren Wunsch hatte Oswald die kleine Harfe übergegangen; so schritten sie aus dem Thore, den Burgfelseln hinab und durch den Wald, wo in diesen eine schmale

Bergsenkung einmündete und ein kleines anmuthiges Hochthälchen bildete.

„Was ist das!“ rief Margarethe. „Bin doch schon öfter diesen Pfad gewandelt und finde mich nun nicht mehr zurecht? Ist das nicht ein Wasser-spiegel, was dort durch die Stämme blüht? . . .“ Sie wartete keine Antwort ab; wie ein fröhlich spielendes Mädchen ließ sie Oswalds Arm und eilte dem Pfade nach, der in's Dichtich gebauen war . . . mit einem Schrei der Ueberraschung stand sie vor einem stattlichen Teiche still: zu ihren Füßen schaukelte ein leichter Rachen auf dem grünen Gewässer, aus der Mitte desselben leuchtete das weiße Gefieder von zwei Schwänen. Auf den Ras ruberten die zierlichen Thiere eifertig heran und Margarethe ging ihnen mit der Hast eines glücklichen Kindes fast bis in's Wasser entgegen. „Ist es denn möglich?“ rief sie. „Seid Ihr es denn wirklich, meine lieben, lieben Schwäne? O . . . sie kennen mich noch! Da bist Du ja, Boina, mein schmales Weibchen mit dem sammtnen Knaum . . . Und auch Du, Harro? Was süßgest Du so? Ich kenne Dich noch wohl . . . ach, ich komme ja nicht dazu, Dich zu grüßen . . .“ Sie kauerte sich zu den Thieren nieder und es war ein reizendes Bild, wie das Kind mit den Schwänen spielte und die Schwäne mit dem Kinde.

Sie vergaß darüber ganz auf Oswald, der in freudiges Anschauen verloren, an einem Baume lehnte.

„O,“ rief sie endlich aufspringend und warf sich ihm an die Brust, die Arme um seinen Nacken gestellet, „wie Du gut bist! Wie Du nur denkst, Deinem Gretch Freude zu machen, Du guter, guter herrlicher Mann . . .“ Sie hatte keine Worte mehr; ein inniger Kuß mußte sagen, was sie empfand.

„Komm,“ sagte Oswald dann und führte sie am Ufer hin zu einer mächtigen Felswand, zu welcher eine Siedelbant aus Baumzweigen zusammengefügt war; daneben aus dem Gestein sprang die Quelle, die aufgedämmt war, bis sie, das kleine Thalbeden füllend, den Teich gebildet hatte. Sie setzten sich; Margarethe neigte das Haupt an Oswalds Brust; die Schwäne, als vermütheten sie noch nicht, sich von der wiedergefundenen Herrin zu trennen, kamen an's Ufer gestiegen und lagerten zu ihren Füßen im Gras. „O, was ich selig bin!“ sagte Margarethe . . . „nimm Deine Harfe, Oswald, und sing' mir ein Lied . . . dann glaub' ich ganz, ich bin wieder an meinem grünen Alpee, wo wir so oft miteinander gewandelt . . . O, die selige Frucht aus der seligen Blüthe!“

Oswald hob die Harfe und sang:

Ein gut geboren, edel Mann
Ward um ein Fräulein wohlgethan,
Er sprach zu ihr mit tugendlichen Sitten:
Gest' Obade, Fräulein waldelich —
Wollt Ihr ein Weib' anhöden mich,
Wess' ich Euch unterhändig will bitten!
Ich bin verelend't also sehr,
An Freuden muß ich armen,
Und weiß nicht, wohin ich gehd',
Das laßt Euch, Frau, erbarmen!

„Ich denke, ich kenne den verelend'ten Mann,“ lächelte Margarethe. „Was sagt das Fräulein?“

„Ihr treibt gen mich wohl Euren Spott?
„Und seht Ihr krank, so helf' Euch Gott,
„Der mag Euch alles Trauerns weh' entbinden!

„An mir liegt wenig, das Euch troß,
„Darnum, so werd' Ihr hart erlöß,
„Sucht anrerens, wo Ihr mögt Freunde finden.
„Daß ich mag Keines Pester sein,
„Das müßt' ein Jeder anschauen,
„Ich bin ein armes Fräulein,
„Was wollt Ihr auf mich bauen?“

„Gut geantwortet, kleines Fräulein,“ nickte Margarethe; Oswald sang weiter:

Ich, Frau, was soll der Ungelings?
Es ist mir leider aus dem Schindl,
Manch' Jahr disher muß' ich viel Kummer tragen
In Euren Dienst, verborgenlich,
Und weiß es Gott im Himmelich,
Daß mit mir halt gen Euch mein sehnlich Klagen!
„Ein wußt: wann weder Weib' noch Wort,
„Das Keinen mag erstruen
„Und war' ich jetzt Eu'r lieber Dori,
„Es wörd' Euch morgen reuen!“

Was brauch' Ihr noch der Klagen Sprach?
Eu'r Schönheit thut mir Ungemach,
Eu'r Wandel lug, der thut mein Herz bezwingen:
Was bißt Euch nun mein' täglich Veln?
Eu'r treuer Diener laßt mich sein —
Mich machet unstroh von Euch das Mißsingen:
„ . . . Zwar ich bedarf nicht solchen Knecht,
„Wuß vor ihm Sorge tragen:
„Doch wenn Ihr allzeit Euch verspricht,
„Wilt ichs in Treuen wagen!“

„Und ich kenne das Fräulein,“ sagte Margarethe, „und ich weiß, daß das Wagnis sie nicht gereut hat! Sieh,“ fuhr sie unmerklich fort, „nun ist es ganz wie daheim . . . wenn wir auf dem See saßen und die Sonne unterging und den Säuling purpurroth beleuchtete . . . so wie jenen Berg, der so wunderbar erglüh't . . . Wie nanntest Du ihn?“

„Das ist die Krone des Tirolerlandes, der hohe Schlern . . .“

„Wie die Sonne ihm den breiten, rothen Streifen vergolbet, der wie ein Stirnband um sein Haupt gezogen ist! Wie diese Zaden und die hellen Spigen flammen und leuchten . . . was für befremdliche Gestalten! Was ist das?“

„Das ist der Rosengarten.“

„Recht Du mich?“ sagte Margarethe, zu Oswald aufschauend, ohne das Köpfchen zu erheben, das wieder an seine Schulter gesunken war.

„Nein doch, Gretch . . . hast Du noch nie die Mähre vom Rosengarten vernommen?“

„Mir ist es wie ein Traum . . . als habe die Mutter mir davon erzählt . . .“

„Das Mädchen ist hier daheim: der Wald, der uns umgiebt, ist der grüne Tann — die Quelle neben uns ist das Zauberberünnlein, bei welchem der geheime Eingang in die Kristallburg war: hier hat König Laurin gehaust und den Rosengarten gepflanzt, der nun da oben versteinert liegt . . .“

„Versteinert? Warum? Erzähle mir das Märlein.“

„ . . . Es war einmal ein König,“ hob Oswald an, „der hieß Laurin und hatte einen mächtigen weißen Bart und war ein Zwerg; ein weiser Mann und gewaltiger Zauberer und hatte die Tarnkappe, die macht' ihn unsichtbar und einen Gürtel um den Leib, der verlieh ihm Zwölfmännerkraft. Der König

hatte sich im Innern des Berges eine Burg aus Kristall gebaut, vier Kiesen hielten Wache am innern Eingang und vier andere vor all' den Schänen und Kleinoden, die darin verborgen lagen — als das höchste Kleinod aber achtete König Laurin seinen Rosengarten; der blühte in zauberlicher Schönheit und strömte Glanz und Duft aus über das ganze Land. Und der Garten hatte keinen andern Hüter, als seine Schönheit und seine andere Wehr, als eine Schnur von Seide, die war um den Garten gezogen und standen ringsherum Säulen mit goldenem Knäuf, an denen war die Schnur festgenüpft . . . Da zogen fremde Reden durch das Land; Biterolf, der Herr von Steyer, mit seinem Sohne Dietlieb und seiner Tochter Similde: die wollten nach Lamparten, wo ihnen Freunde lebten und liebe Genossen, Hildebrand von Garten und Dietrich von Bern, der Gemaltige. Und König Laurin von seiner Bergburg sah sie vorüberziehen und als er Similde erblickte, die viel schöne Maid, da ward er von Minne erfaßt und wie sie austrübte auf dem Moos im grünen Tann, da kam er unsichtbar in der Tarnkappe und raubte die Königsmaid und führte sie mit sich in den Berg . . .

Margarethe richtete sich leicht auf, wie um besser zuzuhören.

„Darob ergrimmt die Reden und durchsuchten das Land, aber sie fanden nichts und riefen die Freunde zu Hülfe. Da kamen Dietrich von Bern mit seinen Kämpen Wolschart und Wittich und Hildebrand von Garten mit seinem Bruder Isan, dem grimmen Wösch und weil sie keine Spur der Geräubten fanden, jürnten sie, daß um den schönen Rosengarten nur eine schwache Schnur gezogen war, wie zum Trotz gegen all' ihre Mannheit und Stärke und in der Wuth drangen sie in den Garten und traten die Rosen nieder und zerstörten die Säulen mit der seidnen Schnur. Da fuhr König Laurin wider sie mit seinem Zwergsheer und sie spotteten sein und stritten mit ihm, er aber bestand sie alle durch seinen Gürtel, denn der gab ihm Zwölfmännerkraft. Und als er Dietlieb, Simildens Bruder, niedergeworfen, da gestand er ihm, daß die Schwester bei ihm hause in seiner Kristallburg, und Dietlieb machte, daß Frieden wurde zwischen allen und Similde sollte seine Königin sein, wenn sie selber es also erwählte; sie dachten aber, sie werde den Zwerg verschmähen und folgten dem König Laurin mit Reibungsgebanken in den Berg. Und wie sie vernahmen, daß Similde den weisen Mann lieb gewonnen und bei ihm bleiben wollte in seinem Wunderreiche, da sann sie darauf, sie heimlich mit sich fortzuführen, König Laurin aber, der ihre Gemüther sah in seinem Zauberpiegel, kam ihnen zuvor und schloß sie alle im Banche des Felsens ein. Da geschah ein wildes, wüthendes Streiten in der Finsterniß, die Reden aber erschlugen die Riesenwächter und Isan, der Wösch, dem der heidnische Zauber nicht ankonnte, nahm Laurin den Zanbergürtel und band ihm mit seinem langen weisen Bart die Hände zusammen. So war er machtlos geworden und mußte mit ansehen, wie sie Similden fortführten mit sich nach Steierland, König Laurin selbst aber wurde weggeschleppt nach Bern in Lamparten, da sollte er als Wankler zu Schimpf und Kurzweil dienen mit seiner

Zwergengestalt — da rannen ihm die Thränen nieder in den greisen Bart und im Abziehen wandte er sich noch einmal den Bergen zu und hob die gebundenen Hände auf und sprach den letzten Zauber, dessen er noch Macht besaß . . . da erschütterte ein gewaltiger Donner die Grundfesten des Berges, der Eingang zur Kristallburg fiel zu, um sich nie wieder zu öffnen, der Rosengarten aber war verschwunden und in rothes und weißes Gestein verwandelt und nur manchmal, wenn Morgens und Abends die helle Sonne die Felsen bescheint, da gemahnet es, wie das Blühen und Leuchten im Rosengarten des Königs Laurin!

Margarethe hatte sich fester an den Erzähler geschmiegt; es war dämmerig geworden am Waldbesitz und der Höfenpurpur begann zu ermaten. „Dein Märchen ist fast schaurig zu hören,“ sagte sie, während Oswald sich erhob und zur Heimkehr ihren Arm sagte, „und doch ist es wieder gar sinnvoll und anmuthig! Mich bedünkt aber, als sei es nicht wahr — als sei der wunderreiche Rosengarten wohl da trocken versteinert, hier unten aber sei er wieder ausgeblüht — durch Dich und für uns!“

„So dünk' ich Dir wohl, wie König Laurin als ein Zwerg?“

„Nein — aber der weise Mann mit dem weisen Bart und Similde von Steierland, das bin ich . . .“

„So mügest Du ja fort von mir?“

„Nein, wir ändern das Märlein, wie's uns gefällt . . . diese Similde bleibt und spinnt einen Faden um den neuen Rosengarten, der fester halten soll als der von Zauberhand . . .“

„Ja, ihu' das! . . . Du banne das Glück an diesen Raun und umfliche ihn fest und undurchdringlich! Leben wir auch nicht mehr in wilder, gewaltsamer Redeneit; die Welt ist die alte geblieben, sie budelt kein Glück und liebt, es zu stören und zu vernichten! Um Deiner reinen Seele willen ist es uns vielleicht vergönnt, daß diese Rosen ungebrosen bleiben und ungetreten!“

„Sie werden es bleiben, denn sie blühen in uns — was in uns ist, kann keine Welt zerstören!“

Wenige Worte fielen fortan; enger aneinander geschmiegt und stille wandelten sie zur Burg zurück. An der Zugbrücke kam ihnen der Vogt mit der Nachricht entgegen, daß ein Gast eingeritten sei auf dem Hauensein und in der Füstube des Burgherrn barre. „Wen erblick' ich?“ rief Oswald, als sie das Gemach betreten und breitete erfreut und doch wieder wie unsicher die Arme aus. „Freund Nikolaus Wintler! Was führt Dich auf den Hauensein?“

„Es wäre mir nicht lieb,“ sagte der Alte und wich der angebotenen Umarmung nicht aus, „wenn Du Deine Einladung vergessen hättest! Was müßte Deine werthe Hausfrau, die ich bestens begrüße, für eine Meinung bekommen von dem alten Wintler, der so ungeladen in's Haus fällt! . . . Hast Du mir nicht gesagt, als Du zurück kamst von Deiner Wanderschaft, es werde bald eine schöne, sittige Hausfrau schalten und walten auf dem Hauensein? Hast Du es mir nicht ausgemalt, wie schön das sein würde, wenn ich Dich besuchte und wir säßen beisammen und plauderten von Allem, was schön und uns werth ist . . . oder wär's nur ein erdichtetes Märlein gewesen?“

„Nein, das war Wahrheit Freund!“ erwiderte Oswald, indem er Wintler zum Tische führte und Margarethe sich entfernte, um Trunk und Ambros zu beschicken. „Nur es auch anders gekommen, als ich damals gemeint, die Einladung gilt nur um so mehr, denn es ist schöner geworden aus Hauenstein, als ich jemals geträumt — aber ich vermeinte nicht, daß Du der Einladung gedenken würdest, worst Du mir doch gar unhold und unwillig, als wie uns zuletzt in Costenz begeneten!“

„Thu' einem alten Freunde die Schmach nicht an, ihn an eine Dummheit zu mahnen!“ sagte Wintler. „Ja denn, wenn ich es doch einmal gestehen muß, ich habe eine Augenblick geglaubt, ich zürnte Dir und hätt' auch Grund, Dir zu zürnen. . . Sieh, ich bin ein alter Mann und habe mein Leben lang die Geschäfte des Verzeß geführt und fand eine Ehre drinn . . . und war auch ein Geschäft, bei dem etwas zu gewinnen war — drum hat es mich gewürmt, daß man mich so vor die Thüre gestelt! Ich glaubte, Du hättest es wohl anders einrichten können, bei der Ausgleichung mit dem Herzog . . . ich hätte auch gerne seine Hülfe gehabt, um dem übermüthigen Starckenberger meinen lieben Kunkelstein wieder abznjagen . . .“

„Aber lieber Freund . . .“ wollte Oswald ihn unterbrechen: er ließ es nicht geschehen und fuhr fort:

„Sag' mir nichts mehr davon! Es ist aus. . . ich bin wieder auf meinem Kunkelstein, ich hab' es übermunden; meine Bücher und Bistler haben mir treulich hinüber geholfen über die bösen Tage . . . aber es ist doch wunderbar! Ich habe nun der freien Stunden viel mehr und unter den vielen sind manche, wo es mir gar nicht mehr behagen will auf dem Kunkelstein. . . Es ist mir, als wär' er entbehrlich, weil er in fremden, rohen Händen war; als wär' ihm der alte Reiz und die Weisheit abgestreift und die alten Helden von den Wänden schauten mich mit vorwurfsvollen Blicken an, als wollten sie sagen . . . warum hast Du uns das gethan? Warum hast Du uns nicht geschützt vor so unfaubren Augen und Händen? . . . Konnt' ich es deun?“ fuhr er nach kurzem Innehalten, schier mit sich selber redend, fort: „Kann ich sie schügen, daß sie nicht in noch röhre Hände fallen . . . ich bin ein alter, linderloser Mann! Wenn ich lebt bin, werden sie kommen und das Schloß verkaufen und der neue Herr laßt vielleicht über das, was meine Freunde war und läßt gleichgültig meine kostbaren Gemälde herunter schlagen oder überstreichen . . . Konn ich sie schügen? Es kommt ein anderes Geschlecht, Oswald, das wir nicht begreifen und das nicht mehr versteht, was uns erfreute. . . Da hab' ich Deiner, als des Jüngern gedacht . . . der nach mir noch wahren könnte, was ja Dir lieb gewesen, wie mir — da fiel's mir ein, wie wir zusammen uns so oft des Schönen erfreut. . . Alles, Alles fiel mir ein und ich dachte, wie Du nun so behaglich mit Deinem jungen Weiblein leben werdest, und wie wir einander so nahe wären . . . das frag' mir so am Herzen, ich ließ auf der Stelle satteln und da bin ich nun . . .“

„Und willkommener als je!“ erwiderte Oswald freudig und erhob das Glas, um mit dem neu ge-

wonnenen, alten Freunde anzuklingen. „Möge aller Zwiepsalt sich also lösen in Frieden!“

Indeß hatte Margarethe das Abendmahl gebracht, die Becher kreisten bald bei fröhlicher Rede und Wintler konnte nicht satt werden, das anmuthige Wirten und Schöpfen der jungen Hausfrau zu preisen. „Ihr versteht, das Kleinste so schmad zu richten und anzuerkennen, daß das Auge mit genießt und Alles zweifach mundet! Meine Pausehere, Fran Katharina — sie dürfte es zwar nicht hören, aber sie möchte wohl bei Euch zur Schule gehen . . .“ Nach einmal stieß er dann mit Oswald an. „Auf die Dauer dessen, was so glücklich begonnen!“ rief er. „Es wird immerhin nicht schaden, Dich vorzusehen, Freund Oswald — nicht alle sind so verständlichen Gemüths, wie der alte Wintler, und auf gar mancher Burg im Eisland ist man dem Wollensteiner gram, des Palttes wegen, den er mit dem Herzog geschlossen.“

„Mögen Sie!“ Hab' ich nicht in ihrem Auftrage gehandelt? Haben sie doch Alle zugestimmt und unterschrieben!“

„Aber mit Widerwillen, halb gezwungen — Dir haben sie's in Kerzholz geschnitten und möchte leicht Einer darauf kommen, auf eigene Faust sein vermeintlich Recht an Dich, zu suchen, eben jetzt, da kein Herr und kein Regiment ist im Lande!“

„Rein Herr im Lande? Wie soll ich das deuten?“

„Wie's zu deuten ist! Ober wüßtest Du etwa nicht . . .“

„Nichts weiß ich. Seit ich den Costenz weg ritt, um Margarethe und deren Vater nach Schwanzan zu geleiten, hab' ich wie auf einem seligen Eiland gelebt, von welchem nicht Stetz nicht Ruder an's unruhige Weltgestade führt! Als sie mir angetraut war, zog ich mit meinem Kleinod still und eilig hieher und haufe hier . . . ich habe nichts gehört, was draussen geschehen und habe nicht verlangt, es zu hören!“

„Dann ist mir leid,“ sagte Wintler kopfschüttelnd, „daß eben ich der Stöckenfried im Hause sein und üble Botschaft bringen muß — doch besser immer, sie kommt aus Brundesmund, als daß die Geschosse eines Feindes sie Dir an Lohr und Mauern donnern!“

Er erzählte nun von des Papstes Flucht; wie Herzog Friedrich dazu gekommen und als der König ihn zur Verantwortung geladen, nicht erschienen und dafür in Acht und Bann verfallen war — wie der allgemeine Reichsfriede bezogenen gegen ihn und wie an Einem Tage ihm vierhundert Absagebriefe zugekommen von Herren, Städten und Klöstern und wie er nun zu Kreiburg, im Weidsgau auf seiner Feste mit dem Papste haufe — ein friedloser, freundsloser, länderloser Fürst!

Oswald war gleich bei Beginn der Erzählung aufgesprungen und schrie erschütterter im Gemache hin und wieder. „O Friedel, Friedel,“ rief er schmerzlich, „daß Du das gethan! Daß Du's gekonnt! Du hast ein unselig und gefährlich Werk begangen, sorg' ich, das uns Allen kein Heil bringen wird und Dir der Allem Unheil . . . aber ich trüß' es gelassen, Dich im Stund zu wissen: ich theil' es mit Dir, dürst' ich sagen, daß Du das nicht gethan. . . So hast Du meinen getreuen Rath geachtet? So Deine Zufage? War sie nicht feierlich genug, weil Du sie

nur mit einem Becher Wein, nicht mit einem Eide bekräftigt hattet! . . . O Friedel, Friedel, daß der Mann erröthen muß vor dem Knaben in der Wiener Hofburg!"

Margarethe war zu ihm geist; sie schmiegte sich an ihn und versuchte ihn zu begütigen.

„Es ist nicht dieses Leid allein,“ fuhr er fort, sie innig an sich drückend, „es ist auch um Dich, um uns Beide, daß ich klage! Meine Abnung hat mich nicht getäuscht! . . . Siehst Du, Margarethe, das ist die unerbüßliche Hand der neidischen Welt, die hereingreift in unsern Rosengarten, ihn zu zerstreuen!“

„Das wird, das kann sie nicht,“ erwiderte Margarethe mit Festigkeit. „Ermanne Dich, Doh! Was auch drohen mag, wir bleiben einander, weil wir einander haben — im Uebrigen thü' Deine Pflicht!“

„Das will ich!“ rief Oswald. „Dir will ich folgen — was ist mir nicht Alles in Dir gegeben. . . Du hältst mich, wenn ich schwänke: wo eine weibliche Thräne Dir wohl gestattet wäre, da drängst Du sie zurück und tröstest mich. . . Ja, meine Pflicht will ich thun! Hat auch der Herzog gethan, was nicht Recht ist, ich will ihm nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; ich will zu ihm stehen — alle Edlen will ich aufrufen, wie ich zu thun und ihm zu zeigen, wie Männer ihr Wort lösen!“

„Ich will Dir nicht entgegen treten, Oswald,“ sagte Bittler ernst, „aber ich fürchte sehr, dem Ausruf wird die Antwort fehlen. . . Du kannst Dich leicht vorher überlegen: reite morgen auf den Lehenberg, die Falken kommen dort zusammen, um zu berathen, was zu thun sei. . .“

„Ich will hin — sie sollen meine Stimme hören und ihr noch einmal folgen! Härte nicht, daß ich Dich verlassen muß, geliebtes Weib. . . ich folge Deinem Rufe — ich folge der Pflicht: sei getroßt!“

„Ich bin getroßt,“ erwiderte sie und reichte ihm gelassen die Hand. „Wer auf dem rechten Wege geht, kann niemals irren. . . Du bist auf ihm, er muß Dich zurückführen in meine Arme, und an mein Herz!“

Am andern Tage war auf dem Schlosse zu Lehenberg eine zahlreiche und stattliche Versammlung eingetrichtert. Degen Fug hatte ein großes Gelage angefertigt und dazu die Falken alle geladen. Sie säumten nicht herbeizuschwirren, neben den beiden Starckenbergischen Brüdern fehlten der Salleder, Eckart von Lehenberg, Georg von Willaners so wenig, als Ledron und Castelbarco; auch die Schwannenden und Unschern waren nicht ausgeblieben, selbst der zweideutige Alphart von Goldegg hatte sich wieder eingefunden und auch manch neuer Bundesgenosse war hinzugekommen, so Vinciguerra von Arto und ein Brundberg war aus dem fernen Innthal hereingekommen. Schon war das Mahl beendet und während die Weisten hinter den Bechern saßen, waren die Häupter an einem Nebentisch daran, das Land vorläufig in fünf Hauptmannschaften zu theilen, welchen alle Gewalt zu übertragen sei, bis König Sigmund in's Land komme, um dasselbe im Namen des Reichs in Besitz zu nehmen: es war schnell beschlossene Sache, den günstigen Augenblick, in welchem Friedrich in völliger Ohnmacht darnieder lag, zu benutzen und die lästige Oberherrlichkeit der Herzoge loszuwerden für immer. Sigmund hatte schon den

Abgesandten in Rosenz erklärt, daß das Reich die Vereinigung mit Tirol wegen der Wichtigkeit der Alpenpässe niemals aufgeben werde, so wie daß dem Adel und dem Lande alle Freiheiten und Rechte auf's Neue und für alle Zeiten bestätigt sein sollten: eben waren Briefe von ihm angelangt, worin diese Versicherungen auf's Bünbigste wiederholt und Alles aufgefordert waren, sich von dem Verräther und Wecher loszusagen und zum Reiche zu halten: es galt nur noch den geeignetsten Plan auszufinden, wie und von welcher Seite das Reichsheer am Besten eindringen könne. Die bairischen Herzoge sollten über Hall und Innsbruck vordringen bis an die Finstermünd, der König selber ihnen durch's Engadin mit zahlreichem Fußvolk entgegenrücken, eine andre Schaar sollte an den Arlberg vorgehn, die Fürsten von Ghrz aber Brunnedn und Brigen auf sich nehmen: der Nonsberg und die Thaleingänge von Bissau und der Klausen seien in Händen der Verbündeten und so für das Gelingen um so minder zu fürchten, wenn der Einfall, der doch vieler Vorbereitung bedürfte, bis Winteranfang verschoben werde. Dann seien alle Gebirgswasser klein und leicht zu übersehen, die Berge lägen voll Schnee und die Bauern säßen in ihren Höfen fest. Die Zeit bis dahin sei wohl zu nutzen und der Abköblich und der Bann recht zu verbreiten und wohl bekannt zu machen im Lande, denn vor dieser Verdrämmung erschreckte das gemeine Volk am meisten und werde dem König sich nicht widerlegen.

Eben war Alphart daran, den um ihn Eigenen zu erklären und nachzuweisen, wie es ihm gar nie ernstlich in den Sinn gekommen, vom Falkenbunde abzufallen und sich zum Herzog zu halten: wer ihn kenne, wisse das wohl und könne nicht anders denken, als daß das nur zum Scheine und in der Absicht geschehen, die Pläne der Feinde kennen zu lernen und so den Genossen auf's Beste zu nützen.

„Halt, was sech' ich hier?“ unterbrach einer der Ritter den Erzähler, indem er an's nahe Fenster sprang, das auf den Burghof neben der Kapelle und auf das äußere Thor hinab sah. „Da kommt zum Abhub noch ein Gast!“

„Bei meinem Eid,“ schrie der Salleder hinzu, „entweder macht der Wein mir tolle Bilder vor die Augen. . . oder das ist Oswald von Wolfenstein!“

„Er ist's! Wahrhaftig!“ riefen Alle durcheinander drängend. „Der Wolfenstein unterfangt sich, zu uns zu kommen. . . Was soll der Zwischenträger hier mit seinen glatten Worten?“

Alle wendeten sich dem Saaleingange zu und Niemand bemerkte darüber die Gestalt eines ganz in einen schwarzen Mantel geküllten Mannes, der beinahe gleichzeitig mit Wolfenstein in den Hof getreten war und, nachdem er einige Worte mit dem Thorwart gewechselt hatte, im Kapellen-Eingang verschwand.

„Nun Herr Ritter von Wolfenstein,“ rief Starckenberg dem eintretenden Oswald entgegen, „wißt Ihr auch noch den Porst zu finden, wo die Falken nisten? Waren um der Ehre wahrlich nicht ver-muthend und auch Ihr seid wohl erstaunt, eine so zahlreiche Versammlung zu finden!“

„Ich staune nicht,“ entgegnete Oswald mit wür-

niger Ruhe, nach allen Seiten grüßend, „ich freue mich dessen, denn wäret Ihr nicht schon versammelt, edle Herren, so hätte ich mir erlaubt, Euch zu rufen!“

„Ob wir aber dem Rufe gefolgt wären?“ flüsterte Ehart höhnisch dem Sallerer zu; Starckenberg aber rief: „Ohne Umschweife, Ritter, wir haben Euer Erscheinen hier nicht erwartet . . . also sagt uns kurz und bündig, was Ihr wollt . . . wir heben Euch nicht, daß Ihr uns in unsrer Beratungen stört!“

Dowalds Antlitz verfinsterte sich, doch hielt er an sich. „Wie kann ich stören?“ sagte er gelassen, „Dieselbe Absicht, die Euch versammelt, führt auch mich hieher!“

„Nein, nein . . .“ rief Starckenberg noch wilder, „Ihr trefft hier keine Halben und Unentschlossenen mehr, die wie auf dem Greisenstein sich beschwären

lassen durch künstlich gesetzte Reden! . . . Keinen halb bloßen Greis, dem das Herz mit dem Kopfe durchgeht: wir Alle sind zu Thaten entschlossen — hier gibt es nichts zu unterhandeln mehr!“

„Auch war' es unnötig,“ entgegnete Dowald erwartend, „wo der Augenblick gebieterisch Thaten verlangt . . . Doch, eh' wir weiter reden, sagt mir, erst offen in's Gesicht, was Ihr gegen mich habt? Warum der Groll in Euren Worten, der Unmuth über mein Erscheinen? Habt Ihr Grund, mich anzulagen? Sagt, ob ich andres gethan, als ich verheißen? Ob ich die Bestätigung unsrer alten Rechte nicht erwirkt?“

„Ja eine Galgenfrist!“ schrie Degen Fug, der sich nicht mehr zu mäßigen vermochte. „Was nützt sie und wem? Niemand als denen, die, wenn sie um ist, wieder etwas zu unterhandeln haben möchten!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Schulgefährten.

Bilder aus der „bösen Welt“.

Von

Feodor Steffens.

(Schluß.)

Herr von Wolleben fand sehr bald nach seiner Verheirathung, welchen ungeheuren Mißgriff er in seiner Wahl gethan hatte. — (es würde zu weit führen, diese schmerzliche Entdeckung Schritt vor Schritt weiter zu verfolgen; jene Verhältnisse mögen hier nur so weit erwähnt werden, als sie auf einen meiner früheren Schulgefährten einen entscheidenden Einfluß ausübten.) — und der Geträufte wurde von Jahr zu Jahr verschlossener, zog sich mehr und mehr aus der Gesellschaft zurück. Sein Sohn war schon sehr frühzeitig in ein Kadettencorps eingetreten; Minna bogte als Kind eine ganz eigenthümliche Furcht vor ihrem Vater, — (was verstehen denn Kinder davon, nach der Ursache eines schmerzgefüllten oder wohl gar finstern Ausruders im Antlitz zu forschen? Er ist böse! sagen sie, und vermeiden die böse Person); — Herr von Wolleben also fühlte sich ganz einlam und — hieß bei den Leuten ein mürrischer alter Sondersling. —

Seine Gattin wußte sich vor der Welt das Ansehen zu geben, als ob sie die Hintergangene sei; — (vielleicht glaubte sie wirklich zu Zeiten selber an diese Fiction, denn sie lebte zwar in den bequemsten Verhältnissen gesicherten Wohlstandes, aber sie hatte ja doch auf den Glanz des Reichthums gerechnet.) — sie verheißte nicht, daß sie sehr vieles leiden und durchmachen müßte, daß sie sich mehr oder weniger aufgeopfert habe u. s. w.; und sie war inzwischen eifrig mit Plänen beschäftigt, wie sie ihre Minna am besten an den Mann bringen könne.

It es nicht wunderbar, — beiläufig, — wie schön wir über die Lehren der Vergangenheit zu sprechen pflegen, und wie wenig wir doch im Grunde uns an dieselben lehnen? Wollten z. B. die Völker nur den zehnten Theil von allen den Vortheilen sich zumenden, welche ihnen vom Rathgeber herab und in gelehrten Wädhern aus dem Studium der Vergangenheit verheßen wird, die Geschichte der Gegenwart müßte ja so rein und unschuldig ausseh'n, wie ein Blatt weißen Papiers, gar nicht jene häßlichen Flecke aufzuweisen haben, welche sich jetzt auf

jeder Seite des lehrreichen Buches so gewaltig breit machen! — — Aber die Völker sind nun einmal störrisch und eigenständig, und sie klammern sich nicht im Geringsten um die Beispiele der Geschichte und die Weisheit oder Thorheit der Vorfäter, — (je nach den Umständen,) — sondern gehen ihren eigenen Weg, und — wir einzelnen Individuen — Hoch und Niedrig — machen es nicht um ein Haar breit besser! —

Frau von Wolleben hätte doch an ihrer eigenen Ehe abnehmen können, daß bei einer Speculationsheirath sehr häufig beide Theile verlieren, daß ein Zusammenleben ohne innere Gemeinschaft kein Glück bringt, und daß selbst eine äußerlich vortheilhafte Lage, wie die übrige es unzweifelhaft war, demuch unbefriedigt läßt, sobald lediglich der Raßhals kalter Berechnung angelegt wird; denn selten begnügt der Egoismus sich mit dem gewöhnlichen und verhältnißigen Procenten! Aber trotz alledem scheint es ihr niemals eingefallen zu sein, das Herz ihrer Tochter für sich selber wählen zu lassen. Minna sollte eine reiche Partie machen, das verstand sich von selber. Es hieß z. B. schon damals, als Minna noch in der Pension war und das häßliche, liebenswürdige Mädchen so allgemeinen Beifall fand, daß ihre Mutter „nach einer reichen Partie für sie unversierlich“. Die Leute meinten damals, Frau von Wolleben suchte sich auf alle Fälle zwei Stühle zu sichern. Wenn der alte Herr starb und der Sohn etwa bald heirathen sollte: das Haus in Buschfeldern war nur klein, viel zu klein für zwei Familien, dann mußte sie natürlich das Feld dort räumen, und ein reicher, traubarer Schwiegersohn war für diesen Fall sehr angenehm! Ei ja! Frau von Wolleben galt vielleicht nicht mit Unrecht für eine „fluge Frau“. —

Minna war durchaus verschieden von ihrer „natürlichen Rathgeberin“. Hinter all ihrem fröhlichen und schalkischen Wesen, das uns so sehr zu entzünden pflegte, barg sie ein sehr weiches, empfindsames Herz — wohl ein Erbtheil ihres Vaters — und ein leicht erregbares,

ja zu Zeiten selbst schwärmerisches Gefühl. Hätte sie das Glück der Ehe in Keuferlichsten suchen können? Rimmermehr! Mühte sie nicht — ihrem ganzen inneren Wesen nach — die Ansprüche des Herzens stets obenan gestellt haben? Ohne Zweifel! — Als Ma ehedem damals ihre Nebe nach dem Componisten Müller auswärt, sagte Minna: „Der arme Müller! Sie will nur sein Geld beirathen!“ — Vielleicht hätte sie das Verhältniß ihrer Eltern zu einander von ihrer frischen Kindheit an aufmerksam beobachtet, als jene es sich hatten träumen lassen; — Kinder thun manchmal so etwas! —

Aber wenn sie nun den guten Bucher schon zu jener Zeit geliebt hatte, oder wenn ihre beiderseitige Neigung sich später gebildet haben sollte, war ihnen Weiden denn — so fragte ich mich — die Macht der äußeren Verhältnisse wirklich noch so gänzlich unbefangt gewesen? Oder hatten sie gehofft, dieselbe besiegen zu können? Oder — und das war ja auch möglich, — hatte Bucher nur geglaubt, von ihr geliebt zu sein? Hatte er diesen Irrthum später und erst dann entdeckt, als es für die Ruhe seines Herzens bereits zu spät war und er es dann nicht mehr über sich gewinnen konnte, ihrem Beispielen zu folgen und sich — anderswohin zu wenden? — „Eine unglückliche Frau“ war aus dem lieben, reizenden, heiteren Mädchen geworden! Wer trug denn die Schuld hiervon? Sie selber, oder ihre kluge, berechnende Mutter? Vielleicht beide? Und wessen Gattin war sie denn nun? —

Dies zu diesen vielen ungelösten Fragen war ich gekommen, als ich mich plötzlich vor der Thür von Wolf's Wohnung fand.

Gerade zur rechten Zeit! — rief die kleine Doctorin mir entgegen, und — Panne! die Suppe auftragen! — erschaute der Befehl in die Küche hinaus.

Fünfzehntes Capitel.

Ich hätte mich sehr gern bei Wolf erkundigt, ob er mir etwas Näheres über Bucher's Liebe mittheilen könnte, da ich natürlich die innigste Theilnahme für das eigenthümliche Geschick des Jugendfreundes empfand und die früheren Andeutungen der Doctorin mich vermuthen ließen, daß ich auf diesem Wege vielleicht mancherlei erfahren würde, ohne durch meine Fragen bei Bucher selbst wieder dessen schmerzliche Erinnerungen wach zu rufen. Aber es waren unerwartet noch zwei Tischgäste eingetroffen, denen ich vorgestellt wurde, ein Dheim unserer kleinen Wirthin und noch ein Bekannter vom Lande, Beide als „Terminherren“ zu Geschäften in Dreifstrahlen anwesend; und so beschränkte ich mich also mit meiner Erzählung des stattgefundenen Wiedersehens auf gleichgültigere und mehr allgemeine Bemerkungen. Im Uebrigen war mir der Ehrenplatz neben der Frau vom Hause zu Theil geworden, und ich widmete ihr mitthin meine hauptsächlichste Aufmerksamkeit, allerdings dabei nicht unterlassend, die wunderbare Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher sie das Röderwerk ihres Hauswesens in einander greifen ließ, ohne äußerlich auch nur die mindeste Anstrengung dabei zu verrathen. —

Die Unterhaltung drehte sich zu Anfang meistens um Termingeschäfte, Korn- und Wolpreise und um Personen, mit welchen die beiden Herren vom Lande zu thun hatten. Die Erwähnung Dorwigs bei dieser Gelegenheit ließ mich plötzlich aufmerksam nach dem Gespräche hinsehen, und ich mischte mich nun mit einigen Fragen hinein. Herr Lanzer — der „Dheim“ — war Gutshausbar von Goldenhagen und konnte die früheren und jetzigen Verhältnisse Dorwigs ganz genau. Es war ein redseliger, jovialer alter Herr mit sehr originellen Ansichten, mit denen er gar nicht hinter'm Berge hielt. Von ihm und durch die gelegentlichen Ergänzungen, welche Wolf einfließen ließ, erfuhr ich also die Ergebnisse jenes früheren

Schulgefahrten von der Zeit ab, seit ich Dreifstrahlen verlassen hatte. —

Dorwig also war bei einem Infanterie-Regiment eingetreten, um auf Advancement zu dienen. Wie ich früher schon erwähnt habe, begte er die Idee, sein Antel, der Major von Kerfeld, und durch ihn die Verwandtschaft mit dem alten General von Kerfeld, diese Factoren würden ihm das Uebrige schon besorgen, d. h. ihn möglichst schnell zum Offizier aufstufen lassen. Diesem bequemen Lebensplane gemäß richtete er sein ganzes Verhalten ein.

Du liebe Zeit! — sagte der alte Lanzer, — daß der damals recht häßliche Bengel in seinen reichen Krügen ein bißchen vernarrt war und dabei Winters Gelder etwas springen ließ, das verdenke ich ihm ganz und gar nicht. Jugend will austoben! Ich habe auch meinen „Krautw“ gehabt. Und wenn Ihr Herren Gelehrten auf der Universität einen guten Wechsel habt, dann macht Ihr es nicht um einen Deut besser mit Euren bunten Mägen und Bändern, und mit Koller und Kanonen und Eucem Cerevis, oder wie es sonst heißen mag. Kinder wollen spielen; und es giebt nicht bloß kleine, sondern auch große Kinder. Aber Dorwig machte es zu toll, viel zu toll, und — da liegt der Dase im Pfeffer — es war bei ihm nicht bloße vorübergehende Spielerei, sondern er hatte durchaus nichts anderes im Sinn, als Vergnügen und nochmal's Vergnügen, aber Arbeit niemals, während wir Uebrigen, wenn wir ein Bißchen ausgelebt hatten, denn doch auch mit derselben Frische und Energie an die „Daherei“ gegangen sind, nicht wahr? —

Ich ärgere mich immer, — fuhr er fort, — daß die Leute gleich ein solches Gefährde darüber erheben, wenn irgend ein junger Fähnrich oder Lieutenant ein paar wilde Sprünge macht und dabei mal über die Stränge schlägt. Die Jahre sind es, welche ihn die Capriolen machen lassen; jeder andere Mensch in demselben Lebensalter thut — auf seine Art — gerade dasselbe, und — Donnerwetter! — was um sind denn die Frauenzimmer nun einmal so vernarrt in den bunten Nod? Ich begreife es nicht; aber es ist nun doch einmal so, und sie sind es denn auch eigentlich und hauptsächlich, welche solch 'nem Fähnrich die Kappen in den Kopf bringen.

Antel! Antel! — drohte die kleine Doctorin, — nicht auf die Frauen schelten, oder ich verklage Dich bei der Tante, und Du weist! —

's ist „Terminzeit“, mein Butchen! — entgegnete der alte Herr lachend, — da hat die „Alte“ nichts zu sagen.

Das Schlimmste war, — fuhr der Erzähler dann fort, — daß die beiden adeligen Bettern Dorwigs, die beiden Kerfelds, bei demselben Regimente standen und bereits Offiziere waren, während Franz noch nicht einmal die Treffen hatte. Da ging nun die alte Realität aus der Kinderzeit her wieder los, und die beiderseitigen Mamas zu Hause haben wohl auch nicht wenig mit eingeheißt. Ich erinnere mich recht gut, daß ich damals der alten Frau Dorwig wiederholte freundschaftliche Warnungen ertheilte, sie solle nicht die Schulden des jungen Herrn bezahlen, solle ihn doch einmal die Folgen seiner unfinnigen Vergnügungssucht gebüßig empfinden lassen, und wenn er auch vom Regiment weggejagt werden sollte; auf die angefangene Art würde es ja außerdem schon nicht werden u. s. w. — Aber nahm die Frau wohl Vernunft an? Ihr Franz war ja vollkommen; sollte er denn seine Jugend gar nicht genießen? und vor Allem: sollte er etwa seinen Bettern nachsehen, weil diese adelig waren, und er nicht? und weil sie Epauletten trugen, er aber noch keine? Sollte Tante Kerfeld etwa triumphiren, daß ihre Söhne etwas Besseres seien, als Franz? Das sehte noch! — Es war übrigens auch gar nicht so schlimm mit Franzens Schulden und mit seinem sogenannten „lustigen Leben“, weil Tante Kerfeld es unter die Leute gebracht hatte, um ihre Söhne dagegen als

wäre Tugendhelden hinzustellen. Ach Du lieber Gott! Sie und Tugendhelden! Wenn Franz vielleicht ein Bißchen mehr ausgegeben hätte, als gerade durchaus notwendig war: er hätte es ja doch dazu, denn seine Mutter würde ihn nicht im Stiche lassen, und er mußte seinen hochanässigen Herren Bettern zeigen, daß Geld doch die Hauptsache im Leben bleibt. Es war ja auch alles Gerede über Franz nichts weiter als Neid, purer Neid von Tante Veresfeld, Neid von den Herren Veuantenans, welche trotz ihrer Spauletten doch keine so gute Figur spielten, wie Franz, ba, ha, ha, ha! — So ungefähr waren die Antworten beschaffen, welche die Mama des jungen Bergnüllings mir auf meine gutgemeinten Warnungen ertheilte. —

Nun, die Folgen blieben nicht aus. Als die Zeit kam, in welcher der junge Herr Dornwig sein Examen machen sollte, fiel er glänzend durch, wie man so zu sagen pflegt. Die „Fährischspresse“, welche in der Residenz für solche Nachzügler existirt und zu deren Besuch Franz sich Abreden ließ, half ihm auch nichts; denn anstatt das Versäumte durch doppelten Fleiß nachzuholen, benutzte er seinen Aufenthalt in der verführerischen Stadt lediglich dazu, sich möglichst gut zu amüsiren, — (dazu war er am Ende auch nur hingezogen), — einen erheiternden Umgang mit den jungen Knippen und Feen aus dem Corps de ballet anzunehmen, in ihrer Gesellschaft überaus amüsante Champagnerfeste zu geben, oder dergleichen.

Der zweite Anlauf zum Examen lief denn auch nicht glänzlich ab, als der erste, und es stellte sich nun gar zu deutlich heraus, daß bei seinem bereits vorgerückten Alter und bei der bisherigen gänzlich Vernachlässigung alles geistigen Bestrebens es ihm niemals gelingen werde, selbst den allerbescheidensten Ansprüchen nach dieser Richtung hin zu genügen. —

Denkst Du noch an unsere Tertianerzeit? — schaltete Wolf ein.

Du hast ihn treulich genug gewarnt! — bemerkte ich dagegen.

Die Militärcarriere mußte also aufgegeben werden — fuhr der Onkel fort, — und — wenn auch die Nachricht verbreitet wurde, ein Sturz mit dem Pferde und die üben Folgen desselben, nämlich eine im Dienst nicht zu übersehende Schwäche des rechten Armes, hätten den jungen Herrn leider gezwungen, seinen Abschied zu nehmen, so war es doch allgemein bekannt, daß die Sache anders zusammenhing, und daß Franz zwar gelernt hatte, „das Leben zu genießen“, b. h. auf die angezeigte Art Geld zu verschwenden und Schulden zu machen, nicht aber, aus eigener Thätigkeit sich eine Stellung zu schaffen. —

Er kehrte also einstmals nach Dreifraßen zurück und „privatisirte“ wieder, bis er eine passende Gelegenheit finden würde, die Landwirthschaft zu erlernen, da seine Mutter nicht abgeneigt schien, nach Ablauf des damals noch bestehenden Pachtverhältnisses ihm das Gut selbstständig zu übergeben und sich selber nur eine bestimmte Rente aus den Einkünften desselben vorzubehalten.

Wistst Du, was mir damals wirklich ungeheuren Spaß machte? — fragte der alte Heim hier mit einem verächtlichen Aufsehn des rechten Auges.

Nun, was denn? — erkundigte Wolf sich.

Zu beobachten, — erklärte der alte joviale Spigbube, — wie die meisten zu jener Zeit in Dreifraßen vorhandenen Mütter von heirathsfähigen Töchtern förmlich Jagd machten auf den „jungen Herrn Dornwig.“ Was schadete eine Dummheit? was sein „Ausstehen“ in gerabe nicht allzu empfehlenswerther Gesellschaft? — Das Wort „Nittergutbesitzer“ bedete das alles zu. — Ach du Gerecht! Welche Hebel der verschiedensten Art wurden in Bewegung gesetzt, um den „jungen höchsten Mann“ darüber zu trösten, daß jener unglückliche Piederbesturz ihn

gezwungen hatte, seinen Plan mit der Militärcarriere anzugeben; um dem durch seine jahrelange Abwesenheit ja ganz fremd gewordenen jungen Mann wieder Gelegenheit zu passen den Damenbekanntschäften zu geben, dem Jagdhasen Muth einzusprechen, den Zaudernden zum Entschluß zu bringen.“ u. s. w. Es war ordentlich räuberisch förmlich zu anzuhören, wie jene Plannmacherinnen Beschönigungen dafür zu erfinden strebten, daß sie den fetten Fisch in ihren Netzen zu fangen suchten.

Onkelchen! Nun werde ich aber wirklich böse! — sagte meine Nachbarin mit verstelltem Born, — wenn Du auf Dein Lieblings Thema kommst, auf das sogenannte „Männerjagen durch praktische Mütter“, dann ist gar kein Auskommen mit Dir!

Ja, du lieber Himmel! — vertheidigte sich der Alte, zu mir gewandt, — habe ich denn aber Unrecht? Sagen Sie selber, mein verehrter Herr! haben Sie es denn nicht auch schon beobachtet, bis in welchem Grade der „Unzurechnungsfähigkeit“ sonst vielleicht ganz vernünftige Damen in ihrer Eigenschaft als die „natürlichen Beschützerinnen“ einer heirathsfähigen Tochter oder Nichte sich hinreichend lassen? Es übersteigt wirklich alle Begriffe! — Und nun gar, wenn zwei oder drei zarte Wüßhütchen der Mama vorhanden und natürlich möglichst bald und nota bene — in der richtigen Reihenfolge „an den Mann zu bringen sind“ dann werden vollständige „Raubzüge“ nach Wäldern und Brunnendörfern gemacht; denn in diesem Falle muß sich ja das Genie der „natürlichen Beschützerin“ verdoppeln und verdreifachen. Und — o Ihr eiltauflaufende Jungfrauen! — wenn zufällig eine Mama in dasselbe Zielwasser von einer andern Mama geräth, wie verkehren sich dann langjährige Freundschaften plötzlich in Haß und Feindschaft! wie schlägt in die gemüthliche Hoston- oder Regelpartie der „findlich naiven Watten“ einer Bombe gleich — die „insame Heirathsgeschichte“ von Lottchen, Julchen und Suschen hinein. — Und sprengt unarmberzig auseinander, was seit 16—20 Jahren bestand und ihr's ganze Leben schien aushalten zu wollen! Wie klar sehen die Augen der „Mutter“ dann plötzlich alle Fehler an der Tochter jener andern „Mutter“, jener „widerwärtigen Intriguanin“ u. s. w.

Bravo! — riefen wir sämmtlich lachend aus, — Onkelchen soll leben! — und wir stießen mit den Gläsern an.

Die Beschreibung kannst Du für Deine nächste Novelle gebrauchen, — meinte Wolf zu mir.

Ist Herr Berger denn ein Literat? fragte der Onkel! Ja wohl! — brohte meine Nachbarin, — und aus Rache dafür, daß Du arme Frauen so ungerecht anlaßst, werde ich Herrn Berger aufgeben, Dich als einen abentheuerlichen alten Negrimm zu schildern. Das hast Du davon!

Wird wohl nicht so schlimm werden! — meinte der Alte, freundlich zu mir hindringend, — und fuhr in seiner Erzählung fort.

Alle die erwähnten Bemühungen der vorerwähnten Mütter in Dreifraßen blieben damals leider ohne Erfolg: der junge Herr Dornwig ließ sich durchaus nicht in's Ehejoch spannen. Mag die Ursache hiervon nun sein, daß er „die Richtige“ noch nicht bekommen war, oder daß er „so doch noch zu unselbstständig da stand, um schon an's Heirathen denken zu können, oder daß die früheren Gesellschaften mit den erwählten Knippen und Feen vom Ballet ihm den Geschmack für andere Damen überhaupt ein bißchen verderben hatten, — (er beklagte sich z. B. ganz unnummern darüber, daß die lieben Jungfrauen Dreifraßen's sehr „langweilig“ seien), — mag dem sein, wie ihm wolle: er ging nach beinahe einem Jahre mit ganz freier Hand und freiem Herzen wieder fort von hier, um in Grobelwitz beim alten Burtius seine landwirthschaftlichen Studien zu beginnen. —

Die Langeweile scheint wie ein rother Faden durch Dornwig's Leben zu gehen, — bemerkte Wolf; — weist

Du wohl noch, Berger! wie dieselbe in früheren Zeiten schon immer ein Thema unseres Spottes zu sein pflegte? — Ach! das ist „langweilig!“ war eine seiner gewöhnlichen Bemerkungen, wenn dieser oder jener Vorschlag laut wurde; und daß wir lebendig immer irgend etwas vorhätten, wozu wir uns in unsern Ruhestunden angenehmer beschäftigten, war ihm fast unangenehm.

„Allerdings, — entgegenstehe ich, — wer bloßes Amüsement zu seiner alleinigen Beschäftigung macht, der stirbt bald durstend auf dem Trochsen, und ist dann nur zu leicht ein Opfer der Langeweile.“

„Langeweile“ ist an und für sich wohl auch nichts Böses, — sagte der Gefährte des Onkels, ein gewisser Inspector Bartmann, — aber freilich, sie gleicht dem saulen, stagnirenden Sumpfboden, in welchem die schönen Giftpflanzen so üppig gedeihen! —

Es dauerte übrigens auch gar nicht lange, — fuhr der Onkel fort, — daß Dormig auch in Grobelowig sich sterblich zu langweilen begann. Der alte Bäcker Burtius war ein ganz vorzüglicher Landmann und ein prächtiger, durch und durch braver Mensch, aber — ein langweiliger Peter, — wie Franz wenigstens in seinen Briefen an die Mutter schrieb. — Frau Burtius galt in der ganzen Umgegend für die tüchtigste Wittbin, die ehrenwertheste Gattin, und für eine exemplarische Mutter; aber — „wenn sie mich nur mit ihren langweiligen Rathschlägen in Ruhe lassen wollte,“ bemerkte der Herr Bolontair an derselben Stelle, und deutete hierdurch an, welchen Werth er überhaupt auf die fast mütterliche Fürsorge der guten alten Frau legte.

Diese Letztere war von Franzens Mutter, — wie diese selber mir erzählt hat, sagte der Onkel, — persönlich gebeten worden, doch ja recht Acht zu geben, daß ihr Sohn — (derselbe war damals etwa 24 oder 25 Jahre alt) — seiner Gesundheit nicht schade, daß er nicht zu viel in den theoretischen Büchern laudire, welche er sich hatte kaufen wollen, sondern sich ansehere, daß er ja nicht vergesse, seiner Mutter ab und an schriftliche Nachricht zu geben, daß seine Wäsche recht „elegant“ geplättet werde, daß er seine Lieblingsgerichte ja recht oft erhalte u. s. w. u. s. w. — und Frau Burtius hatte sich in ihrer natürlichen Herzengüte bemüht, lieber etwas zu viel, als zu wenig zu thun. — „Woh! — Es mag ein bißchen fatal sein, sich mit 25 Jahren immer noch „bemütern“ zu lassen! Aber, giebt es denn nicht „große Kinder,“ welche eigentlich niemals dem Gängelbände entwaichen? — Was Hänchen nicht lernte, lernt Hans nimmermehr! — sagt ja ein besauntes Sprichwort.“

Dormig also langweilte sich bald ganz außerordentlich in Grobelowig, und es war wirklich ein wahres Glück für ihn, daß Waldgreif nur eine so kurze Strecke, — nicht mehr, als eine Meile — vom Orte entfernt lag, daß er also recht bequem zur Stadt reiten konnte, um doch „die Zeit ein klein wenig amüßanter todtschlagen zu können,“ wie er selber sich ausdrückte.

Eine Schwester des alten Burtius war an den Justizrath Samlow in Waldgreif verheirathet, und natürlich bildete das Samlow'sche Haus eine Art Abtheilungsquartier für die Bewohner von Grobelowig. Auch Dormig war dort eingeführt worden, und er konnte es der guten alten Frau Burtius sählich nicht wohl ab schlagen, bei Gelegenheit seiner öftern „Erholungsritte“ nach Waldgreif hin die mancherlei kleinen Beschlungen, wie Frauen solche ja wunderbarer Weise stets in Bereitschaft haben, an die „Schwägerin Justizräthin“ anzusprechen.

So kam er denn oft in das Samlow'sche Haus, und — dort hat er auch seine jetzige Frau kennen gelernt. — Aber Onkelchen, Dein Kaffee wird ganz kalt! — erinnerte hier die aufmerksame Wittbin den alten Herrn. (Ich bemerke nämlich nachträglich, daß ich, um die Geduld meiner geehrten Leser nicht allzu sehr auf die Probe zu stellen, eigentlich nur dasjenige aus unserer damaligen

Tischunterhaltung hier aufgeführt habe, was specieller auf die Personen meiner alten Schulgefährten Bezug hatte, daß wir Gäste häufig zu diesem Dormig'schen Thema ab sprangen und wieder zu denselben zurückkehrten, und daß wir dabei der Konstant unserer kleinen Docterin alle Ehre zu erweisen suchten, indem wir uns Minuten lang sogar überhaup „nur mit Messer und Gabel unterhielten.“ So hatten wir uns denn durch alle „Gänge“ durchgearbeitet und waren bis zum „Kaffee und der Cigarre“ gelangt.) —

Das Weiter über Dormig werde ich nachher unserm Freunde in meiner Studirstube erzählen, — sagte Wolf, indem er eine Havannah aus dem kleinen, von der Gattin gestifteten Behälter nahm, sie mit Kennerbliden lange besah, dann beroch, befehlte, beschnitt und — zu meiner Verwunderung — zuletzt wirklich auch noch anstekte.

Kimm Dir doch 'ne Cigarre! — erinnerte er mich dabei, — sie sind echt; ein Schiffscapitain, dessen Frau ich von Zwillingen entbunden hatte, hat sie mir direct mitgebracht.

Als Belohnung für die Zwillinge? — fragte der abschleichen Onkel, — den Mann nenne ich einen Enthusiasten!

Psui, Onkel! — schalt unsere kleine Wittbin, — Du selber hast ja acht Kinder!

Und möchte kein's davon wissen, — behauptete der alte Herr mit erstem Tone; — aber, — sagte er dann wieder in seiner heiteren Weise hinzu, — denke Dir, mein Putzchen! wenn meine Alte mich auch jedesmal mit Zwillingen beschenkt, und wenn ich auf diese Weise 16 Mäuler ja sättern gehabt hätte, 's wäre doch ein bißchen zu viel gewesen. Wahrhaftig! in vollem Ernste! —

Unser Gespräch wurde durch das Dienstmädchen unterbrochen, welche ankündigte, daß der Herr „Küchenwandler“ Bindel schon zweimal habe anfragen lassen.

Ach so! ach so! rief der Onkel ganz erschreckt aus, indem er die Uhr zog und topfschüttelnd betrachtete, — hat mich Dein schönes Mittag und die angenehme Unterhaltung richtig dazu verführt, meinen alten Freund über eine halbe Stunde auf mich warten zu lassen. Adieu, Kinderchen! Ich muß fort! Aber ich soll wirklich heute Abend wieder herkommen, sagst Du? Große Soirée? Was? Zu Ehren meines neuen Freundes hier?

Ja, Onkelchen!
Nun, nun! wenn ich irgend kann, komme ich; schon, damit der Taufensappermenter mich in seinem Buche nicht gar zu schwarz anmalte. Etwas fürchte ich mich doch! Also nochmals: Adieu! Kommen Sie, Inspector! — und beide Herren verließen uns. —

Ein prächtiger alter Herr! — sagte ich zu dessen Richte.

Und wissen Sie, wie alt er ist? — fragte diese. — Nun! so 65 Jahre etwa!

Ha, ha, ha! — lachte sie, — 72! und bald Urtroßvater!

Ja, ja! — sagte Wolf, — aus Onkel kann man die Wahrheit des Ausspruches bestätigt finden, daß ein frischer Geist auch geodnlich den Körper frisch erhält. — Und nun komm noch auf einige Minuten in mein Studirzimmer, — setzte er dann hinzu, — wir plaudern dort bis zu meiner Sprechstunde, während hier abgedeckt wird. Aber Du hast ja keine Cigarre genommen?

Danke schön; ich rauche nicht!
Kaußt gar nicht? Mensch! wie kannst Du solchen Genuß entbehren! — — —

Sechzehntes Capitel.

Sage mir, Wolf, — begann ich, als wir uns auf dem bequemen Sopha seines Studirzimmers zurecht gesetzt hatten, — kannst Du mir eine Frage beantworten, welche ich die ganze Zeit über seit meinem Zusammen-

treffen mit Bucher auf den Lippen gehabt habe: ist wirklich Bucher's schon zur Zeit unserer Zusammenkunft hervorgetretene Neigung für Minna von Wolleben die Ursache, daß er nicht geheiratet hat? Ich kann Dir nicht genug sagen, welche innige Theilnahme ich für ihn empfinde! — und nun beschrieb ich in kurzen Zügen meinen Besuch bei unserm gemeinschaftlichen Freunde, dessen momentane Stimmungen und meine sonstigen Beobachtungen.

Ich konnte mir denken, daß Du diese Frage an mich richten würdest, — entgegnete Wolf, — auch hat meine Frau mir schon gesagt, daß sie Dich damit an mich geweiht habe. Bucher scheint übrigens durch die freundliche Anregung des Wiedersehens und durch Deine Fragen und — wenn auch Dir unbekannt — treffenden Bemerkungen viel mehr überhäuft und aus seiner gewöhnlichen Reserve aufgerüttelt worden zu sein, als er sonst gezeigert läßt. Deine Vermuthungen sind übrigens zutreffend. Ja! Minna und Bucher haben sich Jahre lang tief und innig geliebt, und einzig diese Liebe ist die wirkliche Ursache von seinem Alleinsein.

Aber wie hat sie denn einen Andern heirathen können? Bucher sagt, sie sei eine unglückliche Frau!

Ja! das ist sie! Eicherlich wird unser Freund Dir noch selber sein Herz öffnen; denn Du wirst ja immer sein vertrautester Kenner. Weißt Du aber diese einfache Geschichte — eine solche, wie sie ja leider alle Tage passiren — schon jetzt so weit kennen lernen, als ich sie Dir aufzuschießen vermag, so nimm hier dies Bäckchen Briefe, welche ich schon für Dich zurecht gelegt hatte, und durchblättere sie, während ich bei meinen Patienten sein muß; das Weitere ergänze ich dann nachher noch mündlich. — (Er langte dabei eine zusammengebundene Sammlung einzeln nummerirter Briefe und Papiere aus einer Schublade seines Schreibtisches hervor und legte sie vor mich hin.) — Die Briefe sind zum größten Theile von Minna an meine Schwester Julie gerichtet, — erklärte er noch, — und würden mir vor vielen Jahren von der Letzteren übergeben, da ich ihrer zur genaueren Erforschung des Seelenzustandes von Minna bedürfte, welche damals sehr krank und in meiner ärztlichen Behandlung war.

Aber darf ich denn — ? — sieh ich fragend ein. Ihr Inhalt bildet kein Geheimniß, — sagte Wolf, — wenigstens sicher nicht für Dich! Eine Jüngerin der Weiden ist seiner Zeit oft und lange genug in allen möglichen Caffee's und Thee's besprochen worden; jedem wirklich theilnehmenden Freunde und irgend aufmerksamen Beobachter feilscher Zustände muß es ja doch auch klar sein, wie Bucher noch heute gesehen ist, mag er immerhin seine Gefühle zu maskiren suchen. Dir hat der übrige ja schon eine Art Gehänknitz gemacht. Zum Ueberflusse habe ich indeß heute Morgen die Zustimmung meiner Schwester Julie eingeholt, Dir diese Briefe zeigen zu dürfen. Du wirst beim Lesen nicht nur die Ereignisse selbst, welche ich Dir erzählen wollte, ausführlich genug erfahren, sondern auch die Gedanken der Beteiligten zu beleuchten im Stande sein.

Und wen hat denn aber die Wolleben geheiratet? — fragte ich. —

Das wirst Du aus den Briefen erfahren, — antwortete Wolf mit einem leichten Lächeln, — ich muß Dich doch ein klein wenig in Spannung erhalten, wie ihr Novellisten es ja mit Euren Lesern auch macht.

O Du Unthul! — rief ich aus. — Dein Schleiher — mein Theurer! ist gar zu durchsichtig! Du nimmst das heutige Publicum nicht mehr für eine „spannende Verwickelung“ an. Also die liebe, Auge reizende Minna von Wolleben hat trotz ihrer Liebe zu dem edlen Bucher doch dem verzögerten, kummern und —
reichem Vormwig ihre Hand gegeben! — fiel Wolf ein; — ja! das hat sie gethan!

Aber, wie war das nur möglich? — fragte ich weiter.

Das wirst Du eben aus diesen Briefen herauslesen können, — entgegnete Wolf, — wenn Du außerdem noch Deine Erinnerung in Bezug auf die Verhältnisse von Minna's Eltern zu Hülfe nehmen willst. Sagtest Du mir nicht vorhin, Bucher habe mit einer gewissen Bitterkeit an den mächtigen Einfluß der sogenannten „äußeren Verhältnisse“ erinnert?

Gewiß! Und bei gewöhnlichen Naturen würde mir auch alles klar genug sein. Aber Minna — —

Ueber Freund! — sieh Wolf ein, — Minna war ein liebes, gutes, braves, herziges Mädchen, und sie ist noch jetzt eine überaus achtungswerthe, liebenswürdige Frau; als Bucher's Gattin, durch seinen Charakter mit getragen, wäre sie vielleicht eine ungewöhnliche Erscheinung geworden. Aber, auf sich allein angewiesen, war sie dem Kampfe mit jenen „äußeren Verhältnissen“ nicht gewachsen, das ist meine Erklärung! — Und mit diesen Worten begab er sich in seine Sprechstunde, zu welcher das mir vom Morgen her bekannte Vormzimmer sich schon bedeutend gefüllt haben mußte, wie ich seit einiger Zeit aus dem östern Anziehen der Hausflügel geschlossen hatte. —

Ich setzte mich nun wieder in meine Sophaede hin und öffnete das Band, mit welchem das mit übergebene Bäckchen umschlossen war, mit jenem eigenthümlichen Gefühl von innerer Scheu, das uns wohl zu beschleiden pflegt, wenn wir in solchen alten und zum Theil schon vergilbten Briefkasteln und Papieren die vertrautesten Gedanken dritter Personen so plötzlich aus ihrem Schummer aufzuwecken und ihr Zeugniß vernehmen, wahrer und zuverlässiger, als es die bloße Erinnerung zu gewähren vermag. Pflegt ja doch oftmals schon die bloße Neugierlichkeit der Handchrift einen ziemlich getreuen Spiegel augenblicklicher Seelenstimmungen abzugeben, erklärend und ergänzend, wo in den Zeilen selbst noch ein Räthsel vordringen liegen möchte.

Die Correspondenz begann kurz nach dem Zeitpunkte, mit welchem Minna von Wolleben die Rindbergsche Penslens-Anstalt verlassen hatte. Welch eine fülle heitlicher Erinnerungen und unbesangener Lebensrisse! Aus jeder Zeile blühten mich die lieben, schalkigen Augen der damals etwa achtzehnjährigen Schreiberin an. Das Leben auf dem Lande — auf dem schönen Gute ihres Vaters — war ihr nach den drei Jahren des krengehenden Zwanges im Penslonat lang entbehrte Freiheit, sich frisch in Feld und Wald umher zu tummeln. Ihre ersten Briefe atmeten sämmtlich diese frische Enttäuschen über alles, was nach jener Richtung sich ihr darbiete. —

Für das Ueberleben — heißt es in einem derselben — bin ich nun einmal geboren. Ob! hätte ich Dich doch auf einige Wochen oder Monate bei mir, meine liebe, süße Julie! um Dich diese Dir ja ganz unbekanntem Freunden kennen zu lehren. Ich fühle mich manchmal so ausgelassen und muthig, wie die jungen Füllen, welche mit die lächerlichsten Kapriolen vormachen, wenn ich sie in ihrer Koppel besuche. Sie kennen mich schon ganz gut, und kommen zu mir heran, um sich mit Bret füttern zu lassen. Auch die Lämmer meines guten alten Knaas, des Schäfers, welcher mich ja als kleines Kind so oft auf seinen Knien schaukelte und den ich nach vielen „Spereznitz“ feinerleis richtig gewungen habe, mich wieder Fräulein Minna statt des abscheulichen Steifen „gnädiges Fräulein“ zu nennen, selbst seine Lämmer fangen an, mir nachzulaufen. Mit Knaasens Hund aber habe ich Freundschaft auf Leben und Tod geschlossen, und sein Herr sagt, Tiras spühe schon lange vorher, ehe ich um die Waldecke einbiege, seine Ohren, — er hat nämlich gar keine Ohren, denn sie sind ihm früh nach der Geburt „abgedreht“, — und wechelt mit dem Schwanz, — er hat nämlich auch gar keinen Schwanz, sondern nur ein ganz kleines Ueberbleibsel aus jenem graufigen Kampfe mit dem abscheu-

lichen Heshund Nero, der ihn kurz vor meinem Abgange nach Dreßstrahlen so furchtbar zusammenbiß. — Aber Klaas bleibt dabei, daß sein Tiras die Ohren spize und mit dem Schwanz wedele, wenn er mein Kommen wittere, und daß der Hund ganz genau wisse, welche Menschen ein gutes Herz hätten, und welche dagegen ein böses. Du siehst, ich habe an Klaas und Tiras eine Erziehung gemacht, auf welche ich nicht wenig stolz bin u. s. w.

In einem weiteren Briefe heißt es: Noch immer kann ich mich nicht satt sehen an den grünen Feldern und Bäumen, und bin mehr außer dem Hause, als drinnen. Meine Mutter meint zwar, daß ich endlich gelehrt werden müßte, und sie wundert sich, — wie es scheint, — daß Fräulein Riehderr mich nicht besser gelehrt hat. Aber mein Vater sieht mir bei, und es scheint ihm ordentlich Freude zu machen, daß ich nicht „verpimpelt“ oder gar „verschrieben“ bin. Soll ich lieber über mein Herz etwas ausschütten zu Dir, meiner lieben vertrauten Freundin? — Ich will's! — Ich finde meinen Vater sehr verändert gegen früher. Er ist viel milder in seinen Ansichten geworden, weniger schroff in seinem Wesen, und gar nicht mehr so grämlich und verdrießlich, wie ehemals, wenigstens nicht gegen mich. Mein Freund Klaas hat mir gestern ganz im Vertrauen mitgetheilt, daß ich es auch sein müßte, welche diesen Einfluß ausgeübt habe, „denn seit Fräulein Minna's Rückkehr aus der Stadt sei mit dem gnädigen Herrn viel besser anzukommen, als vorher.“ — Denke Dir nur, Julie! Mein Vater hat mir ja einen Ponnywagen geschenkt mit zwei reizenden kleinen Ponies, — braun, mit weißem, rundem Stern auf der Stirn, das Stangenpferd mit einer weißen Hinterrüssel, sonst ohne Abzeichen, — reizende Thiere, sage ich Dir, und laufen können sie zum Entzücken! Nun werde ich mal durch die Felder kutschiren! Ich fahre selbst, — natürlich! Mein kleiner Diener sitzt hinter mir. Ist es nicht wunderbent? — — Mein Vater konnte ordentlich freundlich lächeln, als ich zum ersten Male bei ihm „Parade vorbesuhr.“ Er ist überhaupt gegen mich von einer zarten und freundlichen Aufmerksamkeit, welche ich ihm niemals zugetraut hätte: ich fächelte mich auch gar nicht mehr vor ihm, wie ich sonst zu thun pflegte. — Aber, er hat ungeheuer schnell gealtert im letzten Jahre, und sein Aussehen trägt recht oft meine Heiterkeit, u. s. w.

Meine Mutter hat mich nun schon mehrmals ganz ernsthaft gehalten, — schreibt Minna an einer andern Stelle, — daß ich zu wild sei. Sage mir aufrichtig, aber hörst Du? ganz aufrichtig, ob Du das auch findest. Wenn es nach ihr allein ginge, hätte ich meine reizenden Ponies nie erhalten, darüber bin ich klar; aber mein Vater ist ein paar Male recht böse geworden, „daß mir keine Natürlichkeit geraubt werden solle,“ wie er sich ausdrückte. — Du kennst ja das Verhältnis meiner Eltern zu einander aus eigener Anschauung, liebe Julie! Als Du den verlegten Winter, während dessen die Weinigen auf 6 Wochen in Dreßstrahlen waren, äster mit mir dorthin gingst, warst Du ja mehrmals unfreiwillige Zeugin und — Beobachterin jener so unerquidlichen Bestimmungen, aber welche ich Dir dann, als herbe Erinnerungen schon von meiner frühen Kindheit her erklingende Mittheilungen machte. Sie haben niemals gläddlich mit einander gelebt, und ich darf es Dir ja ganz offen sagen, daß diese Disharmonie bis jetzt meine einzige wirkliche Sorge im Leben bildet. Soll ich hinzusetzen, daß meine Mutter — doch still! ich habe kein Recht, ein Urtheil fällen zu wollen. Aber mein Vater wäre gemiß nicht so abgeschloffen und manchmal fast zurückstoßend geworden, wenn nicht — — Ach was! Um so mehr muß ich ihn jetzt aufheitern, nicht wahr? — — Meine Musik scheint ihm ungehoffte Freude zu bereiten. Er setzt sich zu mir an's Fortepiano, und bittet mich oftmals, dieses oder jenes Stück zu wiederholen, und lauscht dann mit ungewöhnlicher Theilnahme. Ich wußte gar nicht, daß

er Musik so sehr liebe. Vor einigen Tagen konnte er nicht zu Tisch kommen, sondern lag an heftigen rheumatischen Schmerzen im Bibliothekzimmer auf dem Sopha. Soll ich Dir nicht etwas vorspielen? — fragte ich ihn. — Er brühte mir die Hand und besahte mit einem stummen Kopfnicken. Ich ging in den Saal neben an und ließ die Thür zur Bibliothek offen stehen. Dann spielte ich seine Lieblingscomposition, eine Beethoven'sche Sonate. — Auf einmal erschrak ich heftig; doch es brangte sich Jemand über mich und brühte mir einen Kuß auf die Stirn. Es war mein Vater, welcher von seinem Sopha aufgestanden war und sich nun auf meinen Stuhl lehnte. Er schien mir, als ob Thränen in seinen Augen ständen. — Ach! hätte Deine Mutter so den düstern Dämon zu bannen gewußt, — sagte er dann halb laut und beinahe wie im Selbstgespräch, — es wäre vielleicht alles wieder gut geworden. Nicht wahr? Du fürdestest Dich nicht vor mir, mein Kind! — setzte er dann schnell hinzu und ergriff meine Hand, — Du hast Deinen Vater lieb, recht sehr lieb? — Gewiß! recht so Herzen lieb! — rief ich aus und fiel ihm um den Hals. — — Herliche Liebe thut so unendlich wohl, — sagte er dann ganz leise, und Du wirst die meinige nicht mit Lubank lohnen. Spiele weiter mein Kind! — Ich spielte noch fast eine ganze Stunde lang, während er — mit großer Mühe und augenscheinlich unter Schmerzen — in der Bibliothek auf und nieder ging. — Das Instrument ist nicht gut genug für Dich, — sagte er, als ich geendete, — (Du weißt, daß meine Mutter sich aus Noth nichts macht, und daß eigentlich nur ein jämmerlicher Klapperkasten im Saale steht) — ich werde Dir einen neuen Flügel kommen lassen. Du mußt mir alle Abende vorspielen! Bißst Du? — Gewiß will ich, lieber Vater! — entgegnete ich. In diesem Momente trat meine Mutter herein, und irgend eine Bemerkung von ihr über eine frange Kathensfrau, welche nun schon so oder so lange ohne Nutzen unterhalten werden müßte, rief auf einmal wieder eine jener schroffen, mürrischen Entgegnungen des Vaters hervor, deren Mißton dann oftmals für ganze Tage nachklingen kann. — — Ob es wohl wahr sein mag, was eine alte Wittichkafterin auf unserm Gute mir einmal ganz im Vertrauen erzählte? Daß nämlich mein Vater seinen besten Freund im Duell erschossen habe, weil dieser Freund ihm die Liebe eines mit ihm schon verlobten Mädchens gestohlen habe? Daß dieses Unglück ihn wie ein böser Dämon verfolgte? Daß er in seinen träben Stunden sich einbilde, die Menschen fürchteten sich vor seinen mit Blut bestreuten Händen? Daß er selber dann schon vor der Berührung mit andern Menschen zurückweiche? Daß er einmal gesagt habe, es sei eine Strafe des Himmels, daß er von Niemandem geliebt werde? ja! von seinen eigenen Kindern nicht? — Oh! wenn es wahr wäre, dann würde ich sein mir früher so räthselhaftes Wesen jetzt verstehen lernen. Als Kind hätte ich wirklich recht oft Furcht vor ihm; und dann schloß er sich auch gegen mich ab. Nun aber bin ich ihm viel, viel näher getreten seit jenem Abend; ich fühle, daß er an mich glaubt, daß ich ihm sehr werth bin, daß ich vermag, „den düstern Dämon zu bannen,“ wie er sagte. Ich habe mir einen heiligen Schwur geleistet, fortan jeden Wunsch meines Vaters zu erfüllen, sobald es nur irgend in meinen Kräften steht: ich will ihm alle die Liebe vergelten, welche er — bisher unerwidert — in seinem Herzen getragen, ich will wieder gut machen, was — —

Hier brach der Satz ab, und die Schreiberin war zu einem andern Gegenstande übergegangen. Ihr sinnliches Gefühl hatte sie wohl davon zurückgehalten, das wieder zu schreiben, was sie sich wirklich gedacht hatte: „ich will wieder gut machen, was meine Mutter an ihm vergangen hat.“ —

Jene frühere sorglose Heiterkeit des lieblichen Mädchens und dann ihr besänftigender Einfluß auf die

Stimmung und das ganze Wesen ihres Vaters, wie sich solches in der geschicktesten Scene aussprach, machte einen unendlich rührenden Eindruck auf mich, als ich die Heilen las. — Ich malte mir aus, wie das damals so frische und rosige, das lebensfrohe Wesen mit den Klängen ihrer Musik wie ein Engel des Lichts herabginge den finstern Dämon der Schwelchondrie, der begründeten oder unbegründeten Selbstverwundung eines Mannes anlämpfte, der die Mutter dieses Mädchens im Stillen anlagte, ihn nur des äußeren Vortheils wegen geheiratet zu haben, und der — vielleicht rief sein Gewissen es ihm zu — am Ende selber nur zur Ehe geschritten war, um von dem Bescheid einen Erben für das Majorat zu erlangen, während sein Herz immer noch nicht ganz die Erinnerung zu verbannen vermochte an jene Andere, Traulose, deren Geliebten seine Kugel zu Boden gestreut haben sollte. — (Welche Verhältnisse! wenn das Gerücht begründet war!) — Oder hatte er den Gedanken an jene Erste wohl schon ganz von sich abgeseilt gehabt, und hatte er gehofft, das junge, schöne und blühende Mädchen, um welches er warb, durch den inneren Mangelwerth an sich fesseln zu können? und hatte ihre kalte Herzlosigkeit jenes verkehrte Bild wieder wach gerufen? — Möchte dem sein, wie ihm wolle, eine wahre, reine und uneigennützig Liebe war in jenem heiligen Momente hervorgetreten, die Liebe eines seltenen Geschöpfes, die Liebe eines Kindes zu seinem Vater; und dann war mitten hinein der schelle Miston egoistischer Berechnung geklungen, das widerwärtige Krächzen um den der Armut hingeworfenen Bissen, und hatte den düstern Dämon wieder wachgerufen. —

Es scheint, daß Minna sich der äußeren Verhältnisse, welche aus dem Majoratbesitz ihres Vaters für sie erwachsen, zu Anfang wirklich gar nicht bewußt gewesen ist. Daß ihr Bruder einmal alles, sie dagegen wenig, oder vielleicht gar nichts erben würde, mochte ihr bisher kaum in den Sinn gekommen sein. Sie sah ja nicht nur Wohlstand, sondern fast Reichthum im elterlichen Hause; sie hatte von jeher alles gehabt, was sie brauchte, ja mehr als das, und Sorgen für eine Existenz kannte sie nur dem Namen nach. Sie hatte allerdings früher einmal gehört, daß ihre Mutter — bei Gelegenheit einer der erwähnten unerquicklichen Szenen — gegen ihren Vater die Aeußerung gethan, wie er durch die Befriedigung der Gläubiger seines alten Onkels die Bildung eines Alodialen als Rückhalt für mögliche Fülle noch aus Jahre hinausgeschoben habe; aber sie hatte nicht verstanden, was damit gemeint war. (Es giebt eine gewisse Unbefangenheit, ja fast Unwissenheit in den sogenannten weltlichen Dingen und egoistischen Zweeden, welche mit Aufgewecktheit und Klugheit im Allgemeinen sehr wohl vereinbar ist.) — Die Schreiberin erwähnt jener Andeutung in dem Briefe, in welchem der erste Beginn einer Aenderung in ihrer bisherigen Lebensanschauung hervortritt und wo auch zuerst von einer schon vorhandnen, bis dahin fast unbewußten aber dennoch tieferen Herzensneigung die Rede ist. —

Minna's heiteres und einnehmendes Wesen war in Verbindung mit ihrem sehr vortheilhaften Aeußern ganz dazu geeignet, die aufrichtige Bewunderung der Männer auf sich zu lenken; — (wir Primaner hätten ja — wie schon erwähnt — idemlich geschwärmt für sie). — Kein Wunder, daß sich noch nicht ein Jahr nach ihrer Rückkehr in 's elterliche Haus ein Verehrer fand, welcher nach vielen einleitenden Besuchen und augenscheinlich von der Mutter dazu aufgemuntert, mit einem Heirathsantrage hervortrat. —

Wie kindlich unbefangen ein junges Mädchen auch immer noch sein mag, mit dem ersten derartigen Antrage, mit der Verpflichtung, eine Entscheidung über denselben zu treffen, erwacht sofort in ihr das bewußtere Gefühl der Jungfrau: sie ist gezwungen, über ihre Gefühle nachzudenken, und wenn nicht vorher, tritt doch sicherlich in

einem solchen Elemente die Frage an sie heran, ob ihr Herz bisher noch unberührt geblieben, oder ob es bereits seine Wahl getroffen habe.

Herr von Garben mag ein ganz guter Mensch sein, — schreibt Minna an ihre Freundin, nachdem sie dieselbe von dem erwünschten Antrage in Kenntniß gesetzt hat. — er ist etwa 30 Jahre alt, im Besitze eines recht hübschen Gutes, von gefälligem Aeußern, auch mit erträglichen Manieren, aber — ihn lieben, oder auch nur lieb gewinnen könnte ich niemals. Ich kann Dir keine positiven Eigenschaften als Gründe für diese Aneignung anzählen, ich vermag nur anzugeben, wie er nicht ist. Er liebt nicht Blumen und nicht Musik; er versteht es nicht, den Werth geistiger Vergäße zu schätzen, ich vielleicht kaum im Stande, dieselben zu begreifen; er sieht nicht viel darauf, wie ein Mensch sein mag, sondern hauptsächlich, was er ist, er — mit einem Wort, liebe Julie! er ist das gerade Gegenstück von Demjenigen, mit dessen Verehrung Du mich so oft zu nennen pflegtest. Ja! Du hastest Recht, wenn Du sagtest, ich sei auch gegen ihn nicht gleichgültig geblieben, und meine Behauptung, daß unsere beiderseitigen Aufmerksamkeiten bloße tändelnde Spielerei gewesen, sei eine Selbsttäuschung. Vielleicht wolle ich mich selber täuschen; aber ich vermag es nicht mehr. Ich habe seiner oft, recht oft und recht viel gedacht, und mehr als jemals in dieser letzten Zeit. Ganz von selber taucht wohl öfter und öfter eine Vergleichung B...s mit den jungen Männern unserer hiesigen Bekanntschaft auf, und — die Entscheidung fällt stets zu seinen Gunsten aus. Sieh! Deine wilde, unbedachte Minna ist plötzlich ganz zahm und vernünftig geworden, und fragt sich, wozu diese Schwärmerie führen solle? Aber — läßt das Herz sich denn Gebote vordrängen? —

Herr von Garben hat nicht mit mir selber gesprochen, sondern seinen Antrag nur an die Eltern gerichtet, und speziell darüber mit meiner Mutter verhandelt. Die Letztere ist ganz entzückt über diese Aussicht für mich, und wollte absolut, daß ich sogleich „zugreifen“ sollte. Sie hat mir auseinandergesetzt, daß mein Bruder das Majorat ganz allein für sich erhalte, daß mein Vater leider bisher nur ein kaum nennenswerthes Alodialvermögen erpart habe, bei Weitem nicht genug, um mir eine standesgemäße Existenz zu sichern, daß ich nach einer reichlichen Partee ausziehen müsse, — wie Herr von Garben sie mir biete, — u. s. w., u. s. w. Alle diese mir bisher ganz unbekannt gebliebenen oder wenigstens nicht richtig durchschauten Verhältnisse stürmen jetzt auf einmal auf mich ein und haben meinen armen Kopf ganz confuse gemacht. —

Auch mein Vater hat — zum ersten Male — mit mir über meine Vermögensumstände gesprochen. Er sagte, es mache ihn bittermummer, zwischen seinen beiden Kindern einen so ungerechten Unterschied machen zu müssen, um so mehr, als mein Bruder sich gar nicht so zeige, wie er es wünsche, während ich dagegen den Abend seines Lebens erheitere und beglücke; aber er sei gezwungen, gegen seine eigenen Wünsche zu handeln. Er habe sich in seiner Kränklichkeit und trüben Gemüthsstimmung in den letzten Jahren weniger um seine Wirtschaft gekümmert, als er es hätte thun sollen, habe außerdem mancherlei Verluste durch Mißwägen gehabt und vielleicht mehr ausgegeben, als er — im Hinblick auf mich und meine Zukunft — jetzt vor sich selber rechtfertigen könne. Aber, noch sei hoffentlich Zeit genug da, die Sache wieder gut zu machen. In ein paar Jahren würde er im Stande sein, so viel zurückzulegen, daß auch ich einmal ganz unabhängig von äußeren Rückichten wählen könne, und wenn ich daher Herrn von Garben nicht zu lieben vermöge, so sollte ich dies nur ganz offen aussprechen, da unter keinen Umständen ein Zwang gegen mich ausgeübt werden solle. — Ich theilte meinem Vater nach dieser herzlichen Zureden meine

Abneigung gegen Herrn von Garben mit, und — wie sehr meine Mutter mir auch ihren Unwillen über meinen sogenannten unbedachten Schritt zu erkennen gegeben hat, sie hat sich dem bestimmten Willen meines Vaters doch unterwerfen müssen. Um die ganze Angelegenheit auf eine für Herrn von Garben am wenigsten empfindliche Weise zu Ende zu bringen, reisen nun auch meine Mutter und ich mit nach Carlsbad, indem der Arzt schon seit Monaten auf einer Kur dafelbst für meinen Vater besteht. — Aber meine unbefangene Heiterkeit hat durch diese Geschichte einen Stoß gelitten; und wenn ich nicht Deine lieben Briefe hätte, meine Julie! und wenn ich nicht mein Herz so recht offen und vertrauensvoll gegen Dich ausschütten könnte, würde ich z. B. in diesen Augenblicke mich hingefetzt haben, um mich einmal ordentlich auszweinen, so niederschlagen fühle ich mich. — Warum eigentlich? — Ich weiß es selber nicht!

Ein späterer Brief — schon aus Carlsbad datirt — zeigt wieder ein helleres Colorit. Der Einfluß der herrlichen Natur, überhaupt die erste Babererei mit allen fremdbartigen und interessanten Eindrücken in Personen und Verhältnissen, alles dies konnte auf ein Wesen von so empfänglichem Gemüth nicht ohne Eindruck bleiben. Am Schluß erscheint wieder eine Erwähnung W's. (Wuders,) diesmal als Antwort auf eine ihm betreffende ausführlichere Nachricht durch die Freundin.

Was Du mir über W. schreibst, — so heißt es in dem Briefe, — hat mich sehr, sehr interessiert. Welch ein edler, männlicher Kampf mit den Verhältnissen! Solch ein geistiges Ringen und Streben wird nicht unbelohnt bleiben. Einen Theologen hätte ich mir freilich auch niemals in ihm denken können! — Also er fragte Dich viel, recht viel nach mir? Er freute sich augenscheinlich, als Du ihm von dem Korbe erzähltest, welchen Herr v. G. erhalten? Du Wisse! wie darfst Du meine Geheimnisse so ausplaudern! Nun! Wenn es ihm aber wirklich eine Freude gemacht hat, will ich Dir verzeihen. Ich höre ja überhaupt, daß Herr v. G. sich leicht überhöhet und schon bei einer andern Stelle angelockt haben soll. — Mein Vater meinte, daß die juristische Karriere sehr weit aussehend wäre. — „Aber wozu erkundigt Du Dich denn nach solchen Sachen?“ — fragte er mich dann plötzlich, nachdem ich — auf einigen Umwegen — bis zu diesem mir freilich sonst ganz fremden Gegenstande gelangt war. Ich glaube, ich würde ganz roth im Gesicht, und es war ein Glück, daß meine Mutter nicht zugegen war und daß ein Besuch sich anmelden ließ, wodurch ich einer Antwort überhoben wurde; was hätte ich sonst wohl sagen sollen? —

Solche Spuren einer innigeren Neigung für den damals im letzten Semester in Waldgreif studirenden Bucher, ja sogar eines unbewußt verrathenen Interesses an seiner „weiteren Karriere“ fanden sich noch in mehreren Briefen.

Die nächste Mittheilung war aus Waldgreif. Sie enthielt die kurze Nachricht von der Rückkehr aus Carlsbad. Der Garbenschen Geschichte wegen hatte der Vater beschlossen, daß Minna nicht sofort mit nach Hause zurückkehren, sondern auf einige Monate in der Familie des Professors Aufstus in Waldgreif, eines alten Freundes von ihm, zum Besuch sich anhalten sollte. — Entweder war Minna zur Zeit, in welcher sie diesen Brief geschrieben hatte, der Meinung gewesen, daß Bucher Waldgreif schon verlassen hätte; oder sie war sich der Neigung zu ihm doch noch nicht so weit bewußt, daß sie ihren Besuch im Hause des Professors sogleich mit Jenem in Verbindung brachte. Aber gerade in diesem Hause hatten sie sich nach etwa dreijähriger Trennung zum ersten Male wieder getroffen. In dem zweiten Briefe aus Waldgreif beschreibt Minna dies Zusammentreffen.

Professor Aufstus — heißt es — gilt für einen der genialeren, vorurtheilsfreieren Universitätslehrer; er ist fern von aller Perückenweidheit und er bethätigt durch

sein ganzes Verhalten, daß es ihm wirklich Ernst ist mit seinem Ausspruch: „die Wissenschaft soll der Menschheit dienen, nicht aber dieselbe in einseitigem Dünkel beherrschend wollen.“ — Ich hatte schon von seiner freundlichen und wohlwollenden Gattin gehört, daß der Professor es liebe, Sonntags diesen oder jenen Studenten, von dessen Begabung und Streben er sich etwas Außergewöhnliches verspreche, bei sich zu Mittag zu haben. Als ich am ersten Sonntage nach meiner Ankunft hier beim Dedem des runden Tisches behäuflich war, rief der Professor mir zu: heute vier Couverts, liebe Minna! Es kommt ein Gast, ein sehr lieber, vortrefflicher und gescheiter junger Mann, welcher zu meinem großen Behagen schon in einigen Monaten Waldgreif verlassen wird, da er seine juristischen Studien beendet hat. — Ich hatte keine Ahnung davon, wer dieser „liebe Gast“ sein würde. — Eine halbe Stunde später öffnete sich die Thür und — B... trat ein. Sein erstes Blick fiel auf mich und er wurde auf einen Moment sehr bleich, so plötzlich schien alles Blut zum Herzen gedrängt zu sein. Doch er fastete sich sogleich und mußte mit der allgemeinen Begrüßung eine so vorzugsweise Verbeugung gegen mich zu verbinden, daß der Professor statt einer formellen Vorstellung sogleich mit der Frage hervortrat, ob wir uns nicht etwa schon von Dressstraben her kennen, wo wir ja Beide gleichzeitig uns aufgehalten haben müßten. — Auch ich hatte inzwischen die aus meiner Ueberraschung hervorgerogene Erregung so weit beherzigt, daß ich jene Frage bejahen konnte, und als ich dann den freudigen Ausdruck in W's Mienen bemerkte, nachdem ich ihm die Hand gereicht hatte zum Willkommen und als Zeichen der Erinnerung; da fühlte ich auf einmal jede Spur von Verlegenheit schwinden, und ich lächelte ohne Scheu den Faden unserer Beziehungen dort wieder an, wo er vor Jahren vorläufig getrennt worden war. —

Der Zufall der früheren Bekanntschaft zwischen Minna — dem Liebding der Professorin — und Bucher — dem „jungen Freunde“ des Professors — mußte natürlich dem Verkehr der beiden jungen Leute mit einander von Anfang an eine größere Unbefangtheit gesichert haben, abgesehen davon, daß der Professor ein abgelaugter Feind aller beengenden Fräulein war. So kam es, daß Bucher getreten wurde, der jungen Dame die Sammlungen und Wertwürdigkeiten der Universitätsstadt zu zeigen, indem hierzu der Professor keine Zeit und seine Gattin — bei ihrem etwas kranftlichen Gesundheitszustande — seine Ansbauer hatte. Auf diesen Spaziergängen nun war es, daß beim Austausch von Ansichten und Gedanken auch die Gefühle der beiden Liebenden mehr und mehr ihr Recht geltend machten, und der Inhalt der vertraulichen Mittheilungen Minnas an ihre Freundin ließ klar erkennen, welchen Einfluß Buchers geistige Begabung, sein fester Charakter und sein ganzes Wesen auf das lebenswüthige Mädchen gewonnen hatten. Beide hatten seit ihrer Trennung etwas für ihr ganzes Leben Bedeutendes erfahren; Beide waren entschieden erwirter geworden; aber wie auch die äußeren Verhältnisse beschaffen sein mochten, unter welchen sie sich wieder fanden, das hatten sie im ersten Moment des Wiedersehens herausgeföhlt, daß aus ihrer früheren kindlich-naiven Schwärmerei für einander eine gegenseitige bewußte Neigung, ein tiefes, inniges Anschließen ihrer Seelen geworden war; und es klingt selbst bei dem hier und dort doch schon durchblickenden ahnungsvollen Bangen wegen der Zukunft doch ein Ton freudigen Glücks aus jenen Briefen heraus, ein Triumph des Erkennens der wunderbaren Gewalt über den geliebten Mann und doch der freiwilligen Unterordnung unter den Willen desselben, wie nur eine wahre und aufrichtige Liebe dergleichen hervorbringen vermag. —

Nur wenige Monate vergingte das Gescheid ihnen, sich dieses Wiederfindens, dieses Erkennens ihrer wechsel-

seitigen Gefühle zu erfreuen. Sie hatten sich selbst während dieser Zeit eigentlich nur selten sehen und verhältnißmäßig noch seltener ungestört sprechen können. Aber der Eindruck war dennoch ein solcher gewesen, daß seine Dauer für das Leben nicht zweifelhaft sein konnte.

Eine sogenannte „heimliche Verlobung“ zwischen ihnen hat aufsehend niemals stattgefunden. Sie hatten sich ihre Neigung für einander eingestanden und waren glücklich in dem Bewußtsein derselben. Aber Bucher war seinem ganzen Wesen nach zu pflichterfüllt, als daß er nicht ohne jeden Rückhalt die Lage seiner äußeren Verhältnisse und die Hoffnungslosigkeit in Betreff einer baldigen gesicherten Existenz dem geliebten Mädchen hätte mittheilen und hiernach sein ganzes Verhalten einrichten sollen.

— Diese Zurückhaltung, diese Zurückhaltung des Benehmens konnte seinen Charakter in den Augen eines selber so jähfühlenden Wesens, wie Minna es war, natürlich nur gehoben haben; es fanden sich hier und da Andeutungen in den Briefen nach dieser Richtung hin. Und wenn — wie aus einer längeren Beschreibung ihrer letzten Unterredung von Buchers Abgange nach Tinnstedt hervorgeht — Bucher beim Abschiede von ihr auf einem Spaziergange durch den botanischen Garten die bestimmte Erklärung abgegeben hatte, daß er niemals ein anderes weibliches Wesen lieben könne und werde, als sie, daß er niemals nach dem Besitze einer andern Hand, als der ihrigen zu trachten und zu streben vermöge mit der ganzen Macht seines Willens und Könnens, daß er aber entschlossen jeden Schein von Verpfändung ihrerseits zurückwies, weil er sie zu innig liebe, als daß er sie an eine ungewisse Zukunft ungewißerfüllt zu lassen wünsche, so mag dies Benehmen von mancher empfindsamen Leserin vielleicht getadelt, ja wohl gar für kalt angesehen werden und meinem Freunde Bucher in ihren Augen allen Anspruch rauben, auch nur den Schatten eines Selben abgeben zu können; aber auf Vesteres macht er so auch gar keinen Anspruch, und soviel kann ich wohl ohne Bedenken behaupten, daß seine Liebe sich als so tief und innig bewährte, wie ich sie einer Jeden von meinen lieben jungen Gönnerinnen von ihrem Auswärtshüten als ein Geschenk des Geschicks wünscheln möchte.

Bucher war als Auditor beim Gerichte in Tinnstedt eingetreten und hatte zugleich die bereits erwähnte Beschäftigung bei einem dortigen, viel beschäftigten Justiz-Commissarius mit übernommen. Es scheint, daß er von dort aus eine Correspondenz mit seinem alten Gönner, dem Professor Justus unterhielt, vielleicht, um nicht nur dem geliebten Mädchen auf diese Weise Rathricht von sich zu geben, sondern auch, um über ihre Gesinnungen und Verhältnisse unterrichtet zu bleiben. Minnas Briefe erwähnten dieser fortbauern den geistigen Beziehungen des allgemein verehrten Professors zu seinem früheren Schützlinge mit einem gewissen Stolze, in welchem sich so echt weiblich die innige Herzensneigung ausdrückt.

Heute Morgen ging wieder ein Brief von B. an den Professor ein, — heißt es an einer Stelle; — wie klopfte mein Herz, als ich die lieben Schriftzüge auf der Adresse und das Postzeichen erkannte! Der Professor war im Collegium und ich mußte meine Ungebuld zügeln. Ach, liebe Julie! es wurde mir sehr schwer, und an dieser Unruhe empfand ich wieder recht deutlich, wie lieb ich ihn habe. B.'s Briefe sind — bei allem Ernste seiner Lebensanschauung — doch stets so interessant, ja launig geschrieben, seine Beobachtungen über Personen und Verhältnisse sind so original, und er weiß dieselben in ein so geschmackvolles Gewand zu kleiden, daß man es gar nicht merkt, wald eine Fülle von Belehrung man zugleich mit dem Ernste sich aneignen kann. Ueber seine Art und die Nothwendigkeit, sich nach einer „allerdings etwas kurz gemessenen Rede zu strecken“, weiß er z. B. so بهتر zu scherzen, daß jenes deprimirende Gefühl von Mitleid niemals aufzukommen vermag. Man muß mit ihm

lachen über seine „Meinen Leiden“, wie er alle möglichen Biderwärtigkeiten nennt. Nur, wenn er beiläufig erwähnt — und ich fühle heraus, es geschieht für mich, — daß trotz aller freudigen Anstrengung doch noch viele Jahre erforderlich seien, bevor er seine Existenz als für sich und Andere gesichert ansehen könne, nur dann läuft wohl unwillkürlich eine Bitterkeit mit ein, welche mich manchmal glauben macht, daß jene erwähnte heitere Augenblicke seiner Mittheilungen nicht immer seine ganze Stimmung abspiegle. Aber er weiß mit seiner Selbstbeherrschung Kummer und Sorgen zurückzudrängen, er scheint dieselben für einarme Stunden und ganz für sich allein aufzubewahren und jeden Kampf nur mit eigener Kraft durchzukämpfen zu wollen u. s. w.

Zwanzigstes Capitel.

Ich war bis zu diesem Abschnitt in der Lectüre jener Briefe gekommen, als Wolf — nach Beendigung seiner Sprechstunden — wieder zu mir hertrat. — „Ach! ich sehe, wie weit Du jetzt mit den Verbindungen vertraut bist, — sagte er, — und ich will Dir jetzt das Weitere erzählen. Behalte die Briefe aber noch zur Hand; wir können Einzelnes nachsehen.“

Natürlich wurde wieder eine Cigarette kunstgerecht angezündet und Wolf begann darauf seine Erzählung. Der Ruf, welchen der Professor Justus unerwartet nach Zürich hin erhielt, und dem er bald darauf Folge leistete, war die Ursache, daß Minna ihren monatlichen Besuch in dieser Familie beenden mußte. Sie legte nach Wuchsfeldern zurück. — Hierdurch war dem armen Bucher die einzige ihm mögliche Gelegenheit entzogen worden, dem geliebten Mädchen mittelbar Rathricht von sich zu geben und ebenso von ihr zu hören. Eine heimliche Correspondenz der beiden Liebenden wäre wohl kaum möglich gewesen, selbst wenn Bucher in seinem ehrlichen und offenen Wesen und bei seinen Ansichten über die Bedeutung dessen, was er einem Mädchen wie Minna bieten müsse und doch bis jetzt nur noch zu bieten im Stande sei, sich zu einer solchen Art des Einflusses hätte entschließen können. Er liebte innig, wahr und treu, und er setzte seine äußersten Kräfte daran, eine Stellung zu gewinnen, um dem geliebten Wesen eine Zukunft gewähren zu können; etwas Weiteres konnte von ihm vorerst nicht geschehen. So, und nicht anders hat er gewiß zu jener Zeit gedacht, während er glaubte, seiner Minna die weitere freie Entscheidung ganz und gar vorbehalten zu müssen.

Vielleicht beging er mit Vesterem einen Irrthum; vielleicht war es nicht recht, wenigstens nicht klug gehandelt, ein so ganz unbedingtes Vertrauen auch auf die Kraft eines bei aller natürlichen Herzensgüte und bei den schönsten geistigen Anlagen doch im Grunde nur sehr unselbständigen und gerade wegen der Weichheit ihres Gemüthes so leicht zu beherrschenden Mädchens zu setzen. Minna von Wolleben gehörte ungewißhaft zu jenen weiblichen Wesen, welche ein fast ungläubliches und weit über die Kräfte des sogenannten „stärkeren Geschlechts“ hinausreichendes Vermögen im Ertragen und Erdulden von Kummer und Weiden in sich bergen, die aber bauernd zum festen, bestimmten Handeln nicht zu bewegen sind.

Das mußte Minna's Mutter auch vielleicht ganz gut zu beurtheilen und danach richtete sie späterhin ihre Handlungsweise ein. Diese beiden weiblichen Wesen, welche die Natur mit so engen Banden verknüpft hatte, waren überhaupt ganz wunderbar von einander verschieden. Frau von Wolleben verfolgte mit eigener Consequenz ein bei ihren Berechnungen für vortheilhaft erkanntes Ziel, und sie ließ sich durch keinerlei Hindernisse von demselben abbringen. Gefährlichkeiten vermochten vollends nicht, sie in ihren Plänen zu stören, denn sie

hatte ihre Erziehung lediglich aus den Lehren der „bösen Welt“ geschöpft, und in diesem Feuer werden ja jene Panzer geräht, welche die Regungen des Herzens so bequem zurückerdrängen, oder — nach Umständen — wohl auch ganz und gar zu lähmen vermögen. — Dagegen war diese Frau durchaus nicht geeignet, Widerwärtigkeiten geduldig zu ertragen, sobald es über ihre Kräfte ging, gegen dieselben mit Erfolg anzukämpfen. Unthätig zu sein, war ihr der Zutritt des höchsten Unglücks, und wenn sie weiter nichts thun konnte, so suchte sie ihrem Herzen durch Klagen und durch das Streben nach einem gewissen Märtyrertum Luft zu schaffen.

Ihre Tochter Minna war das gerade Gegenheil: ohne Energie im Handeln, aber wunderbar stark im Dulden.

Ein Jahr nach Minna's Rückkehr aus Waldgreif in das elterliche Haus starb ihr Vater ganz plötzlich; sein rheumatisches Leiden hatte sich auf edlere Theile verlagert, und sein Tod erfolgte so unerwartet schnell, daß er nicht mehr im Stande gewesen war, diejenigen Anordnungen zu treffen, über welche er seiner Tochter mehrfach Andeutungen gemacht hatte, um sie selbst nach seinem Hinscheiden noch gegen einen etwaigen Zwang der Verhältnisse zu schützen. Jetzt erfolgten allerdings Veränderungen, wie sie sich in der Absicht des Verstorbenern gelegen hatten.

So lange ihr Vater lebte, hatte Minna sich um die gelegentlichen Erinnerungen ihrer Mutter, daß sie nach einem „reichen Manne“ aussehen müsse, nicht viel gekümmert. Sie hatte ja ihre eigenen kleinen Pläne im Kopfe, ihre Träume und Lustschlösser, wie jedes Mädchen sie hat. Neuere Rücksichten hatten sich ihr bis dahin ja noch nicht allgemalig aufgedrängt, weil sie äußere Sorgen noch nicht kennen gelernt hatte. Mit dem Tode des Vaters wurde dies alles auf einmal ganz anders.

Der nunmehrige Majorats Herr von Buschfeldern nahm seinen Abschied vom Militair und trat — da er vor wenigen Wochen majoren geworden — sofort in den Besitz ein. Er hatte sich in der Residenz verlobt und wollte sich verheirathen, sobald das Haus einer gründlichen Reparatur und einem theilweisen Umbau unterworfen sein würde, und Frau von Wolleben sah sich daher — sehr gegen ihren Willen — genöthigt, das Gut zu verlassen. Es war eine harte Ruß. Sie, welche bisher an einen gewissen Ueberfluß und an eine unbefangene Herrschaft wenigstens in allen wirtschaftlichen Angelegenheiten gewöhnt gewesen war, und die sonderbarer Weise an das zuletzt doch notwendige Ende dieser Selbstherrlichkeit nur vorübergehend gedacht zu haben schien, sie sah sich auf einmal von dem nach ihren eigenen Prinzipien handelnden Sohne ziemlich gleichgültig bei Seite geschoben und auf ihr keineswegs bedeutendes, sondern höchstens anständig auskömmliches Wittmen-Einkommen beschränkt. Wie gelangt es war eine harte Ruß, um so härter zu heißen, als gegen die Nothwendigkeit sich nicht anzukämpfen ließ. Die „kluge Frau“ berechnete unter diesen Umständen aber wohl natürlich, daß sie nun nur um so eifriger bemüht sein müsse, für ihre Tochter eine „passende“ d. h. reiche Partie zu vermitteln, damit sie nach dieser Richtung hin wieder zurückgewinnen könne, was ihr dort verloren gegangen war, — und Minna spricht schon in dem Briefe, in welchem sie ihrer Freundin den Tod ihres Vaters anzeigt, nicht ohne Grund die trübe Ahnung aus, daß mit dem Verstorbenern ihr der treueste, der einzige Beschützer verloren sei.

Es scheint, daß Frau von Wolleben diese vertraute Correspondenz ihrer Tochter mit einer ihrer Pensionistenfreundinnen auf die Dauer nicht eben mit günstigen Augen ansah. Die Briefe tragen manchmal einen so auffällig förmlichen und kalten Ton an sich, daß man

die Vermuthung nicht zurückweisen kann, einzelne von ihnen seien direct unter dem Einflusse mütterlicher Beobachtung geschrieben. Selbst die Klagen über das Scheiden von der ihr so lieben Stätte kindlicher Erinnerungen und Freuden, über den Verlust ihrer „lieben Bonies“, über die Trennung von all den Lieblingsplätzen in Feld und Wald, von guten alten Knaak und seinem Hunde, der „ganz traurig mit dem nicht vorhandenen Schwanz gewedelt habe.“ — es ist alles dies nicht mehr so „unbefangen“, wie die Schreiberin bisher ihre Gefühle geschribet und ihr Herz gegen die vertraute Freundin ausgegüßet hatte. —

Eine Uebersiedelung nach Dreifstrahlen wäre eigentlich am natürlichsten gewesen, da die Wolleben's früher ja schon einzelne Wintermonate hier selbst zugebracht hatten, Minna in der Aienherrschen Pensionatsanstalt erzogen worden war, und das Gut Buschfeldern nicht sehr weit entfernt lag. Aber vielleicht war es der „trauernden Wittwe“ doch zu schmerzlich, durch die Localität stets an die Zeit erinnert zu werden, in welcher sie hier mehr oder weniger „eine Frau gespielt hatte“, was ihr jetzt — ihrer pekuniären Verhältnisse wegen — nicht mehr möglich war, und sie fürchtete wohl, bei diesen eingeschränkteren Mitteln von ihren früheren Bekannten — und Nebenbinnen — allzu sehr in den Hintergrund gedrängt zu werden. — So entschied sie sich also für Waldgreif als ihren Wittwenitz, eignete sich so viele Möbel und Effekten aus Buschfeldern an, als sie nur irgend erlangen konnte, und mietete dann die obere Etage in dem Hause des Justizrath Samlow, um — — — der stillen Zurückgezogenheit und ihrer Tochter zu leben.“ — wie sie sich ausdrückte. —

Die arme Minna wandelte nicht auf Rosen in der vollständigen Abhängigkeit von ihrer durch die letzten Erfahrungen nicht wenig erbitterten „natürlichen Beschützerin“, und in der steten Gesellschaft derselben. Der Umgang mit Vottchen Samlow, — der Tochter des Justizraths, — und ihre meistens nur durch diese neue Freundin vermittelte Correspondenz mit ihrer alten Vertrauten Julie bildeten ihre einzige glückliche Abwechslung in den monotonen Predigten der Mutter, welche gewöhnlich das eine einzige Thema einer „vortheilhaftesten Partie“ behandelten. —

Ach! hätte ich doch meine Zeit in der Pension früher genommen, — so ungefähr heißt es in einem ihrer Briefe aus jener Zeit; — (warte! da ist er ja! er ist mir immer sehr interessant gewesen.) — — hätte ich doch damals die mir gebotene Gelegenheit fleißiger benutzt und mich gründlicher ausgebildet, als ich in jugendlichem Unverstand und in einer falschen, Gott weiß, wie? mir anverzagten Idee über meine „bevorzugte Stellung in der Gesellschaft“ für nöthig hielt; wie gerne nähme ich nicht jetzt eine Stelle als Erzieherin an und verdiente selber mir mein Brod! Wie beneide ich jetzt meine damaligen Mitschülerinnen, welche sich jenem Brode widmeten, und die ich halb mitleidig als mir untergeordnet zu betrachten pflegte: wie viel günstiger, wie viel höher stehen sie, als ich! denn sie sind selbstständig, sie haben nicht nöthig, sich sagen zu lassen, daß sie irgend Jemandem zur Last fallen; sie gründen selber sich ihre Existenz, und brauchen dieselbe nicht als ein Almosen oder ein Geschenk anzunehmen! Was aber kann ich? —

Es müssen aber doch recht schmerzliche Vorgänge gewesen sein, welche einem früher so lebensfrohen Mädchen mit so natürlich heiterem und vertrauensvollem Wesen so trübe Gedanken und eine solche niederdrückende Hoffnungslosigkeit aufgeschwängt hatten. Allerdings hatte Minna — wie sie in einem späteren Briefe nachträglich erklärend mittheilt — kurz vorher einen sehr harten Strauß mit ihrer Mutter ausgewechselt gehabt, als sie sich nämlich durchaus nicht habe entschließen können, dem alten pensionirten Forstmeister von Müllich, welcher

um sie angehalten, das Jawort zu geben. Denn Rinna machte Aufsehen in Waldgreif wegen ihres vortheilhaften Aeußeren und ihres liebenswürdigen Benehmens, und es war kein Wunder, daß die Herren danach strebten, sich ihr zu nähern, oder — wo die Verhältnisse es gestatteten — ihre Hand zu gewinnen. — Sie theilte in ihrem Briefe das Gespräch mit, welches ihr den erwähnten schmerzfüllen Wunsch nach einer Stelle als Erzählerin ausgesprochen hatte.

Und warum willst Du das Dir angebotene Glück nicht annehmen? — fragte die entrüstete Mutter, — es ist unbefonnen und leichtsinnig gehandelt, eine so „vortheilhafte Partie“ zurückzuweisen!

Ich kann unmöglich den Mann lieb gewinnen.

Das ist nichts, als eine einfältige Redensart, kein Grund. Jeder vernünftige Mensch muß einen Beweggrund für seine Handlungsweise haben, und ich will wissen, was hinter diese Weigerung steht.

Aber Mutter! Der Fortmeister ist hoch in den fünfzigern.

Und was schadet das? —

Seine älteste Tochter aus der ersten Ehe ist zwei Jahre älter als ich, die Kinder von seiner zweiten Frau sind nicht viel jünger, als ich; —

Und nochmals: was schadet das?

Er ist schon vor 10 Jahren seiner Kränklichkeit halber pensionirt; —

Und will eine Frau haben, die ihn pflegt, ja! Aber er hat Geld genug, um für die Erfüllung dieses Wunsches sich erkennen zu lassen, und die Wultrichs gehören außerdem zu den ersten Familien der Provinz. Sein Vermögen ist nicht Majorat, mein Fräulein! sondern wird einmal seiner Wittve zu gut kommen. Zur Zeit meiner Verheirathung hatte ich leider nicht Einsicht genug darüber, was das zu bedeuten hat: jetzt weiß ich's! — Uebrigens, wenn Du absolut nur einem jugendlichen Bewerber Gehör schenken willst, warum bist Du nicht etwas freundlicher und aufmunternder gegen den Fabrikanten Boshagen, der schon weinmal Riene gemacht hat, sich Dir zu nähern. Der Mann ist ja noch jung und — hat eine halbe Million im Vermögen, wie ich aus sicherer Quelle weiß, eine halbe Million!

Und entsinnst Du Dich nicht, Mutter! was der Justizrath sich leßlich im Unmuth über jenen Herrn entschläpfen ließ? Daß die arme junge — Frau, daß die arme Frankenberg — meine ich — aus der Vorstadt mit ihrem drei Kindern so schändlich von Boshagen verlassen worden sei? Sie habe nicht bloß einen moralischen, sondern selbst einen positiven Rechtsanspruch an ihn?

Du bist wirklich naiv, wenn Du Deine aufrichtige Meinung ausdrücken solltest, nicht etwa bloß wieder einen Deiner leeren, vorgeschickten Gründe. Solche Person, wie die Frankenberg, wird „abgedungen“, und kann froh sein, wenn dies auf so liberale Weise geschieht, wie der Fabrikant sich erboten haben soll! — Nein, nein! Rinna! Ich habe Deine kindliche Weiberliebe, aber was es sonst sein mag, nun endlich satt und muß Dir gegenüber andere Saiten aufziehen. Du wirst im nächsten Monate 22 Jahre alt; das ist für ein Mädchen ohne alles Vermögen schon ein bedeutliches Alter. Denn die Erfahrung lehrt nur zu oft, daß wenn in jugendlichem Uebermuth oder gar wegen irgend einer sogenannten „Jugendliebe“ eine dargebotene vortheilhafte Partie zurückgewiesen ist, die Gnuß des Geschicks nicht zum zweiten Male wiederkehrt. Du hast in dem letzten Jahre und seit der Zeit, als Du hier Dich nur zum Besuche aufhieldest, sehr im Aeußeren verloren; ich weiß nicht, woran es liegen kann, aber Du siehst manchmal so blaß und kümmerlich aus, daß ich mich beinahe darüber verwundere, wie Du immer noch solches Glück bei den Herren machst. Aber, ich sage Dir: spanne den Bogen

nicht zu straff! Du Vermögen, so möchtest Du meineinigen eine alte Jungfer bleiben; aber, da Du jetzt ganz und gar von mir, und nach meinem Tode lediglich von der Gnade Deines Bruders abhängig, so bitte ich mir aus, daß Du Dich in Deinem Verhalten nach meinem Willen und meinen Rathschlägen richtest. — Ich weiß nicht, welche Ideen Du eigentlich während Deiner Pensionzeit bei Fräulein Riehner eingelesen hast, und ich werde darüber noch heute an diese Dame einen Brief schreiben, den sie wahrlich nicht an den Spiegel steden wird! —

Himmel! Was hat die Wolleben gestern Nachmittag wieder ihrer Tochter vorgepredigt! — rief die Justizräthin Samlow am Tage nach dieser Unterredung in edler Entrüstung aus, als sie auf einem „großen Kaffee“ bei der Frau Prorectorin nach dem Befinden ihrer Hausgenossinnen gefragt wurde; — nein! das arme Mädchen! — und dann theilte sie den übrigen Damen — natürlich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit — den von ihr zufällig von der Esperifammet aus so halb und halb mit angehörtcn Inhalt des Gespräches mit. Daß trotz jener zugesagten strengen Verschwiegenheit das Mitgetheilte democh weiter unter die Leute gekommen ist, bleibt natürlich völlig unerklärlich; aber „bellatich“ wurde es nacher in allen Richtungen. Uebrigens erklärte sich nicht bloß die Familie Samlow, sondern die ganze Bekanntschaft der Frau von Wolleben gegen diese, und für ihre Tochter; aber freilich: das nützte der Letzteren auch nicht weiter, denn die Mutter handelte nach ihren „festen und einzig richtigen Principien“. —

Wenn es wahr wäre, — schaltete Wolf hier ein, — was jene Frau in späteren Jahren zu meiner Mutter und zu andern Damen, welche ihr ernste Vorwürfe machten, gesagt hat: daß sie nämlich wirklich und wahrhaftig bei ihrem ganzen damaligen Verhalten nur das Wohl und Glück ihrer Tochter im Auge gehabt, nur deren Bestes gewollt habe, so wäre dies nur ein neuer Belag dafür, wie weit die Sucht nach einer äußeren Stellung in der Gesellschaft die Menschen zu verblenden und auf Irrwege zu leiten vermag! —

Das gehört auch unter die Rubric „chronischer Hochmuthsteufel“, — schaltete ich ein; — erinnerst Du Dich nicht noch der Fodenschen Theorie über diese eigenthümliche Krankheit und deren Erscheinungen? zum Geslechte der Dergensklasse und Ziegenpeter gehörig; es war nicht abel! —

Achtzehntes Capitel.

Bei einem der ersten Besuche im Samlow'schen Hause — fuhr Wolf in seiner Mittheilung fort — traf Dorowig also wieder mit Rinna von Wolleben zusammen. Sei es nun, daß die Langeweile in Grobnowitz sehr bald einen für ihn unerträglichen Grad erreicht hatte, und daß er daher eine jede anderweite Unterhaltung mit Freuden ergriß; oder sei es, daß die Begrüßung — nach jahrelanger Trennung — mit einem so süßlichen und liebenswürdigen Mädchen, für welches wir früher ja sämmtlich geschwärmt hatten, — Dorowig nicht ausgenommen, — und die Erinnerung an diese Schwärmerei wirklich einen tieferen Eindruck auf Dorowig's Gemüthe hervorgebracht hatte und im Stande gewesen war, die Schattenbilder der vom Onkel Lanzer erwähnten Elfen und Feen des corps de ballet vorläufig zurück zu drängen; oder aber, sei es endlich, daß Frau von Wolleben — als kluge Frau und besorgte Mutter — es verstanden hatte, die Ideen eines Ja von jeder unethisch ständigen, schwandenen und lenkamen aber — mit Rücksicht auf das Rittergut — als „Freier“ überaus werthgeschätzten jungen Mannes gerade so zu erwecken und gerade dahin zu leiten, wo dieselben von dem gewünschten Nutzen sein

konnten; genug: es dauerte gar nicht sehr lange, namentlich, nachdem Frau von Wolleben dem jungen Herrn Dorwig zu Ehren mehrmals überaus amüsante gesellige Vergnügungen arrangirt hatte, daß der Letztere sich einbildete, wirklich eine ernsthafte Neigung für die Tochter dieser liebenswürdigen Frau, für seine frühere „Schwärmerei“ gefaßt zu haben.

Es kann übrigens auch sein, daß gerade die kalte Zurückhaltung Minna's die Eitelkeit ihres neuen Verehrers angeregt hatte, und daß dieser um so eifriger in seiner Werbung wurde, je ungewiderlicher der Gegenstand derselben sich von ihm zumächte. Denn das ist ja auch eine oft beobachtete Eigenthümlichkeit jener schwankenden, charakterlosen Menschen, welche — von Zufälligkeiten und äußeren Einflüssen gebrängt — bald hierhin, bald dorthin sich neigen und oft in dem allerfrühesten Zeitraum zu ganz entgegengesetzten Ideen umspringen, daß sie — unmündigen Kindern gleich — plötzlich mit einem ganz wunderbaren Eigenninn an einer — oftmals sogar ganz unbedeutenden — Sache festhalten und, um hier ihren Willen zu erlangen, alles daran setzen können. „Ich muß das haben“ spricht dann aus jeder ihrer Handlungen; sie bilden sich plötzlich ein, durch jenen bloßen sinnlichen Eigenninn endlich einmal ihre Charakterstärke beweisen zu haben, sie sind in diesem einen Ziele völlig unlenkbar, — wie ein häßliches Pferd, — und sie fallen in ihr gewöhnliches häßliches Wesen erst wieder zurück, nachdem sie diesmal ihrem Willen Geltung verschafft haben“. Freilich wird meistens das so eifrig begehrte Spielzeug als „ja ganz und gar verlohnen davon, wie sie sich solches eigentlich gedacht hatten,“ nur all zu bald wieder bei Seite gelegt; denn nur ein wirklich erworbenes Gut trägt ja den wahren dauernden Werth, den Genuß und Lohn der Arbeit in sich, während das Ererbte oder Ertrahte selten der Mühe des Erhaltens werth erachtet wird! —

Frau von Wolleben betrieb das Zustandekommen dieser ihr augenscheinlich vom Schicksal selber in die Hände gespielten, so überaus vortheilhaften Partie nicht nur mit echtem mütterlichen Eifer, sondern auch mit wirklichem Genuß. Intrigue war von jeher ein beliebtes Element für sie gewesen, und — Dorwig war ein Schwiegersohn ganz nach ihrem Sinn: reich, im baldigen Besitze eines schönen Gutes, — wo wohl die zukünftige Schwiegermutter einen großen Theil des Jahres, wenigstens den ganzen Sommer hindurch zuzubringen gedachte, — dumm, — also durch Klugere lenksam, — zwar nur dürgerlich, aber Geld machte das ja wieder gut, und durch seinen Oheim, den Major von Weerfeld, war er ja doch mit noblen Familien verwandt: nein, nein! diesmal mußte es etwas werden.

Gleich der erste Versuch, welchen Dorwig bei Frau von Wolleben abthatete, mußte der Letzteren wohl ihren besten Feldzugsplan angedeutet haben: der junge Herr klagte über die „Langeweile“ in Grobheit, und die bisher von stiller Zurückgezogenheit so sehr entzündete Wittwe hatte nun an einmal nichts Eifrigeres zu thun, als für den „lieben Herrn Dorwig“ Unterhaltung auszusinnen, ihm reizende Amusements vorzuschlagen, sich von ihm überall hin begleiten zu lassen, kurz, ihn in einem ewigen Strudel zu erhalten. Der alte Vortius und seine gutherzige Gattin arbeiteten unbewußt der klugen Speculantin in die Hände, indem der Erstere nichts im Kopf hatte, als seine langweilige Wirthschaft, — wie Dorwig sagte, — und die Letztere ihn gar zu emsig „bemuttern“ wollte. Frau von Wolleben war eine ganz andere Frau, — meinte der junge Herr, — sie wußte ihm immer etwas Angenehmes zu sagen, ihm die Langeweile auszutreiben; in ihrem Hause war „immer etwas los“, dort „amüßte er sich föhlich.“ —

Nicht nur den Freier selbst, sondern auch dessen

Mutter suchte die „kluge Frau“ mehr und mehr für sich zu gewinnen. Ein Vorwand für den Beginn einer Correspondenz mit Frau Dorwig war wohl nicht schwer zu finden; die Briefe der Frau von Wolleben bildeten sehr bald ein überaus angenehmes Thema der Unterhaltung für Franzens Mutter, — enthielten sie doch nur Lobeserhebungen, — und die gute Dame war höchlichst entzückt, als etwa nach Verlauf eines halben Jahres seit dem Beginn dieser freundschaftlichen Mittheilungen ihr in einem vertraulichen und überaus herzlichen Briefe die Nachricht von der „feimenden Liebe“ — angeblich — der beiden jungen Leute geschrieben worden war. — Sie that alles Mögliche, um ihren Sohn in seinem Vorhaben zu beistehen, da sie Minna ja von früher her als ein überaus liebenswürdiges Mädchen kannte, welches wo hl im Stande war, einen Mann bauernb zu fesseln, also genüß auch eine passende Gwährtin für Franz abgeben würde, und sie verkehrte nicht in ihren Gesprächen mit ihren Freundinnen, daß sie allerdinge einen Werth darauf lege — schon ihrer Schwester Verleß wegen — daß die junge Dame „von Adel“ war. Zum Beweise ihrer ungetheilten Zufriedenheit mit diesen Absichten ihres Sohnes that Frau Dorwig denn auch ihren festen Entschluß kund und begann sogar die ersten vorbereitenden Schritte zur Ausführung desselben, nämlich: an demselben Tage, an welchem Franz seine Verlobung veröffentlichte, demselben das Gut zum Eigenthum abzutreten. —

Diese der Frau von Wolleben zuerst mitgetheilte Absicht war allerdings eine sehr mächtige Hülfswaffe in der Hand derselben, um den Freier zu bestimmten endgültigen Erklärungen zu bringen.

Franz hatte schon seit einiger Zeit das Junggesellenleben überhaupt für sehr „langweilig“ erklärt; bei seinem schwankenden Wesen und seinen wie leere Schaumblasen aufspringenden Ideen ist es auch gar nicht unmöglich, daß er auf einmal aufrichtig der Meinung war, nicht in ihm selber, sondern im Junggesellenstande liege der Grund von seinem Ueberdruß, und er werde in der Ehe das Leben viel angenehmer genießen als zuvor; die Aussicht auf gänzliche sogenante Selbstständigkeit und den Besitz des schönen, einträgliches Gutes mochte auch wohl dazu beitragen haben, seine Gefühle zu leiten, genug: er behauptete — wie oben erwähnt, — „jezt aber mal wirklich eine ernsthafte Neigung gefaßt zu haben.“ (Derartige Wandelungen erscheinen nur manchmal so unüberdabar, sind aber dennoch leicht zu erklären, wenn man sich nur die Mühe geben will, die „äußeren Umstände“ ein bißchen genauer in's Auge zu fassen.) —

Minna hatte einen recht schweren Stand bei dieser Vererbung. Sie war während ihrer Pensionzeit in Dreistraßen stets freundlich und unbefangen gegen Dorwig gewesen; es lag kein Grund vor, jezt auf einmal unfreundlich und abstoßend gegen ihn zu sein, ganz abgesehen davon, daß ihre Mutter einem solchen Besuchen sicherlich entschieden entgegen getreten sein würde. Und dennoch hätte wohl das arme Mädchen gar zu gern ihren eifrigen Verehrer davon überzeugt, daß sie weder jezt ihn liebe, noch jemals eine andere Bekanntschaft begehren werde; vielleicht hoffte sie auch im Stillen, er werde bei seiner betannten Wetterwendigkeit ebenso plötzlich seiner „Liebe“ überdrüssig werden, wie er sie gefaßt hatte. —

Denn war aber nicht so, — dafür sorgte schon das berechnende Genie der künftigen „Schwiegermutter“, — genug: nachdem seit einigen Monaten in allen Raffen's und Thee's zu Waldgaird viel und mancherlei „gemunkelt“ worden war, nachdem die Frau „Receptorin“ — (auch im Besitze von zwei noch unverheiratheten lieben Mädchen, wahren „Ausübenden von Schönheit, Klugheit und Herzensgüte“, b. h. nach dem Urtheile der Mutter) — in gerechter Empörung die Mutter Minna's für eine

„Schlaue Intriquantin“ erklärt und viel Unheil aus einer solchen Verbindung prophezeit hatte, — nachdem der Werth des Gutes Goldenhagen ganz genau bei Heller und Pfennig berechnet worden war, — nachdem auch die verschiedenen Ansichten darüber, wie viel wohl Frau Dornwig für sich selber ausbehalten werde und ob j. A. zweitausend Thaler, oder vielleicht nur funfzehnhundert u. s. w. angemessen sein würden, nach reichlicher Ermüdung und unter Zuhilfenahme eines Schädens Fruchts oder eines Stückchens Armbodenstorte zur allseitigen Befriedigung festgesetzt worden waren, — nachdem dies Alles geschehen, wurde die „theilnehmende Spannung der Gemüther“ plötzlich mit der von der Justizräthin Samlow herflammenden, also durchaus begründeten Nachricht überrascht, daß der junge Herr Dornwig bei Frau von Wolleben um die Hand ihrer Tochter Minna angehalten, daß die Letztere — trotz einer heftigen „Scene“ zwischen Mutter und Tochter — sich aber dennoch durchaus nicht entschiden, sondern um eine Wechzeit gebeten habe, ja! daß Minna in Folge der Aufregung jener Scene gar nicht unbedeutend erkrankt und noch bettlägerig sei.“ —

Welch ein ergiebiges Thema der Vermuthungen und Gerüchte, der ausrichtigen Theilnahme und der heimlichen Schadenfreude mußte dies „ganz eigenthümliche Ereigniß“ natürlich bei den betheiligten und unbetheiligten Waldarbeiterinnen hervorbringen! Eine Jede fühlte ja sicherlich die „freundschaftliche Verpflichtung“, der Sache auf den Grund zu sehen, Für und Wider genau abzuwägen, und „ein gerechtes Urtheil über das Mädchen zu fällen, welche nun schon — seit kurzem — die dritte „vortheilhafte Partie“ zurückgewiesen hatte, ohne daß auch nur die leiseste Anbeutung vorlag, weshalb sie dies gethan?“ —

Aber sie hat ja den jungen Dornwig nicht völlig abgewiesen, — sagte die Justizräthin Samlow zur Doctorin Klatschig, als die Letztere am Ersteren am Tage nach dem großen Kaffe bei der Prorectorin eine frühe Morgenvisite machte, was sie seit Jahren nicht gethan hatte, — (die Justizräthin erhielt überhaupt damals in 2 Tagen so viele Visiten, als sonst in 2 Jahren nicht) — Minna hat sich ja nur Wechzeit ausgebenen.

Aber liebe Justizräthin, — meinte die Doctorin, — was heißt das: „Wechzeit“? Die Ablehnung soll nicht auf einmal geschehen, um den jungen Mann nicht zu sehr zu beleidigen; nachher erfolgt sie doch. Weshalb aber? frage ich. Was denkt sich das Mädchen? Ich finde, es ist scandalös, wirklich scandalös, erst einen jungen Mann an sich zu locken und dann, wenn er edle und ernste Absichten zu erkennen giebt, ihm „nen Korb von der Nase zu halten. Das ist herlose Kofetterie!

Aber liebe Doctorin, — entgegnete die Justizräthin, — Sie sind völlig falsch unterrichtet. Fräulein von Wolleben hat Herrn Dornwig keineswegs „an sich gelockt“, — wie Sie sagen, — hat vielmehr von Anfang an ihren Beterber darüber nicht in Zweifel gelassen, daß sie seine Huldbiengen ganz und gar nicht so gern hatte. Um so schlimmer, liebe Justizräthin! Warum erlaubte sie ihm denn, überall und bei jeder Gelegenheit sich als ihren „gefesselten Sklaaven“ zu geriren? Das nenne ich ja eben Kofetterie! Meine Clara, die doch auch wohl nicht gerade häßlich ist, schien er ja gar nicht zu bemerken in Gesellschaften. Wenn Fräulein von Wolleben an seinen Huldbiengen keinen Gefallen fand, warum duldete sie dieselben denn?

Weil ihre Mutter sie dazu zwang! — Ah! guten Morgen, liebe Professorin! Welch unerwartete Freude, Sie einmal bei mir zu sehen!

Ich ging gerade hier vorbei, liebe Justizräthin! — sagte die Professorin Wurm, indem sie nach der allgemeinen Bezugung sich zur Doctorin auf's Sopha niederließ, — und mußte doch wirklich einmal meine Dro-

hung ausführen, und Sie, die allezeit Fleißige, in Ihrer Morgenbeschäftigung stören. Wie geht's denn; gut?

Danke bestens! So ziemlich; ein bißchen angegriffen von allerhand Gemüthsbezeugung. Sie wissen wohl, die arme kleine Wolleben ist plötzlich recht krank geworden, und mein Lottchen meint, wenn es heute Abend nicht besser werde, wolle sie bei ihrer Freundin die Nacht machen.

Welch ein liebes Kind Ihr Lottchen ist, — rief die Professorin mit gen Himmel gerichteten Augen aus, — das habe ich ja gestern noch zu meinem Mißdien gefagt. Mißdien, sagte ich, Du solltest Dir stets Lottchen Samlow zum Beispiel nehmen; das ist ein Mädchen nach meinem Sinn! — Also — beiläufig, liebe Justizräthin! — ist es wirklich wahr, was ich soeben bei der Prorectorin gehört habe? — (Sie wissen, ich konnte gestern nicht zu ihrem „großen Kaffe“ kommen, weil wir Landbesuch bekamen, und deshalb machte ich soeben noch eine Entschuldigungsvisite,) — ist es denn wirklich wahr, daß die Wolleben eine heimliche Liebchaft mit einem geröthlichen Schreiber bei einem Justizcommissarius in Tinfitt hat? Daß sie deshalb diesem netten jungen Dornwig einen Korb gegeben und — (halb leise gesprochen) — den Besuch gemacht haben soll, sich ein Leid's anuthun?

Ha, ha, ha, ha! — lachte Lottchen Samlow eine Stunde später oben zu ihrer Freundin Minna, als sie vor deren Krankenbette saß und die mehr geistig als körperlich Leidende durch die Erzählung jener Visiten und der „Theilnahme der alten Klatschfien“ etwas aufzuheitern strebte, — ha, ha, ha! so ging es noch eine ganze Stunde fort; und meine arme Mutter hatte nicht weiter zu thun, als die sinnlosesten Gerüchte zu widerlegen. — — — Nachher kam noch die Inspectorin Jacobi und ihr folgte sogar der alte Schleicher, der sogenannte Rentier Gerlach — (schöne Renten mag er haben: er bittet sich überall bei den Leuten zu Mittag und behagt sich Couvert dann mit Renigleiten!) — und Alle wollten über Deine verunglückte Verlobung die genauesten und authentischsten Details herauspumpen; — meine arme, süße, liebe Minna! Wenn ich Dir doch helfen könnte! — — —

Hier in diesem Briefe steht die ganze Schilderung, wie ich sie eben erzählt habe, sagte Wolf hinzu, indem er einen der Briefe hervorlangte. — — —

Frau von Wolleben war natürlich „empört“ über Minna. Schon die früheren Weigerungen der Letzteren, auf zwei vortheilhafte Anträge einzugehen, mußten die kluge und berechnende Frau auf die Idee gebracht haben, daß irgend eine „dumme Neigung“ von früher her ihren Plänen entgegen arbeite. Ob irgend ein Zufall ihr einen Leitfaden dargeboten hatte, ob Minna selber sich in einem unbewachten Augenblicke verrathen haben, oder was sonst die Ursache gewesen sein mag, kurz; um jene Zeit herum hatte die Mutter von Minnas Liebe zu Bucher Kenntniß erlangt. Es scheint, daß nach dieser Entbedung die schon früher ausgesprochene Drohung, „andere Saiten aufspannen zu wollen“, wirklich in Ausführung gebracht wurde: die paar Briefe j. A., welche Du hier noch siehst, sind sämmtlich von Lottchen Samlow's Hand an Julie, obgleich beide Mädchen sich persönlich gar nicht gekannt und nur in ihrer Jünglings- und Liebe für eine und dieselbe, vom Schmerz niederbeugte Freundin den Anknüpfungspunkt für ihre Correspondenz gefunden hatten; — — — Frau von Wolleben scheint Mittel angewandt zu haben, um eine jege unbewachte Correspondenz ihrer Tochter unmöglich zu machen. —

Wald darauf verheirathete sich Lottchen Samlow von Waldgreif fort, und nun war Minna dem unbefchränkten und alleinigen Einflusse jenes festen und bestimmten Willens ihrer Mutter schutzlos überlassen. —

Dorwig — der Eitle und Vermöchte — hatte sich von seiner künftigen Schwiegermutter nicht unschwer überreden lassen, daß Minna's „scheinbare“ Zögerung, seinen Antrag anzunehmen, in irgend einer kleinen mädchenhaften Laune ihren Grund finde und eigentlich gar nichts bedeute, vielmehr gerade das Gegentheil besage; und da die Mutter im Namen ihrer so plötzlich erkrankten — und angeblich nach ausdrücklicher ärztlicher Vorschrift — vor jeder Aufregung — selbst einer freudigen — sorgfältig zu bewahrenden Tochter ihm das feierliche Jawort ertheilte, so ließ er sich ferner bestimmen, persönlich zu seiner Mutter zu eilen, um derselben diese Nachricht zu überbringen und wegen der von Beiden so sehr gewünschten Uebergabe des Gutes Rücksprache zu halten. Frau Dorwig war aber inzwischen zu einer Kur nach Töplitz abgereist und ihr Sohn entschloß sich, wegen der Wichtigkeit jener Geschäfte, ihr dorthin zu folgen.

Hierdurch war nicht nur einer Beeinflussung des jährlichen Bewerbers etwa von einer andern, den Vätern seiner künftigen Schwiegermama nicht günstigen Seite vorgebeugt; die Letztere konnte auch ungestört ihren eigenen und alleinigen Einfluß auf die noch Jaudernde ausüben, und sie ging, — vielleicht um letzteren Zweck noch besser zu verfolgen, — wenige Tage nach Dorwigs Abreise gleichfalls für einige Monate nach dem Baderorte Rumbinweine hin, wo Minna sich von ihrem „nerösen Anfall“ erholen sollte. —

Daß Dorwig Minna's Abneigung gegen ihn damals gar nicht bemerkt hat, oder wenn dies doch geschehen sein sollte, trotzdem seine Bewerbung fortsetzte, oder vielmehr als bestimmt günstig aufgenommen behandelt, kann ich mir nur so erklären, — bemerke Wolf, — daß er mit jenem früher erwähnten Eigeninn charakterloser Personen es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, er müsse hier seinen Willen durchsetzen, daß daneben seine große persönliche Eitelkeit vielleicht zum ersten Mal eine fatale Kränkung erfahren haben mochte, die er nur durch den Triumph seiner Bewerbung vor sich selber, wie vor Andern wieder ungeschehen machen konnte, und daß er endlich bei einer Hinauschiebung seiner Verlobung auch die von seiner Mutter an diese Verlobung als Bedingung geknüpfte Uebergabe des Gutes an ihn auf unbestimmte Zeit verzögerte, welches Letztere bei der „Langeweile“ in Grobelwitz und aus manchen andern sehr natürlichen Rücksichten nicht eben angenehm gewesen sein würde. —

Neunzehntes Capitel.

Bucher hatte Niemanden in Waldgreif, welcher um seine Liebe mühte und ihn von dem Stande der Sache hätte in Kenntniß setzen können. Er arbeitete rastlos und fast mit übermenschlicher Anstrengung, um sich nach allen Richtungen der erwähltnen Laufbahn hin möglichst vollkommen und dabei doch auch möglichst schnell auszubilden, und um daneben die Mittel zu seiner wenn auch überaus einfachen, aber stets anständigen und angemessenen Existenz zu gewinnen.

Es gab in Tinkett mehrere, sehr angesehene Familien mit hübschen und liebenswürdigen Töchtern, deren Hand dem jungen Juristen schon damals nicht verweigert worden wäre, da sein Erfolg in der Carriere sicher war, wie „das Amen in der Kirche“, wie der alte Kommerzienrath Fischermann sich ausdrückte. Glärchen Fischermann's V. pflegte Bucher's Tischnachbarin zu sein, wenn der junge Referendar einer der sehr oft an ihn ergangenen Einladungen des Vaters Folge leistete; Glärchen war ein sehr nettes Mädchen, 18 Jahre alt, ein hübschen schwärmerisch gesonnen, aber dafür auch mit „reellem Verstande“ versehen, wie Bucher's Justizkommissar und langjähriger intimer Freund des Fischermann'schen Hauses

mit einem vertraulichen Rippenstoß und pfliggem Augenblinzeln seinem jungen Hilfsarbeiter so oft zuraunte; Glärchen konnte recht allerliebft schmollen, „daß Herr Bucher schon wieder seit 3 Wochen sich nicht habe sehen lassen“, und sie sah wirklich ganz reizend aus, wenn sie dann dem Geselbtenen verhöfht die Hand reichte und „ihm von o Heren verzeihen wollte, d. h. unter der Verbindung, daß er sich nun aber auch gewiß bessere“ u. s. w.

„Mach' ihm lächlig den Kopf, Glärchen!“ — pflegte der joviale alte Papa dann wohl über den Tisch hinweg zu rufen, — „Sie verdienen es, lieber Herr Bucher!“ — setzte er dann hinzu; — „warum kommen Sie denn nicht öfter zu uns? Ist der Weg zur Villa heraus Ihnen zu weit? Kommen Sie doch Sonnabends mit dem Ober-Dampfschiff herunter, — wir haben hier ja eine Kältestelle, — und bleiben Sie bis Montag früh bei uns; wir fahren dann zusammen zur Stadt zurück.“

„Ach ja!“ — rief Glärchen ganz naiv aus. —
 „Thun Sie es doch, — sagte Mama, — ich lasse die kleine rothe Eckstube mit dem Balcon nach dem Garten hinaus für Sie juredt machen; da können Sie selbst ganz ungestört arbeiten, wenn Sie irgend eine eilige Sache vorhätten.“

„Nehmen Sie mir's nicht übel, — bemerkte späterhin der Justizkommissar auf dem Heimwege zu Bucher, — aber wahrhaftig, lieber Freund! Sie sind ein Theekessel, wenn Sie hier nicht zugreifen!“

Bucher aber griff nicht zu; er verbesserte sich nicht einmal, wie oft er auch dies Verprechen an Fräulein Glärchen geleistet haben mochte. Er konnte ja doch so überaus wüßig, unterhalten und interessant sein; wie war es denn nur möglich, — hatte Glärchen sich geäußert, — daß er ewig über den abschüchlichen alten Alten hotte und nichts im Sinn zu haben schien, als seine langweiligen Prozesse. —

Bucher hotte über den abschüchlichen alten Alten, weil ihr Studium ihn mit jedem Tage der Erfüllung seiner Hoffnungen näher brachte. Noch ein Examen, — die Stelle als Syndicus der Kaufmannschaft in Zinnstett war ihm bereits unter der Hand angeboten, — ah! kein Jahr mehr, und er konnte um seiner Minna Hand werben! —

Minna war in der That nicht bloß geistig niederbeugt, sondern auch körperlich angegriffen und krank. Der „neröse Anfall“ war von der Mutter so oft erwähnt und vorgeschützt worden, um ihre Tochter zurückgezogen zu halten, bis er sich wirklich eingestellt hatte. Das gequälte Mädchen überwand endlich eine natürliche weibliche Scheu und — — schrieb einen langen offenerhengen Brief an Bucher. Sie schilderte darin ihre ganze hüßlose Lage, die ewigen Einreibungen ihrer Mutter, den Zorn der Letzteren, als sie von ihrer Liebe zu einem sogenannten „armen Schluder“ Kenntniß erlangte; sie bat den Geliebten um Rath in dieser peinlichen Situation, um Hülfe, wenn möglich; — sie trug die Mittheilung eine halbe Woche heimlich mit sich umher, wie es ihr schon die allergrößte Vorsicht gelostet hatte, dieselbe überhaupt auf's Papier bringen zu können, und endlich gelang es ihr, den Brief ungeschehen der Post zu übergeben. —

Sie hat mir später beschrieben, — setzte Wolf nach einer kleinen Pause hinzu, — daß jene Zeit, in welcher sie zuerst ihre eigenen Zweifel über die Angemessenheit ihres Schrittes niederzulegen, dann die unausgesetzte Beobachtung seitens ihrer Mutter täuschen, hierauf ein Mittel suchen mußte, um ungeschehen zur Post gelangen zu können, und endlich einen Tag nach dem andern vergeblich auf Antwort oder auf die erbetene Hülfe wartete, daß jene Zeit zu der peinlichsten ihres Lebens gehört habe, daß es oftmals recht schwer zu ertragender Verwundbarkeit ihrer Mutter, ja daß selbst die härtesten Vorwürfe derselben nicht so quälend gewesen seien, als

dies Geheimniß jenes Briefes und die Ungewißheit über seinen Erfolg.

Frau von Wolleben wußte sich, wenn es sein mußte, so gut zu beherrschen, daß ihre Tochter in jenem Falle ihr durchaus nicht anmerken konnte, ob die Abfassung des Briefes und seine Fortbeförderung wirklich unentdeckt geblieben sei oder nicht; Minna litt fürchtbar, und ihr aufgeregter Zustand hätte sie manchmal wohl verathen können, aber ob dies geschehen, das blieb ihr unergründlich.

Inzwischen aber verging Woche auf Woche, und es kam keine Antwort.

Dorwig dagegen schrieb zärtliche Briefe von Töplitz aus, welche von Frau von Wolleben sehr ausführlich beantwortet wurden und — von der „noch immer lebenden, aber sichtbar in der Verringerung befindlichen Tochter“ mit einigen Zeilen geschlossen waren. Minna's Nerven — so schrieb die Mutter zu wiederholten Malen — mußten durchaus noch vor jeder Aufregung bewahrt werden, und sie durfte nicht mehr und nichts anderes schreiben, als ein paar gleichgültige Worte und freundliche Grüße an „die liebe gute Frau Dorwig.“

Die Letztere hatte ihre Kur mit Erfolg beendet und kündigte ihre baldige Rückkehr und ihren Entschluß an, die öffentliche Verlobung auf dem Gute selbst zu feiern und letzteres dann gleichzeitig dem glücklichen Bräutigam als Eigenthum zu übergeben.

Frau von Wolleben war ganz glücklich und triumphirend; denn „vortheilhaft“ war ja die Partie, das hatte sie über und über berechnet; Minna wagte auch schon nicht mehr, offen zu widersprechen, sondern war müde gemacht, und — wenn sie nur erst in der eleganten Equipage, welche ihr Verehrer zur Verlobungsfeier aus der Residenz bestellt hatte, daher rolliren und die baulichen Einrichtungen zum Aufenthalt des jungen Paares auf dem Gute sehen würde, dann würde ihr der „arme Schluher“ von Schreiber oder Referendar schon von selbst aus dem Gedächtniß verschwinden, darüber konnte eine so kluge und vernünftige Frau“ ja gar nicht in Zweifel sein.

Frau Dorwig und der „glückliche Bräutigam“ wollten Mutter und Tochter selber aus dem Badeorte abholen und nach dem Gute bringen und dann sollte alles Uebrige sich lediglich nach dem Gesundheitszustande Minna's richten.

Und keine Antwort von Bucher!

Wenige Tage vor der von Frau von Wolleben erwarteten Ankunft der Frau Dorwig und ihres Sohnes ließ sich ein junger Virtuoso in einem Concerte hören, welches mehrere musikalische Babegäste arrangirt und zu dem sie den talentvollen Pianisten aus Tinnstett eingeladen hatten. Die Subscriptionsliste war auch an Frau von Wolleben gefandt worden und diese hatte für sich und ihre Tochter nicht nur zum Concert, sondern auch zu dem darauf folgenden Abendfeste unterzeichnet.

Minna erfreute sich wirklich sehr an dem geschmackvollen Spiele des Virtuosen, und dieser ließ sich vor Tische der zwar etwas lebend, aber überaus interessant aussehenden jungen Dame durch den nicht weit von ihr sitzenden „Vergnügungs-Direktor“ vorstellen. Diesen ganzen Zusammenhang hat sie selber mit späterhin erzählt, — bemerkte Wolf, — und wenn dies Alles in der That durch bloßen „Zufall“ herbeigeführt sein sollte, nicht durch ihre Mutter vorher „berechnet“ und in's Werk gesetzt wäre, so müßte man allerdings die „wunderbaren Wege des Schicksals“ rathlos anstarrn.

Es ist natürlich, daß Minna — schon von dem Anhören der Musik etwas aufgereg — ihr Herz fast hörbar klopfen fühlte, als der junge Virtuoso sie in ein längeres Gespräch hineinzog und während desselben mit lebhaftesten Farben die musikalischen Girkel in Tinnstett, deren Seele er sein wollte, schilderte und ausmalte. — Hier bot sich

eine Gelegenheit dar, wie sie vielleicht niemals wieder kommen würde, über Bucher zu hören. Tinnstett war ja nicht so groß, daß Personen von solchem musikalischen Sinn — und Bucher besaß einen solchen in hohem Grade — sich nicht in den Gesellschaften der reichen, kunstliebenden Handelsherren treffen sollten? Kein Zweifel, der junge Virtuoso mußte Bucher irgenwem gesehen haben, konnte ihn vielleicht näher, wußte wenigstens von seinen Verhältnissen und Aussichten — und zwar ganz unparteiisch — etwas zu berichten. Und eine hierauf gerichtete Frage konnte dem Künstler nicht auffallend erscheinen; er konnte ja gar nicht wissen, ob die Frauerin nicht verwannt oder doch näher bekannt war mit Bucher, ob diese Erlaubung nicht vielleicht eine bloße Antinzipation an ein neues Unterhaltungsstema war. Schon am nächsten Morgen wollte der junge Musiker nach Tinnstett zurückkehren, vielleicht ließ sich ihm ein in ein scherzhaftes oder gleichgültiges Gewand verkleideter Gruß auftragen: der Augenblick mußte benützt werden, zu dem Entschluß gelangte Minna endlich, nachdem sie einige Minuten hindurch einen aufregenden und ihr fast den Athem raubenden inneren Kampf mit sich selber bestritten hatte.

Der Virtuoso erzählte gerade von einem reizenden musikalischen Geburtstagsfeste, welches er vor acht Tagen auf der schönen, in Mannstadt unweit Tinnstett und hart an der Ober gelegenen Villa des reichen Kommerzienraths Fischermann mitgefeiert habe. Minna war in ihrer Ueberlegung zum Schluß gelangt. Sie sah sich nach ihrer Mutter um. Dieselbe stand in eifrigem Gespräch mit dem „Vergnügungs-Direktor“ weit genug von ihr entfernt, um jedes Verlauschen unmöglich zu machen. — Sagen Sie mir, — unterbrach das junge Mädchen mit einer durch die äußerste Kraftanstrengung ihrer Seele mühsam erworbenen, schwebenden Gleichgültigkeit, aber mit leiser, fast stodernder Stimme den Erzähler, — haben Sie vielleicht zufällig in einer der musikalischen Gesellschaften zu Tinnstett einen jungen Mann getroffen, — einen entfernten Verwandten, — ich glaube er ist jetzt Referendar und wir haben so lange nichts über ihn gehört, — einen gewissen — Herr Bucher?

Gewiß, mein gnädigste Fräulein! — entgegnete der Gefragte, und Minna's innere Aufregung erreichte einen Grad, daß sie kaum noch zu athmen vermochte, daß sie vor dem dumpfen Summen in ihren Ohren die Antwort nur ganz leise und wie aus einer fernen Saalede zu ihr herschallen vernahm, und daß kleine blaue Entschern vor ihren Augen auf und abtanzten, als sie die letzteren für einen Moment schließen mußte, um nicht dem Künstler in's Gesicht zu sehen, da sie meinte, er könne gar nicht umhin, ihre Gedanken und Empfindungen in jenen Spiegeln der Seele zu lesen. — Gerade bei dem erwähnten Geburtstagsfeste beim Kommerzienrath Fischermann bin ich ja mit Herrn Bucher noch zusammen gewesen, — fuhr der Virtuoso fort; — er ist in Tinnstett überhaupt und namentlich im Fischermann'schen Hause sehr beliebt, hat sein eigenes, für ihn stets bereit gehaltenes Zimmer in der reizenden Villa des Kommerzienraths. Der Letztere verhehlt seinen Wunsch einer näheren Verbindung mit Herrn Bucher ganz und gar nicht; kurz: es hieß schon an jenem Festabend allgemein, daß die allerliebste einzige Tochter des feinstreichen Holzhandlers, daß Clarchen Fischermann mit Herrn Bucher bereits heimlich verlobt sei. Jedenfalls ist diese Partie mit Nachsicht zu erwarten. Aber mein Gott —

Dieser letztere Ausbruch des redseligen Erzählers war dadurch hervorgerufen worden, daß das Antlitz der jungen Dame, welcher er jene Verlobungsnachricht mitgetheilt hatte, auf einmal mit einer tödtlichen Blässe überzogen wurde, daß sie wankend sich an den Stuhllehnen zu halten suchte und dann lautlos und ohnmächtig neben ihm auf einen Sessel niedersank.

Die Mutter und die Nachstehenden eilten der Doh-

mächtigen schleunigt zu Hülfe. Sie erholte sich allmählig in einem Nebenzimmer, wohin sie gebracht worden war, und sie verließ nach natürlich die Gesellschaft, in welcher man den „nervösen Anfall“ theils der Hitze im Saal, theils der Aufregung durch die Musik, vielleicht dem etwas zu starken „Schmerzen“ und ähnlichen Ursachen zuschrieb, sich dann zu Tische setzte und nach Beendigung der Tafel einen „reizenden Ball“ improvisirte, während die Seelenqual des armen Mädchens sich zu Hause endlich in einem heftigen Weinkampf Luft machte. —

„Wo deshalb keine Antwort!“ — mit diesen ihrer Umgebung völlig unverständlichen Worten der Kranken fand der Weinkampf beendigen; — dann blieb sie still und verschlossen. —

„Ich glaube nicht, — bemerkte Wolf zu mir nach dieser Schilderung, — daß Minna selbst zu jener Zeit an eine wirkliche Teuloseigkeit Buchers geglaubt hat; sie behauptete späterhin entschieden das Gegentheil und daß sie überzeugend gefühlt habe, wie sein Herz ihr auch immer angehören müsse, da ihm ja das ihrige niemals hätte entzogen werden können. Aber sie war in der That durch ihr vorbergegangenes Unwohlsein, durch die stete nervöse Abspannung und Aufregung, durch die ewigen Einreibungen ihrer Mutter geistig so „benommen“ worden, so unfähig gemacht, klar zu denken und bestimmt zu handeln, daß die Wirkung jener Erzählung des Virtuosen dieselbe blieb, mochte sie nun das berichtigte Factum sich erklären können oder nicht: die „Verhältnisse“ hatten Bucher gezwungen, ihr zu entsagen, wie die „Verhältnisse“ ja auch sie selber zwingen würden, das Glück einer Verbindung mit ihm aufzugeben; — den Gedanken fühlte sie mehr und mehr sich ihr aufdrängen; in diesem Kreislauf bewegte sich allmählig ihre ganze Ueberlegung, und — nachgiebiger hätte Frau von Wolleben ihre Tochter allerdings gar nicht wünschen können. —

Daß Bucher den unglücklichen Brief niemals zu Gesicht bekommen hatte, bedarf wohl keiner Erwähnung; mit seinem energischen Willen würde er für so drängende Verhältnisse vielleicht einen außerordentlichen Ausweg gefunden, ihn wenigstens gesucht und jedenfalls nicht unterlassen haben, der Gefahr fest und mutig zu begegnen. Allein, er ahnte nicht im Entferntesten die Einflüsse, welche fort und fort auf die Geliebte seines Herzens einwirkten. Daß Minna Heirathsanträge erhalten hatte und fernherin erhalten würde, war ganz natürlich; wie hätte es bei einem so liebenswerthen Geschöpf anders sein können; und ihm geschah ja kein Abbruch damit! Ihr Herz gehörte ihm, das wußte er; sie würde also zu allen diesen Anträgen ein einfaches „Nein“ aussprechen, die Mutter würde sich vielleicht ein bißchen verwundern, aber — „ewig konnte es ja doch auch nicht dauern, bis er hervortreten durfte, und den Preis erringen, für welchen er so rastlos und mit fihrem Erfolge arbeitete:“ was hätte er sich also unnötig beunruhigen, oder durch voreilige Versuche einer schriftlichen Correspondenz seinem Mädchen vielleicht Verlegenheiten verursachen sollen? Selbst Jahre des Wartens mit der sichern Hoffnung der Erlösung im Hintergrunde gehen schnell genug vorüber, das hatte er ja schon erfahren. —

Der junge Virtuose, welcher mit seiner leichtsinnig hingeworfenen Klatscherei das Unheil zwar nicht geradezu angerichtet, aber doch zum Ausbruch gebracht hatte, änderte unglücklicher Weise seinen Reiseplan noch an demselben Abende um und ging nicht nach Linz zurück, sondern schloß sich einer jungen Künstlerin auf einer längeren Kunstreise an, so daß auch durch ihn keine Nachricht über das plötzliche Unwohlsein der jungen Dame, welche sich nach Bucher erlunbigt hatte, zu diesem gelangen konnte.

War jener Brief wirklich nur durch Zufall ver-

loren gegangen? Oder hatte Frau von Wolleben, die „lug berechnende“, auch diesen möglichen Fall eines schriftlichen Hülfersuchs ihrer Tochter vorher in Erwägung genommen und ihre Maßregeln danach getroffen? Der Postmeister des kleinen Baderorts würde der ihm persönlich bekannten Dame die Auszubildung eines mit ihrem Familienwappen versiegelten Briefes — und ein anderes Postfach besaß Minna damals nicht, — doch wohl nicht haben verlagern können, wenn sie z. B. gesagt hätte: „Meine Tochter hat vor einer Stunde etwa einen Brief hieher gebracht, kann ich denselben nicht zurückerhalten, um noch einen kurzen Zusatz zu machen?“ Minna glaubte den Brief unbeachtet geschrieben, unentbedt zur Post befördert zu haben; war dem wirklich so? — Frau von Wolleben hat späterhin jede Kenntniß des Briefes entschieden gelängert; aber würde ihr unbezweigt zu glauben sein? —

Drei Tage nach dem Concert und dem „nervösen Anfall“ Minna's trafen Frau Dornwig und der junge Herr Dornwig aus Tölz ein. Sie fanden die Kranke noch bettlägerig, aber doch bereits in der Besserung. Frau Dornwig ließ es sich nicht nehmen, bei der Pflege behülflich zu sein. Der größte und ziemlich der einzige Fehler dieser Frau bestand in allzu großer Nachsicht und Schwäche in allem, was ihren Sohn anging. Schon aus diesem Grunde allein würde sie Minna mit Hartlichkeit überhätten haben, weil ja „ihr Franz“ dieselbe so sehr zu lieben behauptete; um wie viel mehr aber that sie jenes nun, da sie das liebe Mädchen schon in Dreistraßen gekannt und allen übrigen vorgezogen hatte, und da Minna durch die stille Resignation, mit welcher sie ihr Unwohlsein und die hier und da hervortretende Härte ihrer Mutter ertrag, jene echt weibliche Sanftmuth offenbarte, welche Frau Dornwig so überaus hoch schätzte. — — So brachte denn die Letztere fast ihre ganze Zeit in der Gesellschaft der Fremden zu, und ward nicht müde, kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen, um „ihr liebes Minnchen zu unterhalten und ihr eine Freude zu bereiten.“ —

Gerade diese lange entbehrte, zarte Behandlung aber wirkte mächtiger, als alle Strapazirten ihrer Mutter auf Minna's Gemüthszustand und ihren Entschluß ein; und als ihr liebevolle Pflegerin am Tage ihres ersten Ausgehens nach jenem „jatalen Anfall“ sie fragte: „Sollen wir also unsere Abreise auf übermorgen festlegen, mein liebes Kind? und dann die Verlobung am nächsten Donnerstage, meinem Geburtstage, feiern?“ — Da antwortete Minna zwar leise, aber fest und bestimmt mit einem „Ja!“ — Und am nächsten Donnerstage wurde denn auch die Verlobung gefeiert.

Die Uebergabe des Guts an den „glücklichen Bräutigam“ geschah am Tage nach der Verlobung, und die Hochzeit erfolgte 4 oder 5 Monate nachher. —

Zwanzigstes Capitel.

Alle diese Ereignisse waren — sei es wegen des nervösen Zustandes der Braut, sei es aus andern Rücksichten, jedenfalls aber auf den Wunsch der Frau von Wolleben — so still und demnach unbeachtet vor sich gegangen, daß für sehr viele Personen selbst in Dreistraßen die Nachricht von der geschlossenen Verbindung eine große Ueberbaltung bildete. Die „lieben Freunde und Bekannten“ hatten volle vier Wochen daran zu thun, um ihre „theilnehmenden Bemerkungen“ gegen einander auszutauschen. —

„War nicht die Wolleben eigentlich mit einem jungen Juristen versprochen?“ — hieß es z. B. „Ich dachte auch so etwas gehört zu haben; es war ja wohl mit dem jungen Bucher, der hier früher das Gymnasium besuchte. Aber das war ja ein „blutarter Schlucker“, der konnte ja doch nicht an eine Heirat mit

so einer verwöhnten Puppe denken!“ — „Verwöhnt? Ach Du lieber Himmel! Die arme kleine Minna hat nach dem Tode ihres Vaters eine schlimme Zeit gehabt. Sie sehnte sich ganz natürlich danach, aus der Fuchsel ihrer Mutter befreit zu werden; deshalb hat sie in diese Heirath gewilligt.“ — „Das glaube auch ich; diese Partie soll übrigens ganz und gar ein Werk von Frau von Wolleben sein. Sie fing an, nachgerade besorgt zu werden, denn Minna hat allerding's im letzten Jahre sehr verloren, und — Vermögen ist nicht da; welche großen Ansprüche konnte das „gnädige Fräulein“ denn auch machen! Es ist eine „glänzende Partie“ für sie!“ — „Wie hat nur der junge Dornwig sich so plötzlich entschlossen? Hier schien es doch vorher, als würde er sich noch recht lange gegen die Fesseln der Ehe sträuben?“ — „Ach! Pure „Langeweile“ in Grobelwitz hat ihn zu der Idee gebracht. Und — eitel war er auch von jeher. Die kleine Wolleben machte eigentlich Aufsehen in Balzgreif und wurde von den Herren sehr verehrt. Nun, da setzte der junge Herr es sich wohl in den Kopf; er, der frühere „schöne Franz“, der Rittergutsbesitzer in spo, er müsse ja doch allen Uebrigen vorgezogen werden. Und — als „Nanna“ nun gar erst versprochen hatte, ihm das Gut schon als Verlobungsgeschenk zu übergeben, da war die Liebe auf einmal gemaltig groß. Ein „gnädiges Fräulein“, das sigelte auch wohl die Eitelkeit; genug: es ist durch und durch „eine gemachte Sache“; wollen sehen, wie lange die Herrlichkeit dauert!“ u. s. w.

So, und in ähnlicher Weise besprachen viele der sogenannten „Freunde“ die Dornwigschen Verhältnisse. Da übrigens das junge Paar vorerst einige Zeit „auf Reisen ging“, und dann selbst den ersten Winter hindurch sich noch ausschließlich auf dem Gute aufhielt, so hörten jene Vermuthungen und Gerüchte nach einigen Monaten von selber auf.

Die „junge Frau Dornwig“ schien bisher die Stadt Dreitrielen beinahe abzüglich vermeiden zu haben; nur einmal war sie als Braut auf zwei Tage dort gewesen, um Einkäufe zu machen, hatte aber nur sehr wenige und ganz kurze formelle Besuche abgestuft; sie schien namentlich einem vertrauten Aussprechen gegen ihre Freundin Julie noch mit einer gewissen ängstlichen Scheu auszuweichen, — (zu ändern war ja doch nichts mehr; — zu ändern war ja doch nichts mehr; —) — und Julie besorgte vorerst diese stillschweigende Weisung, es der Zeit überlassend, ihre wahre und aufrichtige Theilnahme wieder aufzuheben zu sehen. —

So hatten also alle theilnehmigen Personen — (mit Ausnahme von Minna, dem willenlosen Opfer der „Verhältnisse“), — die Erfüllung ihrer Wünsche erlangt. Dornwig — die Hauptperson — war in den Besitz eines großen, einträglichen Rittergutes gekommen und sah ein reizendes, liebenswürdiges weibliches Wesen als Gattin an seiner Seite, ohne daß er auch nur das Geringste gethan hätte, um sich eine Gunst des Geschickes zu verdienen. Was aber kummert sich denn auch Frau Fortuna um den Werth oder Unwerth ihrer Günstlinge? Und was fragt „die Welt“ denn danach, wie ein Besitz erlangt worden? Wenn nur der goldene Regen gefallen ist: die Anbetung pflegt nicht zu fehlen, gleichviel, aus welcher Wolke die Spende kam. —

Vielleicht — beiläufig angeführt — haben wir Mitglieder der früheren Couleur zu den Ausnahmen von dieser ziemlich allgemeinen Regel gehört. (Dornwig, welcher als Schüler sich abzüglich von uns absonderte, weil wir ihm nicht gut genug waren, hat späterhin, als wir in seiner Meinung wohl nicht mehr ganz so niedrig stehen mochten wie früher, manderlei Versuche zu einer Annäherung an seine ehemaligen Schulgefährten gemacht; aber die Sache hatte sich umgekehrt: wir bedankten uns höflich für solch eine zweifelhafte Ehre.) —

War der Günstling Fortunat aber nun glücklich? Das ist eine andere Frage!

Und gewährte diese also so vielen Rückfichten künstlich „gemachte“ Ehre etwa seiner Mutter und Schwiegermutter auf die Dauer diejenige Zufriedenheit, welche sie so sicher erwartet zu haben schienen?

Die gute alte Frau Dornwig wünschte im Grunde nur das Glück Anderer, vornehmlich ihres Sohnes. Sie verdiente wahrlich keine bittere Täuschung. Der Frau von Wolleben konnte es dagegen gar nicht schaden, wenn sie sich wieder einmal vorgeeignet hatte. —

Der Herr Rittergutsbesitzer ließ es sich zuerst vor Allem angelegen sein, „eine Rolle zu spielen“. Neue bauliche Einrichtungen auf dem Gute, vollständig neue, moderne Ausmöblirung, neue Equipage u. s. w. — Die guten Dreistrahlener hatten mal wieder genug zu bemerken, zu erzählen und zu kritisiren. — Es sollte „ein anderer Zug hineinkommen“, hatte der junge Herr zum Inspektor gesagt; der Besitzer von Goldenhagen hatte das Zeug dazu, sich vor der Welt zu zeigen; aber die Nanna hatte in den letzten Jahren Alles etwas „verbauern“ lassen! —

So gab es für die erste Zeit „Amüsement“ genug: die „Ritterdörner“ mit der Keise, die „Einrichtung“; dann die gemeinschaftlichen Jagden des neu gegründeten „Jagdclubs“; es war doch eine andere Sache, sein eigener Herr zu sein! — Nur, daß all dieser Glanz und all dieses „Amüsement“ von der jungen Frau mit Gleichgültigkeit hingenommen wurde, gefiel ihrem Gatten nicht. Es dauerte er nicht lange, bis er zu der Ueberzeugung gelangte, daß er sich denn doch in ihr geirrt habe, daß sie ein ganz anderes Wesen sei, als sie ihm früher erschienen war, daß ihre Veränderung gegen ehedem nicht — wie ihre Mutter ihm stets versichert hatte — nur eine von selbst wieder verschwinnende Folge ihres nothwendigen Unwohlseins bilde, sondern eine bleibende Ursache habe, und — er verbeichte seinen Genossen beim Jagdclub nicht, daß nach den ersten Rittermontaten „das Einzelrie der Ehe doch sehr langweilig sei.“ —

Es ist wahr, seine Frau hatte nicht nur ihre frühere Heiterkeit eingebüßt, und sah sogar recht oft mit verweinten Augen da, wenn ihr Gatte plötzlich in's Zimmer trat; sie zog sich auch wohl eigentlich viel abständlicher von der ihm zuzulegenden Gesellschaft zurück, als sie mit ihrer angegriffenen Gesundheit entschuldigen konnte. Vielleicht hätte sie, da sie nun doch einmal überhaupt in die Ehe mit Dornwig gewilligt hatte, auch wirklich besser gethan, wenn sie das Unabänderliche gleichmüthiger ertragen und von Anfang an es wenigstens versucht hätte, den so gar leicht gelangweilten Gatten etwas mehr an das Haus und ihre Gesellschaft zu fesseln, anstatt daß sie sich darauf beschränkte, ihre Lage ohne Murren zu tragen und sich gebulbig in alles zu fügen, was die wechselnden Launen des Mannes ihr in den Weg brachten. Dies bloße passive Verhalten war ihm gegenüber nicht angemessen; als sie später ihren Irrthum eingesehen hatte und eine Aenderung versuchte, war es zu spät. —

Freilich konnte es auf der äußeren Seite nicht fehlen, daß — selbst wenn Minna vielleicht eine ernsterne Hoffnung gehegt hatte, der Aufenthalt auf dem Gute und der Gebrauch des von ihr so sehr geliebten „Landlebens“ würden sie über manche Entsagen anderer Art zu trösten vermögen, — doch die ganze geistige Leere Dornwig's und sein durch das zeitweise „instinuitive“ Wesen namentlich vor der eigenen „Frau“ wohl nur schmach verhältler, lediglich auf Auserkühltheiten oder gar auf niedrige Genüsse gerichteter Sinn einem so gescheiten Wesen, wie Minna, sehr bald klarer und klarer vor Augen treten mußten, und daß dann die „Erinnerung“ sie zu Vergleichlichen zwang zwischen ihm und Bucher, Vergleichlichen, bei denen das Bild des Letzteren sicher nicht an Lebendig-

keit verlor, obgleich sie wohl manchmal mit stillen Vorwürfen sich daran erinnern mochte, daß sie eigentlich dies Bild längst aus ihrer Seele hätte verbannt müssen. — (Ja, ja! Es bilden sich die natürlichen Folgen solcher lediglich auf äußere Berechnung hin geschlossenen Ehen, und es ist nur zu verwundern, wie es noch Leute geben kann, welchen diese Folgen manchmal so ganz unerwartet kommen.) —

Den ersten offenen Zwiepsalt hatte Dorwig mit Frau von Wolleben, der „Schwiegermutter.“ — Dieselbe hatte sich allerdings wohl einen recht behaglichen Plan zurecht gelegt, wie das Gut ihres Schwiegersohns¹ fortan eine milde Rube für sie abgeben sollte, und sie war vielleicht fest davon überzeugt, in gleicher Weise, wie sie früher ihre Tochter beherrscht hatte, nun auch dem Gatten derselben Vorschriften machen zu können. Letzteres aber behagte dem jungen Herrn um so weniger, als er seit der Uebernahme des Gutes sich für überaus „selbstständig“ hielt. Gerade aber selbstständige Menschen sind ja, wie schon erwähnt, oftmals ganz außerordentlich starrsich.

Die Rathschläge der „Schwiegermutter“ bei der Einrichtung ließ Dorwig sich noch gefallen; ihre Bemerkungen über den Jagdclub führten aber bereits ein sehr ernkliches Schamübel herbei. Und als sie dann gar sich einfallen ließ; der Dienerschaft Befehle zu erteilen, welche denjenigen des Herrn schmerzhaft entgegen liefen, z. B. in Betreff des gleichfalls auf Besuch in Goldenhagen anwesenden Particulier Roulettki, eines früheren Kameraden Dorwig's aus dessen Militärszeit her, da entlud sich das allmählig angeammelte Gemüth in einem fürchterlichen Donnerwetter, es erfolgte eine sehr lebhaft Scene zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn, eine „gründliche Auseinandersetzung,“ wie der Letztere sich ausdrückte, und — Frau von Wolleben mußte das Feld räumen.

Die Kluge Frau hatte nämlich, als Herr von Roulettki sich seinem „alten Freunde“ nach dessen Infalligkeit auf Goldenhagen in's Gebäcknis zurückgerufen und sein dabei abgegebenes freundliches Versprechen eines persönlichen Besuchs auch sehr bald nachher in Ausführung gebracht hatte, sofort mit einer Art natürlichen Instincts herausgefühlt, daß der neue Gast dieselben Zwecke verfolgte, welche auch ihr am Herzen lagen, daß sie ihn folglich hamen und bekämpfen müsse. Sie begann die Fehde damit, seine „Familie“ wiederholt zum Thema ihrer prüfenden Unterhaltung zu machen, wahrcheinlich in der Hoffnung, daß der „Particulier“ sich bei dieser Abelsprobe sehr unbehaglich fühlen und derselben sich entziehen würde. —

Aber sie hatte sich geirrt. Herr von Roulettki stand mit der lebenswürdigen Offenheit, daß er allerdings gar nicht abedlich ist, daß man aber in Wien, wo er so lange gelebt hatte, ganz allgemein einem jeden Namen das kleine Wörtchen „von“ vorsetze, daß er sich nun einmal an dasselbe gewöhnt und es aus diesem Grunde auch bisher beibehalten habe. — Nennen Sie mich bloß Herr Roulettki, wenn Sie wollen, meine gnädigste Frau! — sagte er bei dieser Gelegenheit und lächelte so heiter und freundlich, daß beinahe sein ganzes weißes Gesicht zum Vorzeichen kam. — (Ich wußte von jenem Augenblicke an, daß dieser gefährliche und gewissenlose Mensch mein Zofeind sei und es bleiben werde!) — erzählte Frau von Wolleben späterhin zu einer ihrer Bekannten.) — Willst du nicht es Ihnen auch Spaß, zu erfahren, meine hochverehrte Gönnerin! — setzte er dann noch hinzu, — daß dieß rothe Bändchen hier nicht der legio d'honneur angehört, sondern, daß ich gleichfalls nur noch aus Gemohnheit es im Knopfloche trage von meinem letzten Sommeraufenthalte in Wiesbaden her, wo es nun einmal zum bon ton gehört, diese kleine Decoration bei sich zu führen,

ha, ha, ha! — Und wieder leuchtete das schneeweisse Gesicht. —

Auf diese Weise war also dem „naiv offenherzigen“ Particulier von Roulettki nicht beizukommen, welcher vielmehr durch die Art, wie er seinen „alten Freund“ zu „amüsiren“ verstand, mit jedem Tage sich fester und fester zu Goldenhagen einnistete.

Ein Besuch der klugen Frau, ihren Schwiegersohn vor den Karten-Kunststücken des Particulier zu warnen, da sie Letzteren anhaltend beobachtet und dabei die Entdeckung gemacht habe, daß er während des Spiels die Wolle schlage, lief auch nicht besser ab.

Whist und Boston sind „langweilige Spiele!“ — entgegnete Dorwig; — ich lobe mir einen ordentlichen „Vandtschick;“ da nehme ich's mit Jedem auf! —

So mußte denn das System der „kleinen Dualereien“ verdrängt werden: z. B. zu naß und zu spät angewandener Fuchboden in der Schlafstube; Gerichte bei Tische, welche dem an der Leber leidenden Gaste unmöglich zuträglich sein konnten; wiederholte Verschieben der „Wäsche,“ wodurch der nicht allzu reiche Vorrath an Leinen des Particulier oftmals in harte Bedrängnis gerieth; plöbliche, höchst auffällige Begünstigung und Beflege der Raben, welche sich dadurch mehr in's Haus hinein gewöhnten, während Herr von Roulettki einen ganz eigenthümlichen, angeborenen Widerwillen gegen diese Thiere empfand, und was sonst noch in diese Rubrik gehören mag: lauter wirthschaftliche Einrichtungen, deren Anordnung bestimmt auf Frau von Wolleben zurückzuführen war.

Der „liebenswürdige Gast“ ertrug aber alle diese kleinen Widerwärtigkeiten mit der unbefangenen Heiterkeit, und schien entgegen deren Bedeutung gar nicht zu verlegen, oder dieselben wohl gar für einen amüsanten Scherz zu nehmen, jedenfalls ihretwegen nicht den geringsten Groll zu fühlen. Ob Frau von Wolleben demnach Recht hatte mit ihrer Besorgung, daß dieser sogenannte Particulier, der nichts sei, als ein „infamer Schwindler,“ daß er allein ihren Schwiegersohn Tag für Tag gegen sie ausgehebt und es endlich dahin gebracht habe, daß man ihr in der undantbarsten Weise beinahe die Thüre geirigt habe, darüber wollen wir uns den Kopf nicht zerbrechen. Genug: als sie eines Morgens dem Diener befahl, keinen Wein vor Tische aus dem Keller herauf zu holen, obgleich Herr von Roulettki selbsten für sich auf sein Zimmer gewünscht hatte, und als ihr Schwiegersohn gerade darüber jutam, als sie dem sich auf den „Befehl seines Herrn“ beruhenden Diener eine Zurechtweisung gab, — da trat die erwähnte Scene ein, und — ich war meine Schwiegermama endlich los! — erzählte Dorwig lachend und triumphirend beim nächsten Jagdfrühstück. —

Ich glaube nicht, daß die junge Frau Dorwig — so allein sie damals auch schon sich fühlen mochte, — sich übermäßig grämte, als ihre Mutter Goldenhagen verließ. Frau von Wolleben dagegen schien sehr bald ihre bisherige Taktik gegen den angefeindeten Particulier zu bereuen; sie mochte herausgerechnet haben, daß sie bei einem friedlichen Vergleiche mit dem „gefährlichen Menschen“ sich entschieden besser stehen werde, als bei dem ungleichen Kampfe, und sie machte damals und später mehrmals Versuche, wieder festen Fuß in Goldenhagen zu fassen; aber stets vergeblich. — „Friedlich! anspannen!“ dieser Befehl ihres Schwiegersohnes an seinen Ruffher, — laut aus dem Fenster hinausgerufen — war beinahe alles, was ihr als „Willkommen“ entgegenkallte, wenn sie „in ihrer mütterlichen Fürsichtigkeit alles Geschehene vergessen und ihre Tochter durch ihren Besuch auf einige Zeit erfreuen wollte.“ — wie sie sich ausdrückte; — man belohnte sie mit Unbant, und sie gab nach einer solchen trüben Erfahrung ihre oftmals geäußerte Absicht einer dauernden Uebersiedelung von

Waldgreif nach Dreifstrahlen hin, um Goldenhagen näher zu sein, dann endlich gar immer auf. —

Minna's Schwiegermutter, zu welcher sie sich viel mehr hingezogen fühlte, als zu ihrer eigenen Mutter, war leider durch ihre mehr und mehr zunehmende Kränklichkeit an ihre Stadtwohnung in Dreifstrahlen, ja meistens sogar an's Zimmer gefesselt. Sie konnte höchstens ganz kurze Besuche in Goldenhagen machen, und da das junge Paar — wie schon erwähnt — die erste Zeit sich nur auf dem Gute aufhielt, da wenigstens die junge Frau ihrerseits sehr selten zur Stadt kam, so sahen beide Frauen sich nicht oft.

Diese Entfernung von der wenn auch gegen ihren Sohn stets übermäßig nachsichtigen und schwachen, aber im Grunde des Herzens doch sehr braven und namentlich für ihre Schwiegertochter so sehr eingenommenen älteren Freundin raubte der jungen Frau eine in ihrer Lage und namentlich bei ihrer gedrückten Stimmung so sehr benötigte Stütze, welche ihr sonst vielleicht manchen Kummer erleichtert und späterhin manchen schweren Kampf weniger fühlbar gemacht haben würde. So kommt aber „Eins zum Andern,“ wie man zu sagen pflegt; und unter ganzes Leben besteht ja aus einer Kette von Umständen und Verhältnissen, welche wie einzeln vielleicht noch mehr oder weniger zu beherrschen vermögen, je nachdem wir Charakterstärke besitzen oder nicht, deren uns unsichtbarer Zusammenhang aber meistens außerhalb der Macht unserer Einflüsse liegt. — Wie ganz anders würde sich nicht das Leben Buchers und seiner geliebten Minna gestalten haben, wenn der Vater unseres Freundes — — ihm statt seines bloßen irdischen Namens nur 20 bis 30 Tausend Thalerchen hinterlassen hätte, gleich viel, woher sie gekommen wären! —

Einundzwanzigstes Capitel.

Zu Ende des zweiten Jahres ihrer Ehe wurde dem Dornigischen Paare ihr erstes Kind geboren, eine Tochter. Dies kleine Wesen gewährt wohl der jungen Mutter einen von ihr in tiefster Seele geschätzten Ersatz für die sonstige Entbehrung ihres Herzens; aber es vermochte doch nicht, eine wirkliche innere Annäherung der beiden Gatten herbeizubringen; ja! der Vater warf einen gewissen Groll auf die Kleine, weil sie — ein Mädchen war. Dornig hatte sich ja doch nun einmal in den Kopf gesetzt, daß dies Kind ein „Junge“ sein müßte, und es war, als wenn er gar nicht begreifen könnte, wie denn etwas anders kommen dürfte, als er es sich vorgestellt hatte. Mit Ausnahme der verunglückten Militärcarriere — (und die „Geschichte“ hatte er bereits mit Ausnahme der „Heen und Romphen“ längst wieder vergessen) — war ihm bisher alles nach Sinn gegangen; seit seiner Verheirathung aber schien es anders werden zu wollen, und seine Entdeckung trug allerdings nicht dazu bei, das Verhältnis der beiden Ehegatten zu einander freundlicher zu gestalten.

Die rücksichtslose Art und Weise, wie Dornig damals seine Täuschung über die Geburt einer „Tochter“ aussprach, veranlaßte selbst seine eigene Mutter, zum ersten Male im Leben, ihrem Sohne entgegen zu treten und ihm ernstlich gemeinte Vorwürfe zu machen.

Frau von Wolleben hatte nämlich in ihrer Eigenschaft als „Großmama“ einen neuen Versuch gemacht, sich in Goldenhagen wieder fest zu setzen, war aber nicht nur „von ihrem Herrn Schwiegerbräutigam in großer Weise zurückgewiesen, — wie sie erzählte, — sondern selbst von ihrer eigenen undankbaren Tochter gebeten worden, nicht noch Del in's Feuer zu gießen. So wird die Fürsorge der Eltern heut zu Tage belohnt!“ — setzte sie hinzu. —

Unter diesen Umständen war die gute alte Dame

aus Dreifstrahlen trotz ihrer Kränklichkeit nach Goldenhagen hinaus gekommen, „um ihre Schwiegertochter zu pflegen.“ Wenn nun auch aus der Pflege selbst natürlich nicht viel wurde, da die Wieglerin selber so schwächlich war, daß sie zugleich mit ihrer etwas vermöhten und anspruchsvollen Kammerzofe höchstens eine neue Last herbeigeschafft hatte, so bildete ihr liebevoller mütterlicher Zuspruch doch eine überaus werthvolle Aufstützung für ihre Schwiegertochter, wie diese späterhin oftmals zu ihren Freunden erwähnt hat.

Mit aufrichtigem Kummer sah diese Mutter, welche ihr ganzes Leben daran gesetzt hatte, ihren Sohn glücklich zu machen, — (freilich in einer Weise der Erziehung, welche das gerade Gegenheil beinahe zur Folge haben mußte,) — mit aufrichtigem Kummer sah sie nun, wie wenig die Hoffnungen in Erfüllung gegangen waren, welche sie an die Verbindung eines so liebewürdigen weiblichen Wesens, wie Minna von Wolleben, mit ihrem Franz geknüpft hatte. Auch sie hatte freilich das Jähre dazu beigetragen, diese unnatürliche Ehe zu „maden,“ indem sie weniger nach den Gefühlen des Mädchens, als nach der augenblicklichen Laune ihres vermöhten Sohnes gefragt und sich lediglich nach der letzteren gerichtet hatte; aber sie hatte trotzdem damit — ihrer Ansicht nach — doch nur das Gute, nicht bloß das Vortheilhafte gewollt, und sie genoß denn auch wenigstens den Trost, diese Reinheit ihrer Absicht von ihrer Schwiegertochter anerkannt zu sehen. Denn während die Letztere der eigenen Mutter sich mehr und mehr entfremdete und derselben wegen ihrer kalten Berechnungen ganz unerblickliche Vorwürfe machte, öffnete sie der zwar schwachen, aber so unendlich gutmüthigen Schwiegermutter ihr Herz mit vollem und offenem Vertrauen, geltend ihr die frühere Reizung für Bucher, den gegen sie ausgeübten Zwang, ihr vergebliches Bemühen, das Bild des geliebten Mannes gänzlich aus ihrer Seele zu verbannen, sprach dagegen auch zu ihr den festen, unverbrüchlichen Willen aus, im Uebrigen die einmal übernommene „Pflicht“ nach Kräften zu erfüllen und bat unter Thränen die mütterliche Freundin um ihre Hilfe, wenn auch nicht das Glück, so doch den Frieden ihrer Ehe herzustellen.

Für einige Zeit schien es beinahe, als ob das Letztere gelingen würde. Die alte Frau Dornig blieb den ganzen Sommer über in Goldenhagen und beredete dann Sohn und Schwiegertochter, einige Monate des Winters bei ihr in Dreifstrahlen zum Besuch sich aufzuhalten. So sehr Minna auch das Stadtleben — namentlich unter den obwaltenden Verhältnissen — haßte: sie besogte dennoch den Rath ihrer Schwiegermutter, — welche ihren Sohn und seine Eigenhümlichkeiten ja genugsam kannte, — und sie bezwang daher nicht nur jene Abneigung, sondern that auch alles Mögliche, um ihrem Gatten Unterhaltung zu verschaffen — um seine unglückselige „Rangemeile“ zu verbannen. Sie knüpfte die früheren Bekanntschaften wieder an, besuchte Gesellschaften und sah solche bei sich, — da das Quartier ihrer Schwiegermutter ihr hierzu zur Verfügung stand — sie verschmähte es nicht, wieder mehr auf ihre Toilette zu geben, damit ihr Gatte mit ihr „Staat machen könne,“ — wie er ausdrücklich verlangte, — ja! sie ließ sogar einmal bei sich eine kleine Komödie aufzuführen, und die guten Dreifstrahler gingen nun wirklich an, in ihren „Kaffees“ und „Thees“ die „augenscheinliche Aenderung in dem Verhältnis der Dornigischen Eheleute zu einander“ ausüblich und mit aller Hoffnung für die Zukunft zu besprechen. —

Alein es war dies alles doch nur „äußerer Schein.“ Das ganze Benehmen der jungen Frau, so gut es auch gemeint sein mochte, entsprang aus einem unnatürlichen und deshalb wirkungslosen Zwange, und wenn es auch — von den Bitten und Bureben der Mutter an ihren Sohn unterstützt — so viel bewirkte,

daß der Letztere im Ganzen gleichfalls noch den „äußeren Schein“ bewahrte, so vermochte es doch nicht mehr, irgend eine wirkliche Besserung herbeizubringen; das Mittel war, wenn es überhaupt jemals von dauernder Wirkung hätte sein können, nunmehr jedenfalls zu spät angewandt worden, und hierin lag allerdings ein großer Fehler der jungen Frau gegen die Klugheit: Dornig war nach dreißigjähriger Ehe bereits bis zum Stadium vollständiger Gleichgültigkeit gegen seine damals doch noch so reizende Gattin gelangt. —

(Es ist freilich viel leichter einen Mann anzuziehen und für sich zu gewinnen, als denselben dann auch dauernd zu fesseln, und eine Ehe, — (wie ich sie nennen könnte,) — in welcher lange nach der silbernen Hochzeit die erwachsenen und gleichfalls schon verheirateten Kinder an dem jarten, liebevollen Verhältnis der Eltern zu einander, an ihren Ueberraschungen und Aufmerksamkeiten bei Gelegenheit der Familienfeste, ja an ihren Scherzen und Neckereien ein so überaus liebliches Beispiel häuslichen Glücks für sich gewinnen können, eine solche Ehe ist allerdings ein „Himmel auf Erden“, aber — wohl nicht allzuoft zu finden!) —

Zweicundwanzigstes Capitel.

Um jene Zeit ließ ich mich hier in Dreißigstrahlen als praktischer Arzt nieder, — fuhr Wolf in seiner Erzählung fort, — zuerst natürlich nur mit der „Familienpraxis“ betraut, — setzte er lächelnd hinzu, — nach einiger Zeit aber auch in die „Armenpraxis“ und so allmählig weiter hinaufsteigend.

Die ältere Frau Dornig hatte zwar ihren bewährten Hausarzt, wollte aber doch wohl meiner Mutter — aus alter Freundschaft — eine Freude machen, und nahm mich daher zu ihrem zweiten ärztlichen Berather an. Du lieber Gott! Was konnten wir beiden Jünger des Aesculap ausrichten, wo ein organisches Leiden seinen langsamem aber sicheren Weg fortsetzte, unbeirrt durch unsere von uns selber schon ohne Hoffnung des Gelingens angewandten Mittel. Gegen die Natur sind wir Menschen mit all unserm Wissen, Willen und Können doch recht armselige Stümper!

Auf diese Weise aber kam ich in jenes Haus und wieder mit Dornig und mit seiner Frau zusammen. Meine erste Begrüßung mit der früheren „Krone unserer Tanzstunde“ mag von meiner Seite allerdings etwas kühl gewesen sein; denn ich hatte kurz zuvor unsern alten Bucher getroffen, — wie ich nachher erzählen werde, — und ich war auf Minna wegen ihrer Ehe mit Dornig eigentlich „gar nicht gut zu sprechen.“ Aber mein Unwille gegen sie verminderte sich sehr bald in aufrichtiges Mitleiden. Es hätte gar nicht der genaueren Berichte meiner Schwester Julie bedurft, um mir recht bald den Stand der Dinge klar vor Augen zu bringen: der äußere Firniß über dieser Ehe war gar zu durchsichtig, wenigstens für die junge Mutter, anstatt ihr einen tröstlichen Anhalt zu gewähren. — Es ruhte nun einmal kein Segen auf dieser Verbindung! —

Dornig hatte zwar die Stadtordnung seiner verstorbenen Mutter für sich beibehalten, aber seine Gattin zog sich doch sehr bald wieder mehr und mehr aus aller Gesellschaft zurück und lebte nur ihren Kindern. Den Letzteren war die Landluft natürlich am zuträglichsten,

und dies gab für Jene wohl einen sehr willkommenen Vorwand ab, selbst im Winter gar nicht, oder nur auf sehr kurze Zeit nach Dreißigstrahlen zu kommen. Der Herr Gemahl dagegen veräumte allerdings nicht, die Winter-Ansüßungen mitzunehmen, um so mehr, als er (ungewöhnlich zeitig in seinen Jahren) — auf einmal sehr schwerfällig und torpulent wurde, und dadurch sich behindert sah, dem Jagdbergnügen in gewohnter Weise sich zu widmen.

Sein Freund, der Particulier Herr von Rouletti, pflegte nach Beendigung seiner Wadefaison wohl auf einige Monate in Dreißigstrahlen sein Zelt aufzuschlagen, und man „munfelte“ mancherlei über sein Ehin und Treiben während dieser Besuche. Die Polizei soll ihm bereits hart auf den Fersen gewesen sein, als er seinen letzten Winter hier zubrachte und plötzlich spurlos verschwunden war, nachdem er allerdings — wie Frau Jama behauptete — vorher von seinem eigenen Bufenfreunde Dornig bei Gelegenheit eines kleinen „Zeugens“, bei welchem es nicht mit rechten Dingen zugegangen sein sollte, mit gehörigen Prügelein bedacht worden war. —

Was brauche ich Dir aber überhaupt noch Specialien über Dornig zu erzählen. — schloß Wolf diesen Abschnitt seiner Mittheilung: Du kannst Dir ja denken, wie es kommen mußte. Der Herr Rittergutbesitzer hatte das unbeschränkte Eigenthum des Gutes nicht aus Liebe zur Landwirthschaft, oder aus Erieb zu einer geregelten Thätigkeit so bringend gewünscht und so eifrig erstrebt, sondern „um eine Figur zu spielen“, und um unter Andern auch das zu erlangen, was er „Selbstständigkeit“ nannte. Du lieber Himmel! Niemand war weniger selbstständig, als er, wie überhaupt in seinem Charakter und Wesen, so auch speciell in seiner Eigenschaft als Landwirth; — aber er glaubte doch, es zu sein. —

Da er über die Principien der Bewirthschaftung eines großen Gutes sich niemals gründlich unterrichtet, sondern in Grobelwitz nur etwas über die Felser und zur Jagd geritten war, und dann sich in Waldbreiß „amüßirt“ hatte, so war er nicht nur gänzlich abhängig von seinen eigenen Dienstleuten, namentlich dem „Inspector“, welcher den Betrieb speciell zu leiten hatte, sondern er fiel auch (hüchlos einem jeden Speculanten in die Hand, wenn ein solcher es nur verstand, ihm eine „neue Idee“ recht eingänglich zu schildern und ihn zu deren Annahme zu überreden.

Was hat Dornig — beiläufig bemerkt — nicht alles „verlucht“; es ist fabelhaft, wie viel Geld er „für nichts“ ausgegeben und wie gründlich er mit seinen „Projecten“ das schöne Gut heruntergebracht hat! — Gewissenlose Inspectoren machten sich die Unkenntnis und die Launen ihres Herrn natürlich zu Nuße, redeten ihm stets das Wort, bekräftigten ihn in seinen „Verluchten“, und — verließen dann nach einigen Jahren ihre Stellung, um sich „mit ihren Ersparnissen selber zu etabliren“ und — sich in's Häußchen zu lagern. — Ehrlichere und aufrichtigere Leute aber jagte der „Herr“ selber schon viel früher wieder fort, denn — „wie konnte solch ein Kerl sich unterstehen, ihm widerzusprechen, es besser wissen zu wollen? Das fehlte noch! Subordination muß sein!“ u. s. w. — — Dornig's verschiedene Verluhte mit der Traimierung von Rennpferden, mit einer theuer angekauften und für einen Spottpreis an den Schwager eines „Inspectors“ wieder veräußerten Stammshäferlei, mit Ackerdrainirung und Wiesenbereelung u. s. w. — alles „mischmaß“ durch einander — sind lange Zeit hindurch ein stehendes Thema der Benützelung gewesen; denn sie entpanden nicht dem ersten Streben nach Besserem, sondern der Vangeweile, dem Dünkel, der Eitelkeit, oftmals wohl auch dem Meide: dieser Gutsnachbar hatte etwas Neues eingerichtet, — das mußte Dornig auch besitzen; — jener hatte un-

gewöhnliche Erfolge erzielt, — sollte er etwas voraus haben, da doch sein Gut sich mit Goldehagen nicht messen konnte! — und so wurden Alene gefaßt, halb ausgeführt und dann, nachdem sie oftmals so und so viele Tausende gelostet hatten, nutzlos bei Seite gelegt, weil der „Herr“ der Sache überdrüssig geworden war.

In der letzten Zeit hat Dornwig's Schwerfälligkeit und Korpulenz so sehr zugenommen, daß er sich mit „Plänen“ nun auch nicht mehr befaßt, sondern seinen „Inspektor“ wirtschaften läßt, wie dieser Lust hat, und daß er nur noch sitzende Vergnügungen genießen kann, — wie er sich genial ausdrückt; — d. h. also das beliebte „Zeuchen“, viel Essen und Trinken, — letzteres jetzt bereits in starkem Uebermaß, — und „ein bißchen Kunstgenuß“, worunter er den Besuch des Theaters versteht, namentlich an denjenigen Tagen, an welchen eine nicht eben im besten Aufse stehende „Prinzeßin der Bühne“ auftritt, die seit einiger Zeit sehr elegant eingerichtet sein soll, und bei welcher Dornwig zu finden ist, wenn man ihn im Naths Keller oder im „goldenen Löwen“ verfehlt hat. — Daß bei einem Umgange dieser Art selbst das letzte bißchen Schein von dem frühesten sogenannten „insinuanten Wesen“ längst verschwunden ist, daß der sonst wegen seiner „Vernehmlicherer“ von uns so stark verachtete Herr sich in niedriger oder zweifelhafter Gesellschaft nachdagerade am wohlsten fühlt, bedarf wohl keiner Erwähnung. Vergab geht es schnell!

Frau Dornwig kommt fast gar nicht mehr nach Dreisählen herein. Außer ihrem ältesten Mädchen und deren kleinem, schwächlichen Bruder, welcher im dritten Lebensjahre starb, hat sie noch ein Kinderpaar geboren, von welchem das jüngste, ein Mädchen, gleichfalls starb. So leben jetzt noch die älteste Tochter und ein Sohn. Der Tod ihres kleinen Mädchens griff die durch ihre Gemüthsleiden so furchtbar neröös geordnete Frau in dem Maße an, daß wir eine Zeitlang für ihren Verstand fürchteten. Es gab ganze Tage, während welcher sie star und stumm dafah, ihr thranenloses Auge auf einen Punkt gerichtet, und ohne die geringste Theilnahme für irgend etwas, was um sie her vorging. —

Mein älterer Colleague, der Hausarzt der Dornwigschen Familie, konnte die erforderlichen, fast täglichen Fahrten nach Goldehagen hinaus nicht gut machen, und so ließ ich mich bewegen, ihn bei jener Gelegenheit zu vertreten. Damals war es, daß meine Schwester Julie mir diese Briefe hier ausshändigte, indem ich zur richtigen Behandlung meiner augenscheinlich gemüthskranken Patientin der möglichst vollständigen Kenntniß ihrer früheren Lebensschicksale, Gebanken und Ideen bedurfte. —

Es gelang mir, die Kranke wieder herzustellen, natürlich — wie Du Dir wohl denken kannst, — wohl durch freundliche oder vielmehr freundschaftliche Zusprache, als durch irgend äußere Mittel. Ein Brief Buchers an die Kranke, der einige, welchen er jemals an sie geschrieben hat, in welchem er ihr sein Wort gab, daß er niemals an ihr gezeuifelt habe, dieser Brief, welchen er absahte, nachdem ich ein langes Gespräch mit ihm über meine Patientin gehabt hatte, und den er mir zur Ausshändigung anvertraute, dieser Brief that Wunder, und ich weiß, jene arme duldende Frau bewahrt ihn noch jetzt an einem sichern Orte auf wie eine heilige Reliquie, welche sie niemals vergeblich um Trost angeht, wenn sie desselben bedarf. —

Ihren dringenden Wunsch, mich fernerhin als Hausarzt beizubehalten, durfte ich nicht erfüllen, da ihr Gatte allzuehr dagegen ist. — (vielleicht ahnt er, daß ich ihn und sein ganzes Thun und Treiben zu klar durchschaut habe, als daß er nicht fürchten müßte, einen entzweiebenden Wegner in seinem Hause aus- und eingehen zu sehen) — und so treffe ich denn die für die Gesundheit ihrer Kinder fast allzu sehr besorgte Mutter

nur manchmal mit vorher durch meine Schwester Julie verabredeter Zufälligkeit in der Wohnung der Letzteren. —

Ich hörte durch Onkel Langer, daß Frau Dornwig diesmal ihren Gatten auf seiner Terminreise begleitet und ihre beiden Kinder mitgebracht habe; — die Tochter ist jetzt bald 15 Jahre alt, der Sohn dagegen 4 Jahre jünger. — Ich vermüthe daher, daß Julie mir heute Abend eine Bestellung machen wird, und daß ich vielleicht morgen Vormittag der Kinder wegen um Rath werde gefragt werden. Willst Du die Frau nicht wiedersehen?

Ich weiß noch nicht, — entgegnete ich. — Aber Du wollest mir noch über Bucher erzählen! —

Dreihundzwanzigstes Capitel.

Auf Bucher schlug die Nachricht von der unrettbaren Zerstörung seiner schönsten Lebenshoffnungen so jäh und unerwartet ein, — ein Fluß Wolf in seiner Rithteilung for, — wie ein Abis aus heiterem Himmel. Auf welche Weise er eigentlich von seinem Verlust in Kenntniß gesetzt worden ist, weiß ich nicht; er hat sich niemals darüber ausgelassen. Seine Freunde in Tinselt wollten bemerkt haben, daß er nach erfolgter glänzender Ableistung seines juristischen Examens, welches — wie er früher doch selber geäußert hatte — den Grundstein zu seinem ganzen künftigen Lebensglück bilden konnte, — ungeheuer verändert aus der Residenz zurückgekehrt sei, körperlich und geistig niedergebuegt, statt daß er doch über die ehrenvollen Anträge und Ausshichten, welche ihm überall in Folge seiner anerkannten Leistungen entgegen kamen, recht froh und glücklich hätte sein können und sollen. Man meinte aber, er habe sich wirklich vorher allzuehr angestrengt, als daß diese Folge unerwartet erscheinen könnte; man rüth ihm, ein halbes Jahr lang ganz auszurufen, — der Kommerzienrath Fißhermann wollte ihn durchaus zwingen, den ganzen Sommer über in seiner Villa zu wohnen und sich in der Landluft zu erholen, — man bot ihm hier und dort an, sich an erheitenden Tonen zu betheiligen: — aber Bucher lehnte alle diese freundlichen Anerbietungen ab, und Clärchen Fißhermann schmolte „nun aber wirklich in vollem Ernst“, als der junge Altesor seinen formellen Abschiedesbesuch machte, um bei einem Ober-Landesgerichte einzutreten.

Wohl, lieber Herr Bucher! — sagte der Kommerzienrath, als er den jungen Mann durch den Garten bis zur Treppe nach dem Landungsplage hin geleitete, — Sie wollen es nicht anders haben! Daß meine Frau und ich Sie sehr hochschätzen und lieb haben, brauche ich Ihnen doch wohl nicht erst zu wiederholen; daß mein Clärchen jetzt ernstlich böse ist über Sie, kommt auch nicht gerade aus Abneigung, hm! nicht wahr? Sie hätten hier den Sommer über auf der Villa wohnen und sich ausruhen sollen; Ihnen läuft die Carriere nicht davon! Hier könnten Sie sich pflegen und erholen und Ihre alte natürliche Heiterkeit wieder gewinnen, welche in der staubigen Residenz und beim abschüchlichen langweiligen Examen ganz benebelt und verflümmert worden ist. Nun? was sagen Sie?

Ich werde Ihr Wohlwollen, Ihre große Güte gegen mich niemals vergessen, — entgegnete Bucher, indem er mit aufrechter Fühung die Hand des jovialen, herzlichern Mannes ergriff, — glauben Sie mir, mein verehrter, lieber Onkel! es fällt mir schwer, sehr schwer, aus Ihrem Kreise zu scheiden, aber —

So thun Sie es doch nicht! — fiel der Kommerzienrath ein, und zog den Fortgehenden beinahe mit Gewalt von der Treppe wieder zurück, — kehren Sie auf der Stelle mit mir um, und nehmen Sie Besiß von Ihrem Zimmer.

Wenn Sie wüßten, wie tief mich Ihre offenherzige, väterliche Zuneigung rührt, —
 Bah! bah! Keine Nebenbarten! Ja! ich habe Sie von Herzen lieb, mein junger Freund! Ich liebe Sie wie einen Sohn, ich — offen und ehrlich! — ich wollte, Sie wären mein Sohn; einen bessern könnte ich mir nicht wünschen.

Wie ich nach dem Tode meines Vaters noch keinem Manne, wie Ihnen, so kindliche Verehrung habe widmen können. Leben Sie wohl, mein Gönner! Sie machen mir das Herz zu schwer! — Und mit diesen Worten war Bucher schnell die Treppe hinunter gegangen und hatte das Dampfgeschiff bestiegen, ohne sich umzusehen.

Der Kommerzienrath blieb an der Gartenpforte stehen; seine Frau und Tochter sahen dem Scheidenden vom Balkon herab nach. Alle Dreie winkten mit ihren Taschentüchern ein langes „Lebewohl“ nach dem Schiffe hin, als dieses seine nur wenige Minuten unterbrochene Fahrt stromaufwärts wieder fortsetzte. Bucher stand an dem Schiffsbord gelehnt. Die Art, wie er kurz vor dem Umgeben um die Stromede, dort an der Stelle, von wo ab die Villa durch Gehölz verdeckt wird, seinen Abschied noch einmal nach dem Lande hin erwiderte, zeigte von tiefer innerer Erregung. —

Der alte Fischermann beschrieb späterhin die ganze Scene dem Justizkommissarius, durch welchen ich sie nach Jahren erfuhr, — bemerkte Wolf in seiner Erzählung. — Deutlicher konnte ich doch nicht sprechen, lieber Freund! — sagte er mit lomschem Bedauern, — und doch hielt ich es für meine Pflicht, dem jungen Manne offen und ehrlich zu zeigen, daß mir ein solcher Ehrenmann als Bewerber für die Hand meiner Tochter von Herzen willkommen sei, mochte er nun schon ein Amt haben oder nicht. Und meine Frau meint, Herr Bucher hätte unser Glücken auch recht gerne, das habe sie oftmals beobachtet. Warum erklärt er sich denn nicht? Was hindert ihn? Ist er etwa anderweitig gebunden? —

Bucher sagte mir vor Kurzem, — entgegnete der Justizkommissar, — als ich einmal bei ihm „auf den Tisch klopfte“, wie es denn nun mit einer kleinen Frau Ahefforin sei? er werde niemals heirathen. — Was eigentlich hinter dieser Absicht stecken möge, konnte ich nicht herauskriegen. —

Selbst als Clärchen Fischermann nach zwei Jahren die „glänzende Partie“ mit dem Baron von Nachselbern machte, und der Justizkommissarius seinem alten Freunde zu dem hohen Schwiegerohne gratulirte, taunte der Kommerzienrath ihm als Erwidrerung in's Ohr: Nun ja! schon gut! Wir Beide werden uns doch kein Feind für ein ll machen wollen? Der Herr Baron ist mir ein recht thuerer Schwiegerohn; aber die Weibsbilder hatten sich's ja einmal in den Kopf gesetzt, und — ich habe mich nicht länger sperren wollen; aber — Bucher wäre mir hundertmal lieber gewesen! —

Kurz nach seiner Versetzung an's Oberlandesgericht traf ich mit Bucher nach langer Trennung wieder zusammen, — fuhr mein Erzähler fort. — Ich hatte inzwischen aus den Briefen meiner Mutter und Schwestern Anbeutungen über die Erlebnisse unserer „angebeteten“ Minna von Wolleben erhalten und war begierig, Bucher's Empfindungen nach dieser Richtung hin kennen zu lernen. Doch bei der leisen Anspielung auf jene Angelegenheit unterbrach unser alter Freund mich sogleich mit den Worten: „Laß dies für immer unberührt, Wolf! Nur so viel: ich habe niemals an ihr geworfeilt und werde es niemals thun. Aber trotz aller unserer sogenannten „Freiheit des Willens“ sind wir Menschen ja doch im Grunde nichts weiter, als Spielbälle in der Hand eines unsichtbaren, unbegreiflichen Schicksals, dem wir uns beugen müssen. Thun wir dies Veltre wenigstens auf eine unser würdige Weise: sprich nicht mehr davon!“

Wie Bucher einige Zeit beim Gerichte arbeitete und dann bierher in seine jetzige Stellung kam, hat er Dir wohl selber schon mitgetheilt. Im Laufe der Jahre hat er einen Theil seiner früheren jovialen Heiterkeit zurückgewonnen; — er weiß sich auch sehr zu beherzigen. — Er ertrage sein Geschick als „unverbeßlicher Junggeselle“ wenigstens „auf eine anständige Manier“, pflegt er lachend über sich selber zu scherzen. Ich verstehe, was er damit meint; ich weiß, daß die tiefe Wunde in seinem Innern niemals vernarbt ist, niemals sich schließen wird, obgleich er Andere in dieser Beziehung zu täuschen versteht und mit mir — seiner damaligen Anbeutung gemäß — nur seine einzige Mal, als er dann den Brief schrieb, über jene Verhältnisse gesprochen hat. Ich achte seinen Willen! —

Er hat es verstanden, jedem persönlichen Zusammentreffen mit seiner früheren „Liebe“ auszuweichen, wie viele Jahre auch seit dem Dir geschilderten Ereignissen vergangen sind, und wie oft auch der Zufall beide in verschiedenen einander ganz nahe brachte. Minna's große Zurückgezogenheit hat natürlich jene Absicht begünstigt. Mit Dormig aber hat er sich sehr oft und bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen; sie grüßen einander kalt und förmlich und behandeln sich äußerlich völlig gleichgültig.

Wiß Dormig denn jetzt von dieser früheren Liebe seiner Frau? — fragte ich.

Doch wohl! — meinte Wolf; — allein daß irgend Jemand so viele Jahre hindurch eine völlig zweck- und nutzlose Neigung immer noch bewahren könne, liegt so ganz und gar außer dem Horizont Dessen, der von jeher gewöhnt gewesen ist, nur dem Augenblick und seinen Freuden zu leben, daß er „diese Geschichte für längst abgethan hält.“ — Wie diese Ehe sich übrigens gestaltet hat, würde eine Eifer sucht Dormig's wegen jener Neigung, selbst wenn er sie als noch vorhanden ansehe, doch nur durch eine äußere Veranlassung hervorgerufen werden, da er nach den weisen Regeln der sogenannten „guten Gesellschaft“ es sich selber freilich nicht im Geeringsten übel nimmt, seiner Gattin untreu zu werden, dagegen sich für einen wahren Märtyrer halten würde, wenn sie etwa seinem Beispiele folgen wölte. —

Vierundzwanzigtes Capitel.

In einer weiteren Besprechung dieser Verhältnisse wurden Wolf und ich durch die Meldung des Dienstmädchens unterbrochen, daß „Herr Körbel und Frau Gemahlin soeben eingetroffen seien.“ So verfügten wir uns denn sofort in das Wohnzimmer der Doctorin, wo unsere kleine Abendgesellschaft abgehalten werden sollte.

Wie verschieden waren doch diese beiden Ehen des Wolf'schen und Körbel'schen Paares von jener mir kurz vorher geschilderten unglückseligen Fessel, welche die arme Minna von Wolleben an ihren Gatten band! — Wie wohl that mir die Beobachtung der herrlichen Uebereinstimmung in Gedanken und Gefühlen, welche sich bei Jenen offenbarte!

Frau Körbel hatte sich wirklich ganz merkwürdig conservirt; etwas voller in der Figur, ein wenig mehr ausgebildete Gesichtszüge; sonst beinahe unverändert die leibhaftige Dittlie Sängers.

Eine solche Anknüpfung an unsere frühere Bekanntschaft, wie die Erwähnung dieses Factums meinerseits, konnte natürlich nur dazu beitragen, „unsere Begrüßung noch „röfiger“ zu machen, als sie ohnehin wohl schon gewesen sein würde.“ — meinte Körbel zu seiner Dittlie, indem er sie gleichzeitig marnie, solchen abentheuerlichen Litteraten auch nicht ein einziges Wort zu glauben. Als seine Clogen sind eitel Dunst und Weirauch, Blendwerk der Hölle; hörst Du Tille; nicht ein Titelchen wahr. Er sieht Dir recht gut an, daß Du eigent-

lich schon bald eine Großmutter sein könnte; aber er denkt an die „Tanztunde“, und da dichtet er nun ein Bißchen. — Was heißt denn Dichten? — fragte er mich dann, wie seine Warnung erklärend; — allerhand dummes Zeug aus den Fingern herauszulaufen, nicht wahr? Personen und Ereignisse beschreiben, welche niemals existirt haben, also lägen! Wui! schäme Dich! schäme Dich, alter Gesell! —

Ich blieb natürlich die Antwort nicht schuldig, und Wolf trat auf meine Seite. Wir stellten J. B. die Behauptung auf, daß Körbel's geliebte reale Wissenschaft, die Mathematik, dann auch seiner eigenen Ansicht nach nichts anderes sei, als eine große Lüge, da sie ja nicht nur völlig unbefangene Größen als vorhanden annehme, ja sogar sie mit Buchstaben tausche, sondern nun auch mit ihnen anfangs zu rechnen und aus solchen in der Luft schwebenden Facit dann die hervorbranntesten Schlüsse ziehe. —

Nun war das Kreuzfeuer eröffnet. Die beiden Heiliger und gescheitern Frauen waren auf diese Art der Unterhaltung schon „eingerückt“, wie Wolf mich lachend beruhigte, und es war wirklich eine Freude, mit anzuhören, wie sie sich daran beteiligten. Da! Da waren zwei „exemplarische Hausfrauen“, welchen wohl kaum der kleinste Mangel in ihrem Hauswesen hätte nachgewiesen werden können, und die — geistige Gesähr-tinnen ihrer Gatten waren, nicht bloße Kinder, Koch- und Waschfrauen! Und nichts dabei von äußerem Schein; alles einfach und natürlich! —

Wir fiel als Gegenstück plötzlich jene Dame ein, welche, — weil es doch nun einmal Mode ist und zum guten Ton gehört, — so fleißig die Symphonie-Concerte in der Residenz besucht und sich den Anschein giebt, als ob sie etwas von dieser Kunst verstehe. Neben ihr sitzt eine Gesinnungsgenossin, und beide „Kunstkennerinnen“ pflegen während des Orchesterpiels sich zu einander hinzuneigen und dabei die Augen zu verdrehen, als müßten sie vor Entzücken „verrinnnen“. Im vorigen Winter ging's ihnen aber recht fatal. In der Beethoven'schen Symphonia eroica theilten sie sich — wie ihre Nachbarn glaubten — wieder ihre beiderseitige Begeisterung mit; es war bei jener Stelle im zweiten Abschnitt des ersten Theils, wo auf ein lange andauerndes Forte plötzlich eine Generalpause von zwei Taktten eintritt. Welchen poetischen Herzenserguß — durch das lange Forte begünstigt — hörten die Nachbarn der beiden Damen? — „Ich losche sie mit Vollen!“ — raunte die eine „Kennerin“ der andern in's Ohr. — Gerechter! Während jener Symphonie hatten Beide sich über die Bereitung von „Sarpfen in Bier mit oder ohne Vollen“ oder über dergleichen unterhalten! Aber sie vermaßen keinen Symphonieabend; bewahre! und ach! sind immer so entzündet. — Auf den Schein kommt's ja doch an in der „bösen Welt!“ —

Ein klein wenig „förmlicher“ wurde das Gespräch, als Grunow mit seiner Frau sich eingefunden hatte. Die Letztere erschien in einem rauschenden seidnen Kleide, mit einer schweren goldenen Uhrkette und einem dito sehr kostbaren Armbande. Sie hielt sich wohl für verpflichtet, mir etwas „Schmeichelhaftes“ zu sagen, und fuhr mir sogleich mit der Klatschricht in die Parade, daß sie meine „reizende Novelle“ in dem von ihr gehaltenen Journal gelesen habe.

Aber warum denn so „aufgedonnert?“ — hatte der stets überausrichtige Körbel beim Erscheinen des Seidenkleides ausgerufen, was aber durch einen Blick seiner Wittile und durch ein leichtes, kaum merkliches Kopfschütteln derselben zum augenblicklichen Stillschweigen gebracht worden.

Hast guten Appell, mein Junge! — raunte ich dem Freunde zu, auf seine Gattin deutend. —

Meine Junge läuft manchmal ein Bißchen mit mir

davon, — entgegnete er lachend, — dann kriege ich von ihr einen moralischen Rippenstoß, und ich sage Dir: sie hat immer Recht. 's ist ein famoscs Weib! — Und dabei leuchteten seine Augen, die lieben, offenen, gutmüthig sprechenden Augen, welche stets verrathen mußten, was ihr Eigner denke und empfinde, und ich las J. B. in ihnen, daß Körbel in jedem Augenblicke doch eben so sehr „verliebt“ war in seine Wittile, wie er es vor mehr denn zwanzig Jahren gewesen. — Ah! so muß es sein, wenn die Ehe ein beglückendes Band, nicht eine beengende Fessel bilden soll! —

Höre mal, Körbel! — redete Wolf diesen an, — Du hast irgend ein Geheimniß auf dem Herzen; ich lese es in Deinen Augen.

Ich auch! — meinte Grunow, — und zwar ist es etwas Angenehmes.

Wir ist auch schon der Argwohn gekommen! — setzte die Doctorin hinzu. —

Nun, und wenn es so wäre? — bemerkte Körbel halb verlegen; — etwa vor einer Stunde — — Berathe es nicht! — unterbrach Bucher, noch in der Thüre stehend, den Sprechenden, — das muß eine feierliche Ueberraffung werden! — Und Onkel Lanzer und Bucher, welche Beide bis dahin noch gemeinschaftliche „Termingehälter“ zu befragen gehabt hatten, begrüßten uns Uebrigen mit einem „Schönen guten Abend!“

• Da bin ich also, Kinder! — setzte der Onkel hinzu, und reichte einem Jeden einzeln die Hand, — aber wo ist denn Julie? —

Auch Wolf hatte vorher schon geäußert, daß er nicht begreifen könne, wo seine Schwester bleibe, daß sie ihm am Morgen ganz bestimmt versprochen habe, recht früh zu kommen. — Die Damen wußten jedoch allerhand mögliche Entschuldigungsgründe herauszufinden, und wir Herren mußten ihnen natürlich bestimmeu. —

Wöllig waren Bucher und Körbel in's Nebenjimmer hin verschwunden und hatten die Thür hinter sich zugemacht. — Jetzt kommt gewiß die fiesliche Ueberraffung, — sagte der Onkel und rieb sich vergnügt die Hände. —

Wir waren noch mit dem Austausch unserer Vermuthungen beschäftigt, was denn wohl in aller Welt die Beiden vorhaben möchten, als Bucher wieder hereintrat und Frau Wittile Körbel etwas in's Ohr flüsterte. — Diese stand nun lächelnd auf und setzte sich vor das Fortepiano hin. Wir Uebrigen waren in der That auf's Höchste gespannt. —

Meine Damen und Herren! — begann Bucher sodann mit einer überaus tiefen Verbeugung, — unser lieber Freund Berger hier pflegte stark zu sein im Arrangiren von lebenden Bildern. —

— (Aha! — schalteten Wolf und ich hier ein.) —

Seit er zuletzt in der würdigen Stadt Dreifrahen in diesem Kunstzweige wirkte, sind manche Jahre über uns dahin gegangen, und — (seine Stimme klang für einen Moment etwas gedrückter) — und wir haben wohl Alle hier in unserm Kreise mehr oder weniger unser Theil übernommen gehabt an den Sorgen und Mühen, welche das Leben darbietet. Aber die Mühen wüßten doch aus das Dasein, und die „alte Couleur“ reißt sich heute einmal wieder die Hände und sagt sich: „erstreck, eifrigem Streben bleibt auch der Lohn nicht aus!“ —

Als Männer erfreuen wir uns in treuer Freundschaft gemeinsam des Erfolges, wie wir als Knaben gemeinsam die Saat säen. Mag denn zur Feier unseres heutigen Wiedersehens auch ein lebendes Bild gestellt sein, das jenen Satz in einem einzigen dreißigebigen Wort darstellt und welches der „Couleur“ zur Ehre und Freude gereicht. Der Kürze halber gleich das Ganze! — setzte er dann noch lächelnd hinzu, und Frau Wittile begann auf dem Fortepiano eins unserer alten Quartette zu spielen. —

Es waren in der Eile Stühle vor die noch verschlossene Thür hingestellt worden: in der Mitte ein Lehnstuhl, in welchen Wolf sich hineinschob. Neben mir nahmen dann meine beiden alten Genossen aus der „Coulcur“ Bucher und Wolf Platz. —

Auf ein Zeichen Bucher's ward die Thür geöffnet und — vor uns stand Körbel.

Mit der ihm eigenen Geschäftlichkeit nahm Bucher aus irgend einem Frauenmantel oder Tuche, vielleicht aus Beiden zusammen, einen herrlichen Talar mit prachtvollem, künstlichem Faltenwurf hergestellt und die „Statue“ damit bekleidet. Ein entsprechendes Barrett zierte das Haupt. — In der linken Hand hielt die „Statue“ eine große Tafel — abgeschraubter oberer Theil eines Ofenschirms mit Papier verkleidet, — mit allerhand seltsamen, durch Kohle gemalten mathematischen Figuren darauf; die Rechte ruhte wie beherrschend oder die Wahrheit bekennend auf dem Herzen. —

Bucher hatte Recht gehabt: es war — „trotz alledem“ — eine Art feierlicher Stimmung, welche uns Alle, und namentlich uns alten Freunde für einige Minuten überlam; aber es ruhte in ihr ein recht freudiges, wohlthuendes Gefühl, und Bucher ruhte denn auch die heitere Farbe sehr bald dadurch wieder hervorzuweisen, daß er laut ausrief: Nun? Gerathen! Welches Wort stellt das Bild dar? —

Wir bekannten sämmtlich, daß wir durchaus nicht im Stande seien, eine passende Lösung zu finden, so schön auch das Bild an sich erschien. Beinahe hatte unser lautes Bravo bereits eine Wiederöffnung der geschlossenen Thür bewirkt; aber noch immer war die Bedeutung des Bildes nicht klar.

Nun denn! — rief Bucher dirigirend aus. —

„Nach einmal öffnete sich die Thür, und zu den Füßen des „Bildes“ lag ein Vogen Papier, auf welchem nur großen mächtigen Buchstaben in Kohle das Wort: „Professor“ geschrieben stand.“

Professor der Mathematik in Waldgreif! — rief Bucher noch erklärend aus; — wir Alle antworteten mit einem aus vollster Seele tönenden Jubelruf, Körbel warf schnell seine Hülle ab, trat in unsern Kreis zurück, und — er und seine liebe Gattin nahmen dann unsere herzlichsten Glückwünsche entgegen. —

Erst vor einer Stunde war ihm die Nachricht von seiner Wahl zugegangen; Bucher hat gleichfalls — auf einem andern Wege — Kenntniß davon erlangt. — Waldgreif ist eine durch reichen Grundbesitz ungewöhnlich hoch dotirte Universität. Wir wußten also, daß, abgesehen von der höchst ehrenvollen Stellung, auch in dem Einkommen unsern Freundes eine sehr erhebliche Verbesserung eingetreten war. Die Frauen behandelten dieses letztere Thema mit besonderer Vorliebe in ihrer nun folgenden Besprechung; wir Männer erwähnten schmunzelnd und mit Händelschütteln, „daß die „alte Coulcur“ sich denn doch ganz nett herausgearbeitet habe.“ Onkel Lanzer behauptete, daß er in unserm Kreise wahrlich und wahrhaftig auf einmal so ein 20 Jährigen jünger geworden sei, und daß er sich ungefähr einen rüstigen Fünfsziger fühle. —

Der „Professor“ theilte nun natürlich die Ehre des Abends mit mir. Ich brachte, als späterhin die „Bottle“ auf den Tisch kam, seine Gesundheit aus; er leitete die meinige mit einer „Nede“ ein. Himmel! Wie schnell und wie angenehm die Zeit verging! — und ohne Karten! —

Aus vor Tische war Wolf von dem Dienstmädchen hinausgerufen worden und dann — wie es mir schien — etwas erregt wieder eingetreten. Er sprach einige Worte zu seiner Frau. —

Doch nichts Unangenehmes? — küsterte ich ihm fragend zu. —

Julie kam überhaupt heute Abend nicht kommen! — entgegnete er, — vorerst weiter nichts!

Ich hatte ein dunkles Gefühl, daß doch wohl mehr dahinter stecke; allein augenblicklich wünschte Wolf, den heitern, gemüthlichen Abend nicht zu stören, und wie hätte ich ihm jüwiler handeln können. —

Onkel Lanzer erzählte über Tische, daß seine Nichte ihm gedroht habe, ich solle ihm in meiner nächsten Novelle als einen „alten Pfenninger“ darstellen.

Und was schreibst Du denn jetzt? — fragte Grunow mich. —

Ich habe noch keinen bestimmten Plan gefaßt, — entgegnete ich, — der Zufall giebt sehr häufig den ersten Anstoß.

Wir wollen ihm einen Plan vorschreiben! — schlug Wolf vor, und seine Idee fand allgemeinen Anklang.

Was soll es also sein? — fragte die „Professorin“, welche zu meiner Linken saß, während die liebenswürdige Wirthin den Platz an meiner rechten Seite einnahm, — etwas „Nährendes“?

Um Gottes willen nicht! — rief Onkel Lanzer ganz entsetzt aus, — nur nichts Nährendes! Das paßt ja bloß für junge Töchter unter 15 Jahren und für alte Damen weit über 50; höchstens außerdem noch für „alte Jungfrauen“, d. h. wenn sie das „dritte Stadium“ bereits erreicht haben.

„Drittes Stadium?“ — fragten wir neugierig; — welche „Stadien“ sind das, Onkelchen! welche ein „Jung-felle“ durchmachen muß?

Nicht alle, aber die meisten Jungfrauen! — ergänzte Onkel Lanzer sein Urtheil; — unser Bucher hier gehört z. B. nicht in die Sorte.

Nicht entschließen wollen, Onkelchen! — riefen wir wieder, auf den jovialen Alten eindringend, und Bucher war der Erste unter uns Waburern; — die „Stadien“ mittheilen! die Stadien! Onkelchen! —

Wohl! — sagte der Onkel, — wenn Ihr sie noch nicht kennt, will ich Euch bezeichnen: also erstes Stadium: Lebenslust — (dinners, soupers, corps de ballet); — zweites Stadium: Verbitterung — (Carlsbad, Rissingen, alte mütterliche Hausgattlerin eines „allein stehenden Herrn“); — drittes Stadium: Sentimentalität — (Missionvereine, „rührende Erzählungen“ und — — — a! Du heilige Magdalena! am Ende doch zuletzt noch eine eheliche Verbindung mit der „treuen Pfliegerin!“) — So, nun wißt Ihr's! —

Des Onkels Beschreibung der „drei Stadien“ wurde mit Jubel aufgenommen; namentlich unsere Damen behaupteten, daß dieselbe der „Wirklichkeit“ einnennen sein müsse. — Auch darin wurde dem Onkel beigestimmt; daß ich also entschieden nicht bloß etwas „Nährendes“ schreiben dürfe. —

Ich sinne für etwas „Historisches!“ — sagte unser „Professor“ ironisch, — irgend ein kleines aufgemärktes Nagout aus dem „Beder“ mit der pilanten Brähe von eingout — wenn auch nur erfundenen — Staldbalg-schichten übergeben. Die Damen lieben es so sehr, auf diese Weise „Wichtigkeits zu studiren!“ —

Ah, du liebe Zeit! — unterbrah Bucher den Sturm des Unmuths, den die Frauen auf unsern unglücklichen „Professor“ ausgoßen, weil er ihre Romanlectüre nicht für ein Geschichtsstudium ansehen wollte, — ah, du liebe Zeit! Die „böse Welt“ hat ja allen Glauben verloren, auch den an das „Historische“! — Der arme Schriftsteller! — Er läßt z. B. den „Fürsten“ in seinem „Kabinet“ sinnend auf und abgehen. — Da! da ist ein „historisches Factum“, mit welchem er recht gut ein ganzes Capitel ausfüllen kann: er draugt ja nur die Teppiche, die Vorhänge, die Möbel, Tische, Stühle, Kommoden, Eschranke, Stoff und Farbe des Sophabezuges, die seltenen Kunstgegenstände, Porzellan und dergleichen ganz genau zu beschreiben, was doch alles in einem „Kabinet“ notwendiger Weise immer stehen oder liegen muß; er hat dann nur nöthig, den

„Fürsten“ — (ein „Fürst“ muß es nämlich mindestens sein; — nicht wahr, meine Damen? — lieber ein „Herzog“ lieber noch ein „Prinz“, noch lieber ein „König“, am liebsten natürlich „der Kaiser!“) — er hat also nur nöthig, den „Fürsten“ einige Minuten lang an's Fenster treten zu lassen, „im Ansehen der herrlichen Landschaft verunken“, um sämtliche Oelbilder der letzten Kunstausstellung im Detail wieder geben zu können, und dann? — dann kommt ihm vielleicht nachher irgend ein abschaltender Kritiker und beweist, daß der betreffende „Fürst“ ja von Jugend auf vollständig lahm gewesen sei, also niemals hätte auf und abgehen können! — Die Pest über den infamen Kritiker! —

Oder der Autor läßt eine seiner „Hauptstücke“ los und beschreibt den Herzog im geheimen Gespräche mit seinem alleinigen Vertrauten: alle Thüren sind sorgfältig verschlossen; hinter alle Vorhänge haben die Beiden ihre Plafen gestekt, unter alle Tische und Sophas geduckt, sie sind allein, ganz allein, ein Zuschauer ist nicht im Entferntesten denkbar! — Und nun wird jene fürstliche Intrigue „angezettelt“, welche unschlar über Europa grenzenlosel Glend gebracht, alle Reiche aus den Fugen gerissen haben würde, wenn nicht — „dort in jenem einsamen und gleichfalls fest verschlossenen, sorgfältig vor jedem fremden Späherbilde verhängenen kleinen Dachstübchen ganz am andern Ende der Stadt, ober in einer andern Stadt, oder in einer fernern Stadt in einem ganz andern Lande u. s. w. ein geheimnißvoller Mensch ein geheimes Blättchen Papier aus einem geheimen Schubfache seines geheimen Wandschrankes genommen, einige geheime Worte in einer geheimnißvollen Zeichensprache hinzugesagt und dann dies Blättchen einem „dort an jener Strafenede wartenden Unbekannten“ übergeben hätte, welcher Unbekannte nun — natürlich von Niemandem bemerkt und nicht in seinen braunen Mantel gehüllt — (diese historischen Aemtel sind nämlich immer „dunkelbraun“) — auf einem geheimen Wege zu einem andern geheimnißvollen Hause geht und durch eine geheime Thür, welche in einem geheimen Gange führt, — spurlos verschwindet. —

Bravo! bravo! — riefen wir Alle aus; Bucher war in der „richtigen Stimmung“, das war nicht zu verlernen. —

Eugene Sue, der Vater solcher „Geheimnisse“, — fuhr unser Satiriker fort, — leitet solche „spannenden Momente“ gewöhnlich mit der herrlichen Lebensart ein: in diesem Augenblicke ereignete sich „etwas Seltsames.“ —

Und was ist der Lohn des „Autors“ für die Mühe, die „geheimten Geheimnisse“ ausgekündet zu haben wie eine alte Citrone? — Ist es wohl denkbar? — Nachdem in einer so „interessanten Weise“ der historische Gang der Ereignisse verfolgt ist, fraut wohl gar eine nachweise Lelerin aus der Pensionsanstalt: aber woher weiß denn der Autor alle diese so überaus sorgfältig bewahrten Geheimnisse? Will er uns etwa einbilden, daß er u. i. w. u. i. w. — Ah! — wie soll denn ein unglücklicher Autor da noch Lust behalten, „Weltgeschichte zu schreiben.“ —

Natürlich begrüßen wir diese Darstellung mit lautem Jubel. Aber Bucher hatte sich doch mit ihr in eine schwierige Lage gebracht. Die Damen behaupteten nämlich — mit sehr geschickt dargestelltem Zorne, — alles, was ein „Avolant“ sage, sei an und für sich schon bloße Haarfalterei und Sophistik; auch gebe es noch ein viertes Stadium des Junggefellentums, nämlich das Stadium der Ironie. Durch seine soeben vorgebrachten ironischen Bemerkungen über den Leseschmack der Damen habe nun Bucher nichts anders beabsichtigt, als eine ganz abschlechte Verleumdung des „ästhetischen

Damen-Leseculubs“, deren Mitglieder sie seien, und — von allen Seiten her wurde der „Bösewicht“ deshalb attackirt.

Wir Männer halfen getreulich mit, auf ihn einzuhauen, denn je lebhafter der Kampf entbrannte, desto reicher sprühten die Funken seines Humors, und unsere Angriffe trugen nur dazu bei, dem „Avolanten seiner selbst“ allerhand komische Paradoxen zu entlocken, welche er dann mit einem noch viel komischeren Scheinbaren Ernste vertheidigte.

Dazwischen erkallte von Zeit zu Zeit Wolf's Romanabowort: Berger! ausrufen! — Grunow! Dein Glas her! — Röbel, — ich wollte sagen „Herz Professor!“ — Du trinkst ja nicht! — Meine Damen! Die Bowle ist noch halb voll! u. s. w. —

Du schmeckst den Zeitgeschmack studirt zu haben, — sagte ich zu Bucher, — und da ich doch gar zu gern die Zufriedenheit meiner verehrten Leserinnen erlangen möchte, so könntest Du mir vielleicht einige Fingerringe geben, wie denn eigentlich eine Erzählung beschaffen sein muß, damit der „ästhetische Leseculub“ hier selbst dieselbe als „interessant“ passiren läßt.

Ja, ja! — riefen die Damen aus, — lassen Sie uns mal hören, Herr Avolant! was Sie da drauf zu sagen haben! Allgemeiner Tadel ist leicht; aber wir bitten nun ganz bestimmte Darlegung! Sie haben bloß wieder in's Blaue hinein behauptet; im Grunde wissen Sie doch nicht, wie wir eine Erzählung haben wollen; nun? wollen Sie peccavi sagen, oder nicht?

Noch nicht! — antwortete Bucher lächelnd, und unser Zweck, ihn zu einer seiner heitern Auseinandersehungen zu bringen, war erreicht.

Meine verehrten Gönnerinnen, — so begann er darauf, — wollen für ihre „Unterhaltung“ vorerst einen „Selden“ haben. Himmel! wie schön muß er sein! und mit welchen vitterlichen Tugenden ausgestattet. Reiten er können, wie der beste Kunstreitergehilfe; schäßen gleich einem Försterburlichen und tanzen, als wenn er die Ambition hätte, in das corps de ballet einzutreten. Wie die Fliegen im September müssen alle armen weiblichen Wesen vergehen, wenn sie seiner gefälligen Person zu nahe kommen! Und wie muß bei alle dem sein Mund von Weisheit überfließen. Es ist z. B. dem „Selden“ rein unmöglich, ein Stückchen Kalbsbraten zu verzehren, ohne gleichzeitig „seinen Göthe“ mit Braten-sauce zu übergießen. Zum Fisch hat er vielleicht schon Lessing „verarbeitet“, und zum Dessert kommt Kant und Hegel an die Reihe. Der „Seld“ muß zeigen, daß er was gelernt hat.

Und nun die „Seldin“! — welche ein „Engel“ muß sie sein! „Strahlende Augen unter vornehm gemöblten Brauen; mähbraune Locken, die sich über den adalasternen Nacken ringeln; Rosenlippen mit einem unadahlmlichen Lächeln; eine Elyptidenackel mit elastischem Gange;“ — das alles ist zwar selbstverständlich, muß aber natürlich doch nachdrücklich haarflein aufgeklärt werden. Dabei muß die „Seldin“ immer so gezeichnet sein, daß die Lelerin alle Vorzüge derselben in sich selber verkörpert wieder zu finden glaubt, denn das schmeidet so angenehm.

Rein absichtlich! — unterbrach lachend die „Professorin“; — eine solche Verleumdung hätte ich Ihnen nicht zugetraut, Bucher!

Noch kennt kein Gebot! — entgegnete der „Bösewicht“ mit scheinbarer Zerknirschung. —

(Es fällt mir beim Niederschreiben dieser Ereignisse in unserer damaligen Abendgesellschaft plötzlich ein, wie ich — vielleicht unbewußt — bereits im ersten Theile dieser Novelle von Bucher's Rathschlägen und Belehrungen in soweit Gebrauch gemacht habe, daß ich — fast mit seinen eigenen Worten — einen Zuschauer ausstieß und ausführte, auf welche Weise ich wohl eigent-

lich meine ganze Erzählung hätte beginnen sollen, um die gute Meinung meiner Leserinnen zu sichern. Ich hoffe auf Verzeihung wegen dieser kleinen Wiederholung, schon um der Ehrlichkeit willen, mit welcher ich also hiermit eingesteh, daß es Bucher's Fiedern waren, mit denen ich mich im ersten Theile schmückte. —

„Held und Helbin“ — dicirte Bucher weiter — müssen sich nun mo möglich schon im ersten Kapitel und zwar sogleich beim allerersten Bild, den sie auf einander werfen, sofort sterblich in einander verlieben, — und sich natürlich zum Schluß des letzten Kapitels auch „kriegen.“ Dies ist nämlich der Kunstausdruck, und darüber, daß sie sich kriegen,“ haben die meisten Leserinnen sich mit ihrem Leihbibliothekar ja schon vorher verständigt, veracwissen sich hierüber auch noch zum Ueberflus durch Einsicht des Schlußes, welcher übrigens eactlich in allen interessantesten Erzählungen ganz einfach folgendermaßen lauten könnte: Letztes Kapitel: So! Ihr armen Gewäldten! da habt Ihr Euch endlich! — (lanze, stumme Umarmung) — morgen ist Eure Hochzeit! Abgemacht! Sela! —

Hui! Bucher! — erschalle es wieder aus dem Damentreife, — wie unathetisch! Nein! Es ist afscheulich! Solche Befanpfung! u. f. w.

Anfang und Schluß sehen also fest, — fuhr der „Vösendit“ ganz ruhig fort, nachdem er sein Glas geleert, es gefüllt zurück erhalten und mit Allen der Reihe nach unter ganz ernsthafter Miene angefoßen hatte, — aber dazwischen liegt das weite, reiche Feld der „spannenden Verwidlungen.“ Gerächter! Wie werden die armen „Liebenden“ gemartert, bis sie endlich in den Hafen der Ehe gelangen. Und dann hört es mit einmal auf, als ob mit der Ehe nicht das Leben gerade erst anfänge! Glauben Sie mir übrigens, meine Damen! Wenn die Heirathen im gewöhnlichen Leben auch nur halb so reich wären an „spannenden Verwidlungen,“ wie Sie dieselben beschreiben wünschen: ach! wie wenig Hochzeitsgebühren würden die ehwürdigen „Diener der Kirche“ einnehmen! Nur tollköhische Bauehälse würden ja überhaupt noch an Ehe denken können!

„Unverbeßelicher Junggeselle!“ — erschalle es einstimmig mit lautem Gelächter.

Ja, aber! — vertheidigte Bucher sich, — ist es denn nicht wirklich übermenschlich, was oft so ein regelrechter „Held“ durchmachen muß? und die „Helbin“ natürlich nicht minder! — Die beiden „Liebenden“ können z. B. keine Wasserpartie zusammen unternehmen, und — das Boot schlägt um: sie fällt auf der Stelle in Ohnmacht, er in den reißenden Strom. — (Spannung: wie, wo, wann werden sie wieder in ihr Leben kommen?) — Sie tanzen eine unshuldige Polka zusammen, und — sie gemahrt plötzlich den spähenden Krid einer Tante, welche gewiß „Pöses sintt,“ er wird von einem Nebenbuhler auf den Reß getreten und muß den Veleidiger natürlich forbern. Ohne Duell, ohne Noth und Tobeschlag wäre die Sache zu nüchtern. — Alle Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde müssen von dem Autor „interessanter Erzählungen“ herangezogen werden, um „spannende Verwidlungen“ um „Gheimnisse“ anzuhäufen.

Wollen Sie mir glauben, meine Damen! — aber wirklich in Ernste, — daß diese sogenannten „Verwidlungen“ mir sehr oft eine Art fomischen Mitleids erregen mit dem armen abgehentten Helden? — Himmel! Der Unglückliche könnte am Ende doch einmal ganz unversehens mit der Nase darauf stoßen; denn, wirklich! es gehört eine fast übernatürliche Geschicklichkeit seinerseits dazu, dies nicht zu thun. Etwa wie die Sänger bei der Gartenscene in Figaro's Hochzeit oder im Don Juan u. f. w. sich so sorgfältig in Acht nehmen müssen, einander nicht auf die Zehen zu treten oder willenlose Ohrfeigen zu geben, da es doch nun einmal „Nacht“ auf der Bühne ist, und sie einander ja nicht sehen sollen,

obgleich sie während ganzer Viertelstunden oder noch länger mit den Händen umher tappen, gegen die Bäume aurenen und einander in die Ohren singen, daß mandmal selbst ein Orchester von hundert Personen davon überönt wird, — alles um des „dramatischen Effekts“ willen! — — „Effekt, Effekt!“ — das ist also mein schließlicher Rath, den ich Dir auf Deine Aufforderung ertheile, — schloß Bucher lachend seine Auseinandersetzung, — und nun hoffe ich, unsere lebenswüdrigen Damen werden mich nicht ganz und gar für einen Verleumder halten.

's ist wahr, — sagte Onkel Lanzer als Uebergang zu dem mit unserm heiterem Kritiker abzuschließenden Frieden, — 's ist wahr: Bucher hat wahrhaftig nicht so ganz Unrecht, wenn er ein Bißchen einhaut auf die Effekthascherei. Welche unnatürlichen Helben und Helbinnen und was für wunderbare Verwidlungen werden Einem manchmal aufgetischt. Allerdings: mit gewöhnlichen Menschen, d. h. mit einfachen Personen, deren Charaktere, Handlungen und Verhältnissen, wie wir sie — mit ihren Vorzügen und Fehlern — im wirklichen Leben antreffen, damit sind ja so sehr viele Leser heut zu Tage nicht mehr zufrieden!

Wir aber sind es, — sagte die Doktorin zu mir gewandt, — und nun hat der Onkel mich auch so eben auf den Plan gebracht, lieber Herr Berger! welchen ich Ihnen für Ihre nächste Novelle aufgeben möchte. Nehmen Sie ein Stück aus dem wirklichen Leben, beschreiben Sie Ihre „alte Couleure!“ —

Bravo! Ja! Das war eine gute Idee! — erschalle es zustimmend von allen Seiten. —

Wohl! — entgegnete ich, — sei es so! Aber doch auch mit den zugehörigen Damen?

Versteht sich! Gewiß! Ohne Zweifel! — stimmten Wolf, Körbel und Onkel Lanzer zu, — (Bucher schwieg,) — es auch die Damen sich nicht mehr weigern konnten. — Mit allen Unken und mit allen Ihren Fehlern? — fragte ich die Professorin.

Ja! — riefen die drei Frauen aus. — Zeigen Sie uns unser Spiegelbild, wahr und getreu, — setzte die Doktorin hinzu, — wir sind alt und verknüft genug, um ein paar Nuzeln vertragen zu können. —

Es wurde natürlich auf guten Erfolg für die Erzählung angefoßen, und unsere Damen erzeigten uns die Aufmerksamkeit, ihrerseits zum Schluß die Gesundheit der „alten Couleure“ auszubringen. —

Kinder! Kinder! Zwölf Uhr vorbei! — mahnte Onkel Lanzer auf einmal zum Aufbruche, und wir mußten uns endlich entschließen, unsern Kreis für diesmal aufzulösen. — Wie schnell, wie angenehm waren die Stunden uns vergangen. —

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Ich begleite Euch noch ein Stück, — sagte Wolf zum Onkel, zu Bucher und mir, die wir vorerst noch eine Strede Weges gemeinsam hatten, — ich möchte mich nach einer Patientin erkundigen. —

Ich weiß nicht, wie es kam; aber mir fiel sogleich das Fortbleiben von Julie Wolf ein und ich fragte daher:

Deine Schwester ist doch nicht krank? — Nein! die nicht! — antwortete Wolf und gab mir einen Wink, die Sache fallen zu lassen. —

Als wir auf dem „alten Martte“ uns trennen wollten, der Onkel, um nach dem „Deutschen Hause“, seinem Abtheigequartier, zu gehen, Wolf, ihn vorläufig noch begleitend, Bucher und ich auf dem Wege nach Hause, da gerade trat wieder eine Anzahl lärmender Gäste des „goldenen Löwen“ auf die Straße heraus, und ich erkannte sofort die schwerfällige, breite Gestalt, welche fast

schwankend von einem Genossen am Arme gepackt war und geleitet wurde: — es war Dorwigo.

Aber was — warum denn schon nach Hau — Hanse gehen? — lachte er: — jetzt wu — wurde es ja ge — gerade erst gemü — gemüthlich! Pulle Selt! Kellner! — schrie er dann so laut, daß die Wache vor der Commandantur laut lürend das Gewehr auf die Erde aufstampfte, — Pulle „Bollwasser!“ ha, ha, ha, ha!

Ein Begleiter zog ihn halb mit Gewalt von bannen, und wir hörten noch lange und von weither die lallenden Remonstrationen des rohen Vergnügling durch die Stille der Nacht bis zu uns heraufhören.

Mich danert nur seine arme Frau! — unterdrückte der alte Langer endlich mit theilnehmendem Ausdruck in der Stimme das Schweigen, in welchem wir noch wartend auf dem Plage gestanden hatten, — was muß sie empfinden, wenn sie ihn so nach Hause kommen sieht. Sie ist in der Stadt. —

Und dann ist sie es auch, die plötzlich wieder erkrankte, — wandte Bucher sich mit einer vor innerer Bewegung zitternden Stimme hastig an Wolf, — sie wird herbei! sage mir die Wahrheit, hörst Du? —

Sie ist bei ihrem Besuche in Juliens Wohnung in Dymnack gefallen, — berichtete Wolf ohne einen Moment der Högerung, — hat sich aber von selber wieder erholt, und Julie hat sie zu Fuß nach Hause geleiten können. Diese Anfälle sollen sich allerdings jetzt häufiger wiederholen. Julie schrieb mir vorhin ein paar stüchtige Zeilen, sie würde bei ihr bleiben, bis ich sie abholte, — möglichst spät, — und dann wollte sie mir Bericht erstatten.

Komm! — sagte Bucher, und wir gingen nun wieder alle Viere zusammen in dieselbe Straße hinein, welche wenige Minuten zuvor der Gatte der unglücklichen Frau vor uns betreten hatte: Buchern schien eine unbewußte Angst vorwärts zu treiben.

Verühige Dich, Bucher! — redete Wolf ihm zu, — laß uns etwas langsamer gehen, um nicht mit ihm zusammen zu treffen; was Du fürchtest, ist nicht, wenigstens nicht noch nicht; wie hätte ich sonst nicht augenblicklich unsern heitern Abend unterbrechen sollen, wenn dort auch nur ein Schatten von Gefahr vorhanden gewesen wäre!

Ah! Du täuschst mich nicht? — fragte Bucher mit gepreßter Stimme.

Gewiß nicht! — — — und wir gingen schweigend weiter. —

Dort ist ihr Schlafzimmer! — sagte Wolf leise zu uns, als wir vor Dorwig's Wohnung angelangt waren; ein schwacher Lichtschein hinter einem Fenster des ersten Stockes deutete auf ein Krankenzimmer hin. — In diesem Momente hörten wir im Hause, noch unten auf dem Hausflure, die lauten, lallenden Scheltworte Dorwig's, welcher kurz vor uns eingetroffen sein mußte.

Auf der Stelle fortja — jagen werde ich Dich, — schrie er, wahrscheinlich seinen Diener anredend, — warum hast Du mir nicht den Hau — Hau — Haus — schlüssel nachgebracht? Du Hal — Gallente!

Ich konnte nicht fort, — erschnuldigte sich eine halb unterdrückte Stimme; — schreien Sie aber doch nur nicht so sehr, Herr! Ihre Frau Gemahlin kam heute Nachmittag recht krank nach Hause und schläft jetzt ein Bißchen. Deshalb durfte ich ja das Haus nicht verlassen, weil die Marie oben zu thun hat.

Ah was! Das Bei — Weiberloß hat man immer Dum — Dum — Dummheiten im Kopf! — lachte Dorwig und schien von seinem Diener fortgeführt zu werden.

Als der rohe Mensch die Krankheit seiner Gattin als „Dummheiten“ bezeichnete, stürzte Bucher plötzlich mit geballter Faust und dem zwischen den Fingern herausgestohlenen Ausrufe „Schurke!“ auf die glücklicher Weise wieder verschlossene Hausthür zu. Er gestand

uns nachher ein, daß er in jenem Momente, ohne ein weiteres Wort zu sagen, Dorwig mit der Faust niedergeschlagen haben würde, wenn er ihn hätte erreichen können.

Wolf packte den Erregten hart an der Thür, und hielt ihn fest. — Bucher! Freund! — redete er ihm sanft zu, — was willst Du thun! Störe ihren Schlummer nicht; sie bedarf desselben! — — — Und unser armer Freund wußt wohl zugleich mit einem tiefen Ausrathen zurück, und ich sah, wie er trampschaft die geballte Faust auf seine Brust brühte, als wollte sein armes gepinnetes Herz die äußere Hülle zerprengen in dem heftigen inneren Kampfe.

Großer Gott! Wie schnell ist der Wechsel von Freude und Leid! wie eng ist oftmals die Grenze zwischen Glück und Unglück! und welche Fülle von tragischen Verhältnissen birgt dies gewöhnliche, alltägliche Leben, das sich vor unsern Augen abspinnt, als wäre es eine einförmige, alte Maschine, deren Räderwerk seit Jahrtausenden Zahn in Zahn greift und die bewußtlos so weiter getrieben wird, während doch in jedem einzelnen schlagenen Herzen eine Welt, eine eigene Welt wirft und weht und nach dem Lichte aufstreb, das wir die „Allmacht“ nennen! —

Vor wenigen Minuten noch hatten wir im Genusse unserer freundschaftlichen Besinnungen für einander und so heiter und glücklich gefühlt; und nun — welche Wehmüth, welch ein Schmerz über die Dymnack des einzelnen menschlichen Willens den allgemeinen Verhältnissen des Lebens gegenüber drang auf uns ein! Und welche Gegenläge!

Dort lag — Gemüths- und Körperkraft bis zum Brechen gebeugt — ein von der Natur so reich begabtes weibliches Wesen, und dachte vielleicht, wenn der matte Schlummer die Gedanken nicht mit einem wohlthätigen Schleier erstickte, dachte vielleicht den stillen Wunsch: „wenn doch nur erst alles überstanden wäre! alles vorbei! auf immer vorbei!“ — und der Mann, der sie liebte, daß er jeden Tropfen Blutes für sie freudig hätte hingeben können, den sie wieder liebte, mit der ganzen reinen Kraft ihrer schönen Seele, der Mann stand ohnmächtig da in seinem Schmerz wie in einem Kampfe gegen das, was wir Menschen „Schidung“ nennen, und schaute thränenschweren Blickes hinauf zum Fenster ihres Krankenzimmers, und durfte ihr nicht nahen, aus demselben Grunde nicht, aus welchem er lange, lange Jahre hindurch seine Liebe vor der Welt verborgen, seine tiefsten, heiligsten Gefühle mit der Maske heiteren Lebensübermuths verdeckt hatte, bis jetzt die Furcht, sie nun erst wirklich und auf ewig zu verlieren, die Furcht vor der Gefahr, die ihr Leben bedrohte, all diesen Schein auf einmal durchbrochen und sein Inneres aus Freunden rückhaltlos offenbart hatte, — und dieser Grund hieß: weil sie das Weib eines Andern war. —

Und dieser Gatte jener Frau! — In welchen Zustande lehrte er von nächstlichem Spiel und Trunk beim! Wie hatte er die Gaben des Geschicks genützt, die ihm vor so Vielen vorzugsweise zugeflossen! Sein eigener Diener mußte ihn ermahnen, den leisen Schlummer des Fiebers, — das er Dummheit des Weibervolles nannte, — durch sein rohes Schelten nicht gar zu lieblos zu stören! — — — Aber genug der Vergleiche! Wer weiß! Die „Maschine“ geht am Ende doch nur ruhig ihren Weg weiter, mögen wir an ihren mächtigen Rädern mit unsern schwachen Kräften aufbauen oder nicht; sie arbeitet unbeeirrt, ruhig und regelmäßig, und thut ihr Werk nach Jahrtausenden, wie wir einzelnen Menschen es nach Jahren oder Tagen vollbringen, oder nach Stunden ableisten, wie der Wächter, welcher in jener Nacht mechanisch seine Pfeife schüttelte, um den Schlafers, die ihn nicht hörten, sein „Ein Uhr!“ zuupfeisen,

— während wir vier Männer in der schmerzlichen Stimmung noch immer vor dem Haupte der Kranken warteten.

Endlich sahen wir eine weibliche Gestalt oben am Fenster erscheinen. Es war Julie Wolf. Sie hatte unsere Anwesenheit unten bemerkt und gab uns ein Zeichen, daß sie sogleich herunterkommen würde. — Wenige Minuten darauf war sie bei uns. —

Gefährlich? — fragte Bucher mit erregter Hast. —
Nein! — entgegnete sie ruhig, — für jetzt hat es nichts zu sagen! —

Sie gab mir einfach und herzlich die Hand, denn sie hatte mich wieder erkannt; aber zu weiteren Begrüßungen waren wir natürlich nicht aufgelegt.

Julie gab nun noch einen kurzen laconischen Bericht über die Krankheit, nur von einzelnen oben so bestimmten, kurzen und laconischen Fragen ihres Bruders unterbrochen. Frau Dorwig hatte ihr Nachmittags einen Besuch abgesehen, um sie zu bitten, wegen der beiden Kinder mit Wolf eine Unterredung herbeizuführen. Blödsinnig — mitten im Gespräche — war sie in die Sophaede zurückgefallen und fast eine Viertelstunde lang in demüthiger Ohnmacht liegen geblieben. Julie kannte diese Fälle schon von früher her und hatte die damals von ihrem Bruder vorgeschriebenen Mittel angewandt. Nach Verlauf von 4—5 Stunden hatte die Krauke — von ihrer Pflegerin begleitet — zu Fuß nach Hause gehen können; der Hausarzt hatte vor allem Ruhe und einige kühlende Mittel angeordnet, und seit zwei Stunden war denn auch ein equidender Schlaf eingetreten. —

Wir geleiteten während dieser Erzählung die treue Freundin nach Hause; dort angekommen nahmen auch der Onkel und Wolf von Bucher und mir Abschied, und wir Beide waiderten nun langsam und schweigend nach unserer Wohnung. —

Was Bucher mir in jener Nacht noch über die Gefühle und Leiden seines Herzens mitgetheilt hat, der tiefe Blick, welchen er mich in die reiche Fülle seines Seelenabends thun ließ, die Nacht seiner Selbstbetrachtung während langer, langer Jahre, wie ich sie von Neuem bewundern mußte: das alles gehört nicht hierher. —

Wolf kam ganz früh am nächsten Morgen zu uns. Er brachte nach Rücksprache mit dem Hausarzte die Nachricht, daß keinerlei augenblickliche Gefahr vorhanden sei, daß der Anfall als beseitigt angesehen werden könne, und daß Dorwig mit seiner Familie noch an demselben Nachmittage wieder nach Golbenhagen zurückkehren werde. Die beabsichtigte Unterredung Wolfs mit Frau Dorwig mußte für diesmal unterbleiben. —

Ich danke Dir von Herzen für Deine Theilnahme! — sagte Bucher zum Doctor mit einer so rührenden Einfachheit, daß mir fast die Thränen in die Augen traten.

Aber bereite Dich vor, — sprach Wolf zu unserm Freunde, indem er nochmals dessen Hand ergriff, — alle Symptome deuten auf ein Herzeiden hin, und Du weißt —

Ich weiß! — sagte Bucher tonlos. — Nach einer kurzen Pause setzte er dann noch hinzu: Wenn ich jenen Menschen gestern in gerechtem Zorne zu Boden geschlagen hätte, und wenn er — in dem Zustande, in welchem er sich befand — vielleicht im Fallen gefährlich verletzt worden wäre und dadurch oder sofort an den Folgen der Aufregung jenes Zustandes seinen Tod gefunden hätte, dann würde mich die Buchhauserstraße des Tobeschlägers, wenn nicht der Tod des Wörbers getroffen haben: denn so sieht's geschrieben! — Aber, — und seine Stimme lang furchtbar erregt, — wenn ein Schurke seine Gattin 20 Jahre hindurch langsam zu Tode foltert, dann — schadet das gar nicht. Und hat er nur Geld genug, wird die Welt schon Entschuldigungsgründe zu finden wissen. — — —

Er ging lange schweigend auf und ab. Wolf und ich hörten ihn nicht. Endlich blieb er vor seinem Lieblingsbilde stehen und schaute es sinnend an. Seine erregten Züge wurden allmählig ruhiger; nach einigen ferneren Minuten lehrte er sich zu uns, und fragte mit seiner gewöhnlichen, nun ganz ruhigen Stimme: Wollen wir etwas in Gottes freie Natur hinausgehen?

Wir folgten seiner Aufforderung.

Sechszwanzigstes Capitel.

Noch eine halbe Woche blieb ich in Dreistraßen, aber in stillerem Verkehr mit den lieben Freunden, als im ersten Tage unser Wiedersehen. Einen Tag brachte ich bei Körbel zu, einen andern mit Granows Familie in bekanntem Gartenhause seiner Mutter vor dem Thore, nachdem ich Morgens bei meinen weniger vertrauten Bekannten Besuche abgesehen hatte. Es war abgemacht worden, daß die genannten Familien, sowie Wolfs und Bucher stets mit mir zusammen eingeladen seien, und so genoßen wir recht innig unser Wiedersehen. Die spätere Abende und frühen Morgen blieben Bucher und ich im vertrautesten Verkehr allein; — das waren herrliche Stunden einer wahrhaft freundschaftlichen Erhebung. — — —

Alle diese lieben Freunde brachten mich zur Post, als endlich geschieden sein mußte. Denn ich wollte einen andern Weg zurück nehmen, und auf dieser Straße gab's noch keine Eisenbahn, sondern die Schnellpost bildete das langsame, alleinige Mittel zum Weiterkommen für die ungebildeten, räsonnirten Eilpassagiere. — Mir war diese Abwechslung recht lieb, und ich richtete mich mit einem förmlichen Genuß in meinem Cabriolet neben dem Conducateur zur Nacht ein. Zu meiner Freude hatten aber die übrigen Passagiere im Innern des Wagens Plätze genommen. Einsteigen! — kommandirte der Conducateur. — Noch einmal wurden die Hände gestrichelt und geschüttelt, noch einmal umarmten wir einander und küßten uns recht innig. Auch die Gattinnen meiner Freunde gewässerten mir die schwerliche Abschiedsbegrüßung. Statt der Worte sprachen die Thränen in unsern Augen eine bereite, herzliche Sprache: „Wann werden wir uns wohl wiedersehen?“

Lebt wohl, Ihr Lieben! —

Lebe wohl, Freund! —

Und noch einmal durchlebte ich in der Erinnerung die schönen, so eben vergangenen Tage, während die hohen Pappeln oder kraulen Ebereschendämme an mir vorüberflogen, und die Ghauffesteine mir anzeigten, daß ich eine Meile nach der andern mich weiter von den Freunden entfernte, und die Pferde auf den Stationen gewechselt wurden, und „Gierbier“ zu Abend servirt ward und allmählig die Nacht heraufzog und die Rücken zur Ruhe keltete.

Auch ich war endlich eingeschlummert, ermattet nach der früheren heiligen Aufregung und abgelenkt durch die ewig gleichmäßige Bewegung der dahinstolenden Schnellpost.

Zum Teufel! Was socht den zum Postillon ungeschalteten Gardetrommeter an, daß er plötzlich seine „Vierte lang“ über das holprige Pflaster einer Dorfstraße hinaussellen ließ, als gälte es, alle müden Schläfer in den Häusern gewalttham aufzuwecken? Kein Wunder, wenn sie sich vielleicht brummend auf die andere Seite legten, brummend oder laut schelten, und wenn die Passagiere drinnen im Wagen — mit den Köpfen gegen einander stoßend — sich ganz unwillig fragten: „Ist denn der Kerl verrückt geworden?“ —

Aber unmöglich konnte der Jorn lange andauern. Denn am kleinen Schause dort, wo die Ghauffesteine wieder beginnt und der Weg eben wird, da fielen die „Vierte lang“ ganz von selber in Schritt, — sie waren seit einigen Monaten daran gewöhnt worden, — und der „Schwager“

setzte dann sein Posthorn an den Mund und blies — das „Mantellied“ in die stille, mondhele Nacht hinein, so schön, so sanft und innig, daß die Passagiere verwundert aufschreckten und daß kein schlechteres Wort mehr über ihre Lippen kam. —

Und das kleine Giebelkünstler im kleinen Gäßchen öffnete sich ganz leise; und ein biederer Mädchenkopf bog ein wenig, ein ganz klein wenig aus dem Fenster heraus und lauschte dem alten Pöhlchenliede und dem darauf folgenden: „Sch hab' einen Schatz so lieb, so gut“ u. s. w., und suchte dann sichtlich das Lager nicht früher wieder auf, als bis die „Schneepfist“ hinter den Lannen verschwunden war, ja lächelte wohl später im Traume noch, in den doch gewiß jene Weise hinein klang, lange, lange nachher, als das Lied schon beendet war und der „Conducteur“ den „Schwager“ mit einem mürrischen „Verwärtel! Trost!“ aus seinen romantischen Liebesgeanken aufgeweckt und an die „verlorenen Minuten“ erinnert hatte. —

Ist jene Zeit auch für Dich „verloren“ gewesen, Du schmuder Pöhlchen? Oder ist das kleine Mädchen bald nachher Dein liebes Weibchen geworden, wie wir Passagiere — durch Dein Lied und die einsame Passagierin im kleinen Giebelkünstler wohl an eigenes „Nicken und Bessern“ erinnert — es Dir auf der nächsten Station so einstimmig wünschten, als wir Dir das unerwartete, nicht unbedeutende Trinkgeld ausschüttigten und mit Dir anstehen auf eine „kalte Hochzeit“? —

In meine Seele aber war jenes „Mantellied“ so wunderbar eingedrungen als Nachhall süßer Klänge aus längst vergangenen Zeiten, daß es mit dem Schlummer vorbei war, und daß — halb wie im Traume — der Plan zu dieser Erzählung an meiner Phantasie verortrag, wie Berg und Thal und Burgen und Städte und Flüsse und Seen in bunten Bildern an den Augen der schauenden Menge vorbeigeführt werden. —

Siebnundzwanzigstes Capitel.

Erst jenen Tagen ist mehr als ein Jahr vergangen. Der Plan zur Erfüllung meiner in der Gesellschaft bei Wolf gegebenen Zusage stand bei jener Zeit fest. Deshalb habe ich ihn erst jetzt ausgeführt? —

Ein Auszug aus einem Briefe Buders an mich, den ich vor einigen Wochen erhielt, möge dies erklären. Buder schreibt nach einer langen, innig bezüglichen Mittheilung, deren Inhalt nur für mich war, dann noch zum Schluß:

Und somit entbinde ich Dich Deines mir freiwillig gegebenen Versprechens: die bei Wolf angelegte Bekräftigung der Ergebnisse unserer „Ceuleur“ nicht vor dem Eintritt dieses Ereignisses liefern zu wollen. Minna ruht im Grabe. Wenn die „Welt“ — bei der von Dir beabsichtigten Veränderung unserer Namen — überhaupt in Stande sein wird, unsere Personen herauszufinden: jetzt soll's mich nicht mehr kümmern, es sie erfährt, daß jener kulturbedeutende Engel mich liebte und dieser Liebe trennlich bis über das Grab hinaus, mechten auch die „Verhältnisse“ ihr Fesseln auflerlegt haben, an denen sie endlich sich aufrichten mußte. Auch dessen habe ich ja kein Bedr, daß sie meine Seele erfüllt hat vom Moment an, mit welchem wir und zuerst begnadeten, und daß diese Liebe in mir fortbauern wird, so lange ich hienieden wandle. —

Daß ich der Vermund ihrer Kinder bin durch ihren letzten Willen, mit welchem jener Mensch sich einverstanden erklärt hat, weiß Du bereits durch Wolf, wie dieser mir erzählt. Vielleicht ahnte die Dulterin, daß ihr Platz nicht lange unausgefüllt bleiben würde und daß ihre Kinder eines Vermundes als Schatz — gegen eine Stiefmutter bedürfen mechten. — Man spricht hier bereits davon, daß D. nach Ablauf der „vergeschiedenen Trauerzeit“ seine Denna heirathen wolle. Sie wird Minna rächen; denn sie ist nicht bloß herrlichstüchtig, sondern auch klug und herzlich genug, ihren Willen zur Geltung zu bringen.

U d e.

Kleine Roman-Zeitung.

Der Trauring Napoleon's I. In der Familie Bonaparte wird der Trauring Napoleon's I. und Josephinens als eine Reliquie verehrt. Die Sage hat sich dieses Kleinods bemächtigt. So lange dieser Ring im Besitze der Napoleoniden ist, Inselange wird deren Stern glänzen; er wird erbleichen, sobald der Ring verloren geht. In der That erblich das Bild Napoleon's I., als er durch Zufall diesen Ring verlor. Ein nach letztmännlichem Anstehen von Umständen spielte diesen verlorenen Ring dem gegenwärtigen Kaiser in die Hände, und er begriffte diesen Schatz als den Vorboten künftiger Größe, vermischter Hoffnungen. Kein Wunder daher, daß sich dieser Sage auch der Schwindel bemächtigte, wie sich aus folgendem hier vorgekommenen Betrugsfall erweist.

Der Antiquitätenhändler Jules Herbert erschien vor einiger Zeit in einem Detel, woselbst der Engländer Edgar Hamilton wohnte. „Sir“ so ungefähr redete Herbert den Engländer an, „Ich bin in der Lage, Ihnen einen außerordentlichen Schatz zu bieten. Sehen Sie diesen Ring, betrachten Sie diese Inschrift: „10. Mai. Napoleon — Josephine.“ Dieses ist der Trauring Napoleons; für 5000 Francs ist er zu haben!“ Der Engländer schüttelte den Kopf, betrachtete den Ring nach allen Richtungen, und stellte ihn mit den Worten zurück: „Detel dupliren lasse ich mich nicht. Wäre dieser Ring der wahre Ring Napoleon's, ich glante, Napoleon III. hätte Ihnen eine Millen dafür.“

So ist es wirklich, erwiderte der Antiquar, da lesen Sie diesen Brief. Herr Mequard war seit Jahr und Tag mit mir wegen dieses Ringes in Unterhandlung; er bot mir 50,000, ja, in diesem Briefe sogar 100,000 Francs, das Kreuz der Ehrenlegion; aber auch Jules Herbert wollte den Ring nicht hergeben, melne politischen Grundzüge verletzten mir dies. Sein Vater war aus dem Familienhüter der Orleans angeheilt, und mußte meinen sterbenden Vater schwören, wie Hannibal seinem Vater schwor, den 2. December unter seiner Bedingung anzutreten. Was soll ich thun? Diesen Ring dem Nachhaber Frankreichs abzugeben, hiesse, seine Hoffnungen, die nun zu schwinden beginnen, aufs neue nähren; hiesse, seinen Glanz erhöhen; Herr! das kann ich nicht, das darf ich nicht. Jeter Kubete kann dies thun, ich darf es nicht. Durch eine Copie meines Vaters werde ich um Millionen betrogen, doch Sie! dieser Ring ist ein Kleinod, diese Briefe beweisen, was dem Kaiser an seinem Besitze gelegen ist.

Sir Edgar Hamilton überlegte, er prüfte die Papiere und entnahm denselben, daß dem Secretär des Kaisers kein Preis zu hoch sei, um den berühmten Ring zu erlangen; er schrieb, daß der ihm des Antiquars so stark sei, wie der Felsen von St. Helena und noch mehr. Nach einigen Tagen Ueberlegung zahlte Hamilton an den Krämer die 5000 Francs, und war überzeugt, ein glänzendes Geschäft gemacht zu haben.

Schon nach einigen Tagen schrieb Hamilton dem Prinzen

Napoleon, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn er das kostbare Kleinod, in dessen Besiz er „durch eifriges Nachforschen und beharrliches Suchen gelangt ist,“ von ihm als Zeichen besonderer Verehrung zum Geschenk annehmen würde.

Der Prinz war durch dieses Schreiben nicht angenehm überrascht: er hielt es für ratsam, mit seinem kaiserlichen Beiter den Gegenstand tête-à-tête zu besprechen, und das Resultat dieser unaufgeregten Conversation war, daß ein Polizeibeamter dem verfallenen Hamilton einen Besuch abstatte, und trotz aller internationalen Drohungen und Proteste, bei demselben eine Haus-suchung vornahm.

Man fand die Briefe Noquards und das seltene Kleinod; in Folge dessen und anderer Enthüllungen forschte man nach Herrn Herbert, welcher jedoch es vorgezogen hatte, sich den Verdrüßungen der französischen Justiz rechtlich durch die Flucht zu entziehen. Sir Edgar Hamilton glaubte an den an ihm bezagungen Betrag erst dann, als er sein Kleinod an den Händen der Polizei zurückgeliefert, sonderbarer Weise jedoch hatte die Polizei-Censur die Graburen auf dem Ringe vorher vermisst. So groß das Aufsehen dieser Ringgeschichte auch war, ward es den Mäthern verboten, davon Mitteilung zu machen, und sie wäre wohl ein Geheimniß geblieben, wenn nicht Sir Hamilton, nach London zurückgekehrt, in den Journalen Feind und Flamme über den an ihm bezagungen Ring gespielt hätte.

Der russische Soldat wied von J. Gordon, der allerdings polnische Fälschung und von dem glühendsten Haß gegen das Czarenthum erfüllt ist, mit folgenden Charakteristichen Strichen gezeichnet: „Ein Mäuserdsoldat! — Niemand kennt ihn genau, er ihn nicht in der Nähe gesehen und lange mit ihm verkehrt hat. In diesem stillen Automaten, unter dem marmor-gleichen Gesichte findet man gleichwohl sehr oft gefunden Menschenverstand, bisweilen sogar ein gewisses Urtheilsgelb und eine richtige Auffassung der Dinge um ihn her, die er sich zwar nach seiner Weise, aber richtig aneignet. Seine wahre Meinung äußert er nur vor Seinesgleichen. Nirgends kann man über Vorgesetzte, über kaiserliche Commissionäre, ausweichende Papen u. so viele treffende Wäße, sogenannte Klaffen, hören, wie in der Kaserne, doch überschreiten sie nie deren Schwelle. Aber alle Satyre und strenge Kritik hören auf, wenn die Rede auf den Czaren kommt. Wegen aller seiner Tugenden beschuldigt der Soldat seinen unmittelbaren Vorgesetzten, — weiter reicht sein Verstand nicht. Nach seiner Meinung weiß der Czär nichts von allen Mißbräuchen, denn „Gott ist hoch und der Czär weit“, sagt sein Sprichwort.“

„In diesen Worten muß man nicht etwa die Liebe des Untertanen zu seinem Herrscher suchen; man trit, wenn man kein Soldaten Liebe voransetzt. Die einzige Triebfeder, die ihn zum Gehorsam anhädt, ist die Furcht. Die Furcht des Soldaten ist aber keineswegs eine aus Furcht stammende Angst; — ich kann nicht sagen, daß der russische Soldat gar kein Gehorsam hätte — sondern er ist ein Kind der Einbildung, die natürliche Verfassung eines Menschen, der durch eine Kraft beugend ist, die er wie eine Naturmacht für unbesiegt hat. Der Soldat ist tapfer im Kampfe mit Gegnern, die er sieht, weicht aber vor der geheimnißvollen Macht, über die er sich keine Rechenschaft zu geben weiß. Die Regierungsgewalt ist ihm ein unbegreifbares Fatum, das sich mit Nothwendigkeit vollzieht. Die Idee, die er sich selbst von jenem ungeheuren Czarenthum entworfen, beugt ihn nieder; er trägt sie mit sich herum und füllt ihre ganze Paff im Commando seiner Offiziere. Sein Gehorsam ist kein bloß äußerlicher, man könnte vielmehr sagen, daß er in ihm mit religiöser Ergebung verbunden ist.“

„Auf den Gedanken des Soldaten an einen unsichtbaren Czaren stützt sich die ganze Macht Rußlands.“

Reithardt von Gneisenau's Herkunft. Wie der Vater des nachmaligen Feldmarschalls seinem Sohne erzählte, stammten die Reithardte ursprünglich aus Oesterreich, wo sie im Besiz des Schlosses Gneisenau, in der Gegend von Remberg, gewesen, aber in den Religionsverfolgungen als Evangelische, gleich so vielen Geschlechtern des österreichischen und steirischen Adels, Erde und Sand verlassen mußten und in Dürftigkeit geirieten. Die betreffenden Familienpapiere seien in Wien beim Brande seiner Wohnung ein Raub der Flammen geworden, ihr angestammter Name aber Reithardt von Gneisenau. In dieser ererbten Kunde bedienten sich Vater und Sohn dieses Namens, der in dessen Kleutenantpatent die landesbayerische Anerkennung gefunden und von da ab in allen folgenden Urkunden Friedrich Wilhelm II. und III., in der Erhebung zum Grafen Reithardt von Gneisenau und zum Feldmarschall die höchste Weiße erkalten hat.

Das Schloß Gneisenau findet sich, wie G. S. Perry in einer, bei K. Reimer erschienenen Biographie des Feldmarschalls mittheilt, noch jetzt auf gemauerten Karten im Mühlviertel, nördlich von der Donau, eine halbe Stunde von Klein Zell, und ist nach einander im Besiz der Gneissen, Perlebeiner, Reithardte, Märten, Hager, Jäger gewesen, jetzt der Herrschaft Eschenberg einverleibt. Im Jahre 1624 war es im Besiz der Perlebeiner, nach deren Abgang in dem der Reithardte. Es wird Gneisenau, Gneisenau, Gneisenau und Reichenau geschrieben, und anfangs schrieb sich der spätere Feldmarschall auch gewöhnlich Gneisenau, während er in einer preussischen Rangliste als Reichenau angeführt und von Herrn von Stein einmal Gneisenau geschrieben ist.

In späteren Zeiten der Mühe veranlaßte der Bankh, über seine Vorfahren noch mehr Aufklärung zu erhalten, den General, in älteren Geschichtswerken nachzuforschen; er fand dabei, daß eine Familie von Reithardt in Ulm gebürtig und daß eine katholische Familie desselben Namens in Oestreich verzweigt war. Möglich, daß sein Stammvater sogar bis zu dem Entel Karls des Großen, dem Krieger und Geschichtschreiber Reithardt, hinaufreicht; seinem Verdienste um das Vaterland würde dadurch nicht ein Pfändchen mehr Glanz verlieren.

Das japanische Familienleben. Nichts war mir wohlthuernder in Japan, äußert Dr. S. Maron in seinem bei D. Zantle erschienenen Werke über Japan und China, als der wirkliche und schöne Frieden, der im Hause, in der Familie wohnt. Keine weltlichen, sentimental Bedrückungen, deren Aufschüttelst verdächtigen sein könnte, sondern ein achtungsvolles, überall höchliches Betragen, ein freundliches Unterhalten von allen Seiten, eine Sicherheit und Wahrheit des Benehmens, die bei uns nur als Product höchster Bildungstufen angetroffen wird, — hier ist es in jeder, auch der kleinsten Dürte zu finden.

Die sociale Stellung des Weibes ist einfach, klar und natürlich; sie ist nicht Sklavin, wozu sie sonst der Afsate verdammerdigt hat, aber sie ist auch nicht die verzärtelte, in Baumwolle verpackte, mit hyperstolischer Verehrung angebetete Götzin, zu der sie die christlichen Nationen der alten Welt erhoben haben. Sie ist die Katherin und Freundin des Mannes, die Gehilfin seines Geschäfte, immer mit Höflichkeit und Nachsicht behandelt, gegen jede rohe Behandlung durch die heiligste Thate gesichert und gegen jeden Angriff von außen kräftig und titterlich geschützt; aber sie hat ihre scharf gezogenen Schranken, — sie wirkt im Hause und erzieht die Kinder; das Geschäfte, das Regiment ruht unwandbar in des Mannes Hand. Der Japaner behandelt das Weib als ein nützliches und ebenbürtiges Geschöpf, das eben so sehr zu seiner Unterhaltung als zur Verschönerung seines Lebens geschaffen ist, und darum ehrt er sie; aber dies Verhältnis kann niemals umgedreht werden; dagegen schützt den Mann außer der Ehre noch das Gesetz. Darum gibt es in Japan keine Kantippen und keine Götinnen, keine

liebesmachenden Romanantamen und seine emancipirten Mannweiber, darum sind sie alle fröhliche Mädchen und verständliche Frauen. Das japanische Mädchen weiß genau, welches Schicksal sie in der Ehe erwartet; ob Peter oder Paul ihr Mann wird, — der Unterschied kann nicht groß sein. Das Haus von Peter sieht genau aus wie das von Paul, denn alle Häuser sehen in Japan gleich aus; dieselben Matten, dieselbe Papierdecke, dieselbe transportable Feuerherd, dieselbe Nahrung, dieselbe Kleidung, dieselben Pflichten und dieselben Rechte. Gewiß, auch das Herz des japanischen Mädchens empfindet und spricht, aber verstimmt nicht in endlosem Weh und namenlosem Schmerz, wenn der Wunsch dieses kleinen Herzens nicht erfüllt wird. Die Erziehung des japanischen Weibes hat ein ganz festes und unverrückbares Fundament, welches seine Abirrung zuläßt und es für seine Bestimmung — geliebt zu werden — methodisch vorbereitet; es wird klar und einfach für den Mann erzogen. Unsere Mädchen, oft zu stolz, um klein für den Mann, zu schwach, um sich selbst erzogen zu werden, schwächen gewissen belben Principien halbes umher. Sie lernen zu wenig, um selbständige Menschen, sie lernen zu viel, um lebenswürdige Frauen zu werden.

Wunderbar ist auch die andere Seite des Familienlebens, das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, und die Methode der Erziehung. Vernünftiger kann man sich nicht denken. In der Erziehung der Kinder spiegelt sich der grade Gegensatz des Principes an, welches der Staat für die Erziehung seiner Unterthanen anwendet. Hier blindes, stupides Gehorchen, für jede Uebertretung der Tod; dort sanftmüthiges, unerschöpflich geduldiges Ueberleben und Ueberzeugen, fast niemals Strafe, aber doch wenigstens die deutbar mildeste. Niemals habe ich ein Kind strafen sehen, nirgends ein Instrument entdeckt, welches auf einen dervartigen Gebrauch hinwies; ich kann nicht kaum empfinden, jemals Kindergeßel geübt zu haben. So viel kann ich jedenfalls versichern, daß ich nirgends so durchgängig weiser-erzogene, artige und lebenswürdige Kinder gesehen habe als in Japan.

Pflanzen-Signatur. Unsere Vorfahren glaubten, daß jeder Pflanze ihre Bedeutung für den Menschen gewissermaßen schon in ihrem Aeußern, ihrer „Signatur“, aufgedrückt sei. Hatte ein Kraut blutfarbige Blüten wie der Ruderich, so wurde er bei heiligen Wunden angewendet, war es schwammig oder neblig, wie die Lungenflechte, so sollte es bei Lungenkrankheiten dienlich sein und stachelige Diefel sollte gute Dienste gegen das Seltene thun.

Unter „demnächst Erscheinendes“ sühnt die „Europa“ an: Die Wundausgabe des in der „Romanzeitung“ abgedruckt gewordenen neuesten Romans von Herman Schmid: „Friedel und Damaald“ (aus der Tyroler Geschichte). — Sofort nach Veröffentlichung des schwedischen Originals gelangt auch schon eine deutsche Uebersetzung des neuesten Romans von Marie Sophie Schwarz: „Ein Bild zurück zu Verlobung.“ — „Die Bestallin und der Schabiator“ wird sich ein „römischer Stitzgemälde aus dem Ende des ersten Jahrhunderts“ betiteln, welches „der Einsiedler von Volndal“ nach dem italienischen Manuscript bearbeitet hat. Die Verfasserin, Antoinette v. Kitzsche de la Grange, ist eine Römerin, welche zu diesem Stitzgemälde jahrelange Studien an Ort und Stelle gemacht hat. Bildet der Kaiserzeit

unter Domitian und Nero entrollen sich in dem Roman, dessen Handlung sich vermehrt mit den ersten Kämpfen des Christenthums. In dem letzteren tritt die Heldin, die Bestallin, nach langem Streik ihres Innern und harten Schicksalschlägen über. — Ein gewisser Emil Helfer verspricht ein historisch-biographisches Lebensbild: „Platon und seine Zeit.“ — Mit Hinblick auf den 18. Junil 1865, den fünfzigjährigen Gedentag der Schlacht bei Waterloo, erscheint ein illustirtes Werk, ein „Vollwerk“, wie der Prospect sagt, betitelt: „Fünfzig Jahre Waterloo! St. Denal oder das Weltgericht vor fünfzig Jahren.“ — Gedicht: Der siebente Band der Tagebücher von K. A. Barnhagen von Enke, umfessend das verhängnisvolle Jahr 1860, „in welchem die Hoffnungen des deutschen Volkes auf neue zu Grabe getragen wurden.“

Theater. Berlin. In den Kunstnotabilitäten, welche das Berliner Volktheater besetzen, gehört nun auch August Crellinger, die größte deutsche Tragödin nach Sophie Schröder. Ein rascher Tod entriß die Jubilarin der Bühne, der sie über fünfzig Jahre zur höchsten Erde gereicht hat. Mit ihr wurde die vornehmste Trägerin des classischen Drama's zu Grabe getragen. Ein zweiter Peteralin desselben Kunstverbandes, Charlotte Birch-Pfeiffer, trat um die nämliche Zeit in den Ruhestand und nahm vorige Woche als „Madame Brunn“ in ihrem Originalschauspiele „Eine Familie“ Abschied von der Bühne und dem seit langen Jahren besuchten Publikum. Hoffentlich wird die Jubilarin die Bretter, die sie unter den ehrenvollen Ovationen und hohen und höchstschönen Gultbezeichnungen als Schauspielerin verlassen, noch recht oft als dramatische Schriftstellerin betreten.

Im königlichen Opernhause, wo gegenwärtig Herr Niemann von Hannover, einer der ersten dramatischen Sängler der Zeitgen, gastirt und viele Häuser macht, ging ein großes historisches Ballet in 4 Acten und 7 Bildern „Sardanapal“ von P. Tagliioni in großartiger choreographischer und decorativen Ausstattung zum erstenmal in Scene, begleitet von den stärksten Balletbegehrungen.

Schwerin. Anfangs des laufenden Monats wurde auf hiesiger Hofbühne ein neues staunendes Lustspiel von G. v. Puttly „Im die Krone“ gegeben und fand höchlichste Aufnahme. Wobitheit der Charaktere und Lebenslust, geistvoller Dialog und graziose Komik geben der spannenden Handlung des Stückes, das am Hofe der russischen Kaiserin Katharina II. spielt und mit Poulatowsky's herrlicher Ansicht auf den polnischen Thron schließt, die höhere Würze.

Hamberg. Der Oberregisseur am Thalia-Theater, Heinrich Marx, feierte am 12. d. M. sein fünfzigjähriges Schauspielers-Jubiläum und erhielt bei dieser Gelegenheit von nah und fern die ehrenfollen und werthvollsten Beweise der Anbignung und Anerkennung, worunter auch der preussische Kronen-Orden vierter Classe.

Correspondenz.

Herrn Literat W. R. in Köln: Wir danken Ihnen für Ihre freundliche Offerte, bitten um aber das Manuscript nicht einzulenden.

Berecht. neu hinzugegetretenen Abonnenten dieser Zeitung diene zur Nachricht, daß der erste Jahrgang, aus vier Quartbänden von je 60 Bogen mit 960 Seiten bestehend, zwölf große Romane von W. Raabe (Jacob Lerminae), Fr. Spielhagen, Edmund Heeser, George Hefelich, Herman Schmid, Marie Sophie Schwarz ic. ic. enthaltend, durch alle Buchhandlungen & Postanstalten — soweit der Vorrath reicht — noch für 4 Thaler zu beziehen ist.

Deutsche Roman-Beitrag.

Friedel und Oswald.

Roman aus der Tiroler Geschichte

von

Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Oswald sah den Lärmenden mit vernichtendem Stotze an. „Der Wein spricht aus Euch,“ sagte er dann, sich abwendend, „kommt wieder, wenn Ihr ausgegessen habt! . . . Ihr Andern aber, was habt Ihr gegen die Frist? . . . Ruß es nicht doch immer wieder zur Verhandlung kommen?“

„Nein,“ rief der Salletter, „wir haben den Krieg gewollt und wollen ihn heute noch!“

„Um früh genug zu erfahren, daß er mit unsrer Niederlage enden müßte! Thoren, ist es denn Herzog Friedel allein, den Ihr belämpft? Ist nicht derselbe Zwist schier in allen Landen entbrannt? Ihr wollt den Gedanken einer neuen Zeit bekämpfen und lieber Alles verlieren als ein kleines Opfer bringen! Doch sei es auch — darüber recht! ich nicht mehr mit Euch . . . aber der Vertrag, den ich in Eurem Namen und Auftrag abgeschlossen, besteht und ich als Euer Vermittler forbere, daß Ihr ihn erfüllt: so lange die sechs Jahre währen, sind wir an den Herzog gebunden!“

„Das seh' ich nicht ein,“ sagte bedächtig der Kapfensteiner, „besonnene Klugheit und Ueberlegung sagen mir das nicht. Die Schweizer Eidgenossen hatten auch Frieden gemacht mit dem Herzog auf fünfzig Jahre und sind doch ausgezogen gegen ihn!“

„Warum auch nicht?“ fügte der vider Herr von Raldbö hinzu. „Concilium und König haben ihnen erklärt, daß sie dem Kechter gegenüber an den Vertrag nicht gebunden sind!“

Oswald maß die Weiden mit dem Blicke unerbittlicher Geringschätzung. „Seid Ihr auf einmal so maßig geworden, Herr von Raldbö?“ sagte er. „Unlängst habt Ihr wahrlich ganz anders gesprochen!“

„Unlängst waren auch die Dinge ganz anders!“ erwiderte dieser led.

„Freilich wohl! Damals stand der Herzog in vollster Macht! Jetzt ist er ein rechtloser Flüchtling — an den niedergeworfenen Löwen wagt sich ein Jeder!“

Oswalds Rede rief gewaltigen Sturm hervor; tobend und schmähend drang Alles auf ihn, nur der gemessene Viktor von Firmian stellte sich wieder an seine Seite. „Bei Gott, ein Mann — ein Firmian!“

rief Oswald, ihm kräftig die Hand schüttelnd. „Und wenn die Eidgenossen gethan, was Ihr sagt, so haben sie ihrem jungen Wappenschild wahrlich keine Ehre angefügt! Doch sie waren Friedrichs Feinde, sie mochten sich des Vertrages entschlagen — wir können das nicht, wir dürfen nicht lassen von unserm Herzog!“

„Haben nicht auch die Schwaben, die Verländer ihn verlassen — seine Freunde und Vertrauten, die er mit Gnaden überhäuft?“

„Dann ziemt es uns Tirolern zwiefach, zu zeigen, daß wir nicht um seiner Gnaden willen zu ihm stehn! Wir haben ihm als unserm Landesherren geschworen, wir stehn in seiner Pflicht und müssen ihm Kriegsdienst leisten, wenn er in Noth — wir haben die Verpflichtung erst feierlich erneuert . . . es ist kein Grund vor Gott und vor der Welt, sie ihm zu weigern!“

„Wir haben auch keinen Grund, sie zu halten,“ rief es entgegen. . . „er selber hat die Verträge verletzt, er ist unser Widersacher offen und insoheim!“

„Und hat er auch gethan, was zu rechtfertigen ich nicht unternehmen will, so sei es denn . . . steh nicht zu ihm! Sagt Euch los — nur sagt Euch keinem Andern zu — das ist kein überflüssig Verlangen, das ist nur gerecht! Ruft nicht den König, ruft keinen andern Herrn in's Land, wartet ab, wie Friedrichs Schicksal sich gestaltet . . . das Eine forbere ich von Euch, nicht Freunde sollt Ihr ihm sein — nur zu seinen Feinden macht Euch nicht! Wer von Euch Allen wagte das und fürchtete nicht sein Wappenschild zu entehren?“

Die Gegner Oswalds hatten wohl gewußt, wie sehr sie seine beredte Junge zu fürchten hatten: auch jetzt waren die feurigen Worte nicht ohne Wirkung geblieben; schon schienen Einige nicht abgeneigt, ihm Gehör zu geben — da trat ein Mann vor in schwarzem Gewand und eine tiefe dröhnende Stimme rief: „Ich wag' es!“

Auf der Brust des Mannes bligten die Anfangsbuchstaben der Lösung „Greif mich nit an“; es war der Fremde, der unbeachtet mit Oswald gekommen. Wortloser Schrecken hatte sich der Anwesenden

„beweist . . . es wä're Augenblicke, eh' er in Aus-
rufungen des Entsetzens und Stauens ausbrach: „Ein
Geist! Ein Gespenst!“ rief es durcheinander. „Die
Todten stehen an!“

„Ja,“ antwortete der Mann, „wenn die Leben-
digen vergehen, was sich gebührt, dann ist es noth,
daß sich die Todten rühren!“

„Spaur . . .“ flüsterte es unheimlich durch
den Saal, Starckenberg aber warf sich an des Mannes
Brust und drückte ihn wieder und wieder an sich, als
wolle er sich versichern, daß er nicht den Tod um-
arme, sondern das Leben. „Spaur!“ rief er. „Bist
Du es wirklich? Ja — das ist kein Gespenst . . . das
ist ein warmes, lebendiges Herz, was mir entgegen
schlägt . . . Du bist nicht todt, nicht begraben und
ich habe Dich doch selbst begleitet und hinabfallen sehen
in Deine Gruft zu Sporeggio . . . Haben wir denn
Alle geträumt?“

„Ihr habt nicht geträumt,“ entgegnete er, „ich
ward begraben und lebe dennoch! Ich lag im Sarg
mit Wissen und Willen — ich hatte mir den Schein
des Todes erwählt . . . Als jene Urkunde vor mir
lag und ich die Feder heben wollte, sie zu unter-
zeichnen . . . da ging es mir durch die Seele, daß
es vielleicht meine eigene und des Landes Freiheit
war, die ich aufgeben sollte mit dem einzigen Feder-
zug und rasch entschloß ich mich, den Tod vorzu-
ziehen — ich gab mir den Anschein eines Sterbenden
ich wollte verschollen und begraben sein! Es war
ein furchtbares, entsetzliches Leben, das ich lebte,
eingeschlossen in der Gruft unter Moder und Gerip-
pen — aber ich hätte lieber zehn Jahre darin aus-
gehalten um den Preis des jetzigen Augenblicks und
der Freiheit! — Folgt Ihr dem glatten Lockgesang
dieses Mannes . . . thut, wozu Eure Unterschrift Euch
verpflichtet; mein Name steht nicht auf jenem Perga-
ment . . . Wartet Ihr ab! Laßt den günstigen
Augenblick verstreichen, der so nie wiederkehrt . . .
ich bin ungebunden und frei — ich handle!“

„Wir auch! Wir auch!“ rief es im Sturme
wilderer Aufregung durcheinander. „Wir Alle! Nichts
von Vertrag mehr und Unterhandlung! Wir gehn
mit Dir . . . mit Spaur in den Tod!“

„Hinweg!“ rief Alphart, sich vordrängend, Os-
wald zu. „Fort mit dem Zwischenträger! Zieht
Euren Turban und Mohrenmantel an und gankelt
Andern Eure Ränke vor — die Falken kennen den
aufgeputzten Lockvogel und haßen ihn!“

„Da schönd'r Achselträger . . .“ rief Oswald
außer sich und riß das Schwert aus der Scheide,
aber Firmian fiel ihm in den Arm; Spaur trat da-
zwischen und wehrte die Erzürnten ab, die ebenfalls
auf ihn eindringen wollten. „Haltet ein,“ rief er,
„Jeder soll frei sein . . . Jeder soll den Weg gehn,
den er für den rechten hält . . . Darum geht, Herr
Oswald von Wollenstein, wohin der Eure führt . . .
wir haben gewählt, die freien Falken im freien
Tirol!“

— — — Wenige Tage später waren auf dem
Hauenstein Rosse und Saumthiere geschirrt, um Os-
wald und Margarethe von dannen zu tragen. Er
wollte fort, Herzog Friedrich seinen Arm und sein
Schwert zu bringen; Margarethe sollte zu Oswalds
Brüdern auf die nahe Troßburg, welche größere

Sicherheit veriprach, als der verlassene Hauenstein
der Einsamen zu gewähren vermochte.

Finst'er ritt Oswald den Tann hinab, Marga-
rethe ihm zur Seite, fest und heiter wie sonst: sie trug
die Zuversicht einer reinen Seele in sich.

Am Ausgange des Thals wandte sich Oswald
wie unwillkürlich, noch einen Blick auf Schloß, Wald
und Berge zu werfen . . .

Eine graue Rebellmasse zog düster gehalten heran
und verhöllte den Rosengarten.

Fünftes Capitel.

Hent und nimmermehr.

„Ich will nichts davon hören und wissen! Man
soll mir nichts mehr melden und überbringen! Soll
ich der Thor sein, in dem Rückenstich, der mich
umsammt und sticht, jeden einzelnen kleinen Stachel
um seinen Namen fragen! Rückengeschlecht, das die
schwüle Luft des Unglücks ausgebrüet und jubring-
lich macht — dränge nur einen Augenblick die Sonne
meines alten Glücks aus den Gewitterwolken hervor . . .
wie schnell würden sie alle wieder tanzen in ihrem
Strahl!“

So rief Herzog Friedrich mit jungersthem
Antlitz, mitten in einem Gemach der Beste Breitsch
stehend und schleuderte unwillig ein zusammengerolltes
und zerstücktes Pergament in die Ecke, wo schon
eine beträchtliche Anzahl solcher Schreiben in allen
Größen und Formen durcheinander lag. Vor ihm
stand der Bogt des Schloßes und hielt deren noch
einige in der Hand. „Dann befehlt Ihr wohl auch
nicht,“ sagte er, „die andern Absagebriefe zu ver-
nehmen, die noch eingelassen . . . von den Städten
Memmingen, Ravensburg, Ueberlingen . . .“

„Her damit!“ rief Friedrich, indem er dem
Diener die Schreiben aus der Hand riß, zu Boden
schleuderte und den Fuß darauf setzte. „Das ist
meine Antwort! Das die Erwiderung, die all' den
Räubern gebührt, welche herbeigeklichen kommen,
um auch einen Theil von der Beute zu erhaschen,
die der König ihnen zur Lockpfeife vorgeworfen hat . . .
Aber sie können sich verrechnet haben! . . . Noch ist
der Adler nicht todt, noch ist er kein Aas, zu dem
die Geier niederzwingen, noch kann er sich aufheben
und sie alle erwürgen . . . Das einzige Blatt hier,“
fuhr er, um den Bogt unbefürmert und wie mit sich
selbst redend fort, indem er eine große Urkunde mit
dem Fuße unter die übrigen stieß, „dies einzige hat
mich getroffen . . . das hat mir einen schweren
Stoß versetzt, wie der eines menschlichen, hinter-
rücks herangeklichenen Nachbar! Der Absagebrief
der Eidgenossen . . . die erst vor drei Jahren einen
Frieden mit mir geschlossen auf fünfzig Jahre! . . .
Die mit ihrem Eid und Wort so stolz thun und es
doch brechen! — Um schönen Vortheil brechen, den
sie dem arzlösen, in Unglück gerathenen Nachbar ab-
nehmen, — brechen, weil der König sie mit Lügen
überschüttet, die sie als Lügen kennen mußten! Ist
das die gerühmte Treue der Eidgenossen? Sie haben
wohl nicht darauf geachtet . . . an dem Tag, an
dem sie mir die Absage zuschickten, waren's hundert
Jahre, seit die Bauern bei Margarethe Oesterreichs
Banner in den Stauß zu treten sich erkühn . . . Ich

aber hab' es nicht vergessen und will ihnen den Jahrestag gedenken!" — Er hielt inne, als ob er sich jetzt erst wieder auf die Gegenwart des Vogts befänne. „Was habt Ihr sonst noch?" fragte er kurz.

„Nichts Erfreuliches, gnädigster Herr," war die Antwort. „Gestern sind Kaufleute angelangt, die brachten mit, der Graf von Todenburg habe schon den Brengrenserwald inne und das ganze Rheinthal, nur Felsbichl halte sich noch — die Eigenossen aber dringen von allen Seiten vor, die Berner haben die Karburg erstimmt, die von Luzern sind Meister von Melchensee, Meyenberg, Bilmmergen, die Züricher haben Dietikon und Rnonau besetzt. . ."

Friedrich erhob sich, trat vor den Vogt und sah ihn von oben bis unten an. „Und wie lange wird es dauern," sagte er dann, „bis auch Ihr die Euch vertraute Feste meinen Feinden übergibt? . . . Erwidert nichts," fuhr er fort, als der Vogt rasch entgegen wollte, „ich kenne Euch und Eure Ergebenheit . . . was wird sie fruchten? Räuberlos, machtlos steht' ich hier, ein einzelner Mann von Feinden umringt . . . meine wenigen Betreuen sind zerstreut, vereinzelt in den Burgen und Festen eingeschlossen . . . ich habe kein Heer, ihnen zu Hilfe zu kommen und so fallen sie ab . . . wie die Blätter im Herbst . . . Wägen sie! Der alte Stamm steht noch, er kann neue Blätter treiben — wenn ihm ein neuer Frühling kommt. . ."

„Der Frühling wird nicht ausbleiben, durchlanchnigster Herr," entgegnete der Vogt, „vielleicht hab' ich schon ein paar Schwalben zu melden, die seine Ankunft verkünden! . . . Draußen stehen Mehrere und bitten um Gehör . . . der Freisberg und Krüßegg, Euer Vogt und Hauptmann auf dem Bottenstein und eine Anzahl Bürger aus Wellingen im Kar-gau. . ."

„Danf für Dein gutes Wort," sagte der Herzog, „aber jede neue Stunde bringt neues Unheil — ich bin es schier so gewohnt worden und erwarte nichts Anders mehr! Laß Deine Schwalben herein . . . ich harre auch eines Friedensboten, einer Taube, die ich ausgesandt in die mich umtösende Wasserrüste . . . mit jeder Stunde har' ich ihrer Weiterkehr und hoffe, daß sie mir den Deizweig bringe . . . den Deizweig aus Tirol! Dort ist noch meine einzige Hoffnung, dort ist noch festes Land. . . gelingt es mir, nach Tirol durchzudringen, dann hab' ich sicheren Boden unter den Füßen — die Edlen haben sich mir erst neuerdings auf sechs Jahre verbunden, sie werden Ihr Wort besser zu wahren wissen, als die Schwärzer Bauern, die mit ihren Eiden prahlen! . . ."

Nach wenigen Augenblicken traten Krüßegg und die Wellingener Abgeordneten in das Gemach: Friedrich wendete sich zuerst zu dem Freiserrn und fragte, was er bringe.

„Nichts als mich selbst," erwiderte Krüßegg, ein hoher, stattlicher Greis von Ehrfurcht gebietender Erscheinung. „Euer edler Herr und Vater hatte mich mit der Put und Hauptmannschaft der Burg Bottenstein ob Zofingen betraut und in manch' harten Zeitläufen, gegen die wüthenden Schaaeren der Appenzeller habe, ich sie treu bewahrt — jetzt kam das

Bärenbanner mit großer Uebermacht vor die Mauern. . . vergebens ermahnt' ich die Bürger den Zofingern, tapfern Widerstand zu leisten: sie zogen ruhige Unterwerfung vor und so, von der Stadt verlassen, blieb mir keine andre Wahl, als auch die Burg den Siegern zu übergeben, um sie mindestens vor der Zerstörung zu retten. . . Die Karburg, des Ritters von Rheinthal schier unbezwingliche Trostburg, das feste Hallwyl sind in Rauch aufgegangen und ausgebrannte Trümmerhaufen geworden. . . drum übergab ich den Bottenstein — die Schlüssel aber hab' ich den Siegern verläugnet: ich trug sie hier auf der Brust verborgen und übergebe sie Euch. . . zum Pfand und Zeichen einer bessern Zukunft!" Der Greis hatte sich auf ein Knie niedergelassen und redete mit gesenktem Haupte die Schlüssel dar, die Friedrich mit finstern Blick ergriff: „Ich fasse sie als solches," rief er, „und danke Euch, was Ihr gethan. . . es ist so weit mit mir gekommen, daß was sonst Schmach wäre, vor mir zum Verdienst wird — die Gegenwart ist verloren und die Hoffnung der Zukunft wird bald das einzige Reich sein, in dem ich Herrscher bin. . . Und was süßt Euch hieher?" fuhr er sich selbst unterbrechend fort und blieb vor den Zofinger Bürgern stehn. „Was wollt Ihr von mir?"

„Hilfe, gnädigster Herzog und Herr," erwiderte ehrerbietig der Eine von ihnen. „Eure getreue Stadt Wellingen ist in arger Bedrängniß. Die Berner halten sie mit großer Uebermacht umzingelt, wir und die kleine Besatzung haben die Aufforderung dazu abgewiesen und den ersten Sturm glücklich und sieghaft abgeschlagen. . . aber nun find auch die Luzerner und Schwärzer noch gekommen, die Banner von Zug und Glaris. . . Dieser Uebermacht zu widerstehen, vermögen wir nicht! Sie haben uns zur Uebergabe aufgefordert und gedroht, wenn wir uns weigern, die Stadt mit stürmender Hand zu nehmen und der Erde gleich zu machen und das Kind im Mutterleibe nicht zu verschonen. . . Da haben wir uns drei Tage Aufschub erbeten, um zu Euch zu gelangen und um Entschuß und Hilfe und Rath zu bitten. . ."

„Ich habe nicht Hilfe und nicht Entschuß," entgegnete der Herzog, sich düster abwendend, „wollt Ihr meinen Rath — so lautet er. . . geht hin und ergebt Euch!"

„Wir danken nicht!" begann der Bürger wieder. „Wir möchten Oesterreich viel schöne Rechte und edle Freiheiten und möchten gern seine treuen Bürger bleiben — wir möchten es nicht gern wie die Andern machen, die abfallen, weil es der König will: es gefüllt uns, daß Ihr so standhaft seid und das Alles leidet, um eines Wortes willen, so Ihr gegeben. . . wir wollen's auch halten wie Ihr — aber allein, ohne Hilfe find wir nicht im Stande. . ."

„Ihr habt's gehört, ich habe keine Hilfe für Euch. . . geht, sorgt für Eure Häuser, Eure Kinder und Weiber, macht Euern Frieden mit den Eidgenossen, so gut Ihr könnt. . . ich entlass' Euch Eurer Pflichten gegen mich!"

O, thut das nicht, Herr!" rief der Bürger und warf sich mit den Andern vor dem Herzog auf die Knie. „Wir sind eine kleine aber treue Stadt — gebt uns nicht so leichtsin auf! Und wenn Ihr kein Heer

schießen könnt, uns zu entsetzen — die Bürgerschaft ist zahlreich und streitbar, wir haben Waffen genug, aber Niemand, so der Führung und Kriegsführung recht kundig ist, schießt uns nur einen Führer, einen Hauptmann — und . . . wir wollen die Stadt halten bis auf den letzten Mann . . .“

„Geht — ich habe Keinen!“ sagte Friedrich, der sich in einen Stuhl geworfen und starrte mit gekreuzten Armen vor sich hin.

„Dann gestattet mir,“ rief Krüßegg, rasch vortretend, „daß ich mit diesen treuen Bürgern ziehe und sie als Hauptmann führe — Ihr habt vorhin ein Wort gesagt, das wie Schmach lautete . . . ein Krüßegg läßt keinen solchen Tropfen auf seinem Schilde haften: gestattet mir, ihn abzuwischen . . .“

„Ich kann Euch nicht helfen,“ entgegnete Friedrich, ohne seine Stellung zu ändern, „befehlen und verbieten sind für mich zu Ende . . . Geht,“ setzte er dann, sich rasch erhebend hinzu und winkte ihnen, sich zu entfernen. „Glaubt nicht, daß so viele Treue und Ergebenheit mir gleichgültig seien: sie rühren und erschauern mich — aber der Gedanke vernichtet mich auch, daß sie verloren sein müssen! . . . Es zerreißt mir das Herz, daß um meinwillen so Viele leiden sollen! D geht, geht . . . wenn ich Euch nicht in Zorn entlassen soll, so geht . . .“

Betrübt, mit gesenkten Häuptern und langsamen Schritten verließen die Bürger und Krüßegg das Gemach; als die Thür sich hinter ihnen geschlossen, hielt Friedrich, der allein zu sein glaubte, nicht länger an sich . . . er schlug die Hände vor's Angesicht und ein Seufzer, ein Ausruf des tiefsten innersten Leidens entrang sich seiner Brust. Da legte sich von rückwärts eine weiche Hand auf seine Schulter und eine wohlklingende tiefe Stimme rebete zu ihm.

Papst Johannes war schon mit den Bürgern eingetreten und so, von dem Herzog unbemerkt, Zeuge des Vorgangs geworden. „Wie mein hoher Freund,“ sagte er in einem Tone, der aus der Tiefe des Herzens zu kommen schien, „so ganz entmuthigt und niederbeugt? . . . Als wir in dieser Besten ankamen, sah ich, über den Waffensaal schreitend, ein Gemälde hangen, das mir ansah. . . Seine Durchlaucht, sagte der Castellan auf meine Frage, haben es malen lassen, es ist das Sinnbild, das er sich auserloren . . . Denkt Ihr des Bildes? Es trägt die Umschrift: Quiescit in sublimis und stellt eine Flamme dar, die von einem Altare himmelan lodert . . . Des Bildes denkt, Herr Herzog . . . erhebt das Haupt, laßt die Flammen lodern aus Eurem Gemüthe . . . aber laßt sie nach oben steigen!“

„Die Flamme ist begraben im Geträmmel des eingestürzten Gebäudes . . .“ erwiderte Friedrich dumpf . . . „sie vermag nicht mehr aufzuloeren, sie erstickt und verglüht in Dualm und Schutt . . .“

„Nicht doch,“ begann Johannes wieder, „sie wird den Weg finden, durchzudringen und Alles in Asche zu verwandeln, was sie zu erdrücken vermeint! Ich ehre und theile Euren Schmerz . . . ich fühle ihn doppelt, denn um meinwillen ist es ja, daß er Euch betrifft . . .“

„Sprecht nicht so, heiligster Vater,“ rief der Herzog sich erhebend, „beurtheilt Friedrich nicht nach einem Augenblick der Schwäche und Erschöpfung, der

sich ohne Zeugen glaubte . . . Was über mich gekommen, trifft mich, weil ich es gewollt — der Wille muß es auch ertragen und vollenden!“

„Laßt mir mindestens den Glauben, daß Ihr den Willen um meinwillen gefaßt,“ entgegnete Johannes. „Ihr sollt es nicht bereuen, daß ich in diesem Glauben lebe und danach handeln werde! Raffet Euch auf, Herr Herzog und harret aus, nur noch kurze Zeit — vielleicht wenige Tage noch und die Höhe, der Wendepunkt unfres Mißgeschicks ist erreicht . . . Nehmt meine Schätze! Spendet mit vollen Händen, werbet Freunde und Krieger — noch hat das Gold seine alte Macht nicht verloren und wenn die Verschwendung selber Euch die Hände füllte, Ihr erschöpft die Reichthümer nicht, die ich zu bieten vermag . . . Glaubt Ihr, daß ich seit die Mauern von Konstanz hinter uns liegen, die Hände in den Schooß gelegt habe? Meint Ihr, es sei nur Zufall, weshalb ich Euch bewegen, vor unsern Berufolgern von Schaffhausen nach Kaufenburg und Freiburg bis hieher nach Breisach zurückzuweichen? . . .“ Die mit ein Geheimniß auszusprechen, das auch die Luft nicht vernehmen sollte, beugte er sich näher zu dem Oehre des Herzogs und fuhr fort: „Ich habe Bottschaften, die wohl geeignet sind, Eure Hiobsposten aufzuwägen! . . . Der Erzbischof von Mainz, der wie Ihr wißt, unerwarteterlich an mir hängt, hat nach uns Costen ebenfalls verlassen und sich an seinen Bischofsitz begeben . . . mehrere würden ihm folgen, hätte Sigismund die Stadt nicht gesperrt und die Truppen mit bewaffneten Schaaren besetzt: darum gilt es, den eingeschüchterten und verzagten Gemüthern die Freiheit zu geben und diese Empörer zu vernichten, die auch ohne mich das Concilium fortzusetzen sich ertränen! . . . Es ist dem Bischof schon gelungen, Johann von Burgund für mich zu gewinnen, mit einer auserlesenen Schar naht er schon dem Rheine und in vielleicht wenig Stunden trifft die Nachricht seiner Ankunft ein . . . dann begehde ich mich über die Gränze in seinen Schutze . . . im Fluge ist Avignon erreicht . . . ich schiffe mich nach Italien ein und kehre nach Rom zurück . . . Hab' ich aber erst burgundischen Boden nnter mir, dann schleudre ich den Brand, der den türkischen König und seinen Anhang vernichten soll . . . dann erkläre ich Alles, was ich in Konstanz gethan, für erschligen und erzwungen: ich erkläre das Concilium für aufgelöst und verufe ein Neues sich zu mir in Rom, um den wahren Stuhl Petri zu schaaren . . . Dann wird das Vlatt sich fürchtbar wenden, das Reich der Tücke und Hinterlist wird in sich selbst zusammenstürzen, . . . ich werde der stauenden Welt zeigen, daß ich Recht gethan, mir die Klara nicht entziehen zu lassen . . . durch den Gebrauch, den ich davon made, werde ich es beweisen und die mit mir gesunken, werden mit mir emporsteigen, höher, glänzender, als sie gestanden und mein Dank wird ohne Schranken sein!“

„Ihr seid ein sähner Mann,“ entgegnete Friedrich nach kurzem Schweigen, „der Flug Eures Geistes reicht mich immer mit Euch dahin . . . vollendet Euren Weg, ich halte Euch für den Mann, der berufen ist, das Ziel zu erreichen: ich werde bei Euch bleiben und ausharren! — Ich bin auch nicht so entmuthigt, als es Euch vielleicht gefhienen . . . auch

ich habe meinen Plan entworfen, und warte mit Ungeduld auf Hans von Mällinen, den ich darum nach Costenz geschickt."

"Dann wird Eure Ungeduld bald befriedigt sein," erwiderte Johannes, "ich sah vorhin ein dampfendes und schweißbedecktes Ross über den Burghof führen, das auf der Decke ein Mähkrab eingezeichnet trug... ich denke, Euer Bote ist zurück..."

"Er freut und hastig zog Friedrich die Glocke um nach dem Angekommenen zu schiden; er kam der Sendung durch seinen Eintritt zuvor.

"Nun, treue Seele," rief ihm der Herzog entgegen, "sei mir willkommen. . . ich habe mich nach Dir geseht, wie ein Kranker des Arztes harret, der die Genesung bringen soll. . . Du bringst sie doch? Aber immerhin. . . fülle nur den Becher und reiche mir ihn: was er auch enthält, Heilung oder Tod. . . Beides ist willkommen, denn Zedes ist Weißheit! . . . Rede!" fuhr er fort, als Mällinen mit einem Blick auf den Pabst zu zögern schien, "rede ungescheit! Schicksalsgenossen haben kein Geheimniß voreinander. . . Du sahst den König? Hast Du ihm meine Forderung gebracht, daß ich mich stellen und verantworten wolle vor ordentlichem Gericht, wie es einem Fürsten von Oesterreich geziemt?"

"Gretulich — wie Ihr befohlen!"

"Und seine Antwort?"

"Ihr seiet bereits geladen gewesen," fragte Mällinen zögernd, "vor das Concilium und das Fürstengericht zu Costenz — da Ihr nicht erschienen, sei nicht die Rede mehr von Gericht, sondern nur von Strafe und völliger Unterwerfung. . ."

"Und sagtest Du ihm, daß ich als Fürst mich im Gemissen nicht verbunden halte, die Kirchensammlung als Richter über mir anzuerkennen?"

"Und ihm verbleibe das Gemissen, war des Königs Erwiderung, mit Euch irgend eine Versöhnung oder Einigung einzugehen, eh' Ihr Euch völlig seiner Gnade unterworfen. . . das habe er mit einem heiligen Eide beschworen!"

"Mit einem Eide? . . . Bergebliche Nähe, damit mich oder Andere zu täuschen! Endlich hat sich ihm die lang ersehnte Gelegenheit geboten, das voll aufgeschüttete Maß seines Hasses und Grolles über mich auszuleren. . . er wird sie nügen, bis er mich vernichtet sieht und sein Ruzeburg erhoben über Oesterreich!"

"Das wird und soll er nicht!" rief Mällinen.

"Hab' ich Euch den bitteren Trank kredenzen müssen, hab' ich auch gute Mähr' ihn zu verfluchen. . . Der wilde Weißbriach, der Euch so ungestüm verließ, bereut seine That: er kehrt zu Euch zurück und sammelt schon ein kleines Heer. . . Viele, die von Euch abgelassen hatten, stoßen zu ihm und fallen Euch wieder zu; sie sagen, es sei nicht Recht, wie der König gegen Euch verfähre: sie rühmen Euch, daß Ihr so standhaft an Eurem Worte haltet und eber von Land und Leuten laßt, als von ihm. . . Auch Oswald von Wolkstein ist schon auf dem Wege, Euch sich selbst zu bringen und Alles was er sein nennt. . . ich bin mit ihm zusammengetroffen: seine Roffe waren mild, ich aber hatte Eile, und wollte keinen Augenblick veräumen, sonst wären wir wohl zusammen eingetroffen. . ."

"Oswald kommt zu mir?" rief der Herzog freudig. "Nun wahrlich, das ist gute Botschaft — der meint es treu und wahr mit mir, so treu und wahr, wie Du, mein Hans! . . . Aber er kommt aus Tirol, und kommt allein? Kommt er wieder als Abgesandter der Andern, oder. . . Rede, Mällinen, ich will es wissen: in Tirol liegen die Wurzeln meiner Hoffnung und meiner Zukunft. . . was bringt Du, was bringt Oswald für Botschaft aus Tirol?"

Mällinen sah zu Boden.

"Ich lese sie in Deinem Angesicht," fuhr Friedrich erblassend fort. . . "Der Adel verläßt mich? Der Falkenbund bricht den Vertrag?"

"— Er hat ihn gebrochen," erwiderte Mällinen ernst, "vergebens war es, daß Oswald ihn zur Treue ermahnt. . . sie haben beschlossen, sich dem Reich in die Arme zu werfen und den heranziehenden König als Herrn zu empfangen — und doch, Herr Herzog ist das noch nicht das Schlimmste, was Euch aus Tirol zu hören kommt. Herzog Ernst von Steyermark, Euer Bruder. . ."

"Ernst? Was ist mit ihm?" rief der Herzog hastig. "Ich habe immer gehofft, er werde dem König entgegenreten und sein Schwert und seine Macht in die Wagtschale werfen für mein Recht. . . sollte er sich weigern, es zu thun?"

"Nicht doch," fuhr Mällinen fort. "Was Ihr sagt, hat er gethan; er hat seine Macht und sein Schwert in die Wagtschale geworfen — aber nicht für Euer Recht, sondern für sich selbst! Er hat eine Botschaft gesendet an König Siegmund. . . Die Lande, die er Euren Feinden preisgegeben, seien nicht Euer, sondern Eures Hauses und wenn Ihr sie zur Strafe verloren, komme es nicht Fremden zu, sich darein zu theilen. . . dann sei er allein Herr und Gebieter von Tirol. . . er hat das Land und die Stände aufgefordert, ihn als solchen zu erkennen und sich loszusagen von dem Aechter und dem Gebannten! . ."

"O Bruder, Bruder!" rief Friedrich in schmerzlicher Erregung. "Auch Du wider mich. . . O, nun muß ich daran glauben — nun ist Tirol für mich verloren!"

"Noch nicht, theuerster Herr," sagte Mällinen näher tretend. "Noch ist eine Macht in Tirol, die den Ausschlag gibt, wenn Ihr dem Rathe, den ich schon einmal ausgesprochen, folgen und Euch auf sie stützen wollt! Schickt mich zu Weißbriach. . . er zieht eben mit seinen Schaaeren auf Costenz zu; er soll sich hieher wenden, vereint Euch mit ihm, so muß es gelingen, uns in die Berge durchzuschlagen — sind diese erreicht, dann ruft die Bewohner der Berge, ruft das Landvolk auf. . ."

"Nichts davon!" unterbrach ihn der Herzog mit entschieden abweisender Geberde. . . "Was kann das waffenlose ungebühte Landvolk gegen die Ritter, gegen Siegmunds und meines Bruders Heerhaufen! . ."

"Das Volk kann viel, gnädigster Herr," sagte Mällinen mit Nachdruck, "es kann Alles, wenn es mit seinem Herzen einsteht für die Sache! Ich denke, die Schmeizer-Eidgenossen hätten das gesagt!"

"Himmel und Hölle," rief der Herzog ätzend, "muß ich Dir nochmal sagen, ich will an die Eidgenossen nicht erinnert sein! . . Und wenn sie es auch

vermöchten, Widerstand zu leisten," fuhr er einlenkend in mittlerer Tone fort, "ich will ihre Hilfe nicht! . . . Ich achte den Bauer nicht gering und hab' ihn immer geschätzt bei seinem Recht . . . aber das Schwert ist nicht für seine Hände! Er soll ruhig und sicher sein Feld bestellen, aber in des Landes Gescheide — in Krieg und Frieden soll er sich nicht mischen . . . ich will kein Vaueregiment heraufbeschwören, wie bei diesen verdamnten Kuhmellern in der Schweiz . . . Diesen Weg kann ich nicht gehen, einen andern gibt es nicht . . . ich erkenne es darum, Sigmund wird sein Ziel erreichen — Habburg ist unnein geworden in sich selbst und mein Fall wird nur der Vorbote seines Unterganges sein . . ."

"Ihr spracht ein traurig Wort, Herr Herzog," sagte Wüllnen finster, "es gemahnt mich, daß ich Euch noch nicht all' meine Kundschaft mütgetheilt."

"So zaudre nicht . . . was ist noch zurück? Welch' Bitterstes harret meiner noch auf dem Grunde des Reiches?"

" . . . Die Eidgenossen sind auch vor Schloß Habburg gerückt . . . Heinrich von Wolen, der es von Euch zu Lehen trug, hat sich der Uebermacht gebeugt und zu Händen der Stadt Bern geschworen, des Reichs gewärtig zu sein . . ."

"Also auch mein Stammschloß gefallen? Die unbezwingbaren Mauern der alten Habburg haben den Feind einzukneuen gesehen und sind nicht zusammengeürzt? . . . Jetzt ist es gewiß! Das Zeichen von oben ist da — Habburg geht unter, — nun denn, an seinen Ähnen ist es, mit Ehren unterzugehen . . ."

Das Horn des Thurmwächters meldete die Ankunft von Fremden oder Gästen und unterbrach das Gespräch.

Als der Pabst seinen Gemächern zuschritt, kniete an der Thür derselben ein Mönch in brauner Kutte; er erhob sich, und ein eingefallenes Antlitz blickte aus der dunklen Kapuze.

"Du schon hier, Florentin?" rief Johannes ein tretend und winkte ihm rasch zu folgen. "Wahrlich, Dich hat das Glück mir zugeführt! Du bist unerwünscht . . . erst gestern gab ich Dir den Auftrag, und Du bist schon wieder zurück!"

"Dieses Kleid des Friedens," erwiderte Florentin, "hat mich die Wege gehöhnt und allen Verdacht von mir gewendet — sonst hätt' ich wohl fast einen harten Stand gehabt und manchen Aufenthalt erfahren . . ."

"Und Du hast meinen Auftrag erfüllt?" fragte Johannes in Hast. "Barst Du bei dem Burgünker? Ist er schon bis an den Rhein vorgerückt?"

"Nein, — erst einige Stunden hinter Neuenburg traf ich auf den Anführer. Oberst Antonio de Bergamo lagert in Hardtwalde mit ein paar Tausend burgundischen Reitern — ich brachte ihm Eure Auforderung, bis an die Gränze vorzurücken: er hat es verweigert . . ."

"Warum? Was zögert er?"

"Er dürfte nicht, war sein Bescheid. Er habe den Befehl, sich der Gränze möglichst fern zu halten, um seinen Argwohn zu erregen; das Aeußerste, was er thun könne, sei, Nachts einen Trupp bis gegen Neuenburg vorrücken lassen.

Sinnend und unruhig schritt Johannes durch

das Gemach und blieb dann vor Florentin stehen. "Du bist wohl sehr ermüdet?" fragte er.

"Ich bin die Nacht durch gewandert," antwortete Florentin, "aber ich spüre die Ermüdung nicht, wenn es gilt."

"So ruhe Dich ein Stündchen aus, Du mußt noch eilumal fort; ich laun keinen Andern schicken und hier ist meines Meißens nicht länger . . . ich bin nicht sicher, bis ich burgundischen Boden unter mir habe . . . der Muthlosigkeit und dem Wankelmuth dieser Herzogs kann ich mich nicht länger anvertrauen; ich muß es ohne ihn zu Ende führen — diese Nacht noch muß ich fort . . . Bis wann getraust Du Dich, das Lager des Burgünders zu erreichen?"

"Begen Witternacht."

"Und wie weit ist der Weg, den er bis Neuenburg vorzurücken hat?"

"Wenn die Reiter die Kofse nicht schonen, ein paar Stunden."

"So mache Dich eilends auf den Weg . . . ich hab' es lange so kommen sehen und darum Alles vorbedacht. Mein treuer Camerier Hubert hat alle Gelegenheit wohl erkundet . . . Wie es dunkelt, trägt mich eine Leiter in den Schloßgraben, durch ein Thörlein gelang' ich in's Freie, Hubert hat sich von dem Bezoge den Schlüssel erküftet — ruf' ihn dann zu mir, daß er Alles bereite, was noch zu geschehen hat; Du aber eile zu dem Burgünker . . . er soll noch vor Tagesgrauen in der Nähe von Neuenburg sein, mich zu empfangen . . . Willst Du den Weg und die Nähe nicht scheuen?"

"Für Euch?" erwiderte Florentin warm. "Ich weiß nicht, was mich so innerlich an Euch zieht — aber für Euch wird mir nichts zu schwer . . . mir ist, als sollte ich in Euch finden, was der Verlassene und Verwalteste niemals besessen . . . einen Vater . . ."

"Du irrst auch nicht, Florentin," erwiderte Johannes, nicht ohne Bewegung, "ich erkenne eine Stimme von oben in dem Zuge, der Dich zu mir führt; er soll Dich nicht täuschen — ich will Dein Vater sein!"

Florentin wollte sich eben entfernen, als der Camerier Hubert de Monte Carlo mit allen Zeichen des Schreckens herinellte und die Nachricht brachte, Abgesandte des Conzils zu Costenz seien angekommen und verlangten augenblicklich Gehör. Der Diener hatte seine Meldung kaum vollendet, als die Gesandten, wie um jede Anstucht und jede Abweisung unzulässig zu machen, schon an der Schwelle erschienen. Johannes gab sich das Ansehen, als bemerkte er sie nicht. "Thörlicher Mensch," sagte er zu Hubert gewendet, "ich glaube gar, Du zitterst? Doch für mich nicht? Geh, mein Freund, geh ruhig an Dein Geschäft. Johannes hat noch vor seinem Sterblichen gejittert . . . ich erwarte, was die Würdenträger der Kirche dem Oberhaupt zu verkünden haben." Er hatte sich umgewendet und sah die Eintretenden, die sich feierlich und ernst verneigten, mit prüsiblen Blicken der Reihe nach an. "Perr Cardinal von Billastre," sagte er dann, "Ihr seid an Eurem Plage . . . diese Gesandtschaft wäre unvollständig, wenn der erste Widersacher darunter gefehlt hätte . . . Sieh da, Cardinal Zabarella! Auch Ihr unter meinen Gegnern? Nun — die Erleuchtung und die Erkenntniß meines Un-

rechts noch sehr plötzlich über Euch gekommen sein . . . doch reuete ja nicht, daß ich Euch darum große . . . ich lieb' es, wenn der Mann offen für das eintritt, was er seine Ueberzeugung nennt . . . doch ich vergesse mich und rede, wo ich hören soll . . . Sprechet Ihr Herren, was habt Ihr mir zu verkünden?"

„Das hohe Concilium, das zu Costenz versammelt ist," begann Fillaistre feierlich, „das eine allgemeine Kirchensammlung ist und die ganze Kirche vorstellt, entbietet hiermit an Balassaro Cossa, weiland Cardinal von Bologna, der sich in seinen Obedienzen nennt Papst Johannes den Dreiundzwanzigsten . . ."

„Der sich nennt?" unterbrach dieser den Redner. „Euer Gedächtniß ist kurz . . . wie lange ist es denn, daß ich als der Erwählte des Herrn in Eurer Mitte einzog? Daß der Fürst, der Euch nun gegen mich gelandet, mir ehrerbietig den Bügel hielt und Ihr alle demüthig mir den Fuß geküßte?"

„Das Concilium ist es nicht," erwiderte Fillaistre, „das diese Anerkennung gewünscht oder herbeigeführt hat . . . Ihr selbst habt es gethan, durch Eure Flucht, durch die Zurücknahme Eurer Abdankung; Euch selber schreibt es zu, wenn das Concilium nun in Euch seinen Gegner erkennen und gegen Euch verfahren muß, wie gegen einen Begünstigten des Schismas, einen der Kezerei Verdächtigen . . ."

„Was ich gethan, mußte geschehen . . . ich war in jener Stadt nicht frei . . . die Abdankung war erzwungen . . ."

„Das Concilium erkennt das nicht an, es erfreut sich in Costenz der vollständigsten Freiheit . . . daß das Gegentheil ihm nie zur Kenntniß gekommen, kann es bezeugen vor Gott und den Menschen . . . Ihr habt Euch aber auch gemeinert, jetzt, wo Ihr Euch in selbstgewählter Freiheit befindet, die feierlich versprochene Abdankung zu erneuern . . ."

„Ihr irrt, Herr Cardinal," erwiderte Johannes, „ich weigere mich dessen nicht! Ich habe die Abdankung zugesagt, sobald die andern Päpste das Gleiche gethan haben würden. Berichtiget mich, vielleicht hab ich in meiner Abgeschiedenheit nichts davon erfahren, daß Petrus von Luna abgedankt . . ."

„Der König wird sich demnächst nach Perpignan begeben, um ihn dazu zu bestimmen."

„Noch aber — das gesteht Ihr zu — noch hat er es nicht gethan? Dann würde ich Euer Eminenz rathen, den Vorwurf auch bei mir zu sparen, bis er begründet ist!"

Der Cardinal ließ sich durch den Hohn, der in Johannes Reden durchklang, nicht bewegen, aus seiner lästigen, geschäftlichen Haltung herauszutreten. „Das Concilium," fuhr er gelassen fort, „vermag in dieser Weigerung und dieser Clausel, welche das eigene Nichtwollen hinter dem Starrsinn eines Andern verbirgt, nichts zu erkennen, als einen Versuch, das große Werk der Kircheneinheit zu verzögern! Es duldet diese nicht und ist darum entschlossen, den ungehorsamen Sohn der Kirche, woß Standes und Würde er auch sei, seine ganze Macht fühlen zu lassen . . ."

„Und von wannen kommt ihm diese Macht?" rief Johannes stolz.

„Von ihm," entgegnete Fillaistre mit Würde, „der die Quelle aller Macht ist und der verheißt hat, seine Kirche nicht zu verlassen bis an's Ende

der Zeiten! Kraft dieser Macht entbietet Euch das Concilium, daß alle und jede Verfügung, die Ihr seit Eurer Flucht erlassen habt oder noch zu erlassen gedenkt, ungiltig sei und ohne Macht . . . es fordert Euch auf, an den Platz zurückzutreten, den Ihr nie hätte verlassen und entweder selbst oder durch Bevollmächtigte die Erklärung Eurer freiwilligen Abdankung so abzugeben, wie das Concilium sie Euch vorschreiben wird — und so Ihr dessen Euch weigert, labet es Euch als einen des päpstlichen Stuhles unwürdigen Mann vor sein Gericht und fordert Euch auf, binnen heut und neun Tagen Euch vor demselben zu stellen und gegen die Anklage zu verantworten, die gegen Euch erhoben ist . . ."

Johannes hatte fest und hochaufgerichtetem Antlitz zugehört, aber er war bleich geworden und seine Lippen zitterten. „Eine Anklage?" rief er. „Wo ist sie? Ich will sie hören."

Auf Fillaistre's Wink entfaltete Zabarella eine Rolle, mit mächtigen Siegeln behangen, und begann mit schwankender Stimme: „Dieses sind die vier und siebenzig Klagepunkte, wegen deren Du, Balassaro Cossa, weiland Cardinal von Bologna, geladen bist, Dich vor dem allgemeinen Concilium zu verantworten, das da rechtmäßig in Costenz versammelt ist . . . Erstlichen, daß Du die kirchlichen Aemter und Pfründen durch schändliche Simonie um Geld verkauft und nach Gunst an deren Unwürdige verließen habest . . . Zweitens . . ." Zabarella's Stimme wankte stärker; er konnte nicht weiter lesen.

„Nun was stodt Ihr?" rief Johann's mit einem Blick der Verächtlichkeit. „Ihr erinnert Euch wohl, daß auch Ihr den Purpur aus meinen Händen empfangen habt? Oder meint Ihr, daß ich mich scheue, geschrieben zu lesen oder zu hören, was zu thun ich mich nicht gescheut? Gebt mir die Schrift, ich werde die Anklage selbst lesen!" Er ergriff das Blatt und durchsah es mit erster, fast wehmüthig ergriffener Miene . . . „Ich weiß es —" fuhr er dann ruhiger fort, „mein Gewissen sagt es mir jede Stunde, ich bin ein schwacher, sündiger Mensch — aber ich danke meinen Gegnern, daß sie jenen Fehltritt meines Lebens so genau erforscht und verzeichnet haben und mir den Spiegel vorhalten, darin ich mich selbst erkennen solle . . . Vielleicht könnte ich sagen: Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet! Vielleicht könnte ich von dem Splitterrichter reden, der den Balken im eigenen Auge nicht sieht . . . ich könnte fragen, wenn der Verkäufer strafbar ist, ob es dem mitschuldigen Käufer geziemt, ihn zu strafen . . . ob die mich laben, so reinen Herzen sind, daß es ihnen ziemt, Steine gegen mich aufzuheben . . . Ich will es nicht, ich will antworten . . . morgen sollt Ihr meine Antwort haben — bis dahin gönnt Ihr mir wohl Frist, in mein Inneres einzufahren und mich zu sammeln zu so wichtiger Erklärung."

„Das Concilium gönnt Euch neun Tage."

„Deren bedarf ich nicht," schloß Johannes mit Hoheit, „morgen schon — zu dieser Stunde wird das Concilium meine Antwort haben!"

Die Cardinäle gingen betroffen, das Benehmen dessen, den anzuklagen sie gekommen waren, war nicht ohne Eindruck auf sie geblieben und es hatte fast den Anschein, als wären sie die Verurtheilten, die von

ihrem Richter gingen. Johannes trat an's Fenster und sah in der Anstalt; seine Züge wurden immer düsterer . . . dann ließ er das Veil sinken und starrte finster vor sich hin. „O Vergangenheit, Vergangenheit!“ seufzte er tief auf. „Du bist unerbittlich . . . unverjählich befestest Du Dich an meine Sohlen und willst mich von der Höhe herabziehen . . . aber ich troste Dir dennoch — ich schüttle Dich ab, wie den Staub einer mühseligen Wanderung . . . ich schleubere Dich von mir mit Gewalt.“ Sein Blick blieb auf Florentin haften, der in einer Ecke an der Thür unbeachtet geblieben war und wieder auf den Knien lag, wie im eifrigen Gebet. „Und weshalb sollte ich verzagen?“ fuhr er fort. — „Habe ich nicht hier ein Zeichen, daß die Vergangenheit auch vergehen kann? Ich will es als ein solches annehmen und danach handeln.“ Er trat hinzu und legte dem Knien den die Hand auf's Haupt.

„Was thust Du, mein Sohn?“ fragte er mtlb. „... Ich bete . . .“ war die dumpfe einkönigige Antwort.

„Und vergiffest Du, was Dir noch obliegt? Du hast keine Zeit mehr zu verlieren und Dein Geschäft ist dringender geworden als zuvor — vom andern Ufer des Rheins soll dem Concilium morgen meine Antwort vernehmlich genug entgegen tönen! Geh . . . doch andere Dein Gewand, wenn Du in diesem den nämlichen Weg zurückkehren wärdest, könntest Du leicht Verdacht erwecken.“

„Nein, nein,“ rief Florentin ängstlich und kreuzte die Arme über der Brust, als wolle er die Hand abwehren, welche ihn der Mönchs Kutte entkleiden wollte, „kein anderes Gewand! In diesem will ich wandern — es wird mich nicht verrathen, ich will kein anderes mehr tragen im Leben und wenn Ihr mich einmal mitnehmt nach Italien, dann macht, daß ein Kloster mich als beschneidenden Bruder nicht von der Schwelle weist . . .“

„Wie, so jung schon willst Du das Leben von Dir werfen? Weil das Erste, was Du erfahst, Dir nicht gelang, willst Du auch Alles aufgeben, was noch kommen kann?“

„Ich habe Alles gesehen, was das Leben bieten kann,“ sagte Florentin mit unheimlich leuchtenden Blicken, „und Alles war eitel! Die Liebe war unedel und das Große war hoch und so hinfällig Alles und so vergänglich, daß es nicht der paar Athemzüge lohnt, die es dauert . . . Ich habe auf meinem Wege alles Elend des Krieges gesehen — brennende Häuser, erschlagene, verwundete, im Tod jammernde Menschen . . . schreiende Weiber und verwaiste, hungernde Kinder und Noth und Elend und Tücke und Selbstsucht überall und in all' dem Elend keinen Halt vor der Verzweiflung, als daß Alles so hinfällig und vergänglich ist und daß darüber hinaus das kommen muß, was ewig ist . . . Ich will nun daran denken auf all meinen Wegen und will beten . . . beten . . .“

„Thue denn, was Du nicht lassen kannst — rufe mir Hubert und mache Dich eilends auf den Weg! — Vergiß nicht, eh' der Morgen graut, muß der von Burgund am jenseitigen Ufer meiner warten, und Du sei mit dem Fergen bereit, der uns über den Fluß bringt . . . Wichtiges ist in Deine Hand gelegt, aber ich bin ruhig, denn es ist Deine Hand!“

Gebeugtes Hauptes, halbtaube Gebetworte vor sich hin murmelnd, schritt Florentin durch die Gänge der Beste. Mit befehmlichen, fragenden Blicken sah ihm der Castellan nach, als er an seiner Wohnung vorüberkam; der Alte sann einen Augenblick nach, dann griff er seinen Schlüsselbund vom Haken, winkte einen Knecht zu sich und folgte ihm leisen, eifrigen Gespräch dem Mönch durch das Thor und über die Brücke.

— Schon ging die Sonne über den Hardtwald hinunter; ihre letzten Strahlen kligten in den Flüssen des vielarmigen Rheins, glänzten wieder von Zinnen und Fenstern der mächtigen Beste dreifach und gossen über die Berge von Freiburg ein letztes verglimmendes Licht, da schmetterte es wieder vom Wartturm und kündete den Eintritt neuer Gäste. Herzog Friedrich daß sich verdrossen und unmutig in sein Gemach zurückgezogen, dessen düstere Dämmerung vollkommen übereinstimmte mit der Verfinstterung seines Gemüths; da slog ohne Weitung die Thür des Gemachs auf, Lichtglanz strömte herein und ein hoher Mann mit schwarzem, mächtigem Bart und in kriegerischer Rüstung trat ein, gefolgt von zwei Anbern, deren dunkelsaltiger Talar die Männer der Gelehrsamkeit und Wissenschaft erkennen ließ.

Es war Ludwig im Bart, der Herzog von Baiern-Jungolstadt.

„Gott zum Gruß, Herr Vetter von Tirol,“ rief er; in seiner kräftig biebren Weise dem Herzog entgegen tretend, „ich sündige auf unsere bewährte Freundschaft, daß ich so geradezu mit der Thür in's Haus falle — denke, es wird unter uns nicht nothwendig sein, daß erst die Postleute hin und wieder laufen!“

„Ihr sagt ganz Recht, Vetter Ludwig,“ erwiderte der Herzog mit lächerlicher Zurückhaltung, „daß Ihr von bewährter Freundschaft sprecht . . . Ihr habt sie mir bewährt: Ihr habt des Königs Ausgebot nicht überdört und nicht geaudert, mir mein Elsaß wegzunehmen!“

„Ihr meint das arg,“ erwiderte der Baiern lachend, „und doch ist es so, wie ich sage! Gerade dadurch hab' ich meine Freundschaft bewährt! Glaubt Ihr, es haben nicht gar manche lästernen Augen nach dem schönen Elsaß geschickt? Darum haben ich und Ludwig von Kurpfalz rasch zugegriffen und ich denke, Eure Lande sind statt in Feindes Hand besser in der Hand eines Freundes, der sie bewahrt und gern wiedergibt, wenn Ihr mit dem König versöhnt seid, und um das zu Stande zu bringen bin ich hier . . .“

„Ich habe die Hand dazu geboten,“ rief Friedrich, „ich habe ordentlich Gericht verlangt . . . der König hat's verweigert!“

„Damit ist's zu spät, Vetter,“ entgegnete Ludwig und warf sich in einen Stuhl. „Mit Eurer Erlaubniß — wir sind tüchtig geritten! Ich sahr Euch wohl durch den Sinn, daß ich das sage, aber es wird darum nicht anders! . . . Seht, Vetter, ich hab' Euch lieb gewonnen: drum frag' es mir am Herzen, als Alles über Euch herfiel, wie die Reute auf ein Edelwild; daß sie in Eure schönen Lande sich wie in eine leichte Beute theilten . . . Bis vom Gericht ein Spruch erfolgte, wär's auch zu lang! Bis dahin hätten sie sich Alle vollgezogen und festgesetzt, drum macht' ich's kurz und ging zum König und sag ihm

an und sagt', er solle mir Vollmacht geben, da wollt' ich zu Euch reiten und mein Bestes thun, Euch zurückzubringen. Der König konnte zuletzt nicht anders: er willigte ein und diese gelehrten Herren hier sind mein Geleit — die sollen fertig machen, was meine ungelente Zunge nicht zumege bringt. Es sind zwei hochberühmte Lehrer an der hohen Schule zu Paris . . . wie sie heißen, hab' ich, bei meinem Bart, vergessen und mögen sie Euch am Besten selber sagen!"

„Erlaubt, Herr Herzog,“ sagte der Eine der Professoren mit steifer Verbeugung, „daß Jacques Dacheri, der Gottesgelahrtheit Meister, Euch seinen ehrerbietigsten Gruß zu Füßen legt!“

„Bergönnt mir das Gleiche,“ sagte der Andere, „ich habe mir die Rechte zum Studium erkoren: mein Name ist Jean Despars.“

„Dank für den guten Willen, werthe Herren,“ entgegnete Friedrich, „bedauere nur, daß Ihr durch denselben nichts erreichen konntet, als die vergebliche Mühe des zweiten Weges!“

„Hört doch erst, was der König verlangt!“ rief der Bärtige. „Ihr sollt Euch erst ohne Rückhalt unterwerfen und das Schängel, das Ihr mitgenommen habt, zurückgeben — dann soll nichts zu hoch sein, was Ihr nicht erwarten dürft von seiner Gnade.“

„Eines Sigmund Gnade ist ein gefährlich Ding,“ erwiderte Friedrich bitter. „Kennst Ihr die Fabel vom Fuchs und von der Löwenhöhle? Er blieb draußen, denn alle Fußtritte führten hinein und kein einziger heraus!“

„Ihr thut dem König Unrecht, wie er Euch,“ rief Ludwig dagegen. „Seid eben Beide erbittert und unvorsicht! Ich kenne den König auch . . . er will das Recht! Hab' selbst einen schlunnen Handel mit Herzog Heinrich, meinem Vetter, von Landshut, hab' mich aber aller Selbsthilfe begeben und dem König übertragen, Recht zu sprechen, und er wird es thun. Auch bei Euch wird er es thun und Ihr sollt bald dahehin in alter Macht und Ehre, dafür seh' ich Euch mein fürstlich Wort zum Pfand!“

„Ich kann es nicht annehmen, Herzog Ludwig — ich lehre nicht zurück!“

„Weht nach, Vetter — Ihr seid zu weit gegangen; an Euch ist's nachzugeben!“

„An mir? Will ich doch nur ein Wort halten, das ich gegeben!“

„Eben daß Ihr's gegeben, war Euer Unrecht! Ihr hättet es nicht thun sollen, Ihr wart an Reich und König durch ältere Pflichten gebunden!“

„Das zu bekennt ist zu spät — es ist gegeben!“

„Nehmt mir's nicht übel — das ist Starrsinn, Vetter! Warum weigert Ihr Euch doch? Eurem Schilling soll nichts Uebles widerfahren: er soll an Gut und Leib und Leben ungeschädet sein, das ganze Concilium steht dafür ein! Und helfen — Pardieux, helfen könnt Ihr ihm doch auch nicht! Schon seid Ihr aller Eurer Länder fast verlustig, gebannt, geächtet . . . ein Fürst und Mann wie Ihr! Und wenn nügen all' die ungeheuren Opfer, die Ihr bringt? Niemand! Der Papst ist doch verloren und Ihr seid es mit!“

„So will ich es sein!“

„Pardieux!“ rief der Herzog aufspringend. „Wenn das Alles Euch nicht bewegen kann . . . Ihr

gelehrten Herren, dann mögt Ihr Euer Glück versuchen, ich bin zu Ende mit meinem Latein!“

Achselzuckend lehnte Friedrich in der Fensterbrüstung und starrte abgewandten Angesichts in das Dunkel der Nacht hinaus, in welcher aufblühende Helle und verbundener Vollenzug miteinander rangen wie in seiner Seele. Dacheri war vorgetreten und begann mit bewegtem, salbungreichem Tone: „O edler Herzog . . . Sprößling eines Hauses, auf das die Christenheit von jeher mit Vertrauen geblickt: auf den sie nun hinzieht mit zweifelnder Furcht, wandender Hoffnung und ungläubigem Schauer — muß ich Euch erinnern, was Alles in dem kleinen Wörtlein Rein enthalten ist, das Ihr so hartnäckig ausprobt? Kennt Ihr die Mähre von jener Parador, der die Heidengötter ein Gefäß geschenkt, das sie nicht öffnen sollte und doch geöffnet und aus welchem alles Unheil in die Welt gekommen? Ein solches Gefäß ist dieses Euer Rein! — Muß ich Euch erinnern, wie die unselige Spaltung in der Kirche die ganze Christenheit erfüllt mit Gland, Betrübnis und Entsetzen? Das Heiligste in der Menschenbrust, der Glaube, soll zu einem Bahn und Gelpfist werden: der Friede der Länder wie der eines jeden Hauses steht auf dem Spiel! Der Ehe heiliges Band droht zu zerreißen, denn Niemand wagt zu sagen, ob eines rechten Priesters Hand es geknüpft — das unschuldige Kinlein, obwohl getauft, fährt hin dem Heiden gleich — wer weiß, ob ein rechter Priester es getauft! — Der Kranke, der auf dem Sterbebette in der letzten Stunde sich nach der letzten Tröstung sehnt, verzweifelt mit dem Glauben an den Priester, der sie ihm reicht, auch an seiner Hoffnung auf die Ewigkeit! . . . Und das ist noch nicht die ganze Tiefe des Abgrunds! Wilde Parteilung ergreift Alles, denn es ist in den Menschen gelegt, daß er nicht gleichgültig bleiben kann und darf, wenn es sich um das Heiligste handelt, um den Glauben an eine vergeltende Ewigkeit . . . Alles entzweit sich: von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt entbrennt der Kampf, und das Gland des entschlichsten Krieges wälzt sich zermalmend dahin über die trauernden Völker! . . . All' das ist der unseligen Kirchenspaltung unselige Frucht! Und der das Aufheben dieser Spaltung eigenmächtig verhindert, ist jener Afterpapst, den Ihr beschützt, und Ihr seid es, dem um dieses Schuges willen all' der Jammer zur Last fallen wird vor dem Ewigem! . . . O edler Herzog . . . ich erhebe vor dem bloßen Gedanken, die Thränen und das Blut eines einzigen Menschen auf mir tragen und damit vor diesen fürchtbaren Richterstuhl treten zu müssen: auf Eurer Seele werden Blut und Thränen lassen von Hunderttausenden, denn Euer Rein ist es, das sie fließen macht! . . . O spricht es nicht noch einmal aus, edler Herzog! Als Fürst, als Mensch und Christ seid gebeten und beschworen, — sprecht es nicht aus und als ihren Wohlthäter werden Euch preisen Reich und Menschenthum und die ganze Christenheit!“

Friedrich schwieg, als der Redner erschöpft zurücktrat: er durchmaß das Gemach mit hastigen Schritten und lehnte sich dann, das Haupt in die Hand stützend, in unverkennbarer Bewegung in einen Stuhl. „Mein verehrter Freund und Collega,“ begann Meister Despars, die eingetretene Stille benützend,

„hat mit feurigen Worten zu Euren Herzen geredet — vergesst nun auch dem Vertreter des kalten, nüchternen Rechts vor Eurer klaren Einsicht zu erweisen, von welcher Art das Versprechen sei, von dem Ihr Euch so unausslößlich gebunden glaubt! . . . Ich könnte erwähnen, daß jener Johannes vom Concilium als ein der Kezerei Verdächtiger angesehen wird und daß Kezern nicht Wort zu halten ist; — ich könnte anführen, das Concilium besitze die Gewalt, ein solches Wort zu lösen — aber ich bedarf solcher Nebengründe nicht. Das Wort, das Ihr gegeben, ist unglücklich an sich und Ihr seid nicht gehalten, dasselbe zu erfüllen. Es ist ein alter Grundsatz — jedes Versprechen, etwas zu thun, was nach menschlichen oder göttlichen Gesetzen verboten ist, besteht nicht zu Recht. Papst Johann durfte das Concilium, das er selbst berufen und dessen Autorität er also anerkennen muß, auch wenn sie gegen ihn gerichtet ist: er durfte es nicht verlassen, er mußte in Konstanz bleiben, und da er entfloh, beging er eine seiner Pflichten widerstreitende, eine verbotene Handlung . . . die Hälfte, die Ihr ihm dazu geleistet, ist es also auch und Ihr seid vor Gott und Welt jeder Verpflückung frei! . . . Und wenn Ihr gestaltet, weiter zu unterzügen, so muß ich unterbrechen, wenn Ihr das Wort gegeben . . . Einem Manne, der schändlichsten Verbrechen angeklagt, deren zehnter Theil, wenn er erwiesen wird, ihn unwürdig macht . . .“

„Nichts davon!“ rief Friedrich sich rasch erhebend. „Ich kenne Johannes besser, als Ihr Alle: ich kenne seine edlen Absichten und verachte diese aus früheren Zeiten mühsam zusammengefügten Anklagen. Ihr habt Beide trefflich geredet, werthe Herren, aber Ihr habt nichts erreicht, als mir das Herz noch schwerer zu machen — nichts als daß ich mit getheilter Seele thue, was ich doch thun muß! Johannes ist mein Freund . . .“

„Nein, das ist er nicht!“ rief der Wärtige aufspringend. „Der Hinterlistige hat Euch getäuscht, wie alle Welt! Als Ihr Eoltenz verlassen, ließ der König Eure Herberge besetzen; man sand Euren Kanzler, der nicht so schnell von hinnen gekommen, und viele Schriften . . . diese Briefe darunter, die ich schier vergessen und die Sigund mir mitgegeben . . . Seht und lest! Er hat Euren vertrautesten Rath besprochen und hinterrücks mit ihm verhandelt gegen Euch . . .“

Friedrich war erlosbt; mit bebender Hand hielt er die Briefe, während sein Blick sie wie unsicher durchflog. „Intra muros!“ murmelte er, „die Lösung des Verraths ist gut gewählt! In der That — das hab' ich nicht erwartet . . . Doch der Vorwurf trifft mehr den treulosen Diener, der seine Pflicht verricht, als den Fremden, der ein taugliches Werkzeug gekauft . . . Das hält' ich vorher wissen müssen, freilich wohl, dann wäre vielleicht Manches nicht so geschehen . . .“

„Nein, diese Verblendung geht zu weit!“ rief Herzog Ludwig unwillig. „Welche Beweise soll man noch bringen, um Euch zu überzeugen, daß der Antichrist Euch in den Klauen hat!“

In diesem Augenblick ging die Thür des Gemachs auf und der Castellan eilte athemlos und wie außer sich herein: vor der Thür stellten sich Bewaffnete auf, in ihrer Mitte Florentin in der Kutte,

aber ohne Gürtel und die Lenden, die Soldaten hatten den Strick abgenommen und ihm die Hände damit zusammengeknüpft. „Gnädigster Herr,“ rief der Alte, „abscheuliche Verrätherei — der Papst will entfliehen!“

„Was sagst Du?“ rief der Herzog, insofern Alle in Bewegung näher drängten. „Du bist verloren, Mensch, wenn Du nicht beweist, was Du sagst.“

„Es war mir schon längst aufgefallen,“ begann der Vogt wieder, „warum des Papstes Camerier gar so häufig zum Besuch in meine Stube kam und sich gar zu gern mit meinen Schlüssel zu so schaffen machte . . . Vor ein paar Tagen sah ich diesen Mönch aus dem Schlosse gehen: ich kann' ihn nicht und hatte ihn auch nicht herein kommen sehen . . . mir sam's verdächtigt vor und wie ich ihn heut wieder sah, schickt' ich ihn nach und ließ ihn greifen. Da sam's an den Tag, aus seinen verwirrten Reden ward es klar, er sollte nach Neuenburg hinauf die Burgunden holen, die dort auf den Papst warten . . . Seht her,“ rief er, die Kapuze des Gefangenen zurückziehend, „ob es nicht ein Diener des Papstes ist . . .“

„Florentin . . .“ stieß der Herzog hervor. „Wenkenne, was geht hier vor?“

Aus den Augen des Jünglings glühte ein immer unheimlicheres Feuer. „Fraget nur — ich schweige!“ rief er begeistert. „Ich habe gethan, was mir befohlen ward im Gebet! Der Gesalbte des Herrn soll entrisen werden aus Euren Händen — und wenn Ihr auch mich gebunden, seine Herthaaren werden ihn führen durch die Reihen der Getöhlten!“

„Schnell!“ unterbrach ihn Herzog Ludwig. „Eilt nach den Gemächern des Papstes, daß er nicht inzwischem entfliehen kann!“

„Dafür ist gesorgt, Herr Herzog!“ entgegnete der Vogt. „Ich habe alle Zugänge in der Stille besetzen lassen!“

„Ist es denn möglich?“ rief Friedrich, der wie in einem Traume befangen, vor sich hingestarrt. „Es ist nicht — es kann nicht sein! Da ich mich völli für ihn hingegeben . . . da ich Alles für ihn geopfert, Macht und Land und Ehr, denkt er daran, heimlich zu entfliehen? Er will sich von mir trennen und mich meinem Schicksal überlassen . . . Hinweg, das kann ich nur mit meinen eigenen Augen glauben!“

Er stürzte auf den Gang, Alle folgten. Man sah den Corridor hinab, an dessen Ende die Zimmer des Papstes lagen; rasch war alles Licht bei Seite gebracht, nur vor einem Kreuzbilde gegenüber der Treppe an welcher Johann vorüber mußte, brannte eine matte Lampe.

„So glaubt jetzt Euren Augen,“ flüsterte der Wärtige dem Herzog zu und deutete in den Gang, wo eine Thür sich leise öffnete; zwei Männer traten heraus, in weite Mäntel gehüllt, breitkrämpige Reiterhüte auf dem Haupt. Als sie in die Nähe der Treppe kamen, tauchten plötzlich vor und hinter ihnen Bewaffnete aus dem Dunkel hervor, Fackelschein beleuchtete das Ganze — Herzog Friedrich und Papst Johannes standen sich wortlos gegenüber.

„Die Kette bricht!“ sagte Friedel dumpf; dann wendete er sich gegen die Abgesandten des Königs. „Euer Gefangener, Herr Herzog von Vairn!“ rief er und eilte von hinnen.

Johannes hatte wie auf ein Gespenst auf Florentin gestarrt, der die gebundenen Hände zum Gebete

hebend, wahnwitzige Worte vor sich hinhurmelt. „Er! Florentin, — mein . . .“ flüsterte er in sich hinein. „Jetzt erkenne ich es unwiderleglich — es gibt keine Vergebung mit der Vergangenheit . . . jetzt ist meine Urtheil gefällt!“

— Einige Tage später wogte eine ungeheure Wellenbewegung vor dem Barsäferloster zu Costenz, in dessen Speisesaal die deutsche Nation ihre Zusammenkünfte und Beratungen zu halten gewohnt war. Bürger, Wappner, Vell und Gele drängten sich gegenseitig und erzählten sich die große Nothigkeit, Herzog Friedrich von Oesterreich sei zurückgekommen und habe sich dem König ergeben auf Gnade und Ungnade. Im Refektorium selbst stand Sigismund in ausgesuchter Pracht, ihm zur Seite der Cardinal von Ostia als Bischofkanzler der Kirche im Namen des ganzen Conciliums und Graf Jörg von Hohenlohe, der Passauer Bischof als Kanzler des Könige. Der lange schmale Saal war überfüllt von Fürsten und Eelen, Bischöfen, Aebten und Doktoren, die Sigismund eigens geladen, um Zeugen seines Triumphes zu sein. Hinter Sigismund standen Carl Malatesta von Rimini und die Vöschwäster und Gesandten der andern Fürsten und Republiken aus Italien.

Zu diesen wendete sich der König und sprach eifrig mit ihnen, während am andern Ende des Saales die Thür sich öffnete und Herzog Friedrich erschien, begleitet von Ludwig von Baiern und dem Burggrafen von Nürnberg; todesbleich, schwankend, ähnelnd Einem aus dem Grabe Erstandenen. An der Schwelle ließen alle Drei sich auf ein Knie nieder, in der Mitte des Saales neuerdings und vor dem König zum drittenmale. Mit dem Scheine der Verwunderung wandte dieser sich um und fragte: „Was begehrt Ihr?“

„Großmächtigster König,“ antwortete der Herzog von Baiern, „hier ist mein Vetter, Herzog Friedrich von Oesterreich! Auf sein Begehren bitte ich, ihm zu vergeben, womit er gegen Euch und das heilige Concilium gefehlt! Er übergibt sich selbst mit all seiner Herrlichkeit, Land und Leuten in Eurer königliche Majestät Hände und Gewalt . . . er ist bereit, Alles zu beschwören und zu halten, was Eure Majestät ihm auferlegt . . .“

Da sprach der König. „Oheim, auch unser und des Reiches Fürst, Herzog Friedrich, wollt Ihr auch das thun, was Herzog Ludwig gesagt?“

Grabesstille waltete über dem Saale — sie trug die leisen bebenden Worte des Herzogs an jedes Ohr. „Ja ich will Alles halten, was Herzog Ludwig gesagt,“ erwiderte er, „und bitte Eure königliche Majestät um Gnade, Verzeihung und Barmherzigkeit!“

Ein Schauer durchfloss die atemblos Versammlung; an jedes Herz pochte die Mahnung eigener Fingerringe — sie ergriff auch des grollenden Königs Gemüth und mit bebender Stimme erwiderte er. „Was ist dein, Vetter, daß Ihr Solches verschuldet habt! . . . Hört denn den Unterwerfungsbrief und beschwört ihn!“

Der Bischof von Passau las mit laut schallender Stimme, „daß der Herzog, nachdem er in die Ungnade des Könige gefallen, nunmehr sich selbst und alle seine Lande und Leute der Gnade des Könige übergebe; daß er den Papst nach Costenz zurückbringen und dem heiligen Concilium übergeben wolle, nur mit dem Vor-

behalte, daß ihm und den Seinen an Leib und Leben nicht Gewalt angethan werde — bis dahin verpflichte er sich, als Geiseln in Costenz zu bleiben; alle Amtleute, Bürger und Einwohner seiner Lande in Schwaben, Elsaß, am Rheine, im Breisgau, in der Grafschaft Tirol und dem Innthal sollen dem Könige Gehorsam leisten, bis er das erfüllt haben werde, und so er, wo Gott ver sei, es nicht erfüllen würde, seien alle seine Lande und Leute dem König verfallen auf ewig!“

„Placet!“ sagte der Cardinal von Ostia, als der Brief gelesen war, der König aber wandte sich zu den italienischen Gesandten. „Ihr Herren aus Italia,“ sagte er, „Ihr wisst, daß die Herzoge von Oesterreich die mächtigsten in Deutschland sind — sehet nun und lernet, was ein König der Deutschen vermag! . . . Ihr aber, Herzog Friedrich — wollt Ihr nun frei und ungezwungen schwören, Alles zu halten, was dieser Brief enthält?“

Herzog Friedrich erhob die Hand und leistete den Schwur in die Hände des Passauer Bischofs.

Während dessen war ein Mann auf schaumbedecktem Rosse die schmale Straße herauf und vor das Kloster geprenzt. „Laßt mich hinein!“ rief er, fast vom Pferde stürzend. „Ich muß hinein — jeder Augenblick gilt hier Verderben . . .“

„Laßt ab, Herr Wolkstein!“ rief ein Tiroler Wappner an der Mauer. „Wenn Ihr den Herzog abhalten wollt, kommt Ihr zu spät . . . in diesem Augenblick hat er den Eid der Unterwerfung wohl schon geschworen . . .“

„Nein, nein,“ rief Oswald schmerzlich, „laßt mich hinein — so tief kann, so tief soll Friedel nicht sinken! Und hätte er die Hand schon erhoben zum Schwur, ich will sie ihm wieder herunterreißen . . .“

Das Gedränge an der Pforte theilte sich, aber der Saal im Kloster war überfüllt; es war unmöglich, durch die Thür zu gelangen. Oswald stürmte nach dem Hofraum in den Kreuzgang des Klosters, er blickte durch ein Fenster des Saales — er sah Friedrich vor dem König knien und hörte die letzten Worte des Schwures. „Es ist, es ist!“ rief er und schlug sich im Uebermaß des Zornes und Schmerzes vor die Stirn. „Kein Zweifel mehr, an den ich mich noch klammern könnte . . . das Entsetzliche ist geschehen! Unwürdiger Mann, der seinem Worte wider-sagt! . . . Unwürdig der Krone, unwürdig fremder Treue, wer treulos wird an sich selbst! O Friedel, Friedel . . . hast Du gewähnt, Dich so zu retten aus Deiner Verlassenheit . . . jetzt erst bist Du verlassen, denn Du hast Dich selbst verloren! . . .“

Er stürzte hinweg.

Ein vernichteter, gebrochener Mann trat Herzog Friedrich an seiner Gefährten Hand wieder über die verhängnißvolle Schwelle — da fiel, über die Häupter der Umstehenden hereingeschleudert, ein zusammenge-rollter Zettel ihm vor die Füße und eine Stimme rief: „Ein Gruß aus Tirol!“

Ein Diener hob das Blatt auf und überreichte es dem Herzog, der es mit verzehenden Augen entfaltete. Es enthielt nur einen kurzen Spruch . . .

Friedel und Oswald brüt und es,
Friedel und Oswald nimmermehr!

Ende des zweiten Bandes.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mandanenwaise.

Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Missouri

von

Baldnin Möllhausen.

Erste Abtheilung: Am Rhein.

Erstes Capitel.

Einleitung.



Es war im Winter des Jahres 1852, als ich von einem Jagdtrupp von Ottoo-Indianern in der beschneiten Prairie am Sandy Hill-Creef aus einer mehr als mißlichen Lage erlöst wurde.*)

Sechs Wochen, von Mitte November bis Anfang Januar, hatte ich an jener Stelle in einem kleinen Verberzelt im beständigen Kampfe gegen die unerbittliche Kälte, die furchtbarsten Schneestürme und die halbverhungerten Wölfe zugebracht, und während dieses ganzen Zeitraums, außer zwei feindlich gestirnten Pawues, kein menschliches Wesen gesehen.

Seit Wochen waren meine Nahrungsmittel aus das zähe Fleisch der Wölfe und einen kleinen Vorrath von Mais beschränkt gewesen, welchen mir meine beiden von der Kälte getödteten Pferde übrig gelassen hatten, als durch das Erscheinen von sechs züftigen Ottoo-Jägern, die mit Weib und Kind und mit Hülfe von einem Duzend abgehärteter Mustangs ihrem Dorf am Missouri zuellten, neue Luft zum Leben in mir wachgerufen wurde.

Wie die guten Leute ohne Aussicht auf Belohnung mich bei sich aufnahmen, pflegten und, meinen durch die ungläublichsten Entbehrungen sech geworden Körper berücksichtigend, mir das Reisen durch die winterliche Wüste, so viel als möglich, erleichterten, habe ich bereits bei früheren Gelegenheiten geschildert; ebenso, wie sich allmählig ein herrliches Verhältnis zwischen meinen Gastfreunden und mir bildete, welches darin seinen Höhepunkt erreichte, daß Wakitamone, der Zauberer und Medicinmann und zugleich Führer des Trupps, mir erklärte, daß eine eheliche Verbindung zwischen seinen beiden ältesten Töchtern und mir ein für ihn sehr erzwünschtes und schmeichhaftes Ereigniß sein würde.

Selbstverständlich lehnte ich diese Ehre ab, indem ich vorgab, nicht im Besitz von hinlänglichen Mitteln zu sein, um in angemessener Weise das übliche Geschenk an Pferde, Federn und Waffen für die beiden niedlichen Mädchen an ihn entrichten zu können, doch erlitt das gute Einvernehmen zwischen uns dadurch keineswegs eine Störung.

Wakitamone blieb nach wie vor mein guter Freund, seine Töchter pflegten mich mit unveränderter Zuvoorkommenheit, und ich wieder legte meine aufrichtige Theilnahme und ungeheuchelte Dankbarkeit dadurch an den Tag, daß ich getreu zu Allen hielt, mich in ihre feststammigen Gebäuche sägte und mich sogar an ihren Medicinmahleiten, deren Hauptbestandtheil gewöhnlich ein geschlachteter Hund, theilte.

Aber auch um meiner selbst willen stellte ich mich mit meinen rothhäutigen Gefährten auf gleichen Fuß. Ich wollte so viel, wie nur immer möglich, von ihren Sitten, Gebräuchen, überhaupt von ihrer ganzen Lebensweise kennen lernen, und keine Gelegenheit ließ ich vorübergehen, ohne nach dem Grunde dieses oder jenes Verfahrens zu fragen, und in demselben Grade, in welchem ich mich mit meinen Gastfreunden immer besser verständigen lernte, wurde es mir auch erleichtert, meine Wüßbegierde zu befriedigen.

Die rege Theilnahme für die ihrem Untergange mit schnellen Schritten entgegenende Race, welche ich auf diese Weise an den Tag legte, lohnten die Indianer dadurch, daß sie mir bereitwillig über Alles, was ich wünschte, Auskunft ertheilten und mich sogar auf Manches hinwiesen, was im entgegengesetzten Fall meiner Aufmerksamkeit entgangen wäre.

Unter den Gegenständen, welche vorzugsweise meine Neugierde erweckten, stand Wakitamone's Medicinkasten obenan.

Schon bei unserm ersten Zusammentreffen war mir der eigenthümliche Behälter aufgefallen, dergleichen ich zwar schon vielfach bei andern Stämmen wahrgenommen, jedoch nie genauer hatte prüfen können.

Dieser Medicinkasten, Zauberanzug, oder vielleicht richtiger bezeichnet: indianische Feldapotheke, hatte genau die Form und Größe eines Mantelsacks, wie sie von berittenen Reisenden und Soldaten auf den Sattel geschnallt werden, und aus steinhart geriebtem Büffelleder bestehend, wurde er in ähnlicher Weise wie diese verschlossen und geöffnet. Dagegen sah ich ihn nie anders, als entweder auf Wakitamone's Schulter hängen, oder vor seinem Zelt gleichsam als Aushängeschild auf einem einfachen Gerüst, oder endlich bei bösem Wetter und zur Nachtzeit als Kopfstützen oder Rückenlehne meines sein Heiligthum mit der Wachsamkeit eines Cerberus hütenden Gastfreundes.

Schon am zweiten Tage meines Zusammenseins mit den Ottoos süßte ich mich hinlänglich heimlich unter ihnen, um mit meinen Forschungen und Erkundigungen zu beginnen, und machte ich damit den Anfang, daß ich zur gelegenen Stunde meine Hand auf Wakitamone's Feldapotheke legte und ihn durch Zeichen bat, mir göttlich gestattet zu wollen, seine Heilmittel und zu Beschwörungen von Geistern unerlässlichen Amulette einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen zu dürfen.

Wakitamone beantwortete mein Ersuchen weniger höflich. Er entriß mir nämlich den Zauberanzug mit Heftigkeit und verdeutlichte mir zugleich, daß mein Einblick in sein Heiligthum mir nicht nur unsehbar das Leben kosten, sondern auch, was noch bei weitem bedauerndwerther, seinen Amuletten die Zauberkraft rauben würde.

*) Siehe Möllhausen's „Tagbuch u. s. w.“ „Abenteuer am Nebraska.“

Ich mußte daher von dem Versuch, auch in dem indiamischen Medicinalwesen meine Kenntnisse zu bereichern, absehen. Mit allen äußeren Zeichen der Achtung vor meines weissen Freundes Ansichten und Ueberzeugungen trat ich mit meiner ihm so ungebührlich erscheinenden Forderung zurück, obmohl ich in derselben Minute fest beschloß, selbst auf die Gefahr hin, mein Leben zu verlieren, nicht eher wieder von dem Ottoo zu scheiden, bis es mir gelungen sein würde, den grimmigen Krieger zu überlisten und mein Verlangen zu befriedigen.

Wakitamone's entschiedene Weigerung, meinem Wünsche zu willfahren, hatte also meine Neugierde, doch nennen wir es lieber: Wissbegierde, noch verdropelt, doch hätte ich mich wohlweislich, meine heimlichen Absichten auch nur im Enferntesten durchblicken zu lassen. Ich stellte mich sogar, als habe seine Erklärung mir eine unüberwindliche Scheu vor dem gefährlichen Instrument eingefloßt, und um sein gegen mich erwachtes Mißtrauen vollständig einzuschärfen, würdigte ich den alten, selbstam geschmückten Behälter in nächster Zeit gar keines Blickes mehr. —

Sieben oder acht Tage hatten wir uns unterwegs befunden, als Wakitamone sich durch meine dringenden Vorstellungen bewegen ließ, einen Rasttag zu halten.

Die scharfe Eiskruste, welche den Schnee bedeckte und nicht stark genug war, die Last eines Menschen zu tragen, hatte meine Füße durch die weichen wildlebenden Molossins hindurch derartig zerstimmt und wund gerieben, daß ich nur noch unter den größten Schmerzen zu wandern vermochte. Der Tag der Rast sollte also vorzugsweise dazu dienen, mich mit einer festeren, aus Wäffelleber hergestellten Fußbelleidung zu versehen, und hatte Waruscha, die zweite Tochter des Medicinmannes, beiläufig bemerkt, mein Verlangen, es freiwillig und ansiehend mit großer Freigebigkeit abernommen, mir ein Paar derbere Molossins anzufertigen. —

Die Männer waren bereits in aller Frühe ausgezogen; die Ainen, um auf den spärlich bewaldeten Ufern des nahen Baches dem Fleisch nachzustellen; die Andern, um die dort sehr häufig vorkommenden Waschbären aus ihren hohlen Bäumen herauszuräuchern, und wiederum Andere hatten die Fährte eines Luchses aufgenommen, um denselben, wer weiß wie weit, bis in seinen Schlafswinkel nachzuspüren.

Den Freunden der Jagd entsagte ich an diesem Tage sehr gern; ich lag auf einer zottigen Bisonhaut vor der in der Mitte des Zeltes ausgehöhlten Feuergrube, abwechselnd mit Rauchen, Zeichen, Schreiben und dem Putzen meiner Waffen beschäftigt, und da alle Frauen und Kinder sich in dem andern, etwa zwanzig Schritte entfernten Zelte, zum Zweck des Raisskampfers und Ausbratens von Bärenfett, zu einer heftigen Gesellschaft vereinigt hatten, so befand sich außer einem halben Duzend Hunde nur noch Waruscha bei mir in Wakitamone's Wigwam.

Ich hätte also die schönste Gelegenheit gehabt, die geheimnißvolle Feldapotheke zu untersuchen, wenn nicht eben Wakitamone die Vorsicht gebrannt hätte, dieselbe mitzunehmen. Ich glaube indessen, daß er seinen Schatz weniger aus Furcht vor meiner Hinterlist mit sich führte, als weil er von demselben einen

günstigen Einfluß auf den Erfolg seines Jagdausfluges erhoffte. —

Das Plaudern und Schnattern der Weiber und Kinder drang nur als dumpfes Gemurmel aus dem andern Zelte zu mir herüber; Waruscha arbeitete ämßig an meinen Molossins; die in ein Knäuel zusammengetroffenen Hunde stöhnten, grunzten und bellten auch wohl im Traume, und ich endlich lehnte meinen Rücken gemächlich an ein großes Bündel Pelzwerk und betrachtete abwechselnd die bläulichen Ringe, welche sich meiner mit einer Mischung von süß duftenden Eumachsalzarten und gebörrter Weidenrinde gefüllten Pfeife entwandten, und die Holzseite, die über dem hellen Blutthausen allmählig in Kohlen und Asche zerfiel.

Auch zu Waruscha blickte ich gelegentlich hinüber, und indem ich die Tagereifen berechnete, welche uns noch von dem Missouri, unserm nächsten Ziel, trennten, und dabei des geheimnißvollen Medicinrangs gedachte, gelangte ich zu dem Resultat, daß Waruscha vielleicht die einzige Person sei, die Geheimnisse der gefährlichen Feldapotheke vor mir aufzudecken.

Schnell hatte ich meinen Plan entworfen, und etwas weiter um das Feuer herumträdelnd, rief ich die Zubianerin laut bei Namen.

Auf meinen Ruf schlüenderte Waruscha durch eine kurze Bewegung ihres Hauptes die ihr bei der Arbeit über die Stirn gesunkenen Haare zurück, und indem sie das ihr ziemlich geläufige englische Wort „Jes“ aussprach, richtete sie ein Paar Augen auf mich, die an Glanz und Feuer gewiß den allerkostbarsten geschliffenen schwarzen Diamant übertrafen.

„Wädchen,“ fuhr ich darauf mit feierlichem Ausdruck fort, „ich für meine Person halte Dich für eine Perle unter den Ottoo-Weibern, ich würde Dich indessen für noch viel anmutiger und lebenswürdiger halten, wenn Du mir behäuflich wärest, zum Frommen der Wissenschaft Deinen Vater in einer für ihn höchst unschädlichen Anwesenheit zu hintergehen.“

„Jes,“ antwortete Waruscha lächelnd. Das arme Kind hatte mich nicht verstanden und spähte mit rührender Einfalt im Zelt umher, um den Gegenstand zu entdecken, nach welchem ich vielleicht verlangt haben könne.

Mit Worten war also nichts auszurichten und mußte ich daher zu andern Mitteln meine Zuflucht nehmen.

Ohne zu zögern ergriff ich eine mir zur Hand liegende Decke, und nachdem ich sie unter Waruscha's gespannten Blicken in die Form des Medicinkastens zusammengeroßt und mit dem entsprechenden Klebenwerk umgeben hatte, hielt ich ihr dieselbe hin.

Einen Augenblick betrachtete Waruscha das Bündel stumm; dann aber brach sie in ein geräuschloses aber herzlichcs Lachen aus, und ihre kleinen schmalen Hände mit lautem Schall zusammenschlagend, gab sie mir zu verstehen, wie sehr sie meine Kunstfertigkeit bewundere.

Nachdem sie erst das Ebenbild von ihres Vaters Zauberritzen erkannt hatte, kostete es keine große Mühe, ihr mit Hilfe der zusammengeroßten Decke meine frommen Wünsche begreiflich zu machen.

Mit ängstlicher Aufmerksamkeit war sie allen

meinen Bewegungen gefolgt; doch in demselben Grade, in welchem ihr meine Wünsche klar wurden, verlor ihr Antlitz den freundlichen, arglosen Ausdruck; und als sie dann endlich gewahrte, wie ich mit ruheloser Hand die Riemen von der Decke löste und vorsichtig in den geöffneten Scheinmiedeltranzeln hineinschaute, sturzte sie sprachlos vor Entsetzen zu mir herüber. Sie schien meine Bewegungen gar nicht fassen zu können, und unwillkürlich streckte sie mir ihre Hände entgegen, wie um mich an der Ausübung eines so furchtbaren Verbrechens, dem nach ihrer Meinung die Strafe auf dem Fuße nachfolgen mußte, zu verhindern.

Sie hatte mich also vollständig errathen und begriff, daß ich es nicht bei dem vorläufigen Schauspiel von der Decke bewenden lassen wollte. Es bedurfte daher von meiner Seite nur einiger geringfügigen Reizen, um ihr zu erklären, daß ich bei meinem gefährlichen Unternehmen ihr die Hauptrolle zugebach habe.

Meine Zumuthung, das Original, nach welchem ich das Bündel geformt hatte, auf einige Stunden für mich zu entwenden, traf die arme Waruscha abermals wie ein Wetterhagel; sie zitterte am ganzen Körper und sich schmelzend von mir abwendend, begann sie mit großer Kneifigkeit an den Motafins zu nähern, ihre Arbeit, um mir ihre Nichtachtung meiner Vorschläge zu beweisen, mit einer leisen monotonen Melodie begleitend.

„Kero—Kero—Kero—si—la,“ sang Waruscha, und ich, um ihr nichts nachzugeben, lehrte ihr ebenfalls den Rücken zu, worauf ich das Lied von der schönen Lorelei anstimmte. Raum aber hatte ich zu singen angefangen, so schwieg sie still.

Sie liebte nämlich Melodie'n civilisirter Nationen über Alles, und keine größere Freude konnte ich meinen damaligen Gastfreunden bereiten, als wenn ich ihnen irgend ein deutsches Liedchen vortrug und mit zwei klingenden Stäben auf einem dritten Stück Holz den Takt dazu trommelte.

Da es nun keineswegs in meiner Absicht lag, Waruscha für ihren Aberglauben und Eigensinn noch angenehm zu unterhalten, im Gegentheil, ich sie meinen ganzen Zorn wollte fühlen lassen, so schwieg auch ich sogleich wieder, und um überhaupt nicht ganz unbeschäftigt zu sein, begann ich mit vielem Bedacht meine Pfeife zu füllen.

Wie gewöhnlich reichte auch dieses Mal das aufmerksame Mädchen mir mit der eigenthümlichen Unterwürfigkeit einer indianischen Frau einen Feuerbrand dar.

Ich aber hatte mich mit aller mir zu Gebote stehenden Grausamkeit gewappnet, und den Feuerbrand mit Verachtung zurückweisend, suchte ich mir selbst unter der heißen Asche eine geeignete glimmende Kohle hervor.

Traurig und mit dem Ausdruck getäuschter Hoffnung begab Waruscha sich wieder an ihre Arbeit, und in den nächsten zehn Minuten herrschte in unserm Wigwam das tiefste Schweigen.

Die Hunde wagten zuerst und schnarchten nach wie vor; das Feuer knisterte; in dem von einem gelbenartigen einfachen Gerüst niederhängenden Kessel brodete und schäumte es, und halb auf dem Rücken

liegend beobachtete ich die meiner Pfeife entströmenden blauen Wölflin, wie dieselben, in mancherlei bizarren Formen emporsprühend, sich mit dem Rauch des Feuers und dem Dampf des Kessels vereinigten und mit diesen in der äußersten Spitze des pyramidenförmigen Zettes durch eine sinnig angebrachte Oeffnung das Freie suchten.

Auch auf dem siedenden Inhalte des Kessels haften meine Blicke zuweilen, und auf den langhinzufliegenden Takten von Wassbüben, die eine so merkwürdige Aehnlichkeit mit kleinen Händen trugen und gemeinschaftlich mit gelben und rothen Matekörnern von den zischenden Blasen gelegentlich emporgeworfen wurden, um eine Weile mit komischer Beweglichkeit auf der brodelnden Oberfläche zu tanzen, daß es sich andahm, als hätten sie noch Leben befehlen und sich mit aller Gewalt gegen das ihnen bestimmte Loos gestraubt.

Dann spähte ich auch heimlich zu Waruscha hinüber, um aus ihrem Wesen zu errathen, wie lange sie es wohl ertragen würde, mit mir auf gespannten Füßen zu leben, und von Waruscha wendete ich meine Aufmerksamkeit wieder den blauen Tabakswölflin zu, unbekümmert darum, daß die Indianerln recht tief aufseufzte und die Wildschweine, mittelst deren sie die festen Lederstücke in Schubform zusammenfügte, mehrfach ihren Händen entglitten und sogar mit lautem Geräusch entzweispangen.

„Nahanga!“ rief endlich nach einer langen Pause Waruscha im Flüsterton zu mir herüber.

Nahanga war der Name, welchen mir meine Ottoo-Freunde beigelegt hatten.

„Nahanga!“ ertönte es zum zweiten Male und etwas lauter.

Ich stellte mich, als ob ich den Ruf wohl vernommen habe, jedoch keine Lust bezog, ihn zu beachten.

„Nahanga!“ rief Waruscha wieder, und als ich auch jetzt noch immer störrisch schwieg, erhob sie sich, und in der nächsten Minute kniete sie an meiner Seite, die zusammengeschnürte Decke in ihren zitternden Händen haltend.

Anfangs ertönte ich nicht, was sie bezweckte; sobald sie aber, ihre ängstlichen Blicke auf mich gerichtet, die Decke auseinander rollte, begriff ich, daß der Wunsch, Frieden mit mir zu schließen, den Sieg über ihre abergläubische Furcht davongetragen habe.

Ich gab ihr daher meine vollste Zufriedenheit zu erkennen, worauf ich sie dadurch wieder einigermaßen tröstete und beruhigte, daß ich ihr durch leicht verständliche Zeichen versprach, ihrem Vater nichts entwendend, sondern nur einen Blick in seine Apotheke werfen zu wollen.

Unser freundschaftliches Verhältnis war somit wieder hergestellt, und wenn die Indianerln meinen Worten vollen Glauben beimaß und mein Versprechen ihre Besorgnisse zum größten Theil verdrängte, so wußte ich, daß ich nicht minder fest an ihre Zufolge rechnen durfte. Ich nahm mir daher gar nicht mehr die Mühe, darnach zu forschen, wann, wo oder wie sie ihren Plan auszuführen gedachte. Durch unmaßliche Kumbungen von Mistrauen und Ungeduld hätte ich überhaupt nur die Achtung meiner Mitbewohnerinnen und damit auch meinen Einfluß auf sie verschärfen können. —

Nur einmal, und zwar noch am Abend desselben Tages beschränkte ich, daß Waruscha sich als zu schwach für ihre Aufgabe ausweisen würde. Es war, als der heimkehrende Waiitamone in's Zelt eintrat und, nachdem er seine Jagdbeute, einen prächtigen Luchs, in einen Winkel geworfen und seine Waffen zusammen mit dem Raubzerrath befüßam auf seine Lagerstätte niedergelegt hatte, mir mit einem sehr jovialen: „Hau Antarro, Mahanga“ — was so viel bedeutet, wie: ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Abend zu wünschen — die Hand kräftig schüttelte.

Ich begrüßte den riesenhaften Krieger mit aller, seinem Stande und seiner Würde gebührenden Achtung, indem ich ihm meine brennende Pfeife darreichte, um ihn einige Züge aus derselben thun zu lassen, was er mit entsprechender Höflichkeit ansaherte und mit verbindlichen, gewiß sehr schwingvollen Komplimenten in der Ottoo-Sprache begleitete.

Durch seine Höflichkeit fühlte ich mich veranlaßt, ihm in gutem Deutsch zu erwidern, wie außerordentlich schmeichelhaft es mir sei, mit einem so berühmten Krieger und weisen Zauberer ahermal's Brüderchaft gerracht zu haben, daß ich aber trotzdem nicht umhin könnte, im Verein mit seiner schönsten schwarzjünglichen Tochter, den fürchterlichsten Verrath gegen ihn und seine Heilapotheke zu spinnen.

Waiitamone gab sich das Ansehen, als habe er jedes einzelne meiner Worte verstanden, denn er drückte seine Nahte, mit feuerrothen Wellenlinien und einer gelben Hand geschmückte Brust noch weiter heraus, und indem er sich mit der Faust auf dieselbe schlug, daß sie wie ein kupferner Kessel dröhnte, sagte er Einbas, das nicht nur aufrichtig klang, sondern auch ehrlich gemeint sein mußte. Ich glaubte nämlich dies annehmend zu dürfen, weil Waruscha sich schnell abwendete, um einen Ausdrück des Bedauerns und der Furcht vor ihrem Vater zu verbergen, und übersehte daher seine tiefen Gurgelkaut mit: „Auf Ehre, mein Freund, Treue bis zum Tode, und ewige Verdammniß demjenigen, der den Andern hintergeht.“

Zum Glück hielt er es unter seiner Würde, sich speciell um die Gefühle von Weibern zu kümmern; es wäre ihm sonst wohl kaum entgangen, daß seine schuldbewußte Tochter sorgfältig vermieid, seinen durchdringenden Blicken zu begegnen, und sich ihres Ueber-einkommens mit mir schämte oder auch gar dasselbe bereute.

Doch bei den Indianern ist es, wie bei vielen andern Menschen: sie gewöhnen sich sehr bald an den Gedanken, eine Sünde begangen zu haben, namentlich aber, wenn dieselbe ungestraft bleibt; und so hatte auch ich noch an demselben Abend die Genugthuung, zu bemerken, daß Waruscha's böses Gewissen sich schnell beruhigte und sie sich allmählig mit dem Gedanken ausöhnte, mir bei dem Durchkriechen des gefährlichen Heiligthums behilflich zu sein.

Sechs Tage waren wieder verstrichen, den Wifouri hatten wir nach fünf mühseligen Märschen durch Schnee und Eis erreicht und unterhalb der das breite Thal begrenzenden Hügel in einem Dickicht von Weiden und Pappelbäumen unser Lager aufgeschlagen.

Von dort aus krauchte ich nur über den fest zugefrorenen Strein zu wandern, um mich bei einem hart am Ufer angesiedelten Pelztaucher mit einigen

Lebensbedürfnissen zu versehen, deren Mangel sich bereits seit langer Zeit sehr fühlbar gemacht hatte.

Des Aufschlages auf den Medicinrathen war zwischen Waruscha und mir nicht wieder gedacht worden. Das Mädchen schien sogar absichtlich jede Unterhandlung mit mir zu vermeiden, und hätte ich nicht hin und wieder in ihren Augen das Gegegenheit gelesen, so wäre wohl Grund zu dem Verdacht vorhanden gewesen, daß sie in ihrem Entschluß wandend geworden sei.

Waiitamone zeigte sich gnädiger gegen mich, denn je. Er hatte mich wohlgehalten an den Wifouri gebracht und damit seine Aufgabe gelöst, und zu genau wußte er, daß ich nicht verfehlen würde, ihn für seine geleisteten Dienste auf einem weiter oberhalb gelegenen Handelsposten nach meinen besten Kräften zu belohnen.

Der gute Waiitamone, wenn er nur gerant hätte, wie sein Betrauen mißbraucht werden sollte; gewiß würde er mit den Beweisen seiner wohlwollenden Gefinnungen weniger verschwenderisch gegen mich gewesen sein.

Ja, der gute Waiitamone, mit seinem feil emporgewöhnten halblangen Haar und der zierlich gestochenen Stalpoche, mit seinem ausdrucksvollen, feuerroth gefärbten Antlitz und den blühenden Augen, mit dem staltlichen Halskragen von sinnig aneinandergerichteten Bärefrakallen und dem scharf geschliffenen Tomahaw; was half ihm sein Ruf als Krieger und Medicinmann, was half ihm sein Geistesseher- und Teufelbeschwörer-Talent? Er wurde hintergangen, schmächtig hintergangen von seiner eigenen Tochter und einem fremden Eindringling, mit dem er vor dem Feuer in seinem Wigwam je manche Maßzeit getheilt, so manche Brüderchaftspfeife gerracht hatte! —

Der Morgen war frisch, die Atmosphäre klar; ein scharfer Nordwind setzte erstarrend durch das Thal des Wifouri und trieb die losen feinen Eiskrystalle auf der spiegelglatten Decke des regungslosen Stromes lustig vor sich her.

Ich stand im Begriff, den auf dem andern Ufer wohnenden Weifen einen Besuch abzulassen und war eben aus dem Dickicht in's Freie getreten, als ich von Waruscha durch ein lautes Rischen in den Schnee der dicht stehenden Weiden zurückgerufen wurde.

Natürlich leistete ich augenblicklich Folge, und meine freundige Ueberrastung war nicht gering, als die junge Indianerin mich benachrichtigte, daß nunmehr die Zeit zum Handeln gekommen sei.

Meine Freude über ihre Mittheilung beachtete sie nicht; dagegen forderte sie mich mit ängstlicher Geberde auf, bald nach Einbruch der Dunkelheit in der Nähe von ihres Vaters Wigwam auf weitere Zeichen von ihr zu harren, woran sie die wiederholte Versicherung schloß, daß meine Reuzlerde befriedigt werden würde.

„O, Weiber!“ rief ich entzückt aus, indem ich Waruscha zärtlich umarmte und einen Kuß auf ihre Lippen — den einzigen unbemalten Theil ihres sonst gewiß recht anmuthigen Gesichtes — drückte, „o Weiber, selbst die indianischen Squaws nicht ausgenommen, wie viele Millionen Jahre muß Mutter Eva im Fegefeuer brennen, wenn sie alle Erbsinnen, welche sie auf ihre weibliche Nachkommenschaft übertrug, abbüßen soll?“

„Jes,“ antwortete Waruffscha, sich fester in ihre warme Büffeldecke hüllend.

„Und Du Mädchen,“ fuhr ich scherzhaft fort, mich herzlich ergehend an dem fragenden Ausdruck, mit welchem die Indianerin mir in die Augen schaute, „Du Perle aller listigen Ottee-Squaws; Du edle Tochter eines edlen Medicinmannes, und wäre Mutter Eva so weiß gewesen, wie frisch gefallener Schnee, so würde ich in Dir, trotz Deiner schönen Mahagonifarbe, stets eine würdige, vollendete Eva-tochter erkennen und begrüßen!“

„Jes,“ entgegnete Waruffscha, mit einem beifälligen Kopfnicken.

„Du pflichtest mir bei?“ rief ich in der besten Laune aus, „wohlan, ich entdecke darin Deine großen und hervortretenden Anlagen zu einer verfeinerten Bildung; mögest Du indessen in Deinem Leben nie eine schwerere Sünde begehen, als Diejenige, zu welcher ich Dich verleitet, und Dir wird in den glückseligen Jagdgebilden gewiß kein zu verachtender Platz angewiesen werden!“

„Jes, jes, jes,“ wiederholte Waruffscha, indem sie zum Zeichen der Vorsicht den niedlichen Zeigefinger quer über ihre Lippen legte und gewandt, wie ein Wiesel, in das Nichts zurückglitt.

Ich dagegen wanderte frohen Muthes über den Missouri, und trotzdem ich mich in der warmen Stube und der heiteren Gesellschaft des gastreichen Pelztäuschers und seiner Gehülfen außerordentlich wohl befand, sehnte ich doch den Abend herbei, an welchem mir endlich das Heiligthum des großen Medicinmannes erschlossen werden sollte. —

Zur verabredeten Stunde traf ich auf der bezeichneten Stelle mit Waruffscha zusammen.

Viel mit einander sprechen konnten wir nicht, unsere beiderseitige Sprachkenntniß reichte dazu nicht aus, doch verstand ich, daß weiter oberhalb, hart an der Mündung des Nebrasta, wo die Wigwams der Dottes gedrängter standen, das glückliche Eintreffen des letzten Jagdtrupps durch einen großen Medicinmännchen gefeiert und verherrlicht werden solle.

Schließlich ermahnte sie mich zur Geduld, und ihre Kühnheit war während meiner kurzen Abwesenheit in so hohem Grade gewachsen, daß sie mich sogar auf einem Umwege an die Rückseite des Zeltes führte, wo ich durch eine kleine Oeffnung in dem straff gespannten Leder das ganze Innere ziemlich genau übersehen konnte.

In dem Zelte befanden sich nur Wakitamone und zwei schlank, schön gebaute Jünglinge, alle drei sehr ämfig damit beschäftigt, ihre nackten Oberkörper, Arme und Gesichter festlich zu bemalen. Die übrigen Bewohner des Zeltes hatten sich bereits dahin begeben, wo ein großer Feuerschein, der einem mächtigen Scheiterhaufen entströmte, Zuschauer wie handelnde Mitglieder von nah und fern zusammenlockte.

Ob Waruffscha befohlen worden war, zur Bewachung des Wigwams zurückzubleiben, oder ob sie sich freiwillig dazu bereit erklärt hatte, ging weder aus ihrem, noch aus dem Benehmen Wakitamone's hervor; jedenfalls erhielt ich sehr bald den untrüglichen Beweis, daß ihr die Erfüllung meiner Wünsche mehr am Herzen lag, als das Wohlwollen ihres Vaters.

Eine halbe Stunde war nämlich verstrichen, nachdem die Indianerin sich von mir getrennt hatte und wieder in's Zelt geschlüpft war, als ich von meinem Posten aus bemerkte, daß die drei Krieger sich erheben und die zu dem Tanz nothwendigen Waffen und Zierrathen auf ihren Körpern befestigten.

Der Medicinmännchen schien ebenfalls seine Rolle bei den Festlichkeiten spielen zu sollen, denn Wakitamone hatte ihn neben sein Lager auf die Erde gelegt, offenbar mit der Absicht, ihn ganz zuletzt, wenn er sich in seine Büffelhaut geküßt haben würde, um seine Schultern zu schlingen.

Alle waren fröhlich und guter Dinge, und mit manchen, ohne Zweifel sehr verbindlichen Redensarten nahmen die Krieger die großen Fleischstücke in Empfang, welche Waruffscha mittelst eines gabelförmigen Stabes aus dem brodelnden Kessel fischte und ihnen zur Stärkung mit auf den Weg gab. Dabei klickten des Mädchens Augen ängstlich und verflohen im Kreise herum, auch wenn es mit einem kühnen Entschluß umgegangen wäre und nur auf die geeignete Gelegenheit, denselben auszuführen, gelauert habe.

Mit wachsender Spannung verfolgte ich jede einzelne Bewegung der Indianerin; doch vergeblich bestrebt ich mich, aus denselben ihre heimlichen Absichten herauszulesen, und immer näher rückte der Zeitpunkt, in welchem Wakitamone voraussichtlich seine Hand nach dem Medicinrännchen ausstrecken würde.

Endlich, ganz zuletzt, als ich Waruffscha's Plan bereits als gescheitert betrachtete, trat sie handelnd auf, und zwar mit einer solchen Gewandtheit und einer so schlaun Berechnung, daß ich kaum ein verätherisches Lachen zu unterdrücken vermochte.

In demselben Augenblick nämlich, in welchem Wakitamone seinen Schatz an sich nehmen wollte, verlor der über dem Feuer hängende Kessel durch eine geschickte Bewegung des Mädchens das Gleichgewicht, so daß ein großer Theil des siedenden Inhaltes herausstürzte und nicht nur Wakitamone's Lagerstätte, sondern auch den so heilig gehaltenen Medicinrännchen überströmte.

Der Medicinmann, um nicht verbrüht zu werden, sprang unter dem schallenden Beschläger seiner beiden jungen Gesährten zurück; gleich darauf bewegte er sich aber wieder mit derselben Schnelligkeit nach vorn, um sein Heiligthum vor Schaden zu bewahren; allein er kam zu spät. Das steife Leder, von welchem kaltes Wasser vollständig harmlos abgetriebsen wäre, war durch die siedende Flüssigkeit zum Theil aufgeweicht worden und befand sich in einem Zustande, daß es vielleicht Stunden des vorsichtigsten Trocknens bedurfte, um dem Zusammenschumpfen desselben vorzubeugen.

Wakitamone's Schreck über den Unfall war so groß, daß er verzag, seiner Tochter wegen des so ihr verübten Verbrechen's Vorwürfe zu machen; daß Waruffscha aber wirklich eine harte Strafe erwartet hatte, befundete sie durch die ungeheure Verwirrung und Angst, welche aus ihren Äugen wie aus ihrer ganzen Haltung sprach.

Alles lief also glücklicher ab, als ich im ersten Augenblick zu hoffen gewagt hätte. Wakitamone beruhigte sich, sobald er die Ueberzeugung gewann, daß von der zerstörenden Flüssigkeit nichts in das Innere des Behälters eingebrungen war, und leicht fügte er

sich in die Nothwendigkeit, ohne die äußeren Ebsteme eines weisen Zauberers der nächtlichen Feindschaft beizuwohnen. Wie mir schien, betrachtete er den Verfall als eine höhere Weisung, welche er, anstatt darüber zu hädern, dankbar entgegen zu nehmen habe.

Seine beiden jüngeren Gefährten waren unterdessen schon ungeduldig geworden, und gemahnt durch deren Bitten, wie auch durch das wilde Gellen und Heulen, welches von dem Ufer des Nebraska sogar bis zu ihm in's Zelt drang, besetzte er nur noch Waruscha, wie sie, ohne den Behälter zu öffnen und ohne Nachtheil für dessen Inhalt, mit dem Trocknen zu Werke zu gehen habe, worauf er die Büffelhaut fester um seine Schultern zusammenzog und den beiden vorausgeeilten jungen Leuten schnell nachfolgte.

Hätte er mich, den er auf der andern Seite des Missouri glaubte, in der Nähe gewußt, so würde er sich schwerlich ohne Bedenken von seinem Medicinranzen getrennt haben. Von seiner Tochter aber, die den geheimnißvollen Behälter mit einer gewissen Scheu anusehen gewohnt war, befürchtete er nicht, daß die Neugierde den Sieg über ihren Aberglauben davontragen könne. —

Raum befand sich Wakitamone aus der Hörweite, als ich, durch ein Zeichen Waruscha's dazu aufgefordert, zu ihr in's Zelt schlich.

Mit vieler Sorgfalt breiteten wir zunächst die nassen Teden des Medicinmanns zum Trocknen vor dem Feuer aus, und nachdem wir einen ausreichenden Vorrath von Holz zur Unterhaltung des Feuers in unsere Nähe gelegt, nahmen wir die alte Feldapothek zwischen uns, und mit lächerl. Stirne allen bösen Geistern der indiansischen Unterwelt Trost zu bieten und mit unsern ungeweihten Händen nach Herzenslust zwischen den verborgenen Heiligthümern zu wühlen.

Vor Wakitamone, dessen Heimkehr innerhalb der nächsten fünf Stunden nicht zu erwarten stand, brauchten wir uns nicht zu fürchten und noch weniger vor den übrigen Hansgenossen, die lieber, wer weiß was geopfert, als auch nur eine Viertelstunde des Anblicks des erbeitenden und aufregenden Medicintauges einbüßten hätten. —

Der Medicinranzen hatte, wie schon erwähnt, die Form und Größe eines Reiterfelleisens. Derselbe wurde durch drei zähe Riemen zusammengehalten, deren jeder einzelne an der niederwärts hängenden Seite eine lange schwarze Stalpele als Verzierung trug. Die Stalpele waren noch mit dem freilich schon sehr zerstückten Schmutz versehen, welchen deren ursprüngliche Besitzer einst auf ihrem Wirbel befestigt hatten. Namentlich fiel mir die größte dieser unheimlichen Tropfhäen auf, in welcher sich eine Strähne weißer Haare befand. Bei näherer Untersuchung der getrockneten Kopfhaut stellte sich heraus, daß die Haare in Folge einer schweren Verwundung, deren Narbe noch deutlich erkennbar, diese Farbe angenommen hatten.

Während ich mich nun mit den alten Stegetropfhäen beschäftigte, betrachtete Waruscha die Riemen und Knoten aufmerksam, und erst nachdem sie deren Lage und Verschlingungen ihrem Gedächtniß genau eingeprägt, gestattete sie mir, den merkwürdigen Behälter zu öffnen.

Als ich das Deckelbrett zurückschlug, erblickte ich zuerst die getrocknete Haut einer der großen, rautenförmig gezeichneten Klapperschlangen.

Dieselbe lag so, daß sie den übrigen Inhalt verberg und mir nicht nur ihre achtzehn, bei der leiseften Berührung schnurrenden Klappen, sondern auch den weitgeöffneten, mit mächtigen, indes nur zur Hälfte aus den getrockneten Giftschläuchen hervorragenden Fangzähnen bewaffneten Rachen entgegenstreckte.

Es war also der triftigste Grund vorhanden, mit äußerster Vorsicht zu Werke zu gehen; denn konnte uns die sichtbare Haut auch nicht weiter gefährlich werden, so blieb doch sehr fraglich, ob nicht noch andere, mit tödtlicher Verletzung drohende Köpfe im Innern als Wächter des Heiligthums angebracht seien. Jedenfalls hielt ich für gerathen, meine Hand mit meinem Gürtel zu umwinden, ehe ich meine Forschungen fortsetzte.

Mit leichter Mühe entfernte ich also die Klapperschlangenhaut, wobei Waruscha mir, offenbar sehr schweren Herzens, Hilfe leistete. Nachdem ich sobann noch den kostbaren weichgeriebenen Balg eines schwarzen Fuchses, der statt der Augen, zwei messingene Uniformkneöpfe an der Stirne trug, herbeigezogen, lagen endlich die zur Beschwörung von Geistern und Heilung von Kranken erforderlichen und unfehlbaren Zaubermittel vor mir.

Mit größtem Interesse betrachtete ich die wunderliche Sammlung eine Welle, ohne sie anzurühren. Waruscha gewann dadurch Zeit, sich die Ordnung, in welcher sie verpackt waren, zu merken, worauf ich ein Stück nach dem andern, in meine profanen Hände nahm, die einzelnen Sachen von allen Seiten sehr bedächtigt prüfte und sie meiner dienstfertigen Gefährtin darreichte, welche sie wieder in bestimmter Reihenfolge neben sich auf die Erde legte.

Manche Gegenstände waren mir fremd, und es gelang mir auch nicht, den der jungen Indianerin Aufschluß über dieselben zu erhalten; was ich aber erkannte, genügte vollkommen, um mir einen ziemlich klaren Begriff von dem Indianischen Medicinalwesen zu verschaffen. Zum Beispiel die auf einen Riemen gestreuten weißen Schmelz großer schwarzer Spechte, die Füße einer Landwidderkröte, Fängen und Schmelz eines Kriegsablers, mehrere getrocknete Eibensfenleichen, ein in Blut getauchter Lederstreifen, eine Probe von dem berühmten rothen Pfeifenkopffelsen, eine alte Duntung über empfangenen Sold vom Jahre 1816, Weitelchen mit Asche, und andere, welche menschliche Fingerringe und noch mit blechern Zierathen geschmückte Ohrzöpfe enthielten. Als ich dann aber wieder die Haut einer kleinen Prairieklapperschlange hervorzog und dadurch die unterste Schicht der seitlichen Apothekelöcher bloßlegte, verloren die kleineren Gegenstände pöthlich allen Werth für mich, und ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich eine dicke Rolle vergilbten und engbeschriebenen Papiers entdeckte.

Bekanntlich nahm ich die Rolle zur Hand, denn auch sie wurde von den Giftschlangen der Klapperschlange und der gefährlichen Kopperhead bewacht, deren abgezeichnete Köpfe mittelst eines Streifens Otterfell sinnig an derselben befestigt worden waren.

Es ging daraus hervor, daß Wilitamone einen hohen Werth auf „sprechendes Papier“ legte und einen großen Theil seiner Erfolge auf Jagdzügen und Kriegszügen der Wirkung der Zauberrolle zuschrieb.

Trotz Warulfscha's abweisender Zeichen, trotzdem sie mit wachsender Geberde nach der Richtung hinüberwies, in welcher ihr Vater zur Zeit wohl schon mit wüthem Gellen und das heßfackernde Feuer herumtanzte, ließ ich mich nicht abhalten, die Schlangenköpfe von der Papierrolle zu entfernen, um wenigstens einen Blick in die alte Schrift zu werfen.

Das Mädchen war ja meine Mitschulbige und ein Verrath von ihrer Seite nicht zu befürchten, well im Fall einer Entdeckung sie selbst zuerst von dem Zorn ihres Vaters getroffen worden wäre. Sie beruhigte sich denn auch, sobald sie sich überzeugte, daß ich unerbittlich sei, und in der nächsten Minute entrollte ich meinen kostbaren Fund.

Derselbe bestand aus mehreren Hundert Quartblättern, die, obgleich von verschiedener Größe, Güte und Farbe, doch sehr sorgfältig nummerirt und nach den Nummern geordnet und zusammengeheftet waren. Augenscheinlich um Raum zu ersparen, waren sie sehr eng beschriebener, und nach der bald sehr blaffen, bald dunkleren und bräunlich oder bläulich gefärbten Dinte zu schließen, mußte der Schreiber bei der Beschaffung der erforderlichen Materialien mit zahlreichen Hindernissen zu kämpfen gehabt haben. Am meisten überraschte mich indessen, daß der Verfasser, wer er auch immer gewesen sein mochte, sich der deutschen Sprache und deutscher Schrift bedient hatte.

Ich schlug die Blätter auseinander und las bei dem flackernden Licht der Flammen eine mir zuerst in die Augen fallende Stelle. Ich las die erste Seite, die zweite, die dritte und vierte, und vergessen waren der Zauberer und seine Tochter, vergessen meine Umgebung und die Gefahr, welche mir drohte, wenn mein Gastfreund zufällig heimgesehrt wäre.

Ich las, und je weiter ich las, um so mehr bestiegte sich in mir der Entschluß, die Rolle um keinen Preis wieder aus den Händen zu geben, sogar, um dieselbe zu behalten, vor einem ernstlichen Hank mit dem Zauberer selbst nicht zurückzubeden.

Warulfscha saß neben mir; ich fühlte, daß ihre besorgnißvollen Blicke auf mir haften, aber ich las ruhig weiter.

Da trug ein Windstoß den tollen Lärm bei dem Medicinfeuer lauter und deutlicher zu uns herüber. Erschreckt fuhr ich empor, und ebenso erschreckt langte Warulfscha nach der geöffneten Rolle.

Erst eine Stunde war seit Wilitamone's Aufbruch verstrichen, seine Rückkehr also in nächster Zeit noch zu befürchten. Aber ich mußte auf alle Fälle vorbereitet sein, und die Blätter wieder zusammenrollend und in meine Angeltasche schiebend, traf ich Anstalt mit dem Einpacken der umherliegenden Gegenstände zu beginnen.

So leichten Kaufs sollte ich indessen nicht davorkommen, denn Warulfscha bemerkte nicht sobald meine Absicht, das Manuscript als gute Beute erklären zu wollen, da wurde auch ihre abergläubische Furcht rege, und mich mit allen Zeichen des Entsetzens umklammernd, suchte sie mir den aufgefundenen Schatz zu entreißen.

Da halfen keine Lieblosungen, keine Verwünschungen, sie bestand darauf, daß die Zauberkräft ihres Vaters nicht zerstört werden dürfe und die alte Selbstapotheke unter jeder Bedingung in ihren ursprünglichen Zustand zurückberichtet werden müsse.

Verdrißlich blidte ich umher; zur Gewalt meine Zuflucht zu nehmen, erschien mir undankbar und widerstrebe den freundschaftlichen Gefühlen, welche ich im Allgemeinen gegen Indianer hegte, und so wählte ich denn einen Ausweg, der mich zwar einige Blätter des Manuscriptes kostete, dafür aber die der Verzerrung nahe Indianerin wieder einigermaßen beruhigte.

Ich riß nämlich mehrere weiße Beugen aus meinem von mir unzertrennlichen Stizzenbuch, ferner nahm ich einige uralte Nummern des New-York-Herald, die ich zum Verpacken von präparirten Vogelbälgen bei mir führte, hierzu fügte ich noch ein Stück von meiner sehr schadhafsten Weste, und nachdem ich alle diese Gegenstände in eine ähnliche Rolle, wie die entwendete, zusammengedreht hatte, wickelte ich zuletzt die beiden äußersten und am wenigsten leserlichen Blätter des Manuscriptes um dieselbe; dabei ging ich so behutsam und geschickt zu Werke, daß es bei einem oberflächlichen Hinblick gewiß nicht leicht zu erkennen wäre, die falsche Rolle von der echten zu unterscheiden.

„Von zwei Uebeln muß man stets das kleinere wählen,“ dachte Warulfscha untrübt, als sie mit kundiger Hand die Schlangenköpfe an das untergeschobene Anker befestigte. „Von zwei Uebeln muß man stets das kleinere wählen,“ dachte auch ich, als ich blutenden Perzens die beiden beschriebenen Blätter unter dem Fellstreifen verschwinden sah. So trösteten wir uns in gleicher Weise; was wir aber in nächster Zeit noch weiter dachten, ging verloren in der Eile und Vorsicht, mit welcher wir Alles wieder an seinen gewohnten Platz brachten.

Das Schürzen der Knoten übernahm Warulfscha, und nachdem sie sich, noch einmal dicht an die Flammen herantretend, überzeugt, daß selbst das schärfste Auge keinen Unterschleif zu entdecken vermöge, hing sie den Medicinrangen, wie ihr von ihrem Vater geheissen worden war, in angemessener Entfernung von dem Feuer zum Trocknen auf, durch gegenläufiges Umdrehen verhörend, daß das seuchte Leder in der Hitze zusammenschrumpfte.

Meiner eigenen Sicherheit wegen, wie auch um Warulfscha zu beruhigen, ging ich noch in derselben Nacht, und zwar recht zufrieden mit dem Erfolg meines Unternehmens, über den Miffouci zurück.

Damals ahnte ich nicht, welchen Werth die alten Schriften dereinst noch für mich haben würden. Ich war nur froh, mitten in tiefster Wüthung eine Unterhaltung für die langen Winterabende gefunden zu haben. Später aber, als ich den Inhalt des ganzen Manuscriptes kannte und noch andere, den Werth desselben erhöhende Umstände hinzutrat, betrachtete ich es als eine wunderbare Fügung des Geschicks, in den Besitz desselben gekommen zu sein.

Von Wilitamone, den ich am folgenden Morgen noch einmal in seinem Wigwam besuchte, und von seiner Familie und namentlich von Warulfscha, trennte ich mich nach einem, nach dortigen Begriffen, sehr herzlichem Abschied, auf längere Zeit.

Ich wanderte nordwärts zu den Omahas, und bei einem dort angesiedelten Pelztjauser bot sich mir die erste Gelegenheit, die gerathenen Schriftstücke einer eingehenderen Prüfung zu unterwerfen.

Mein an sich harmloser Verrath kam nie an's Tageslicht. Waruffcha erhielt zum Lohn für ihre Mühewaltung von mir einen feuerfarbigen wollenen Rock und ein ansehnliches Packeten Porzellanperlen, während ich ihren Vater mit einem bedeutenden Vorrath von Tabak und Pulver und Blei, und mehreren schönen wollenen Dedes beschenkte.

Beide waren, als sie mich später bei den Omahas besuchten, munter und guter Dinge, und ich habe allen Grund anzunehmen, daß die alten Zeitungen, das Stück Weste und die leeren Blätter aus meinem Skizzenbuch ihren Zweck als Amulette mindestens eben so gut erfüllen, wie vorher das Manuscript gethan.

Was das Manuscript aber enthielt, das lasse ich hier ohne wesentliche Veränderungen in der Form folgen.

Zweites Capitel.

Am Mineralbrunnen.

Der eisige Novembersturm streift die letzten braunen Blätter von den Bäumen und wirbelt sie mit vereinzelten kleinen Schneeflocken durcheinander. Bleifarbig hängt der Himmel über der eben Landschaft, als ob er sich in jedem Augenblick auf die Erde niederstürzen wolle, und das letzte im Freien zurückgebliebene Leben gewaltsam zu erstarren.

Ohne Furcht oder Bedauern über meinen Entschluß sehe ich dem Winter entgegen, den langen einsamen Nächten und den kurzen Tagen. Ohne Furcht oder Bedauern siehe ich im Begriff, mich auf Monate in diese Wildniß zu vergraben, in eine Wildniß, in welcher keine menschliche Stimme an mein Ohr dringt, der Ton meiner eigenen Stimme von Niemand gehört, unheimlich in den endlosen Räumen verhallt.

Doch nein, ich darf nicht ungerecht sein; denn während ich die Geschichte meines wechselvollen Lebens niederschreibe, werde ich mit schwächerer Anhänglichkeit beobachtet, und wenn ich von meiner Arbeit zufällig emporschaue, blicke ich in die bunten melancholischen Augen eines indianischen Kindes, meines Schützlings, wahrscheinlich einer der Letzten des einst so mächtigen und glücklichen Wandanenstammes.

Das arme Mädchen, welches mit dankbarem Herzen zu mir, wie zu einer Gottheit emporsieht, mildert das traurige Gefühl der gänzligen Vereinsamung, welches mich bei dem Gedanken an den langen, unerbittlich strengen Winter beschleicht. Ich kann mir wenigstens sagen: „ich bin nicht allein;“ und ist es mir auch nicht vergönnt, mit dem armen, von der ganzen Welt verlassenem Wesen eine meiner Vergangenheit entsprechende Unterhaltung anzunehmen, so vermag ich es doch zu belehren, zur Aufnahme in eine Mission vorzubereiten und damit einen guten Zweck zu erfüllen.

Doch das Kind allein ist es nicht, was mich so ruhig das allmähliche Erstarren der Natur beobachten läßt, sondern auch das Bewußtsein, fortan mein Leben nicht ohne jede geistige Beschäftigung vertrauern zu müssen.

Das verfloffene Jahr war für mich ein glückliches, wenigstens in so weit, als ich mehr, wie hinreichend erbrügte, um abgesehen von andern Menschen und unbefähigt von den Anforderungen selbstthätiger Handelsgesellschaften den Winter verbringen zu können. Auch besser ausgerüstet habe ich mich, denn was mir in früheren Jahren mangelte, das besitze ich jetzt in Fülle, nämlich die Mittel, mein wechselvolles Leben zu beschreiben, und dabei meine ganze Vergangenheit gewissermaßen noch einmal zu durchleben.

O, was hätte ich nicht in dem verfloffenen Winter für einen kleinen Vorrath Papier hingegeben! Aber es ist vielleicht besser so; ich hatte Nuße, die ernstesten Betrachtungen über die verschiedenen Vergangenheiten und Erlebnisse anzustellen, die Charaktere, welche, hier zum Guten, dort zum Bösen, einen entscheidenden Einfluß auf mich und meine Zukunft ausübten, bis in die kleinsten Einzelheiten zu zerlegen und mir einen klaren Einblick in Manches zu verschaffen, was mir einst unerklärlich erschien.

Ich beginne daher meine Arbeit nicht unvorbereitet; ich werde erzählen können, als hätte ich mich an allen Orten zu gleicher Zeit befunden, und einen, wenn auch größten Genuß soll es mir gewähren, mich dadurch im Geiste so lebhafter in jene Zeiten zurück zu versetzen.

Ich schreibe, aber „für wen?“ frage ich mich. Werden jemals die Blicke eines andern Sterblichen auf diesen Schriftzügen haften? Vielleicht nach vielen langen Jahren; denn da ich beim Beginn des Frühlings wieder fort muß in andere Gegenden, meine Arbeit aber auf meinen mühevollen Wanderungen nicht mit mir herumtragen kann, so genesse ich sie hier zu verbergen. — Werde ich selbst noch einmal hierher zurückkehren, oder ist dies der letzte Winter, welchen ich hier verlebte? Doch wozu in die Zukunft denken, so lange die Vergangenheit mir so reichen Stoff zu Betrachtungen bietet? Die Sorge um die Zukunft soll mich nicht stören, nicht verhindern, mein Vorhaben auszuführen. —

Welch seltsamer Kontrast zwischen dem Früher und dem Jetzt; zwischen dem Knaben, der einst in jugendlicher Vermeßlichkeit wählte, den Himmel erstürmen zu können, und dem ersten Mann, der als einsamer Pelztäger die wilde, freie Natur durchstreift, um sein tägliches Brod zu erwerben!

Eine selbstgeschaffene Erzhöhle bildet meinen Palaß, ein von Bibern und Dittern reich belebtes Nebenflüßchen das Feld meiner Thätigkeit, und in geringer Entfernung, meinen Augen erreichbar, wälzt der Missouri seine gelben Fluthen auf tausendjähriger Bahn dem Golf von Mexiko zu.

Wie der Himmel so schwer, so bleifarbig niederhängt; wie der Sturm mit dürren Blättern und Schneeflocken spielt und heulend zwischen den Hügeln hindurch auf den majestätischen Strom niederfährt! Wie die Raben und Krähen unheimlich krächzen und ihre starken Schwingen im Kampfe gegen den heftigen Wind präsen! Wie lange wird es noch dauern, und der Missouri träumt unter einer starren, zusammenhängenden Eisklast, während tiefer Schnee Wald und Flur ungangbar macht und mir jede Verbindung mit andern, fern ab lebenden Menschen vollständig abschneidet?

Mit Ruhe sehe ich dieser Abgeschlossenheit entgegen; sie schredt mich nicht. Ich fühle mich so glücklich, wie dies nach meinen Lebenserfahrungen nur immer möglich ist, oder ich würde die Einsamkeit nicht aufgesucht haben.

Das verflohlende Holz knistert auf dem glühenden Aschenhaufen und verbreitet eine angenehme Wärme in meiner wenig umfangreichen Hütte; die junge Mandanenuaife arbeitet mit einer für ihre Jahre ungewöhnlichen Fertigkeit an weichen Wollefasern, und zu ihren Füßen spielt ein gezähmter Waschbär gar anmutig mit einer Wächsentugel. Ich selbst aber sitze vor einem Fesoblock und mit leisem, schnarrendem Geräusch fliegt die Feder über das Papier.

Wie merkwürdig die Buchstaben sich zu Worten, die Worte sich zu Gedanken und Sätzen aneinander reihen! Lange, lange ist es her, seit ich zum letzten Male schrieb, so lange in der That, daß ich schon befürchtete, das Schreiben verlernt zu haben.

Doch wie ich sehe, daß es mir noch gelingt, meine Gedanken festzuhalten, stürmen auch die Bilder der Vergangenheit mit fast erdrückender Wucht auf mich ein, so daß ich sie kaum von einander zu scheiden und zu ordnen vermag.

Wägen die Bilder aber eine Färbung tragen, welche sie wollen, bei allen tritt in den Vordergrund der erste Genosse meiner Jugend, der liebe, rebenbefräunte, alte Vater Rhein, der Rhein mit seinen anmutigen Thälern und alterthümlichen Städten, mit seiner malerischen Felseneinfassung und den grauen Ritterburgen, der Rhein endlich mit seinen schönen Sagen und den edlen Weinen, und vor Allem mit der heiteren, warmherzigen Bevölkerung, welche den majestätischen Strom mit Stolz ihren Vater nennt.

Ja, am Rhein bin ich geboren, und zwar an einem Punkte, der sich, hinsichtlich seiner romantischen Schönheit, läßt mit allen hervorragenden Stellen seiner Ufer in einen Vergleich einlassen darf. Weß Kind ich sei und wo meine Wiege einst stand, wenn ich überhaupt je in meinem Leben gewiegt wurde, dürfte kaum in meiner Erzählung von Wichtigkeit sein. Ebenso bieten meine glücklichen Kinderjahre nichts, was sie vor der Jugendzeit anderer Kinder besonders auszeichnete.

Ich war einziger Sohn meiner Eltern, liebte, wie andere Knaben meines Alters, die Freistunden mehr, als den Unterricht, hielt, ebenfalls wie andere Knaben, die Kessel in den Gärten der Nachbarn für schmackhafter, als die im eigenen Garten, und zeigte, nicht minder wie andere Knaben, zu der Ueberzeugung hin, daß es dringend geboten sei, den vom Markt heimkehrenden Bauerfrauen angezündete Schwärmer in die auf ihren Köpfen schwankeuden Röbde zu werfen und demnächst davon zu laufen, — in den Dämmerungsstunden an den Klingeln der Herren Präceptores zu reiben, oder auch das Taschengeld für schlechte Cigarren hinzugeben und mich in eine höchst unbehagliche Stimmung hineinjuranchen.

Ich war also, wie die meisten Knaben, keiner von den besten, keiner von den schlechtesten. Es prägte sich dies bereits auf der Schule sehr scharf aus, indem ich keineswegs für die letzten Bänke schwärmte, aber auch kameradschaftlichen Sinn genug besaß, nicht durch angestregtes Hinarbeiten auf den Primusplatz

mir ein gewisses Uebergewicht über meine Mitschüler anmaßen zu wollen. Die Bezeichnung „ziemlich gut“ erschien mir als „vollkommen genügend, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß ich das Abiturienten-Examen ziemlich gut bestand und ziemlich gut vorbereitet zur Universität abging.

Leider hatte ich meine Eltern frühzeitig verloren. Sie waren, als ich noch die untern Klassen des Gymnasiums besuchte, in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren gestorben, mir gerade so viel hinterlassend, wie nothdürftig anreichte, um mit ruhigem Gewissen mich für das kostbare und vorläufig sehr wenig versprechende Studium der Rechtsgelahrtheit entscheiden zu dürfen.

In meinen äußeren Verhältnissen bewirkte der Tod meines Vaters die in solchen Fällen fast gewöhnliche Veränderung: Ich erhielt einen Vormund, wurde in Pension gegeben, und zum Ueberflus entbehrten alle Menschen, namentlich aber die Gattin meines Herrn Pensionsvorstehers, plötzlich in mir so viele Anlagen zum Wesen — was in solchen Fällen ebenfalls nicht ganz selten — und prophezeite man mir so oft die ehrenwerthe Carriere eines Rinaldo Rinaldini, daß ich selbst an mir hätte verzweifeln müssen, wenn ich nicht schon frühzeitig mir geschmeichelt hätte, mich und meine Neigungen selbst am besten und ohne alle fremde Einmischung beurtheilen zu können.

Daß mein Urtheil wenigstens nicht weit von der späteren Wirklichkeit abwich, unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr; dagegen läßt sich nicht leugnen, daß diejenigen, die einst in mir einen vielversprechenden Begelagerer, Kirchensänger und blutigeren Demagogen erblickten, recht oft Veranlassung gefunden und genommen haben, kopfschüttelnd den weisen Ausspruch zu thun: „Ich habe es vorhergesehen und gesagt, daß aus dem Jungen nie etwas werden würde.“

Eine räthliche Ausnahme von Demjenigen, die mich nie ansehen konnten, ohne einen vorwurfsvollen Blick gen Himmel zu senden und mit einem erschütternden, frommen Stoßseufzer mich vollständig aufzugeben, bildete mein Vormund.

Derselbe, ein alter Kriegskamerad meines Vaters und von diesem schon bei Lebzeiten zu meinem Vormunde bestimmt, fand Gefallen an meinem lebhaftesten Temperamente und meinen tollen Streichen. Er schmeuderte mir zwar gelegentlich die ganze Auswahl von Hülften, welche er seit 1790 im Felde erlernt und höchst sorgfältig in seinem Gedächtniß aufgestapelt hatte, im grimmigsten Commandotone entgegen, dieselben klangen aber drohender, als sie gemeint waren und endeten gewöhnlich damit, daß er mir eigenhändig eine Peise stopfte, mich einen verdammten Saneulotten nannte — zu welcher Bezeichnung übrigens nicht der geringste Grund vorhanden war — und schließlich bei allen Granaten und Bomben, die seit Julius Cäsar's Zeiten jemals plagten, beschwor, daß er noch nie einen gesunden Knaben gesehen, der nicht hundertmal verdient habe, gehangen zu werden.

Auf diese Weise sprach er sich gegen mich aus. Dagegen wurde es ihm nicht so leicht, sich „aus der Affaire zu ziehen,“ wenn Klagen über meinen unregelmäßigen Schulbesuch einliefen, welches unerhörte Verbrechen, wie man mit sittlicher Entrüstung erklärte, einzig und allein meinem heimlichen Umherstreifen in

Wald und Flur und auf den Ufern des Rheins zuschreiben sei.

In solchen Fällen behauptete er lakstbützig, bereits in meiner allerfrühesten Kindheit eine große Vorliebe für die Natur an mir entdeckt zu haben, eine Vorliebe, die, wenn man sie nicht gewaltsam unterdrücke, von bedeutender Tragweite für meinen ganzen künftigen Lebensberuf werden könne, und daß höchst wahrscheinlich ein herborragendes Genie in mir verborgen sei. Er bedauerte dann auch wohl, daß die Leiter der Schulen nicht besser verstünden, die Jugend durch das Band der Liebe an sich und die Bände zu fesseln, und verfehlte nie, hinzu zufügen, daß er selbst zu seiner Zeit der nichtswürdigste Galgenstrick gewesen sei, und es dennoch bis zum Oberstlieutenant und zum eisernen Kreuze gebracht habe.

Gegen derartige schlagende Beweise ließ ich freilich nichts einwenden; die Leute gingen, doch glaube ich nicht, daß sie einen sehr hohen Begriff von der Erziehungsmethode des alten Kriegers mit fortnahmen.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß ich mit innigster Liebe an meinem Vormunde hing und ihm zu Gefallen, wer weiß was hätte aus mir machen lassen.

Leider sah ich ihn nur selten, indem ich der Schule wegen in der Stadt wohnte, während er, mit dem Posten eines Oberförsters betraut, an einem der anmutigsten Punkte des Siebengebirges sein Domicil ausgefchlagen hatte. Ich brachte indessen, zur größten Genugthuung meiner sparsamen Pensionsvorsteherin, stets die Ferienzeit bei ihm zu, und beobachtete sehr strenge das zwischen und stillschweigend getroffene Uebereinkommen, ihm erst am Tage meiner Abreise nach der Stadt und schon mit der Mühle in der Hand, meine Censur zur gefälligen Unterschrift zu überreichen.

Der gute, alte Vormund, durch seine Raschheit und Milde bin ich wahrhaftig nicht schlechter geworden. Leider, leider war er nur zu bejahrt, als daß ich hätte hoffen dürfen, ihn bis in mein reiferes Alter hinein als meinen Katechismus betrachten zu können.

Ja, er zählte damals, als ich zur Universität abging, bereits einundsechzig Jahre; doch mochte die Zeit seine spärlichen Haare und den mächtigen Schnurrbart hagelweiß gefärbt haben, mochten Runzeln sein ausgewettertes, gutes Gesicht nach allen Richtungen hin durchkreuzen und die männliche Fülle der Glieder allmählig einer münienartigen Hagereit gewichen sein, eine strafreue Haltung und einen festeren Schritt hätte man bei einem jungen Garbefeutenant nicht finden können. Dabei bligte das eine graue Auge — das andere war ihm bei Jena von einem „unvorsichtigen Granatsplitter“ ausgefchlagen worden — so jugendlich und doch so wohlwollend unter der buschigen, roth und weiß gemischten Braue hervor, und klirrten die Sporen — er hatte bei der Kavallerie gestanden — so lustig an seinen Stiefeln, und prangte das schönste aller Ehrenzeichen so stattlich auf seiner hohen, breiten Brust, daß der leibhaftige Kriegsgott Mars über den alten Felden in Erstaune hätte gerathen können, und die selige Bellona sich nicht scheuten haben würde, ihn persönlich an den Pforten des Himmels mit einem derben Handschlag zu begrüßen und zu ihrem Adjutanten beim nächsten Manöver zu ernennen.

Doch im Himmel wird ja nicht mandorirt, und damals befand sich mein lieber alter Vormund ja noch nicht in der Lage, die himmlischen Freuden für sich herbeizumünschen. Er nahm das Gewisse für das Ungewisse und lebte so glücklich und sorglos auf seiner Oberförsterei, wie es seine Mittel nur immer gestatten wollten, und ihm zur Seite lebte ebenso glücklich und zufriedene seine besagte Gattin, eine herzensgute, alte Dame, der man vielleicht nur den einzigen Vorwurf machen konnte, daß sie die himmlischen Freuden zu sehr von der strengen Beobachtung irdischer sündlicher Formen abhängig glaubte. Sie war Katholikin, betrachtete die Heiligkeit als etwas Ueberirdisches, glaubte an Wunder und betete und beichtete sehr viel, obwohl sie kaum andere Sünden zu beichten hatte, als etwa, daß sie ihrem „Alten“ hin und wieder einmal nicht rechtzeitig den brennenden Fiskus zu seiner stereotypen Morgenpfeife darreichte, oder in ihrem Eifer, Alles zugleich zu besorgen, die Milch überkochte ließ.

Zu welchem Glauben der Oberstlieutenant sich bekannte, gab er vor, selbst nicht zu wissen. Er schwur aber darauf, an seinem Einsegnungstage mit einigen Kameraden über alle Berge gelaufen zu sein, in Folge dessen sein älterer, schon eingeseigter Bruder ihn habe vertreten müssen und zum zweiten Mal eingeseigert worden sei, während er, um die Sache nicht rufbar zu machen, sich mit dem auf seinen Namen lautenden Konfirmationschein begnügt habe.

Trotzdem hoffte er sehr stark auf die ewige Seligkeit, um so mehr, da sein zweimal konfirmirter Bruder bei Jena gefallen war und, nach seiner festen Ueberzeugung, die kleine Verwedelungsgeschichte beim lieben Gott bereits rapportirt und zu Aller Zufriedenheit geordnet habe.

Nach solchen Aeußerungen zu schließen, war mein Vormund also Protestant. Doch was er auch immer sein mochte, die Form der Gottesverehrung hatte nie Veranlassung zu Mißheiligkeiten zwischen den beiden ehrwürdigen Leuten gegeben. Der alte Herr ließ seine Gattin für sich mit beten, und dafür erlaubte er sich, — wie er sich sehr zart ausdrückte — gelegentlich für seine treue Ehehälfte ein kleines Donnerwetter unter das Hausgesinde zu dirigiren und auf diese Weise das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Mein Vormund war also duldsam und liberal in Religionsangelegenheiten, und nachsichtig gegen Holsfreier, namentlich wenn sie die Kriegesentmündigen trugen und ihn, statt mit „Herr Oberförster“, „Herr Ueberschleitnamp zu Befehl“ anredeten.

Bei aller seiner Güte und Raschheit besaß er aber auch eine empfindliche Seite — was übrigens ganz natürlich und erklärlich — die man nur schief anzusehen brauchte, um die ganze Hölle mit allen nur denkbaren Generationen von Teufeln, väterlicher sowohl, als mütterlicher Seits, auf den Leib gehetzt zu erhalten.

Für ihn gab es nämlich nur zwei Farben: schwarz und weiß; nur zwei Melodien: „Heil Dir im Siegertranz“ und „So leben wir;“ nur einen Musterstaat: Preußen, und nur einen König: Friedrich Wilhelm den Dritten. Wäre er aber bevollmächtigt worden, in dem abgegriffenen Vitaneibuch seiner Gattin einige Berichtigungen vorzunehmen, so würde er ganz gewiß

die Namen aller Heiligen, vom heiligen Nepomud bis herab zu den heiligen Schußnägeln des heiligen Ambrosius ausgeschrieben, und dasfr obenan den alten Fritz, die Königin Louise, Friedrich Wilhelm den Dritten, demnächst alle preussischen Prinzen, Prinzessinnen, Generäle und sonstige ausgezeichnete preussische Helden eingetragten, und sich sogar nicht gescheut haben, statt der erstauften Jungfrauen, zu schreiben: Die Brigade so und so, die Division so und so, und dann, wenn noch einige Köpfe fehlten, die Schaar der Heiligen durch Namen aus der während des letzten Krieges von ihm selbst geführten Escadron vollständig zu machen.

Dies sind also die beiden Leute, die mir nach dem Tode meiner Eltern am nächsten standen und welchen ich ein ganzes Herz voll lüthlicher Liebe entgegenbrach.

Die selbst waren linderlos, konnten mir also mehr Theilnahme zuwenden, wie es vielleicht im andern Falle geschehen wäre; und wenn es mir auch nicht beschieden ist, ihnen in ihrer letzten Stunde wie ein treuer Sohn zur Seite zu stehen, nicht schmerzbewegt in ihre brechenden Augen zu schauen, so weiß ich doch, daß beim Schreiben aus dieser Welt sie meiner segnend gedenken, ein Gebet für mein Lebensglück auf ihren Lippen schwebt. Ist es aber den Menschen vergönnt, mit fernem Lieben geistig in Verbindung zu treten, dann müssen sie längst wissen, daß meine treue, dankbare Anhänglichkeit, weit, weit über ihr, über mein Grab hinausreicht. —

Seit sechs Monaten war ich im schwarzen Sammetrock mit weißem Futter als flotter Bursche in den trummten Straßen Bonn's umherstrolcht, seit sechs Monaten hatte ich mit lobenswerther Regelmäßigkeit den Festboden des Herrn Seger besucht, seit sechs Monaten, wenn es mir die Zeit erlaubte, auch den Kollegien meine Aufmerksamkeit zugewendet, und nicht weniger als sechsmal war ich in den sechs Monaten auf der Mensur gewesen.

Eine sehr sauber gehüllte Schmarre zierte meine rechte Wange, ein stattlicher Bart Mund und Kinn, meine starken braunen Haare fielen in Locken bis auf meine Schultern nieder, mein Kopf ragte noch eine gute Handbreit über die Köpfe anderer mittelgroßer Menschenkinde empor, kein Wunder daher, daß ich im jugendlichen Uebermuthe mich für eins der gelungensten Schöpfungswerke hielt und schließlich zu der Ueberzeugung gelangte, meine Blide nur in die schönsten Augen einer Jungfrau senken zu brauchen, um sie vor Liebesgram, wie eine frühzeitig geknickte Blume, dahinwelken und sterben zu machen.

Dergleichen Gefühle befehlten mich denn auch, als ich am zweiten Pfingsttage des Jahres 1832 vor dem Dorfe Godesberg mich von einigen heiteren Commilitonen trennte und meine Schritte geraden Weges dem Mineralbrunnen zuwente. Wir hatten verabredet, gegen Abend in einem der öffentlichen Gärten wieder zusammenzutreffen und von dort aus so geräuschvoll, wie möglich, die nächste Wanderung zurück nach Bonn anzutreten. Es blieben mir also noch mehrere Stunden, die ich ganz nach meinem eignen Geschmack verbringen konnte, und da ich schon damals liebte, auf einsamen Spaziergängen mich rücksichtslos und so recht aus vollem Herzen dem

kühnen Fluge meiner Gedanken hinzugeben und mich mit dem Ausbau der phantastischsten Eufschlöffer zu beschäftigen, so konnte eine romantische Umgebung, wie die von Godesberg, nur anregend auf mich einwirken.

Als mein Vormund behauptete, eine besondere Vorliebe für die Natur in mir entzekt zu haben, hatte er die Wahrheit vollkommen getroffen, nur mit dem Unterschiede, daß er diesen Schluß aus meiner Abneigung gegen die Schulbänke zog, während der eigentliche Grund dafür richtiger in den Empfindungen zu suchen gewesen wäre, mit welchen ich Alles, was in den Bereich der Natur und ihrer still wirkenden Kraft gehörte, zu beobachten pflegte.

So erfüllte mich auch ein unbefreibliches Wohlbehagen, als ich in der alten, im heitersten Frühlingsgrün prangenden Allee dem Mineralbrunnen zuschritt.

Die knorrigen Baumstämme und das reiche Laub, die üppig wuchernden Gräser und die sich entsaltenden Blumen, die wunderbar schön gelegene Ruine Godesberg und den auf derselben mit tiefen Schatten mäterlich abwechselnden Sonnenschein, die scharlachfarbig gefalteten Reithiere und die sonntäglich gepuzten Bäuerinnen, Alles, Alles hätte ich vor Freude und Wonne unarmen mögen, ohne mir so recht eigentlich Rechenschaft darüber ablegen zu können; nicht zu gedenken, daß meine Arme zu solchen Zwecken viel zu kurz waren und eben nur weit genug reichten, um hier einer mit Gebetbuch und Rosenkranz stiftam zur Nachmittagsmesse eilenden Dorfschönen schänter unter das runde Kinn zu fassen, dort einem alten, in woltenen Zipfelmütze, kattunener Jacke, Kniebofen und Schnallenstößen prangenden „Bestevader“*) freundschaftlich die Hand zu brücken und von allen Professoren der Universität auf das Angelegentlichste zu grüßen.

Die Mädchen schmolten, schauten sich aber — wie ich zu meiner Genugthuung mehrfach bemerkte — erdtend nach dem lustigen Burschen um; die Bestevaders schüttelten verwundert die Köpfe und trugten sich hinter den Ohren, indem sie vergeblich darüber nachsannen, wo sie wohl die Bekanntschaft der gelehrten Herren gemacht haben könnten; ich dagegen schwang fröhlich meinen Ziegenhainer, und wie um die Leichen, deren heitere Melodien die sonnige Luft erfüllten, zu beschämen, sang ich aus voller Brust:

„Am Rhein, am Rhein da wachsen unsre Reben!“

„Gefegnet sei der Rhein!“ wiederholte ich noch einmal, als ich tiefer gelegene Notunde mit dem Mineralbrunnen vor mir sah, und in der nächsten Minute spiegelte ich mein geliebtes Ich in dem kristallklaren Born.

Nachdem ich aus der hohlen Hand getrunken — allerdings mehr aus Verlehrung vor der aus tiefstem Erdenchoofe herodequellenden heilbringenden Aber, als weil mir das Wasser so gut geschmeckt hätte — sah ich um mich.

In weiterem Umkreise befanden sich wohl noch Menschen, die sich im Schatten der Bäume ergingen, an der Quelle selbst dagegen stand außer mir nur

*) Großvater.

noch ein Mann. Ich würde denselben kaum beachten haben, wenn er nicht durch eine höfliche aber kalte Verbeugung meine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hätte.

„Ah, guten Tag Herr Bernhard,“ rief ich in heiterem Tone, als ich einen jungen Theologen erkannte, der freilich schon seine Studien beendet hatte, aber doch noch mit einzelnen der älteren Künsten verkehrt und dem ich bei einer solchen Gelegenheit vorgestellt worden war.

Auf mich hatte derselbe damals eben nicht den günstigsten Eindruck gemacht; denn abgesehen davon, daß sein gelblich bleiches, hageres Gesicht mit den tief liegenden aber klugen Augen, den vorstehenden Backennothen und den schmalen, farblosen Lippen, dem schlichten schwarzen Haar und dem blau schimmernden, glatt geschorenen Kinn eine nichts weniger als vortheilhafte Zusammenstellung bildete, lag auch in seinem ganzen Benehmen, in seinem Lächeln wie in seiner Sprache, etwas eigenthümlich Gemessenes, Lauerndes und Berechnendes, was durch eine süßlich verbindliche Meise zu verbergen er sich vergeblich bemühte.

Woher er stammte und was er zunächst bezweckte, wußte Niemand von uns. Wir wußten nur, daß er vor zwei Jahren in Bonn erschienen war, dort die theologischen Collegien noch anderthalb Jahre mit großer Regelmäßigkeit besucht hatte, trotz seiner stets rechtzeitig einlaufenden Wechsel sich nie an einem Commers theilnahmte, was sich freilich durch den von ihm gewählten Beruf entschuldigen ließ, und daß er endlich ein ganz ausgezeichneter Schläger war.

Besteter Umstand diente dazu, ihm, wenn auch keine freundliche Zuneigung, so doch einen gewissen Grad von Achtung unter seinen Commissionen zu verschaffen, obwohl sich Niemand zu erinnern wußte, daß er jemals im ersten Kampfe sich mit einem Andern gemessen oder auch nur die leiseste Veranlassung zu einem Tode und darauf folgender scharfer Pauterei gegeben hätte.

Er war immer derselbe höfliche, süßlich lächelnde und doch auch wieder ein hohes Uebergewicht verathende Denker, der zwar seine erklärten Feinde unter seinen Mitstudirenden besaß, aber auch weit entfernt davon war, sich eines wirklichen Freundes rühmen zu können.

Auf mich machte er stets den Eindruck eines verkappten Jesuiten, so wie ich mir dieselben in meinen Schuljahren vorgestellt hatte, und ich konnte ihn nie ansehen, ohne eine tiefe, an Widerwillen grenzende Aeußerung vor ihm zu empfinden.

Als ich seiner nun so plötzlich auf der andern Seite des Brunnens ansichtig wurde, hegte ich die redliche Absicht, meinen Widerwillen durch ein herzlich entgegenkommen Niderzukämpfen und zu besiegen, und mit einer Freimüthigkeit, welche meiner glücklichen Stimmung in jeder Beziehung entsprach, schloß ich an meinen Gruß die Bemerkung, wie sehr ich mich freue, ihn, den ersten Denker, einem reinen Naturgenuss so gänzlich hinzugeben, zu überraschen.

„Gerade die Denker sind oft am meisten geneigt, die Natur zum Gegenstande ihrer Betrachtungen zu wählen,“ entgegnete er mit einem verbindlichen Lächeln, während aus seinen Augen verstoßen das

Mißvergnügen leuchtete, welches er über unser Zusammentreffen empfand.

„Genüß,“ versetzte ich schnell, „doch glaube ich fast, behaupten zu dürfen, daß der eigentliche Genüß der Natur darin besteht, daß man sich liebevoll zu ihr hinneigt und sich an dem uns sichtbaren, verständlichen und begreiflichen Theil derselben ergötzt, anstatt mit Gewalt in ihre verborgenen und unerklärlichen Geheimnisse eindringen zu wollen, indem ungelöst, ich sage mehr: unösbbare Räthsel stets ein Gefühl der Nichtbefriedigung oder gar der Unzufriedenheit hinterlassen.“

Ueber Bernhards Züge flog das mir so unangenehme Lächeln geistiger Ueberlegenheit, und nachdem er einen halb ängstlichen, halb gespannten Blick nach der Allee hinüber gesandt, wendete er sich mir wieder zu.

„Und sollte die von Ihnen eben ausgesprochene Ansicht für sich betrachtet nicht schon genug Stoff zum Denken bieten?“ begann er zögernd, „ich will indessen damit nicht sagen, daß dieses bei mir gerade jetzt der Fall gewesen wäre. Auch ich bewundere die Natur im Großen und Ganzen mit andächtigen Gefühlen und dankbarem Herzen, wie ich mich beim Anblick einer schönen Blume oder über den Gesang der Nachtigall innig freue. Tiefer in die Geheimnisse der Schöpfungswerke eindringen zu wollen, liegt mir dagegen fern; schon des Beispiels wegen möchte ich es nicht. Erhalten wir doch täglich immer neue Beweise, daß die Erfolge ersten Forschens im Reiche der Natur enttöndlich auf die Menschheit einwirken, ganz abgesehen davon, daß die Forscher selbst sich sehr bald und leicht daran gewöhnen, alles Göttliche abzuleugnen und die größten Wunderwerke der Schöpfung auf irgend eine ihnen passend erscheinende Ursache, zum Beispiel auf den ewigen natürlichen Kreislauf im Weltall zurückzuführen.“

„Nur bis zu einer gewissen Grenze kann ich Ihnen beistimmen,“ erwiderte ich, obwohl ich einsah, daß es mir nie gelingen würde, meinen Ansichten bei ihm Eingang zu verschaffen, „der beschränktere Geist, oder vielleicht richtiger bezeichnet: der wenig vorbereitete Geist, der einen Blick in das verborgene Wirken und Walten der Natur gethan, kann nur in der von Ihnen angedeuteten Weise abirren. Der Forscher dagegen, der sich über den Bereich oberflächlicher Beobachtungen und unreifer Schlüsse hinauswagt, liebevoll den Sinn der Natur zu errathen strebt und Gottes erhabenes Reich lernend und belehrend durchwandert, wird, ähnlich dem Rinde, welches abnungslos über die Farbenpracht einer Blume, über den Glanz des unzählbaren Sternenherrs staunt, sich fromm vor einer schöpferischen, Alles umfassenden Macht beugen und selbst in dieser, über mineralische Lager hinriefelnden Quelle die Gottheit verehren, ohne dabei den Mangel systematisch geordneter Formeln zu empfinden.“

Im Eifer hatte ich meine Stimme immer mehr erhoben, und als ich schloß, tauchte ich, von Enthusiasmus hingerissen, meinen Ziegenhauer bis zur Hälfte in den runden, glänzenden Wasserpiegel. Indem ich dann aber meine Blicke auf Bernhard richtete und einen späthischen Ausdruck in seinen bister glühenden Augen entdeckte, gereute es mich, so weit

gegangen zu sein und meine Ansichten so offen vor ihm dargelegt zu haben. Ich fühlte, daß ich ihn durch meinen Widerspruch und gerade durch die in demselben enthaltene Wahrheit verlegt hatte.

„Dann haben Sie die Grenze, welche den Abtheilungen von der Religion scheidet, wohl schon überschritten?“ fragte er mit einer sarkastischen Freundlichkeit, welche mir das Blut des aufstammenden Zorns bis in die Schläfen hinauftrieb.

Ich wollte eine heftige Antwort ertheilen, bemerkte indessen, daß indem Bernhard abermals nach der Alles hinüberschaute, seine Züge sich plötzlich wie durch Zauber glätteten und einen mir an ihm fremden Ausdruck bescheidener Anspruchslosigkeit erlitten.

Natürlich folgte ich mit den Augen der Richtung seiner Blicke und nicht wenig überraschte es mich, in einer jungen Dame die Veranlassung zu der unerwarteten Aenderung seines Wesens zu entdecken.

Dieselbe ritt auf einem nach dortiger Sitte scharlachfarbig gefattelten Esel, der von einem bejahrten Treiber sehr behutsam am Zügel geführt wurde. Offenbar wollte der alte Mann das vorsichtige Thier die wenigen Stufen hinunter und bis an den Brunnen vortreten lassen; auf eine leise ausgesprochene Bitte der jugendlichen Reiterin stand er indessen von seinem Verhaben ab, dagegen half er ihr aus dem Sattel, worauf sie sich zögernden Schrittes der Quelle näherte.

Wenn nun die junge Fremde durch ihr Erscheinen einen beständigen Eindruck auf Bernhard ausübte, so war ich einem derartigen Einfluß in nicht geringerem Grade unterworfen; denn der erste Anblick derselben genügte schon, mich nicht nur die eben gesührte Unterhaltung, sondern auch denjenigen, mit dem ich sie geführt, vollständig vergessen zu lassen. War mir doch, als sei eine Heilige aus einem raphaelischen Madonnenbilde niedergestiegen, um in frommer Weise die Heil spendende Quelle zu segnen. Es ruhte wenigstens auf den holden jugendlichen Zügen ein solcher Schimmer tiefer Frömmigkeit, daß dadurch ein derartiger Gedanke sehr nahe gelegt wurde.

Ihre Gestalt war schlank, vielleicht noch etwas unter der gewöhnlichen Mittelgröße, und zeigte sie auch nicht die üppigen Formen einer reiferen Jungfrau, so entdeckte man doch leicht, daß sie, obwohl erst auf der äußersten Grenze der Kindheit angekommen, bereits den höchsten Grad ihres Wachstums erreicht hatte.

Ihre schwarzen Haare fielen in dichten, seideweichen Locken auf ihre Schultern nieder, ebenso schmückten schwarze Brauen und Wimpern ihre weiße Stirne und die niedergeschlagenen Augenlider, einen reizenden Contrast zu der zarten, fast durchsichtigen Farbe des lieben Ausluges bildend. Die Nase war sanft gebogen und erinnerte entfernt an das Profil der Südländerinnen, der Mund fein geschnitten, einer sich erschließenden Rosenknospe ähnlich, und auf den nicht ganz vollen aber classisch abgerundeten Wangen bis zu den reinen Schläfen hinauf thronte ein lieblicher, rosenfarbiger Hauch, der sich indessen mehr als die Folge mädchenhafter Verlegenheit, als frohender Gesundheit befandete. Ueberhaupt schien eine äußerst zarte Gesundheit in dem ätherischen, spinnenartigen Körper zu wohnen, was indessen weniger hervortrat, weil ihre Haltung eine aufrechte, dabei aber natürliche

war, und in ihren anmuthigen Bewegungen sich eine gewisse jugendliche Kraft verrieth.

So trat die junge Fremde zu uns heran, den runden italienischen Strohhut, der ihr beim Absteigen wahrscheinlich hinterlich gewesen, vor sich tragend, und nicht eber solzig sie die Augen zu uns auf, als bis sie sich dicht vor dem ausgehauerten Brunnenfessel befand.

Sie schlug die Augen empor, und nur mit Mühe hielt ich einen Ausruf des Erstaunens zurück, als ich, anstatt in zwei dunkle, den schwarzen Haaren und Brauen entsprechende Augen zu klofen, zwei milde blaue Sterne auf mich gerichtet sah.

Die Anwesenheit zweier ihr freunden Männer an der Quelle, die sie offenbar zu so früher Nachmittagsstunde vereinsamt geglaubt hatte, verzerrte sichtbar ihre Verlegenheit, und daß Bernhard sowohl als ich sie mit bewundernder Neugierde betrachteten, diente am wenigsten dazu, sie wieder zu beruhigen.

Erst als sie sich, zu Bernhard gewandt, kaum merklich verneigte, gewahrte ich, daß dieser bößlich grübelnd seinen Hut gezogen hatte, aber um keinen Preis hätte ich seinem Beispiel folgen mögen; ich hegte eine zu große Abneigung gegen ihn, um, wenn auch nur scheinbar, eine Lehre oder Zurechtweisung von ihm anzunehmen.

„Mein Fräulein, Sie wollen trinken,“ sagte er mit gültiger, einschmeichelnder Stimme, als er bemerkte, daß die junge Fremde, vor Befangenheit bald erbleichend, bald erröthend, nach dem gewöhnlich auf dem Rande der Quelle liegenden Becher spähte, den er ohne Zweifel bereits vor meiner Ankunft entfernt hatte.

„Ich suche den Becher,“ stammelte die Angeredete leise, „er ist nicht hier, ich werde mir ein Glas aus dem nächsten Hause holen.“

„Hier ist ein,“ verlegte Bernhard, ein kunstvoll geschliffenes Kristallglas hervorziehend und aus der Quelle füllend, „nehmen Sie hin, mein Fräulein, und leeren Sie es zur Ehre desjenigen, der diese Quelle der leidenden Menschheit zum Heile schuf.“

Der salbungsvolle, innige Ton, in welchem Bernhard sprach, empörte mich vermaßen, daß ich ihm den Becher hätte entreißen und in den Brunnen schleudern mögen, wenn ich nicht befürchtet hätte, durch einen derartigen Austritt das arglose Kind zu erschrecken. Ebenso widerwärtig wäre es mir aber auch gewesen, das holde Wesen den Becher aus den Händen des scheinheiligen Menschen nehmen zu sehn. Schnell entschlossen riß ich daher die kleine silbergestifte Wäge von meinem Kopfe, und dieselbe heftig umflehend und mit Wasser füllend, reichte ich der jungen Fremden die improvisirte Schale dar.

„Trinken Sie, mein Fräulein,“ rief ich enthusiastisch aus, in meinem gewagten Spiel gegen Bernhard Alles auf einen Wurf setzend, „trinken Sie, und verschmähen Sie nicht die Gabe eines fahrenden Ritters; trinken Sie und gedenken Sie dabei aller Derjenigen, denen Sie in Liebe zugehan sind!“

Das arme Mädchen befand sich in einer peinlichen Lage; die wunderbar schönen Augen wanderten mit einem rührend schmerzlichen Ausdruck von dem Einen zum Andern hinüber; die zarte Röthe wich aus ihren Wangen, doch lehrte sie schnell in der Form von zwei

runden, tiefrothen Maalen zurück, welche die Reize des schönen Anlitzes wo möglich noch erhöheten. Ich empfand das innigste Mitleiden, und dennoch hätte ich nicht vermocht, um ihr die Entscheidung zu erleichtern, zurückzutreten und meinem zufälligen Nebenbuhler den Vorrang zu lassen, um so mehr, da dieser, im sichern Bewußtsein seines Sieges, mit einem mit-leidigen Nicken meine triefende Mühe süchtig betrachtete.

Diese Scene dauerte keine Minute, denn die junge Fremde überwand ihre Verlegenheit schneller, als ich erwartet hätte. Sie hücte sich nämlich zu der Quelle nieder, und ihre kleine wohlgeformte Hand in das klare Wasser tauchend, sagte sie, die Augen verschämmt niederzuschlagend: „Diogenes, von einem Dürrenknaben befehrt, verschmiedete den Becher und trank aus der hohlen Hand; dem Andenken meiner Lieben,“ fügte sie dann kaum verständlich hinzu, indem sie einige Tropfen schlürfte, „und zur Ehre Gottes,“ sprach sie etwas lauter, worauf sie die Hand zum zweitenmal in die Quelle tauchte und gefüllt an ihre friischen rothen Lippen führte.

„Auf das Wohl der schönen Wanderin, die mit sicherem Scharfblick und überraschender Geistesgegenwart die richtige Mittelstraße zu finden mußte!“ rief ich aus, einige tiefe Züge aus meiner Wüste trinkend und demnachst den Rest, wie einen Sprühregen, rückwärts schleubend.

Die junge Fremde dankte durch ein leichtes Neigen ihres Hauptes und wendete sich ab, um sich zu ihrem Reithier zu begeben. Sie hatte indessen noch keine zwei Schritte gethan, als das laute Klirren, mit welchem Bernhard seinen Becher auf den Felsen gerührte, sie veranlaßte, noch einmal zurückzuschauen und sich dann mit beschleunigter Eile zu entfernen.

Es war dies das erste, aber auch das letzte Mal, daß meines Wissens Bernhard sich von seinen Gefühlen hinreißen ließ und überreizt und unüberlegt handelte. Ich folgerte daraus den hohen Grad seiner Enttäuschung und daß er vielleicht schon seit Stunden an dieser Stelle auf die Gelegenheit gewartet habe, sich dem jungen Mädchen zu nähern. Weniger erklärlich war mir dagegen der Blick des giftigsten Hasses, der mich ganz flüchtig aus seinen düstern Augen traf, und der wohl kaum durch mein an sich harmloses Durchkreuzen seiner Pläne allein hervorgerufen sein konnte.

Den Blick führte ich ihm wohl vergehen, das absichtliche Erschrecken des jungen Mädchens dagegen erschien mir als ein unverzeihliches Verbrechen, welches die härteste Strafe verdiente. Meiner ersten Bewegung folgend, schritt ich daher um den Brunnen herum, und nachdem ich Bernhard mit unterdrückter Stimme einen nur mit Blut zu sühnenden Namen beigelegt, eilte ich, ohne ihn weiter meiner Beachtung zu würdigen, der Fremden nach.

Ich traf bei ihr ein, als sie ihr Reithier eben wieder bestiegen halte und der Führer den Jügel ergrieff, um den Weg nach der Ruine Godeberg hinauf einzuschlagen. Der Ausdruck des Schreckens war noch nicht aus ihrem lieben Antlitze gewichen, doch dankte sie freundlich und unbefangen, als ich sie bat, mir zu verzeihen, durch mein neugieriges Dazwischen-

treten Veranlassung zu der so wenig ergötzlichen Scene gegeben und sie in eine so unangenehme Lage gebracht zu haben.

Der Führer hatte sich unterdessen in Bewegung gesetzt, und da ich in ihren Augen zu lesen glaubte, daß ich eine Antwort den ihr zu erwarten habe, so nahm ich dies für die Erlaubniß, neben ihrem Thier herhschreitend, sie begleiten zu dürfen.

Drittes Capitel.

Die Weissagung.

Ich las also in ihren holden Zügen eine freundliche Bewährung meines noch nicht ausgesprochenen Wunsches, doch bemerkte ich zugleich, daß sie, so lange die Quelle noch in unserm Gesichtskreise lag, zuweilen besorgt nach Bernhard zurückschaute, der, gesenkten Hauptes, wie in tiefen Betrachtungen, auf derselben Stelle stehen geblieben war.

Wie bei ihm Alles auf schlauer Berechnung beruhte, war auch seine Stellung untreulich eine mit Vorbedacht gewählt. Er saß eben vorans, daß die junge Fremde, welche man mit einer schüchternen, geängstigten Taube hätte vergleichen mögen, sich nach ihm umsehen würde.

Erst als die nächsten Hecken und Baumgruppen uns den Anblick Bernhards entzogen, schien sie freier aufzuathmen, und sich mir mit einem fast kindlichen, aber etwas erzwingenden holtzseligen Lächeln zuwendend, ging sie auf eine Unterhaltung mit mir ein.

„Ich sollte es vielleicht nicht sagen,“ begann sie, und ihre Wangen färbten sich vor einem leichten Ausbruch von Besangenheit etwas dunkler, „und doch darf ich auch wieder nicht ungerecht sein. Ich muß nämlich einräumen, daß Ihr zufälliges Dazwischentreten keineswegs die Bezeichnung eines unzeitigen verdient. Es war mir willkommen, dem nähern Verkehr mit dem fremden Herrn ausweichen zu können; ich erkannte ihn nur zu spät, oder ich würde, aufricht anzuhalten, geraden Weges nach dem Godeberg hinaufgeritten sein und erst auf dem Heimwege die Quelle besucht haben.“

„So war dies wohl nicht die erste Begegnung?“ fragte ich, weniger aus Neugierde, als um meine holde Gefährtin sprechen zu machen und noch länger den Ton ihrer süßen melodischen Stimme zu hören.

„Die erste Begegnung nicht, denn ich bemerkte ihn schon heute Bermittag,“ lautete die mit lieblicher Offenheit gegebene Antwort, „seine Blicke schienen mich förmlich durchbohren zu wollen, so fest haften sie auf mir. Zu meiner frühesten Jugend habe ich einmal ähnliche Augen gesehen, die mich im wachenden Zustande sowohl, als in meinen Träumen noch lange nachher ängstigten und verfolgten, und daher rührt auch wohl meine kindliche Furcht vor dem fremden Herrn, der mir sonst doch nichts zu Leide gethan hat.“

„Haben sie denn oft Gelegenheit jenem Herrn zu begegnen?“

„Oft nicht, denn er muß doch wohl in Bonn wohnen, aber mehrschon, im Siebengebirge wie auch hier, traf ich ihn, als ob ihm jedesmal die Richtung unserer Berganmarschfahrten mitgetheilt werden wäre und er sich in Folge dessen erwartet habe.“

„Dann wohnen Sie selbst also nicht in Bonn? aber verzeihen Sie, meine zudringlichen Fragen und legen Sie denselben kein schwereres Gewicht bei, als daß ich die einmal begonnene Unterhaltung gern weiterführen möchte. Offenbar haben wir ein und dasselbe Ziel, und warum sollte man sich nicht der Sprache bedienen, um die Zeit zu verkürzen?“

„Vonn kenne ich noch nicht; ich habe die so reizend gelegene Stadt wohl von den Höhen des Siebengebirges aus gesehen, auch schon von hier aus, allein dort gewesen bin ich noch nicht. Ich befinde mich überhaupt erst seit sechs Wochen in dieser Gegend.“

„Aus Ihren Mittheilungen läßt sich entnehmen, daß Sie im Siebengebirge ihren Aufenthalt gewählt haben?“

„An einem der reizendsten Punkte des Siebengebirges. Ein Onkel von mir, der dort den Posten eines Oberförsters bekleidet, hat mich zu sich in's Haus genommen. O, es ist so schön auf dem stillen, einsam gelegenen Gehöft, und die guten alten Leute —“

„Meines Wissens lebt nur ein Oberförster im Siebengebirge,“ unterbrach ich meine jetzt unbesangenen plaudernde Gefährtin hastig, denn ich ersah fast bei dem Gedanken, daß die annuhtige Erscheinung vielleicht gar die Nichte meines alten verehrten Vormundes sei, „ja, nur ein Oberförster,“ wiederholte ich sinnend, indem ich den Plan faßte, im Fall sich meine Vermuthung bestätigen sollte, mich vorläufig nicht zu erkennen zu geben, „und irre ich nicht, so ist es der Oberstlieutenant Werker, der nach Beendigung des Krieges für seine treuen Dienste und schweren Wunden, in dieser Weise mit einem ihm zuzugenden halben Ruheposten bedacht worden ist.“

„Der Oberstlieutenant Werker ist ja mein Onkel!“ rief das junge Mädchen vor Freude erdtrend aus, und ihr ganzes Wesen bekundete, daß durch meine Bekanntschaft mit ihrem Onkel ihr Vertrauen zu mir eine bedeutende Stütze erhalten habe.

„Wunderbar, und mir ist nichts davon mitgetheilt worden,“ kehrte ich unbedachtsam, denn die Freude, ein so schönes Mädchen als die nächste Verwandte meines Vormundes begrüßen zu dürfen, erfüllte mich in so hohem Grade, daß ich darüber alle Vorsicht verzaß und mich beinahe verathen hätte. Glücklicher Weise hatte sie mich nur halb verstanden, und ihre blauen strahlenden Augen auf mich bestend, fragte sie, wenn ich die Mittheilung machen wolle?

„Einem Studiengenossen,“ antwortete ich, nunmehr vollständig bereit, meine Kette ohne Fehler zu Ende zu spielen, „einem gewissen Gustav Wandel, der die Ehre hat, den Herrn Oberstlieutenant Werker seinen Vormund zu nennen.“

„Auch den Herrn Gustav Wandel kennen Sie?“ fragte das liebe Mädchen mit einer so herzlichen Theilnahme, daß ich ihr dafür auf jedes ihrer beiden seltsamen Augen einen Kuß hätte drücken mögen.

„Den Gustav Wandel?“ fragte ich lachend zurück, „o, den Schlingel kenne ich so genau, wie mich selbst, und genau muß ich ihn wohl kennen, indem mir seit untrer frühesten Kindheit gewöhnlich auf derselben Baue gefessen haben. Ubrigens ist er, wenn Sie mir die Bemerkung erlauben wollen, ein arger

Windbeutel; man nimmt allgemein an, daß sein Vermund ihm die Zügel etwas zu schlaff gehalten habe. Er schwärmt für den Rechtthron, theilnehmend sich an jedem Commers und betrachtet die Collegien mehr als Nebenfache.“

„Das begreife ich nicht,“ entgegnete die junge Dame ernst, „Sie sind kein Freund und Gefährte und fällen ein so hartes Urtheil über ihn? Mein Onkel spricht sich ganz anders über ihn aus. Er nennt ihn stets einen braven, pflichttreuen Menschen, einen wahren Musterstudenten. Zwar räumt er ein, daß derselbe eine ausgezeichnete Klinge schlage — ich gebrauche meines lieben Onkels eigene Worte, — schaltete sie lächelnd ein, „und sich ebenso gut zum Kavallerie-Offizier, wie zum Rechtsgelehrten eigne, doch verzicht er dann nie, hinzuuzufügen, daß dergleichen sich sehr gut mit Latein und Griechisch vertrage und Herrn Wandel nicht hinterer, vereinst Minister zu werden.“

„Also eine so gute Meinung hat der alte Herr von dem Gustav? Nun, Freund Gustav wird sich freuen, dies von mir zu hören. Aber merkwürdig bleibt es doch, daß der Schlingel mir, seinem ältesten und besten Freunde nicht mittheilte, daß sich Besuch im Hause seines Vormundes befände; und ich sollte denken, die Ankunft einer jungen liebenswürdigen Verwandten wäre doch ein Ereigniß, wichtig genug, es auch in weiteren Kreisen bekannt zu machen.“

Bei dieser Schmeichelei trieb meine Gefährtin ihr Thier an, als ob sie aus meiner Nähe hätte eilen wollen; doch der Esel sowohl, wie der Führer schienen nicht geneigt, ihre Wünsche zu berücksichtigen, und so war sie gezwungen, sich in's Unabänderliche zu fügen.

„Herr Gustav Wandel ist kein Verwandter von mir,“ sagte sie endlich, nachdem sie das erste Mißvergnügen über meine ihr unpassend erscheinende Bemerkung niedergekämpft hatte.

„Was ich auch nicht behaupte mein Fräulein; ich erlaube mir nur anzudeuten, daß bei der hohen Verehrung, mit welcher Wandel stets seines Vormundes gedankt, die nächsten Verwandten desselben ihm ebenfalls nicht ganz gleichgültig sein dürften. Ich sehe übrigens voraus, daß er um Ihre Anwesenheit im Hause des Herrn Oberstlieutenant weiß und irgend ein geheimer Grund ihn zurückgehalten hat, darüber zu sprechen.“

„Nein, er weiß nichts von mir und wird auch nicht früher etwas über mich erfahren, als bis er sich einmal wieder zum Besuch auf der Oberförsterei einstellt. Er hat nämlich seinen Vormund in letzter Zeit sehr vernachlässigt — der einzige Vorwurf, welchen ihm derselbe macht — und sich seit zwei Monaten nicht sehen lassen. Mein guter Onkel hat in Folge dessen beschloffen, ihn dadurch zu strafen, daß er ihm nicht ein Sterbenswörtchen über mich oder meine Aufnahme in seine Familie mittheilt; nicht wahr?“

„Ah, mein Fräulein, ich kenne den Herrn Gustav

Wandel genügend, um Ihnen versichern zu dürfen, daß sein Vormund keine härtere Strafe für die unverzeihliche Vernachlässigung hätte erfinden können. Gebuldet Sie sich nur, er selbst wird bald genug die meine Worte vor Ihnen wiederholen und bekräftigen. Ich für meine Person finde es wenigstens unverantwortlich von ihm, daß er verabsäumt, seinem verehrungswürdigen Vormunde hin und wieder einen Besuch abzustatten und sich nach dem Befinden seiner lebenswürdigen Gattin zu erkundigen; gewiß, dafür kann er nicht zu strenge bestraft werden. Aber es verhält sich genau so, wie ich sagte, er ist ein Windbeutel durch und durch und verdient die freundliche Theilnahme nicht, die ihm von allen Seiten gezollt wird."

"Sie tabeln den Abschwenden so scharf," entgegnete das junge Mädchen mit einem leisen Vorwurf im Ton, "sollte man da nicht den Verdacht fassen können, des Herrn Gustav's ältester Freund und Gesährte verdiene wenigstens ebenso viel Tadel?"

Meine Tage lam mir jetzt so lornisch vor, daß es mich Mühe kostete, ein lautes Vachn zu unterdrücken, was von meiner arglosen Gesährtin unbedingst zu meinem Nachtheil gedeutet worden wäre und mich gezwungen hätte, die ganze Wahrheit einzugesähen.

"Es mag unpassend erscheinen, mich zu meinem eigenen Kohrenner aufzuwerfen," sagte ich, sobald ich die erforderliche Fassung gewonnen, indem ich eine demüthig bescheidene Miene annahm, die sogar dem hinterlistigen Bernhard Ehre gemacht haben würde, "allein Ihr Vorwurf ist so bitter, daß ich ihn unmöglich stillschweigend hinnehmen kann. Keineswegs gebe ich mich für einen Falgott an, allein wenn mein Freund Gustav nur die Hälfte der Rathschläge befolgte, welche ich ihm oft in stillen Stunden, namentlich nach einer lustig durchschwärmten Nacht ertheile, so würde er ganz gewiß mit vollem Recht auf seines ehrwürdigen Herrn Vormundes Bezeichnung: "Musterstudent" Anspruch machen können. So aber siegt sein Leichtsinns leider zu oft über meine Vernunftgründe und ich werde, eh' ich mich dessen versehe, mit in den wilden Strudel hineingerissen."

"Was allerdings nicht zu sehr für Herrn Wandel's ältesten Freund und Gesährten spräche," bemerkte meine Begleiterin schalkhaft, doch in demselben Augenblick, als wenn sie beschränkt hätte, zu viel gesagt zu haben, wendete sie sich erdöthend ab.

"Befindet sich der Herr Oberstlieutenant ebenfalls hier?" fragte ich, nachdem ich mich eine Weile an der bezaubernden Verlegenheit des lieblichen Kindes geweidet hatte.

"Mein Onkel und meine Tante sind beide hier; wir sind in Zuch's Hotel abgestiegen. Ich hat sie dringend, mich nach dem Götterberg hinauf zu begleiten, allein alle meine Bitten, selbst meine Versicherung, nicht ohne ihren Schutz reiten zu wollen, waren vergeblich. Es genügt, den Wunsch die Ruinen zu besuchen, ausgesprochen zu haben, um meinen Onkel zu bewegen, selbst ein Reithier und einen verlässigen Führer herbeizuholen, und mir fast ebenso schnell auf den Sattel zu helfen und glückliche Reise zu wünschen."

"Seine Kräfte reichen wohl nicht mehr zu einem so weiten Spaziergange an?"

"Leider nicht, der liebe alte Herr will es aber nicht zugestehen und schleht Alles auf die gute Tante, die nicht mehr Berge ersteigen könne."

"Aber es halten doch überall Reithiere im Ueberflus, um den Gästen den Besuch entfernterer Punkte zu erleichtern."

"O, Reithiere genug, aber ich glaube, mein Onkel bliebe lieber ein ganzes Jahr auf ein und derselben Stelle sitzen, eh' er einen Sattel besteige. Sie müssen nämlich wissen, er ist Kavallerie-Offizier gewesen, und da kann ich ihm in seinem Vorurtheil gegen alle andere Arten, als auf einem Pferde zu reiten, nur vollkommen recht geben."

"Das heißt die Vorurtheile doch etwas zu weit ausdehnen," erregte ich auf's innigste erzöht, daß sie die Sache ihres Onkels zu der ibrigen machte und seine mir bereits seit meiner Kindheit bekannte Schwäche beschönigte.

"Wenn Sie so alt wären wie mein Onkel, und wie er, in den Freiheitskriegen eine Armee, oder wer weiß was kommandirt hätten, würde Ihr Urtheil anders lauten," gab sie schnell zur Antwort, "aber sagen Sie ihm das lieber selbst, vielleicht gelingt es ihm leichter, wie mir, Sie zu überzeugen. Ich mache Sie indessen vorher darauf aufmerksam, daß er sehr leicht in Eifer geräth," sagte sie mit einem schelmischen Nacheln hinzu.

"Wenn ich Gelegenheit finde, mit ihm zusammenzutreffen, möchte ich es wirklich einmal darauf ankommen lassen."

"Eine solche Gelegenheit wird sich bald genug bieten. Die beiden guten Alten wollen mir bis zum Mineralbrunnen entgegengehen, und wenn Sie —"

"Und wenn Sie mir gestatten wollen, so lange Ihr Begleiter zu sein," fuhr ich fort, als sie verlegen stockte, "so könnte ich vielleicht die Ehre haben, durch Sie Ihrem Herrn Onkel vorgestellt zu werden?"

"Nun — ja — und ich bezweifle nicht, daß Sie ihm sehr willkommen sein werden, zumal Sie ihm die neuesten Nachrichten über seinen lieben Gustav Wandel bringen."

"Die allerneuesten Nachrichten über das Wohlbefinden des leichtsinnigen Patrons," pschichtete ich bei, nachdem ich mich einigen Augenblick abgemendet hatte, um einen drohenden Ausbruch verrätherischer Heiterkeit niederzulämpfen und meine Hüge wieder in ernstere Falten zu legen.

"Einen Rath muß ich Ihnen aber doch ertheilen," fügte sie nach kurzem Sinnen zögernd hinzu, "alle Leute verdienen stets die größte Rücksicht, namentlich aber ein so tapferer Krieger und heldvoller Herr; ich bitte Sie daher, wenn Sie mit ihm über Herrn Wandel sprechen, nicht — ich weine —"

"Ihn nicht Schlingel und leichtsinnigen Patron zu nennen?"

"Ja, das meinte ich; ich bin überzeugt, Sie denken sich nichts Besess dabel, denn Sie rennen ihn ja Ihren Freund, allein mein Onkel son nicht leiden, wenn man auch nur im Scherz; schlecht von seinem Schäkling spricht — ich denke, die Zusammenkunft wird jedenfalls eine angenehmere Nahrung tragen, wenn Sie —"

"Wenn ich mich bestreibe, einen gewissen, seinen Vormund auf unverantwortliche Weise vernachlässi-

genden Gustav Wandel als einen Engel im Studentenkleide darzustellen," unterbrach ich meine anmuthige Verteidigerin.

"Ja, aber auch darin dürfen Sie nicht zu weit gehen, denn mein Onkel ist sehr leicht zu erzürnen und weiß Ernst und Ironie genau von einander zu unterscheiden."

"Bauen Sie darauf, mein Fräulein, ich werde mich ganz in dem von Ihnen gewünschten Sinne benehmen, wenn auch nur, um Ihnen gefällig zu sein —"

"O, meinnetwegen nicht," fiel das reizende Kind mir stotternd in die Rede, "nur meines Onkels und Ihrer selbst wegen; ich kenne den Herrn Wandel ja nicht einmal."

"Dann soll er sich Ihnen in nächster Zeit vorstellen, ich werde ihn mit Bewürfen überhäusen und ihm sagen —"

"Nein, sagen Sie ihm lieber nichts, es sei denn, mein Onkel ermächtigte Sie dazu. Wenn er sich so lange nicht hat sehen lassen, ist jetzt erst recht kein Grund vorhanden, daß er sich plötzlich, durch fremde Menschen darauf aufmerksam gemacht, der Oberförsterei im Siebengebirge erinnert."

"Auch das verspreche ich Ihnen, mein Fräulein, ich verspreche Ihnen bei meiner Ehre, keine Silbe von Ihnen oder der Oberförsterei zu erwähnen."

"Meines Onkels wegen, der schon ungeduldig wird, möchte ich wohl, daß er seinen Besuch nicht zu weit hinauschiebe," verlegte sie, offenbar nicht ganz einverstanden damit, daß ich es förmlich abgelehnte, dem Erwarteten auch nur einen Wink zu geben.

"Sind Sie selbst denn nicht neugierig, den leichtsinnigen Menschen zu lernen?" fragte ich darauf mit einem heimlichen Seitenblick auf die junge Reiterin, die mit bezaubernder mädchenhafter Schüchternheit zu mir herübersehte.

"Meines Onkels wegen bin ich allerdings sehr neugierig, aber auch für mich bin ich auf sein erstes Erscheinen gespannt, und ich muß es wohl sein, indem sein Tag vergeht, an welchem der Onkel oder die Tante nicht von dem Herrn Gustav sprechen. Er ist wohl sehr groß?"

"Beinah so groß, wie der Herr Oberstleutnant."

"Ich glaube verstanden zu haben, daß Sie meinen Onkel nicht kennen?"

"Persönlich nicht," entgegnete ich, meine Unbedachtsamkeit wieder verbesserte, "aber ich habe die beiden Herren mehrfach in den Straßen Bonn's neben einander gesehen."

Eine kurze Strecke legten wir jetzt auf dem stark ansteigenden Wege schweigend zurück. Der Führer trieb seinen Esel mit Worten und einzelnen wohlgemeinten Schlägen an; meine Gefährtin betrachtete sinnend die struppige Mähne und die langen beweglichen Ohren des geulbigen Thiers, und ich weidete mich wieder an dem Anblick ihrer schlanken jungfräulichen Gestalt, die so anmuthig und geschmeidig allen Bewegungen des Reitthiers nachgab.

Sie hatte mir ihr edel geschnittenes Profil zugeteilt; die langen Wimpern ruhten über den gesenkten Augen beinah auf den ruhigen Wangen, und ihre rabenschwarzen Locken, welche tief auf ihren Büxen hinabsielen, verklärten und verführten sich

bei jedem Schritt, als hätten sie spielend ihre Federkraft verlohren und es sich gegenseitig zuworthun wollen.

Lang noch hätte ich neben ihr herschreiten können, ohne die Stodung in unserm Gespräch zu empfinden; ich hatte nur Gedanken für das liebliche Bild, welches sie mir bot, und mit einem Gemisch von Entzücken und Bewauern über meine Hinterlist, vergegenwärtigte ich mir ihr verlegenes Erstaunen, wenn ich sie plötzlich als eine liebe Bekannte vertraulich begrüßen würde.

Nach einer Weile hob sie ihr Haupt wieder empor. "Ist der Herr Wandel eine statliche Erscheinung?" fragte sie naiv, mich mit ihren großen blauen Augen so recht offen und redlich ausblickend.

"Im Gegentheil, er ist außerordentlich häßlich," entgegnete ich, wiederum gegen ein kraupfahiges Lachen ankämpfend.

"Sie scheinen es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, Alles, was mein Onkel sagt, zu bestreiten," verlegte sie, durch meine Antwort offenbar unangenehm überrascht.

"Mein Fräulein, verzeihen Sie mir, ich befinde mich aber in der Lage, wiederholen zu müssen: Gustav Wandel ist schauderhaft häßlich."

"Sie halten ihn vielleicht dafür, weil Ihr Geschmack ein — ein —"

"Ein verdorrenener ist?" schaltete ich ein.

"Das wollte ich gerade nicht sagen, sondern daß er von dem meines Onkels so sehr abweicht; übrigens soll es mich nicht kümmern, ob Herr Wandel schön oder häßlich ist, ich wünschte nur zu wissen, wie er ansieht, um ihn, wenn er plötzlich einmal auf der Oberförsterei eintrifft, zu erkennen und meinem Onkel zuzurufen zu können: Da ist endlich der lang erwartete Herr Wandel!"

"Ah, das ist etwas Anderes, und mache ich mir daher ein Vergnügen daraus, Ihnen den leichtsinnigen Patron so genau zu beschreiben, daß Sie gar nicht irren können. Also zuerst ist er hoch und kräftig gemacht, ungefahr so, wie ich; ferner trägt er eben solche lange braune Mähnen wie ich, und eine ähnliche Gesichtsbildung, wie ich mir erlaubt habe, um meine eigenen Lippen anzulegen. Dann erfreut er sich großer blauer Augen, ebenfals wie die meinen, nur daß er für gewöhnlich etwas unerschämter in die Welt hineinschaut, als ich es jetzt thue; genug, mein Fräulein, wir sehen einander sehr ähnlich — was Ihr Herr Onkel ohne Zweifel bezeugen wird — so ähnlich, daß wir schon häufig verwechselt worden sind, und deshalb wiederhole ich noch einmal, Gustav Wandel ist schrecklich häßlich."

So lange ich sprach, hasteten meiner Gefährtin Blicke jedesmal mit sichtbarem Interesse an dem Theil meines Gesichtes, den ich gerade bezeichnete, und als ich genügte, rief sie lächelnd aus:

"O, dann kann er doch nicht so —" darauf aber verlegen abbrechend, schaute sie nach der andern Seite hinüber, wo sich eben eine wunderbar schöne Aussicht über das Rheinthäl eröffnete.

Wiederum stand ich auf dem Punkt, ihre Hand zu ergreifen, mich als den Mündel Ihres Onkels vorzustellen und ihr mit innigen Worten für ihre freundliche Gesinnung zu danken, und wiederum gewannen meine jugendliche Eitelkeit und der Wunsch,

meine seltsame Rolle mit Wang bis zu Ende durchzuführen, die Oberhand über das Wildthier, welches mir ihre so reizend fließende Verlegenheit einflößte. Doch gab ich dem Gefühl der plötzlich erwachenden Theilnahme in so weit nach, daß ich mich anstellte, als habe ich ihr Erschreden über die ihr bereits zur Hälfte entchlüßte Aeußerung nicht bemerkt, und den Führer aufserordentlich halten zu bleiben, lenkte ich ihre Aufmerksamkeit auf das sich vor uns ausdehnende prächtige Panorama hin.

„Das ist Venn,“ begann ich, auf die ferne Stadt hinweisend, „und die fünf zusammenstehenden Thürme bezeichnen, weithin erkennbar, die städtische Mauerlinie. Die Sage geht, daß sie auf Wasser gebaut sei; man soll in ihrem untersten Geschoß das Wasser sogar rauschen hören, wovon ich mich indessen noch nicht überzeuget habe. Besorgen Sie nun mit den Blicken die Chaussee, so gelangen Sie zuerst an das Hochkreuz.“

„Die Herrschaften können das von oben weit besser sehen,“ bemerkte hier der Führer, indem er sich wieder hinter sein Thier stellte.

Die junge Reiterin nickte zustimmend, und da mein Zweck, ihre Verlegenheit zu verstreuen, erreicht war, so hatte ich durchaus keinen Grund, irgend welche Einwendungen zu erheben.

Als wir uns dann dem Gipfel des Berges wieder zuwendeten, nahm die seltene, wohl erhaltene Ruine unsere ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch, und nachdem ich einige kurze Bemerkungen über deren Anlage und Architektur vorausgeschickt, begann ich, die im Munde des Volkes noch immer frisch und klar fortlebende Sage über die Ritter von Werderberg zu erzählen.

Meine Gefährtin hörte mir gespannt zu, ihre Blide hielt sie dabei beständig auf den grauen, erdwürdigen Thurm und dessen mehr zerfallene Umgebung gerichtet. Aus ihren milden Augen leuchtete eine sanfte Schwärmerci, und es war nicht schwer zu errathen, daß sie sich, Angesichts der noch immer stolzen Trümmer des Altersbunds, und angetregt durch meine Erzählung, im Geist in jene Zeiten zurückversetzte, in welchen von einer derartigen Burg aus eine blühende Herrschaft über das ganze Land ringsum ausgeübt werden konnte. Auch ich gelangte allmählig unter den Einfluß solcher Betrachtungen, verfiel dann wieder in der enthusiastischen Wärme meines Vortrages aufhört.

Der Berg war noch vereinsamt; die gewöhnlichen Sonntags-Nachmittags-Gäste hatten sich noch nicht eingestellt. Ein warmer, fast drückender Sonnenschein lagerte auf der weiten, reich gelaunten Landschaft; kein Lüftchen rührte sich, und während nahe dem Erdboden zwischen Brombeerranten und Mauerrümpfen der Zannkönig lustig zierend umberschlüpfte, beschrieb oben die Schwalben ihre tausendfältig verschlungenen Linien, und jubelten die Vögel ihre süßen, heiteren Triller in die stille, gleichsam feiernde Atmosphäre hinaus.

Ich hatte meine Blide der äußersten Rinne des mächtigen Wartburmes zugewendet. Zwei Krähen flogen dafelbst mit schwerfälligen Bewegungen verüber; kaum besanden sich dieselben aber in gleicher Linie mit dem alten Gemäuer, da verließen mehrere

leicht beschwingte Falken ihre zwischen den morschen Wänden verdeckten Horste. In kurzen Kreisen empor-schnellend, schossen sie mit jählichem Auf auf die vererrlichlich krächzenden Wanderer nieder, als ob sie dieselben hätten im bestigen Anprall auf die Erde hinabstürzen wollen, im nächsten Augenblick wieder zum erneuerten Angriff emporfliegend.

„Blicken Sie hinauf,“ fuhr ich, in meiner Erzählung auf die eben beobachtete Thiercene übergehend, fort; „dort haben Sie ein Bild, welches an die alten Zwenaltzeit, an das Faustrecht erinnert. Die armen Krähen bezogen gewiß nichts weniger, als feindselige Gefühle gegen die Falken; sie zogen vorüber, weil es ihr nächster Weg war, und dennoch können die besser bewaffneten und gewandteren Vögel es sich nicht vertragen, wenn auch nur, um ihnen ihre Ueberlegenheit zu beweisen, sie mit hinterlistigen Angriffen zu verfolgen.“

Der Führer hielt das Thier jetzt wieder an.

„Wenn es den Herrschaften beliebt, können sie auf dem Fußpfade nach der Ruine hinauf steigen, es sind nur wenig Schritte bis dahin, ich werde mit dem Esel etwas später dort oben eintreffen,“ sagte er, auf einen schmalen Seitenpfad deutend, der, wie ich bemerkte, steil, aber gerade nach dem alten Schloßhof hinaufführte.

Wir besanden uns vor der äußersten Ringmauer der Burg, deren vereinzelte Thürmchen malerisch in der in reinem Winkel erdichteten steinen Kapelle contrastirten. Tränmerlich ließ meine Gefährtin ihre Blide über die mit milchweißen Blumen und einigen dorthin verpflanzten italienischen Pappeln anmuthig geschmückten umfangreichen Ruinen hinstreichen. Eine feierliche Stille ruhte auf dem ganzen Hügel; Gäste hatten sich noch nicht eingestellt, und erhielt der verwitternde, ehemalige Sitz stolzer, privilegirter Wegelagerer durch den Mangel jetzlichen an die Jetztzeit erinnernden Geräusches den Charakter einer überaus melancholischen, dabei aber vertheilten Einsamkeit.

Ich glaubte in den Augen des jungen Mädchens zu lesen, daß ihr Gemüth vorzugsweise empfänglich für ungewöhnliche, an's Romantische streifende Eindrücke sei, und namentlich aber, wenn durch äußere Beeinflussung darauf hingelenkt, zur Schwärmerci hinneige. Sie besanderte dies auch, indem sie, wie aus einem Traume, plötzlich leicht emporfährte und mich fragend anah.

„Der Mann hat recht,“ antwortete ich auf die stumme Frage, „es ist eine kurze Strecke bis dort hinauf, und wenn Sie sich meiner Führung anvertrauen wollten, wären nicht nur Sie einen besonders schönen Anblick der Burg gewinnen, sondern auch ich dürfte hoffen, von Ihrem Herrn Esel für meine Dienste als Führer belobt zu werden.“

Die wohlüberlegte Erwähnung des Oberstleutnants verlebte ihre Wirkung nicht; der Ausdruck von Schüchternheit wich aus ihren freundlichen Zügen, und sich mit der einen Hand auf des neben sie hintretenden Mannes Schulter stützend, die andere dagegen mir reichend, sprang sie gewandt aus dem staubartigen Sattel zur Erde.

„Furchtlos vertraue ich mich dem besten und ältesten Freunde des Herrn Gustav an,“ sagte sie

lächelnd, „und ich hoffe, daß er mich mit seinem Leben gegen die uns etwa den Weg vertretenden ruhelosen Burzgeister verteidigen und wohlbehalten zu meinem Oafel zurückbringen wird.“

„Mit meinem Leben, und wenn ich deren tausend besäße,“ antwortete ich begeistert und wahrhaft beglückt, daß der unbekante Gast wenigstens keine unbedeutende Rolle in ihren Gedanken spielte; „ja, und besäße ich deren zehntausend,“ wiederholte ich, „ich würde sie mit Freuden opfern, wenn auch nur, damit der leichtsinnige Gast, der mehr Glück hat, als er verdient, Ehre mit mir einlegt. Uebrigens sollen die Burzgeister doch auch mit der Zeit fortgeschritten sein und sich den Erblichen nicht mehr so feindlich gesinnt zeigen, wie ehemals.“

„Wenn die Burzgeister auch verschwunden sind, so leben sie doch in den Sagen fort,“ entzogene meine Begleiterin, „und unwillkürlich ruft man sich in's Gedächtniß, daß zwischen den zerfallenden Mauern frohe Menschen sich einst heimlich und behaglich fühlten, und wenig daran dachten, daß nach einigen Jahrhunderten ihr Leben und Wirken in das Gewand der Sage gekleidet werden würde.“

„Es läßt sich nicht leugnen,“ versetzte ich, „daß die alten Sagen viel dazu beitragen, die zerfallenden Bauwerke des Mittelalters mit einem eigenthümlichen, geheimnißvollen Schimmer zu umgeben, die Phantasie des Wanderers und Beschauers dagegen zu den bizarrsten Zusammenstellungen anzuregen. Aber gerade darin liegt auch wieder ein hoher Reiz, und ich bitte mir ein, daß die schönen Balladen, welche uns das Alterthum gleichsam verbildlichen, eben nur zwischen solchen Trümmern haufen, oder doch unmittelbar nach einem Besuch derselben, entstanden sein können.“

Der Gesteirer war um diese Zeit bereits aus unserm Gesichtskreis verschwunden, nur noch gedämpft drang der klappernde Aufschlag seines Biers zu uns herüber. Durch eine Oeffnung in der Mauer waren wir in den äußersten Schloßhof getreten und langsam wandten wir uns auf einem grünen Abhange nach der Ruine hinauf.

Wir selbst war diese Wanderung ein doppelter Genuß, und so sehr hatte ich mich den Betrachtungen über den Zreengang meiner lieblichen Gefährtin hingegen, daß ich der mir von einem neckischen Zufall an die Hand gegebenen Rolle kaum noch gedachte, und mich bestreute, ihrer offenbar in der gährenden Periode umherirrenden Phantasie immer neue Nahrung zu bieten.

„Und dennoch sind die Sagen und die sich an dieselben knüpfenden Erinnerungen nur ein geringer Ersatz für das heimliche Grauen, welches man früher empfand, wenn man sich einer, nach damaligen Begriffen, von Gespenstern heimgesuchten Stelle näherte,“ warf ich ein, indem ich auf eine Thoröffnung in der sich vor uns erhebenden hohen Giebelmauer zuwies. Wie ganz anders wäre es zum Beispiel, träte uns aus diesem Gemäuer ein steinerner Gast entgegen, mit der Frage: „Wer wagt es mein stilles Reich zu entwerthen und mich in meiner Ruhe zu stören?“

„Der ein kleidieses Burgfräulein im weißen Gewande,“ fügte das junge Mädchen mit schwärmerischem Ausdruck hinzu, „nein, lieber eine rosigte Dame mit langer Sammetdecke, den Kollern auf der Hand und

zwei muntere Windspiele zur Seite, ja, das wären Gespenster, von denen ich die Burg belebt sehen möchte; aber es ist ja heller Tag, und die Burzgeister verlassen, wie die Sage lehrt, nur um Mitternacht ihre längst überwucherten Ruhestätten.“

„O, es müßte ein Geist des niedersten Ranges sein, der nicht die Nacht besäße, sich auch im Sonnenschein etwas ergötzen zu können!“ rief ich heiter aus, indem ich meiner Begleiterin den Vortritt in die erste, nur noch an den Mauereberresten kenntliche Halle ließ.

Eine Antwort schwebte ihr auf den Lippen; plötzlich aber prallte sie erschreckt zurück, ihr Antlitz erbleichte, auf ihren Wangen erschienen wieder die beiden rothen Maale, und ihre Blide starr auf einen mir noch sichtbaren Punkt gebettet, flüsterte sie kaum vernehmbar: „Mein Gott, was ist das?“

Gleich darauf befand ich mich an ihrer Seite, und als ich nach der Ursache ihres Entsetzens umherspähte, gewahrte ich eine Persönlichkeit, die wohl geeignet war, ein leicht erregbares jugendliches Gemüth, namentlich nach der vorhergegangenen Unterhaltung, mit Schrecken zu erfüllen.

Im Schatten der Mauer und unter einer laubartig niederhängenden Epheuweizung stand nämlich, als wenn sie sich eben erhoben hätte, eine weibliche Gestalt, die für mich, der ich sie bereits seit vielen Jahren kannte, zwar nichts Befremdendes hatte, durch ihren unerwarteten Anblick mich aber dennoch in nicht geringem Grade überraschte.

Dieselbe*) war hoch und kräftig gewachsen, sogar zur Corpulenz hinneigend; ihre breiten Gesichtszüge trugen den Ausdruck leichtfertiger Gutmüthigkeit und schienen aus einem freundlichen Lächeln gar nicht herauszukommen zu können. Wenn man indessen tiefer in ihre graublauen Augen schaute, dann entdeckte man leicht ein unsterkes Leuchten, welches auf eine Gestirtheit des Geistes hindeutete und zugleich ihren seltsamen Rufzug rechtfertigte.

Ihren von wirren, nur nothdürftig aufgestellten Haaren umgebenen Kopf bedeckte ein großes grünes Barett, wie man solche häufig auf Wäldern den Knappen und Ritters beizugehen findet. Ein zerfallenes Tuch schlang sich um ihren Hals, ein dunkles Kleid von leichtem Stoff verhielte, ziemlich unordentlich angelegt, ihren Körper, doch hatte sie den Rock desselben festonartig so aufgenommen, daß ein dunkelblaues Unterkleid sichtbar blieb, auf dessen unterem Rande mit weißen Fäden ein breiter Besatz höchst kunstvoll

*) Der hier geschilderten Person erinnere ich mich sehr wohl. Sie war in ihren jüngeren Jahren Kammerjungfer in einem gräflichen Hause gewesen und, nach ihren Neigungen zu schließen, hatte unglückliche Liebe ihren Geist unheilbar zerrüttet. Sie war vollständig dumm, wanderte in der Umgegend Benn's von Dorf zu Dorf, hier auf einem Bauerhufe den Wäldern sessend, dort die ihr übertragenen feinen Handarbeiten sauber und gewissenhaft vollendend. Ueberall erhielt sie Speise, Trank und Obdach, doch brachte sie die Nächte, wenn das Wetter es gestattete, am liebsten unter grünen Bäumen zu; nirgend wollte sie indessen länger, als höchstens vierzehn Tage. Wie sie gekommen war, verstand sie auch wieder geheimnißvoll und ohne Abhilfe zu nehmen, in vielen Fällen aber einen in den schwärmigsten Ausdrücken verlorbenen Brief hinterlassend. Manche Remouree dortiger Gegend werden sich, gleich mir, jener seltsamen Erscheinung erinnern. Der ich jetzt noch lebe, ist kaum anzuweihen, indem sie ein Alter von wenigstens achtzig Jahren erreicht haben dürfte. Der Verf.

eingestickt war. Die Stickerei bestand aus einer fortlaufenden Reihe großer Figuren und Gruppen, und man brauchte nur einen Blick auf dieselben zu werfen, um sich zu überzeugen, daß sie, aus einer fantastischen Phantasie herorgegangen, von der Eigentümerin selbst sehr sorgfältig ausgemäht worden waren. An ihrer Seite hing eine große Tasche, in welcher sie die ihr unentbehrlich erscheinenden Gegenstände mit sich führte, während sie einen kleinen Arbeitsbeutel an ihren Gürtel befestigt hatte. Ihre Velleidung, überhaupt ihr ganzes Aeußere trug reichliche Spuren ihres unjetigen Wanderlebens und ihrer Vorliebe für den Aufenthalt im Freien, und beim Einblick auf den Figurenkreis und den atmobischen Koppsitz konnte man nicht umhin, sie in Gedanken mit den Beschreibungen längstverpochellener Wahrergerinnen oder Zauberrinnen zu vergleichen.

So stand sie denn vor uns; ein gutmüthiges Mädchen schwebte auf ihren alternden Füßen, und weder in Miene noch Haltung anerkte sie Ueberreizung oder Wismuth über unsere Störung. Und gestört hatten wir sie, das bewiesen die noch mit Dinte besudelte Feder und ein zur Hälfte beschriebenes Blatt Papier in der einen Hand, und ein Dintenfläschchen in der andern, welches sie im Begriff stand, zuzurufen.

„Ah, Fräulein Brüsselbach,“ rief ich mit zutraulicher Freundlichkeit aus, denn ich glaube dadurch am schnellsten den besängstigten Eindruck zu verschweigen, welchen der unermüdete Anblick einer Geisteskranken auf meine Gefährtin ausübte, „wie geht es Ihnen und was verschafft mir die Ehre, mit Ihnen zwischen den Ruinen des Godeberg zusammenzutreffen?“

Die Angeredete verpackte mit unerschütterlicher Ruhe ihr Dintenfläschchen, und dann zuerst mich und demnachst das junge Mädchen flüchtig betrachtend, schritt sie uns langsam entgegen.

„Excellenz belieben zu scherzen, indem Sie sich nach dem Befinden Ihrer gehorsamen Dienerin erkundigen,“ begann sie mit ihrem tiefen, aber nicht unangenehm klingenden Organ, „ich erlaube mir, wie Sie, die Gräber Ihrer Vorfahren zu besuchen und der Zeiten zu gedenken, in welchen in diesen Hallen die edlen Ritter die edlen Fräulein zum Tanze führten.“

„Entfernen wir uns, ich fürchte mich,“ flüsterte meine lebende Gefährtin, dichter zu mir herantretend. „Fürchten Sie sich nicht, gnädigste Comtesse,“ versetzte Fräulein Brüsselbach, es' ich irgend etwas zur Verübung des jungen Mädchens erwidern konnte; „die Mauern stehen noch fest, und die Verstorbenen verlassen ihre Gräber nicht wieder. Wenn Sie aber die Liebe fürchten und ihr auszuweichen wünschen, so hilft alle Vorsicht Ihnen nicht. Sie kommt, wo und wann es ihr gefällt, gleichviel, ob im Palaß, in der Pölle des Armen oder zwischen den Ruinen von Godeberg.“

„An wen haben Sie geschrieben?“ fragte ich, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben.

„An wen ich schrieb, Ihre Gnaden?“ fragte Fräulein Brüsselbach, die Augen verschämt niederschlagend, zurück, „der Herr Graf und auch die gnädigste Comtesse sollten doch wohl zu wissen ge-

ruhen, daß meine Briefe an denjenigen gerichtet sind, dem das Geschick sie in die Hände spielt.“

„So lassen Sie mich durch Zufall den Empfänger Ihres Schreibens werden,“ versetzte ich, die Hand nach dem Papier ausstreckend.

„Nichts in der Welt ist Zufall, Herr Graf,“ antwortete Fräulein Brüsselbach mit derselben Verschämtheit, während sie das Papier in Briefform zusammenfaltete, „ober wollen Ew. Excellenz es etwa dem Zufall verdanken, daß Sie sich augenblicklich in der Gesellschaft des edlen Fräuleins an dieser geweihten Stätte befinden? Zudem ich diesen Brief schrieb, folgte ich einer Bestimmung des Schicksals; eine ähnliche Bestimmung führte Ihre Gnaden hierher, und derselben Bestimmung folgend, habe ich die Ehre, Ihnen, Herr Graf, mein unterthänigstes Schreiben zu Füßen zu legen.“

Mit diesen Worten und einer etwas sinnlichen Verbeugung überreichte sie mir den Brief, und wiederum flozen ihre gutmüthig verschämigten Blicke prüfend zwischen meiner Begleiterin und mir hin und her.

Die vertrauliche Weise, in welcher ich zu der armen Geisteskranken sprach, war in der That nicht ohne die beabsichtigte Wirkung auf meine Gefährtin geblieben. Die Furcht vor von ihr gemichen; dagegen betrachtete sie die ihr fremde und geheimnißvolle Erscheinung mit einem Gemisch von Scheu und Theilnahme, doch bemerkte ich, daß ihre Blicke, sobald ich mit einem schwülstigen Titel angeredet wurde, mich jedesmal mit dem Ausdruck neugieriger Verlegenheit flüchtig streiften.

Ihre Phantasie war unstreitig durch das merkwürdige Zusammentreffen mächtig angeregt worden und unbewußt bestrebte sie sich, die Worte der Wahnsinnigen, denselben gleichsam einen höhern Werth beizulegen, zu deuten. Kehteres geschah ganz gegen meine Wünsche und Verhagung, weshalb ich, um einen derartigen nachtheiligen Einfluß abzuschwächen, dem Gespräch eine scherzhafte Wendung zu geben suchte.

„Muß ich den Brief in gleicher Weise beantworten?“ fragte ich lachend, das Papier entfaltend.

„Handeln der gnädige Herr, wie das Geschick es Ihnen befehlen wird; aber lesen Ihre Gnaden meine Worte nicht hier,“ entgegnete Fräulein Brüsselbach mit einer abwehrenden Bewegung, „schreiben Sie und lassen Sie Ihre Antwort demjenigen zugehen, den das Geschick Ihre Gnaden im entscheidenden Augenblick zuführen wird, und irre ich nicht, so wird der Empfänger Ihre Frau Gemahlin sein.“ So sprechend, deutete sie freundlich auf meine Begleiterin.

Ich erschrak, doch beruhigte ich mich schnell wieder, als ich bemerkte, daß das junge Mädchen, weit entfernt davon, in Verlegenheit zu gerathen, lächelnd die mädchenhafte Scheu überwand und sich anschaute, selbst zu antworten.

„Sie irren,“ sagte sie unbefangenen, obwohl ihre Wangen sich etwas höher färbten, „der Zufall hat uns vor einer Stunde erst zusammengeführt.“

„In den Augen liegt das Herz,“ unterbrach Fräulein Brüsselbach sie schnell, sie wohlgefällig und sogar theilnahmvoll betrachtend, „und glauben Sie mir, mein gnädigstes Fräulein, wenn das Geschick es ernstlich bestimmt hat, dann wird selbst das Unmög-

liche zur Wahrheit. Sie nennen es Zufall, was Sie mit dem Herrn Grafen zusammenführte, ich erkenne darin eine höhere Fügung; es leuchtet aus Ihren Augen, ich lese es in seinen Blicken:

Die Tochter ihres Vaters,
Sie ahnte, wer er war,
Beseligt und beglückend
Folgt sie ihm zum Altar."

Diese Verse, welche sie mit theatralischem Pathos herjagte, begleitete sie mit so bezeichnenden Bewegungen, daß kein Zweifel darüber obwalten konnte, sie sei eigentlich meine. Betrachtete ich nun dieselben auch als gehaltlose Ergüsse eines kranken Gemüthes, die sie an jeden ihr zufällig Begegnenden gerichtet haben würden, so war ich doch überrascht durch das Zusammentreffen von Umständen, die, unter sich fremd, dennoch in so naher Beziehung zu einander zu stehen schienen: Neben mir befand sich ein junges Mädchen, mit welchem ich voraussichtlich bereits in den nächsten Stunden in ein gewisses verwandtschaftliches Verhältniß treten sollte; sie war die Nichte meines mich in so hohem Grade liebenden Vermundes; ich sollte zeitweise mit ihr unter demselben Dache leben und täglich mit ihr verkehren; sie war mir erschienen wie ein holdes Traumgebilde; sie kannte mich nicht und dennoch sprach sie in einer Weise von mir, die darlegte, daß sie sich in Gedanken viel mit mir beschäftigte, und nun trat noch die Zerknirschung mit ihrer Bewaffnung vor mich hin. Rein Wunder also, daß ich, der ich in jugendlichem Uebermuth nur zu gern romantischen Träumen huldigte, hier mehr, als einen alltäglichen Zufall zu entdecken suchte und mit Entzücken der Mäßigkeit, ja noch mehr, der Wahrheitsliebe gedachte, das liebe Engelbild auf meiner Seite dereinst die Meinige nennen zu dürfen.

Blitzschnell folgten alle diese Gedanken auf einander und ebenso schnell bildete sich auch der für meine Jahre gewiß natürliche Wunsch, von der armen überspannten Person noch mehr zu vernehmen, was in Beziehung zu meiner Zukunft gebracht werden könne.

Zu meiner Gefährtin wagte ich kaum aufzublicken; ich hegte die unbestimmte Furcht, von ihr erathen zu werden. Zu dergleichen Besorgnissen war indessen am allerwenigsten ein Grund vorhanden; denn Gedanken, wie sie mich erfüllten, lagen dem kindlich unschuldigen Gemüthe unentziehbar fern, und zengte auch die scharf begrenzte, tiefe, aber schnell wieder schwindende Nothe auf ihren zarten Wangen abermals von einer innern Erregung, so war diese doch nur eine Folge der Befremdung über das seltsame Benehmen der Wahnsinnigen.

"Fräulein Brüsselbach, Sie dichten ja ausnehmend schön," brach ich endlich wieder das Schweigen. "Nehmen der Herr Graf dies nicht so leicht," erhielt ich zur Antwort; "ich spreche und schreibe nur, was ich empfinde. Ich habe bittere Erfahrungen gemacht; die Liebe ist wie eine glatte Eisschleife, und wenn Sie meine Verse verachten, so will ich Ihnen noch einmal mit klaren Worten wiederholen: das Bild der Tochter Ihres Vaters, mein gnädiges Fräulein, wird sich dem Herzen des Herrn Grafen mit unaussprechlichen Zügen einprägen und viel Kummer und Schmerz, aber auch endlose Seligkeit für Sie Selbe daraus hervorgehen."

"Wenn doch der Führer erschiene," flüsterte meine Begleiterin mir jetzt wieder mit wachsender Besorgniß zu.

"Er muß gleich eintreffen," erwiderte ich beruhigend, "und dann haben wir ja auch die Klammlichkeiten der Ruine noch nicht in Angenschlein genommen."

"Die arme Frau, wollen Sie ihr nicht etwas schenken? ich habe kein Geld bei mir," sagte sie gleich darauf mit bezaubernder Verlegenheit.

Ich zog die Börse und reichte Fräulein Brüsselbach ein Geldstück. "Im Auftrage der jungen Dame," sagte ich, ihr dasselbe in die Tasche schiebend, denn ich wußte aus Erfahrung, daß sie zuweilen derartige Gaben stolz zurückwies.

Sie dankte nicht, betrachtete meine Gefährtin aber noch einmal freundlich und wohlwollend, und dann ein zerknirschtes Sträuben aus derselben Tasche hervorsuchend, bot sie ihr die weißen Blumen dar. "Es sind Bergglocken, mein edles Fräulein," sagte sie ausdruckslos; "vergessen Sie nicht den Godesberg, und möge die Tochter Ihres Vaters glücklich mit ihm sein."

Darauf wendete sie sich ohne weitern Gruß ab, und eine melancholische Melodie vor sich hinstimmend, schritt Sie durch die Maueröffnung davon.

Meine Begleiterin senkte tief auf. "Die arme Frau," begann sie, indem sie die in ihrer Hand befindlichen Blumen sinnend betrachtete, "ich fürchtete mich vor ihr, und doch scheint das bemitteltenwerthe Geschöpf viel Gutmüthigkeit zu besitzen."

"Sehr viel Gutmüthigkeit," entgegnete ich, die Richtung nach dem innern Schloßhause einschlagend; wo ich den bereits einzetrossenen Führer zu seinem Thier sprechen hörte; "ich kenne sie schon seit Jahren und scheint es mir, als ob sie sich in dem langen Zeitraum auch nicht im Geringsten verändert habe."

"Besitzt sie denn gar keine Heimath?"

"Sie will keine haben; sie ist am glücklichsten, wenn sie frei umherstreifen und ungestört ihren verworrenen Träumen nachhängen kann. Am liebsten denkt sie sich in die Hölle eines Ritterfräuleins oder einer Hofdame hinein und gefällt sich darin, je nach ihrer augenblicklichen Neigung, den Einen oder den Andern als eine hochgestellte Persönlichkeit zu begreifen."

"Dann sind auch Sie wohl kein Graf und keine Excellenz?" fragte das liebe Mädchen mit einem Lächeln, welches mir bis zum Herzen drang.

"Weder Graf, noch Excellenz," antwortete ich heiter, durch die Frage daran erinnert, daß ich vorläufig noch der Freund des Herrn Gustav sei. "Fräulein Brüsselbach hat mich in solchen Würden erhoben, gerade wie anher mir noch viele Andere, und da sie so eigensinnig bei diesen Bezeichnungen beharrt, würde es vergebliche Mühe sein, sie über ihren Irrthum aufzuklären zu wollen."

"Tritt sie auch als Wahrsagerin auf ihre äußere Erscheinung ist wenigstens die einer solchen."

"Eigentlich nicht, doch glaubt sie zuweilen in der Zukunft lesen zu können, und umgibt sie in solchen Fällen die einmal gefaßte Idee auf."

Unter solchen Gesprächen waren wir über den alten Burghof und demnachst um die ganze Ruine herumgegangen. Das verwitterte Gestein erregte wohl unsere Aufmerksamkeit und wir sprachen auch in war-

men Worten unsere Bewunderung über die Lage der Ruine und die festen Mauerwerke aus, welche dem zerstörenden Einfluß der Jahrhunderte auch ohne die schützende Hand des Menschen getrotzt hatten, aber immer wieder kam meine Gefährtin auf die Irrsinnige zurück, worin sie natürlich meinen Gedanken, die sich fast unablässig mit der mir so viel Glück verheißenden Prophezeiung beschäftigten, stets begegnete.

„Ein eigenhämlicher Vers war es, den sie her sagte,“ begann sie wieder, als wir uns nach Besichtigung der Burg dem Schloßhofs, wo der Führer unser barte, wieder zuwendeten, „ob sie ihn selbst getichtet haben mag?“

„Ohne Zweifel, denn schon früher hatte ich Gelegenheit, Gedichte von ihr zu hören und zu lesen. Dieselben bestehen gewöhnlich aus einer verwirrten Anhäufung von Gedanken, welche alten Ritter, Räuber und Gelftergeschichten entnommen sind. Ueberhaupt scheint eine über gewöhnliche Vortüre nicht wenig zu ihrer Ueberspanntheit beigetragen zu haben.“

„Ob sie wohl mit Verbedacht die Prophezeiung in den Vers verwebt hat, um uns gegenüber als Wahrsagerin zu erscheinen?“

„Es sollte mich nicht wundern, wäre es der letzte Vers, den sie heute gedichtet und hier wiedergeschrieben hat,“ antwortete ich, den Brief, den ich beinahe vergessen hatte, entfaltend, „nein, ich täusche mich nicht,“ fuhr ich fort, als ich, einen Blick auf das Papier werfend, wirklich den Schlußvers wiedererkannte.

„O, lesen Sie,“ versetzte meine Gefährtin hastig, und aus ihren schönen Augen sprach ein unvergleichliches Gemisch von kindlicher Neugierde und jungfräulicher Befangenheit.

Obwohl bereits auf dem Vorplatz vor dem großen Thurm und Angesichts des Führers, befanden wir uns doch weit genug von Letzteren entfernt, um nicht verstanden zu werden. Wir setzten uns daher im Schatten eines uralten Holunders, unter welchem eine einfache Bank angebracht werden war, nieder, und nachdem ich die nicht allzubedeutliche Schrift vorher mit den Blicken durchflog, las ich dieselbe laut vor:

„Sie sah den stolzen Ritter,
Im häßlichen Gemach,
Er grüßte sie so freundlich
Und reichte ihr die Hand,
Und als er ritt von dannen,
Da fehlte sie ihn zurück,
Ihr Herz es war gebrochen,
Gebrochen ihr Lebensglück,
Drauf weinte sie beste Thränen,
Der Thränen weinte sie viel,
Die wurden endlich zum Bächlein,
Das von den Bergen fließ,
Zum Bache kam der Ritter,
Er sah sein Spiegelbild,
Sein Spiegelbild in Thränen,
Mit Lanze, Schwert und Schild.
Schnell jähmt er auf den Knecker,
Er reitet Tag und Nacht,
Und als er kam zu dem Hütlein,
Da rief er: aufgemacht!
Ihr Vater hört das Klopfen,
Und greift zu seinem Speer
Und macht zum Kampf sich fertig,
Sieh und die treue Weib.
Die Tochter ihres Vaters,
Sie ahnte wer es war,
Belehrt und beglückend
Folgt sie ihm zum Altar.“

„Welch wilde Phantasien,“ sagte meine Gefährtin, als ich gendigt, „aber in der That, die letzten Strophen sind dieselben, mit welchen die Unglückliche uns begrüßte. Nur klingen sie aus Ihrem Munde natürlicher, während ich vorher wirklich eine Wahrsagerin zu hören glaubte.“

Ich sprach mich in ähnlicher Weise aus, doch vermochte ich nicht, mich gänzlich von dem mir bereits liebgewordenen Gedanken, daß das Gedicht mir durch die Irrsinnige seinen Beschluß habe fundirt wollen, loszusagen. Mit ganz anderen Augen und Gefühlen betrachtete ich daher jetzt die Richte meines Vormundes, und nichts kamt der Sorgfalt gleich, mit welcher ich ihn wieder in den Sattel half und das Thier auf den besten Pfaden den Berg hinunterführte, dem Treiber es anheimstellend, nach Willkür seinen eigenen Weg zu ahnen.

Meine Aufmerksamkeit nahm sie als etwas Selbstverständliches hin. Es schien ihr sogar lieb zu sein, dadurch Gelegenheit zu finden, ihren Gedanken mehr nachhängen zu können; denn wenn die seltsame Weisagung meinen Geist noch immer ernsthaft beschäftigte und mich fast bereuen ließ, das nicht ahnente und zugleich vertrauensvolle herzige Wesen über meine Person getäuscht zu haben, so besand sie sich wieder unter dem Druck der durch meine Erzählungen muthwillig herausgezwungenen phantastischen Bilder, welche zu verschonen sie sich vergeblich bemühte.

So verfolgten wir unsern Weg in das Thal hinab; die Wilde schweiften medamsich in die Ferne, und nur gelegentlich, wie um den Schein eines drückenden Schweigens abzuwägen, fielen kurze Bemerkungen über die schöne Naturumgebung und die größeren und kleineren heiteren Gesellschaften, welche uns nunmehr bald beritren, bald zu Fuße begegneten. Unsere Stimmung war seit einer Stunde vollständig umgewandelt worden; der Sonnenschein dagegen war, wenn die Schatten sich auch etwas verlängert hatten, derselbe geblieben; ebenso sangen und jubelten die Lerchen in ihrer alten Weise, und dazu erklang aus dem Dickicht hin und wieder der glöckerreine Schlag einer Nachtigall.

Erst als wir in das Thal hinabgekommen, schien der Bann, der auf meiner anmuthigen Gefährtin lastete, wieder von ihr zu weichen und ihre erregte Phantasie sich zu beruhigen, während die Aussicht, nun bald meinem Vormunde gegenüber zu treten, meine buntschillernden Lustschlöffer weit in den Hintergrund drängte und mich fast nur bei dem allezeitigen Erstaunen bei dem unerwarteten Zusammentreffen gebanken ließ.

Auf meiner Gefährtin läge lechzte das sinnige Lächeln zurück; ich dagegen wählte den tollen Gustav Wandel sammt seinem ehrwürdigen Vormunde auf's Neue zum Gegenstand scherzhafter Bemerkungen, um dafür die süßesten Worte, mit welchen je ein Mensch überhäuft wurde, einzuermitteln. Und so vertieftest ich uns denn allmählig wieder so sehr in eine heitere Unterhaltung, daß es uns förmlich überraschte, die Mineralquelle plötzlich vor uns zu sehen.

Viertes Capitel.

Der Oberlientenant.

Die Nähe des Mineralbrunnens erinnerte uns wieder an die Gegenwart und daß wir unser vorläufiges Ziel erreicht hatten.

Schweigend spähte meine Gefährtin nach der schattigen Umgebung der Quelle hinüber. Sie suchte ihren Onkel, den ich schon längst auf einer Bank ganz im Hintergrunde mit seiner trauten Kiste — wie seine Gattin hieß — zur Seite, entbedt hatte.

„Sie versprochen mir doch, um diese Zeit hier sein zu wollen,“ tönte es leise und mit dem Ausdruck der Enttäuschung von den jugendfrischen reifen Lippen.

„Sollten es nicht die Herrschaften dort drüben in dem Winkel sein?“ fragte ich, indem ich, um nicht sogleich bemerkt zu werden, etwas zurücktret; „ich erlenne wenigstens einen mächtigen weißen Schnurrbart.“

„Ja, ja, das sind sie —“ unterbrach das junge Mädchen mich lebhaft, aber flüsternd, „ich will hier absteigen und mich ihnen heimlich nähern; bis jetzt haben sie mich noch nicht gesehen.“

In ihrem Eifer, die guten Alten zu überraschen, duldete sie es unbefangen, daß ich sie wie ein Kind aus dem Sattel hob; sie nahm sogar meinen Arm an, als ich ihr versprach, sie auf einem Umwege unbemerkt bis dicht vor ihren Onkel hinzuführen, und nachdem sie den Besizer des Thieres angewiesen, auf weitere Befehle zu harren, traten wir unsern Weg an.

Wenn ich von einem Umwege gesprochen hatte, so war ich in meiner Versicherung zu weit gegangen. Einen Umweg kannte ich nicht, es war mir eben nur darum zu thun, überhaupt mit seiner Nichte am Arm von meinem Vormunde gesehen zu werden. Zwar hielt ich so viel wie möglich die äußerste Grenze des freien Plazes, doch schritt ich so wenig vorsichtig einher, daß meine liebliche Begleiterin sich nicht enthalten konnte, im Eifer mich mehrfach zurückzuziehen und mir warnend: „leise, leise!“ zuflüsterte.

So gelangten wir denn auch bis auf etwa fünf- undzwanzig Schritte unentdeckt an die beiden alten Leute heran, jedoch weniger in Folge unserer behutsamen Bewegungen, als weil jene nicht auf die sich ihnen nähernden Personen achteten.

Die Tante hatte nämlich ihre Blicke auf den in ihren Händen befindlichen Strickstrumpf gerichtet und lauschte, anscheinend sehr aufmerksam, den Worten ihres Gatten, während dieser mit seinem Arschstod ein Kanonenrohr und darüber einen Kavalleriefäbel vor sich in den Sand zeichnete, dabei abwechselnd sprach und einigezüge aus seiner schweren, silberbesetzten Meerschaumpfeife that.

Der laute Schall meiner Schritte veranlaßte ihn endlich aufzuschauen, und zugleich schlug auch seine Gattin die Augen empor.

Eine Sekunde lang starrte er uns erstaunt an. Wahrscheinlich glaubte er seinem einzigen Auge nicht trauen zu dürfen, als er seine Nichte an meinem Arme sah, denn er hob mit einer hastigen Bewegung die dunkelgrüne Klappe, welche über sein blindes Auge niederhing, empor, dann aber dieselbe wieder sinken lassend und seinen Stod bestig auf die Erde stoßend, brach er in ein lautes, herzliches Lachen aus.

„Johann!“ rief er aus — in welche Form er den Namen seiner Nichte Johanna abgefrägt hatte — „Johanna! Blüthmädel! Bei allen Granaten und Bomben, die jemals ein preussisches Gießfußrohr verließen, wo in aller Welt hast Du den da aufgezabelt?“

„Nebst Onkel,“ stotterte Johanna, ihre Hand von meinem Arm zurückziehend und vor Verlegenheit tief erröthend, „der fremde Herr war so gütig — er ist ein Freund Deines vortrefflichen Gustav — und er wünschte — ich glaube —“

Was sie weiter sagen wollte, erstarb in einem erschütternden Gelächter ihres Onkels, der sogleich irgend einen meiner hinterlistigen Streiche vermußte und durch seine ausgelassene Heiterkeit sogar seine ehrsame Gattin so weit forttrieb, daß dieser der Strickstrumpf entfiel und sie, die Hände zusammenschlagend, mit in das Lachen einstimme.

„Blüthmädel! — Junge! — Donnerwetter! — Siehst Du ganz ähnlich!“ waren die nächsten Worte, welche zwischen dem Ausdruck der Fröhlichkeit des alten Herrn hervorlangten, während Johanna vor Verwirrung glaubte, in die Erde sinken zu müssen und es ängstlich vermiehd, mir in die Augen zu schauen, wo sie sogleich eine Lösung des Räthfels gefunden hätte.

„Also der saubere Musje, den Du mir da bringst, ist ein Freund meines vortrefflichen Gustav?“ fragte der Oberstleutnant endlich, als wir vor ihm stehen blieben; „hast Du's gehört, Lisette?“ wendete er sich Johann an seine Gattin, „der beste Freund meines vortrefflichen Gustav, der lieber zehnmal commercirt, als daß er sich einmal nach seinem Taugenichts von Vormund umsieht! Lisette! Frau! Ist Dir je so etwas vorgekommen? Ein Freund meines vortrefflichen Gustav! habaha!“

„Vergeben Sie mir meine kleine Unredlichkeit,“ wendete ich mich jetzt an Johanna, um die peinliche Lage, in welcher sie sich befand, zum Abschluß zu bringen, „ich konnte nicht widerstehen, es lag ein so außerordentlicher Reiz —“

„Das war grausam, ungroßmüthig von Ihnen, Herr Wandel,“ unterbrach mich Johanna stotternd, während ihre Wangen sich wieder mit der freisöhnlichen brennenden Röthe bedeckten. Im nächsten Augenblick aber faß sie neben ihrer Tante, ihr heftiges Gesichtchen verständig auf deren Schulter verbergend.

„Ist es denn wahr, hat sie Dich nicht erkannt?“ fragte der Oberstleutnant, als ich, die Pause benutzend, zuerst ihm und demnächst seiner Frau grüßend die Hand reichte.

„Witte, lieber Herr Oberstleutnant,“ sagte ich in stehendem Tone, mit einem verstoßenen Wink auf Johanna, „lassen Sie es jetzt ruhen, es war ein leichtsinniger Streich von mir, der Strafe verbleibt.“

„Ach was, leichtsinniger Streich;“ fiel mir der alte Herr wieder lachend in die Rede, indem er mich neben sich auf die Bank zog, „der beste Streich, den Du hättest ausführen können; aber ich muß Alles wissen, wo, wann und wie Ihr Euch getroffen habt und wie es Dir gelungen ist, sie zu erkennen, ohne Dich selbst zu verrathen — aber Johanna! hierher! Kopf in die Höh! Brust heraus, zum Donnerwetter! Augen rechts!“ commandirte er zu Johanna gewendet, die, gehorrend den an sie ergebenden Befehlen, aufgestanden und vor ihn hingetreten war, und nur dem Commando: Augen rechts! nicht Folge gab, weil sie mich dann hätte ansehen müssen.

„Augen rechts!“ donnerte abermals der Oberstleutnant.

Johanna sah mich an, senkte aber eben so schnell ihre Blicke wieder, und ich hätte ihr zu Füßen fallen und sie um Verzeihung bitten mögen, als ich gewahrte, daß zwei große Thränen ihr über die Wangen rollten. „Hast Du ihn Dir angesehen, Schächgen?“ fragte der Oberstlieutenant mit unverkennbarer Bärtlichkeit im Ton seiner Stimme, „hast Du ihn aber auch ordentlich angesehen, den besten Freund meines vortrefflichen Gustav?“

Johanna nickte mit einem verzeihenden Lächeln. „Gut, mein Schächgen, dann ärgere Dich nicht weiter, es war ja kein Fremder, sondern unser Gustav, der Dir den Streich gespielt hat, und nun begrüße ihn, wie es sich gehört.“

„Herr Wandel,“ sagte das liebe Mädchen, mir die kleine Hand reichend, „seien Sie uns herzlich willkommen.“

Ich war aufgesprungen und hielt ihre Hand in der meinigen, eß ich aber ein Wort zu meiner Entschuldigung hervorbrachte, ersalzte schon wieder des Oberstlieutenants berbe Stimme.

„Johanna, Wädel, Taufensapperment, was soll das heißen? Herr Wandel und Sie? Gleich gieb ihm einen Kuß, aber nur einen, denn mehr verdient er nicht für seine Saumseligkeit, und dann sage: Guten Tag, lieber Gustav.“

„Vor allen Leuten?“ fragte Johanna, mit einer bezaubernden Verwirrung um sich schauend.

„Vor der ganzen Welt, Schächgen, er ist in meinem Hause so gut wie aufgewachsen, was so viel sagen will, er ist mein halbes Kind; Du bist meine Nichte, was eben so viel heißt, wie mein halbes Kind, und so will ich denn, daß Ihr Euch einander nicht fremd gegenüberseht; nicht wahr Lisette?“

Die Frau Oberstlieutenant gab lächelnd ein zustimmendes Zeichen und „Guten Tag, lieber Gustav!“ sagte Johanna mit holder Besangenheit, worauf sie sich mir zuneigte und mir gestattet, ihre jungfräulichen Lippen im Kuß zu berühren.

„Und nun setzt Euch Kinder,“ fuhr der Oberstlieutenant in seiner gütigen, heiteren Weise fort, „setzt Euch und erzählt mir vor allen Dingen, wo Ihr Euch gefunden habt; paß auf, Lisette, der Junge hat dem armen Mädchen gewiß gut mitgespielt, hahaha! Ich hätte Euch belauschen mögen!“

„Mitgespielt hat Herr Wandel's bester Freund mir arg genug,“ versetzte Johanna mit einem lieben Schmolzen; „es ist nur schade, daß ich so kurzsichtig gewesen bin; hätte ich geahnt, wer es war, der sich herausnahm, Alles zu betrieffeln, was ich sagte, so würde ich den abwesenden Gustav gewiß nicht so in Schutz genommen haben und in meinem Urtheil über ihn bei weitem nicht so nachsichtig gewesen sein.“

„Schade, schade, mein Schächgen, daß Du's nicht gewußt hast,“ bemerkte der alte Herr behaglich schmunzelnd, „hättest Du sonst einen Bagabunden, einen Schlingel, einen Zaunegicht, einen — einen —“

„Brandfuch“, ergänzte die Frau Oberförsterin schalkhaft.

„Richtig, Lisette, Brandfuch ist ja die Bezeichnung, die ihm als ehrenwürdig gilt, ja, Brandfuch hättest Du ihn nennen müssen, um Dich demnächst an seinem langgezogenen Gesicht zu ergötzen —“

„Anstatt daß Herr Wandel —“

„Gustav, Schächgen, Gustav, Postaufensapperment!“ ermahnte der Oberstlieutenant.

„Anstatt daß Gustav sich über mich belustigt hat,“ verbesserte Johanna sich, ihrem Onkel einen freundlichen Blick zuwendend.

„Liebe Johanna, nicht belustigt habe ich mich über Dich,“ rief ich darwischen, und auffringend und um meinen Onkel herumtretend reichte ich dem herzigen Mädchen die Hand, „aber verseehe Dich in meine Väter und frage Dich, ob nicht ein unabwehrlicher Reiz für mich darin liegen mußte, unerkannt über mich selbst sprechen zu können —“

„Und eine solche Menge unverdienter Schmelzeleien zu vernehmen,“ sagte Johanna, ihre milden Augen zutraulich zu mir emporschlagend, hinzu.

„Nun ja, unverdient genug mögen sie gewesen sein, aber sie klangen doch so schön aus Deinem Munde, und der Eifer, mit welchem Du den leichtsinnigen Patron gegen meine Angriffe verteidigtest —“

„Ja, aber warum habe ich ihn vertheidigt?“ unterbrach mich Johanna, ihre plötzlich wieder erwachende Verlegenheit hinter ein fröhliches Lachen verbergend, „doch wohl nur, weil es meinem Rechtslebenssinn widerstrebte, den vermeintlich abwesenden Herrn Gustav von seinem falschen Freunde so geschmäht zu hören. Uebrigens,“ fuhr sie mit wachsender Verwirrung fort, „wissen Sie — mußst Du nicht vergessen, daß ich Dich nicht kannte, mein nachsichtiges Urtheil also nicht in Betracht kommt, zumal sich dasselbe ursprünglich aus meines lieben, theuern Onkels scherzhaften und partiellischen Ansagen stützte.“

„Hast recht, Schächgen,“ versetzte der alte Herr, entzückt über die Art, in welcher Johanna sich auszuordnen suchte, „laß kein gutes Haar an dem Schlingel. Jetzt, da Du ihn kennst, wirst Du Dein eigenes Urtheil fällen können, sage ihm daher, daß er Dir Entsetzen einflößt mit seiner langen, reglementswidrigen Mähne und seinem gestickten Käpsel!“

„Entsetzen, will ich gerade nicht behaupten, aber meine Verwunderung muß ich darüber ausdrücken, daß er es für einen Kavallerie-Offizier angemessen hält, sich von einem langobrigen Esel die Berge hinaufschleppen zu lassen,“ entgegnete Johanna, nun ihrerseits zum Angriff übergehend.

„Was, Junge? So etwas hast Du Dir zu Schulden kommen lassen?“ fragte der Oberstlieutenant mit ertheuchteltem Grimm, „Lisette, Sapperment! Der Junge muß Rekrut werden, für ein verachtetes Majestätsverbrechen, und drei Jahre dienen! Sein Vater Kavallerie-Offizier, sein alter Vormund ein dito, und er? hahaha! ein Jedersucher, der kaum ein Pferd von einem Esel zu unterscheiden versteht!“

„Ja, ich bin schuldig,“ gab ich zur Antwort, „ich habe es indessen so ernstlich nicht gemeint, und bitte allerseits um allergnädigste Absolution!“

„Parliere deutsch, Junge!“ unterbrach mich mein Vormund, aus Furcht, daß seine Lisette in dem Wort Absolution eine Anspielung auf ihre Religion finden könne.

„Also, ich bitte allerseits demüthig um Vergebung, und verspreche namentlich meiner lieben Freundin auf mein heiliges Ehrenwort, in meinem ganzen Leben nie wieder unter einer falschen Maske vor sie hintreten zu wollen.“

„Wie großmüthig,“ entgegnete Johanna, dann aber stockte sie erschrocken, und ich gewahrte wieder die eigenthümlichen tiefrothen Maale auf ihren Wangen.

Ich folgte mit den Augen der Richtung ihrer Blicke und entdeckte leicht die Ursache ihrer innern Erregtheit, denn auf der Landstraße, auf der andern Seite der Rotunde schritt eben Bernhard vorüber. Die Hände hatte er auf dem Rücken zusammengeschlagen, das Haupt sinnend auf die Brust geneigt. So bewegte er sich langsam dahin, als ob er in tiefe Gedanken versunken gewesen wäre, aber allerwenigsten aber uns bemerkt hätte. Daß er uns aber längst gesehen, unterlag keinem Zweifel, ebenso, daß seine Haltung eine durchaus berechnete und erkünstelte war.

Ich darf nicht leugnen, Bernhard's Einfluß auf Johanna's Gemüthsstimmung, der sich so deutlich in ihrem ganzen Wesen bekundete, schnitt mir tief in die Seele. Eifersucht war es eigentlich nicht, was ich empfand, aber meinen Haß gegen ihn fühlte ich wachsen, und eine wilde Freude gewährte mir in jenem Augenblick die Hoffnung, voraussichtlich in nächster Zeit ihm im Duell, wemöglichst auf Tod und Leben zu begegnen. Es waren dies eben die Gefühle eines jungen, selbstbewußten Studenten, der sich in der Seele des kaum gefundnen Gegenstandes seiner romantischen, schnell aufflammenden Liebe auf's Tiefste beleidigt fühlte.

Blitzschnell folgten diese Gedanken auf einander, so schnell in der That, daß weder der Oberstlieutenant, noch seine Gattin etwas von dem in mir vorgehenden Kampfe gewahr wurden. Das stichtige Errethen Johanna's entging ihnen indessen nicht, und der alte Herr, daselbe für einen Beweis ihrer Verlegenheit haltend, suchte ihrer peinlichen Lage dadurch ein Ende zu machen, daß er eine mächtige Dampf- wolke von sich hauchte, mit seinem Kräftstock heftig auf die Erde stieß und uns aufforderte, Frieden zu schließen.

„Zanten sich die Kinder herum, als wenn Gott weiß, was für Verbrechen begangen worden wären,“ rief er heiter aus, indem er Johanna's glänzende Blicke spielend durch seine Hand gleiten ließ, welchem Beispiel ich für mein Leben gern gefolgt wäre, „Sapperment! und doch handelt es sich nur darum, zu bemänteln, daß sie Eins an dem Andern Gefallen finden, nicht wahr Lisette?“

„Alterchen, wie kannst Du hier von Zant sprechen,“ entgegnete die würdige Dame, ihren geschäftig spielenden Strichnadeln geheimnißvoll zulächelnd; „ich finde es sehr natürlich, daß Johanna dem muthwilligen Jungen zürnt.“

„Ich zürne ihm ja nicht,“ bemerkte Johanna, mich freundlich ansehend.

„Und noch weniger bemäntele ich, daß ich ganz und unbeschreiblich großes Gefallen an meiner neuen Freundin finde,“ fügte ich zu meinem Vormunde gewendet, hinzu.

„Ruhig im Stube,“ fiel dieser mit seiner Commandostimme jetzt ein, „Johann! gerade gegessen, Brust heraus, Sapperment noch einmal, Schätzchen, denke an Deine Lungen! Und Du, Junge, keine Neudercien mehr, und die ganze Geschichte von Anfang an erzählt; aber Alles, und Nichts ausgelassen! Lisette, paß auf; nachher wird die Luft sich etwas

abgekühlt haben und dann wandern wir gemeinschaftlich nach dem Hotel zurück, und bei einer Flasche Mosel das Weitere zu verabreden.“

Ich kannte meinen Vormund zu genau, als daß ich hätte wagen mögen, seinem Befehl Widerspruch entgegenzustellen; denn wenn er auf der einen Seite, Alles zu umgehen wünschte, was seiner schädlichsten Neigte im Geringsten unangenehm sein konnte, so bestand er auf der andern Seite wieder eigeninnig darauf, gerade das, was Johanna's Verlegenheit auf's Neue hervorgerufen mußte, bis in die kleinsten Nebenumstände geschilbert zu hören.

Ich begann also damit, daß ich Johanna am Brunnen getroffen und von ihr die Erlaubniß erhalten habe, sie auf ihrem Ausfluge zu begleiten, doch erwähnte ich Bernhard's mit keiner Silbe. Indem ich vorsichtig vermicdte, sie an den Gegenstand ihrer heimlichen Scheu zu erinnern, glaubte ich ihren Wünschen entgegenzukommen. Ich täuschte mich nicht, denn ihre Züge nahmen sehr bald einen freieren Ausdruck an, die dadurch noch bis zu dem der größten Heiterkeit gesteigert wurde, daß ich an Stellen, wo ich ihre Fragen betreffs meiner Person hätte wiederholen müssen, sie bat, mich in meiner Erzählung zu unterstützen. Sie that dies in einer offenen, liebenswürdigen Weise, und ihre Dankbarkeit für meine rücksichtslosste Theilnahme hätte sie nicht sprechender an den Tag legen können, als daß sie, zum Ergötzen der beiden alten Leute, mit neckischer Schmeicheleigkeit gegen sich selbst verfuhr.

So gelangten wir denn, gemeinschaftlich erzählend, bis zu dem Zusammentreffen mit Fräulein Bräusellbach. Aber auch hier begegneten sich unsere Gedanken wieder, indem keiner von uns der seltsamen Weissagung erwähnte, obwohl der phantastische Glaube an eine Offenbarung meiner Zukunft immer tiefer Wurzel in mir faßte, sich befestigte und schnell in die festeste Ueberzeugung verwandelte.

Indem wir aber erzählten, uns gegenseitig aus- halten und bei dieser oder jener Scene, bald mit scherzhaften, bald mit ernstern Auswicklungen länger verweilen, und der Tante sinnige Bemerkungen und des Onkels derbe Commandomorte und herzlich's Nachen uns vielfach unterbrachen, bildete sich bald ein so freundschaftliches Verhältniß zwischen Johanna und mir, daß, wären wir in demselben Hause aufgewachsen, wir uns nicht vertraulicher gegen einander hätten benehmen können. Immer seltener trat das fremde Sie an Stelle des geschwisterlichen Du, und als wir unsere Erzählung schon längst beendigt hatten, glaubten wir noch immer einzelne, besonders erwähnens- werthe Nebenumstände vergessen zu haben, die dann natürlich noch einmal bedächtig hervorgehoben und geschilbert wurden.

D, es war eine glückliche, eine mir bis an mein Lebensende unvergesslich bleibende Stunde, eine Stunde, wie sie dem Sterblichen nur selten geboten werden, die aber dem Geiste, selbst in den trübsten Zeiten, gleichsam eine Ruhestätte bietet, auf welcher er sich einer mothsichtigen Raft zu erfreuen, sich gewissermaßen zu erfrischen vermag. Und als dann der Oberstlieutenant endlich zur Heimkehr mahnte und wir, nur noch spärlich von den schrägen Straßen der Sonne getroffen, in der alten Allee nach dem

andern Ende des Dorfes hinunterwandeln, wie da beim Hinsick auf das liebe Mädchen an meiner Seite freudige Hoffnung meine Brust erfüllte! Der Gesang der Nachtigallen erschien mir so süß, wie noch nie in meinem Leben, in ihren Melodien, in dem Gejubil der Lerchen, ja in dem Riepseln der vor einem leisen Lufthauch zitternden Blätter glaubte ich einen freundlichen Gruß zu erkennen, auf den lachenden Gesichtern der uns begnadenden Landbewohner ein wohlgemeintes „Guttauf!“ zu lesen.

Wir erreichten das Gasthaus schneller, als ich es wünschte, und doch waren wir so langsam einhergeschritten. Gemeinschaftlich nahmen wir ein einfaches ländliches Mahl ein, bei welchem es nicht an dem versprochenen Wein fehlte; aber auch dieses verstrich, wie auf den Flügeln des Windes, und vergeblich hat ich den Oberstleutnant, noch ein Ständchen zuzugeben und nicht so frühzeitig den genussreichen Abend abzubrechen.

Der alte Herr blieb unerbittlich.

„Laß Dich nur bald auf der Oberförsterei sehen!“ rief er mir noch zu; die beiden Damen winkten mit ihren Taschentüchern, und dahin wollte der Wagen auf der staubigen Straße dem Siebengebirge zu.

Sinnend schaute ich ihm nach, so lange ich ihn zu unterscheiden vermochte.

„Die Tochter ihres Vaters,
Sie ahnte wer es war,
Beseligt und beglänzt
Folgt sie ihm zum Altar.“

wiederholte ich in Gedanken.

Da wedte mich ein kräftiger Schlag auf die Schulter aus meinen Träumen.

„Nun, altes Haus? Willst Du uns Deine Gesellschaft ganz und gar entziehen?“ schallte es mir von einem Commilitionen entgegen.

Fast mechanisch schritt ich mit diesem nach einer Reihe von Tischen hin, um welche sich eine große

Gesellschaft Bonner Rufensöhne zum heiteren (—) sage vereint hatte.

„Wohlauf noch getrunken, den funkelnden Wein,
Ade nun, Ihr Lieben, geschieden muß's sein.“
ertönte es im harmonischen Chor.

Bald darauf saß ich in der Reihe der frohen Zecher; ich stimmte mit in das Lied ein, ich hielt die Melodie, ich sprach die Worte; mein Herz aber folgte dem Wagen meines Vermuthes nach dem Siebengebirge, und in meinen Gedanken vibrierte es fort und fort:

„Die Tochter ihres Vaters,
Sie folgt ihm zum Altar.“ —

Spät erst brachen wir auf; der Mond leuchtete uns freundlich auf unserm Wege durch die liebliche Landschaft; Reiter und Wagen mit Godesberger Gästen überholten uns in großer Anzahl, die muntern Signale eines Posthorns tönten lustig durch die schöne Sommernacht, und ebenso lustig drangen von den benachbarten Dörfern die nationalen Lieder der lustwandelnenden Bauerburfschen und Dirnen zu uns herüber.

Das feste Bewußtsein, diejenige gefunden zu haben, deren Geschick unaussprechlich mit dem meinigen verbunden, die heitere Gesellschaft, die mich umgab, vielleicht auch das Feuer des unverfälschten Reben-saftes, begannen allmählig ihre Wirkung auf mich auszuüben. Zuerst leise und nur pausenweise stimmte ich mit in die fröhlichen Lieder meiner Gefährten ein; heitere Weisen wechselten mit ernstern und wehmüthigen ab, und je näher unserm lieben Bonn, in um so rosenfarbigem Lichte erschien mir die Zukunft.

Als wir dann endlich, unsere Ziegenhainer Schwimmgend, durch das gewölbte Zoblener Thor schritten, da erschallte es aus voller Brust durch die nächstlich beleuchteten und vereinsamen Straßen:

„Frei ist der Burck, —
Frei ist der Burck!“

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Roman-Zeitung.

Baldwin Wollhausen. Es dürfte unsern Lesern, die sich auch für die Verhältnisse unserer Altarbeit interessieren, annehmbar sein, wenn wir hier einen kurzen Abriss von dem Leben Baldinu Wollhausen's mittheilen, von dem wir eine von reichen Selbsterfahrungen erfüllte Arbeit: „Die Mandanenwaise“, Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiete des Missouri, bringen. Wir glauben dabei nicht besser zu thun, als die Materialien zu benutzen, welche uns über einzelne Momente Alexander v. Humboldt in seiner zu dem ersten großen Kesselwerke Wollhausen's (Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Rüssen der Sibirie) geschriebene Vorrede liefert.

Nachdem Wollhausen, der Sohn eines preussischen Artillerieoffiziers, den Militärdienst im Vaterlande mit bescheidenen Zeugnissen seiner Tugenden verlassen, ging er, kaum 24 Jahre alt, nach dem westlichen Theile der Vereinigten Staaten: unabhängig, allein; unwiderstehlich von einem unbestimmten Hang nach der Ferne und dem Anblick einer wilden, freien Natur. Nahe bei den Ufern des Mississippi erhielt er Kunde von dem

schönen vielerprechenden, naturhistorischen Unternehmen, das der Herzog Paul Wilhelm von Württemberg nach dem Hesseungebilde (Rocky Mountains) eben vorbereitete. Die Erlaubniß, sich diesem Unternehmen anzuschließen, erhielt der junge Mann auf wohlwollende Weise. Ohne Unfall gelangte die Expedition bis in die Gegend des Forts Karamie am Platte-Fluß; dann zwang die Unwegsamkeit des Bodens, ein furchtbarer, allgemeines Augenübel erregender Schneefall und das Absterben der wichtigsten Pferde den Herzog vor der Hand zum Aufgeben seines Unternehmens. Wollhausen schloß sich nun vorbeliebenden Ditor-Anblanzern an, die ihn mit einem Koff versehen und mit denen er nördlicher nach Bellevue gelangte, dem Sitze einer Agentur des Pelzhandels. Nach dreimonatlichem Aufenthalt und thätigem Jagdreiben bei dem Stamm der Omahas, schiffte er den Mississippi hinauf, bis er wieder seinen Öhmer, den Herzog von Württemberg antraf und für diesen an der Vermehrung von dessen zoologischen Sammlungen arbeitete. Im Jahre 1852 schiffte er sich in New-Orleans nach Europa ein und sorgte auf dieser Ueberfahrt für die Erhaltung der von dem preussischen

Canal Angerobit in St. Louis für den Berliner zoologischen Garten gesammelten Thiere.

Der müthige Entschluß, eine erneute Expedition nach dem nordamerikanischen Westen zu wagen, beschloß sich bei Wöllhausen in der Heimath. Leider waren seine Mittel so beschränkt, daß die Ausführung des Entschlusses von diesem Hinderniß noch gehemmt wurde. Da lernte durch den Professor Hichtenheim unser junger strebamer Reisender Alexander v. Humboldt kennen, dessen mächtige Empfehlung ihn in die Nähe des hochwissenschaftlich gebildeten Königs Friedrich Wilhelm IV. brachte und ihm seine Huld zuwandte. Von solchen Öhmern ge- und unterstützt, erhielt Wöllhausen eine Anstellung als Topograph und Zeichner bei der, auch wissenschaftlich wohlausgerüsteten Expedition des Rintenant's Whipple.

Nach beinahe dreijährigem Aufenthalt in Potsdam im Kreise seiner kleinen Familie, folgte nun Wöllhausen dem von den Vereinigten Staaten an ihn ergangenen Ruf zur Theilnahme an dieser Expedition, der es zur Aufgabe gestellt war, den in den Goss von Californien einmündenden Rio Colorado zu erforschen, ein Zweck, der durch die am 20. März 1854 erfolgte Ankunft an der Mündung der Säbier bei dem Pafen San Pedro, und durch von dem californischen Wüstenforscher San Diego gütlich erreicht ward. Nach einer Abreisezeit von fünfzehn Monaten lehrte Wöllhausen auf dem nächsten Wege, das heißt von den californischen Wüsten quer über den amerikanischen Continent nach Newyork und von da in seine Heimath zurück. Er hatte zum vierten Male die Prairien, dieses Mal aber, wie auf seinem zweiten Reisezug: „Die Colorado-Expedition“ hervorgeht, mit nur drei Gefährten und drei Dienern in der Richtung von Santa Fe nach dem Missouri, also in einer Breite von 300 englischen Meilen in dem kurzen Zeitraum von nur sechsundzwanzig Marschtagen auf schnellem Hufe durchkreuzt.

Die Anarbeitung der wissenschaftlich gehaltenen Colorado-Expedition kostete dem strebamen Manne anberthalb Jahre Zeit. Dann aber suchte er seine in fernem Landen gesammelten Erfahrungen, die ihm für die wissenschaftlich geordneten Reiseverleichte nicht geeignet erschienen, in einer Reihe größerer und kleinerer Erzählungen zu verwerthen. In schneller Folge erschienen von ihm: „Der Halb-Indianer“, — „Der Fischling“, — „Der Major-domo“, drei unter einander verwandte Werke, welche ihm das Interesse der Leswelt gewannen. Dann folgte eine Sammlung von Novellen: „Palmbäuser und Schneeflossen“, dem sich das große Werk: „Das Mormonenmädchen“ und ferner eine neue Novellenammlung: „Die Reliquien“ angeschlossen. Jetzt veröffentlichten wir, wie schon oben bemerkt, das neueste Werk Wöllhausen's: „Die Bananenwaise“, eine Erzählung, die in zwei Abtheilungen 1) Am Rhein, 2) Am Missouri zerfällt, und, wie zweifel bei dem Talent des Verfassers nicht daran, die Theilnahme der Leswelt für sich gewinnen dürfte. In freundlicher Zusage hat dieses Werk Wöllhausen seinem ebenfalls talentvollen und vielgelesenen Bruder Gustav Wöllhausen in Smerna gewidmet.

Als Valduin Wöllhausen von seiner letzten großen Reise nach der Heimath zurückkehrte, war die Huld des geistig so hochstehenden Königs Friedrich Wilhelm IV. für den unerschrockenen Reisenden nicht erloschen, im Gegentheil steigerte sie sich dahin, daß der Monarch ihn in seine Dienste nahm und als Custos der königlichen Bibliotheken in den Schildern zu Potsdam und dessen Umgebung anstellte.

So nun, wie Valduin Wöllhausen in seinem Forscherreifer von mannigfaltigen Annehmungen nicht entmüthigt ward, wie er unabhängig seine geistige Ausbildung durch eigene Kraft zu steigern bemüht war, hat sich an ihm unseres großen Dichters Schüler ein solches Wort: „Der Mensch wächst mit seinen Tugenden,“ in der That bewährt.

H. L.

„Guten Morgen, Herr Fischer!“ Die Entsehung dieser vollstimmlich gewordenen und ihrerseits bald als Gruß, bald als Ablehnung getrauten Redensart rührt nach der „Leipziger Novellen-Zeitung“ von einem Königsberger Candidaten der Theologie Namens Fischer her, der sehr arm, sehr fleißig, aber auch schon sehr alt war, ohne eine Stelle erhalten zu haben. Mit großem Eifer studirte er unablässig die Bibel und machte dabei allerdings neue Entdeckungen über die Sinnhaftigkeit der Menschen. So fand er unter Andern, daß das Orakel wider die ausdrücklichen Gebote der heiligen Schrift stinle, denn Co. Luc. Cap. 10 B. 4 hebet geschrieben: „Und Ihr sollt Niemand auf der Straße grüßen.“ Daß mit diesen Worten nur denen, die als Bekänder der neuen Lehre anzugehen, gesagt werden soll, sie möchten ruhig ihres Weges gehen, nicht unterwegs Belanntschaften machen, geht aus dem Zusammenhang hervor. Um den aber kümmerte der gute Fischer sich nicht viel, und grüßte darum fortan nicht nur selbst Niemand mehr, sondern wurde auch von Jedem erfüllt, so oft der verbortene Gruß ihm dargebracht wurde, was häufig genug geschah. Dem auszuweichen ging Fischer bei Tage gar nicht mehr aus; nur früh Morgens wußte er sich, da er zu arm war, diese Bedenkung zu halten, aus dem durch sein sehr gutes Wasser betriebnen Fohrerberger Brunnen seinen Trinkbedarf golen. Aber auch auf dieser Morgenpromenade traf er mit Aekeliten zusammen, die ihn grüßten und um so eifriger, je mehr sie merkten, daß der Gruß ihn ärgere. Beloubers that sich ein Fischergelelle durch sein regelmäßiges und kräftiges: „Guten Morgen, Herr Fischer!“ hervor. Der Candidat war anfer sich, aber Trinkwasser mußte, gutes wollte er haben, und so hat er denn bei dem Magistrat um Schutz gegen diese unchristliche Rederei, die seinem frommen Sinn ein tägliches Regerniß gab; inebensofern bezogmetete er den bösen Fischergelellen als seinen schlimmsten Gegner. Als der Magistrat ihn abwies, wandte er sich an die Polizei, dann an die Regierung, an den Minister, aber Niemand konnte ihm helfen. Entlich machte er eine Eingabe an den König, die noch in den Acten vorhanden ist, schilderte seine Noth und die Nothhaftigkeit des Fischergelellen, und bat den Landesherrn um kräftiges Einschreiten gegen das ländliche: „Guten Morgen, Herr Fischer!“ Das Schriftstück wurde an die Regierung abgegeben, von dieser der Direction des Hospitales, in welchem der arme Candidat inzwischen Aufnahme gefunden hatte, mit der Anweisung zugesellt, man möge den Bittsteller durch vernünftige Verstellung zu beruhigen suchen. Im Hospitale führte er sein Sonderlingsleben fort, verließ selten das Bett und gepatete noch seltener Jemand Zutritt in seine Kamme. In seinem Nachhah fand man als Früchte seiner langen Studien ganze Eide voll feiner Däumlinggebücker, angefüllt mit eben so zierlicher als eigenthümlicher Schrift, die Niemand entziffern konnte. Das Geheimniß seiner Studien ist mit ihm gestorben, überlebt hat ihn nur das vollstimmlich gewortene, selbst auf die Bühne gebracht: „Guten Morgen, Herr Fischer!“

Das Costüm der serbischen Frauen, versichert D. v. Eslin in seinem del Wiegand u. Orlicen in Berlin erschienenen Werke über „Seren und die Serben,“ gehört zu den reizendsten und anmuthigsten aller europaischen Trachten. Das Kleid von schwerer Seide oder auch wohl von weißem Mousselin, über einer Crinoline von gewöhnlichem Umfang, ist vorn ausgeschüttelt, so daß man das seine Hemd von serbischer Leinwand, d. h. einem streifigen, freppartigen Baumwollenzuge sieht. Ueber diesem Kleide, dessen Karmel mit einer breiten Silber- oder Goldstickerei besetzt sind, wird eine kurze einfarbige Jacke, Plagde, von Sammet oder Atlas getragen, welche mit einem feinen saß bis zur Taille reichenden Pelztragen besetzt ist. Eine solche Jacke kostet mit ihrer Stickerei oft über 100 Gulden,

bien aber meist mehrere Generationen und bildet stets das Ansehen des Kränzlings am Hochzeitsstage. Um die Taille wird eine lange seidene Schärpe geschlungen, deren Enden vorn oft bis zum Saum des Kleides hinabhängen. Die Kopfbedeckung ist der im Orient gewöhnliche und häufig mit schuppenartig übereinander liegenden Ducaten geschmückte rote Fels, um welchen das zu einem breiten Hof geschmückte Haar geigt wird. Fast alle Frauen tragen schwere goldene Ohrringe. In Belgrad hat übrigens die französische Mode die kleidliche Nationaltracht schon vielfach verdrängt.

Wer über Serbien und serbische Verhältnisse weitere Auskunft wünscht, der findet sie in dem oben angeführten Werke des Pfarrers der deutsch-evangelischen Gemeinde zu Belgrad.

Der Kolos von Rhodus; diese zu den sieben Wunderwerken der alten Welt gehörige Metallstatue des Sonnengottes von dem berühmten griechischen Bildhauer Chares, die der Sage nach mit ausgeprägten Beinen der Art über dem Eingange des Odeons gestanden haben soll, daß die Schiffe unter ihr hindurch mußten, ist von Dr. C. F. Labe r s in dem diesjährigen Osterprogramm des Johanneums in Hamburg zum Gegenstand einer historisch-kritischen Abhandlung gewählt worden, worin dargestellt wird, daß jene Sage vollständig in's Reich späterer Erfindungen gehört, sowie auch die Annahme, daß der Kolos als Leuchthurm gedient habe. Bekanntlich wurde derselbe schon 56 Jahre nach seiner Errichtung durch ein Erdbeben umgestürzt und blieb in Trümmern liegen, bis der arabische Seefahrer Moamije das Erz, welches nach Scaliger wenigstens 700,000 Pfund wog, an einen Juden verkaufte, der 900 Kameele damit belud.

Lussin grande und Lussin piccolo, die beiden Hauptplätze des langgestreckten Festslands gleichen Namens im Archipel des dalmatinischen Quarners sind mit der Zeit in ein umgekehrtes Verhältnis getreten; denn während Groß-Lussin nur etwa 2000 Einwohner zählt, hat das ausflühende Klein-Lussin deren jetzt schon gegen 6000, mehr als die Hälfte der ganzen Insel. Schiffsahrt und Weberei haben den Ort rasch belebt und reich gemacht. Man rechnet, daß Lussin piccolo über 100 größere Seeschiffe besitzt, und die Küstenfahrer eingerechnet, mehr als ein Fünftel der ganzen österreichischen Handelsmarine. Die Bevölkerung besteht fast durchweg aus Slaven, die aus dem Verkehr mit Italien mehr als die Sprache angenommen haben. Neben dem Italienischen wird in der Schule, z. B. der Navigationschule, die eigentliche Landesprache, Krimisch gelehrt; aber die Schriftsprache ist das Italienische. Klima und Vegetation nehmen auf Lussin den dalmatinischen Charakter an; Wein und Del bilden den Hauptertrag des Raubbodens. In der ganzen Stadt röhrt kein Brunnen, jedes Haus hat seine Cisterne neben der Küche mit zum Theil vortrefflichem Wasser. Fuhrwerk giebt es gar nicht auf Lussin, dafür tritt die Dackel ein, die den Transport vermittelt und die Familien zur Zeit der Ernte, der Weinlese namentlich, auf einen oder mehrere Tage nach ihren entlegenen Besitzungen führt. Eine mehr italienische Pöpslogonomie hat Lussin grande, dessen Schmale und unanständig, meist von niedrigen Hofmauern begrenzte Straßen nichtblühender flathche Häuser zeigen und durch Gartenanlagen, Citronenbäume und Dattelpalmen malerisch verschönert sind. Ueberraschend wirkt für einen so kleinen Ort, die Groß-Lussin, die Kathedrale durch ihren reichen Marmor Schmuck, die kostbaren Gemälde und Sculpturen im Innern.

Die Toilette einer nordamerikanischen Dame. Die Toilette einer Dame der Vereinigten Staaten und die dafür nothwendigen Angaben beschreibet ein Newporter Journal, der „Round-Table“, folgendermaßen: „Eben Sie sie aus dem Wagen steigen, das Trottoir der Straße mit Ihrer Robe legen und in das Magazin eines Marchand de nouveautés gehen!

Was sie trägt, ist eine einfache Straffentollette, in welcher sie ihre Einkäufe macht, eine Robe von Moirés antique, malvenfarbig, zu 8 Dollars die Elle, mit Spitzen und Metallknöpfen garnirt, zu 6 Dollars das Paar, und von denen sie nicht weniger als 12 Paar gebraucht. Die Garnitur allein kostet 75 Dollars. Ferner 28 Ellen Moirés zu 8 Dollars hinzuzurechnen, betragen noch 200 Dollars, ohne Wackerlöse und andere kleine Zubehöre, die ungefähr 30 Dollars betragen. Ihr Mantel von schwarzem Sammet, mit einer Unmasse Schmelz und Guipure garnirt, kommt von Paris und kostet, Dank dem jetzigen Tarif, nicht weniger als 500 Dollars. Ihr Hut kommt auch aus Paris und kostet wenigstens 50 Dollars, wofür ihn alle Welt noch billig findet. Bemerken Sie diesen Kragen in edlen englischen Points: sie hat ihn mit 15 Dollars bezahlt; der ganz mit Spitzen bedeckte Sonnenschirm, den sie so grazios trägt, kostet 25 Dollars, das gefaltete Taschentuch in ihrer Hand kostet 40 Dollars; ihre Stiefelchen sind nicht unter 7 Dollars zu haben; ihre Handschuhe kosten jetzt nur 2 Dollars, früher kostete einer so viel und sie gebraucht in jeder Saison mindestens zwei Dutzend. Sollen wir diesem Vergeltung noch Ihre Ohrringe, Ihre Kreuze, Ihre Ringe, Ihre Uhr, Ketten und Verlorenes hinzufügen? Sollen wir das untere Kleintzeug mitrechnen? Gott behüte uns, wir sehen es nicht, es genügt zu wissen, daß es mit dem, was in die Augen fällt, harmonirt. Der „Round-Table“ schließt, indem er an einer specifischen Rechnung nachweist, daß der Mantanzug der Dame 1114 Dollars, also weit über 2000 fl. kostet.

Weibliche Clerks. Im Finanz-Department in Washington sind über 700 Damen beschäftigt, welche aus fast allen Staaten der Union stammen. Viele derselben waren früher reich, sind aber jetzt arm. Viele sind noch jung, ein Theil verwitwet und nur einige verheiratet. Ihr Hauptgeschäft ist das Schreiben und Zählen neuer Greenbacks und der Noten der Nationalbanken, sowie das Zählen und Zerhören alter Noten. Sie erhalten 720 Doll. jährlich und haben täglich 6 Stunden Arbeit. Derartige Stellungen sind ganz angenehm und sehr gesucht. Die Suprintendenten klagen nur über das viele Sprechen, den einzigen Fehler, welchen die weiblichen Clerks besitzen sollen.

Indianer-Dankbarkeit. Es mag jetzt fast 25 Jahre her sein, als im Monat Januar eines Abends bei heftigem Schneegestöber, eine arme Indianerin, dem Anzuge nach aus dem nordwestlichen Kanada, an der Thür eines Franzosen, Namens Louis B., eines der reichen Grundbesitzer in einem Dorfe bei Montreal erschien. Diese Frau trug das Köstlich ihres Stammes; die Decke von dunkelblauem Tuch, die für den Kopf zugleich als Kapuze diente und von da bis zu den Hüften reichte; die mit bunten Steinchen und Federn geschmückten Ärmel und Binden und die Schuhe von ungeradem Leder, mit Muscheln eingestift. Ihre Kapuze war mit Silberfäden verflochten und von einem Kupfer übertrag, kurz, sie zeigte sich als die Frau eines Häuptlings.

Aber der Anzug war abgenutzt vom Wetter und langen Gebrauch, der Schmutz war verflücht und zerfiel in Stücke. Dazu trug die Squaw in ihren Armen eines jener Teufelsgänge (Biegen), d. h. ein Stück Brett, bunt, roth und grün angestrichen und je nach der Jahreszeit mit Leinwand oder Wolle bedeckt. In der Wiege lag ein neugeborenes Kind.

Die arme Frau Sobolinjan (Kal) hatte ihren Mann auf dem Gebiet der Weißgeister sterben sehen. Kimbeel (Schlange) war sein Name gewesen; sein Stamm hatte ihn abgejagt, um mit dem Gouverneur der Hudsons-Bai eine Handelsangelegenheit zu ordnen; unterwegs war er gestorben. Sobolinjan war allein in Kanada zurückgeblieben, aber hatte ihre Ansprüche nicht geltend machen können und ohne Hilfsmittel den Weg in die Heimath angetreten.

Im Winter war es, als sie in das Dorf Iau, von dem wir oben gesprochen. Die Unglückliche war erschöpft, die Nacht brach herein, doch aber verweilte man ihr, in das Haus einzutreten, wo sie um Hilfe bat.

Sobowinjan entfernte sich in Verzweiflung, als ein kleines Mädchen von etwa 10 Jahren sie einholte und zu ihr sagte: Mein Vater hat Euch fortgeschickt, aber nehmt dies und sucht irgendwo Quartier, Ihr und Euer Kindechen.

Zu gleicher Zeit drückte sie der Indianerin ein Geldstück, ihre ganzen kleinen Ersparnisse, in die Hand. „Der große Geist wird es Dir lohnen, meine junge Schwester,“ sagte die Mutter stolz bewegt, und ging davon, nachdem die Kleine dem Kinde noch einen Kuß gegeben.

Jahre verfloßen, die Ereignisse zwangen Herrn B., nach Frankreich zurückzukehren, krank und verarmt. Er farb; seine Tochter war an einen leidenschaftlichen Namens R. verheiratet, der sie verließ, so daß sie in die äußerste Noth gerieth. Vor wenigen Tagen sah sie traurig in ihrer Dachstube, Rue Montfaucon, dachte mit Entsetzen an die sicherliche Zukunft, die sich ihr bot, kaum 34 Jahre alt, doch noch jung und von großer Schönheit — als sie das Geräusch eines Wagens hörte, der vor dem Hause hielt. Es klopfte, sie öffnete, und ein schöner junger Mann, auffallend durch die liebste Färbung seines Teints, stand vor ihr. „Schon lange suche ich Sie,“ sagte er; „ich bin der Sohn Sobowinjan's, der armen Indianerin, die Sie einst in Canota als zehnjähriges Kind unterkühlt haben. Ohne Sie wären wir wohl beide damals umgekommen. Ich bin das Kind, das Sie geküßt, als es in seiner einsamen Wiege lag. Ich bin ein Engländer naturalisirt, bin jetzt Assicé eines Bankhauses, und habe Reichthum erlangt. Ehe meine Mutter starb, hat sie Sie mir empfohlen. Erst heute habe ich Ihren Aufenthalt entdeckt. Erlauben Sie mir, Ihnen den Kuß zu erwirken, den Sie mir vor 25 Jahren gegeben.“

Zu Thränen bewegt, ließ Mad. R. es geschehen, und der junge Mann verließ sie mit den Worten: „Ich sage Ihnen nicht Lebewohl, sondern auf Wiedersehen!“

Nach seinem Fortgehen fand die Wittve auf ihrem Kamin ein Packet mit der Aufschrift: „Für Mad. R. . . .“ als ein schwacher Beweis der Dankbarkeit eines Willen. Das Packet enthielt ein elegantes Portefeuille mit einem Wechsel von 25,000 Fres. auf das Haus Rothschild.

Die chinesischen Visitenkarten, die schon mehr als 1000 Jahre in Gebrauch sein sollen, sind nicht nur die ältesten, sondern auch die größten. Sie bestehen aus Papierbogen, deren Farbe und Waag nach dem Range der Personen, für welche sie bestimmt sind, verschieden sind. So erhielt der außerordentliche Gesandte, Lord Macartney, den der Hof von Peking mit besonderer Höflichkeit zu behandeln befohlen hatte, von dem Vicerönig von Pechili einmal einen roten Papierbogen von der Größe einer Wand als Visitenkarte.

Der Ursprung der Spielkarten gebührt, wie irrthümlich angenommen wird, der Zeit Karls VI. von Frankreich an. Um dem kränklichen und schwachsinrigen Monarchen eine Zerstreuung zu verschaffen, sollen sie erfunden worden sein. Dagegen tritt nun aber ein Engländer, Namens Hotten, mit einer zweibändigen „Historie“ vor die Öffentlichkeit, worin dargehan

über vielmehr darzuthun gesucht wird, daß die Entdeckung der Spielkarten in das große Alterthum hineinreiche, und daß die Hellenen vor Troja sich bereits mit Spielkarten die Langeweile der Belagerung verliert hätten. Hotten's weiteren Conjecturen zufolge hätten wir unsere ersten Karten aus dem Orient, wahrscheinlich aus Indien durch Jgünererschmuggel bekommen. Diese wären mit allerhand mythischen Entzernen und Zeichen versehen gewesen, die von Generation zu Generation Metamorphosen erlitten, bis sie endlich das moderne Aussehen angenommen hätten. Daß die Jgüner sie nicht nach Europa gebracht haben können, geht übrigens daraus hervor, daß letztere erst im 15. Jahrhundert dahin kamen; während die Spielkarten in Italien gegen 1299 Raib, in Spanien Raibes genannt wurden, was auf einen Zusammenhang mit Indien schließen läßt, wo ein ähnliches Wort „Wahr sagen“ bedeutet; denn dazu wurden die Karten zuerst gebraucht. Wahrscheinlich kamen sie durch die Saracenen nach Europa, wo sie in Deutschland, 1321 wenigstens, in Würzburg, in Spanien 1837 unter König Johann I. von Castilien und in Frankreich gegen 1361 erobnet wurden.

Willkommene Ohrfeigen und Fußtritte gehören nicht etwa dem Bereich der Fabel an, wohl aber dem des Theaters. Zur Zeit des Vorlesens-Linings auf dem Wiener Burgtheater gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren Prügel und Fußtritte gewöhnliche Kritik, denn der Empfänger wurde besonders dafür honorirt. — Nachstehendes Costo aus jener Zeit diene zum Beleg:

Diese Woche 6 Acten geungen	6 fl. 7 fr.
Einmal in die Luft geflogen	1 „ —
„ in's Wasser gesprungen	1 „ —
„ begossen worden	34 „
Zwei Ohrfeigen bekommen	1 „ 8
Einen Fußtritt	34 „

weiter dankbarlich quittirt R. R.

Otto Ludwig's literarischer und musikalischer Nachlaß beweist auf's neue, welche reiche schöpferische Kraft dem kranken Körper innewohnte, der nun im Grabe ruht. Dieser novellistischen und lyrischen Avelten und mancherlei Fragmenten enthält dieser Nachlaß vier fertige Stücke, nämlich: „Agnes Bernauer“, „die Rechte des Verzens“, „Gräneln von Eudbery“ und das Lustspiel „Hans Freu.“ Mit seiner Tragödie „Eberius Gracchus“ war er noch in den letzten Zeiten seines Schmerzenslagers beschäftigt, und wurde in dieser Arbeit vom Tode unterbrochen. Außerdem hinterließ der Verstorbenen die Dperntritte: „der goldene Schlüssel“ (4 Acte), „die Fißlerin“ (1 Act), „Amasus und Tanvur“ (2 Acte), „Eibussa“ (3 Acte) und „der Eberkönig“ (3 Acte) und an Compositionen eine Oper: „die Köhlerin“, Goethe's „wandelnde Glocke“ und „der Lobentanz“ nebst anderen Liedern, vier signirte Operle, Clavierstücke und viele melodische und harmonische Studien.

Die Geschichte der deutschen Literatur von Heinrich Kutz ist jetzt in einem dritten Bande von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit fortgesetzt worden, und ebenfalls, neben Proben aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller der Gegenwart, deren Porträts in Holzschnitten, nebst biographischen Mittheilungen enthalten.

Verchel. Neu hinzugetretenen Abonnenten dieser Zeitung diene zur Nachricht, daß der erste Jahrgang, aus vier Quartänden von je 60 Bogen mit 960 Seiten bestehend, zwölf große Romane von W. Raabe (Jacob Corvinus), Fr. Spielhagen, Edmund Heeser, George Hefesiel, Herman Schmid, Marie Sophie Schwarz ic. ic. enthaltend, durch alle Buchhandlungen und Postanstalten — so weit der Vorrath reicht — noch für 4 Thaler zu beziehen ist.

Deutsche Roman-Zeitung.

Die Mandanenwaise.

Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Riffouri

von

Baldwin Möllhausen.

Erste Abtheilung: Am Rhein.

(Fortsetzung.)

Achtes Capitel.

Die geheime Verbindung.

„Mein lieber Gustav, es liegt außer allem Zweifel, Du bist verliebt, ernstlich verliebt, und es wäre wohl Zeit, daß Du Dich befeißigst, etwas verständiger zu werden.“

Mit diesem Selbstgespräch begrüßte ich am Morgen nach jenem unvergeßlichen Pfingstmontage die Sonne, die gar holdselig, als ob sie sich über meine Trägheit habe belustigen wollen, durch das Fensterchen meines kleinen Schlafzimmers zu mir herinklugte.

„Ich werde also anfangen länger zu leben,“ fuhr ich fort zu philosophiren, „mit andern Worten, mich früher den Armen des trauten Schlummergottes zu entwinden und heute schon — aber nein — denn abgesehen davon, daß es bereits zu spät ist, um noch früh aufzustehen, gehören auch mancherlei Vorberreitungen dazu, einen so kühnen Entschluß wirklich auszuführen.“

„Weil aber gerade heute die Sonne mir so holdselig zulächelt und so schöne Lichtstrahlen um mich herum wirft, daß die gebenedeite und unbefleckte Jungfrau Maria in höchstgener Person sich eines solchen Straßentranzes nicht zu schämen brauchte, so will ich den heutigen Morgen, dieweil die Morgenstunde, statt leerer Phrasen, eitel Gold und Schätze im Munde führen soll — was manche hochgelahrte, hochgestellte und einflußreiche Persönlichkeit gerade nicht von sich behaupten könnte — dergestalt dazu verwenden, einen festen Plan für die Zukunft zu entwerfen.“

„Ich studire Jura, ohne Frage ein sehr langweiliges Studium — wie merkwürdig, ich glaube kaum, daß ich, seit ich mein Lager mit meinem höchst achtungswerthen und hoffnungsvollen Ich belastete, mich auch nur ein einziges Mal gerührt habe, und dennoch spielen in den glänzenden Lichtstreifen hunderttausende von Sonnenstäubchen so lustig und harmlos umher, als ob man wer weiß wie viele alte

Perücken und Uniformen, während ich das hohle Reich der Träume mit den Siebenmeilenstiefeln einer geistreichen Phantasie durchwanderte, in diesen heiligen Hallen ausgeklopft und von dem Staube vergangener Jahrhunderte gereinigt hätte. Wenn nun jedes Sonnenstäubchen sich als ein doppelter Friedrichs'or gnädigst in meine Rippen und Kasten niederlassen wollte, dann studirte ich — nun — ich studirte wohl gar nicht. Da inessen statt der allmächtigen Goldstücke eben nur Staubatome, so klein, daß sie meines Athems Raub werden, den scheinbar leeren Raum meines Gemachs anfüllen, so bleibt mir weiter nichts übrig, als mit verdoppeltem Fleiß — wie glücklich die großen blauen Fliegen sich fühlen müssen, wenn sie summend die Lichtstrahlen umkreisen, und wie es blüht, wenn sie dieselben in raschem Fluge durchschneiden — aber ernstlich, mein lieber Gustav, Du mußt an die Zukunft denken und nicht, wie die dummen Fliegen, leichtsinnig in den Tag hineinleben. Die Jurisprudenz ist ein ganz schönes Studium, und wenn mich das Glück begünstigt, kann ich bereits nach fünfzehn bis achtzehn Jahren mich zu einer Stellung emporgeschwungen haben, die, zu einträglich, um dabei zu verhungern, bei weitem nicht genug abwirft, um eine Familie standesgemäß ernähren zu können. Achtzehn Jahre! ein Sonnenstäubchen in der Ewigkeit, aber achtzehn Jahre auf die Verwirklichung süßer Hoffnungen harren zu müssen, ist kein Spaß. Und Johanna —“

Sonst, wenn ich den Namen eines weiblichen Wesens, welches einen flüchtigen Eindruck auf mich gemacht hatte, in Gedanken wiederholte, folgte ganz gewiß die Aufzählung der am meisten in die Augen fallenden äußern Vorzüge. Indem ich aber Johanna's gedachte, wurde ich plötzlich ernst. Im Geiste sah ich sie mit all' ihrem Liebreiz amstoßen vor mir stehen; ich fühlte, daß, um sie zu gewinnen, gute Vorsätze nicht hinreichend seien; und sie zu gewinnen war ja die Aufgabe meines Lebens, wenn ich nicht, abgesehen von meiner wachsenden Leidenschaft, dem

Weschied, welches durch den Mund der Wahnsinnigen zu mir gesprochen, blindlings trocken und seinen Zorn herausfordern wollte.

Ja, eine schöne, eine verlockende Aufgabe lag vor mir, und auszuweichen hätte ich mögen vor Entzücken, so oft ich mir Johanna mit ihrem sinnigen, zu holder Schwärmerei hinneigenden Wesen vergegenwärtigte, Johanna, die einen so entscheidenden Einfluß auf mein ganzes Leben ausüben bestimmt war, Johanna mit den dunklen Locken und den leuchtenden blauen Augen, Johanna, die ich einst meine eigene, meine einzige Johanna nennen sollte.

Wenn nun die erregte Phantasie des zwanzigjährigen Jünglings in dem unbegrenzten Reiche romantischer Augen träume, gleichsam trunken von Siegesbewußtsein, umherflatterte und in lächerlicher Vermessenheit die Zukunft ganz nach dem eigenen Geschmack glaubte lenken und modeln zu können, so sprach auf der andern Seite wieder für den Ernst und die Nachhaltigkeit meiner so plötzlich erwachten Reizung, daß ich mich in Betrachtungen über den gewählten Lebensberuf versenkte und die Zeit zu berechnen suchte, welche mich noch von meinem Ziele trennte.

Wie erschienen mir da die Jahre so lang, so endlos, das Studium der Rechtswissenschaft so unanbar! Johanna konnte freilich kaum mehr als fünfzehn Sommer zählen, aber anberthalb Jahrzehnte binzugerechnet, und der schillernde Frühling unseres Lebens war dahin, dahin, unwiederbringlich für uns verloren.

Einnend schaute ich auf den Sonnenstaub, der so lustig in den schmalen Lichtstreifen durcheinander wirbelte. Nach Hunderttausenden zählten die feinen Atome, und dennoch fanden sie alle Platz und jedes wanderte friedlich seiner Wege, ohne daß es durch einen Kameraden gehindert worden wäre oder seinen Nächsten gehindert hätte, während in der menschlichen Gesellschaft die verschiedenen Fächer gar nicht so sehr überfüllt zu sein brauchten, um die Saat des Neides, des Hasses und des Habers üppig aufgehen und gedeihen zu lassen. Ich blickte auf den Sonnenstaub, ich beobachtete die sorglos umherflüchtenden Goldfliegen, wie sie, unbelümmert darum, ob ihr Dasein nach Stunden oder nach Jahren zähle, hier den warmen Sonnenschein aufsuchten, dort wieder mit außerordentlich selbstbewußter Haltung auf dem äußersten Rande meiner blechernen Zuckerdose spazieren gingen, sich behaglich die Füßchen rieben, ihre Wagsflügel sorgfältig putzten und gelegentlich durch die schmalen Ritzen einen Blick auf den wohlverwahrten süßen Inhalt zu erblicken strebten.

„Und dennoch fühle ich die Kraft in mir, Welten zu erschüttern,“ dachte ich weiter, „und ich werde Welten erschüttern, wenn ich meinem Ziele dadurch auch nur um einige Jahre näher gerückt werde. Aber wie?“ fuhr ich fort, indem ich heftig in den nächsten Lichtstreifen hineinbauchte, daß der Sonnenstaub wie toll durcheinander wirbelte und sogar die Fliegen erschreckt von dem Zuckerlasten flohen; „ja, das Wie, das ist der Hellen, an welchem meine Willenskraft scheitert, oder es müßte denn eine Umwälzung in allen sozialen Verhältnissen stattfinden, so daß weniger nach Connezion und der Dauer der Dienstzeit gefragt würde, sondern nach Dem, was der

Mensch wirklich zu leisten vermag. Und ob ich etwas zu leisten vermag? Was, zeigt mir ein entsprechendes Feld an, um die Verwirklichung des Ideals meiner Träume herbeizuführen, werde ich Unglaubliches leisten. Ja, ein entsprechendes Feld,“ rief ich begeistert aus, „und die Weissagung erfüllt sich schneller, als Fräulein Bräuselbach selbst gedacht hat.“ Ein höfliches Klopfen an der Thür meiner Wohnstube störte mich in meinen Betrachtungen.

„Ich sah nach der Uhr.“
„Sollte es schon der Stiefelsuchs sein?“ fragte ich in Gedanken.

Es klopfte zum zweiten Male.

„Oder ein Manichäer oder ein Kartelträger?“

Es klopfte zum dritten Male.

„Bereit!“ rief ich laut.

Die Thür öffnete sich leise. Ich vernahm, daß Jemand eintrat und die Thür hinter sich zürdrückte, doch lag ich so, daß ich nur einen kleinen Theil der Nebenküste zu überblicken vermochte.

„Kann ich die Ehre haben, Herrn Wandel auf ein halbes Stündchen zu sprechen?“ erkante eine Stimme, welche mir sehr bekannt erschien, die ich aber im ersten Augenblick mit keiner Persönlichkeit in Verbindung zu bringen vermochte.

„In zwei Minuten!“ antwortete ich, hastig emporspringend, und wenn auch nicht gerade in zwei Minuten, so waren deren doch keine fünf versprochen, als ich die Schwelle meiner Schlafkammer überschritt.

Verstremt, fast erschrockt blieb ich in der Thür stehen, als ich Bernhard erblickte, der sich am Fenster auf einen Stuhl niedergelassen hatte, sich inebenen bei meinem Eintritt sogleich freundlich grüßend erhob.

„Wenn ich auch einer kurzen und bündigen Nachricht von Ihnen entgehe, so erwartete ich doch am allerwenigsten, von Ihnen selbst aufgesucht zu werden,“ sagte ich mit aller mir zu Gebot stehenden Räte, ohne seinen Gruß zu erwidern.

„Ich glaube es wohl, Herr Wandel,“ lautete die mit dem Anstande eines fein gebildeten Mannes ertheilte Antwort; „Sie erwarteten von mir eine Herausforderung, und statt dieser erscheine ich selbst, um mich mit Ihnen über die zwischen uns schwebenden Differenzen zu verständigen.“

„Es ist sonst nicht Sitte“ — begann ich, und zugleich spährte ich vergeblich in seinen Augen nach einem auf versteckte Absichten hindeutenden hämischen Ausdruck.

„Es ist sonst nicht Sitte,“ wiederholte er, mir in die Rede fallend, „ich weiß es, Sie werden meine Handlungsweise aber billigen, nachdem Sie meinen Worten freundlich Gehör geschenkt haben. Obwohl mir mein Stand verbietet, jetzt noch einem Mitmenschen im tödtlichen Kampfe zu begegnen, würde ich mich zur Rettung meiner Ehre dennoch mit Freuden über diesen Zwang hinwegsetzen, hätte ich nicht die Möglichkeit erkannt, die zwischen uns schwebende unangenehme Frage auf friedlichere und uns Beide nichts weniger als erniedrigende Art zu erledigen. Unterbrechen Sie mich nicht, hören Sie mich zu Ende, ob Sie entscheiden, ich bitte Sie darum,“ fuhr er fort, sobald er bemerkte, daß ich im Begriff stand, etwas zu erwidern, „wir hatten bei unserem Zusammentreffen keine weiteren Zeugen als die junge Dame“ —

„Was nach meinem Dafürhalten hinlänglich gewesen wäre, Ihnen Mäßigung aufzuverleihen,“ warf ich kalt ein.

„Ganz gewiß, aber da Sie, wenn ich nicht irre, in näheren, oder gar verdamnschäftlichen Beziehungen zu der jungen Dame stehen, so dürfte es Ihnen nicht schwer werden, ihr eine entsprechende und vielleicht auch nachsichtig und gütig aufgenommene Erklärung zuzulassen zu lassen. Ich hege nämlich die Ansicht, daß, wie wir gestern bei der Mineralquelle keine Zeugen hatten, wir auch keiner Zeugen bedürfen, wenn ich Ihnen einsetze, daß ich mich überreite und Ihre Entrüstung über mein Benehmen durchaus natürlich finde. Zudem ich nun bereitwillig und unaufgefordert meinen Fehler einräume, hoffe ich, daß Sie ebenso bereitwillig Ihre beleidigende Aeußerung zurücknehmen, und noch mehr, bei der jungen, mir nur von Ansehen bekannten Dame um Verzeihung für mich nachsuchen.“

Erstaunt blickte ich auf Bernhard hin; seine Worte klangen offen und ehrlich, und in seinem Wesen entdeckte ich nichts, was Johanna's unüberwindliche Scheu vor ihm gerechtfertigt hätte. Zwar ruhte in seinen Augen eine verborgene, unheimliche Gluth, doch ebenso wenig, wie ich in diesem Falle die zur Veröhnung dargebotene Hand zurückweisen durfte, fühlte ich die Verpflichtung und Reizung, mir über seine Denkwürdigkeit und seinen ganzen Charakter genauern Aufschluß zu verschaffen.

Ich erklärte mich daher mit seinem Entgegenkommen zufriedengestellt, nahm meine Beleidigung zurück, und theilweise dadurch geschmeichelt, daß er mir einen so großen Einfluß bei Johanna zuschrieb, versicherte ich sogar, bei dieser Gelegenheit zu seinen Gunsten sprechen zu wollen.

„Was würden Sie sagen?“ fragte er darauf, und die Gluth in seinen Augen schien sich zu verstärken, „was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen bewiese, daß ich gestern nur die Gelegenheit suchte, mich Ihnen, zum Zweck einer höchst wichtigen Mittheilung, zu nähern?“

„Ich würde meiner Verwunderung darüber Raum geben, daß Sie, zur Erreichung Ihres Zweckes, nicht einen einfacheren und geeigneteren Weg einschlugen.“

„Und dennoch dürfte ich nicht anders handeln; ich muß auf alle Fälle den Schein bewahren, als geschähe eine vertrauliche Annäherung zwischen uns zu den Unmöglichkeiten.“

Mit wachsender Spannung suchte ich abermals stüchtig in seinen Augen zu lesen, worauf ich ihn bat, Platz zu nehmen.

„Ich bin älter, als Sie,“ fuhr er in überzeugender Weise fort, „hatte also auch mehr Gelegenheit, Lebenserfahrungen zu sammeln und mich in der Beurtheilung anderer Menschen, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu üben. Deuten Sie mir es daher nicht falsch, wenn ich jetzt mein Urtheil über Sie in ungeschminkter Form ausspreche; es ist nothwendig zur Erläuterung meines Verhaltens Ihnen gegenüber.“

„Sie sind ausgerüthet mit einem Herzen, welches warm für alles Gute und Edle schlägt; Sie besitzen den jugendlichen Muth und jenen jandenden Entschlußsinn, welche unabweisbar erforderlich sind, andere Menschen nicht nur für sich zu gewinnen, sondern

auch mit sich fortzureißen. Sie besitzen, mit einem Wort, Alles, was Sie dazu befähigt, dereinst eine hervorragende Stellung unter Ihren Mitbürgern einzunehmen, vor Allem aber einen so klaren Begriff von Ehre, daß ich mich nicht scheue, die Unterhaltung auf ein gefährliches Feld hinduzuleiten und mich dadurch gewissermaßen auf Gnade und Ungnade in Ihre Gewalt zu geben.“

Hier schwieg Bernhard, und wenn er mich anblickte, um so erforschen, welchen Eindruck seine Worte bei mir hinterließen, so geschah dies in einer Weise, die selbst ein erfahrenerer und romantischer Träumen weniger zugänglicher Mann nicht durchschaut haben würde.

„Ich, eine hervorragende Stellung?“ fragte ich endlich, und vor meine Seele trat Johanna's liebliches Bild.

„Unter den jeglichen Verhältnissen allerdinge nicht,“ lautete die mit tiefem Ernst gegebene Antwort, „wir aber, ich meine die jegige Generation, sind dazu berufen, eine Umwälzung herbeizuführen, durch welche es demnächst in jedes einzelnen Menschen Hände gelegt wird, seine Fähigkeiten entsprechend zu verwerten, anstatt sich von einer pedantischen Bürokratie an's Gängelband nehmen zu lassen, die tödtliche, unersehliche Jugendzeit in erfolglosen Bestrebungen hizuopfern und endlich, wenn die Kraft erlahmte und die Jahre, Kummer und Sorgen das Haar bleichten, sich glüthlich zu schämen, nach erblosen Täuschungen in irgend einem staubigen Winkel eine dürftige Ruhestätte gefunden zu haben.“

„Sie sprechen von Umwälzungen, ohne Zweifel von politischen Umwälzungen,“ entgegnete ich, meine Blicke auf den Fußboden gesenkt, denn wenn Bernhard's Eröffnungen auf der einen Seite mich mit unwiderstehlicher Gewalt ergriffen und einen lauten Widerhall in meiner Brust erweckten, so erschien mir auf der andern Seite wieder die drohende Gestalt meines Vormundes, der vorwurfsvoll auf sein eisernes Kreuz deutete und mich vor einer verborgenen Gefahr warnte.

„Von politischen Umwälzungen,“ antwortete Bernhard selerlich, seine Hand mit festem Druck auf meinen Arm legend. „Wer vermöchte um die Jetztzeit von andern Umwälzungen, als politischen zu sprechen? „Freiheit!“ ertönt es von den fränkischen Gauen zu uns herüber; „Freiheit!“ ruft es, wenn auch noch umhüllt, aus den Gefängen unserer gepriesensten Dichter; „Freiheit!“ ruft jeder Pulsschlag in den Adern eines wahren Mannes, der nach mehr strebt, als pflanzenähnlich, mit verschlittenen Zweigen und nach Vorchrift gezeugtem und eingezwängtem Stamm dahingezogen zu dürfen. Ja, der Ruf nach Freiheit dringt durch die ganze Welt, und Zeit ist es, daß Diejenigen, deren Geist noch nicht unter dem schweren Druck verkrüppelte, sich emporrassen, das Joch abschütteln und als leuchtende Beispiele mit lähnen entfaltetem Banner ihren jaghaften Mitmenschen voranschreiten!“

Noch immer blickte ich vor mich nieder; ich wagte nicht, meine Augen zu Bernhard aufzuschlagen, fühlte aber, daß das Blut stürmischer in meinen Adern kreiste, seine Worte nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen waren. Seine Vorschläge, ohneh

erst allgemein gehalten, stöhnten wir zwar Besorgniß ein, doch erwiderten sie zugleich den unbestimmten Wunsch, mehr zu hören, und nicht länger befremdete es mich, daß er, den ich sonst mit einem gewissen Widerwillen zu betrachten gewohnt war, mir so urplötzlich in einem ganz andern Licht erschien. Ich vergaß sogar die Scene des vorhergegangenen Tages, und in dem ich Johanna's gedachte, entstanden vor meiner Phantasie wirre, nebelhafte Bilder, in welchen das holde Mädchen sich mir, einem fluggetrübten Vorläufer der Freiheit mit süßem, verheißenden Lächeln, mit dem unverkennbaren Ausdruck des Stolzes zuneigte, bis das eiserne Kreuz meines greisen Vormundes dazwischen auftauchte und dieselben mit einem Schläge wieder vernichtete.

„Dann beabsichtigt man, wie in Frankreich, so auch hier die Regierungen zu stürzen?“ fragte ich nach längerem Sinnen.

„Lassen wir die Regierungen noch unerwähnt,“ entgegnete Bernhard hastig, „durch einen heiligen Eid bin ich gebunden; meine Eröffnungen dürfen eine bestimmte Grenze nicht überschreiten, es sei denn, Sie — doch so viel kann ich Ihnen mittheilen, es handelt sich darum, ein freies, einigtes Deutschland herzustellen, ein Deutschland, wie es unser Sängern vorschwebt, wenn sie in heiliger Begeisterung ihren Gedanken Worte verleihen; ein Deutschland, wie es jeder Bürger mit Stolz sein Vaterland nennen würde, anstatt daß es jetzt dem Spotte fremder Nationen preisgegeben ist. O, unser großes, gemeinsames Vaterland! Es ist so unermeßlich reich, so reich an materiellen Hülfquellen, so reich an Intelligenz, daß es verdient unter allen Vändern der Erde den ersten Rang einzunehmen. Und dennoch müssen wir dulden, daß es, in sich zerfahren und zerfallen, sich im Staube windet; daß seine Söhne in slavischer Unterwürfigkeit, um des lieben täglichen, kärglichen Brodes willen, ihr Leben vertrauen, anstatt mit lächerlicher Stirn und im Bewußtsein der eigenen Kraft dem Geschieh zu begegnen und in der selbstgeschaffenen glücklichen Lebensstellung einen schönen Lohn für die redlichen Bestrebungen, und gewissermaßen einen freundlichen Abschluß der phantastischen, oft so beseligenden Jugendträume, zu finden.“

„Hat er in meinem Herzen gelesen?“ fragte ich mich in Gedanken, indem ich meine Augen langsam zu Bernhard aufschlug.

Eine Beantwortung meiner Frage lag in seinem Aeußern nicht; sein Antlitz war hochgeröthet, und aus der Art, in welcher sich seine Brust hob und senkte, ging hervor, daß er sich allmählig in eine Begeisterung hineingeredet hatte, die ich vorher an dem kalten, berechnenden Menschen für unmöglich gehalten hätte.

Aber gerade dieser Begegnis zu seinem frühern Wesen trug am meisten dazu bei, mich für seine Auseinandersetzungen empfänglich zu machen und ihn von einem ganz andern Standpunkte aus zu betrachten. Seine Worte schienen aus der heiligsten, reinsten Ueberzeugung zu entspringen, und bei der Aufregung, welche damals alle Gemüther ergriffen hatte, war es nicht zu verwundern, daß ich seinen Offenbarungen einen viel höhern Werth beimaß, wie ich wohl zu andern Zeiten gethan haben würde.

„Ueberschätzen Sie aber nicht die Ihnen und

Ihren Gleichgesinnten zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte?“ fragte ich nach längerem Schweigen mit einer Schüchternheit, die besser als alles Andere bewies, in wie hohem Grade ich bereits in seine Gewalt gefallen war: „bedenken Sie, eine staatliche Umwälzung —“

„Sie unterschätzen unsere Kräfte, weil Sie noch keine Ahnung von der Organisation derselben haben,“ antwortete Bernhard, seine glühenden Blicke gleichsam in meine Seele einbohrend, „vorläufig ist es nur der edelste Theil der deutschen Jugend, der sich, einen hohen und erhabenen Zweck verfolgend, zu einem unerschütterlichen, unaufsäbahren Ganzen vereinigt hat. Lassen Sie dieses verhältnismäßig nur kleine Häuflein erst losgetrohen sein, und es wird, wie der Schnee der Alpengeleise im Niedervollen, durch das Heranziehen und Mitfortreißen aller gleichgesinnten und auch nur zu seinen Grundfäden hinneigenden Kräfte lawinenartig anwachsen, alle feindlichen Elemente dagegen im furchtbaren, unüberstehlichen Anprall erdrücken und zerschmettern. Aber wir müssen sicher gehen, wir müssen noch manche Kräfte anwerben, und glauben Sie mir, es ist dies nicht die leichteste Aufgabe; denn nur wenige sind es, verhältnismäßig nur sehr wenige, denen wir uns anvertrauen dürfen und die Umsicht und Kühnheit genug besitzen, gerade zu Vorläufern der Freiheit auszuwählen und den Führern des Volkes eingereiht zu werden.“

„Und hegen Sie die Absicht, mich für Ihre Pläne zu gewinnen?“ fragte ich mit erklammter Ruhe, denn jugentliche Eitelkeit und eine unbestimmte Ahnung, daß ich am Wendepunkt meines Geschicks stehe, begannen schon, alle übrigen Rücksichten zu überwuchern und weit in den Hintergrund zurückzubringen.

„Ich hege die Ueberzeugung, daß Sie alle diejenigen Eigenschaften in sich vereinigen, welche einen Führer des Volkes auszeichnen sollen, und wünsche daher, Sie zu den Unsrigen zu zählen. Fern sei es indessen von mir, Sie zu einem so gefährlichen Unternehmen, und lächelte uns das Endziel tausendmal so goldig entgegen, überreden zu wollen. Dagegen will ich Ihnen einen Blick in unsere geheime Verbindung verschaffen, Ihnen Gelegenheiten geben, sich mit unsern Bedingungen, Hoffnungen und Aussichten vertraut zu machen, und es Ihnen demnächst anheimstellen, sich zu entscheiden.“

„Wollen Sie ein Glied in unserer Kette werden, wohl,“ so heißen wir Sie als Bruder und Mitarbeiter an dem großen Werke aus überströmendem Herzen willkommen; entgegengelegten Falls habe ich nur die Bitte an Sie, Alles, was ich Ihnen so eben mittheile, auf ewig dem Grabe der Verschwiegenheit zu überantworten.“

„Das Bild, welches Sie vor meinem geistigen Auge aufrollen, ist in der That verlockend und wohl werth, daß man ihm Opfer bringt,“ versetzte ich mit fester Stimme, „doch werden Sie mir es nicht als Mangel an Muth oder wahrer Vaterlandsliebe auslegen, wenn ich, bevor ich eine endgültige Entscheidung treffe, noch mit anderen Mitgliebrern Ihrer Verbindung bekannt zu werden wünsche.“

„Sie sollen, Sie dürfen sich nicht binden, ehe Sie nicht einen klaren Begriff von dem bereits seit Jahren vorbereiteten Unternehmen gewonnen haben —“

und sollten Sie in nächster Zeit wieder einen Ausflug nach Godesberg beabsichtigen," fuhr er, plötzlich in seinen gewöhnlichen gemessenen Ton verfallend, fort, denn er hörte, daß sich Jemand der Thür näherte, „wo rechne ich darauf, daß Sie mich benachrichtigen. Obwohl nicht in dieser Gegend geboren, glaube ich doch, Ihnen manche interessante Aufschlüsse über die älteste Geschichte dieses Theils des Rheinthales geben zu können."

Mein Aufwärter war unterdessen eingetreten, woburch ich der Nothwendigkeit überhoben wurde, sogleich antworten zu müssen. Dagegen fand ich Zeit, meine Erregung niederzukämpfen, denn mit Aufbietung meiner ganzen Willenskraft wäre ich nicht im Stande gewesen, den Ausbruch meines Gesichtes so schnell zu ändern, wie Bernhard that. Seine Geistesgegenwart und seine Fähigkeit, urplötzlich von einer ernstlichen Unterhaltung zu einem gleichgültigen Alltagsgespräch gewandt abzuspringen, störten mir eine gewisse Achtung vor seiner Ueberlegenheit ein, obne daß ich dabei in Betracht gezogen hätte, wie gefährlich mir der nähere Verkehr mit einem solchen Charakter werden könne.

Der Gedanke, gerade mit einem derartigen Menschen in Verbindung zu treten, der Gedanke, an einem fürchbaren Geheimniß theilhaftig zu sein, hatte sogar einen eigenthümlichen Reiz für mich, obwohl es mich in jenem Augenblick verdorrte, daß ich meinen postlichen Stiefelschuh, einen harmlosen Gesellen, mit dem ich gewöhnlich einige unschuldige Scherzreden austauschte, zum ersten Mal in meinem Leben mit besorgnißvollem Mißtrauen beobachtete und nur mit vieler Mühe das stereotypische „Morien Herr Fischer" hervorzubringen vermochte.

Als der Aufwärter sich mit den zu reinigenden Kleidungsstücken entfernt hatte, beruhigte Bernhard sogleich wieder den eigentlichen Zweck seines frühen Besuchs.

„Es ist Zeit, mich zu empfehlen," sagte er hastig, „ich möchte ungern von dem zurückkehrenden Aufwärter noch hier gefunden werden. Ist er auch nicht mit allzu hervorragenden Geisteskräften begabt, so kann man doch nicht zu vorsichtig sein. Ich hoffe, Sie einigermaßen vorbereitet zu haben; fernere Mittheilungen werden Ihnen brieflich zugehen, das heißt in einer für jeden Nichteingeweihten unaussprechlichen Chiffreschrift. Ich gebe Ihnen hier den Schlüssel zu verschaffen," fuhr er fort, mir ein zusammengefaltetes Blatt Papier reichend, „die Regeln sind sehr einfach; lernen Sie dieselben auswendig und verbrennen Sie das Papier; das Leben und die Freiheit von Tausenden hängen vielleicht davon ab. Ebenso verfahren Sie mit allen Ihnen übermittelten schriftlichen Nachrichten, und mögen dieselben dem Uueingeweihten noch so unverständlich sein.

„Seien Sie ferner zu jeder Stunde, zu jeder Minute bereit, geheime Nachrichten entgegen zu nehmen. Auf dem Ball wie beim Commerc, in der Kirche wie im Collegienaal, überall können Sie wichtige Anordnungen erwarten; empfangen Sie dieselben, ohne Ueberraschung zu verrathen. Wenn wir uns begegnen, benehmen Sie sich kalt und fremd gegen mich; ein höflicher Gruß von beiden Seiten ist genügend, uns an unsere geheime Verbindung zu erin-

nern, und hüten Sie sich, selbst unter Commilitonen, welche Sie als Eingeweihte erkennen, zuerst das Wort zu ergreifen oder Fragen zu stellen; denn selbst in unsern Reihen befinden sich Mitglieder, die nur theilweise mit unsern Plänen vertraut gemacht werden dürfen. — Und nun leben Sie wohl, Herr Wandel, vergessen Sie die unangenehme Scene von gestern, und gelinge es Ihnen nicht, meiner fortan freundschaftlichen Gedanken, so betrachten Sie mich einfach als ein Glied der ehernen Kette von Brüdern, welche innerhalb nicht allzu langer Frist als die Verführer der Freiheit aufzutreten bestimmt sind."

Bei diesen Worten erhob Bernhard sich, um zu gehen.

„Nur noch einen Augenblick," sagte ich mit unterdrückter Stimme, indem ich seine Hand ergriff, „ich habe Sie vielleicht erkannt, Ihre Verschlossenheit, Ihr — verzeihen Sie mir — fast abstoßendes Wesen andern Ursachen zugeschrieben und für eine wenig freundliche Seite Ihres Charakters gehalten, aber ich sehe ein: beschäftigt mit so ersten Aufgaben, muß auch in dem äußern Menschen der Ernst mehr zum Durchbruch kommen — doch wie soll ich mir erklären, daß Sie, ein angeberner Geistlicher, nicht zaubern, sich an einem Unternehmen zu betheiligen, welches den Grundstücken Ihrer Kirche so stracks zuwiderläuft?"

„Beruhigen Sie sich," antwortete Bernhard, mir die Hand drückend und abermals einen seiner gewöhnlichen Blide in meine Augen senkend, „Sie werden noch ganz andere Leute als Brüder begrüßen, Leute, von denen sich annehmen läßt, daß die Zeiten der romantischen, unaussführbaren Jugendträume weit hinter ihnen liegen. Leben Sie wohl, Herr Wandel, wenn die Stube für sich hinter mir geschlossen haben wird, sind wir, vor Zeugen wenigstens, wieder die Alten, ich meine, daß wir uns gegenseitig scheinbar mit sehr wenig Sympathie betrachten."

„Ich verstehe."

Noch einmal reichten wir uns die Hände, und in der nächsten Minute vernahm ich den Schall der Klingel, welche bezeugnete, daß er das Haus verlassen habe.

Kaum sah ich mich allein, so begann ich das Gemach mit langsamem Schritten zu durchmessen. Ich befand mich in einer fieberhaften Aufregung und wie ein wäflter Traum erschien es mir, daß ich mit ihm, den ich von allen Menschen der Erde mit der größten Abneigung zu betrachten gewohnt war, mich in ein so enges Bündniß eingelassen hatte. Doch indem ich Bernhards gedachte, wiederholte ich mir auch seine begeisternden Worte, und schnell beschwichtigte ich dadurch alle Bedenklichkeiten, welche theils schon erwacht waren, theils zu erwachen drohten. Das Bewußtsein, auf gefährlichem Boden zu wandeln, stärkte meinen Muth; die Hoffnung, daß Johanna bereits, besetzt von Eitel und Bewunderung, zu mir empor blicken würde, erhob meine Lebensgeister bis über die Wolken, und sogar das Bild meines Vormundes hatte seine Schrecken für mich verloren, seit ich mich zu überreden suchte, daß er, wenn auch anfänglich von tiefem Zorn gegen mich erfüllt, sich dennoch sehr bald an die neuen Zustände gewöhnen und, wie er selbst einst als Held und Befreier des Vaterlandes begriffen worden war, mich endlich eben-

falls als einen solchen betrachten und auf's Neue und noch inniger in sein Herz schließen würde.

„Die Töchter ihres Vaters,
Sie folgt ihm zum Altar.“

sprach ich leise vor mich hin, als der Aufwärter wieder hereintrat und mit einem scheuen Seitenblick an mir vorbei in das Schlafkabinett hineinschlüpfte.

Ich beachtete ihn nicht, bemerkte daher kaum den Ausdruck der Verwunderung in seinen einsältig verschmühten Zügen. Erst als er sich wieder zum Gehen anschickte, sah ich ihn an, die Zeichen für ihn, einige Worte an mich richten zu dürfen.

„Ein feiner Herr, der Herr Bernhard,“ begann er, mit den Augen blinzelnd, „schade, daß er die Collegien so fleißig besuchte, hätte ein prächtiges bemessenes Haupt abgegeben.“

„Wirklich ein feiner Herr?“ fragte ich, um überhaupt etwas zu sagen, „ich hätte gedacht, er sei zu ernst, um von einem heitern Stiefelsuchs sehr bevorzugt zu werden.“

„Nicht so ernst, wie er aussieht; hat immer ein freundliches Wort und ein Kastemännchen“) für seinen geborjamten Diener in Bereitschaft.“

„So,“ entgegnete ich geteilt, was für den alten Patron die Bedeutung hatte, sich zu empfehlen.

„Morgen, Herr Wandel.“

„Morgen, Herr Fischer,“ ertönte es, und ich war wieder allein und mir selbst überlassen.

Sechstes Capitel.

Der arme Anton.

Die Woche verging mir langsamer als gewöhnlich, trotzdem ich die Collegien regelmäßig besuchte und mich sogar in den müßigen Stunden erstlich mit meinen Studien beschäftigte.

Ich sehnte den Sonntag herbei, welchen ich, wie verabredet, auf der Oberförsterei zubringen sollte; nebenbei erwartete ich ungeduldig neue Nachrichten über die geheime Verbindung und deren Zweck, doch wurde die Zeit dadurch nicht befugelt; im Gegentheil, sie schien immer träger zu entriunen.

Wiederum begegnete ich Bernhard; sein Antlitz war stets ernst und undurchdringlich; er grüßte höflich, aber förmlich und keine Muskel seines Gesichts verzerrte, daß er sich unseres Uebereinkommens erinnere.

Anderes war es mit mir; ich fühlte, daß bei seinem Anblick das Herz mir schneller schlug und der Wunsch rege wurde, entweder gar nicht an die Pforten des gefährlichen Geheimnisses geführt, oder vollständig in dasselbe eingeweiht zu sein. Mein Geist befand sich in einer ununterbrochenen Spannung und wahrhaft sennhafte Bilder umganzelten mich, wenn ich, berauscht durch die Aussicht auf das sich mir darbietende Feld für eine ruhmvolle politische Thätigkeit, mir in Gedanken meine unzersehbare Vereinigung mit Johanna ausmalte.

Der Sonntag war endlich angebrochen. In unbefreiblicher Pracht entstieg die Sonne dem Siebengebirge; ihre Strahlen bildeten blendende Reflexe auf den kreisenden und wirbelnden Fluthen des Rheinstromes, auf den Dächern der Häuser, auf den Kirchthürmpfen und auf den Lichtseiten der Bäume, wie um alle in ihrem Bereich befindlichen Gegenstände zur Feier des Tages nach ihren besten Kräften festlich zu schmücken. Es war eben ein Morgen, welchen man, auch ohne den Kalender zu Hülfe zu nehmen, als einen Sonntagsmorgen hätte erkennen müssen.

Schon vor Tagesanbruch hatte ich mich auf den Weg begeben. Der Wunsch, so bald als möglich in Johanna's liebe blaue Augen zu schauen, beflügelte meine Schritte, und so frühlich und leichtem Herzens wanderte ich auf dem Ufer des Rheines dahin, als wären Kummer und Sorgen für mich auf ewig aus der Welt verbannt gewesen.

Als ich die Stadt verließ, herrschte noch überall die tiefste Stille; nur hin und wieder stimmte ein besiedelter Sänger sein Morgenlied an, oder es begegneten mir auch vereinzelt Fischer, welche die Erfolge ihrer nächtlichen nassen Arbeit mühsam heimwärts schleppten. Je weiter ich aber wanderte, um so lebhafter wurde es ringsum. Die Menschen erwachten mit der Natur, und das Nachdenken, welchem ich mich anfänglich hingeeben hatte, verwandelte sich allmählich in jene heitere Sorglosigkeit, in welcher man so gern geneigt ist, Alles in rosenfarbigem Lichte zu betrachten, mit verfühnlischen Gefühlen über die Mängel und Gebrechen der menschlichen Gesellschaft hinwegzusehen und nur das für möglich und wahrscheinlich zu halten, was man am meisten wünscht.

Wäre auf diesem Spaziergang Bernhard mit seinen Vorschlägen vor mich hingetretten, dann würde ich schwerlich ohne Bitterrede auf dieselben eingegangen sein. Ich befand mich eben in einer Stimmung, in welcher mir der Friede als der höchste Segen erschien und ich es für ein Verbrechen hielt, denselben leichtsinnig zu unterbrechen.

Um daher meine Heiterkeit nicht zu trüben, vermied ich es, über das nachzudenken, was mir von Bernhard anvertraut worden war. Ungestört und unbeeinträchtigt durch ernste Bilder wollte ich den herrlichen Morgen genießen, und nach allen Richtungen hin schweifen meine Blicke unablässig, um immer neue Eindrücke in mich aufzunehmen, immer neue Gegenstände zu entdecken, an welchen sich mein von jugendlichem Frohsinn überfließendes Herz erfreuen konnte. Ich ergötzte mich innig an dem munteren Treiben der kleinen Thierwelt, welche aus einer lustig durchschwärmten oder auch behaglich verträumten Nacht das Ufer des Stromes so anmutig belebte, hier um sich, nach einem letzten Scheideblick auf das lachende Strahlenantlitz der Sonne, in einem geeigneten Winkelchen in trägen Schlummer zu versenken, dort durch einen herzhaften Trunk aus den kühlen Fluthen sich zu des Tages Mähen und Freuden zu stärken und zu tüten.

Ich ergötzte mich an den Hasen, die, eh' sie ihr Versteck aufsuchten, noch einmal auf der staubigen Straße mit dem Ausdruck der Müdigkeit rasteten und dann bei meiner Annäherung mit scheinbar schwerfälligen Bewegungen seitwärts im dichten Kraut verschwand; ich ergötzte mich an den mancherlei Vögeln, die familienweise bald zu dem Strom hinabflogen, bald schwirrend sich erhaben und laut jubelnd nach allen Richtungen hin über das Land vertheilten;

) Zwei und ein halber Silberstojen.

an den Schmetterlingen und den Libellen, die, an Palmen und Blumen hängend, ihre ausgepannten Schwingen den warmen Sonnenstrahlen darboten, um den sie in ihren Bewegungen hindernem Tbau von denselben fortzuziehen zu lassen.

Dazu schaltete von beiden Seiten des Rheins aus Dörfern nah und fern, das Geläute, welches zu den Frühmitten rief, gar feierlich zu mir herüber; und so mein Weg an Geshäften vorüberführte, da gemahrte ich, daß sonntäglich gepukte Kirchgänger dem Ruf des bekannten Glöckchens Folge leisteten, oder die Pferde nach der Schwemme geritten wurden. Ferner bemerkte ich kleine Baurjungen, die kaum wagten, sich zu rühren, aus Furcht, daß die neue Jacke mit dem hohen Kragen oder die Schleife des rothgeblümten Halstuches, mittels dessen ihr Genick steif gebunden worden war, Schaden leiden könnten, während die kleinen Mädchen cequet ihre gefülltesten Schürzchen glatt strichen, die luttunenen Kermel in Puffen emporzupften und dabei vielleicht der Zeit gedachten, in welcher sie, wie jetzt die erwachsenen Dorfschönen, von den mit bunten seidenen Bändern im Knepploch geschmückten Burschen zum Tanz geführt werden würden.

Die mir begegnenden Baurburschen, zwischen den Lippen eine recht grellfarbige Blume oder auch eine mit prächtigen Quasten behangene kurze Pfeife haltend, boten mir stets einen „schönen guten Morgen“ und fragten mich auch wohl, als Antwort auf eine scherzhafte Anrede, was ein Pfund Kienruß koste, wemit sie die um meine Schultern wallenden dunkeln Federn meinten, wegen die sie begleitenden Mädchen ihre Blicke mit dem Ausdruck des Wohlgefallens etwas länger auf mir haften ließen und zweifelsohne dabei dachten, wie viel schöner ihr Fergallerliebster sich mit langen Haaren, einem verwegenen Zwickelbart und einem Sammetröckchen ausnehmen würde.

Ja, so schweben mir jener Morgen und meine Fußreise in der Erinnerung noch immer lebhaft vor. Sonntäglich lachte die Sonne, sonntäglich prangten die Menschen, und sonntäglich waren auch die Gedanken, welche sie erfüllten. Ich aber stülzte meinen Trostfund durch solche Eindrücke immer mehr gehoben; im Auge enteilte mir die Zeit, im Auge schien die Straße unter mir fortzugleiten, und als ich endlich vor Pflittersdorf zu der Ueberfahrtsstelle hinabschritt, war mir, wie wenn erst Minuten seit meinem Ausbruch von Bonn verstrichen wären.

Auf meinen Ruf kam der Fährmann mit den Rudern herbei. Ich stieg in das Boot, setzte mich nieder und tauchte, um mich zu erfrischen, meine Hände in die gegen das Fahrzeug tänzelnden Wellen, als meine Aufmerksamkeit plötzlich auf den Schiffer hingelenkt wurde, der, während er die Rette löste, Jemand mit barocken Worten zurdawies.

„Zweimal habe ich Dich schon mitgenommen, ohne einen Pfennig dafür erhalten zu haben,“ rief er aus, „jetzt magst Du ansehen, wie Du hinübergegangst. Wenn Du kein Fährzeld hast, dann bleibe ein ander Mal zu Hause.“

„Meinen letzten Groschen gab ich für Brod hin,“ lautete die mit heiserer, unmelodisch klingender Stimme ertheilte Antwort, „nehmt mich doch mit hinüber, ich bitte Euch darum. Gestern mußte ich den ganzen Tag

an der Straße liegen bleiben, ich war krank, konnte den Reifenden nicht folgen, um sie um eine Gabe anzusprechen, und die paar Pfennige, welche mir mitleidige Menschen zuwarfen, verwendete ich dazu, meinen Hunger zu stillen.“

Ich blickte zu dem Bittenden hinüber; schon früher hatte ich denselben gesehen, ihm auch wohl ein Almosen gereicht, mich indessen nie weiter um ihn gekümmert. Indem ich ihn jetzt aber näher betrachtete und seine traurige Lage mit meiner eigenen glücklichen Lebensstellung verglich, wurde ich vom tiefsten Mitleid ergriffen. Und Mitleid verdiente er in der That, wenn überhaupt ein verträppeltes Menschenbild ein sühlendes Herz zu rühren im Stande ist; denn nicht nur, daß schielende Augen dem durch eine kramphafte Verzerrung entstellten Antlitz einen trübren Ausdruck verliehen, war seine rechte Hand, und offenbar auch der rechte Fuß, dergestalt im Gelenk vernachlässigt und gelähmt, daß beide Theile dadurch vollständig unbrauchbar für ihn wurden.

Ein Alter zu errathen hielt, bei der schrecklichen Entstellung seines Aeußeren, schwer, doch konnte er das zwanzigste Jahr kaum erreicht haben. Seine Kleidung war sehr ärmlich, ohne indessen unsauber und zerlumpt zu sein; kurz geschorene, hellblonde Haare bedeckten, außer einer alten Soldatenmütze, sein unförmliches Haupt, während seine Füße in sehr abgetragenen und durch den unbedeholenen Gang schief getretenen Schuhen steckten.

Im der gefunden Hand führte er einen sehr starken, mit einer Krücke versehenen Kreuzornloch, dessen er sich, indem er die Hüfte auf denselben stützte, zum Fortbewegen bediente, worin er im Lauf der Zeit eine große Gewandtheit erlangt zu haben schien.

So stand der Unglückliche da, seine trübren, schielenden Augen stehend auf den hartberzigen Schiffer gerichtet und besorgnißvoll dessen endgültigem Bescheid entgegen stehend.

„So bleibe noch einen Tag länger auf dieser Seite,“ antwortete der Fährmann unfreundlich, „es ist heute Sonntag, die Fremden strömen nach Hebesberg und es kann nicht fehlen, daß Du gute Geschäfte machst; morgen wirst Du auch noch zur rechten Zeit nach Hause kommen und obenein das Fährzeld erlegen können.“

„Aber ich muß nach Hause,“ stießte der Unglückliche.

„Dann kann ich Dir nicht helfen,“ erwiderte der Schiffer, die Rette in's Boot werfend und dieses vom Ufer aus abschiebend.

„Halt!“ rief ich aus, „nehmt den armen Menschen mit hinüber, ich werde für ihn bezahlen!“

Ein dankbarer Blick aus den Augen des Krüppels traf mich, der Schiffer zog sein Fahrzeug wieder heran, und da ich ihn unterstützte, gelangte der unglückliche Wanderer mit verhältnißmäßig geringer Mühe in das Boot.

„Der Herr scheint viel Geld zu haben,“ bemerkte der Schiffer nach längerem Schweigen, während er das Fahrzeug dicht am Ufer stromaufwärts stieß, um später, beim Uebersetzen, von der starken Strömung nicht zu weit hinabgeführt zu werden.

„Wenn auch nicht zu viel, so besitze ich doch hinlänglich, um einem hilfbedürftigen Mitmenschen einen

kleinen Liebesdienst zu erweisen;" entgegnete ich in vorwurfsvollem Tone.

Der Schiffer hüftete, um seinen Verdruß zu verbergen, den Krüppel dagegen räusperte sich und wendete sich von mir ab.

Die ganze Scene, überhaupt schon der bloße Anblick des so schrecklich entstellten Menschen, war nicht ohne Einfluß auf meine frohe Laune geblieben, und da ich während der Ueberfahrt nicht, wie ich sonst wohl zu thun pflegte, mit dem mir bereits seit Jahren bekannten Fährmann eine Unterhaltung eröffnete, so schwiez auch er selbstverständlich.

Wie ich dem Krüppel in das Boot hineingeholt hatte, half ich ihm auch wieder hinaus. Ich bezahlte sodann dem Schiffer, und nach kurzem Abschied begab ich mich nach der nach Königswinter führenden Straße hinaus, wo der mir vorausgeleitete unglückliche Reisegefährte, wie es schien, meiner harnte.

"Ich wollte dem Herrn für seine Güte danken," begann er, als ich mich ihm gegenüber befand, indem er mit seiner verstümmelten Hand die Mütze von seinem Haupte entfernte, „der Schiffer glaube, ich habe Geld und wolle es nur nicht herausgeben; ich versichere dem Herrn aber, daß ich nichts, als dieses Stüd Brod besitze, und warten konnte ich nicht länger, ich muß nach Hause, um nach meinem Jakob zu sehen. Jakob wird Hunger haben, und die Hälfte dieses Brodes ist für ihn bestimmt."

"So ist Jakob wohl Dein Bruder?" fragte ich, mich langsam in Bewegung setzend.

"Ach, wenn Jakob mein Bruder wäre!" rief der Unglückliche mit vor Lachen röchelnder Stimme aus, „nein, mein Bruder ist nicht so gut, mein Bruder schillinge am liebsten zuerst mich und dann Jakob tod. Ich habe es ihm aber versprochen, thut er meinem Jakob etwas zu Leide, so lege ich Feuer an unser Haus; mich mag er schlagen, so viel er will. Aber gehen der Herr nur schneller, sein Weg ist der meinige, und wenn es dem Herrn nicht zu gering ist und er es mir erlauben wollte, an seiner Seite zu gehen —?"

"Keineswegs ist es mir zu gering," antwortete ich, meine Schritte beschleunigend, „ich liebe Gesellschaft, und wenn ich Dir armen Burschen eine Freude damit bereite, will ich meine Eile ganz nach Deiner Kraft bemessen."

"Wie gut der Herr ist, und wie ich ihm für seine Güte danke," erwiderte der Krüppel, sich jetzt so schnell vorwärts bewegend, daß ich Mühe hatte, gleichen Schritt mit ihm zu halten, „ich höre nicht oft solch freundliche Worte, wenn ich sie aber einmal gehört habe, dann vergeße ich sie nie wieder. Ich heiße Anton."

"Anton? ei, das ist ein hübscher Name."

"Niel zu hübsch für ein Geschöpf, welches dazu geschaffen ist, andern Menschen Abwehen einzuschließen," lautete die mit Bitterkeit gegebene Antwort.

"Nicht doch, Anton, Du mußt nicht ungerecht sein, Mitleid solltest Du sagen, Mitleid und Bedauern."

"Na, ich will es sagen, dem lieben freundlichen Herrn zu Gefallen, aber ich weiß doch, warum die Leute mir aus dem Wege gehen und die Blicke abwenden, wenn ich sie um ein Almosen bitte. O, wenn

ich nur arbeiten könnte! Wie herrlich muß es sein, die Art schwingen, den Spaten handhaben und die Pferde vor dem Pflug antreiben zu können. Doch der Anton ist bumm, und wer bumm ist, der ist auch schlecht, und wer schlecht ist, den treten die Menschen mit Füßen."

"Du hast mir noch nicht gesagt, wer Dein Jakob ist, jedenfalls ein braver Bursche, der Dir immer freundlich begegnet," bemerkte ich, um des armen Menschen Bedauern von seiner eigenen bedauernswerten Lage abzulenken.

"Ein braver Bursche," versetzte Anton und ein Ausdruck der Heiterkeit flog über sein Gesicht, „und wenn mein Jakob stirbt, will ich mit ihm sterben."

"Aber so sage doch, wer ist denn eigentlich der Jakob?"

"Jakob ist mein Kind, Jakob ist mein Freund und Spießgefährte, Jakob ist ein Kabe, so schön groß und schwarz, wie kein zweiter in der ganzen Welt zu finden ist. Und sprechen kann er, ich selbst habe es ihn gelehrt; er spricht wie ein Buch, er lacht und schimpft die Menschen, die den krummen Anton nicht leiden mögen. Auch meinen Bruder schimpft er, und der verdient es, denn er schlägt mich und stiehlt Holz und stiehlt mir die Pfennige, welche mir die Leute geben; und meine Mutter siebt zu und sagt: Anton verdient, mit einem Stein am Halse in den Rhein geworfen zu werden."

"Du mußt das nicht so wörtlich nehmen, Anton, die Leute sprechen manchmal etwas im Zorn und meinen es dabei gar nicht so böse. Wo wohnt Deine Mutter?"

"Meine Mutter und mein Bruder wohnen in einer Seitenschlucht auf dem Wege nach der Emsenbürg. Sie haben ein kleines Häuschen, einen Garten und zwei Ziegen."

"Das kann ja nicht weit von der Oberförsterei sein?"

"Auf der Landstraße gebraucht man von uns bis zur Oberförsterei eine gute halbe Stunde, auf dem Waldpfade dagegen nur die Hälfte dieser Zeit. Mein Bruder haßt den Oberförster, weil er ihn nicht will Holz stehlen lassen. Ich aber nicht, ich hole mir dort manches Mittagbrod, habe den jungen Herrn auch schon mehrfach dafelbst gesehen."

"Ich Dich aber noch nie."

"Weil ich immer heimlich komme und nicht will, daß mein Bruder es erfährt; er denkt, ich will ihn verrathen und anzeigen."

"Bist Du in dieser Woche auf der Oberförsterei gewesen?"

"In dieser Woche noch nicht, aber morgen gehe ich wieder hin; es ist jetzt so schön dort, daß ich immer da bleiben möchte."

"War es denn sonst nicht ebenso schön auf der Oberförsterei?"

"Es war immer schön dort, denn der Herr Oberstleutnant schenkte mir oft einen Groschen und die Frau Oberförsterin gab mir ein Butterbrod; jetzt aber ist Jemand bei ihnen eingezogen, so gut und so schön, schöner noch als die Muttergottesbilder in der Kirche zu Königswinter."

"Ei, ei, mein lieber Anton, wer mag es denn wohl sein, der Dir so außerordentlich wohlgefällt?"

fragte ich, obwohl ich wußte, daß er Niemand anders als Johanna meinen könne.

„Eine junge, sehr vornehme Dame und Johanna heißt sie. O, sie ist so freundlich und gut gegen den armen Anton; sie leidet nicht, daß Jemand über den häßlichen Anton lacht, und wenn sie mich sieht, dann sagt sie jedes Mal: „Armer Anton, wie geht es Dir? bist Du auch hungrig?“ und schnell eilt sie in's Haus zurück, um mir ein Butterbrod zu schneiden, so dick wie meine Faust.“

„Das muß ja ein wahrer Engel sein,“ bemerkte ich, innerlich ergötzt über die Art, in welcher er den Werth des jungen Mädchens veranschaulichte, „gewiß liebst Du die freundliche Dame sehr?“

„Die Leute lieben mich nicht, weil ich ein unglücklicher Krüppel bin, ich liebe daher auch die Menschen nicht. Warum sollte ich auch? Ich habe mein Unglück ja nicht verschuldet. Aber das Fräulein liebe ich mehr, als mich selbst, mehr noch, als meinen Jakob, und ihr zu Gefallen möchte ich mich alle Tage von meinem Bruder blutig schlagen lassen. Jakob kennt das Fräulein auch schon; ich habe ihm ihren Namen so oft vorgelesen, bis er ihn endlich gelernt hat. „Tag Johanna, loch' Kaffee, Jojanna!“ ruft er hundertmal hintereinander, der gute Jakob.“

Während dieser Unterhaltung waren wir wacker vorwärts geschritten. Die schnelle Bewegung schien Anton gar keine Beschwerden zu verursachen, obgleich es sich ausnahm, als wenn er bei jedem Schritt über den als Stütze dienenden Krüppelstock zusammenbrechen müßte. Theilnahmevoll betrachtete ich ihn von der Seite; die Art, in welcher er sich über Johanna aus sprach, hatte meinem Herzen wohlgethan, und wenn er auch hin und wieder eine bittere Bemerkung über seine traurige Lage mit einschoß, so mußte ich mir doch gestehen, daß gar manche gute Regungen in seiner Brust lebten. Diefelben äußerten sich nur leider in einer kindischen und manche, ja die meisten Menschen unangenehm berührenden Weise, und reizten hier zum Spott, während sie dort wieder eine gewisse Furcht vor dem ungeschalteten Geschöpf hervorriefen. Für mich dagegen verlor der arme Bursche, je länger ich mit ihm sprach, immer mehr von seiner Häßlichkeit, und der dankbare Ausdruck, mit welchem er zeitweise seine träben Augen auf mich richtete, rührte mich dergeßtalt, daß ich fast unwillkürlich das Gefühl der Dankbarkeit in noch höherem Grade in ihm wachzurufen mich bestrebte. Und für ihn, der von seiner Geburt an dazu bestimmt gewesen, wie ein unnützes Stück, wie ein widerwärtiges Hinderniß herumgestoßen und mißhandelt zu werden, genüßten ja wenige wohlmeinende Worte, um ihm den ganzen Tag in ein heiteres, untergeßliches Fest zu verwandeln.

Wir erreichten bald ein ländliches Gasthaus, vor welchem der Weg sich theilte, indem die eine Straße geradeaus nach dem nahe gelegenen Königswinter führte, die andere dagegen um den Fuß des Petersberges herum in das Siebengebirge hineinbog. Letztere war unser Weg, und wohl noch anderthalb Stunden hatte ich bis zur Oberförsterei zu wandern.

„Komm, Anton,“ sagte ich zu meinem Reisegefährten, indem ich auf den mit Tischen und Bänken besetzten Platz vor der Schänke zuschrüt, „komm, ich

habe Hunger und Durst, ein Schoppen Drachenseller wird mir dienlich sein.“

Anton folgte mir bis an den Gartenzaun, dort aber zog er sein schwarzes Brod aus der Tasche, und nachdem er dorthin dasselbe hineingegeben, traf er Anstalt sich niederzuliegen, um meine Rückkehr abzuwarten.

„Nein, Anton, so war es nicht gemeint,“ wendete ich mich zu dem übertrauten Burschen, „spare das Schwarzbrod für Deinen Jakob. Bin ich auch kein reicher Mann, wie der Schiffer meinte, so kann ich doch noch etwas weißes Brod, ein Stück Schinken und einen Schoppen Wein für Dich bezahlen.“

Erstaunt blickte Anton zu mir empor. „Wein will der liebe junge Herr mir geben?“ fragte er mit vor innerer Bewegung heiserer Stimme.

„Ja, Anton, und so guten Drachenseller, wie der Wirth ihn nur im Keller hat.“

„Ich danke dem lieben jungen Herrn viel tausendmal; werden der junge Herr mir den Wein und das schöne Weißbrod hierhergeschicken?“

„Bewahre, Anton, ich will in Deiner Gesellschaft essen.“

„Aber der Wirth, er erlaubt es nicht; ich verjage ihm die Gäste, und dann möchte es auch dem Herrn selber nicht in meiner Gesellschaft schmecken.“

„Ach was, Anton, mir verdirbt Du den Appetit weniger, als mancher schlaft gewachsene, vornehme Narr mit gestieften Vatermördern und Vornetzte, dem vor lauter Hochmuth das Gehirn verkrüppelte; wer seinen Gefallen an Dir findet, braucht Dich ja nicht zu beachten. Du setzt Dich zu mir an den Tisch, und den möchte ich sehen, der es wagt, mich auch nur mit einer Miene zu tadeln oder Dich schief anzusehen. Mußt wissen, Anton, ein Student ist ein großes Thier, welches sich von Niemand etwas befehlen läßt.“

Anton's trübe Augen wurden noch trüber; seine breite Brust hob und senkte sich schwer. Hätte ich ihm einen blanken Thaler geschenkt, seine Freude und seine Dankbarkeit hätten nicht größer sein können. Geschah es doch vielleicht: zum erstenmal in seinem Leben, daß ein anderer Mensch ihm als einem gleich berechtigten Wesen begegnete und sich seiner nicht schämte.

Jetzt, wo jene Zeiten so weit hinter mir liegen und ich mit ruhiger Ueberlegung zurückdenke, gefehle ich gern ein, daß neben meiner angebornen Weisberzigkeit mich auch die unübersteßliche Lust an bizarren Einfällen und der geheime Wunsch, Anton möge, wie er zu mir von Johanna gesprochen, dieser auch von mir erzählen, in meinem Benehmen gegen ihn leiteten. Als ich aber des armen Schelm's unbegrenzte Dankbarkeit gewährte und sogar eine Thräne in seinen Augen entdeckte, da wichen die jugendlich leichtfertigen Gedanken von mir und ich schämte mich vor mir selbst, so wenig, und dazu noch aus so unedlen Beweggründen gethan zu haben, um eine solche Dankbarkeit zu verdienen.

„Ist ein Student ein noch größeres Thier, als ein Wallfisch?“ fragte Anton, indem er höflich seine Mühe zog und bescheiden auf der äußersten Ecke einer Bank mir gegenüber Platz nahm.

„Viel, viel größer, mein lieber Anton, so groß,

in der That," fügte ich mit erhobener Stimme hinzu, als ich bemerkte, daß ein hinjugetretener Aufwärter meinen Gast mit unfreundlichen Blicken betrachtete, „daß er mit Bequemlichkeit ein halbes Dugend Kellner sammt ihrem Wirth zur Thür hinauswürde würde, wenn Dir damit ein Gefallen geschähe."

Der unverschämte Aufwärter entfernte sich mit einem sehr langen Gesicht, ein anderer stellte die geforderten Speisen und den Wein vor uns hin, und von Niemand weiter belästigt, bezogen wir sogleich dem frugalen Mahle zuzusprechen.

Anton, obwohl er sich in meiner Gegenwart Zwang auferlegte, aß und trank, wie sich nicht anders erwarten ließ, mit wahrem Heißhunger; ich gönnte ihm den seltenen Genuß von ganzem Herzen, und nicht eher gab ich das Zeichen zum Aufbruch, als bis er mit tömischer Verlegenheit versicherte, daß er vollständig befriedigt sei.

Nach der kurzen Rast setzten wir, wo möglich noch mit beschleunigter Eile, unsere Reise in das Gebirge hinein fort. Anton war schweigsam geworden; ich glaube, er sann darüber nach, wie er mir auf seine Art eine Freude bereiten könne. Er fragte wenigstens mehrfach, ob ich Weidenröschen liebe oder schöne Steine und Blumen. Ich besah natürlich Alles, und nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es mir endlich, ihn wieder auf die Oberflächerei und namentlich auf Johanna zu sprechen zu bringen, und eine freundliche Unterhaltung gewährte es mir, zu hören, wie er in seiner kindischen und dabei doch so aufrichtigen Weise Johanna bis über die Wolken erhob und zuletzt sogar den Heiligen gleichstellte.

So floß die Zeit mir schnell dahin und überrascht blickte ich empor, als Anton mir erklärte, daß wir nunmehr bei dem Nichtsteig angekommen seien, auf welchem ich in einer guten halben Stunde die Oberflächerei zu erreichen vermöge.

"Dann berühren wir wohl Deine heimatliche Hütte?" fragte ich, vergeblich nach einem Eingang in das dicke Buschwerk spähend.

"Nein, junger Herr," lautete die mit triumphirendem Ausdruck gegebene Antwort, „um zu meiner Mutter Hütte zu gelangen, hätten wir schon früher abbiegen müssen. Diesen Pfad kennt, außer Anton, kein Mensch. Er ist auch schwer zu finden, denn schleiche ich in dieser Richtung durch den Wald, nehme ich mich stets in Acht, dieselbe Spur nicht zweimal zu betreten. O, es ist ein schöner Pfad, er führt über Felsen und durch Schluchten, aber der lahme Anton ist nicht so einfältig, ich kann klettern und kriechen und komme hin, wohin andere Leute nicht zu gehen."

So sprechend bog er auf der rechten Seite des Weges die Haselbüsche auseinander, und gleich darauf schlossen sich dieselben wieder hinter uns.

"So, lieber Herr, jetzt befinden wir uns auf dem Plate," sagte er nach einer Weile, als das Buschwerk sich etwas lichte und zerstreut stehende verkrüppelte Eichen das Vordringen weniger erschwert.

"Ich erkenne keinen Pfad, Anton, es sieht hier so aus, wie dort, ich meine, als wenn noch nie ein Mensch in dieser Richtung gewandert wäre."

"Es sollen auch keine Menschen hier wandern, es ist Anton's eigener Weg und dann —"

„Und dann?"

Anton blieb stehen und wendete sich nach mir um, mich halb mißtraulich, halb freundlich betrachtend.

"Der liebe junge Herr hat dem verachteten hässlichen Anton eine große Wohlthat erwiesen; er hat den schlechten Krüppel bei sich am Tisch sitzen lassen, mit mir gegessen und getrunken. Andere Leute schlagen und stoßen mich, daß ich davonlaufe und mich im Walde verberge, wo mich Niemand finden kann. Selbst Jakob kennt mich Verächtlich nicht; Jakob ist dumm, er würde mich verrathen und die Menschen zu mir führen. Der junge Herr dagegen ist ein gelehrter Student und wird des armen Anton's heimliche Zufluchtsstätte nicht meinem Bruder zeigen."

"Gewiß nicht, Anton, Dein Geheimniß soll bei mir gut aufbewahrt sein."

"Nun ja, junger Herr, dieser Weg führt an meinem Schloß vorbei, ein süßes, schönes Schloß, und Ihnen will ich es zeigen, nur Ihnen allein, denn Sie haben den armen Krüppel bei sich am Tisch sitzen lassen und sich seiner nicht geschämt."

Bei diesen Worten lehrte er sich kurz um, und wie um das Versäumnis einzuholen, hinkte er mit verdoppelter Eile immer tiefer in den Wald hinein.

Der Weg, oder vielmehr der pfadlose Boden wurde jetzt so hindernißreich und unwegsam, daß die Unterhaltung sich schon von selbst verbot, und nur nothdürftig prägte sich die von uns inne gehaltene Richtung meinem Gedächtniß ein. So gelangten wir allmählig in eine bewaldete Schlucht, die nicht nur stellenweise durch niedergetriebene Felsstrümmen und schweres Gerölle fast unzugänglich erschien, sondern deren Einfassung auch auf kurze Strecken, bald auf der einen, bald auf der andern Seite, sich als scharfe Uferwände erhob und daher nur für Kräuter- und Beerenfammler Anziehungskraft haben konnte.

Anton kannte indessen seinen Weg ganz genau, denn sein einziges Mal schaute er rückwärts oder äußerte er Zweifel über die eingeschlagene Richtung. Hier folgten wir dem Lauf einer scharf durch das Moos hinsickernden Quelle, dort glitten und kletterten wir behutsam von Stein zu Stein, und machte sich auch in den oberen Luftschichten die Wirkung der höher steigenden Sonne fühlbar, so wurden wir bei unserer mühseligen Wanderung doch nicht durch die Hitze belästigt; denn die Schatten und die von dem Felsen ausströmende nässliche Röhle vereinigten sich, unsern Weg in einen überaus angenehmen zu verwandeln.

Und angenehm war er unstreitig, denn die feierliche Stille, welche in der Schlucht herrschte, stand im vollsten Einklange mit der wilden, malerischen Umgebung, und wenn hier, durch unsere Annäherung aufgeschweht, ein schlantes Wiesel zwischen dem Gerölle hervorlief, dort ein Eichhörnchen munter den Zweig zu Zweig sprang, oder ein schillernd beschwingter Fäher uns mit mißbilligendem Schrei begrüßte, so trug das nur dazu bei, den Reiz der einsamen Wanderung noch zu erhöhen.

Etwa eine Viertelstunde hatten wir uns in der Schlucht fortbewegt, da blieb Anton plötzlich stehen, und nachdem er eine Weile in die Ferne gelauscht, flüsterte er mit geheimnißvollem Wesen: „Hier liegt das Schloß des verachteten Krüppels, es liegt sicher

und schön, sogar die Hunde der Jäger sind schon vielfach dicht an meiner Thür vorübergegangen, ohne den armen Anton in seinem Versteck auszuwittern."

"Ja, Anton, Dein Versteck muß sehr sicher liegen, da ich es, trotz Deiner Anbengungen, nicht zu entdecken vermag," entgegnete ich ihm zu Liebe ebenfalls in flüsterndem Tone.

Anton lachte, und mit seiner verstümmelten Hand auf eine steil aufragende Felswand weisend, sagte er kaum verständlich: "dort ist es; aber folgen mir nur der junge Herr," fuhr er fort, sich der bezeichneten Felsenmauer nähernd, "der liebe Herr müssen hinein, um es zu glauben."

Er hatte Recht, denn selbst als wir am Fuß der Wand angekommen waren, sah ich nichts, als eine Anhäufung von Felskrümmern, welche vom obersten Rande des Plateaus niedergestürzt waren und nunmehr bis zu einer Höhe von ungefähr zwanzig Fuß an der Wand hinaufreichten.

Vorsichtig folgte ich Anton nach, als er die wallartige Geröllanhäufung erkletterte und sich oben auf derselben rastend niederließ.

"Hier ist des armen Anton's Schloß," sagte er, auf einen mächtig großen Felsblock deutend, dessen eine Hälfte von einer umfangreichen Stedpalme und verworrenen Brombeerranken vollständig verdeckt wurde; die Hunde kommen hier nicht herauf, und können sie herauf, um mich zu beißen, so würden sie sich stechen und an den Dornen ihre Haut zerreißen."

"Aber von dort unten kann Dich Jeder sehen, guter Anton," versetzte ich, über die Einfalt des unglücklichen Menschen lächelnd.

"Ja, wenn ich hier sitze, aber nicht wenn ich mich verborgen habe," und indem er noch sprach, glitt er nach der freien Seite des Felsblocks herum, wo er sich sogleich niederlegte.

Ich folgte ihm nach, und mit Bewunderung gemahnte ich, daß er zwischen dem Felsblock und der Wand, nachdem er einige die Öffnung verdeckende Ranken zurückgebogen, in letztere hineintröh.

Meine Neugier wurde regt, und von jeder dazu geneigt, jeden ungewöhnlichen, wenn auch sonst geringfügigen Umstand, mit jugendlich lähner Phantasie zu den wunderbarsten Gebilden umzuwandeln, glaubte ich auch hier die halb verschüttete Pforte eines aus dem Mittelalter herrührenden und nach einer der benachbarten Burgen hinaufführenden heimlichen Kellersanges vor mir zu sehen.

Ogleich ein Blick auf die Felsformation mich von der Unmöglichkeit eines solchen unterirdischen Baues hätte überzeugen müssen, stand ich doch nicht an, mich meinem Führer anzuschließen.

Nicht ohne Mühe und von den Dornen verlegt, gelangte ich in den Felsen hinein. Der Durchgang erweiterte sich nämlich schon nach einer kurzen, kaum zwei Fuß langen Strecke, und als sich meine Augen einigermaßen an die in dem abgeschlossenen Raum herrschende tiefe Dämmerung gewöhnt hatten, überzeugte ich mich leicht, daß der Eingang zu dem vermeintlichen schauerlichen Burgverließ eben nur eine, theils durch vulkanische Erstarrungen, theils durch atmosphärische Einsüsse entstandene Aushöhlung sei, welche durch die von dem Plateau niedergebroschenen Gesteinstrümmern von der freien Luft abgeschlossen wurde.

Die nun die Trümmer niederwärts gerollt waren, senkte sich auch der Weg nach innen, jedoch nur wenige Fuß, indem der Boden der Aushöhlung, wahrscheinlich erst von Anton, durch das Nebeneinanderschichten der einzelnen Blöcke und Steine geebnet worden war.

Der Raum mochte, einige Unregelmäßigkeiten abgerechnet, ungefähr sechs Fuß nach allen Richtungen im Durchmesser halten, was Anton allerdings für mehr als genügend erachtete, wo die enge Höhle, in welcher er zeitweise als alleiniger Selbstherrscher residirte, mit dem prählenden Namen: „Schloß“ zu belegen. Wie lieb ihm aber dies Plätzchen geworden, ging daraus hervor, daß er die Hälfte der Bodenfläche mit einer tiefen Lage Haidekraut bedeckt hatte, außerdem in dem einen Winkel ein großer steinerner Wasserkrug stand, und in einer andern Ecke ein beträchtlicher Vorrath von Haselnüssen lag. Sonst bemerkte ich nichts, was noch einer eingehenderen Prüfung werth gewesen wäre; wo hätte der arme, oftmals gewiß darbennde Bursche auch etwas hernehmen sollen, um seine verborgene Häuslichkeit mit größeren Bequemlichkeiten auszustatten? Ich bereitete ihm indessen die große Freude, mich lobend über seine Einrichtungen auszusprechen, woran ich meinen Dank für das unbedingte Vertrauen schloß, welches er mir durch Eröffnung seines heiligsten Geheimnisses erwiesen habe.

Nach kurzem Aufenthalt krochen wir wieder in's Freie hinaus; Anton reinigte seinen Sammetrock von den Spuren, die, wie er sich ausdrückte, das Geheimniß seines Schlosses verrathen konnten, und rüftig verfolgten wir dann wieder unsern hindernisfreien Weg.

Nach einer weiteren Viertelstunde öffnete sich die Schlucht, hin und wieder schimmerte eine Lichtung zwischen den Eichen- und Haselnußbüschen hindurch und bald darauf boggen wir in einen schmalen, mehr betretenen Pfad ein.

"Dort liegt die Hütte meiner Mutter," sagte Anton, auf dem Pfade rückwärts deutend, "und dort die Oberförsterei," fügte er hinzu, in entgegengesetzter Richtung weisend.

"Dann gehe nur nach Hause, guter Anton," versetzte ich, ihm ein Silberstück als Belohnung für seine Dienste barreichend, "gehe nur heim; dieser Pfad muß in die Landstraße münden, und bin ich erst dort, so befinde ich mich auf bekanntem Boden; übrigens glaube ich, diesen Pfad bei meinem früheren Umherstreifen schon betreten zu haben."

"Ja!ob wartet noch etwas, und die Schläge von meinem Bruder werde ich noch früh genug erhalten," erwiderte Anton bitter, indem er schnell vor mir her hinkte, "ich begleite den lieben, jungen Herrn bis an die Straße — o, lieber, junger Herr, hörten Sie nichts?" unterbrach er sich plötzlich, mit dem Ausdruck des Entsetzens stehen bleibend und zu mir zurückschauend.

"Ja, Anton, ich höre das Bellen eines Hundes."

"Noch mehr, lieber, junger Herr, noch viel, viel mehr, o, der Hund, der Hund!"

"Es wird ein Hund des Herrn Oberförstere sein, der thut Dir nichts, ich stehe dafür ein."

"Aber Jakob, ich höre Jakob! Sie thun meinem Jakob ein Leid an! Jakob! Jakob! Jakob! — so

ausrufend stürmte er mit aller ihm nur möglichen Eile vorwärts.

Vesorgt, daß die einzige Freude des armen verlassenen Menschen wirklich durch irgend einen unglücklichen Zufall unwiederbringlich verloren gehen könne, eilte ich nunmehr ebenfalls vollen Laufs nach der Richtung hin, aus welcher das zornige Wellen eines Hundes zu uns herüberschallte, und sich zwischen durch das mitschwebende Krächzen eines offenbar geängstigten Raben, welches Anton, begabt mit einem außerordentlich scharfen Gehör, bereits längst unterschrieben hatte, deutlicher vernehmen ließ.

Schnell überholte ich den jammernden und leuchtenden Krüppel, und von dem Fabe in den Wald einbiegend, gewahrte ich nach Zurücklegung von einigen Hundert Schritten den weiß- und braungefleckten Lieblingshund meines Vormundes, wie derselbe grimmig bellend einen vor ihm im hohen Grase einhereschlüpfenden schwarzen Gegenstand bald eifrig verfolgte, bald, wenn derselbe sich in einen Strauch festgesetzt hatte, diesen mit allen Anzeichen der feindseligsten Absichten eifertig umtrieb.

„Diana! hier heran! Diana! Diana!“ rief ich fast athemlos. Der Hund erkannte meine Stimme, blühte zu mir herüber, aber meine Eile für eine ihm geltende Aufmunterung haltend, sprang er mit verdoppelter Wuth auf den Raben ein, und im nächsten Augenblick sah ich eine kleine Wolke schwarzer Federn emporwirbeln.

Der geängstigte Vogel mußte sich indessen nachdrücklich zur Wehre gesetzt haben, denn ebenso schnell sprang der Hund wieder zurück, einen kurzen, durchdringenden Schmerzensschrei ausstößend.

Ehe dieser dann seinen Angriff erneuern konnte, war ich heran, ein leichter Fieb mit meinem Ziegenhainer trieb den bellenden und geifernden Hund zurück, und schnell näherte ich mich dem Raben, um mich zu überzeugen, in wie weit derselbe Schaden genommen und Verletzungen davongetragen habe. Anfangs glaubte ich, es sei um ihn geschehen; denn er saß in einem Grassbüsch da, als ob beide nach oben gerichteten Flügel gelähmt gewesen wären, und erst als ich mich zu ihm niederbeigte und er Miene machte, mich die Wucht seines mächtigen Schnabels fühlen zu lassen, schwand meine Besorgniß wieder.

In dem Außern des ergrimmtten Vogels lag übrigens etwas merkwürdig Dämonisches; den Hals hatte er in die gefräubtesten Federn zurückgezogen, den Schnabel zur Hälfte geöffnet, und indem er den Kopf bald mir, bald dem abwärts stehenden Hunde zuwendete, blühten seine runden schwarzen Augen so feindselig, als hätte er uns Beide mit seinen Blicken durchbohren mögen.

In der nächsten Minute kam Anton herbeigehinkt. „Jakob, Jakob!“ rief er laut klagend aus, während Thränen über seine wettergebräunten Wangen rollten; „Jakob, ich komme, Jakob! Jakob!“

„Johanna, loch' Kaffe!“ antwortete Jakob mit einer Stimme, die sich kaum von der Anton's unterscheidet, und dann seine Federn glättend und den Hals ausstreckend hüpfte er furchtlos an mir und dem Hunde vorüber auf seines jammernden Gebieter zu.

„Jakob, was haben sie Dir gethan!“ schrie Anton, als der Vogel, anstatt, wie gewöhnlich, auf

seine Schulter zu fliegen, sich mit empor gehaltenen Schwingen vor ihm niederlaunete.

„Spighube! Spighube!“ sprach der Rabe, seine klugen Augen auf Anton richtend.

Anton hatte unterdessen seine Furcht: das Schlimmste zu entdecken, überwunden, und bitterlich schluchzend kniete er neben seinen einzigen Freund nieder, ihn mit rührender Sorgfalt von allen Seiten betastend.

„O, sie haben ihm die Flügel gebunden!“ rief er gleich darauf schmerzlich aus, „die Flügel gebunden, damit die Hunde ihn zerreißen sollen! Das hat mein Bruder gethan und meine Mutter hat zugehört! Aber unser Haus verbrenne ich, wenn Jakob stirbt. Armer Jakob, sei nur ruhig, ich habe Dir Brod mitgebracht, auch ein Stückchen Fleisch; der junge Herr gab es mir, und ich habe bei ihm am Tische gefessen, ich, der arme, verachtete Krüppel!“

Der Rabe, als hätte er seines Herrn Trostesworte verstanden, warf mir einen süchtigen Blick zu, worauf er ein häßliches Lachen ausstieß, welches dem Anton's so ähnlich war, daß ich, wäre meine Aufmerksamkeit ihm nicht gerade zugewendet gewesen, dadurch hätte getäuscht werden können und ich unwillkürlich mitlachen mußte.

Endlich war es Anton gelungen, die fesselnde Schnur von seines Lieblings Flügel zu entfernen, und athemlos vor Furcht und Spannung richtete er sich auf, um zu sehen, wie der Rabe sich nunmehr gebenden würde. Dieser, sobald er sich befreit fühlte, rechte zuerst den einen und dann den andern Flügel prüfend aus, schlug seinen Schnabel mehrere Male mit lautem Geräusch zusammen, ging einige Schritte zurück, wie um einen Anlauf zu nehmen, und im nächsten Augenblick saß er zu Anton's unaussprechlicher Freude auf dessen Schulter, seinen Kopf schmeichelnd an dessen rauher Wangen reibend.

„Er ist noch gesund, er lebt noch und der liebe, junge Herr hat ihn gerettet,“ sagte der arme Bursche, mit Thränen der Dankbarkeit in seinen Augen.

„Mich freut nur, daß wir zur rechten Zeit gekommen sind,“ entgegnete ich, den Raben streichelnd, was dieser mit einem heisern Lachen geſehen ließ, mir sogar seinen Scheitel hinhalten, als die Stelle, auf welcher ihm Lieblosungen am angenehmsten seien.

„Der liebe, junge Herr weiß nicht, welche Wohlthat er mir erwiesen hat —“

„Nur Anton, ich habe Dir den kleinen Dienst mehr als gern erwiesen; geh nur nach Hause, auch ich muß jetzt heilen, man wird mich auf der Oberförsterei bereits erwarten.“

„Wenn ich nicht ein so unglücklicher Krüppel wäre, fände ich vielleicht Gelegenheit, dem Herrn Studenten wieder zu dienen.“

„Danke, danke, mein lieber Anton, ich bin schon vollständig mit Deinem guten Willen zufrieden, laß Dich nur öfter einmal auf der Oberförsterei sehen, Fräulein Johanna —“

„Johanna, loch' Kaffe!“ unterbrach mich der Rabe krächzend.

„Gewiß Jakob, sie wird Euch einen guten Kaffe kochen,“ fuhr ich fort, und dann Anton zum Abschied die Hand reichend und den Hund an mich lockend,

schrift ich quer durch das Gebüsch der nahen Landstraße zu.

Einmal noch schaute ich zurück; Anton hatte sich auf den Rasen niedergelassen; auf seinen Knien saß der Kabe, mit dem Wesen eines Feinschmeckers die Brocken verzehrend, welche sein Gebieter und Freund ihm darreichte.

„Wenn Anton einen Kalender hätte und schreiben und lesen könnte, würde er den heutigen Tag gewiß dreimal unterstreichen,“ dachte ich, indem ich frohen Herzens meinen Weg verfolgte; „armer Kerl, ich möchte Deinen Bruder wirklich einmal überraschen, wenn er seine Käuse an Dir versucht. Beim Vater Hemer und allen schönen Götinnen des Olymps! wie würde ich ihm das Leder gerben!“

„Im Wald und auf der Halde
Da such' ich meine Herde —“

begann ich zu singen, während ich den Hund beobachtete, wie derselbe lustigrecht vor mir her suchte.

Ein Pfiff ertönte aus nicht allzu großer Ferne zu mir herüber.

Der Hund hob den Kopf und lauschte.

„Diana! Diana! Wo steckst der Satan!? Hier herum!“ erschallte gleich darauf meines Vornuntes Kommandostimme.

Diana stob spornreichs davon, ich setzte über den Graben aus dem Walde auf die Straße, und als ich mich dann der Oberförsterei zuwendete, erblickte ich einen Herrn und eine Dame, die mir langsamen und gemächlichen Schrittes entgegen kamen.

Hätte ich sie wirklich nicht sogleich erkannt, Diana, die mit stürmischer Zärtlichkeit abwechselnd an beiden Spaziergängern emporsprang, würde mich bald genug über sie aufgesklärt haben.

Siebentes Capitel.

Die Botschaft.

„Tausend Donnerwetter, Junge, das nenne ich pünktlich!“ rief mir mein Vornunt zu, als ich mich ihm auf bequeme Hörweite genähert hatte. „Johann wollte schon vor einer Stunde hinaus, um zu sehen, ob Du noch nicht zu sehen seist, nicht wahr Schächgen?“

Johanna reichte mir mit einem hoblen Lächeln die Hand; „wenn auch nicht ganz vor einer Stunde, so kann doch beinahe eine halbe Stunde seitdem verfließen sein,“ sagte sie, schaltfaß zu dem alten Herrn emporsblickend, „und da Gustav selbst die Zeit bestimmt hatte, so dachte ich —“

„So dachtest Du, er müsse unbedingt eine Stunde vor der verabredeten Zeit eintreffen,“ fiel ihr der Oberförsternach lachend in die Rede; „o ich lenne meinen vortrefflichen Gustav,“ fuhr er fort, die Klappe auf seinem blinden Auge etwas lüftend, wie um mich genauer zu betrachten, und mir dennächst die Hand schüttelnd, als hätte er mir den Arm aus dem Gelenk reißen wollen; „bricht allerdings früh genug auf, muß aber unterwegs oft anhalten, hier um einen Schoppen zu trinken, dort um ein niedliches Bauermädchen etwas genauer zu betrachten“ —

Wofür er gewiß zu entschuldigen ist, lieber Onkel, denn ich kann mir kaum etwas Niedlicheres denken, als ein sonntäglich gepudertes Bauermädchen mit dem zierlichen Spigenhändchen und der dasselbe

steif haltenden silbernen Spange,“ versetzte Johanna in naiv überzeugender Weise.

„Bravo Johann!“ rief der Oberförsternach, mir einen verkschnitten Seitenblick zuwerfend aus, „das nenne ich verkschnitten geurtheit; 's gab eine Zeit, in welcher ich selbst — doch das ist nichts für Dich, und zudem ist es schon zu lange her“ —

Es war damals und zwar lange vorher, eh' der Herr Rittmeister Werler sich das eiserne Kreuz verdient,“ schaltete ich ein, mich zwischen Onkel und Nichte drängend und mit ihnen den Rückweg nach der Oberförsterei einschlagend.

„Hm, ja!“ brumnte der alte Krieger, indem er die Brust etwas weiter herausdrückte und behaglich seinen langen weißen Schnurrbart strich.

„Damals, als eine gewisse Lisette, das schönste Mädchen im weiten Umkreise, erklärte, nicht ohne einen gewissen Rittmeister Werler leben zu können“ —

„Richtig, Junge, richtig, sie war das schönste Mädchen weit und breit.“

„Damals, als der unvorsichtige Granatpfitter —“

„Mir das Auge ausgeschlagen hatte“ —

„Und ein gewisser Rittmeister Werler von sich behaupten durfte, daß die schöne Lisette lieber in sein einziges Auge, als in die zwei Augen anderer Officiere schaute.“

„Ganz richtig, Junge, der aber mit seinem einen Auge heute noch mehr sieht, als Du, naseweiser Patron, mit Deinen beiden.“

„Quod demonstrandum erit.“

„Rein, Junge, was schon längst bewiesen ist, indem ich Deine beiden Augen sehe, während Du von mir nur eins siehst.“

„Ja, Herr Oberförsternach, das läßt sich nicht abeugnen, aber ich glaube, Sie gäben Ihre Kriegserfahrungen noch lange nicht für ein neues Auge hin.“

„Rein, Junge, bei Gott nicht; schade, daß Du Anno 14 noch keine Hosen trugst, hätte Dich gerade noch in meiner Schwadron gebrauchen können.“

„Müssen aber doch schöne Zeiten gewesen sein!“

„Zeiten, wie sie noch nie dagewesen sind und auch nie wiederkehren werden. Ja, Kinder, das war ein Drang nach Freiheit, ein Geist, der alle Schichten der Bevölkerung wie mit Zaubermagie durchfuhr! Donnerwetter! ich war damals ältester Rittmeister; hatten schlechtes Advancement gehabt; mußte meine Schwadron vollständig machen oder vielmehr eine neue bilden; wie sie herbeigeramant kamen, um“ —

„Um bei des Herrn Rittmeisters Werler Schwadron einzutreten,“ unterbrach ich meinen Vornunt, um ihn allmählig in seine angenehmste Stimmung gleichsam hineinzubringen.

„Ruhig im Giebel! Keine Insubordination!“

Johann, Brustkasten heraus! Schultern zurück! Also, bei welcher Schwadron war einerteil, um überhaupt die Franzosen dreschen zu helfen. Ja, wie sie kamen, Leute mit grauen Haaren und Jungens, die eben erst das A B C hinter sich hatten! Schade, schade, Gustav, daß Du damals nicht so alt warst wie heute, hätte wirklich aus Dir etwas werden können. Diesen Ruhm, den wir ernten, und diese Siege, die wir austeilen! Aber etwas freut mich an Dir, Junge,“ rief er plötzlich aus, indem er mich mit vollster Kraft auf die Schulter schlug, „trägst wenigstens ein schwarz

und weißes Käppchen, während so viele andere Studenten an ihren Rühen und Hüftbändern alle zwölf Regenbogenfarben zeigten. Lauter dumme Jungen, werden aber mit den Jahren geschickter werden und richtig beten lernen."

"Beten lernen, lieber Onkel?" fragte Johanna, die im ersten Augenblick glaubte, der Oberstlieutenant wolle den Studenten im Allgemeinen den Vorwurf der Gottlosigkeit machen.

"Ja, Mädchen, beten, ich meine richtig beten, so wie der alte Dessauer; zum Beispiel: Unser Vater im Himmel, hilf uns die verfluchten Franzosen zusammenbauen, und wenn Du uns nicht helfen willst, so hilf ihnen wenigstens auch nicht; wir wollen's dann schon allein ansprechen — oder das Donnerwetter soll drein schlagen! Ja, Schätzchen, so beteten wir damals und das hat geholfen!"

"Und Ihre junge Schwadron schlug sich wie lauter alte gebiente Leute?" fragte ich, während ich etwas wie leise Vorwürfe darüber empfan, durch meine Verbindung mit Veruhard die Erwartungen meines Vormundes in so hohem Grade zu täuschen, und zugleich wünschte, das daß Veruhard mich, wie es fast schien, vergessen haben möge oder auch seine Offenherzigkeit gegen mich bereue.

"Wie lauter Veteranen," wiederholte der Oberstlieutenant stolz, abermals seine Augenklappe lüftend und demnachst wieder seinen Schnurrbart martialisch empordrehend, "o ja, Kinder, wie lauter Veteranen, die beim alten Fritz selber in der Schule gewesen; aber die eine Geschichte muß ich Euch erzählen, und bitte ich Euch daher, mich nicht mit uaherweisen und der Gelegenheit nicht angemessenen Bemerkungen zu unterbrechen," und nun begann der alte Herr zu erzählen von Kanonenbonnen und Atlaquen, daß es eine wahre Freude war. Sein Auge leuchtete dabei wie das eines Jünglings, der Schnurrbart sträubte sich empor, wie die Rückenhaare einer boshaften Rake, die Augenklappe stand mehr nach oben, als nach unten gerichtet, und wenn er einen unglücklichen Stein vor sich im Wege liegen sah, dann schickte er ihn vor Kampfeslust durch eine geschickte Prime mit seinem Kräftelck würbelnd in's Gebüsch, daß ich glaubte, der braun gebeigte feste Kreuzdornzweig müßte von der Wucht des Hiebes zerflittern.

Ich aber, nachdem ich den alten Herrn auf sein Lieblingssterna gebracht, schritt schweigend an seiner Seite dahin. Johanna hatte mit begaunender Zutraulichkeit ihren Arm in den meinigen gelegt; ihre schönen Augen hasteten bald auf der zwischen hohen Bäumen aufstauenden Oberförsterei, bald mit gespanntem Ausdruck auf dem leidenschaftlich erregten Antlitz ihres Onkels. Die Geschichten waren ihr noch neu und indem sie theilnahmvoll auf jedes Wort lauschte, zweifelte sie offenbar, wenn die meiste Bewunderung gebühre, ob nun den damaligen, alle Herzen erhebenden Zeiten, oder dem nach ihren Begriffen tapfersten und unübertrefflichsten aller Krieger und Onkels.

Ich kannte die alten lieben Geschichten schon längst in- und auswendig und war nie um eine Antwort oder einen Ausdruck des Beifalls verlegen; ich durfte daher mit Ruhe das süße Engelgebild an meiner Seite betrachten, dessen Arm so weich und so warm

auf dem meinigen ruhte, daß ich mitunter sogar glaubte, den regelmäßigen, aber schnellen Pulsschlag zu fühlen. Und wenn ihre Foden durch eine hastige Bewegung ihres Hauptes die meinigen berührten, wenn ihr Athem mein Gesicht so warm streifte und wenn ihre feine zarte Hand bei der Schilderung irgend einer drohenden Gefahr unwillkürlich meinen Arm etwas fester drückte, o wie mir dann das Blut zum Herzen drang und ich in Gedanken aufschauzte vor nie geahnter Glückseligkeit! Ich hätte ihr zu Füßen sitzen, ihr in wilder Freude beweinen und beschwören mögen, daß das Gesicht uns Einen für den Andern bestimmt habe, wir uns jetzt schon als mit einander auf ewig und unausslöchlich verbunden betrachten dürften.

"Die Tochter ihres Vaters,
Sie folgt ihm zum Altar;

recitirte ich immer und immer wieder in Gedanken, während mein alter würdiger Vormund Batterien auf Batterien auffahren ließ, hier ganze Regimenter mit Kartätschen niederschmetterte, dort im geschlossenen Reiterangriff die furchtbarsten, von Baponnenen stierenden Carré's sprengte, oder auch einem sterbenden Kameraden zum letzten Mal die fast leere Feldflasche darreichte.

"Himmel Sapperment, Junge, das sage ich Dir!" wendete er sich plötzlich in der Hitze des Gefechts mit süßm blühendem Auge mir zu, "das sage ich Dir, ich bin jetzt ein Mann des Friedens, aber Dir zu Gefallen wünsche ich von ganzem Herzen, daß morgen der Krieg wieder ausbräche — und in Frankreich spult es ja schon wieder, — wenn auch nur, um Dir den Genuß zu gönnen, mit geschrungenem Säbel als der Erste in ein feindliches Carré einzubringen, und sollte Dich im nächsten Augenblick der Teufel holen!"

"Onkel!" rief Johanna mit so unbeschreiblich holdem Erschrecken aus, daß ich sie dafür an meine Brust hätte drücken und ihre lieben, schwärmerischen Augen mit tausend Küffen bedecken mögen.

"Was ist da zu onkeln?" fragte der in kriegerisches Feuer gerathene alte Krieger zurück, "Du mußt nur nicht Alles gleich wörtlich nehmen, Schätzchen, denn auch ich mag den Jungen leiden; und wenn ich vom Teufelholen spreche, so handelt es sich nicht gleich um Pferdefuß und Schwanz. Eigentlich wollte ich damit nur sagen: und wenn er im nächsten Augenblick in tausend Millionen Granatküde zerhackt würde."

"Dann wäre er ja todt," versetzte Johanna, zuerst mir und demnachst dem Oberstlieutenant schelmisch zulächelnd.

"Das verstehst Du nicht, Schätzchen," entgegnete Legterer ernst, und wiederum flog die grüne Augenklappe empor, wiederum erhielt der Schnurrbart eine heftige, spiralförmige Drehung und wiederum erweiterte sich die mit dem Kreuz geschmückte Brust um einige Zell nach vorn, "nein, mein Kind, das verstehst Du nicht, gleichst darin Deiner Tante, meiner alten Lisette, auf ein Haar. Die sprach auch immer von Todtschießen und dergleichen. Der Tod auf dem Schlachtfelde ist ein Helventod, und ein Helventod ist das Schönste, was es auf der Welt giebt, und wer als Held stirbt, dem wird ein Denkmal gesetzt, um kommenden Geschlechtern von den Thaten ihrer Vorfahren zu erzählen. Ja, mein lieber Johanna, lieber

zehnmal hinter einander auf dem Felde der Ehre durch alle nur denkbaren Geschosse in's Jenfeit beferbert, als einmal im Bette gestorben!"

Johanna lächelte, als ob sie das Sterben, in welcher Form es auch immer sei, überhaupt nicht für etwas so sehr Schönes und Wünschenswerthes halte. Eine solchen Ansichten entsprechende schaltbaste Antwort schwebte unfreitag auf ihren Lippen, doch wurde dieselbe dadurch zurückgehalten, daß ein etwas wüßt darcin schauender Mann sich uns näherte und mit einem sehr höflichen: „Guten Morgen, Herr Oberstlieutenant“ vorüberschritt.

Mein Vormund berührte mit dem Zeigefinger der rechten Hand militairisch grüßend den breiten Schirm seiner Jagdmütze, während Diana dem Fremden einige Schritte mit gesträubten Rückenhaaren folgte.

„Diana, hier heran!“ kommandirte der Oberstlieutenant; „der Hund kennt den Patron,“ wendete er sich darauf uns zu, „er ist einer der verwegentsten Forstfrevler, sonst aber nicht ohne Bildung, denn er hat in Köln bei den Achtundzwanzigern gestanden.“

Auf diese Bemerkung schaute ich zurück, um den Bezeichneter, der mich durch einzelne Züge seines Gesichtes an Anton erinnerte, genauer in's Auge zu fassen, als ich ihn auch schon, die Mütze in der Hand, auf mich zuschreiten sah.

„Der junge Herr haben etwas verloren,“ sagte er, mir einen unregelmäßig gefalteten Zettel darreichend.

„Ich glaube nicht,“ gab ich zur Antwort, indem ich meine Taschen flüchtig betastete.

„Erzählen der Herr Student, aber ich sah es aus Ihrer Tasche fallen.“ entgegnete der Fremde, der dem Arbeiterstande anzugehörigen schien, und mit einem eigentümlichen, halb verschmühten, halb unterthänigen Lächeln unter seinen weißen Wimpern und Brauen herborblinzelte.

„So nimm ihm doch den Zettel ab,“ bemerkte mein Vormund unfreundlich, und im nächsten Augenblick befand sich das Papier in seinen Händen.

„Wahrhaftig, Du mußt es verloren haben,“ fügte er gleich darauf hinzu, „hier steht es groß und breit: Herr Gustav Wandel, für die Fahrt mit der Schnellpost von Bonn nach Köln entrichtet, und so weiter; er kann gehen, mein Freund, der alte Possidien ist kein Trintgeld werth, und laß er sich nicht wieder beim Holzdiebstahl erwischen.“

„Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant,“ entgegnete der Fremde, die Haden seiner plumpen Stiefel mit lautem Schall zusammenschlagend; „erzählen der Herr Oberstlieutenant,“ fuhr er fort, „that nur meine Schuldigkeit als ehrlicher Mann und dachte nicht an Trintgeld.“

Mein Vormund berührte leicht seinen Nagen schirm; der Fremde machte geräuschvoll Kehrt, bedeckte sein Haupt und schritt davon, und wir bewegten uns wieder langsam der ur noch einige hundert Schritte entfernten Oberförsterei zu.

Den Zettel hielt mein Vormund noch immer in der Hand. Er wollte ihn eben, weil ich an wichtigere Dinge, als an einen alten Possidien dachte — den ich übrigens wirklich meiner Tasche entsallen glaubte — wegzwerfen, als er ihn plötzlich aufmerksamer betrachtete.

„Das ist wohl ein Register Deiner Schulden oder ein gelehrtes Rechenexempel?“ fragte er, mir den Schein hinhaltend.

Mechanisch nahm ich das Papier; kaum aber hatte ich einen Blick auf einige auf der Rückseite deselben mit Bleistift geschriebene Zahlenreihen geworfen, so fühlte ich, daß ich erleichte. Ich erkannte nämlich eine in Chiffreschrift an mich gerichtete Botschaft, doch wirkelten die einzelnen Zeichen vor meinen Augen so durcheinander, daß an ein schnelles Deuten derselben gar nicht zu denken war, zumal ich im Besatzen derartiger Briefe noch nicht die rechte Uebung erlangt hatte.

„In der That ein wichtiges Exempel,“ antwortete ich, mit bestellter Sorglosigkeit das Papier zusammenknitternd und in die Tasche schiebend, „dasselbe zu verlieren, wäre mir wirklich unlieb gewesen.“

Hätte der Oberstlieutenant, anstatt noch immer in der Erinnerung an seine Kriegsjahre zu schwelgen, mich schärfer beobachtet, oder wäre Johanna's Aufmerksamkeit weniger der romantisch gewählten Oberförsterei zugewendet gewesen, so hätte ihnen unmöglich die Verwirrung entgehen können, welche sich ohne Zweifel auf meinen Zügen ausprägte.

Daß Bernhard, oder überhaupt die Anführer der geheimen Verbindung mich gerade da, wo ich es am wenigsten erwartete, zu finden wußten, daß sie einen dem Ansehen nach moralisch ziemlich werthlosen Menschen zum Ueberbringer ihrer Botschaft gewählt hatten und mich dadurch bis zu einem gewissen Grade von diesem abhängig machten, daß ich ferner Erwadungen war, nicht nur meinen alten ehrenwerthen Vormund, sondern auch Johanna, der ich bereits mein ganzes Herz zugewendet hatte, in so großer Weise zu täuschen, Alles dieses störte mit einer so erdrückenden Wucht auf mein Gewissen ein, daß ich unfähig war, die Unterhaltung wieder in der frühern, sorglosen heitern Weise zu eröffnen, oder auch nur einem zwischen dem Oberstlieutenant und seiner Nichts geführten Gespräch mit Aufmerksamkeit zu folgen. Der seltsame Bote schwebte mir wie ein drohendes Gespenst vor, und als ich, um mein Gesicht vor meiner lieblichen Gefährtin auf Augenblicke zu verbergen, noch einmal zurückschaute, gewahrte ich, daß derselbe stehen geblieben war, offenbar in der Absicht, sich zu überzeugen, ob der geheimnißvolle Brief in meinen Besitz übergehen oder fortgenommen werden würde.

Als er meine Bewegung bemerkte, lächelte er, wie zum Zeichen des Eimertänneisses, unverständlich seine Mütze, worauf er sich eiligst entfernte, was natürlich nicht dazu beitrug, meine Verwirrung und Verlegenheit zu verringern. Dabei fühlte ich, daß ich nothgedrungen das so plötzlich eingetretene Schweigen brechen müsse, wenn ich nicht mit Gewalt Unsel und Nichts auf meine veränderte Gemüthsstimmung hinweisen wollte.

„Der Mensch, der uns eben begrüßte, hat sehr wenig Empfehlenswerthes in seinem Aeußeren,“ bemerkte ich, um überhaupt etwas zu sagen, fast wie zu mir selbst sprechend.

„Nicht viel,“ antwortete der Oberstlieutenant, einen Doppelpfeil nach einem dicht am Wege hoch emporgeschossenen Diefstellopf sühend, „ich würde mich höchstwenig darüber grämen, wenn er mein Kevier auf Nimmerwiedersich verliesse, trotzdem er drei Jahre bei den Achtundzwanzigern gestanden hat.“

„Dann wohnt er wohl im Bereich Ihrer Forstverwaltung?“

„Allerdings thut er das; er, seine Mutter und sein Bruder, der unglückliche Anton — wenn Du Dich des armen lahmen Krüppels erinnerst — leben eine Viertelstunde von hier auf einer kleinen Pflanzung. Eine saubere Gesellschaft; sie besitzen etwas Gartenland, gerade genug, um nicht zu verhungern, doch habe ich noch nie gesehen, daß sie auf Arbeit gegangen wären; muß daher nicht recht geheuer bei ihnen sein. Habe ihn im Verdacht, daß er weiß, wer die Hasenschlingen stellt, die zuweilen im Walde gefunden werden.“

„Also Anton's Bruder,“ dachte ich mit wachsendem Unmuth, „was habe ich von einem Menschen und Mitwisser meiner Geheimnisse zu erwarten, der seinen lahmen Bruder auf so schonungslos Art mißhandelt?“

„Triffst den Anton denn ebenfalls Zyr Vorwurf?“ fragte ich gleich darauf zerstreut.

„Nein, wenigstens nicht, daß ich es wüßte,“ entgegnete der Oberstlieutenant, „der arme Teufel ist überhaupt unzurechnungsfähig und bei seiner Mutter gerandt nicht am besten ausgehoben. Jedemfalls schmeichelt er sich, der erträglichste in dem Kleeblatt zu sein.“

„Von Bittersdorf aus war er mein Reisegefährte.“ „Beweis ein interessanter Gesellschafter?“ lachte mein Vormund. „Aber hast Recht, Junge, man muß Mitleid mit derartigen Leuten haben; wäre er im Kriege trumm und lahm geschossen worden, würde er allerdings nicht zu betteln brauchen.“

„Man hat indessen Beispiele, daß Krieger, deren Arme oder Beine auf Leipzigs Felsen zu Staub wurden, sich noch glücklich schätzen, gegen baare Bezahlung einen Gewerbeschein ausgefertigt zu erhalten, kraft dessen es ihnen gestattet ist, durch die Thore einer verstimmten Dreborgel die Herzen ihrer Mitbürger, für die sie ihr bestes Herzblut hingaben, zu rühren,“ versetzte ich nicht ohne Bitterkeit; doch bereute ich meinen Ausspruch im nächsten Augenblick wieder, als ich gewahrte, daß der rechtlich denkende alte Herr leicht erköthete und sich verlegen abwendete, scheinbar, um den Flug einiger wilden Tauben zu beobachten. Dieses indirecte Anerkennen und Billigen meines Vorwurfs gewährte mir indessen auch wieder eine Art von Genugthuung, und ruhiger dachte ich über die ungewisse und gefährliche Lage, in welche mich zu stürzen ich im Begriff stand.

Nachdem mein Vormund ein kurzes Kavalleriesignal geblasen, kehrte er sich mir wieder zu:

„Junge, Du magst ein ganz geschickter Jurist sein,“ begann er sehr ernst und gemessen, „Du magst auch eine Schulbank von einem Remontepferd unterscheiden können; allein das sage ich Dir, von Militairangelegenheiten verstehst Du ebenso wenig, wie meine Vilette sich zum Professor der Philosophie eignet. Merke Dir daher, was Deines Antes nicht ist, laß Deinen Vorwitz bleiben, aber ein Donnerwetter soll gleich drein schlagen!“

Ich schloß, daß bei diesem Vorwurf, der gegen andere Straßpredigten, die mir schon in meinem Leben von dem treuerhigen alten Handegen zu Theil geworden, eine reine Schmeichelei war, Johanna mich erschreckt und verlohren von der Seite betrachtete, um zu errathen, wie die barocken Worte wohl gemeint seien und wie ich sie aufnehmen würde.

Um daher das liebe Mädchen zu beruhigen, lächelte ich vergnügt vor mich hin, worauf ich mit erheuchelter Sorglosigkeit entgegnete:

„Zit mir schon genug, einen Vormund zu besitzen, auf den ich mit Recht stolz sein darf, und da aus mir doch nie ein Oberstlieutenant Werker hätte werden können, selbst wenn ich, wie er, bei Jena und Leipzig mitgeschossen hätte und sogar ein unborsichtiger Granatplitzer etwas zu dicht an meinem Auge vorübergeflogen wäre, so ist es mir nicht zu verargen, daß ich die Militairkarriere nicht einschlug. Aut Caesar, aut nihil, was auf Deutsch heißt, entweder ein Oberstlieutenant Werker, oder nicht einmal der jüngste Rekrut in der ganzen königlich preussischen Armee.“

„Johann, hast Du's gehört, wie der Schlingel sich über Deinen Onkel lustig macht?“ rief der Oberstlieutenant mit verstelltem Grimme aus, „aber wir wollen ihn strafen, und Du sollst dabei helfen. Laß Dir nur den Kellerschlüssel gleich geben, und dann hole eine mit gelbem Siegel herauf, Du weißt schon, Mädel; und wenn Du sie schleppen kannst, dann nim in jede Hand eine.“

„O, lieber Onkel, ich bin stark, ich könnte deren vier tragen,“ entgegnete Johanna lachend.

„Zwei, und dabei bleib's; abgemacht, nicht rousionirt!“

„Es war ein glücklicher Zufall, der mich mit Anton zusammenführte,“ warf ich jetzt wieder ein, „denn nicht genug, daß er mich auf einem nähern Wege durch den Wald führte, fand ich auch Gelegenheit, seinen gezähmten Raben zu retten, der sonst ganz gewiß von Diana zerrissen worden wäre.“

„Was? an einem Raben hast Du Dich vergriffen?“ rief der Oberstlieutenant barock, indem er sich nach dem Hunde umsehrte, der, als hätte er die Frage verstanden, demüthig webedand herbeisüch, „und noch dazu an des armen Anton's Raben? Wui, schäme Dich! Die Bestie hat doch wohl seinen Schaden genommen?“ fragte er mich darauf theilnehmend.

„Noch nicht, kam ich aber eine Minute später, so war es um das arme Thier geschehen.“

„Das ist mir lieb, das ist mir lieb; Johann, wenn Anton sich wieder sehen läßt, dann sorge dafür, daß er satt gemacht wird. Geh dem armen Teufel auch noch Etwas mit auf den Weg, um ihn für seine ausgestandene Angst zu entschädigen.“

„Mit Freuden, lieber Onkel,“ antwortete Johanna schnell, und dann ihren Arm aus dem meinigen zurückziehend, eilte sie uns über den Hof voraus der Hausthüre zu, in welcher wir von der Frau Oberförsterin erwartet wurden.

Die würdige Dame prangte in ihrem schönsten sonntäglichen Kleide; sie war schon im nächsten Dorfe, wohin ihr „Alter“ sie hatte fahren lassen, zur Messe gewesen, und auf ihren freundlichen Zügen stand geschrieben, daß das Bewußtsein, für sich, für den Oberstlieutenant und für uns Alle gebetet zu haben, sie in die zufriedeneste Stimmung versetzte.

Der Empfang, welcher uns von Seiten der ehrsamten Hausfrau zu Theil wurde, war ihrer Stimmung entsprechend, und wie eine freundliche Mutter warf sie mir vor, daß ich die Oberförsterei seit unbenlichen Zeiten nicht besucht habe.

Wie eine freundliche Mutter nahm sie aber auch meine Entschuldigungen entgegen, und ein gewisser dankbarer Stolz leuchtete aus ihren Augen, als sie gewährte, daß ich, gleich nach meinem Eintritt, einen kleinen grünen Zweig, den ich besonders zu diesem Zweck im Walde gebrochen und auf meine Mühe gestützt hatte, zu Haupten ihres Lieblinge-Muttergottesbildchens befestigte.

Johanna hatte unterdessen die gelbgeflegelten Klaxen heraufgeholt, und eine glücklichere und heiterere Gesellschaft hat die Sonne wohl selten beschienen, als wir bildeten, nachdem wir uns um den einsachen, aber wohlbesetzten Frühstückstisch gereiht hatten. Zwar brannte mir der Fettel mit der geheimnißvollen Botschaft wie Feuer in der Lajche, doch hatte ich fest beschloffen, mich während meines Zusammenseins mit Johanna und den beiden guten alten Leuten durch nichts verstümmen zu lassen; und wenn auch anfangs unter heimlichen Seelenkämpfen, so gelang es mir doch allmählig, alle Gedanken an meine Lage und die daraus entspringenden Verwickelungen vollständig zu besiegen und die schöne Gegenwart mit vollen Zügen zu genießen.

Erst des Nachmittags, als die beiden alten Leute sich auf ein Ständchen zur Ruhe begeben hatten und Johanna ihren häuslichen Beschäftigungen nachgegangen war, fand ich die Gelegenheit, mir unbemerkt Kenntniß von dem Inhalte des gefährlichen Schreibens zu verschaffen.

Es enthielt nur wenige Worte; dieselben waren insofern wohl dazu geeignet, meine leicht erregbare Phantasie zu berauschen und mich in einen hohen Grad von Spannung zu versetzen.

„Dem Bruder Gustav Wandel,“ lautete die Ueberschrift. „Ein feierliches, geheimnißvolles Rauschen durchzieht die von Gispflanzen umwucherten deutschen Eichen; das alternte Karl der heiligen Bäume fühlt sich durchdrungen von neuen frischen Lebensäften, fühlt sich wieder stark genug, den Kampf gegen den unuermeidlichen Orkan zu bestehen. Auf der ersten Höhe hinter der Ruine Rolandsbeck tagt die Freiheit in den Strahlen der untergehenden Sonne. Starke Arme und mutige Herzen buldigen ihr am Montage.“

Nicht ohne Mühe entzifferte ich die seltsame Weisung. Ich las sie mehrere Male aufmerksam durch, doch nichts Anderes vermochte ich zu enträthseln, als daß man mich aufforderte, am folgenden Tage, also am Montage gegen Abend, mich auf der bezeichneten Höhe einzustellen.

Ursprünglich beabsichtigte ich, schon am Montage Morgen nach Bonn zurückzukehren. In Folge des Schreibens änderte ich indessen meinen Plan, und fester, denn je, war ich entschlossen, auf dem einmal eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, dem Geschick mutig und ohne zu zittern die Stirn zu bieten, um mich dereinst mit Stolz einen Befreier des Vaterlandes nennen zu dürfen.

Der Eindruk, welchen meines Vormundes glühender Patriotismus am Vormittage auf mich ausgeübt, hatte durch die Botschaft plötzlich einen ganz anderen Charakter erhalten. Es regte sich in mir das unbeflegbare Verlangen, mich auszuzeichnen, eine hervorragende Rolle in der Geschichte zu spielen, um — ja, um Johanna, dem lieben, angebeteten Mädchen

etwas Höheres, als eine alltägliche, philisterhafte Existenz zu Füßen legen zu können. O, wie mir bei diesem Gedanken das Blut süßmilchig in den Adern wallte, und wie ich mich berufen fühlte, in die geweihte Schaar der Ketter des Vaterlandes einzutreten! Ich glaubte das unwillige Rauschen in den Wipfeln der heiligen Eichen zu vernehmen, und vergeffen war das Troßbild meines greisen Vormundes, vergeffen die Pächlichkeiten des trügerischen Bodens, über welchen ich von nun ab hinwandeln sollte. Das Rauschen der Eichen drang mir mit unwiderstehlicher Gewalt zum Herzen; die Lieder der deutschen Sängler erhielten für mich eine andere Bedeutung, Johanna's Bild schwebte mir, wie mit einem Strahlenkranz umgeben vor, und zu den lähnen Lustschiffen, welche ich mit erhöhter Einbildungskraft schuf, wiederholte ich immer und immer wieder den meinen jugendlich überspannten Hoffnungen und Wünschen neue Nahrung bietenden Spruch der Wahnsinnigen.

Achtes Capitel.

Aus vergangenen Tagen.

O, die liebe, freundliche Oberförsterei! wie sie so romantisch zwischen den alten Bäumen hervorragte. Das Wohnhaus war nur sehr einfach, und moosbewachsene Strohdächer bedeckten die Ställe und Wirtschaftsgebäude, doch schien sie gerade dadurch ihren Hauptreiz, einen gewissen Schimmer der Behaglichkeit, des Einladenden zu erhalten.

Ich fragte ich mich wohl, warum das blutroth angezeichnete Fachwerk und die zwischen demselben liegenden geweihten Felser der verschiedenen, wenig umfangreichen Bautheile, trotz der geschmacklosen Farbenzusammenstellung, mir so sehr gefielen, warum ich so gern den reich belebten Hühnerhof beobachtete und die wohlgenährten Pferde, wenn sie friedlich mit den Halfterketten rasselten, oder die Rinder, wenn sie mit trägern Schritt von der Weide heimkehrten, oder endlich die Kuechte und Mägde, wenn sie geschäftig ihren entsprechenden Arbeiten oblagen; ja, oft richtete ich diese Frage an mich, ohne sogleich eine Antwort darauf zu finden.

Daß ich nicht für das Leben in Städten geschaffen sei, fiel mir dabei nicht ein; ich schob Alles auf die wunderbar schöne Naturumgebung, auf die stattlichen Berge, welche sich ringsum erhoben, auf den süßen Waldesduft, den ich so wohlkäftig einathmete, und vor allen Dingen auf die guten, guten alten Leute, die mir das einfache Gehöst in eine Heimath verwandelten.

Erstahen mir die Oberförsterei von je her als eine liebliche Idylle, so erhielt sie, seit ich Johanna dort wußte, in meinen Augen einen erhöhten Zauber. Ich fühlte dies so recht an jenem unvergeßlichen Sonntag Abend, als wir uns in einer Laube hinter dem Wohnhause wieder zusammengefunden hatten und bei heiterem, harmlosem Geplauder die Zeit unmerklich verrann.

Ich war weich, sogar wehmüthig gestimmt, ohne zu wissen warum, und jetzt noch, nach langen Jahren, wenn ich jenes Abends gedente, vermag ich mich kaum der Thränen zu erwehren.

War es das Schicksal, welches mich vor der Zukunft warnte, oder nahm meine glückliche, sorglose

Jugendzeit Abschied von mir? Ich weiß es nicht; nur das ist mir klar, daß seit jener Zeit ein tieferer Ernst in meine Brust einzog, ein festerer, und endlich ein unumstößlicher Wille mich in allen meinen Handlungen leitete, daß ich begann — vielleicht zu frühzeitig begann — mich als Mann, als Kenner meines eigenen Geschickes zu fühlen und zu betrachten und in Folge dessen, wie ich jetzt erkenne, meine Kraft und meine Einsicht weit zu überschätzen. —

Die Nacht war weit vorgerückt; tiefe Stille ruhte auf der im Licht des abnehmenden Mondes bläulich schimmernden Landschaft. Die Pieder der luftwandelnden Dorfbesohner waren längst verstummt, und lauter tönten dafür die süßen Melodien der Nachtigallen pausenweise aus dem nahen Walde zu uns herüber.

Die ruhige, friedliche Stimmung der Natur hatte sich um Allen unbewußt mehr oder minder mitgetheilt, weßhalb auch wohl unsere Unterhaltung einsilbiger wurde. Mein Vormund nahm dies für ein Zeichen von Müdigkeit, und nachdem er seiner guten Visette und Johanna, um sie an die Nachtruhe zu mahnen, eine herzliche Gutenacht gewünscht, forberte er mich auf, ihn noch auf einem Spaziergange durch den angrenzenden Forst zu begleiten.

„Morgen zur rechten Zeit Reveille!“ rief er den seinen Befehlen gehorhamen Damen noch zu, als diese in der Hausthüre verschwanden, und einige Minuten später befanden wir und auf der Landstraße.

„Nicht durch den Wald wollen wir gehen,“ sagte der Oberstlieutenant, als ich meine Verwunderung über die von ihm eingeschlagene Richtung ausdrückte, „nicht durch den Wald, sondern auf der Straße wollen wir bleiben. Ich habe mit Dir über wichtige Dinge zu reden, und da stört es nur, wenn man zu sehr auf den Weg achten muß.“

Im Ton seiner Stimme lag ein an ihm sonst nicht gewöhnlicher Ernst, und ein eigenthümliches Gefühl von Trost und Besorgniß beschlich mich, als ich der Möglichkeit gedachte, daß er in meinem Herzen gelesen haben könne, oder ihm vielleicht von irgend einer Seite meine beabsichtigte Theilnehmung an den demagogischen Umtrieben verrathen worden sei.

Keine Befürchtungen erwiesen sich als grundlos; ich hätte es mir denken können, denn ein derartiger Zweifel an meinen lokalen Gesinnungen wäre meinem Vormunde gewiß wie ein Verbrechen, nicht nur an mir, sondern auch an dem Andenken meines Vaters vorgekommen. —

„Nun sage mir einmal aufrichtig, mein lieber Junge,“ begann er, nachdem wir eine kurze Strecke schweigend neben einander zurückgelegt hatten, „wie gefällt Dir meine Nichte Johanna?“

„Ich dünkte, es wäre gerade nicht schwer zu entdecken, daß Johanna mir besser, als irgend ein anderes Mädchen meiner Bekanntschaft gefällt,“ antwortete ich möglichst ruhig.

„Brav und offen gesprochen; nicht mehr, als ich von Dir erwartet habe.“

„Gewiß, Herr Oberstlieutenant, ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß ich Ihre schöne und brave Nichte außerordentlich lieb gewonnen habe,“ wiederholte ich mit wärmerem und daher noch wahrerem Ausdruck.

„Und ist anzunehmen, daß Du von jetzt ab Dei-

nen alten griech-römigen Vormund weniger vernachlässigst, ich meine, daß Du nicht zwei Monate darüber hingehen lässest, bis Du ihn einmal honoribus caudibus, wie Ihr Lateiner sagt, besuchst.“

„Ich will abermals aufrichtig sein und mit einem rückhaltlosen Ja antworten. Aber wie geht es zu, wenn ich mir die Frage erlauben darf, daß ich plötzlich eine Nichte von Ihnen in Ihrem Hause finde, während ich früher glaubte, daß Sie ohne nähere Angehörige wären?“

„Sapperment, das ist es ja gerade, worüber ich mit Dir sprechen will. Erstens wünsche ich nämlich vorzubeugen, daß Du vielleicht einmal unbedachtamer Weise Dich mit Johanna in ein Gespräch über ihr Vorkommen und ihre Eltern einlässest und Fragen stellst, welche zu beantworteten außer dem Bereich der Macht des armen Kindes liegt, dann aber auch will ich Dich überhanpt mit ihrer Geschichte bekannt machen, eh' Du Dich in sie verliebt hast. Geschähe dies, nachdem Du Galgenstrick das Herz des braven Mädchens vielleicht gewonnen, und Du wolltest Dich dann, in Folge meiner inhaltschweren Mittheilungen, zurückziehen, so könnte das sehr, sehr traurige Folgen für Johanna haben. Ich bin zwar ein alter Soldat, ein Herz habe ich doch wegen aber doch, und ich sage Dir, Junge, es wäre ein harter Schlag für mich, würde das Kind meines Bruders, sie, die letzte unseres Stammes, durch Dich unglücklich. Du bist ein junger, leichtsinniger Patron, sie ein zartes, unschuldiges Wesen; Ihr werdet vorausichtlich viel mit einander verkehren, und überraschen sollte es mich nicht, wenn Ihr genug Gefallen an einander fändet, um Einer nicht ohne den Andern leben zu können, etwa so, wie ich und meine Visette.“

„Ein Unglück wäre ein solches Enderesultat gerade nicht; im Gegentheil, ich würde mich freuen und auch wohl noch erleben, daß Du, nachdem Du in sicheres Brod gekommen, meine Nichte heimführtest. Ich halte es aber nicht nur für meine Pflicht, sondern ich folge auch dem Trange meines Herzens, wenn ich einem möglichen Unglück vorzubeugen wünsche. Kennst Du Johanna's Lebensgeschichte, oder vielmehr die Geschichte ihrer Eltern, so darf ich von Dir, als einem Ehrenmanne erwarten, daß Du, im Falle die kalte Vernunft Dir rüthig, zurücksetze, bei ihr keine Hoffnungen zu erwecken suchst, welche zu verwirklichen Deinen Begriffen von Würde, Ehre und Stolz widerspräche. Und glaube mir, mein Sohn, Johanna's Gesundheit ist, wie die ihrer Mutter in den letzten Jahren, wie ein Hauch. Auf ihren Wangen glühen schon jetzt zuweilen die dunkeln Rosen, welche durch ein zufriedenes, glückliches Loos auf Lebenszeit festgebannt, aber auch eben so leicht, ja, noch leichter auf immer entblättert werden können.“

Jedem mein Vormund dies sagte, bedete seine rauhe Stimme leise. Ich erkannte ihn kaum wieder, denn mit einer so innigen und wehmüthigen Theilnahme hatte ich den alten vernarbten Krieger noch nie sprechen hören. Um so tiefer war aber auch dasilr der Eindruck, welchen seine Worte in meiner Seele zurückließen, und auf's Aeußerste gespannt harrete ich Dem entgegen, was er mir über Johanna's Vergangenheit zu eröffnen im Begriffe stand.

„Herr Oberstlieutenant,“ sagte ich daher, sobald

er schwieg, und ich drückte seine Hand aus aufrichtigem, überströmendem Herzen, „Sie sind so lange mein lieber, treuer Vormund, und mehr als zu nachsichtiger väterlicher Freund gewesen, Sie werden am besten beurtheilen können, welcher Werth meinen ersten und heiligen Versicherungen beigemessen werden darf. Sie sprechen von Ihrer lieblichen Nichte, als von einem Wesen, an dessen Name ein Mal haften; ich vermeide es, Ihnen jetzt schon zu schildern, welche Hoffnungen und Wünsche Johanna's Erscheinung bereits am Tage unserer ersten Bekanntschafft in mir wach gerufen hat. Wenn es mir aber beschieden sein sollte, das noch von seinem trüben oder unedlen Hauch berührte Herz Johanna's zu gewinnen, dann gäbe es nichts, und enthielten Ihre Entschlüssen die fürchtbarsten Geheimnisse, was mich in dem einmal gefassten Entschlusse wankend zu machen im Stande wäre. Johanna sollte mein Stolz, mein ganzes Lebensglück sein, und je trüber die Umstände, welche sich an ihr Dasein knüpfen, um so höher wollte ich sie nicht nur in den Augen der Welt, sondern auch in ihrer wirklichen Lebensstellung zu erheben suchen. Ja, ich wollte wirken und schaffen, ich wollte — nein, noch mehr, ich werde mich von Stufe zu Stufe emporzuschwingen, so hoch, ja so hoch, daß sogar mein verehrter Herr Vormund meinen Namen mit Stolz nennt, und der Ehrelage wegen, welche ich erzielte, gern seine Vorurtheile“ —

„Vorurtheile?“ unterbrach mich der Oberstlientenant hoch aufhorchend.

„Nicht gerade Vorurtheile wollte ich sagen,“ verbesserte ich mich schnell, verlegen darüber, daß ich mich von meiner Begeisterung für eine mir noch ziemlich unbekante Sache zu unbedachtsamen Aeußerungen hatte fortziehen lassen, „ich wollte eben nur Ihre geringe Vorliebe für die Juristenfärberei andeuten, nur darlegen, daß ich eine unüberwindliche Kraft in mir fühle und meine Blicke lähn und ohne zu zittern oder zu jagen auf die höchsten und einflussreichsten Stellen richte.“

„Gratulire zum Minister,“ versetzte mein Vermund lachend; im nächsten Augenblick war er indessen wieder ernst und ich errieth aus der Bewegung seines Armes, daß er, ein sicheres Zeichen seiner Erregtheit, die Augenklappe löstete. „Aber Scherz bei Seite,“ fuhr er gleich darauf fort, indem er meine Hand ergriff und dieselbe heftig drückte; „Du hast gesprochen, wie ich es von Dir erwartete und wie es einem Ehrenmanne geziemt; doch verbleib' mich recht, mein Junge, ich betrachte Deine Erklärung nicht als eine übernommene Verpflichtung; es ist überhaupt noch zu früh, so weit in die Zukunft zu denken, obwohl es nicht schadet, wenn wir uns gegenseitig ausgesprochen haben. Und so höre mir denn aufmerksam zu, präge Alles Deinem Gedächtnis wohl ein und nimm Dir vollkommen Zeit, Dich zu prüfen. Hat dann endlich Derjenige, der mich mit meiner Eizette zusammenführte, ein Aehnliches über Euch beschlossen, so will ich — na — Du weißt ja schon.“

Hier wurde der busige Schnurrbart wieder etwas länger, als gewöhnlich, geschraubt und gedreht, und nachdem der alte Herr sich noch einmal recht ordentlich geräuspert, begann er:

„Wir waren drei Brüder, nämlich der Älteste,

der bei Jena den Helbentod starb, dann ich, von dem nur noch ein paar dürre, mersehe Knochen übrig geblieben sind, und endlich mein Bruder Johann, der bedeutend jünger, als ich, seine Vorliebe für zweifarbiges Tuch dadurch bekräftete, daß er ebenfalls in die Armee eintrat.

„Von diesem Letzteren nun, der, wie schon der Name besagt, Johanna's Vater wurde, will ich Dir erzählen.“

„Obgleich mein Bruder Johann im Freiheitskriege tapfer mitgefochten hatte, begünstigte das Glück ihn doch nicht sonderlich. Er war Lieutenant und blieb Lieutenant, was wohl mit am meisten dazu beitrug, daß er bereits im Jahre 1816 seinen Abschied nahm und sich mit seiner geringen Pension und den Zinsen eines gerade nicht sehr erheblichen väterlichen Erbtheils begnügte. Alles ging ganz gut, und es würde heute noch gut gehen, wenn er nicht auf den unheilvollen Gedanken gekommen wäre, zu heirathen.“

„Heirathen ist sehr schön, aber die Sache muß auch Hand und Fuß haben, und nicht, wie bei meinem Bruder, eine Art von Zusammenlaufen aus vertrieber Laune sein.“

„Nun nachdem er seinen Abschied genommen, begab sich mein Bruder also eines Tages nach Wien, und wie sich bei einem Junggefallen fast von selbst versteht, besuchte er des Abends in Gesellschaft von ehemaligen Kameraden das Theater. An jenem Abend trat gerade eine Tänzerin, eine Italienerin, zum ersten Mal vor auf. Die Tänzerin sehen und sich in dieselbe verlieben, war für meinen Bruder Eins, und zwar that er dies mit einem solchen Feuer, wie man ihn bei seinen dreißig und einigen Jahren kaum zugehört hätte. Er suchte Zutritt bei seiner Angebeteten zu erhalten; derselbe wurde ihm auch gewährt, und da er ein auffallend schöner Mann war, konnte es nicht fehlen, daß er einen günstigen Eindruck auf dieselbe machte.“

„Dem ersten Besuch folgte bald der zweite, dem zweiten der dritte, und noch keine vier Wochen waren in dieser Weise verstrichen, da kündigte er mir an, daß er sich mit der Italienerin zu verheirathen gedenke.“

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, dachte ich, und obwohl mir die ganze Geschichte nicht behagte, ging ich dennoch nach Frankfurt, um als guter Bruder der dort stattfindenden Vermählung beizuwohnen. Ich kann nicht leugnen, daß der Anblick des jungen Mädchens mich fast gänzlich mit ihrem Herkommen und ihrer ursprünglichen Bestimmung ausfüllte. Ihr Aeußeres war schön, ihr Wesen und Benehmen bescheiden und anspruchslos; mit einem Wort, die neue Schwägerin gefiel mir ausnehmend und ich verzieh meinem Bruder aus vollem Herzen, daß er sich zu dem dummen Streich hatte fortziehen lassen.“

„Die Hochzeit wurde also in gehöriger Form gefeiert, betress' der ewigen Nachkommenschaft — mein Bruder war Protestant, seine Frau Katholikin — die Vereinbarung getroffen, daß alle Kinder in die Stammtafel des Vaters eingetragen, was so viel heißt, wie: in dessen Religion erzogen werden sollten, wie das auch ganz in der Ordnung, und vollständig beruhigt über die Zukunft der jungen Eheleute, reiste ich hierher zurück. Und beruhigt konnte ich sein, denn außerdem, daß seine Frau ihm einige tausend Thaler

einbrachte, war es meinem Bruder auch gelungen, eine seinen Fähigkeiten entsprechende Anstellung in einem Bureau zu finden, wodurch ihr Einkommen so weit erhöht wurde, daß sie ein mehr, als behagliches und bequemes Leben führen konnten.

„Ein Jahr mochte ungefähr verstrichen sein, als ich die Nachricht von der Geburt einer Tochter erhielt.

„Da mir selbst keine Kinder beschieden gewesen sind, so kannst Du die Freude begreifen, welche ich darüber empfand, zum ersten Mal in meinem Leben Onkel geworden zu sein. Ja, ich liebte das Kind schon damals, ohne es zu kennen, und jetzt, da es in meinem Hause lebt, ist es mir noch viel theurer geworden. Hoffentlich wirst Du es mir nicht verargen, wenn ich gestehe, daß Johanna mir, nächst meiner Lisette, das Liebste auf der Welt ist; aber beruhige Dich nur, gleich hinter Johanna stehst Du auf der Rangliste.

„Mit der Geburt des Kindes schien indessen das Glück der beiden Eheleute ihr Ende erreicht zu haben; ich glaubte dies wenigstens aus den Briefen meines Bruders zu errathen, die immer kälter und geschäftsmäßiger abgefaßt waren und sehr bald die letzte Spur von jenem Humor verloren, der sie vordem stets ausgezeichnet hatte, und daher mehr dem trocknen Rapport eines gewissenhaften Wachtmeisters glichen.

„Die Sache war folgende: Die Natur der Italienerin hatte wohl eine Zeit lang verlernt, jedoch nicht ganz umgewandelt werden können, und mußte es meinen Bruder selbstständig niederdrücken, zu gewahren, daß seine Gattin, nachdem sie Mutter geworden, nicht nur weniger hausbäuerlich mit ihrem Einkommen verfuhr, sondern sich auch, gegen seinen ausdrücklichen Wunsch und Willen, einen Umgang wählte, den er von seinem Standpunkte aus nie gut heißen konnte.

„Unter denjenigen, die in Abwesenheit meines Bruders sein Haus am häufigsten besuchten, befand sich auch ein katholischer Priester.

„Den religiösen Glauben seiner Frau berücksichtigend, duldete mein Bruder längere Zeit hindurch diese Besuche, obwohl es ihn tief verlegte, daß der Priester, ebenfalls ein Italiener, sogar in seiner Gegenwart sich nicht scheute, in seinem Verkehr mit der jungen Frau sich der italienischen Sprache zu bedienen, von der mein Bruder kein einziges Wort verstand. Auch erschien es ihm oft, als wenn das Verhältniß zwischen dem Kaplan und seinem Beichtkinde fast ein zu zärtliches sei, aber seiner kleinen Tochter zu Liebe, welche er vergötterte, ertrug er Manches, was ihn früher in die grenzenloseste Wuth versetzt haben würde.

„Doch Alles hat sein Ende, sogar meines Bruders Gebuld mußte zuletzt reifen.

„Der erste ärgerliche Ausbruch erfolgte, als die junge Frau den bringenden Wunsch ansprach, ihre Tochter in der katholischen Religion erziehen, und mehr noch, sie sogleich nach katholischem Ritus taufen zu lassen.

„Als mein Bruder sodann auf ihren bindenden Vertrag hinwies, überhäufte sie ihn, gegen alle Einbittungen, mit Vorwürfen und Klagen, daß man sich damals ihre Unersahrenheit zu Nuzen gemacht und sie auf eine schändliche Weise hintergangen habe. Ein

Wort gab das andere, Thränen wechselten mit Ohnmachten ab, und das Ende vom Liebe war, daß mein Bruder, der in dem ganzen rechtswidrigen und unnatürlichen Begehren das Werk des fremden Priesters erkannte, diesem mit düren Worten das Haus verbot.

„Anscheinend wurde das Verbot mit Gleichgültigkeit hingenommen. Der Priester ließ sich zwar nicht mehr im Hause blicken, doch vermochte mein Bruder nicht zu verhindern, daß seine Frau den hinterlistigen Betrüger außer dem Hause sah, er selbst aber von dem treulosen Weibe mit kalter Verachtung gestraft wurde, was seinen sonst so frischen Lebensmuth vollends untergrub.

„Wiederum verstrichen einige Monate, ohne daß in seinen häuslichen Verhältnissen eine Aenderung zum Guten erfolgt wäre; im Gegentheil, der Bruch schien immer schärfer hervortretend, unheilbar zu werden. Kein Wunder also, daß mein Bruder viel abwesend war und sich anderweitig zu zerstreuen suchte; hin, ich würde es ganz ebenso gemacht haben.

„Eines Abends, Johanna mochte damals vielleicht ein Jahr alt sein, kehrte er auch wieder zur späten Stunde nach Hause zurück. Gewohnt, daß weder ein Diensthote noch seine Frau auf dem Posten waren und irgendwelche Notiz von ihm nahmen, begab er sich in sein Schlafgemach. Er zündete Licht an, und das Erste, was ihm beim Schein desselben in die Augen fiel, war ein ihn gerichtetes Schreiben seiner Gattin. Mit zitternden Händen und nicht Gutes ahnend erbrach er dasselbe; es enthielt nur wenig Worte, in welchen seine Frau ihm erklärte, daß sie, da sie nicht glücklich mit ihm leben könne, ihr Kind aber in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen beabsichtige, es verzichte, sich von ihm zu trennen und ihm mit Freunden seine volle Freiheit zurückgebe. Schließlich rieth sie ihm noch, nicht nach ihr zu forschen, da alle seine Nähe sich als vergeblich ausweisen würde.

„Wäre sie allein davon gegangen und hätte sie ihm das Kind gelassen, dann würde er sich möglicher Weise getröstet haben, so aber war es ein Schlag für ihn, der ihn bis in's innerste Lebensmark traf. Zu dem unsäglichen Schmerz über den Verlust des Kindes und dem heißen Verlangen, dasselbe wieder zu sehen, gestellte sich aber auch noch die grimmigste Wuth über das verbrecherische Treiben der Flüchtlinge, und obwohl mit zermalnitem Herzen, verläumete er doch Nichts, was dazu dienen konnte, ihn auf deren Spur zu leiten. Wie es ihm glückte, so schnell die Richtung ihrer Flucht anzukunftschaften, weiß ich nicht, wohl aber weiß ich, daß er bereits am folgenden Morgen, als eben der Tag zu grauen begann, mit Extrapost und Courierpferden über die Mainbrücke jagte.“

„So sprechend schob der Oberstleutnant, als ob die Erinnerung an die Schmach seines Bruders ihn übermannt habe, die Augenlappen zähneknirschend einigemal hin und her, und nachdem er, wie um sich zu beruhigen, mit seinem Kräftestock einen Doppelschieß nach den am Wege wuchernden Eukern geführt, nahm er den Faden seiner Erzählung wieder auf:

„Er holte die Flüchtlinge ein, Sapperment! Er holte sie ein, in einer Stadt Rheinsaberns, als sie eben in einem Gasthose zweiter Klasse Quartier ge-

macht hatten. Seine Gattin und den Priester traf er in traulichem Gespräch bei einander; sie bekräftigten nicht mehr, verfolgt zu werden. Seine Tochter dagegen lag bereits in einem gesunden Schlaf.

„Wie ein rächender Gott trat er vor das verbrecherische Paar hin. Er sprach kein Wort, aber den Pfaffen peitschte er unbarmherzig auf die Straße hinaus, und dann erst nahm er das Kind in seine Arme, um es zu Herzen und zu küssen.

„Eine Stunde später sollte er mit Weib und Kind und sogar mit dem Gelde, welches die treulose Frau mitzunehmen nicht vergessen hatte, Frankfurt wieder zu. Das Kind hielt er selbst an den Knien, mit seiner Frau dagegen sprach er keine Silbe; weder Tränen, noch Bitten, noch Drohungen fruchteten; er blieb unbeweglich, ungerührt und behandelte sie, als hätte sie für ihn gar nicht mehr existirt, und wie sie es auch nicht anders verdient.

„So kam er in seiner Wohnung an. Aber selbst da gelang es seiner Frau nicht, ihm auch nur ein Wort des Vorwurfs zu entlocken oder das arme unschuldige Kind zur alleinigen Pflege und Bewachung überantwortet zu erhalten. Wie sein Herz, schien auch sein Antlitz sich versteinert zu haben; er sprach nur das Allernothwendigste zu den Dienftboten, er weinte bittere Thränen über der kleinen Johanna, weiter aber gingen die Aeußerungen seines Kammers nicht.

„Das Haus verließ er nicht mehr; er hatte nämlich seine Stelle bereits am ersten Tage nach seiner Rückkehr aufgegeben, dagegen schrieb er sehr viel, und zuweilen sah man auch wohl eine Gerichtsperson sich zu ihm begeben, um bei verschlossenen Thüren längere Zeit mit ihm zu berathen.

„Die schuldbelastete Frau, obgleich ihr persönlich nicht der geringste Zwang auferlegt wurde, verlebte unterdessen eine schreckliche Zeit. Aber nicht lange sollte sie über ihr Loos im Dunkeln bleiben, denn schon am achten Tage wurde, trotz ihres Händeringens, zu ihr ihres Flehens um Erbarmen, das Kind von ihr genommen und einer protestantischen Familie zur Erziehung übergeben. Sie selbst erhielt nur die Erlaubniß, ihre Tochter einmal wöchentlich besuchen und in Gegenwart von Zeugen sehen zu dürfen. Gleichzeitig war mir die gerichtliche und von einem dringenden Schreiben meines Bruders begleitete Aufforderung zugegangen, die Vormundschaft über das Kind zu übernehmen und nach besten Kräften über dessen Zukunft zu wachen.

„Dieses Ansinnen wies ich natürlich nicht zurück, doch konnte ich nicht umhin, noch besonders an meinen Bruder zu schreiben und ihn zu ermahnen, sich zurückziehen und sich nicht allzusehr von den widerwärtigen Verhältnissen niederdrücken zu lassen.

„Mein Brief erreichte ihn nicht mehr, dagegen ging mir einige Tage später eine Abschrift seines Testaments zu, und ein anderer Brief, in welchem der arme Kerl auf ewig von mir Abschied nahm, mich beschwor, sein Kind zu lieben, dafür zu sorgen, daß es nicht verkomme, und das kleine von ihm hinterlassene Vermögen zu dessen Bestem zu verwalten.

„Von den bösesten Ahnungen gestärkt, reiste ich augenblicklich nach Frankfurt ab; ich wollte meinen Bruder trösten, ihn warnen vor bösen, unmännlichen Entschlüssen, auf welche seine Worte hinzudeuten

schienen, allein ich kam zu spät. Seine Gattin, die sein ganzes Unglück verschuldet hatte, traf ich in Verzweiflung, er selbst aber war, unter Hinterlassung seiner sämmtlichen Sachen und seines für Johanna sicher unterbrachten Geldes, spurlos verschwunden.

„Es unterlag keinem Zweifel, der arme Kerl, durch den Verrath seiner Gattin zum Aeußersten getrieben, hatte sich das Leben genommen.“ Fuhr der Oberflüchtlianer fort, nachdem er, um seine Bewegung zu bekämpfen, ein kurzes, aber scharf klingendes Kavalleriesignal in den Wald geschickte.

„Ich tadle seinen Entschluß und die Art, in welcher er seine Seele von der ihn schwer bedrückenden Last befreite, allein ein Erennann ist er trotzdem bis zum letzten Athemzuge geliebt; denn wie er auch seinen Tod herbeigeführt haben mag, es geschah nicht, daß der Selbstmord erwiesen werden konnte. Es wurde im Main, im Rhein nach seiner Leiche geforscht, die Umgebung Frankfurt's ist nach ihm gleichsam durchwühlt worden, allein Alles vergeblich; er war und blieb verschwunden, und mag auch der Verdacht der schrecklichen That, der auf ihm lastet, vollkommen gerechtfertigt sein, Johanna kann nicht, darf nicht die Tochter eines Selbstmörders genannt werden. Mag aber Gott verhüten, daß sie jemals eine Ahnung von diesem Verdacht erhält; ich bin überzeugt, das arme Kind würde unter der Wucht dieses Bewußtseins zusammenknicken, wie eine vom Nachtfrost getödtete Blume. —

„Leider ist es nur zu gewiß, daß mein unglücklicher Bruder in einem Anfall von Schwermuth Hand an sich selbst legte. Hätte der Umstand, daß man nie eine Spur von ihm entdeckte, noch irgend welche Zweifel gestattet, durch den Brief, welchen er an Johanna's Mutter richtete, wären sie bis auf den letzten beseitigt worden.

„Ja, auch an seine Frau hatte er einen Brief hinterlassen und ich habe ihn selbst gelesen. In demselben sprach er die Hoffnung aus, sie dereinst im Jenseits wiederzufinden. Er beschwor sie, wenigstens sein Andenken, wenn auch nur Johanna's wegen, zu ehren und das Unrecht, welches sie ihm angethan, dadurch zu sühnen, daß sie nie den Versuch mache, sein und ihr Kind der Religion zu entfremden, in welcher es getauft worden, im Gegeutheil, streng auf die Erfüllung seines letzten Willens halte. Daß sie sich an ihn verständig, vergab er ihr; er vergab ihr in der festen Hoffnung, daß sie in der von ihm angezeigten Weise handeln werde.

„Du hast frei sein wollen, und Du bist es, schloß er seinen Brief, aber ich habe Dir die gewünschte Freiheit in einer Weise zurückgegeben, daß nicht Dich, sondern mich allein der Verdwurf trifft. Thue Du nun das Deinige, erfülle die letzte Bitte, welche ich in diesem Leben an Dich richte, und erhalte unser Kind, meine einzige Johanna, über die Gott seinen reichsten Segen anschnitten möge, in Ungewißheit über das Ende ihres Vaters.“

„Das waren die Worte, die er an seine Gattin richtete; ich habe sie nicht vergessen, und in meiner letzten Stunde werden dieselben mit noch in den Ohren klingen, in meiner letzten Stunde, wenn ich um Gnade und Erbarmen für meinen armen unglücklichen Bruder zu Gott flehe.“

So sprechend ließ der Oberstlieutenant das Haupt auf die Brust sinken und längere Zeit schritten wir schweigend neben einander hin. Er war zu tief ergriffen, als daß er noch ein Stande gewesen wäre, zu seinen eigentümlichen äußern beruhigenden Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, und ich wieder vermochte vor innerer Bewegung nicht, irgend eine Frage an ihn zu richten und die Gefühle meiner aufrichtigsten Theilnahme in Worte zu kleiden.

„Es wird Zeit, daß wir umkehren,“ sagte er endlich, wie aus einem Träumern emporsprechend; „was mir noch zu berichten bleibt, ist nicht mehr viel; ich werde damit zu Ende kommen, lange bevor wir die Oberförsterei erreichen.“

Nachdem wir eine kurze Strecke des Heinnweges zurückgelegt hatten, richtete er sich wieder kräftig empor, seine Hand fuhr zuerst nach seinem blinden Auge, demnächst einwärts nach beiden Seiten ordentlich über den Schnurrbart hin, und dann begann er: „Mein Bruder, der arme Kerl, hat also, weil ihm die Pest, die ihn auferlegt worden war, zu schwer zu ertragen schien, der Versehung vorgegriffen und gleichsam sterbend seiner Gattin ihr Verhalten seiner Tochter gegenüber genau vorgeschrieben. —

„Was ich nie für möglich gehalten hätte, geschah. Das durch ihre Schuld herbeigeführte frühzeitige Ende meines Bruders, mehr aber noch seine Worte der Vergebung hatten Johanna's Mutter tief erschüttert und sie vollständig umgewandelt. Niemand hat sie seit jener Zeit wieder lächeln gesehen. Sie trogte den Gerüchten, welche über sie im Umlauf waren, und beachtete nicht, daß vielfach Wille einer heimlichen Schem sie trafen und daß man sie mied. Die Nähe ihrer Tochter, für welche sie jetzt nur noch allein lebte, ließ sie Alles mit Gleichgültigkeit ertragen, und sie blieb in Frankfurt. Zu den festgesetzten Stunden, welche später durch meine Vermittelung sich häufiger wiederholten, besuchte sie Johanna, sonst aber lebte sie zurückgezogen in einem kleinen Hause, in welchem sie nur in den schwereren Arbeiten von einer Aufwärterin unterstützt wurde. Sie sparte sogar noch etwas von dem geringen Einkommen, welches sich aus die Zinsen ihrer eigenen paar tausend Thaler beschränkte, was sie mir regelmäßig für Johanna einsendete, und verbrachte sie daher ihrer Zeit, wie eine aufrichtige Bäuerin, in Arbeit und Gebet.

„Bei einer solchen Lebensweise, und gesollert von endlosen Gewissensbissen, konnte es nicht fehlen, daß der Keim zu einer tödlichen Krankheit, welcher wohl schon immer in ihrer Brust gelegen haben mag, allmählig mehr hervortrat und sie endlich ganz an ihr Lager sesselte.

„Es war im vierten Jahre nach dem Tode meines Bruders, als sie Johanna zum letzten Mal besuchte, doch wurde sie dadurch des Verkehrs mit ihrer Tochter keineswegs beraubt; im Gegentheil, diese durfte ganze Tage bei ihr zubringen und um sie sein. Von einer Aenderung der Religion des Kindes sprach sie nie wieder; der letzte Wille ihres Gatten war ihr ein göttliches Gesetz. Obwohl sie es hätte verlangen können, ihre Tochter, wenn auch unter fremder Aufsicht, beständig bei sich zu haben, machte sie doch keinen Versuch dazu; sie beschränkte dadurch den Wünschen ihres verstorbenen Gatten zuwider zu handeln.

„Ob der Verkehr mit ihrer Mutter für Johanna von großem Segen gewesen ist, will ich dahingestellt sein lassen. Von einem alten angebedienten Kriegsliebt ich wohl kaum zu erwarten, daß er, was Kinderziehung anbetriß, ein sehr richtiges Urtheil fällt, doch bezweifle ich, daß das regelmäßige Erscheinen der bleichen, schwarzgefleckten Frau, und die unzähligen Thränen, welche sie über ihre Tochter weinte, vorübergegangen sind, ohne schwer zu vermissende Spuren bei dem noch im zartesten Jugendalter stehenden, damals sehr schwächlichen Mädchen zurückzulassen. Wir erscheint es wenigstens oft, als wenn die Erregbarkeit ihres Gemüthes ursprünglich nicht in ihrem Charakter gelegen habe, und nur durch die eben erwähnten äußeren Einflüsse erzeugt worden sei. Doch wer hätte damals wagen mögen, auf eine solche ungewisse Befürchtung hin, der sterbenden Mutter ihr Kind vorzuenthalten? Und sterbend war die unglückliche Frau von dem Augenblick an, in welchem sie die erste Nachricht von dem Tode und der Vergebung meines Bruders erhielt, nur daß der Tod sich ihr ganz langsam näherte und es Jahre bedurfte, ehe der Gram und die ihr innewohnende Krankheit ihre Lebenskraft vollständig aufzehrt.

„Im fünften Jahre nach ihrer Vereinsamung starb sie endlich, nachdem sie ihr Kind in ihrem und ihres vorangegangenen Gatten Namen noch einmal gesegnet, noch einmal dessen letzten Willen, betreffs Johanna's, rechtsgültig bekräftigt hatte. Sie starb als eine reuige Sünderin, und mag Gott ihr vergeben, wie ich ihr von ganzem Herzen, schon um ihrer aus-gestandenen Leiden willen, vergeben habe. —

„Aus Allem, was ich Dir mittheile, kannst Du also entnehmen, daß ich die trübsüßigen Gründe hatte, weder zu Dir, noch zu sonst Jemand von meinem Bruder und dessen Familienverhältnissen zu sprechen. Johanna's wegen wünschte ich die Vergangenheit ihrer Eltern vergessen zu machen, und mit einem solchen Zweck der Augen nahm ich sie auch nach dem Tode ihrer Mutter von Frankfurt fort, um sie in ein Landstädtchen zu bekannten braven Leuten in Pension zu bringen. Dort nun ist sie bis vor sieben Wochen geblieben. Den Hoffnungen und Erwartungen, welche ich hegte, hat sie mehr als vollkommen entsprochen, und mit Stolz erfüllt es mich, wenn ich das liebe freundliche Kind jetzt betrachte und mir sage, daß auch ich mit zu Deujeuigen gehöre, welche einen guten Einfluß auf ihr Geschick ausübten.

„Nur etwas kräftiger müßte sie sein, und etwas weniger leicht erregbar; denn wenn ich sehe, wie durch die geringfügigsten Umstände die flammende Röthe auf ihre Wangen getrieben wird, dann kann ich nicht anders, ich muß ihrer Mutter gedenken, wie dieselbe in ihren letzten Lebensjahren ansah, und wie ein fürchterliches Urtheil schallt mir in die Ohren der Spruch — ich glaube er steht im Gesangbuch oder im Katechismus oder sonst wo — die Sünden der Eltern sollen an ihren Kindern heimgesucht werden, bis in's dritte und vierte Glied.“

„Aber das wäre ja schrecklich, schrecklich!“ sagte ich bebenden Herzens, und vor meine Seele trat Johanna's holdes Bild, mit der brennenden, süchtigen Röthe auf den zarten Wangen, die ich bisher als einen sie so wohlkleidenden Schmuck betrachtet hatte.

„Ja, es wäre schrecklich!“ wiederholte mein Vermund, seinen Ausruf durch heftiges Zupfen und Drehen an seinem im Mondlicht silbern glänzenden Schurzband bekräftigend; „aber gerade daß mich dergleichen Befürchtungen verfolgen, ist vielleicht ein Segen für sie, indem ich um so sorgfältiger über sie wache und alles in meinen schwachen Kräften Vliegende aufbiete, die Folgen der in ihrer frühesten Jugend empfangenen Eindrücke abzuschwächen und endlich ganz zu verwischen.“

„Es ist meine Aufgabe, es ist die Aufgabe meiner Pfieter, und es muß auch Deine Aufgabe sein, immer mehr die Heiterkeit ihres Gemüthes zu weden und dadurch die Gesundheit ihres Körpers zu stählen. Je heiterer ihre Umgebung, um so heiterer ist sie selbst und um so frischer noch erscheint ihr ganzes Aeußeres, und da ich den Abreglauben, von wegen der Sünden der Eltern, nicht los werden kann, so haben wir, Pfieter und ich, beschlossen, Johanna in aller Form des Rechts zu adoptiren und uns später als ihre rechtmäßigen Eltern Vater und Mutter nennen zu lassen. Sind wir erst ihre Eltern, dann giebt es nichts mehr an ihr heimzusehen.“

„Se, mein Sohn, jetzt weißt Du Alles; Du bist nun gerade ein Mann und wirst Dein Benehmen, ja sogar Deine Worte nach den Umständen und Verhältnissen bemessen und abwägen können, vor Allem aber wirst Du einsehen, daß ich wohl Ursache hatte, Dich mit Johanna's Lebensgeschichte bekannt und vertraut zu machen.“

„Und halten Sie für möglich,“ fragte ich, sobald der Oberlieutenant schweigend, „daß dasjenige, was Sie mir eben mittheilten, mich in meinen Gefühlen, doch ich will später sprechen, in meinen Ansichten über Johanna in einer andern Weise bestimmen könnte, als mit noch uningerer Theilnahme auf sie binzublicken, noch sehnsüchtiger zu wünschen, mit zu ihrem Lebensglück beitragen zu dürfen?“

„Nein, mein Sohn, ich halte es nicht für möglich,“ antwortete mein Vermund, mir die Hand drückend, „doch wie ich schon andeutete, laß Dich nicht zu früh zum Bauen von studentenhaften Lustschloßern hinreißen. Auch will ich nicht, daß die eben gemachten Eröffnungen jemals wieder zwischen und zur Sprache kommen oder Du Dich gegen irgend eine sterbliche Seele darüber auslässest; dagegen erwäge Du selbst Alles wohl, und wenn einst die Zeit kommt, in welcher Du, ohne zu erröthen, unter den Töchtern des Landes wählen darfst, und Ihr tretet dann vor mich hin, mit der Erklärung, daß Ihr einzig seid, so will ich Euch meinen Segen nicht vorenthalten und mit wahrer Herzgenugthuung Euch Beide meine Kinder nennen.“

Wenn hätte ich geantwortet, daß in meinen Gefühlen für Johanna schon gar keine Aenderung mehr möglich sei, daß ich sie liebe, mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe und mir nur noch die Aufgabe bleibe, mir ihre Gegenliebe zu erwerben; allein die Feiertlichkeit im Wesen des sonst so jovialen alten Herrn, und der bestimmend ausgesprochene Wunsch, mich vorläufig noch nicht in irgend welche Erörterungen über meine und Johanna's Zukunft einzulassen, stießen mir eine gewisse achtungsvolle Scheu ein. Schweigend verfolgten wir daher längere Zeit unsern Weg; mein Vermund schien sich in tiefe Betrachtungen verfallen zu

haben, und nur selten gab er in der ihm eigenthümlichen Weise ängstliche Zeichen seiner wehmüthigen inneren Erregung.

Ein Schweigen war mir willkommen, denn ich besand mich in einer Stimmung, die mich für eine erste Unterhaltung fast untauglich machte. Das so eben Vernommene schwirte mir wild im Kopfe herum, bald bei dieser, bald bei jener Begebenheit weilten die rastlos umherirrenden Gedanken auf Momente. Selbstsam und unbezweifelnd, ja entschuldig, wie mir auch Manches erscheinen mochte, Johanna's Bild strahlte mir aus dem wilden Chaos doppelt lieblich entgegen, und je häufiger ich ihr ihre holden Züge, ihr trautes Lächeln vergegenwärtigte, um so mehr gewann sie für mich den Charakter einer Heiligen, deren irdisches Glück zu begründen mir als beseligende, den ganzen innern Menschen veredelnde Aufgabe zugefallen.

Schweigend schritten wir dahin, hier im Schatten, dort im vollen Mondschein, je nachdem hohe Bäume ihre reich belaubten Zweige weit über die Straße erstreckten, oder niedriges Unterholz dieselbe einspaltete. Die Frösche sangen im Chor ihr eintöniges Lied, und dazwischen fielen, wie losbare Perlen, die einzelnen tiefen Noten einer Nachtigall. Nirgends ein Mistel, überall tiefes Friede; nur mein Herz klopfte stürmisch und wildbewegt im Vollgefühl meiner jugendlichen unbeflegbaren Kraft. „Alles, Alles für Johanna, nichts für mich,“ jubelte es dabei in meiner Brust, „Alles für Johanna, für den holden Stern meines Lebens!“

Schweigend schritten wir dahin. Da sprang Diana und lustig entgegen. Ich schrak empor, mein Vermund rückte an seiner Augenklappe und salutirte mit seinem Krüdstock.

„Sapperment Junge, da ist ja der Hof,“ sagte er in seiner gewöhnlichen lieben, rauhen Weise, ein Zeichen, daß er sich nach der vorhergegangenen heftigen Gemüthsbewegung wieder ermannet habe, „weiß ich doch kaum, wie wir hierhergekommen sind; daran ist das Aufrühren aller Geschichten schuld. Aber es ist besser so; Du wirst es zu schätzen wissen, daß der alte Freund Deines Vaters Dich zu seinem Vertrauten wählte. Und nun zu Bett, Junge, es ist nicht mehr lange bis zum Tagesanbruch hin, und uns beiden thut ein Stündchen Ruhe noth.“

Wir waren bei der Hausthür angekommen, und mit einem herrlichen Gute Nacht trennten wir uns.

Ob mein Vermund bald einschlief, weiß ich nicht; den mir aber weiß ich, daß ich von meinem Lager aus bereits in das Licht des jungen Tages hineingefant hatte, als die Uebermüdung mir endlich die Augen schloß und mich sogar für Träume unzugänglich machte.

Neuntes Capitel.

Der Schwur.

Wie während eines Gewitters der Kampf der Elemente den Einen niederdrückt und banges Jagen in ihm erweckt, so wird der Andere zu enthusiastischer Bewunderung fortgerissen. Scheint es doch zuweilen, als ob der Anblick der wild empörten Natur den Muth des schwachen Sterblichen stärke und ihn aufmuntere, sich wild und verwegene in den Kampf des Lebens hineinzuführen und mit ledern Muthes an irgend

eine, oft in tolem Leichtsinne übernommene schwierige Aufgabe sich herauszuwagen.

So erging es auch mir, als ich, nachdem ich mich bei Königswinter über den Rhein hatte setzen lassen, dem mir auf so geheimnißvolle Weise bezeichneten Versammlungsort zuwanderte.

Die Sonne hatte längst die Mittaglinie überschritten, und die Schatten begannen schon, sich nach Osten hin erheblich zu verlängern, als das leichte dufelige Gewölk, welches den größten Theil des Tages hindurch den südlichen Horizont bedeckt hatte, sich zu schweren, wetterleuchtenden Massen verdichtete und schnell heraufzog.

Die Aussicht, durchkäuft zu werden, hatte für mich nichts Schreckliches, und mehr mit frühlicher Theilnahme, als mit einem Gefühl der Unbehaglichkeit, betrachtete ich die schwarzen Wolken, wie sie, mit rasender Eile unausgesetzt ihre äußeren Formen verändernd, sich dräuend über einander thürmten und endlich das Strahlenantlig der Sonne vollständig verstellten.

Ich betrachtete die Wolken, ich lauschte dem ferneren Rollen des Donners und beobachtete zugleich die Menschen und Thiere, wie dieselben, Jedes auf seine Art, den Schutz eines sicheren Obdachs zu erreichen trachteten.

Als dann endlich ein dem Ungewitter voraus-eilender Sturmwind durch das Rheintal aufsteigend, hier die eilenden Klutten des Stromes in unzählige kleine Wellen aufspaltete, dort in den Straßen den Staub in dichten gelben Säulen emporwirbelte und sich sogar an den nur einigermaßen lose haftenden Halmen eines schwer beladenen und im Trabe der Reime zugeführten Heuwagens vergriß, wie da die Vögel des Waldes ängstlich ihren verborgenen Schlupfwinkeln zuzogen, die Krähen so heftig krächzten, die Hühner so bestört brüllten und ihren Ställen und Schuppen zueilten; und wie die Bauerburchen so lustig lachten, wenn ein heimlichlicher, unerschämter Windstoß hier ein weißes Kopftuch, dort eine lose um die Schultern geschlungene Schürze entführte und die züchtig anschließenden Mädchen neckisch anhauchte! Und als dann endlich der erste Wettertschlag das Echo ringsum in den Bergen nachrief und gleich darauf schwere Regentropfen klatschend auf die Erde schlugen, wie da Alles seine Eile verdoppelte und die auf der Zunge schwebenden Scherzreden schnell verstummten! Ich aber, im vermessenen Bewußtsein meiner unüberwindlichen Kraft, schloß meine Faust fester um den glatten Knopf meines Ziegenhainers, und so wohlgemuth, wenn auch im Grunde erfüllt von ernstlichen Gedanken, bog ich in den nach der Höhe hinaufführenden Pfad ein, als hätte ich, sowohl gegen den Regen, als auch gegen den zischenden Wetterstrahl, die Unverwundbarkeit eines Achilles besessen.

Daß ich eine derartige Unverletzlichkeit nicht besaß, erfuhr ich indessen nur zu bald, denn erst wenige hundert Schritte hatte ich an dem Abhange hinauf zurückgelegt, da brach der Regen mit einer wolkenbruchartigen Heftigkeit los, so daß nach kurzer Frist durch das auf dem Pfade niederströmende Wasser meine Schritte gehemmt wurden und ich mich auf dem schlüpfrig gewordenen Boden kaum noch vorwärts zu bewegen vermochte.

Ein Römer würde diesen Regen als eine von den Göttern ausgehende Warnung betrachten und umkehren, anstatt sich tiefer in ein gefährliches Unternehmen einzulassen,“ dachte ich, indem ich nach einem Schutz umherspähte.

„Weil ich aber kein Römer bin,“ fuhr ich fort zu philosophiren, „will ich das böse Omen nicht weiter berücksichtigen und nur so lange irgendwo unter-treten, bis der Regen vorüber ist.“

Da fiel mir meine Blicke auf einen alten verlassenen Basaltsteinbruch, dessen Grenze bis auf wenige Schritte an die Straße heraustrahnte, und hoffend, daß selbst ein nothdürftiges Obdach zu finden, begab ich mich schnell dahin.

In meinen Erwartungen fand ich mich nicht getäuscht, denn indem man in den Abhang hineingearbeitet hatte, war die Erdoberfläche auf eine kurze Strecke unterminirt worden, und da der Boden dieser Ausschöpfung sich ebenfalls nach Außen senkte, so war ich nicht nur von oben gegen den Regen geschützt, sondern das Wasser strömte zu meinen Füßen auch ebenso schnell wieder ab, wie es sich ansammelte.

In zwei Sprüngen besand ich mich im Trodnen, und das Wasser von mir abschüttelnd, setzte ich mich auf einen Felsblock so hin, daß ich die volle Aussicht auf den Rhein und das hinter denselben sich erhebende, aber nicht verschleierte Siebengebirge genoß.

Meine nähere Umgebung hatte ich in der Hast nicht beachtet, es mußte mich daher auf's Aeußerste überraschen, plötzlich ganz in der Nähe den Ton einer menschlichen Stimme zu vernehmen, ohne daß ich auch zu gleicher Zeit des Menschen selber ansichtig geworden wäre.

Die Rückwand des Steinbruchs zog sich nämlich in einem weiten Bogen herum, aber keineswegs in einer ununterbrochenen Fläche, sondern, je nachdem das Gestein schichtweise nachziebig und loser haftend befunden worden war, hatten die Arbeiter, gleichsam Nischen bildend, sich mehr oder minder tief in den harten Basaltfelsen hineingearbeitet.

Ohne mich anzusehen war ich also in die erste beste Nische hineingetreten, und wenn auch einer in der nächsten Ausschöpfung verborgenen Person meine Annäherung nicht entgehen konnte, so hätte ich doch um den mich von ihr trennenden Pfeiler herumzublicken müssen, um überhaupt eine Ahnung von ihrer Anwesenheit zu erhalten.

Beim ersten Ton, welchen ich vernahm, war ich im Begriff auszufpringen, um mich von dem äußeren Charakter meines Nachbarn zu überzeugen, doch änderte ich ebenso schnell meinen Entschluß, sobald ich die Stimme erkannte und erwarten durfte, daß die Worte ausdrücklich, wenn auch mittelbar, mir gelten sollten. Ich verhielt mich daher ruhig, und mit einer eigentümlichen Spannung, die meinen bizarren Zugenträumen vollständig entsprach, lauschte ich.

„Die Blitze sprah'n, der Donner tracht,
Vom Himmel strömt der Regen,
Ich halte auf dem Berge Wacht,
Im Loob von Wettertschlägen.“

sang die unsichtbare Wanderin die selbstgedichteten Verse nach einer wilden, offenbar selbstcomponirten Melodie, worauf sie wieder eine Weile schwieg.

Obwohl ich der unglücklichen Bräusellbach schon

vielefach auf meinen Spaziergängen und Fußreisen begegnet war, und zwar meist dann und an solchen Orten, wo und wann ich sie am allerwenigsten zu finden erwartete, so erschien mir ihre Anwesenheit in dem Steinbruch doch als etwas ganz Ungewöhnliches und Unbegreifliches.

Zu jeder andern Zeit würde ich, auf die Entdeckung ihrer Nähe, ganz gewiß sogleich vor sie hingetreten sein, um mit dem armen Geschöpf das Gewitter und den Regensturm zu verplaudern; an jenem Tage dagegen war mir mehr um ihre wilden Poesien zu thun, welche ich als ebenso viele Orakelsprüche betrachtete und auf die bequemste und mir angenehmste Art deuten konnte.

Ihre Orakelsprüche erhielten aber in meinen Augen gerade dadurch einen erhöhten Werth, weil ich mir sagen durfte, daß sie mich gesehen habe und daher ihr Geist sich ausschließlich mit mir beschäftige.

Nach einigen Minuten, und nachdem ein furchtbarer Wetterschlag die Felsen ringsum erbeben gemacht hatte, der dichter niederströmende Regen aber sogar die unten am Fuße des Berges befindlichen Häuser und Baumgruppen nur noch als dunklere Schatten in der bleigrauen Atmosphäre hervortreten ließ, sang Fräulein Brüsselbach mit verändertem Rhythmus und noch trüberrm Ausdruck weiter.

„Was wollt Ihr auf dem Berge,
Ihr trübsich, junges Blut?
Wollt Ihr zum Himmel steigen,
Wo Blitz und Donner wütht?“

Ich war betroffen; wußte sie um meinen Plan und die an mich ergangene Aufforderung, oder war es nur Zufall, daß der Sinn ihrer Worte auf meine heimlich eingegangenen Verpflichtungen anspielte? so fragte ich mich mit wachsender Spannung.

Nach einer längeren Pause, welche die Zrrsinnige offenbar zur Bildung eines neuen Verses verwendete, hob sie wieder an:

„Was wir leben, geht verloren,
Eritt oft an des Grabes Rand,
Gerade dann, wenn wir es glauben
Sicher schon in unsrer Hand.“

„Welch' schauerliche Phantasien,“ sprach ich in Gedanken, und mein Herz bebte, indem ich mir Johanna, namentlich aber die brennende, flüchtige Röthe auf ihren Wangen vergegenwärtigte. Fast bereute ich, schon so viel vernommen zu haben, und dennoch vermochte ich es nicht über mich zu gewinnen, die unheimliche Sängerin zu unterbrechen.

„Und so sah er eines Morgens,
Eine Leiche da;
Nach dem Fenster noch das bleiche,
Stille Antlitz sah.“

Recitirte sie im nächsten Augenblick, und ich glaubte zu errathen, daß die Insel Nonnenwerth, die jetzt allmählig aus dem nachlassenden Regen hervortauchte, ihr Schiller's schöne Ballade in's Gedächtniß gerufen habe.

„Auf Sonnenschein folgt Regen,
Auf Regen Sonnenschein,
Dort oben auf dem Berge
Blüht Dir verbor'ner Wein,“

hieß es jetzt weiter.

Die wiederholte Warnung vor dem Berge mußte

mich natürlich sehr bestreben, und mit meinem besten Willen war ich nicht mehr im Stande, Fräulein Brüsselbach's Poesien für das zu halten, was sie eigentlich waren, nämlich Ergüsse eines kranken Gemüthes.

„Die Tochter ihres Vaters,
Sie ahnte, wer es war,
Beseligt und beglückend
Folgt sie ihm zum Altar!“

sprach sie darauf mit lautm Pothos und weniger feierlichem Ausdruck, als ob der Streifen Sonnensicht, welcher dem davoneneilenden schwarzen Gemüth auf dem Fuße nachfolgte, sie heiterer gestimmt habe.

„Excellenz,“ fügte sie dann in ihrer gewöhnlichen zutraulichen Weise hinzu, welche Bezeichnung sich nur auf mich beziehen konnte, „Excellenz hätten etwas früher kommen müssen, Ihre Gnaden Sammetröckchen würde alldenn keinen Schaden gelitten haben.“

„Fräulein Brüsselbach, ich begreife Sie und mache Ihnen mein Compliment über die gefällige Art, in welcher Sie den Pegasus zu tummeln verstehen,“ rief ich mit erklünstelter Heiterkeit aus, indem ich um die Felsenecke herumsprang und zu ihr in die Nische trat, denn ich wollte mit Gemalt die Einbrüche verschonen, welche sie mit ihren wirren Dichtungen auf mich ausgeübt hatte.

Sie bot in ihrem Aeußern ganz dasselbe Bild, wie damals auf dem Godesberg, und wie damals, schien sie auch hier mit Evidenz beschäftigt gewesen zu sein. Ich bemerkte wenigstens, daß ihr geöffnetes Dintenfläschchen auf einem schmalen Vorsprung der Basaltmauer stand, und sie eben ihre Feder trocknete. Von Papier sah ich indessen nichts, vermochte also auch nicht zu errathen, ob sie das Geschriebene in die Tasche gesteckt oder, wie sie häufig zu thun pflegte, in eine Felsrinne verborgen habe.

Bei meinem Eintreten in die Nische erhob Fräulein Brüsselbach sich mit überaus komisch verschämtem Wesen von dem Felsblock, auf welchem sie so lange gesessen hatte; ihre Hände fuhren ordnend über ihr grünes Barett und zupften demnächst das gestifte Unterkleid in malerische Falten, worauf sie eine kunstgerechte tiefe Verbeugung ausführte.

„Den Herrn Grafen habe ich die Ehre willkommen zu heißen,“ sagte sie mit einem gutmüthigen Lächeln auf den breiten ausdruckslosen Zügen.

„Verhalten Sie Platz, Fräulein Brüsselbach,“ entgegnete ich, mich ebenso förmlich verbeugend, „es freut mich, Sie einmal wiederzusehen, hat es doch fast den Anschein, als ob wir uns hier ein Rendezvous gegeben hätten.“

„Und das bezweifeln der Herr Graf noch?“ fragte die Zrrsinnige in vorwurfsvollem Tone, indem sie sich etwas höher aufrichtete, ohne daß indessen das gutmüthige Lächeln aus ihrem Antlitz gewichen wäre; „und das bezweifeln der Herr Graf?“ wiederholte sie, ihre graublauen Augen voll auf mich festend und eine theatralische Haltung annehmend; „doch ich begreife: Eure Excellenz belieben nur mit Ihrer unterthänigen Dienerin zu scherzen, indem Euer Gnaden unser wohlverabredetes Zusammentreffen dem Zufall zuschreiben. Nichts in der Welt ist Zufall, Alles ist Bestimmung, und schon seit zwei Stunden harre ich auf den Herrn Grafen.“

„Was? auf mich gewartet haben Sie?“ rief ich lachend aus, trotzdem der Irrsinnigen geheimnißvolles Wesen nicht ohne Einfluß auf meine Stimmung blieb und ich nichts schlichter wünschte, als einen Beweis für ihre Behauptung zu erhalten, „wie wollen Sie das erklären? Hege ich selbst doch erst seit gestern die Absicht hierherzukommen.“

„Erklären, Herr Graf?“ fragte Fräulein Brüsselbach, indem sie ihr Dintenfläschchen zuröckte und in die Tasche schob, „erklären Eure Excellenz mir vorher, warum es eben noch über uns donnerte und blitzte, während jetzt der Himmel sich wieder öffnet und die Sonnenstrahlen nach allen Richtungen hin den Regen aufzutrinken sich bemühen, und ich will dem Herrn Grafen erklären, warum ich hier bin.“

Ich folge meinem Sterne,
Geroß und ohne Scheu,

und darum bin ich hier, und darum habe ich Ihre Gnaden bereits seit zwei Stunden erwartet.“

„Und so hätten Sie denn wirklich um mein Kommen gewußt?“ fragte ich mit verstellter Verwunderung, „wehlan, ich will es glauben; dann müssen Sie mir aber auch sagen können, wohin ich gehe.“

„Der Herr Graf gehen hin, wohin die anderen gestreiften Käppchen gingen, immer hinauf, immer den Berg hinan; aber hüten sich der Herr Graf, auf dem Berge wächst verbotener Wein.“

„Ah, das läßt sich hören, ich gehe allerdings dahin, wo ich Kameraden zu finden hoffe; aber noch Eins, Fräulein Brüsselbach, hatten Sie einen Zweck, als Sie mich erwarteten?“

„Einen Zweck?“ fragte die Wahnsinnige zurück, mich erstaunt aber immer lächelnd von oben bis unten betrachtend, „ich hatte einen Zweck, einen sehr triftigen Zweck, warum ich hier einträte: ich wollte nicht naß werden, wie der Herr Graf, der Zeug genug zum Wechseln besitzt; und als ich Ihre Gnaden dann bemerkte, wie Sie den Berg heraufkamen, da durfte ich doch wohl darauf rechnen, daß Sie nicht ohne einzukehren hier vorbeigehen würden.“

„Also dennoch Alles Zufall,“ murmelte ich verdrossen vor mich hin, indem ich abwechselnd das Hervorbrechen der Sonnenstrahlen und das schnelle Verlaufen des Wassers beobachtete.

„Wie befehlen der Herr Graf?“ fragte Fräulein Brüsselbach zuvorkommend.

„Ich befehle nichts, ich habe nur laut gedacht.“

„Ah, der Herr Graf gedachten ihrer, mit dem Rabenhaar und den Auzraugen. Glück auf, Herr Graf; die Augen sind der Spiegel der Seele, und in ihren Augen stand mit flammender Schrift geschrieben das holde Lieb von der jugendlichen Liebe, dem Brautkranz und dem Altar.“

Nicht ohne Wohlgefallen hörte ich zu, wie sie abermals meiner Liebe zu Johanna einen so glücklichen Erfolg verpries, ohne daß ich sie darum befragt oder sie auch nur eine Ahnung von meinen geheimen Wünschen gehabt hätte. Zugleich beschlich mich aber die unbestimmte Besorgnis, daß durch eine Verlängerung des Gesprächs das vor mir aufgerollte heitere Bild eine düstere Färbung erhalten könne; und hätte ich, um mich zu beruhigen, ihre trüben Weissagungen als wirre Gedanken einer Geisteskranken in das Reich der Thorheiten zurückgewiesen, so wären selbstver-

ständlich auch die mir zuzugenden Prophezeiungen mit demselben Schlage vernichtet gewesen.

Letzteres wollte ich aber nicht gern, und da der heftige Regen sich allmählig in einen schillernden Sonnenregen verwandelt hatte und, nach den Aufregungen der Irrsinnigen zu schließen, die mir noch unbekanntem Verschwoeren bereits oben eingetroffen waren, so bereitete ich mich zum Ausbruch vor.

„Wollen der Herr Graf nicht das Ende des Regens abwarten?“ fragte Fräulein Brüsselbach, sobald sie mein Vorhaben bemerkte.

„Ich muß fort, mein liebes Fräulein,“ entgegnete ich heiter, um ihr jede Gelegenheit zu düsternen Prophezeiungen und Unheil verheißenden Sprüchen abzuschnitten, „ja, ich muß fort; nachdem ich durchgüßt wurde, kümmern mich die paar Tropfen nicht mehr. Das Wasser in den Wegen hat sich verlaufen, und so wünsche ich Ihnen eine glückliche Reise, wohin Sie auch immer Ihre Schritte lenken mögen.“

So sprechend, steckte ich ihr ein kleines Geldstück zu, worauf ich mich umwendete, um zu gehen.

„Ich danke, Herr Graf!“ rief Fräulein Brüsselbach mir nach, „reisen auch Sie glücklich und hüten Ihre Excellenz sich vor dem Schwarzen.“

„Was meinen Sie mit dem Schwarzen?“ fragte ich hastig, noch einmal zurückschauend.

„Schwarze Haare, schwarze Augen, schwarze Kleidung und schwarze Seele.“

Unwillkürlich gedachte ich Bernhards', auf den diese Beschreibung möglichen Falls hätte paßen können, doch vermied ich weiter zu forschen, aus Furcht, daß dadurch neue Zweifel in meiner Brust wach gerufen werden würden. Dagegen faßte ich den Vorsatz, Bernhard bei der nächsten Gelegenheit zu fragen, ob er jemals mit der Wahnsinnigen zusammen getroffen sei.

„Ich werde vor dem Schwarzen auf meiner Huth sein!“ rief ich lachend zurück, worauf ich hastig aus dem Steinbruch kletterte und auf dem rein gewaschenen Fabe meinen Weg aufwärts verfolgte.

Die ganze Gegend schwamm jetzt wieder im glänzenden Sonnenschein; nur einzelne transparente Wolken segelten noch an dem aufgellärten Himmel dahin, strichweise leichte Schauer blühender Tropfen, wie Perlen und Diamanten aus einem Füllhorn des Segens auf die erquickte Erde niederseubend.

Gegen Norden und Nordosten verfinsterten wetterleuchtende Wolkennassen noch immer den Horizont; dumpf grollte der Donner in der Ferne, als ob er darüber gemurmelt habe, nur der ihm streng angewiesenen Straße folgen zu dürfen, während ein wunderbarer schöner Doppelregenbogen scheinbar das Thor bildete, durch welches das Unwetter abgezogen.

Die Atmosphäre hatte sich aber gereinigt; ein erfrischender Luftzug wehte zwischen den Bergen hindurch; Bäume, Sträucher und Pflanzen prangten in ihrem schönsten, saftigsten Grün, und hoch oben im sonnigen Aether jubelten die dankbaren Vögel so innig, so zum Herzen bringend, daß man in ihre heiteren Melodien hätte mit einstimmen mögen.

O, es war eine entzückende Wanderung den Berg hinauf! Wollüstig atmete ich die mit süßen Wohlgerüchen erfüllte Luft ein, und wie berauscht von so

viel Schönheit ließ ich meine Blicke weit, weit in die Ferne schweifen.

In mächtigen Bindungen verfolgte der majestätische Strom seine tausendjährige Bahn gen Norden, gerade da am Horizont erscheinend, wo seitwärts von den Gewitterwolken, mit einem düstigen Schleier verhangen, aber dennoch deutlich erkennbar, die Thürme und Zinnen des altberühmten Ebn empertauhten. Bewaldete Hügelreihen, hier gekrönt mit einer altthürmigen Kapelle, dort geschmückt mit den malerischen Ueberresten zerfallender Burgen, wechselten anmuthig mit grünen Saalfeldern und Weingärten ab. Strobgedekte Dörfer erzählten von der Betriedigkeit der Menschen, stattliche Villen von deren Reichthum; weiß überfläunte Häuser erinnerten an die Neuzeit, graue unregelmäßig angelegte Baulichkeiten an das Ehemals; und während der morsche Mauerbogen von Rolandsfeld und der zerbröckelnde Thurm der Ruine Drachensfels von der Bergänglichkeit alles Irdischen zeugten, boten die stattlichen Bauwerke der Natur, das Siebengebirge mit seinen pittoresken Augenlinien und der alte Vater Rhein noch immer dasselbe unveränderliche Bild, wie einst vor Jahrtausenden.

Ich blickte bewundernd über die herrliche Landschaft hin und jubelte in Gedanken mit den Völkern um die Bette; mir war, als ob der wachsende frische Lebensmuth mir die Brust hätte zer Sprengen müssen, als ob wirklich die Kraft einer Arme in meine Faust übergegangen wäre. Hatte sich aber meine Phantasie im jugendlichen Rausch so hoch emporgeschwungen, daß ich glaubte, wie aus den Wolken auf die kleine Erde niederblicken zu können, und schaute ich darauf rückwärts nach der Löwenburg hinüber, nach der Richtung, in welcher die traute Oberförsterei lag, so wie frieblich und doch auch wieder so fürnisch klopfte mir dann das Herz. Gefühle der mildesten und freundlichsten Art erfüllten meine Brust, und indem alle meine Gedanken sich um eine einzige Hoffnung vereinigten, sprach ich wie unbewußt vor mich hin: „Johanna!“

Nach ziemlich mühevoller Wanderrung auf dem noch schlüpfrigen Pfade erreichte ich endlich den Gipfel des Berges. Die Sonne neigte sich stark den westlichen Höhen zu, als ich oben eintraf und vergeblich nach Denjenigen spähte, die mich dorthin gefordert hatten.

Ich dachte schon daran, meine Anwesenheit durch einen lauten Ruf zu verkünden, in der Hoffnung, in gleicher Weise eine Antwort zu erhalten, als meine Blicke auf einen Stab fielen, welcher aus der Mitte des kleinen den Berggipfel bildenden Plateaus in die Erde gesteckt worden war und auf dem obern Ende einen Streifen Papier, wie ein Fähnchen, lustig in dem leisen Abendwinde flattern ließ.

„Das Papier muß unfreilig erst nach dem Regenauß dort befestigt worden sein,“ dachte ich, mich demselben nähernd und es von dem Stäbchen lösend.

Ein Blick belehrte mich, daß ich mich nicht täuschte, denn ich entzählfelte sogleich meinen in Chiffren geschriebenen Namen, dem noch mehrere Reihen mit Bleiseder geschriebener Zahlen beigefügt waren.

„Sei uns willkommen als Bruder und Mitkämpfer. Die Vorsicht gebietet uns, nicht eher von

Angeßicht zu Angeßicht bekannt mit Dir zu werden, als bis Du durch einen heiligen Eid beträftigt, daß Du fest entschlossen bist, unserm Bunde beizutreten, und Deinen Entschluß nicht bereust. Noch ist es Zeit zur Umkehr; wir wandeln auf gefährlichen Wegen; prüfe Dich daher, und löst Du den leichten Zweifel, so laß diesen Zweifel maßgebend für Dein ferneres Verhalten sein. Kehre um; vergieß, was Du erfahren hast, bringe dieses Schreiben an dieselbe Stelle, von welcher Du es fortnahmst, und trachte nicht danach, Einen von uns kennen zu lernen; es würde vergebliche Mühe sein. Bist Du indessen bereit, Dein Leben auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen, dann zerbrich, als Beweis, daß Du mit allen andern, Dich in Deinem Thun und Lassen möglichen Falls beeinflussenden Rücksichten gebrochen, den Stab vor Deinem Knie und hebe, Gott zum Zeugen Deines Willens und Deines Versprechens anrufend, Deine Hand empor.“

So lautete das Schreiben. Aufmerksam las ich es zu Ende, als ich aber den Inhalt schon längst kannte, blickte ich noch immer, wie lesend, auf dasselbe hin.

Ich ahnte, daß von allen Seiten prüfende Augen auf mich gerichtet seien, und schämte mich, die in weiner Seele wühlenden Zweifel vor diesen zu verräthen. Bei dem Sag, daß ich mit allen andern Rücksichten zu brechen habe, gedachte ich meines greifen, wohlwollenden Vermundes und ich zögerte mit meiner Entscheidung; sobald ich mir aber Johanna's holdes Bild vergegenwärtigte, mir in's Gedächtniß zurückrief die traurige Geschichte, welche sich an ihre Kindeheit knüpfte, und daß sie wohl verdiene, nicht nur der geliebte und gesegnete Mittelpunkt einer glücklichen Häuslichkeit, sondern auch ein hochgeachteter und verehrter, leuchtender Stern im höchsten, geselligen Verkehr zu werden, da fühlte ich alle Bedenken plötzlich von mir weichen.

Um den unbekanntem Beobachtern darzulegen, daß für den Muthigen Nichts zu gefährlich sei, zerriß ich das Papier schnell in kleine Stücke, und nachdem ich diese in die Luft schleudert, daß sie, ähnlich einer kleinen Herde verirrter Schneeflocken, um mich herumwirbelten und der Richtung der Luftströmung eine Strecke nachfolgten, legte ich meine Hand mit festem Griff an den Stab. Ein kurzes Rütteln und er befand sich in meinem Besitz, mit ebenso entschiedenen Bewegungen zerbrach ich ihn darauf in der mir vorgeschriebenen Weise, und meine Hand feierlich emporhebend rief ich aus: „ich schwöre!“

Alsobald begann es sich hinter den Stachpalmengruppen und den durch Brombeerranken fast undurchbringlich gemachten Wacholderbüschen zu regen. Farbige Mägen tauchten ringsum empor und trene Hände streckten sich mir von allen Seiten zum brüderlichen Gruß entgegen.

Das Erscheinen von fünfzehn oder sechzehn Studenten hatte ich erwartet, es überraschte mich daher nicht. Aber einen Ausruf des Erstaunens vermochte ich nicht zu unterdrücken, als ich in die vertrauten Gesichter der Commilitonen schaute, mit denen ich so manches liebe Mal beim heitern Zechgeloge vereinigt gewesen, so manches liebe Mal bei der ersten Melodie des „Landesvater“ die spitze Kappierkluge,

zum Zeichen ewiger Treue, durch die hochgehaltene Corpomasse gestochen.

„Also auch Du?“ rief ich erstaunt aus, als meine Blicke zuerst einen alten Schulfreund von mir trafen, „und auch Du?“ fuhr ich fort, einem flotten Burtschen, dem ich einst im ersten Duell gegenübergestanden, die Hand brühdend, „und Du und Du?“ rief ich jebeimal, sobald ich in ein anderes befreundetes Antlitz sah und in demselben den Ausdruck ungeheurer Freude entdeckte.

„Und vor allen Dingen Du selber,“ hieß es von allen Seiten zurück, „Du, unser Bruder auf Leben und Tod, Du, unser treuer Gefährte bei dem ersten Werke, welches wir vorbereiten.“

Wäre ich über die von mir einzuschlagende Handlungsweise noch von Zweifeln befangen gewesen, in diesem Augenblick hätten sie gewiß ihr Ende erreicht. Denn fühlte ich mich schon gehoben durch den warmen Empfang, der mir zu Theil wurde, so empfand ich eine doppelte Befriedigung, mich nur von Freunden und Studiengeossen umgeben zu sehen, die ich, ihrer ehrenhaften Führung wegen, stets mit Achtung zu betrachten gewohnt war, und die, hochgestellten wie auch bescheidenen Familien entsprossen, nicht nur den Unterschied in ihrer Personem, sondern auch die oft maßgebende Dauer ihrer Studienzeit bis auf die letzte Spur vergessen hatten. Da zeigte sich nichts von finsterner Fanatismus oder überpannter Schwärmerie, dagegen sprach deutlich aus den enthusiastisch leuchtenden Augen die heilige Ueberzeugung, daß man sich ein edles, ein erhabenes Ziel gesteckt habe und mit Freunden bereit sei, zur Erreichung desselben, Alles, selbst Leben und Freiheit in die Waagsale zu werfen.

Ich blicke im Kreise herum, überall gewährte ich denselben Ausdruck, an welchem sich mein Herz erwärmte und meine leicht erregbare Phantasie sich entzündete, und nachdem die erste Begrüßung beendet, da rief ich, von wildem Entzücken ergriffen, noch einmal laut aus, indem ich die Miße von meinem Haupte zog: „Treue bis zum Tode! Treue über das Grab hinaus, und mag Gottes Segen auf unserm Beginnen ruhen!“

„Mag Gottes Segen auf unserm Beginnen ruhen!“ antwortete im Chor die Schaar der Brüder; die Häupter entblühten sich, wie zum Gebet, und die Augen erhoben sich auldächtig zum Himmel, an welchem eine Heerde rosig glühender Wölchen einherzog.

Die Sonne, bereits ihres blendenden Strahlenkranzes beraubt, beleuchtete magisch die mittelalterlich geschmückten Gipfel der Berge, die Verden, zum letzten Mal für diesen Tag emporgestiegen, schmetterten ihr Abendlied, und tief unten, in der Mitte des Rheines auf der grünen Insel, da rief nach alter gewohnter Weise vom Thurm der Klosterkapelle das Bespergelslein zum gemeinsamen Ave Maria.

Wie aus den Wogen des Rheines selbst tönten die feierlichen Klänge zu uns herauf; mochten sie auch in den leeren, längst für andere Zwecke eingerichteten, gespenstischen Klosterräumen ungehört verhallen, so erweckten sie doch manches Gemüth zu frommen Betrachtungen. Wir war es wenigstens, als ob die Natur vor dem Entschlummern noch einmal das Hochamt abgehalten und der liebe Gott selber als Mäher das Weidlein dazu geläutet habe.

Neuliche Gefühle mußten meine Kameraden bestürmen, denn alle erschienen von demselben Ernst, von demselben festen, heiligen Willen erfüllt, und lange dauerte es, eh' Einer daran dachte, das Wort zu ergreifen und in einer begeisterten Rede es und zu einem mächtigen Ganzen vereinigenden Zweckes zu gedenken.

Zu weiteren Beratungen und Beschläffen kam es an diesem Abend nicht. Es handelte sich vornehmlich darum, mich in die Geheimnisse der durch alle deutsche Gauen reichenden Verbindung einzurweihen und mir es zu ermäßlichen, mich ohne Gefahr fremden Gesinnungsgeossen zu erkennen zu geben, aber auch solche zu erkennen.

Ueber den Plan der Ausführung des Unternehmens, welches eine so vollständige, staatliche Umwälzung, die Vereinigung aller deutschen Völkte zu einem einzigen, untheilbaren, unüberwältlich starken Ganzen im Gefolge haben sollte, ließ man mich im Dunkeln, doch bin ich geneigt anzunehmen, daß die wenigsten meiner Kameraden damals schon Kenntniß davon besaßen, die meisten aber, wie ich, vorläufig nur zu Werkzeugen in den leitenden Händen bestimmt waren, oder gewissermaßen eine Art von Prüfungszeit durchzumachen hatten. —

Es dümmerte, als wir unsere heimliche Versammlung aufhoben und uns zur Heimwanderung nach Bonn rüsteten, und jetzt erst fiel mir auf, daß Bernhard sich nicht unter den Anwesenden befand.

Da ich keinen Grund mehr hatte, meinen Berkehr mit ihm als ein Geheimniß vor meinen Mitverschworenen — wie ich damals mit Stolz meine Commilitonen nannte — zu betrachten, so erkundigte ich mich offen nach ihm.

Es befreudete mich, zu vernehmen, daß er sich nur in den seltensten Fällen an den Zusammenkünften betheiligte, deshalb aber nicht minder thätig für den glücklichen Erfolg des großen Werkes sei. Da er keine Collegien mehr besuchte, so konnte, namentlich weil er Geistlicher war, sein zu häufiger Berkehr mit den Studenten leicht auffallen und zu Argwohn Veranlassung geben. Er hatte daher, seine Unabhängigkeit benutzend, die schwierigere Rolle eines Vermittlers zwischen den verschiedenen Universitäten übernommen, und ging bald hierhin, bald dorthin, um zu berichten und zu erfahren, was man, selbst in Chiffreschrift, dem Papier anzuvertrauen sich scheute.

So hatte er auch an diesem Tage erst einen unten vorbeifahrenden Wagen dazu benutz, um nach Heidelberg und Frankfurt zu gelangen, wo er die nächste Zeit zubringen beabsichtigte.

„Ist er denn hier oben gewesen?“ fragte ich im Laufe des Gesprächs, während wir langsam in's Thal niederstiegen.

„Er begleitete uns bis hinaus,“ erhielt ich von mehreren Seiten zur Antwort, „dann kehrte er zurück, um den Wagen nicht warten zu lassen. Es hat sich nämlich ein Onkel von ihm, der, wie er selbst, ursprünglich aus Italien stammt, zu ihm gestellt, und um sich des ihm gleichgültigen, wahrscheinlich auch etwas zuringlichen Verwandten auf wenig auffällige Art zu entledigen, war er gewissermaßen gezwungen, bis Koblenz in dessen Gesellschaft zu reisen und seinen Wagen zu benutz.“

„Habt Ihr den Herrn Dunkel gesehen?“ fragte

ich gespannt, denn ich dachte in diesem Augenblick an Fräulein Brüsselbach und die versteckte Warnung, welche sie mir ertheilt hatte.

„Ein echter Pflaffe mit seinem, glattem Wesen,“ antwortete Einer aus der Gesellschaft, „und ich verdenke es Bernhard nicht, daß er sich so wenig zu ihm hingezogen fühlt.“

„Hüten Sie sich vor dem Schwarzen,“ summte mir die Warnung der Wahnsinnigen in den Ohren, doch vergaß ich dieselbe schnell wieder, indem ich überlegte, daß sie wohl schwerlich den fremden Geistlichen jemals gesehen und daher gemeint haben könne, und die letzten Bedenken, welche ich über Bernhard's Charakter noch hätte hegen können, erstarben schnell, als ich vernahm, mit welcher Wärme man seine Opferwilligkeit und Umsicht pries, die er namentlich auf seinen Reisen an den Tag lege.

„Wer hätte gedacht, daß seit verschlossenes, sogar abstoßendes Wesen nur eine klug gewählte Maske sei!“ sagte ich sinnend zu dem an meiner Seite hinschreitenden Gefährten.

„Und dennoch gehören gerade solche Leute, die, wie Bernhard, von geheimen, ehrgeizigen Plänen geleitet werden, mit zu den festesten Stützen unserer Verbindung. Ihr Ehrgeiz ist die sicherste Bürgschaft ebensovohl für ihre Treue, wie dafür, daß sie vor keinen Opfern und Anstrengungen zurückbeben, wenn es gilt, dem allgemeinen Besten zu dienen.“ —

In dem Gasthose von Rolandsbeck verweilten wir nur lange genug, um uns durch einen Becher Wein zu erfrischen, und rüstig wanderten wir darauf dem in nächtliche Schatten gefüllten Bonn zu. Wie bei früheren Gelegenheiten heiterer Gesang dazu diente, uns die Zeit zu verkürzen, so gaben wir uns an diesem Abend, da nur Gleichgesinnte uns hörten, ausschließlich tief, ernstn Gesprächen und Berathungen hin.

Dieselben wirkten förmlich berauschend auf mich ein, denn als ich gegen Morgen endlich mein Schlafgemach betrat, da war ich wie umgewandelt. Des Oberstleutnants ehrwürdige Gestalt hatte nichts Drobendes, nichts Schreckenerregendes mehr für mich; ich fühlte mich erhaben über alle Vorurtheile der bevorzugten Stände, und heiß erstohnte ich die Zeit herbei, in welcher ich stolzerfüllt vor meinen Vornamen würde hintreten und ihm Rühenshaft über mein Thun und Lassen ablegen können, die Zeit, in welcher ich die goldigen Früchte meines süßen Entschlusses, gewonnen unter Gefahren und im furchtbaren Kampfe um die höchsten Güter der Völker, Johanna zu Füßen legen durfte.

Zweiter Band.

36tes Capitel.

Die Entscheidung.

Der Sommer entschwand; seine späten heißen Tage reisten die schwellenden Trauben auf den Abhängen der Berge und begünstigten den Ackerbauer beim Einbringen der letzten Getreidegarben; herbliche Nebel begleiteten den Aufgang und den Untergang der Sonne, und immer größer und immer umfangreicher

wurden die gelben und braunen Schattirungen in den Laubmassen der Waldungen.

Der Sommer entschwand, der Herbst trat an seine Stelle. Weißer Reif stahl sich unter dem Schutze der Dunkelheit auf die abgerieteten Felsen und die grünen Herbstsaaten; in den Scheunen klapperten im lustigen Takt die Dreschfegeln, in den dunkeln Kellern, eng eingeschlossen in schwere Fässer, gährte ungebuldig der Feuer bergende Most; die Lieber der Menschen wurden kürzer, und statt des melancholischen Gesanges der Nachtigallen erkönte das Zirpen, Schnarren und Zwitschern der Staare und Weindögel durch die Wälder und über die Fluren. Der Rauch der zahllosen mit dürrern Kartoffelkraut genährten Feuer der Feldarbeiter stieg träge in den stillen Aether empor, träge, wie die weißen Spinnweben, die, zu formlosen Flocken und Bändern zusammengeballt, sich unbekümmert um das Bohin, den sanften Luftströmungen zur Eintagsreise anvertraut hatten.

Kürzer wurden die Tage, scharfer die tödenden Nachfröste, rauher die oftmals von Regen begleiteten Stürme, und in dichteren Massen schüttelten die Bäume ihre abgestorbenen Blätter auf den feuchten Boden nieder, während die Vögel in langen Reihen hoch oben, den Wolken nahe, jauchend über sie hinwegzogen. Die besiedelten Wanderer aber hatten im Gefolge ihre kräftig herangewachsenen Familien, und aus ihren Stimmern klang ein trauriges „auf Wiedersehen“, während die Blätter sich niederlegten, um in Staub zu zerfallen, und ihr leises Rauschen und Rispeln einer leichten sanften Todtenlage glich.

Alles erinnerte an den erstarrenden Winter, an die Vergänglichkeit des Irdischen. In meiner Brust dagegen herrschte der schönste Frühlingssonnenchein, ein Sonnenschein, den ich für so unvergänglich hielt, wie den ewigen Kreislauf der Gestirne, so unvergänglich, wie die treue Liebe, die in meinem Herzen wohnte.

War es doch zur Zeit der rauhen Herbststürme, als der schöne Traum der letzten Monate, aus dem ich immer neue Lebenskraft trant, sich verwirklichte, als Johanna, die gute herrliche Johanna, mir mit einem unbeschreiblich holden Erdröthen gestand, daß meine Liebe sie beglücke, daß sie mir für das ganze, ganze Leben angehören, fortan Leid und Freude mit mir theilen wolle. Dann weinte sie an meiner Brust, aber nicht Thränen des Schmerzes waren es, die ihr über die zarten Wangen rollten, nein, gewiß nicht; aus ihren großen, milchstrahlenden Augen, mit denen sie holdselig zu mir emperschaute, leuchtete es mir verständlich entgegen, daß nunmehr ihr ganzes Hoffen in mir allein liege, sie nur noch in mir ihr Lebensglück finde. Ich lächelte ihr liebes gutes Antlitz, die rossigen Rippen, die treuen Augen und schwur, sie zu lieben, so lange mir der Athem vergönnt sei, sie zu lieben in alle Ewigkeit. Ich schwur, daß meine Liebe zu ihr mich zu übermenschlichen Anstrengungen antreiben, und die Erfolge meines redlichen Strebens nur ihr eigenes Verdienst sein würden.

Was ich dabei dachte und wie hoch meine ehrgeizigen Pläne hinausliefen, das ahnte sie nicht. Sie mochte sich aber wohl einsamer Nekerereien ihres Danks erinnern, der zeitweise wenigstens einer Regierungspräsidenten in mir zu entdecken vorgab, denn sie lächelte

mit unschuldig zu, und sich fester an mich schmiegend, bat sie mich, keine zu vornehme Dame aus ihr machen zu wollen, woran sie die eifrige Versicherung schloß, daß das bescheidenste Loos an meiner Seite sie hinreichend beglücke, so sehr beglücke, daß Glanz und Reichthum sie nie glücklicher machen könnten.

Doch je anspruchloser das heißgeliebte engelgleiche Wesen sich zeigte, um so mehr empfand ich schon im Voraus den Triumph, dereinst, und zwar in nicht allzuferner Zeit, als sieggelächter Vorkämpfer der Freiheit vor sie hinzutreten.

Dann gerachten wir unseres ersten Zusammenstreffens in Godesberg und des seltsamen Zufalls, der den Ausspruch der Irtsinnigen als eine Weissagung erscheinen ließ.

Vernhard's, vor dem sie, obwohl sie ihn nicht wieder gesehen hatte, eine unerklärliche Scheu hegte, erwähnte ich mit keiner Silbe; ebenso vermied ich zu gestehen, daß ich selbst seit jener Zeit kindischer Weise das festeste Vertrauen in die merkwürdige Prophezeiung gesetzt habe, aus Besorgniß, dadurch nachtheilig auf ihr leicht erregbares Gemüth einzuwirken.

Aber immer und immer wieder erneuerte ich meine Versicherung, sie schon damals geliebt zu haben, als sie den ihr unbekanntem Gustav Wandel so warm gegen meine Angriffe verteidigte, welcher Versicherung stets das Geständniß folgte, daß sie zu derselben Zeit eine heimliche Freude über die vorgespiegelte Ähnlichkeit des abwesenden Gustav Wandel mit seinem besten Freunde empfunden habe. Und indem sie dies sagte, schaute sie mir so offen, so vertrauensvoll in die Augen, als wenn sie in meinem Innern hätte lesen wollen; dabei spielte ein sinniger Ernst auf ihrem guten Antlitz, und jedes Wort, welches sie sprach, kam aus einem kindlich frommen, aus einem aufrichtigen Gemüth, aus einem Gemüth, welches keine Falschheit kannte.

Nings um uns her fielen die gestorbene und dürrten Blätter geheimnißvoll lächelnd zur Erde, gleichsam warnend vor allzu zuversichtlichem Hoffen; in unsern Herzen dagegen wohnte der Frühling, der ewige, frische Frühling mit seiner unvergänglichen Lebenswärme und den beseligenden, berausenden Hoffnungen, ein Frühling, dessen mögliche Unterbrechung oder Abklärung weit, weit außerhalb der Grenzen unseres Denkens lag.

Daß es unsern jugendlich vermessenen Hoffnungen so ergeben könne, wie den Blättern, daß eine nach der andern erbleichen, absterben und demnächst unwiederbringlich dahinsinken könne, das kam uns kein einziges Mal in den Sinn. —

Wie der Frühling in unsern Herzen wohnte, so schien dessen belebende Wärme auch auf diejenigen überzugehen, mit welchen wir im nächsten Verkehr standen.

Mein Vormund äußerte wenigstens unverhohlen seine Zufriedenheit über unsern Entschluß, und es entging mir nicht, daß er uns nur anzuschauen brauchte, um sogleich in seine etwas derbe geräuschvolle Fröhlichkeit zu verfallen, in welche einzustimmen er sogar seine gute fromme Veste zwang.

O, es waren schöne, glückliche Zeiten, wahrlich, zu schön, als daß sie von langer Dauer hätten sein können.

Die Hand bebte mir, während ich dieses nieder-schreibe und mir dabei jene goldenen Zeiten so recht lebhaft vergegenwärtige; das Blut, obgleich durch des Lebens bittere Täuschungen erkalte, kreist mir rascher in den Adern, fast ebenso, wie damals, wenn Johanna mir verstopfen die Hand brühte, scheinbar aber darüber schmelzte, daß ihr Antel sie beständig zum Stichblatt seiner Scherzreden machte und Kanonenbouner und eheliches Glück, Heirathen und Traualtar, Schwärm-attaquen und Brautjungfern, Trompetengeschmetter und Wiegenlieder und wer weiß, was sonst noch, in seinen Abhandlungen über die Zukunft bunt durchein-ander mischte.

Auch Trostesworte hatte der alte gütige Herr für mich, wenn er mich zuweilen in tiefstem Nachdenken versunken sah und meine Stimmung für Ungeburd hielt, welche ich über die lange Zeit empfände, die mich noch von meinem hohen Ziel trennte, während ich doch nur über die geheimnen demagogischen Umtriebe nachdachte, in welche ich mich immer tiefer und tiefer verwickelt hatte. Wie munterte er mich dann auf, bei meinem Studium tapfer auszuhalten, und wie kurz waren in seinen Augen die Jahre, die ich im rastlosen Ringen und Kämpfen um eine sichere Lebensstellung vergehen sollte!

Fielen seine väterliche Güte und Fürsorge mir auch centnerschwer auf die Seele, und war ich in solchen Augenblicken nicht weit entfernt davon, Neue über mein Thun zu empfinden, so hatte sein Hinweisen auf die lange Reihe von Jahren, welche unumgänglich erforderlich, um in eine Carriere hineinzugelangen, eine ganz entgegenge setzte Wirkung. Ein an Trost streifender Muth durchströmte mich bei seinen Worten, und über meine Zukunft sprach ich mich dann so vertrauensvoll und mit so felsenfester Zuversicht aus, daß selbst er, der doch Alles so gern im rosigsten Licht darstellte, zuweilen den Kopf über meine jugendliche, an Leichtsinn streifende Kühnheit schüttelte. —

Die Herbststürme hatten die letzten Blätter von den Bäumen gestreift und der Winter deckte die Wäldern von kleinen Veichen mit seinen kalten Floeden zu.

Ueber Bäche und Quellen bildeten sich krySTALLINE Ueberbrückungen und unermüßlich trug der Rhein seine schweren Eislasten dem Meere zu.

Alles hatte sich in der freien Natur verändert; in meiner Lebensweise dagegen war keine Veränderung eingetreten. Bald in Bonn, bald auf der Oberförsterei brachte ich meine Tage hin; bald beschäftigt mit Studien, bald im Kreise von Mitverschworenen, bald an der Seite meiner hohen Braut.

Wohl behäuflich mich zuweilen ein gewisses Bangen, wenn ich berechnete, über wie geringe Mittel die Umsturzpartei zu verfügen habe, mein frischer Lebensmuth gewann indessen stets sehr schnell wieder die Oberhand, und um keinen Preis hätte ich aus der Schaar derjenigen austreten mögen, die ich im Geiste bereits, nach glücklicher Beendigung unseres gewagten Unternehmens, lorbeergetrönt zu den Übrigen heim-lehren sah.

Vernhard begegnete ich nur äußerst selten; selbst wenn er sich in Bonn befand, beobachtete er die Versicht, sich nie an unsern heimlichen Zusammenkünften zu betheiligen. Er schien mir fast zu vorsichtig zu sein, doch erklärte ich mir sein Verfahren dadurch,

daß die Aufmerksamkeit der Späher und Spione viel leichter auf ihn, der so anhaltend umherreiste, als auf Einen von uns gelenkt werden könne. Dagegen sah ich ihn mehrfach des Abends in meiner Wohnung, und verheißte er dann nie, den in meiner Brust glühenden Funken durch seine charakteristischsten Vergleiche und begeisterten Ermuthigungen zur hellen Flamme anzufachen.

Wohl erinnerte ich mich zuweilen, wenn ich in seine düstern schwarzen Augen schaute, der Warnung der Birkfenniger, deren erste Besichtigung sich ja theilweise schon erfüllt hatte. Da ich Letztere indessen nicht widersah, mithin auch nicht fragen konnte, wen sie mit dem „Schwarzen“ gemeint habe, so traten die unbestimmten Zweifel und Befürchtungen immer weiter in den Hintergrund zurück.

War mein Geist nun auf der einen Seite mit schwer wiegenden und mich vielfach beunruhigenden Dingen beschäftigt, so genoss ich auf der andern Seite in vollen Zügen das Glück, welches mir an Johanna's Seite erblühte. Und ein Glück war es, wenn ich in ihre sanften freundlichen Augen schaute, den Ton ihrer lieben Stimme vernahm und immer und immer wieder die Bethenerungen gegenseitiger Liebe und Treue mit ihr austauschte.

Die flammende Röthe kam, wie ich sorgfältig beobachtete, seltner auf ihren Wangen zum Durchbruch, und indem ihr sinniger Ernst sich allmählig in eine bezanbernde kindliche Heiterkeit verwandelte, wies ich den gelpflichtig drohenden Ansprüch meines Vormundes, „daß die Sünden der Eltern an den Kindern und Kindeskindern heimgejucht würden,“ so oft der Gedanke daran mich beschlich, fast mit Hohn von mir. —

Zwischen Anton, seinem Raben und mir hatte sich eine Art freundschaftliches Verhältniß gebildet, welches sich vorzugsweise dadurch verrieth, daß der arme unglückliche Mensch sich jedesmal, wenn ich auf der Oberförsterei weilte, einstellte, um, wie er vorkam, „den seinen jungen Herrn, der mit ihm an einem und demselben Tisch gegessen und seinen Jakob gerettet habe,“ zu begrüßen und Johanna durch den Raben zum Kaffeeloch anfordern zu lassen.

Der arme Bursche entfernte sich dann nie, ohne daß er gefättigt und auch noch auf andere Weise beschenkt worden wäre, und wir Alle ergötzen uns an dem sprechenden Ausdruck ruhrender Dankbarkeit, der aus seinen trüben Augen hervorleuchtete.

Seine Mutter, eine böse Frau mit hinterlistigem Blick, sah ich nur einige Male aus der Ferne; dagegen begegnete ich seinem hartherzigen Bruder mehrfach, in der That so oft, daß es den Anschein gewann, als ob er mir absichtlich in den Weg trete. Er begrüßte mich jedesmal sehr höflich und seine Miene seines brutalen Gesichts verrieth, daß er sich erinnere, einst mit einer geheimen Botschaft an mich betraut gewesen zu sein.

Ich betrachtete den Menschen stets mit einem überwinnlichen Mißtrauen, welches darin neue Nahrung fand, daß Bernbard, von dem damals die Botschaft ausgegangen war, ihn nicht kennen wollte und mit allen Zeichen ernstster Besorgniß behauptete, das Papier einem andern, ihm als zuverlässig empfohlenen Manne zur Beforgung übergeben zu haben.

Schimmernd in Schnee und Eis, schimmernd im Lichterglanz der in der Sylvesternacht zum letzten Mal angezündeten Weihnachtssäume rollte das Jahr 1832 von der Erde.

„Was wird uns das neue Jahr bringen?“ fragte sich Mancher, gleichviel, ob erfüllt von frohen Hoffnungen oder hart bedrängt von Kummer und Vetrübniß. „Was wird uns das neue Jahr bringen?“ fragten sich Eltern in der zwölften Stunde, indem sie ihre friedlich schummernden Kleinen mit frommen Wünschen im Herzen zärtlich beobachteten. „Was wird uns das neue Jahr bringen?“ fragten sich theure Angehörige, die thranenschweren Blicke auf das kalte, todtestarre Antlitz eines im Sarge ruhenden Familienvateres gerichtet, fragte die Braut den Bräutigam, der Gatte die Gattin, der Bruder die Schwester. Draußen aber ertönte von den Kirchthürmen feierliches Glockengeläute und auf den freien Plätzen lustiges Schießen, während in festlich erleuchteten Hallen fröhliche Paare sich in rauschendem Reigen drehten, geröthete Gesichter sich in dampfenden, veraufschweben Blüthen spiegelten und dem neuen Jahr ein geräuschvolles Willkommen entgegen jubelten, als ob dergleichen Feierlichkeiten einen besondern Einfluß auf den Lauf der Zeiten auszuüben vermocht hätten.

„Was wird das neue Jahr bringen?“ fragte auch ich mich nach einem heiter und glücklich erlebten Abende auf der Oberförsterei. „Glück, Ehre und Ruhm bringt es mir,“ beantwortete ich meine Frage mit der Bestimmtheit einer Schicksalsgöttin, „den Birkern aber Freiheit; Freiheit nach langem Schmachten in sflawischen Fesseln; Freiheit des Geistes und des Körpers, und Erlösung aus einem schwer drückenden Joch!“

Mit dem Rufe der Freiheit auf den Lippen war ich aus dem alten Jahr in das neue hinübergetreten; mit dem Rufe der Freiheit im Herzen begann ich im neuen Jahre meine Tage, und wenn ich wirklich auf Stunden die Sorgen, welche ein, nach meiner Ueberzeugung, Welt erschütterndes Unternehmen im Gefolge hatte, von mir abzustreifen suchte, dann trafen gewiß geheime Nachrichten bei mir ein, welche mir schnell wieder den ganzen Ernst meiner Lage vor Augen führten.

Geheimnißvoll trafen sie bei mir ein und in gleicher Weise gingen sie von mir aus. Ich lebte in einer beständigen fieberhaften Aufregung, und je näher der so heiß ersehnte entscheidende Zeitpunkt heranrückte, in um so höherem Grade wurde ich von dem wilden Freiheitssturm ergriffen, in welchen theils die Verhältniße, theils meine eignen hochfliegenden Pläne mich hineingeträngt hatten.

Die starren Fesseln des Winters waren gebrochen, der Schnee schmolz auf den Bergen und rieselte in Bächen dem Rheinstrom zu. In der seuchten, jetzt wieder geöffneten Erde regte sich nach langem Scheintode wieder organisches Leben und ungeduldig harrten die noch verborgenen Keime darauf, durch einige warme Tage an's Licht gerufen zu werden, als ich eines Morgens ernter, wie ich gewöhnlich zu thun pflegte, auf der Oberförsterei Abschied nahm.

Meine Stimmung blieb nicht unbemerkt, doch

schrieb Johanna dieselbe dem Umstande zu, daß ich, bringender Studien halber, in den nächsten drei Wochen Bonn nicht verlassen könne. In ihren milden Augen perlten Thränen, über welche sie, wie sie sagte, keine Rechenchaft abzugeben wußte. Sie versuchte dieselben zurückzudrängen und demnächst fortzuschlefen, allein vergeblich. Es war, als ob der Ernst, der mich erfüllte, auch auf sie übergegangen sei, als ob sie, indem ich sie inniger umarmte, herausgefühlt hätte, daß ich auf gefährlichen Wegen wandle und ihr irgend etwas verheimliche.

„Komme bald, recht bald zu Deiner Johanna,“ sagte sie, als wir endlich von einander trennten; „komme bald!“ rief sie mir in süßem Schmeicheln nach, als ich mich bei der nächsten Biegung der Straße, bevor mich der Wald ihren Blicken entzog, zum letzten Mal nach ihr umwendete.

„Segne Dich Gott, Du gute, treue Seele, Du meine einzige Herzensfreude!“ rief ich zurück, meine Wüße in der Lust schwelgend. „Auf baldiges Wiedersehen!“ fügte ich noch hinzu, indem ich endlich um die Ecke herumbog und rüstig auf Königswinter zuschritt.

„Ja, auf baldiges, glückliches Wiedersehen,“ sprach ich nach einiger Zeit laut zu mir selbst, „auf ein Wiedersehen, welches mich Dir noch theurer machen wird. Auf ein Wiedersehen, daß alle Mädchen Deutschlands Dich um Deine Wahl beneiden und selbst Dein alter, ehrenwerther Onkel Lust verspürt, trotz seiner angestammten und tief gewurzelten Vorurtheile das Kreuz von seiner Brust zu nehmen und es mir, wenn auch nur auf einige Stunden, anzubestehen. Denn länger wird er sich wohl nicht gern von demselben trennen,“ schloß ich mein Selbstgespräch.

„Was ist des Deutschen Vaterland?“ sang ich aus überströmendem Herzen, daß es ringsum zwischen den bewaldeten Höhen wiederhallte.

Mein Herz war plötzlich so fröhlich, so leicht; noch brannten ja die heißen Küsse Johanna's auf meinen Lippen, noch glaubte ich ihre innige Umarmung zu fühlen, und wie im Bewußtsein, daß ihre reine, treue Liebe mich als schützender Engel umschwebe, um mich vor drohendem Unheil zu bewahren, richtete ich mich stolz und mit hochwallender Brust empor.

„Doch ble mir vor Allen

Am besten gefallen,

Ich Hannen, mein Hannen, schön Hannen vor Allen,

Ich Hannen allein!“

jubelte ich die alte liebe Weise in den Wald hinein.

„Hannen allein!“ antwortete das ferne Echo leise, als habe es andeuten wollen, daß Johanna nun wirklich vereinsamt sei.

„Nicht Hannen allein!“ verbesserte ich unwillig das Echo, das „Nicht“ besonders laut betonend.

„Hannen allein!“ schallte es abermals, wie um mich zu necken zurück; denn das „Nicht“ war wieder mit meiner eigenen Stimme zusammengefallen.

„Hannen — nicht — allein!“ rief ich noch einmal, nach jedem Wort eine Weile innehaltend.

„Hannen — nicht — allein!“ tönte es deutlich vom Abhange des Berges zu mir herüber, und jetzt erst war ich zufrieden. —

Anstatt nach Bonn zu gehen, ließ ich mich bei Königswinter über den Rhein setzen, und nach halb-

stündiger Wanderung stromaufwärts erreichte ich das Dorf Rolandsck, wo ich von einem Wirterschworenem, der zugleich mein nothdürftigstes Gepäck mitgebracht hatte, ermarket wurde.

Unser Ziel war Frankfurt, die alte Kaiserstadt. Andere Kameraden waren uns bereits vorangeeilt, noch andere folgten uns auf Umwegen nach; doch in seiner größeren Zahl als zu Dreien bezogen sich die verschiedenen Mitglieder unserer Verbindung nach dem verabredeten Ort unserer Bestimmung, wo der erste Schlag gegen die Unterdrückung geführt, der erste Ruf der Freiheit ertönen und, weit hin schallend durch die deutschen Gauen, das Volk zum Bewußtsein seiner Erniedrigung, aber auch seiner Kraft erwecken sollte.

Wir trafen in Frankfurt ein, ob unerkannt oder nicht, ich weiß es nicht; dagegen wurde ich daselbst sehr bald zu meiner größten Ueberraschung inne, daß ich keineswegs zu den Leitern der Bewegung gehörte, was ich so lange geglaubt hatte, und am allerwenigsten auf mich als auf einen Führer des Volkes gerechnet worden war. Ich tröstete mich indessen damit, daß es Andern, die mit nicht weniger süßen Hoffnungen und ehrgeizigen Plänen sich der Verbindung angeschlossen hatten, nicht besser erging.

Ein Gefühl des Zagens folgte dem einer bitteren Enttäuschung nach, als ich die uns zu Gebote stehende Nacht mit den zu überwindenden Schwierigkeiten verglich. Doch zur Umkehr war es zu spät, und hätte mir wirklich ein Ausweg offen gestanden, ich würde, meinem Eide getreu, nicht zurückgetreten sein, und hätte ich in der nächsten Minute dem Tode gerade in die Augen schauen müssen. Nur inniges, festes Zusammenhalten und genaue Befolgung der an die einzelnen Mitglieder ergehenden Anforderungen konnten uns schließlich dennoch den ersehnten Erfolg sichern, und unbelümmert um die Rolle, welche Jedem von uns zuerkannt wurde, waren wir Alle bereit, unser Leben in Kampf für die Freiheit auf den Altar unseres gemeinsamen großen Vaterlandes niederzulegen.

Am Abend des 20sten März erschreckte plötzlich das Läuten der Sturmglocken die friedlichen Bewohner Frankfurts. In den Straßen rotteten sich Menschen zusammen, Schwerter rasselten, Schüsse donnerten und wie durch Zauber erschienen schwarz-roth-goldene Fahnen und Abzeichen.

Ich, sie erschienen, um fast ebenso schnell und wer weiß, auf wie lange, wieder vor den Augen der Menschen zu verschwinden.

Nur während einer halben Stunde lächelte uns und unser riesenhaften Anstrengungen ein leiser Schimmer von Hoffnung; dann aber bezweifelste Niemand mehr, daß einer, wenn auch nur mittelmäßig organisirten militairischen Macht gegenüber, unser Unternehmen ein vollständig verfehltes sei. Wir hatten ja nicht einmal die Genugthuung, dasselbe eine Revolution, eine Volksbewegung nennen zu hören, sondern als Ueunte und Krawall bezeichnete man Das, für was wir, erfüllt von erhabenen, edlen Zwecken, jede Aussicht auf eine Stellung in der menschlichen Gesellschaft hingegeben hatten.

Als lordbergekürnte Freiheitshelden hofften wir ans dem schweren und erbitterten Kampfe hervorzu-

gehen, und zu einer Nothe Hochverräter und Störer der öffentlichen Ordnung waren wir herabgesunken. — In dem dichten Gewühl von Leuten, die theils mit in unsern Ruf einstimmten, theils nur von Neugierde auf die Strafen hinausgetrieben worden waren, wurden wir bald von einander getrennt.

Viele, den unglücklichen Ausgang vor Augen, begaben sich an demselben Abend noch auf die Flucht; Andere fanden in bekannten Häusern ein vorläufiges Unterkommen, und wieder Andere fielen den Bescherten in die Hände und saßen einer lebenslänglichen Haft unth, als mit den Waffen in der Hand ergriffene Hochverräter, vielleicht einer noch schwereren Strafe entgegen.

In den Letzteren gehörte auch ich.

In der Nähe der Hauptwache, welche in unsere Gewalt zu bringen unsere erste Aufgabe sein sollte, hatte mich ein schwerer Schlag, ob mit einem Knüttel, oder mit einer Kugel, ich entsinne mich dessen nicht, betäubt niedergeworfen. Als ich wieder einigermaßen zur Besinnung gelangte, befand ich mich in einem verschlossenen Wagen, der in schnellem Trab eine lange Straße hinunterfuhr. Neben mir saßen ein Polizist und ein Soldat. Ich nahm mir nicht die Mühe, zu fragen, was man mit mir beabsichtige, ich errieth es leicht, und außerdem würde man mir schwerlich eine Antwort ertheilt haben.

Die Folgen des Schlags hinderten mich anfangs, klar zu denken. Erst als der Wagen hielt und ich unter militärischer Bedeckung in ein großes, düsteres Gebäude geführt und demnachst in ein enges dunkles Gemach, dessen einziges kleines Fenster mit eisernen Stäben vergittert war, eingesperrt wurde, erwachte ich zum vollen Bewußtsein meiner Lage.

„Gefangen, auf lange Jahre, auf Lebenszeit im engen Kerker eingeschlossen,“ stöhnte ich verzweiflungsvoll, indem ich in die Kniee sank. „Gefangen, der Freiheit beraubt; abgesperrt von der freien Luft, von dem Verkehr mit andern Menschen! Mörder meines Glücks! Mörder meiner Johanna!“ rief ich zerstückelt aus, und Thränen ohnmächtiger Wuth über mich selbst und mein unüberlegtes Handeln entzürzten meinen Augen.

„Johanna! arme, unglückliche, meinen ehrgeizigen Plänen geopfert Johanna! Johanna, vergieb mir, daß ich noch lebe, nicht von einer mitleidigen Angel ideltlich getroffen wurde, eh' man mich zu meiner und Deiner Schmach als Verbrecher brandmarkte und einem fürchtbaren Loos entgegenführte!“

Alle meine lähnen Hoffnungen, alle meine phantastischen Pläne waren vergessen und vernichtet. Mit dem Beschlagen des tollen Unternehmens war auch mein Lebensglück zertrümmert worden; ich fühlte es; hatte ich doch die Folgen des Mißlingens vorherberechnet, jedoch in meiner Vermeffenheit nicht an die schreckliche Möglichkeit geglaubt.

Verzweiflungsvoll und gemartert von den entsetzlichen Gewissensbissen wälzte ich mich auf dem Boden meiner Zelle. Nicht an mich dachte ich mehr; aber an Johanna, deren Leben ich verzüfist; an Johanna, deren Liebe zu mir ihre Lebensfrage; an Johanna, die arme verlassene Waife, die so hingebend, so zuversichtlich erwartete, in mir ihr ganzes Lebensglück zu finden, und deren Hoffnungen ich so schmäh-

lich getäufcht, in meiner unverantwortlichen Verblendung gleichsam mit der Wurzel aus ihrer Brust herausgerissen hatte, um sie an den zurückgelassenen Wunden langsam verbluten zu lassen.

„Johanna, vergieb mir!“ stöhnte ich dem Wahnsinn nahe.

Um mich her war es dunkel, aber indem ich den theuern Namen aussprach, glaubte ich die arme, um ihr irdisches Glück betrogene Braut vor zu sehen. Eine himmlische Glorie umgab ihre zarte Gestalt; ihre milden, blauen Augen hatte sie mit dem Ausdruck sanfter Vorwurfs auf mich gerichtet und auf ihren Wangen brannte feuriger, denn je, die unheimliche Röthe.

„Johanna, vergieb mir!“ keuchte ich angstvoll; meine Arme nach dem Gebilde meiner krankhaft aufgereizten Phantasie ausstreckend, und statt Ihrer erblickte ich meinen greifern Vormund, der sich, Nummern und Schmerz auf seinen gealterten Bügen, von mir abwendete.

Ich schloß die Augen, um die Erscheinungen, die jetzt zu lauter drohenden Schreckgestalten für mich wurden, fern von mir zu halten; allein vergeblich. Furchtbarer, verzerrter und dabei doch kenntlich stürmten sie auf mich ein. „Gefangen,“ summte es mir in den Ohren, „gefangen auf Lebenszeit, gefangen bis an's Ende Deiner Tage!“

„Johanna!“ seufzte ich noch einmal vor mich hin, wie um durch den mir heiligen Namen die Gespenster meiner Einbildungskraft zu verschrecken, dann verließen mich wieder meine Sinne.

Erstes Capitel.

Im Kerker.

„Gefangen,“ welsch schreckliches Wort, welche vernichtende Gedanken reifen sich an diesen einzigen Begriff.

Gefangen, auf Lebenszeit der Freiheit beraubt, wie entsetzlich, ein solches Urtheil zu vernehmen.

Nur verstohlen lugt das Tageslicht durch das kleine vergitterte Fenster herein, und dumpf schlägt das summende Geräusch des lebhaftesten Verkehrs in den Straßen an das ängstlich laufende Ohr.

Wie die Minuten so langsam verrinnen, wie die Stunden so endlos erscheinen!

Wie viel Minuten hat die Stunde? Wie viel Stunden der Tag, wie viel Tage das Jahr und wie viel Jahre zählt das Leben? Ist es denn möglich, solche Marter zu ertragen? Es kann nicht sein!

Nachte Wände umgeben mich; hier steht mein hartes Lager, dort der steinerne Wassertrug; eiserne Stangen, kreuzweise miteinander verbunden, verpersperren die Fensteröffnung, und eiserne Schienen und schwere Riegel lassen kaum noch eine Probe von dem Holz der Thüre durchschimmern.

Ach, welche Vorsichtsmaßregeln, um einen einzigen schwachen Sterblichen gefangen zu halten! Und dennoch, sie sind nicht zu stark; denn hinter den eisernen Stangen und hinter den schweren Schließern liegt die Freiheit, die holde, süße Freiheit, und wer fühlte nicht Hiesenträfte in seinen Armen, wenn es gilt, die Freiheit zu erringen!

Solche Gedanken beschäftigten meinen Geist, als

ich den ersten Schlag meiner Verhaftung überwinden und eine ruhigere Ueberlegung an Stelle des wahnfinnigen Schmerzes treten war.

Traurig und langsamem Schritte durchmaß ich meine düstere Zelle, und vergeßlich verachtete ich eine letzte Spur von dem jugendlichen Muth wachzurufen, der mich vor Kurzem noch in so hohem Grade besetzte.

Mein Fenster lag nach der Straße hinaus; aus Besorgniß, daß ich oder Andere, die mein Schicksal theilten, sich durch Zeichen mit den vorüberwandelnden Menschen verständigen könnten, hatte man vor den eisernen Gittern hölzerne, grün angestrichene Jalousien angebracht, deren Oefnungen aber nach oben wiesen. Man gönnte uns nicht den Anblick lebender Wesen; einige schmale Streifen des Himmels waren Alles, was man uns ließ. Wie wenig, und doch höchstes ich daraus so manchen Trost, so manche Hoffnung.

Stundenlang stand ich vor den knapp zugemessenen Oefnungen, die Blicke emporgerichtet. Anbänglich betrachtete ich den halb blauen, halb verschleierten Himmel. Die dahinziehenden Wolken schienen in meinen Augen Leben zu erhalten und ich beneidete sie um die weite Fernsicht, welche ihnen dort oben offen stand. Erlickte ich aber gar eine Schwalbe, die fröhlich und sorglos meinen so neidisch begrenzten Gesichtskreis durchflogelte, dann hätte ich weinen mögen vor bitterem Weh und Herzeleid.

Als die Schwalben zum letzten Mal beim Herannahen des Winters schieden, da zog in meine Brust der Frühling ein, und seht, da die Verführerinnen des Frühlings wieder eingetroffen, durchbete wintertliche Kälte meine Seele. Ich war gealtert, mein Lebensmuth gebrochen, und an den schönsten Traum meines Lebens durfte ich nicht denken, wenn ich nicht dem Wahnsinn anheimfallen wollte.

Welchen Begriff hatte ich ehemals von der Freiheit, und welchen jetzt? Und wie erniedrigt erschien ich mir, der ich, einem leeren Phantem nachjagend, ein irdisches Paradies leichtsinnig von mir gestoßen hatte!

Ich wollte an Johanna schreiben, in einem Briefe an sie Trost suchen, ihr mein Verhalten, so gut es in meinen Kräften stand, erklären und ihre Verzeihung ersuchen, allein ich wurde als Hochverräter behandelt, der sogar nicht einmal in brieflichen Verkehr mit der Außenwelt treten durfte. Ebenso wurden auch alle Briefe zurückgewiesen, welche an die Gefangenen einflogen. Es war ein grausames Verfahren, welches man gegen uns einschlug, ich ertrug es aber mit verhältnißmäßig ruhiger Ergebung, denn nachdem ich Alles, Alles verloren, gab es ja nichts mehr, das mich noch tiefer zu beugen vermocht hätte.

So verstrich die erste Zeit meiner Fast; mich kümmerten weder Verdörbe noch Verurtheilung. Ich gab mir nicht einmal die Mühe, darauf hinzuweisen, daß ich eigentlich und ursprünglich wider meinen Willen in die demagogischen Umtriebe hineingerissen worden sei und mich erst später mit leicht entzündlichem, jugendlichem Enthusiasmus denselben rücksichtslos in die Arme geworfen habe. Ich war ja ein Mann, der wissen mußte, was er thun und lassen durfte und daher für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden konnte; und selbst um den Preis

meines Lebens oder, was mir gleichbedeutend war, der Freiheit, hätte ich Keinen meiner Mitschuldigen genannt, obwohl die Zweifel, welche über Bernhard's Redlichkeit in mir erwacht waren, sich allmählig immer mehr bestetigten und klarere Formen erhielten.

Meine Verurtheilung zu lebenslänglicher Einschließung vernahm ich ohne zu beben; ich juckte höchlich die Achseln, in der Ueberzeugung, daß mein Leben unter der Last der an meiner Seele nagenden Selbstverwürfe von seiner großen Dauer sein könne. Ich war auf das Urtheil gefaßt und suchte einen gewissen Stolz darin, auch nicht den leiftesten Anflug von unmäßlicher Schwäche zu verrathen.

In meinen Kerker zurückgekehrt, gab ich mich indessen wieder ganz meinem Brüten hin, welches so weit ging, daß ich endlich nur noch wie ein Schlaftruntener dahinvegetirte und weder den Schliefer, noch den Gefangniswärter eines Wortes oder eines Blickes würdigte.

Ob der Schliefer Mitleid mit meiner Jugend und mit meiner hoffnungslosen Lage empfand, oder ob er nach den Eingebungen Anderer handelte, gab ich mir nicht die Mühe zu ergründen; ich bin aber geneigt, Ersteres anzunehmen, denn vier Monate mochte ich in meiner Fast zugebracht haben, als er eines Morgens zur ungewöhnlichen Stunde bei mir eintrat und mir zwei Briefe überreichte.

„Sie werden mich nicht verrathen,“ sagte er in gleichgültigem Tone, „der eine Brief traf vierzehn Tage nach ihrer Verhaftung ein, der andere vor zwei Monaten. Ich untersücht sie, anstatt sie zurückzusenden, und da nicht weiter nach dem Verleib der selben geforscht wurde, stelle ich sie Ihnen jetzt zu.“

Dankend nahm ich die Briefe entgegen, ich hatte die Handschrift meines Vormundes erkannt, und kaum noch fähig, meine tiefe Bewegung zu verbergen, leistete ich das feierliche Versprechen, nie ein Wort über den Empfang derselben verlauten zu lassen.

Sobald ich wieder allein war, setzte ich mich auf mein Lager nieder. Lange und aufmerksam betrachtete ich die Aufschrift; ich fürchtete mich, den Inhalt lernen zu lernen, denn was konnte mein Vormund mir anders mitzuthellen haben, als die Versicherungen seines Zornes und seiner Verachtung? Da trat Johanna's tranerndes Bild mir vor die Seele, und hoffend von ihr oder über sie etwas zu erfahren, riß ich den älteren Brief schnell auf.

Das Schreiben war nur eine halbe Seite lang und ebenfalls von der Hand des Oberstleutnants. Etwas enttäuscht wendete ich mich denn durch die Fugen der Jalousien hereinkommenden Lichtstrahl zu und las:

„Der Würfel ist gefallen; Du bist abtrünnig geworden und ich kann, ohne meinem Könige die Treue zu brechen, keine Gemeinschaft mehr mit einem Hochverräter halten. Einen Mord hätte ich Dir verziehen, allein daß Du mit zu den Häuptern der Umsturzparthei gehörst, verzeihe ich Dir niemals. Hinter meinem Rücken, während ich Dir vielleicht mit väterlicher Zuneigung die Hand drückte, hast Du gegen unsere hohe Landesregierung conspirirt. Du erleidest jetzt die Strafe für Deinen Verrath, für welchen Dein Leichtsinm nicht einmal eine Entschuldigung ist. Meiner Vormundschaft über Dich, die

ohnehin nächsten abläuft, werde ich mich baldmöglichst kuffertigen und Dir den Rest Deines Vermögens zur Verfügung stellen. Es soll mich freuen, wenn die paar hundert Thaler dazu dienen, Dir die wohlverdiente Strafe zu erleichtern.

Welter, Oberstlieutenant und Oberförster.
„Kein Wort über Johanna,“ sagte ich erschüttert, indem ich den Brief, dessen Inhalt mich übrigens nicht im Mindesten überraschte, wieder zusammenfaltete. Da fiel ein schmaler Papierstreifen, der zwischen den beiden Blättern des Bogens verborgen gewesen, lustig um sich selbst herumwirbelnd, vor mir auf die Erde. Hastig griff ich nach demselben, und ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich Johanna's zierliche Schriftzüge erkannte. Offenbar hatte sie, da ihr das Schreiben unterlag worden war, den Papierstreifen heimlich in den schon versiegelten Brief hineingeschoben, um mir wenigstens ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Meine Hand bekte bei dieser Entdeckung, und längere Zeit dauerte es, bis ich die vor meinem umflorian Augen in einander derschwimmenden Buchstaben von einander zu trennen vermochte.

„Gustav, ewig und innig geliebter Gustav, habe Vertrauen zu Deiner Johanna! Sage mir, wie ich Dir helfen kann, und setze es mich das Leben kosten, bezügl. gebe ich es hin, wenn es zu Deiner Rettung dient. Ich fühle mich stark und gesund, ich meine nicht mehr, aber Tag und Nacht sinne ich auf Mittel, Dich wiederzusehen, an Deinem treuen Herzen zu ruhen. Gott segne und beschütze Dich! ewig, ewig unveränderlich Deine Johanna.“

„Nicht einmal den leisesten Vorwurf hast Du edles Mädchen für mich,“ seufzte ich, und von wildem Schmerz überwältigt sank ich auf mein Vauger. Thränen entflürzten meinen Augen; obwohl ein Mann, weinte ich, wie in meinen ersten Kinderjahren, ich weinte so lange, bis ich keine Thräne mehr hatte und die Erschöpfung meine Geisteskräfte förmlich lähmte.

„Keinen Vorwurf, keine Kränze, sondern nur Liebe, reine, rücksichtslose, hingebende Liebe,“ wiederholte ich unablässig. „D, es ist die härteste Strafe, die mich hätte treffen können,“ fuhr ich in Gedanken fort, „ich fühle mich stark und gesund, ich meine nicht mehr,“ „ach, welche Welt voll Jammer und Schmerz liegt in diesen Worten! Und ich, ich allein habe Alles verschuldet, habe das arme vertrauensvolle Mädchen mit mir in das Verderben hinabgerissen!“

Dann gedachte ich der unglückseligen Worte meines Vormundes: „Die Sünden der Eltern werden heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied,“ dann wieder der Weisung der Jerrfinnigen, um den Eindruck des Verberzegangenen abzurufen; aber es gelang mir nicht. Ich verzagenwärtigte mir die krankhafte Röthe auf Johanna's Wangen, ihren jarten Körper, ihr leicht erregbares Gemüth, und immer schwärzere Ahnungen tauchten vor meiner Seele auf. Ich konnte sie ja hinlänglich, um zu befrüchten, daß ein so schwerer Schlag ihre Gesundheit vollständig untergraben, sie an den Rand des Grabes bringen könne. Doch der Veldensbeder, der mir an diesem Tage dargereicht worden, war noch nicht bis auf die Hefe geleert. —

„Lange dauerte es, bis ich es über mich gewann,

auch den zweiten Brief zu erblicken. Derselbe war ebenfalls von meinem Vormunde aber zwei Monate später geschrieben. Vorsichtig faltete ich ihn auseinander, ihn erwartungsvoll von allen Seiten betrachtend; sein freundlich tröstlicher und doch wieder so viel Jammer erzeugender Papierstreifen fiel mir entgegen. Johanna hatte also keine Gelegenheit gefunden, mir ein Wort der Liebe zukommen zu lassen.

Neugierig richtete ich meine Blicke auf die bekannten Schriftzüge, aber nach Lesung der ersten Worte fühlte ich bereits, daß ich erbleichte und mir das Blut in den Adern stockte.

„Unglücklicher,“ begann der Brief, „nicht genug, daß Du schwarzen Verrath an König und Vaterland begingst und dadurch Deinen Vater im Grabe entehrtest, hast Du auch als Schurke an mir und meiner armen Johanna gehandelt! Im Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit Deines Charakters machte ich Dir über Johanna's Eltern die umfassendsten und genauesten Mittelstellungen. Anstatt, Deinem gegebenen Worte getreu, das tiefste Stillschweigen über Alles, was Johanna's Vergangenheit betrifft, zu bewahren, hast Du Mittel und Wege gesucht, ihr nicht nur das traurige Ende ihres Vaters bis in die kleinsten Einzelheiten zu schildern, sondern sie auch über den Lebenswandel ihrer Mutter aufzuklären! Wahnsinniger, weißt Du, was Du gethan hast?! Du hast den ersten Nagel in den Sarg meiner armen Nichte geschlagen! Versuche es nicht, Dich zu entschuldigen; außer Dir und meiner Wittve wußte hier Niemand um die Geschichte. Du hast den Frevler vielleicht mit der guten Absicht begangen, ihren schnellen Tod herbeizuführen und dadurch ihren Jammer um Dich Elenden abzulösen. Freue Dich, triumphire, Du hast Deinen Zweck erreicht! Niemand wird bei Johanna die Stelle des zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurtheilten Hochverräthers vertreten.“

Ich war wie erstarrt; ich las den Brief noch einmal langsam durch; meine Augen brannten in ihren Höhlen, wie glühende Augeln, und keine mitleidige Thräne war da, den furchtbaren Brand zu kühlen, kein Seufzer stand mir zu Gebote, die auf meine Brust gewälzte Last zu erleichtern. In mich gekehrt und taumelnd, wie ein Verwundeter, ging ich in meiner Zelle auf und ab. Die schweren Anlagen meines Vormundes kränkten mich nicht, ich fand sie gerechtfertigt und natürlich; denn er konnte nicht anders glauben, als daß ich das Verbrechen an Johanna begangen habe; aber daß dieses Unglück mit seinen unberechenbaren Folgen überhaupt hereingebracht, das war es, was mir fast die Sinne raubte. Und dennoch dachte ich in jener entsetzlichen Stunde weniger an die muthmaßlichen Folgen, als an Denjenigen, der durch die schönste Verrätherci das Unheil heraufbeschworen haben konnte.

„Wer hat es gethan?“ murmelte ich vor mich hin, indem ich ununterbrochen mein Spazierganz in der engen Zelle von dem einen nach dem andern Ende fertigte. „Wer hat es gethan? Wer hat das furchtbare Verbrechen begangen?“ fragte ich noch immer halbtaumelnd, als man mir mein lässliches Mittagmahl brachte. „Wer hat es gethan? Der Schwarze; vielleicht Bernhard. Pöte Dich vor dem Schwarzen,“ sprach ich, als der Gefängnißwärter die unangerühr-

ten Speisen wieder hinaustrug. „Hüte Dich vor dem Schwarzen; Bernhard war mein Feind, mein böser Geist;“ flüsterte ich mit trocknen Lippen, als die Sonne sich senkte. „Arme Johanna, hüte Dich vor dem Schwarzen,“ leuchtete ich noch mit letzter Kraft, als die Dämmerung die wenigen Gegenstände in meinem Gemach entstellte und unkenntlich zu machen begann; und dann warf ich mich auf die harten Planken des Fußbodens nieder, meine brennende Stirn gegen das dicke Eisenblech der Thür pressend.

Was in nächster Zeit mit mir vorging, weiß ich nicht; ich gelangte in den Lazarethräumen des Gefängnisses nach langer schwerer Krankheit zum Bewußtsein. Ein hitziges Nervenfieber hatte mich an die Pforten des Jenseits geführt, mein kräftiger Körper dagegen dem Tode fast noch im letzten Augenblick seine Beute streitig gemacht.

O, wäre ich damals gestorben, wie viel Kummer und Dergleib wäre mir erspart geblieben! Aber es sollte nicht sein.

Langsam und allmählig erwachte ich wieder zum Leben, zu einem Dasein zwischen düstern Gefängnismauern, und als einen gräßlichen Hohn betrachtete ich es, daß man mich so sorgfältig pflegte, sich so viel Mühe mit einem zu lebenslänglicher Haft Verdamnten gab; doch ich mußte es geschehen lassen. —

In dem Maße, wie meine Kräfte zunahmen, traten auch die Bilder der Vergangenheit wieder deutlicher hervor. Anfangs erschien mir Alles wie ein wüster Traum, in welchem zwei Briefe die Hauptrolle spielten. Erst der Schlichter rißte mich über meine Zweifel auf und erzählte mir, daß er mich bereits vor drei Wochen mit den zusammengeknitterten Briefen in den Händen bewußlos auf der Erde liegend in meiner Zelle vorgefunden habe. Die Briefe hatte er sobann, bevor er Hilfe herbeiholte, an sich genommen, um einer etwaigen Entdeckung und demnächstiger Strafe für das Dienenvergehen vorzubeugen. Seine Besorgniß war indessen damit noch nicht beseitigt gewesen, denn in meinen Fieberphantasien hatte ich so viel von Johansen, von Johanna und dem Oberstleutnant, von Fräulein Brüsselbach, dem Schwarzen und von Bernhard gesprochen, daß der Arzt sich mehrfach dadurch bewogen fand, nachzuforschen ob auch wohl äußere Einflüsse mit dazu beigetragen hätten, mich in meinen hoffnungslosen Zustand zu versetzen.

Als ich wieder ruhiger und zusammenhängender zu denken vermochte, überredete ich mich leicht, daß die Krankheit im Grunde eine Wohlthat für meinen Gemüthszustand gewesen. Den heftigsten Paroxysmus des Schmerzes hatte ich gewissermaßen im bewußtlosen Zustande überwunden. Die vollständige Entkräftung hinderte mich demnach, mich anhaltend mit der mir von meinem Vormunde entgegengeschleuderten Beschuldigung zu beschäftigen, und als meine Kräfte und die Thätigkeit meines Geistes endlich wieder zurückkehrten, da suchte ich, ohne Hast und Ueberrettung, indem ich die Erlebnisse des letzten Jahres gleichsam noch einmal durchlebte und in die kleinsten Einzelheiten zerlegte, zu ergründen, von wem wohl ein so verderblicher Einfluß auf mein und Johanna's Lebensglück ausgeht sein möge.

Mein Mißtrauen und Argwohn gegen Bernhard erhielten dadurch immer neue Nahrung, und zum

ersten Male fragte ich mich, ob die Rathschläge eines Mannes aufrichtig und redlich gemeint gewesen sein könnten, eines Mannes, der, wie Bernhard damals am Godesberger Mineralbrunnen, seine Blicke mit einem so sprechenden Ausdruck unverfälschten Hasses in meine Augen senkte.

Damals, als mich nur rothige Hoffnungen erfüllten, als ich alle Menschen wie Freunde hätte umarmen mögen und nur gute Seiten in ihnen zu entdecken suchte, hatte ich jenen Blick des Hasses schnell wieder vergessen oder legte ihm auch eine augenblickliche heftige Gemüthsbewegung als verächtlichen Grund unter. Jetzt aber dachte ich anders darüber; es wollte mir scheinen, als ob Bernhard, indem er mit seiner ungewöhnlichen Ueberredungsgabe mich in die demagogischen Umtriebe verwickelte und schließlich dafür Sorge trug, daß ich mich essentially compromittirte, ein mit vieler Ueberlegung und schlaueingefädeltet Verfahren gegen mich, mühsamlich auch noch gegen Andere, beobachtete, um einem, vielleicht aus Religionsfeier entspringenden Gefühl der Rache und des Hasses zu fröhnen. Hatte er selbst sich doch stets den Wüthen frei gehalten und nie eine Blöße gezeigt, die als Handhabe zur Anklage gegen ihn hätte dienen können.

War der Zweck, der ihn in seinem Verkehre mit mir leitete, solcher Art, so hatte er denselben doppelt und dreifach erreicht. Unerklärlich war es mir dagegen, daß er, indem er mich unglücklich machte, auch Johanna mit kaltem Blute mit in das Verderben hinabrieß; Johanna, diese unschuldige, reine Seele, diese Heilige, die als halbe Nandanmännin den ihm weit eher auf seine warme Theilnahme den gerechtesten Anspruch gehabt hätte.

„Johanna's Mutter stammte aus Italien, Bernhard ist ein Italiener,“ grubelte ich, „sollte da nicht eine Verletzung mit frühern Zeiten und Umständen möglich sein?“ Weiter drang ich mit meinen Rnthmahnungen nicht durch; an diesem Punkte scheiterte mein Scharfzinn, und vergeblich trachtete ich, das hinter demselben in chaotischem Durcheinander liegende zu enträtseln. Das Mißtrauen, welches in meiner Brust Wurzel geschlagen hatte, war indessen genug, meine Gedanken immer und immer wieder auf diese Frage zurückzulenken. —

So schliefen mir die Tage in dumpfem, unheimlichem Brüten dahin. Die Außenwelt gehob mir für mich in der Erinnerung eine trübere, nebelhaftere Färbung. Sogar die schmalen Streifen des Himmels, auf welche sich früher meine Augen so oft und so sehnsuchtsvoll richteten, verloren allmählig ihren Reiz für mich. Nur wenn sommerliche Gewitter sich über der Stadt entluden, frisches Gemöth am Tage die Sonne verfinsterte, oder züngelnde Blitze die schwarze Nacht plötzlich erhellten und ihre eigenen Schein sogar bis in meine einsame Zelle hineinsandten, erwachte in mir auf Stunden das Gefühl, daß ich noch lebe, sogar noch mit instinctartiger Liebe am Leben hänge und mich sehne, den grausamen Verdacht, welchen mein Verstand gegen mich hegte, zu verschmeißen und, vor meinem Scheiden aus dieser Welt, nur noch ein einziges Mal in Johanna's liebe, blaue Augen zu schauen. Denn daß sie gestorben sein könne, ohne daß ich sie wieder gesehen und den süßen Klang ihrer trauten Stimme vernommen habe, das hielt ich für unmöglich.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Roman-Zeitung.

Ein philosophischer Roman Anknüpfend an die in Adolt Zeißing's „Hauffe und Baiffe“ enthaltene und bereits in einer der früheren Nummern der Roman-Zeitung mitgetheilte Charakteristik des deutschen Romans im Verhältniß zum ausländischen bemerkt die gelehrige „Recht. Wochenchrift für Wissenschaft, Kunst u. öffentlichen Leben“ über dieses Thema des Weitern:

Der deutsche Roman ist gerade so beschaffen, wie er von einem „Seite von Dentsch“ als Schreibendem angesehen kann, ohne eben immer auf ein solches als Lesendes zu treffen. Es gehört schon eine gewisse spezifische Begabung dazu, nun entweder an der reinen Kunstform oder an dem idealen Gehalt um ihren und um feinerwirdigen Stellen zu finden. Die englischen und französischen Romanschriftsteller stehen ihrem Lesepublikum näher, weil sie den rein ästhetischen oder den idealen Forderungen fernere stehen. Der deutsche Romanichter befriedigt in seinen Schöpfungen entweder seinen Egoismus oder sein Herz, der ausländische Romanschreiber meist nur seinen Verleger. Zuerst ist notwendig eclatant, selbst inmitten seiner eigenen Nation, dieser verbreitet sich kosmopolitisch über die ganze unterhaltungsbedürftige Weltwelt.

Kein Zweifel, daß der deutsche Roman von seinen Mitwerbern Manches zu lernen hat. Seine Einseitigkeit macht ihn oft eintönig, seine Durchsichtigkeit langweilig, seine Planmäßigkeit leblos. Der ideale Gehalt tritt nicht selten mit einer Belümmlichkeit auf, daß das bunt gemalte Gefäß darüber in Trümmer geht. Er könnte von seinem französischen Kollegen etwas Feinheit, von seinem englischen Naturwahrheit, von seinem schwedischen sogar etwas mehr Klugheit annehmen, ohne darüber sein Kunst- oder didaktisches Interesse zu verlieren. Er hat so edles Metall, daß er etwas Kupfer vertragen kann, wenn seine Gold- und Silbermünzen landläufig werden sollen. Die Fehler der anderen können bei ihm zu Tugenden werden, wenn, was seine Tugend ausmacht, mitunter sein Fehler wird.

Der Zeißing'sche Roman „Hauffe und Baiffe“ ist ein Musterstück seiner Gattung. Das Streben nach einer einheitlichen, in sich abgeschlossenen Kunstform ist in ihm unverkennbar und zugleich tritt der Gehalt, welchen der Verfasser ausprägen sich bemüht, mit einer Entschiedenheit hervor, welche dem Kunstwerk die meisten Schäden, aber dem Künstler als Charakter jedesmal Ehre bringt. Es war eine glückliche Idee „Hauffe und Baiffe“, das Aus- und Wiedererschauen des Bärenlebens zum Symbol des steten Wechsels alles Werthlosen und Scheinhaften zu nehmen, in dem nur das wahrhaft Echte und Bedeugene unabänderlich besteht. Der Materialismus, der im Bergänglichen des Stoffes das Wesen, der Idealismus, der im Geist, der am Ewigen und Unergänglichen Theil hat, das wahrhaft Berthvolle und Bleibende erbt, treten einander als die das Leben der Gegenwart beherrschenden Gegensätze in der Verbindung einer reichen Kaufmannsfamilie mit einem jungen charaktrvollen Advokaten gegenüber. Wo die Gefahr sehr nahe lag, leiteten, deren offenbaren Ziel, in ein abstractes Tugendideal verduften zu lassen, ist der Verfasser derselben glänzend angewiesen. Sein Paul Leonhard ist kein Romanheld vom gewöhnlichen Schlage, sondern ein echter und recht natürlicher Mensch, der seinen Grundfäden Alles, auch die Geliebte zum Opfer zu bringen bereit ist, ohne davon Aufhebens zu machen, der aber über seine Beschäftigung mit dem Ueberflüssigen den gegebenen Boden nicht unter den Füßen verliert, und, als die Katastrophe heranbricht, den glänzenden Beweis liefert, daß der philosophisch gehaltene und geläuterte Geist dort, wo alle Hülfsmittel der Ge-

schichte und Erfahrung uns verlassen, in den verwickeltesten Verhältnissen noch Leicht und Keiter zu werden vermag. Trotz der offenbaren Ueberlegenheit, welche der Verfasser auf diese Weise dem Idealismus einräumt, ist er jedoch weit entfernt, den Materialismus, oder wie er lieber sich ausdrücken mag, den Realismus, gering anzuschlagen. In der großartigen social-ökonomischen Anlage, mit welcher die Personen des Romans ihre Thätigkeit beschließen, haben die „lustigen“ Ideen des einen, ohne die nicht der erste Strich eines Schattenspiels vorhanden, und die „materiellen“ Mittel des anderen Theiles, ohne welche mit allen Ideen kein Packfein in Bewegung gekommen wäre, ihren verhältnißmäßigen Antheil. „Gedante und Realisation, Plan und Ausführung, Geist und Materie gehören zusammen wie Mann und Weib.“ Ihr Streit ist nur ein „Wettstreit“ in der gegenseitigen Anerkennung. Ihre Keibung ist ihnen zum Heil! In ihr entwickeln sie ihre höchsten Kräfte. Sie sind, wie entzogenstehe Früchte, die bei einer völligen Angleichung zu Ruß herabsinken würden.

Roman wird diesen Gesinnungen, von welchen sich der Verfasser durchdrungen hat, die Anerkennung ihres „idealen Gehaltes“ verlagern. Von dieser Seite her wirkt sein Buch, wie es der deutsche Roman nach seiner Schilderung thun soll, in einem tiefen Fund von Intelligenz, Gemüth und Sittlichkeit und tritt entschieden und beständig auch wirksam für die Interessen des Wahren, Guten und Schönen ein. Aber die Macht des ersten Kernes droht zuweilen die heitere Schale zu sprengen; der philosophische Roman vergist mitunter Roman, um ganz philosophisch zu sein. In der schwerfälligen Kritik des Hegel'schen Paragraphen, die der Verfasser seinem ersten Werke einverleibt, und die kaum von allen Lesern so geduldig getragen, wie es anstandslos begriffen werden wird, wie es von der Gesellschaft des Finanzrates und der Geliebten des Kritikers geschieht, ist es Zeißing passiert, den Salon mit dem Hofsal zu verwechseln. Das eigentlich Spannende der Verwicklung beginnt erst im zweiten Band und gipfelt, von etlichen unwahrscheinlichen Charakteren, wie Dietrich und Karpinski, abgesehen, in der Gerichtsscene des dritten. Hier ist dem Verfasser ein dramatischer Effect gelungen, der den Beweis liefert, daß der deutsche Roman, wenn es die Kunstform erfordert, in diesem Punkt dem französischen nichts nachgibt. Im Ganzen schadet der Fehler von dem Roman mit dem Gefühl, daß so lange noch solche Bücher geschrieben werden, der Idealismus im deutschen Volk aller Einteile zum Trotz nicht ausgehoren sein kann.

Walpurgisnacht. Wie viele Kreuze mögen wohl in Westfalen, im Hannoverschen und Braunschweigischen in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai mit Kreuze aber den Thüren von Häusern und Stallungen gemacht worden sein, um die in jener Nacht zum Bloßberg reitenden Hexen fernzuhalten und sich und das Vieh vor Bezauberung zu schützen; wie manches Walpurgis- oder Pfesterer mag in der Brodeugegend auf Höhen und Bergen gesammelt haben; denn von einem alten Brauch, von einem alten Aberglauben ist das Landvoll schwer abzubringen. — Wie ist nun aber die Sage einer Herzensfahrt auf den Broden in der Walpurgisnacht entstanden? — Einige verlegen den Ursprung derselben in vorchristliche Bergangenheit zurück, andere in das 8—9. Jahrhundert, die Zeit der Sachsen-Peherung durch Karl den Großen. Daß die norddeutschen Heiden auch nachdem sie getauft, noch ihre heidnischen Feste feierten, was natürlich nur heimlich in der Stille der Nacht und an schwer zugänglichen Orten geschehen konnte, ist eine bekannte Thatsache; ebenso bekannt ist es, daß christliche und heidnische Feste stetes

unter einander gewesen und die Namen der letztern auf die andern übertragen wurden. So kam unter Aufsehungsgesetz zu dem heußischen Namen Oester; denn ähnlich dem Benußesche der Römer feierten die germanischen Heiden das Fest der Costre (Ostra) von dem altdeutschen Worte „urslan“, welches ausgehen, ansersehen bedeutet; das fest des Wiederauflebens der Natur also. Die nächsten Züge von Heiden auf den Broden zur Feier dieses Costrestes, die absonderlich genug ausgelesen haben mögen, geben nun wohl Veranlassung zu dem Glauben an eine Drogenzukunft. Sie zu verschweigen, ließ man mit brennenden Strohvollen umher, die man auf lange Stangen gestekt hatte. Die Feuer aber, von denen eben die Rede war, hatten wohl ursprünglich einen andern Zweck und waren wahrscheinlich Feuersäure zu Ehren Costre's. Ursprünglich wurde das Costrest auch nicht in der Uebergangsnacht vom April zum Mai, sondern bei Festlichkeitsnachtsfeier gefeiert. Weil aber die um das Jahr 780 geforderte und canonisirte Walburgis als Wunderthäterin und Beschützerin gegen Drogenzungen verbreitet wurde und der kalendername Walburgis auf den 1. Mai fällt, so gab dies wohl Veranlassung zu dem Aachronismus, die nächste Drogenzeit auf den Broden gleichfalls auf den 1. Mai zu verlegen; und daher auch der Name Walburgisnacht.

Cormoran-Fischfang in China. Die Cormoran's gehören, wie Dr. Marx in seinem Reiseumere über Japan und China berichtet, zum Geschlecht der Taucherenten, nur daß sie erheblich größer als die gewöhnlichen, und außer Wasser mehr einem Faldich als einer Ente ähnlich sind. Die Chinesen haben mit ihrer unsterblichen Geduld diesen Vogel wie einen Jagdhund oder wie einen Falken abgerichtet; er sucht die Fische im Wasser, fängt sie und bringt sie seinem Herrn. Noch hatte die Jagd nicht begonnen. Die Käpfe lagen noch ruhig da; jeder Kahn hatte 8—10 Cormoran's, die auf horizontalen Bambuspfählen auf beiden Seiten über Bord hinausjagen. Plötzlich erhob sich ein fürchterliches Geschrei von Boot zu Boot, in das sich das bellere Erbrochengeklirr der Cormoran's mischte; eine Wolke von Vögeln erhob sich, zerstreute und zertheilte sich über die weite Wasserfläche, — die Hunde waren im Revier. In der Scene, die sich nun entwickelte, war es schwer zu entscheiden, was man mehr bewundern sollte, die Dressur der Cormoran's oder die Sinnesstärke der Fischer. Unter den hunderten Vögeln, die auf der Wasserfläche in buntem Gemirre flatterten, schwammen und tauchten, mußte jeder Bootsführer alle Mitglieder seiner Koppel im Auge behalten, denn es wäre zu viel verlangt von den Cormoran's, daß sie Instinct und Natur so weit verteidigen sollten, um nicht den Versuch zu machen, ihren Fang gelegentlich als gute Beute für sich selbst zu betrachten. Sobald nun der Fischer bemerkt, daß einer seiner Vögel einen Fang gemacht hat, entwickelt er eine unbefreibliche Energie, ihn durch lauten Zuruf an seine Pflicht zu mahnen. Man wird angezogen, daß dazu ein scharfes und festes Auge gehört; es gehört aber unzweifelhaft eine eben so angelegentlich Dressur dazu, um die Vögel dahin zu bringen, daß sie bei dem immerwährenden Durcheinandersein aller Fischer die Stimme ihres Herrn herausbören und unterscheiden, und daß sie den Fisch willig in's richtige Boot ablefern. Sollte ja einer dieser Pflicht untreue werden, so kann er sicher sein, mit dünnen Bambuspfählen väterlich geprügelt zu werden.

Der Dahnenkampf ist eine der ältesten Institutionen Englands und einige der wenigen Spuren, welche die römische Herrschaft in Britannia zurückgelassen hat. Trotz seines klassischen Ursprungs und obgleich König und Königinnen dieses Nationalvergnügens unter ihren besondern Schutz genommen hatten, ist der Dahnenkampf doch von dem Lichte der modernen Civilisation allmählich verdunkelt worden und so in Mißcredit ge-

rathen, daß in den ersten Jahren der Regierung Victoria's eine besondere Parlamentsacte gezogen werden konnte, welche alle Theilnehmer an der Schaufelung der „Brutalität“ bestrafte und mit Geldbußen, im Wiederholungsfall sogar mit Gefängnißstrafe bedrohte. Das Gesetz war nur ein Ausdruck der öffentlichen Meinung, die sich längst gegen die brutale und brutallustige Schaufelung ausgesprochen hatte. Damit war jedoch der Dahnenkampf noch nicht unterdrückt. Jeder, der Lust hat, kann täglich hier das Vergnügen haben, sich zwei betrunken gemachte Dähne mit silbernen Sporen zu Tode baden zu sehen. Dieser „Sport“ hat seine Sportgenossen, seine Liebhaber, seine Jäger, seine Welter, seine Publikum, sein Gesindel, wie die Wetrennen. Nur hat er sich auf der Westlichkeit des Ocean Park, wo er noch vor 25 Jahren seine Triumphe feierte, in die Heimlichkeit zurückziehen müssen. Eins der berüchtigsten Cock Public-Houses wird von einem emeritirten Pugilisten in einer finsternen Seitengasse von Haymarket gehalten. An Betrich des „Bereins gegen Thierquälerei“ wurde hier eine große Kassa gehalten, welche das ganze Stadtviertel in Bewegung setzte. Als die Polizei in das Haus einbrang, waren die Kampfbühne gerade im besten Zuge, und ein zahlreiches, aus allen Gesellschaftsklassen gemischtes Publikum vom Lord an bis herab zum professionirten Leichenbier versammelt. Trotz der vielen gelungenen Escapaden und des verzweifeltsten Widerstands gelang es der Polizei, einige 30 Arrestationen zu bewirken, darunter zwei Mitglieder des „Bereins gegen Thierquälerei“, dessen Einsprüche sie ihre Selbstaufnahme verdankten. Der Polizeirichter belegte jeden mit einer Geldbuße von 5 Pfr.

Die italienischen Strohhüte, welche die ganze elegante Welt so sehr liebt, bilden für Toscana einen Anbauvergnügen, deren Ertrag man auf fast 11 Millionen Francs schätzt. Der toscanische Boden ist der einzige in ganz Italien, der Stroh von einer für die Hüte hinreichenden Feinheit liefert, und in Toscana selbst ist die Umgegend von Florenz die einzige District, welche dieses Material in vorzüglicher Güte hervorbringt. Die von den Landcultoren der Romagna und des Königreichs Neapel angestellten Berufsleute, gleich seines Stroh zu bauen, haben ulemals vollständig zum Ziele geführt. Dieses Stroh kommt von einem Getreide von ganz besonderer Art, dessen Halme höchstens 35 bis 40 Centimetres hoch werden, und dessen wenig zahlreiche Körner zur Wiederverzweigung der Pflanze dienen. Jede Frau aus dem Volke ist in jenem Lande Strohhüttenmacherin, und oft sieht man die schönsten und schönsten Hüte vom alleregelmäßigsten Gewebe aus dem Kopfe von Bäuerinnen, die sie selbst gemacht, und die ihr selbstthätigstes Werk um keinen Preis fortzugeben würden. Das Zusammenmähnen des Hutes ist eine sehr schwierige und langwierige Arbeit. Der Hut muß wie aus einem Stück gefertigt erscheinen und dies verlangt eine unendliche Sorgfalt, Geduld und Geschicklichkeit. Man fabricirt in Florenz jährlich gegen 530,000 Strohhüte. Gewisse Fabricanten, z. B. die zu Empoli, beschäftigen dabei 4000 Arbeiterinnen, die zu 25000.

Ein Wetterprophet in Schlesien macht über das in nächster Zeit zu erwartende Wetter nach seinen durch viele Jahre fortgesetzten Beobachtungen folgende Angaben: Es dürften in diesem Jahre heftige Gewitter mit Hagel nicht selten sein, und wird dies namentlich barans geschlossen, daß Märznebel häufig geschieht haben und der Schnee nur durch die Sonne abgethaut ist. Durch letzteren Umstand bebingt sich eine große Anhäufung von Electricität und die entgegengesetzten Spannungen zwischen Atmosphäre und Erdoberfläche. Nur dann, wenn binnen Kurzem noch einige heftige Regengüsse mit Westwind eintreten, dürfte diese Lage sich ändern. Jedoch meint derselbe, daß der Sturm in diesem Jahre maßgebend sein wird und die Gewitter die entgegengesetzte Richtung nehmen werden.

Das Bad Hammam-Meskoutin. Die Heilquellen, welche Napoleon während seines Aufenthaltes in Algerien brauchen soll, heißen Hammam-Meskoutin (Teufelsbäder oder auch Bäder der Verbannten) und liegen im Arrondissement Ouelma oder Ouelma im Departement Constantine. Vom Hafen von Bona führt eine gute Fahrstraße dahin. Die Lage ist mild-romantisch, die Vegetation düpp. Es sind merkwürdige Grotten mit Kalkstein-Stalaktiten dort. Das Bad, in dem man badet, hat eine Tiefe von mehr als 80 Graben (der hundstergabigen Tiefe) und enthält Kalk, Soda und Magnesia; das aber, was die Mischung besonders auszeichnet, ist ihr Arsenik-Gehalt. Das Wasser wirkt ausgezeichnet gegen Rheumatismen, Gicht, arthritische Zustände aller Art, Gelenkschmerzen u. s. w. Hammam-Meskoutin ist keine Stadt, kein Dorf, sondern eben nur ein Bade-Etablissement inmitten eines großen Parks. Die Gegend umher ist wildwüchsig, man jagt zu Fuß, zu Ross und Dromedar.

Eine seltsame Nüchternung. Ein junger Mann von angegebener Familie, welcher vor nicht langer Zeit seine Vaterstadt verließ, um seinen Gläubigern aus dem Wege zu gehen, gerieth in London, wohin er sich begeben hatte, in gleich mißliche Lage. Nachdem er nämlich dort auf Grund einiger Bekanntschaften und Empfehlungen mehrere Schulden contrahirt, war es seine Absicht, sich unter der Hand nach Amerika aus dem Staube zu machen, und er suchte dazu von seinen Freunden Geld zu borgen, doch wollte keiner derselben anheben. Als letzter Hoffnungstester erschien dem Bewußtlosen ein sehr reicher jugendlicher ungarischer Graf, von dessen Unersahrenheit er ein günstiges Resultat zu erlangen hoffte. Zu diesem, den er mehrschach in Gesellschaft seiner Bekannten getroffen, ging er und bat ihn um ein Darlehen von 200 Thln., doch dieser antwortete mit der größten Trockenheit: „Ich habe kein Geld!“ Unser Bittsteller, der auf die leicht erregbare Phantasie des Magyaren durch eine tragische Scene Eindruck zu machen hoffte, zehrt ein Pfistl aus der Tasche, legt es an die Stirn und rufte: „Wenn Sie mir das Geld nicht borgen, schicke ich mir eine Angel vor den Kopf!“ „Galt, um des Himmelswillen, einen Augenblick!“ rufte der junge Graf und eilt an seinen Schreibtisch, wo er schnell einige Zeilen schreibt. Der angehende Selbstmörder athmet auf, seine Einbildungskraft vernimmt sich bereits im Spiele mit der Annahme, welche der Graf seiner Meinung nach, niederschreibt mit ihm übereinst. Doch, was enthielt das Papier? „Ich Entensamterschriebener erkläre, daß ich mich freiwillig im Zimmer des Grafen A. erschossen habe, und daß Niemand anders Schuld an meinem Tode ist.“ „Haben Sie nun die Güte, dieses Papier zu unterzeichnen,“ sagte der Graf mit bösslicher Miene, „um mich nicht zu compromittiren, und dann schenken Sie sich todt, so oft Sie wollen.“ Dies wirkte. Der junge Mann unterschrieb weder, noch schoß er sich todt, sondern machte sich so eilig wie möglich aus dem Staube, um hier in Deutschland ein ordentliches und geregtes Leben zu beginnen.

Marie Antoinettes Schreibstil. Dem Schlosse von Versailles, ein an sich seltenes Kunstwerk, existirt noch und befindet sich in Blansenburg. Derselbe ist in der Schreckenszeit mit Papieren einer treuen Freundin übergeben und von dieser, bei Emigration nach Brunnshweig gestiftet, dort später in den Besitz des 1820 gestorbenen Herzogs August von Braunschweig gekommen, von diesem Herrn einem seiner Kavaliere geschenkt und wiewol in dessen Familie seit länger als 50 Jahren vererbt und als hohes Kleinod werth gehalten. Der Schreibstil ist von Rosenholz zierlich gearbeitet und mit vielen Bronze-Einlagen verziert; rings um denselben läuft eine Reihe von Porzellanfliesen mit den geschmackvollsten Blumenbouquets, wahrscheinlich aus der Fabrik von Sevres, an ihrem Zusammenstoß mit Bronzeblechen verbunden, und ebenso ist die Platte mit einer Bronze-Einfassung versehen. Zu demselben gehört ein massives Bronze-Umfaß, an

allen Seiten mit Porzellanplatten, in gleicher Weise bemalt, umgeben, so wie ein Bronze-Leuchter zum Einschicken in die eine Seite. Abgesehen von dem historischen Werth, zeichnet sich der ganze Schreibstil durch prächtige Eleganz aus, die besonders in den zierlich von Rosenholz gearbeiteten vier Beinen hervortritt, und wird schon dadurch allein zu einem seltenen Cabinetstück.

Vodomanie. Die Welt will betrogen sein, also werde sie betrogen. Das Tischrücken und der Rebenstempel sind verbraucht, drum etwas Neues! Man hat so lange aus den Händen gereißelt, warum auch nicht einmal aus den Füßen. Diesen Betrachtungen eines spekulativen Kopfes entsprang die Vodomanie, die in Paris bereits eifrige Anhänger und noch mehr Anhängerinnen zählt. Da man nun in Gesellschaften seine Füße nicht mit so viel Grazie und Bequemlichkeit den Vodomanen zur Prüfung anbieten kann, als man den Chromanten die Hand bietet, auch schicklicher Weise in einem Salon die Schuhe nicht anziehen kann, wie die Handschuhe, so begeben sich die Gläubigen in die Wohnung des Vodomanen, der aus den kleinen niedlichen Füßchen ihr Schicksal, ihre Anlagen und Talente liest und für seine Mühehaltung ein sehr gutes Honorar empfängt. Er hütet sich wohl, ihnen etwas Unangenehmes zu sagen, oder wie vor Zeiten das Orakel zu Delphi sich in doppel-sinnigen Worten zu fassen; er entdekt vielmehr in jedem Französischen unzählige höchst vortreffliche Eigenschaften und bewunderungswürdige Tugenden, die er der Besizerin in begeisterten Phrasen anfährt; und in Bezug auf ihr Schicksal sagt er Jeder, daß sie ein besseres verdiene, als ihre großen und kleinen Zehen verständen. Da das Geschäft rentabel, so wird die Vodomanie ohne Zweifel bald Concurrenz finden.

Wellington erhielt von dem englischen Staate im Verlauf seiner Kriegslaufbahn so reiche Belohnungen in Geld und Geldwerth, daß er sich selbst ein Glückskind zu nennen pflegte. Das Treffen von Talavera trug ihm eine Rente von 200,000 Pfd. St. die Pairwürde und den Titel Viscount von Talavera ein. Nach der Einnahme von Cinbat Rodrigo wurde ihm der Grafentitel zu Theil und seine Rente verdoppelt. Bei seinem Einzuge in Madrid verleiht man ihm 100,000 Pfd. St. mit der Würde eines Marquis, und beim Tode von 1814 300,000 Pfd. St. mit der Herzogswürde; dabei erhöhte man seine Einkünfte bis auf 17,000 Pfd. St. Nach der Schlacht von Waterloo erhielt er die Summe von 200,000 Pfd. St. und den Panthier Straßenschatz zur Belohnung, und von dem König der Niederlande eine Jahresrente von 20,000 Gulden.

Napoleons Inlins-César. Einer mehrere Druckbogen starken, detaillirten Beschreibung dieses Geschichtswerkes in den „Grenzboten“, ist folgendes sammarisches Urtheil vorausgeschickt. Gehebt, ein Deutscher, welcher der historischen Literatur nicht fremd ist, läßt das Werk, ohne den Namen des Verfassers zu kennen — wiewohl in einem Exemplar der deutschen Ausgabe, welchem die Vorrede abgefaßt wäre, — er würde als wohlwollender Mann dies merkwürdige Buch etwa so beurtheilen: Es ist die Arbeit eines fleißigen Dilettanten, der aber die Methode geschichtlicher Forschung, über den Werth der einzelnen Quellen und die wissenschaftliche Tüchtigkeit seiner Vorgänger nicht genügend unterrichtet ist. Der Verfasser hat emsig und viel für sein Buch gelesen, aber er wählt mit großer Willkür aus den Quellen und den Arbeiten Anderer, was dem Bilde gerade dient, das er sich zu schnell von den Sagen und dem Charakter seines Helden konstruirt hat. Deshalb enthält sein Bericht da, wo er Geschichte erzählt, viel Unrichtiges, wo er Menschen schildert, viel Unklares. Er ist dem bei Biographen häufigen Fehler verfallen, seinen Helden so zu bewundern, daß er darüber die eigene Unbefangenheit verloren hat und in Gefahr kommt, mehr Lobredner, als Geschichtsschreiber zu sein. Manche Stellen seiner Arbeit erwecken ein, wenn auch oberflächliches Verständniß

des römischen Staatens. Wie er, allerdings nicht als der erste, den allmählichen Verfall der Republik, ihre Altersschwäche und die Verbordtheit des Staates vor Cäsar aufweist, das zeigt einen richtigen Blick für fremdartige Verhältnisse; die kurze Schilderung römischer Zustände bei Sulla's Tod ist das Beste im Buche. Aber in der Beurtheilung der Menschenmatur zeigt er da, wo sein Urtheil nicht offenbar aus dem seiner Vorgänger abgeleitet ist, einen Mangel an Tiefinn und Scharfsinn und ein Bestreben, mit banaler Vbrase die Geheimnisse eines Menschenherzens zu überdecken, daß man ihn für einen nicht scharfsichtigen, nicht feine empfindenden, nicht weitblickenden, etwas phyllosofischen und etwas pedantischen Mann der Schreibstube halten muß, der eine über-große Bewunderung vor jeder Willensstärke und allen großen Comaten hat, denen sein eigenes Leben so fern als möglich steht, und der eben deshalb sich in eine Verehrung des Cäsarismus hineinphantasirt hat, der etwas Gemachtes und Unwahres anhängt. Er sieht nach dieser Seite aus wie ein recht harmloser Mann der Schreibstube, dem zum deutschen Gelehrten allerdings die philologische und historische Bildung fehlt. Summa, es ist kein Buch, welches geistvoll anregt, oder durch sichere Grundsätzlichkeit befriedigt, es ist ein wenig zu breit angelegt, ohne hervorragendes Talent der Schilderung, es hat in der Regel den bescheidenen Ton, die mütterliche und seichte Moral einer gewöhnlichen Jugendschrift, und erhebt doch wieder den Anspruch, ein Werk mit selbstständiger Forschung zu sein.

Stüler's Bauthätigkeit beschränkte sich nicht blos auf Berlin, sie ging vielmehr weit über dessen Grenzen hinaus, denn abgesehen von dem Ausbau des Schlosses Hohenzollern und des Schlosses in Schwerin, hat der vorstehende Meister sich namentlich durch die Werke in Frankfurt a. M., die Universität in Königsberg, die Akademie in Pesth und das Nationalmuseum in Stockholm, die nach seinen Plänen und unter seiner Leitung ausgeführt wurden, die herrlichsten Denkmale seiner Kunst gesetzt.

Die **Kreuzabnahme** von Rubens, eines der berühmtesten Bilder dieses Meisters (befandlich in Wien) kostete nach den Acten der Confrérie des arquebusiers (eines religiösen Lebens, ursprünglich zur Pflege der im Kriege Verwundeten), welche das Bild bei dem großen Meister bestellt hatte, mit den Nebenkosten die Summe von ungefähr 54,000 fl. Bei der Specifikation der Nebenkosten kommen unter andern folgende Posten vor: Anno 1615 gezahlt für 323 Rannen Bier, genossen von den Arbeitern, die die Scheidemauer zwischen dem Garten des Rubens und dem der Brüderschaf machten, 42 fl. für Vergoldung des Rahmens 110 fl., für ein Paar Handschuhe, präsentiert der Frau Rubens 8 fl. 10 kr. Aufgegangen für Ehrenwein an die Schüler des Rubens, bei Gelegenheit von den Befunden in Betreff des Bildes im Hause Rubens 9 fl. 10 kr. u. s. w.

Kainig, kultur-historischer Roman von Leop. Socher-Moloch, Prag, bei Fr. Aug. Crebrner. In zwei Bänden bietet der geistreiche Verfasser, dessen frühere Werke „Erinnerungen aus Oalilien“ und „Die polnischen Revolutionen“ ihm rufend einen großen Leserkreis gewonnen haben, eine ungemein frische und lebendige Schilderung des Wirkens des berühmten Grafen Kainig. Maria Theresia hatte ihn, den schon am Congreß zu Aachen bewährten Diplomaten, nach Paris gesandt, und seiner großen Kunst, die verschiedensten Menschen zu behandeln, ver-

danke sie schließlich das so folgenschwere Resultat des Bündnisses mit Frankreich und Rußland gegen Friedrich den Großen.

Der Verfasser versteht es trefflich, dem Leser Louis XV., die Marquise von Pompadour, die Fürstin Woronzow, Voltaire, Luetonay, Bernis und viele andere im damaligen Paris hervor-ragende Persönlichkeiten in kurzen Schilderungen vorzuführen. Mit besonderer Vorliebe charakterisirt er aber seinen Vordrsmann Kainig; am schlauesten ergeht es dem preussischen Gesandten, Löffles von Kniphausen, der schließlich allein der Gegendrste ist. Streng historisch ist der Verfasser zwar nicht zu Werke gegangen, oder doch hincindeh für das Verhältniß, und die Archive L'esterreichs scheinen ihm manche neue Quellen erschlossen zu haben. Wir empfehlen das Buch als eine höchst erquickliche Lectüre mit gutem Gewissen.

Eine Catinariatsche Existenz ist der Titel eines von Theodor König geschriebenen neuen Romans, der so eben bei Treutend in Breslau erschienen und der Beachtung des leistungsfähigen Publikums würdig ist. In demselben Verlage macht auch die wohlstele Taschen-Ansgabe der Theodor Wägge'schen Romane rasche Fortschritte. Erschienen sind bereits: Der Chevalier, Toussaint, Erich Randaf, Afraja, Tängerin und Gräfin, Die Venderin, Weichnachtsabend und Aoor Spang. Fremde gelegener Unterhaltungsgesichtre können nicht genug auf Theodor Wägge's Schriften aufmerksam gemacht werden, die zu den besten Erscheinungen der Gegenwart gehören und die lebenden Werth haben. Der wirklich klassische Roman „Afraja“ von Theodor Wägge, bereits in über 10,000 Exemplaren abgesetzt, war lange begriffen und ist erst seit kurzer Zeit wieder zu haben. Wir empfehlen den verehr. Abonnenten der Roman-Zeitung gern die Wägge'schen Schriften, die durch jede ante Buchhandlung zu beziehen sind.

Theater. Meran. Nach langer Pause hat man dieses Jahr zum ersten Male wieder versucht, die Lebensgeschichte Christi als Volksschauspiel darzustellen und mag dazu durch den Erfolg in Ober-Ammergau veranlaßt worden sein. Um die Aufgabe zu erfüllen, wurde die Lebensgeschichte in dem hiesigen Gesellen-Bereine in lebenden Bildern dargestellt, und man kann wirklich keine größeren Anforderungen an die Darsteller machen, als die, welche hier erfüllt wurden. Die Geistlichkeit nahm thätigen Antheil an dem Arrangement, bei welchem außerdem ein Bildbauer und Maler beßhäftigt waren. Außer diesen Darstellungen wurde aber dasselbe Thema in 14 lebenden Bildern mit Dialog auf dem hiesigen Theater von den hiesigen Schauspielern verarbeitet. Das Bild stellte die Einsetzung des heiligen Abendmahls dar, wobei Christus auch die Einsetzungsworte sprach und dabei übermäßig geschämt war. Bei dem Kreuzgange sah man die heilige Beronika auf den Herrn zusträzen und ihm den Schweiß von seiner Stirn trocken. Beronika entfaltete darauf das Tuch, das Bild des Hellandes war auf demselben zu sehen, und die söhne Legende wurde so zu einem Taschenspielerkunststück. In einem der letzten Bilder wurde Christus aus Kreuz genagelt und endete auch an demselben sein Leben mit den Worten der heiligen Schrift; aber der Schluß der Vorstellung: „Die Auferstehung“ übertrat alle Erwartungen. Der Dedei des Traggewöses erhob sich, Christus erhob aus demselben unter bengalischen Flammen, die Trompeter bliesen Tsch und das Publikum rief „Bravo!“ —

Unsere verehrlichen Abonnenten benachrichtigen wir hiermit, daß der Roman „Friedel und Oswald“ von Herman Schmid wegen Krankheit des Verfassers leider eine Unterbrechung erleiden muß, weshalb der dritte Band in den letzten Nummern dieses Quartals hintereinander zum Abdruck kommen wird.

Die Redaction.

Deutsche Roman-Beitrag.

Drei Federn.

Von

Wilh. Raabe (Jakob Corvinus).



Achtzehnhundertneunundzwanzig.

Es ist eine naturhistorische Wahrheit, daß nicht alle Thiere, welche in größter Gesellschaft, inmitten eines Gewinuels von Brüdern und Schwestern das Licht der Welt erblickten, später in dieser Gemeinschaft fröhlich und harmlos weiter leben. Im Gegentheil, bei den meisten Gattungen rennen oder fliegen, hüpfen oder kriechen die Individuen, sobald sie renn-, flug-, hüpf- oder kriechfähig, bei den Menschen aber deut- und prozeßfähig, geworden sind, nach allen vier Weltgegenden hin auseinander, um, ein Jedes für sich, den Weg zu — allem Guten zu suchen. Ich erinnere an die Spinnen und muß leider mittheilen, daß ich in einem ähnlichen Verhältnis aufgewachsen und demselben in ähnlicher Weise entwachsen bin. Auch ich bin nicht das einzige Kind liebender und ehrfamer Eltern; es gab mehr von meiner Art und meinem Geschlecht, und es war vor einigen zwanzig Jahren kein übel Getribbel und Getrabbel in dem alten Spinneneest, meinem Geburtshause. In der That, mein elterliches Haus hatte viel von einem Spinneneest. Es lag in dem äfsten, wintervollsten Theile der Stadt, war ziemlich abgeschlossen von freier Luft und Sonnenschein und unkte jedem Unbefangenen dunkel, staubig, wurmzerfressen, kurz als ein Grenel erscheinen.

Wir ernährten uns von der Handlung; aber Niemandem konnte es einfallen, meinen Vater einen „königlichen Kaufmann“ zu nennen; er war noch nicht einmal Hoflieferant, sondern nur „ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft“ und lieferte einer ziemlich bescheidenen Nachbarschaft ihren Bedarf an Kaffee, Zucker, Seife, Häringen, Essig, Del, Syrup und Schwefelfaden gewöhnlich baar und selten „auf Rechnung.“ Ich weiß mich nicht zu entsinnen, daß wir je ein Schiff nach dem Vaterlande des schwarzen Mohren, der vor unserer Thür Wache hielt, ausgefandt hätten; wir begnügten uns, unsere Borräthe aus zweiter oder dritter Hand einzuziehen. Unsere Firma war auf der Börse gänzlich unbekannt, und wir haben, so viel ich weiß, nur ein einziges Mal spekulirt, und zwar in einer neuen Art Glanzwische. Das Schicksal hielt es natürlich für seine Pflicht, uns auf unsern Standpunkt zurückzuweisen; die Spe-

culacion schlug glänzend fehl: wer gewischt wurde, das waren die Söhne meines Vaters, und es war ein Glück für den Mann, daß er seinen Zorn an uns auslassen konnte, und ihn nicht in sich hinein-zufressen brauchte.

Wir waren, alt wie jung, eine saure, gries-grämliche, dunkle, verstaubte, wurmzerfressene Familie; der Mohr vor der Thür schien mir das Bild behaglichster Heiterkeit; wenn mein Vater daneben stand, und alle jüngern Glieder der Familie wuchsen zu einer für den Fremden gewiß sehr lächerlichen Aehnlichkeit mit dem Alten auf. Auch meiner Mutter Neugierdes und Charakter hatten unter den Widerwärtigkeiten und täglichen Kümernissen, Kränkungen und Sorgen gelitten; meine Schwestern bestrebten sich, ihr körperlich wie geistig so ähnlich wie möglich zu werden: Knaben wie Mädchen waren wir die echten Kinder unserer Eltern. Ich halte es für eins der größten Wunder, daß mein Vater meine Mutter freiete, und daß meine Mutter sich von ihm freien ließ; sie waren dazu bestimmt, im ehelosen Stande ihr Leben hinzubringen, und sündigten an ihrem Hochzeitstage gegen die Natur. Wir, ihre Kinder, haben uns ein warnendes Exempel daraus genommen; meine Schwestern sind sämmtlich auf dem Wege Jungfern zu werden, meine Brüder sind so wie ich bis jetzt Hagestolze geblieben, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß eine „unbewachte Minute“ diesen Zustand verändere. Es nihte auch nichts, dieses saure Holzbirnen-Geschlecht in infinitum fort-zupflanzen.

Jetzt bin ich mit Mühe und Noth, mir selber und dem ärgerlichen Gewirr außer mir zum Trost, dreißig Jahre alt geworden, darf und kann über manche Dinge mitpredigen, und habe nicht nöthig, mich von jedem naheweisen ehrwürdigen Greise wegen alltugler Fürwürgigkeit abtrumpfen zu lassen; der Jugend will ich gern gestatten, daß sie über mich her-falle, sie hat schon eher ein Recht dazu.

Dreißig Jahre bin ich alt nach dem Kirchenbuch; nach meinem Lebensbuche jedoch um ein gutes Theil älter, und danke meinen Schöpfer dafür; aber den Gott, oder die Göttin möchte ich sehen, welche sich durch mein zu großes Lebensglück beleidigt oder gekränkt fühlen könnten. Ich durfte einen großen Schatz

von Erfahrungen sammeln, und man weiß, was das heißen will. Daß ich den Saß hier öfne und umstürze, achte ich für kein geringes Verdienst; mein gutes Herz, mein zu gutes Herz blüht auch hier wieder zu Tage, um eine bergmännische Redensart zu gebrauchen. Alle, die, welche mich einen unansprechlichen Menschen nennen, verachte ich höchlichst; mein Wagen ist aber nicht gut, und ich kann nicht Alles vertragen, was ein Anderer mit Behaglichkeit verträgt; über mein Gehiß habe ich mich nicht zu besorgen.

Ich bin Jurist — Advokat — und habe diesen Beruf erwählt, weil er mir am besten zusagte; weil er am meisten Gelegenheit giebt, feurige Kohlen auf das Haupt seiner Nebenmenschen zu sammeln. Ich bin noch Advokat, obgleich auch hier mein Herz mich wieder an meinem Wohlbehagen hinbergt; und um den Jammer vollständig zu machen, so ist es mir höchst widerlich, mich selbst zu rühmen.

Meine Eltern starben zu ihrer Zeit und hinterließen ein größeres Vermögen, als die Nachbarchaft erwartete. Ich muß ihnen nachsagen, daß sie das Übrige gethan haben, und so gut als möglich für den Kampf mit dem Leben auszuhalten. Sie sorgten dafür, daß alle ihre Erbsöhne fähig wurden, sich in irgend einer Weise über dem Wasser zu halten. Zwei meiner Brüder erlernten die Handlung und errichteten zwei Häden gleich dem väterlichen, ein anderer meiner Brüder ist gegenwärtig Thierarzt in einer Provinzialstadt, ein Dritter starb als Hauslehrer auf einem adeligen Gute an der Schwindsucht. Meine Schwestern wurden treffliche Haushälterinnen und Gesellschafterrinnen älterer alleinstehender Herren und Damen aus dem soliden Mittelstande. Wir sehen uns selten, und würden es, wie schon angedeutet, für zudringlich halten, wenn wir einander zu genau auf die Finger sähen. Wir sind einander in unsern Privatverhältnissen so fremd, wie man es nur verlangen kann; sonst aber leben wir friedlich miteinander; wenn auch nicht nebeneinander. Wir brauchen uns eben nicht, und unsere Charaktere sind zu gleichartig verdrüsslich angelegt, als daß es ein Vergnügen sein könnte, uns gegenseitig zu suchen. An jedem Neujahrstage statten wir uns aber, wenn es irgend angeht, eine Gratulationsbesuche ab und wünschen einander ironisch Glück dazu, daß wir uns noch am Leben finden. —

Was ist der Mensch? Es ist schade, daß diese Frage nur von ihm selber aufgeworfen und beantwortet werden kann. Ich möchte wohl einmal die Meinung irgend eines anständigen Thieres, eines Esels, Ochsen, Pferdes oder auch nur eines Flehs darüber hören!

Was ist der Mensch? Jedenfalls nicht das, was er sich einbildet zu sein, nämlich die Krone der Schöpfung. Das wäre wahrlich der Mühe werth; wenn alle diese Schichten, von denen die Geschlechten reben, sammt allen ihren Gruppen und Thierbildungen sich übereinandergelegt und durcheinandergeschoben hätten, um endlich diesem „vollkommensten Geschöpf“ seine Existenz möglich zu machen. Die Verechtigung zu existiren will ich ihm nicht streitig machen; aber zu sagen ist doch, daß das freundliche Mammuth, das harmlose Mastodon, alle die anmuthigen Saurier, so wie das zärtliche Megatherium und das behagliche

Riesensaulthier auch ihre Verechtigung hatten, sich für Etwas zu halten. Jeder Hund und jede Kage, welche heutzutage in die Wirge des jungen Menschen guden, müssen ihn bemitleiden, wenn sie ihn nicht verachten.

Wenn ich wüßte, was der Mensch ist, so würde ich es jedenfalls an dieser Stelle sagen; ich weiß es aber so wenig, wie jeder Andere, und halte es für weit bequemer, auf den folgenden Seiten noch einige Einzelheiten meiner eigenen Menschwerdung auszukramen, als jene allgemeine Frage zu beantworten.

Ich bin ein Mensch; es würde nichts helfen, es zu leugnen; Engel wie Bestien würden sich dem widersetzen, — tragen wir unser Schicksal also in Geduld, ohne noch ein Wort darüber zu verlieren.

Daß man einmal jung war, ist im dreißigsten Jahre nicht zu leugnen; ich würde auch diese Blätter nicht schreiben, wenn das Factum zu bezweifeln stände. Es kostet mich freilich selber einige Mühe, diese Ueberzeugung festzuhalten, und somit darf ich mit Andern, welche dem Dinge nicht so nahe stehen, aber etwaige Ungläubigkeit nicht zu scharf rechten; ich muß es auf mich nehmen, ohne eine Injurienlage anzustellen, wenn ich aus dritter Hand die Behauptung in Empfang nehme: ich sei mit einer Brille, einem Hörrohr, einem Krüschloß und in einem Flanellschlafrock zur Welt gekommen. Ich war auch einmal verliebt, ja ich liebte sogar; aber ich hatte nur das Vergnügen, bei dem Kinde meiner Angebeteten, welche einen Andern heirathete, Gevatter zu stehen; — lachen Sie doch Marinelli! Da mehr als vierunzwanzig Stunden seit jenem feierlichen Moment hingegangen sind, so erzähle ich auch diese Wünsche mit Gleichmuth. Sine ira et studio sagt Cajus Cornelius Tacitus, wenn er voll Wuth und Gift anfängt, die schmutzige Wäsche des cäsarischen Hauses vor den Augen der Mit- und Nachwelt zu waschen; ich aber bin anders — besser; ruhig lasse ich die Leichen der Vergangenheit auf der gemauerten Treppe verfaulen, und die Gespenster sollen mich nicht kammern. Von allen Erdgeborenen weiß ein Jurist am besten mit den Gespenstern umzugehen; ein Ding, welches nicht mehr vor Gericht citirt werden kann, ermangelt für ihn jeglicher Bedeutung; und wenn er, — was geschehen kann — es citiren muß, um einen Nebenmenschen in die Dinte zu reiten oder ihn daraus zu erretten, so thut er es zwar mit Pathos, aber doch mit innerlichster Betrachtung und potenziertem geistigen Abschneiden.

Ich bitte meine Leser, wenn ich jemals einen Leser haben sollte, dieses festzuhalten, sobald ich pathetisch werden sollte bei der Relation meiner Liebesgeschichte. Wirf die Natur mit der Hengabel hinaus, sie kommt im Galopp zurück, hat ein anderer weiser Mann gesagt, der auch seine Beziehungen zu dem cäsarischen Haus hatte; aber mehr Vergnügen und Nutzen daraus zog, als jener grämliche Historikus und Calumniantor; — D. Horatius Flaccus wurde wohl auch einmal bei Hofe hinaus geworfen und kam lächelnd wieder, ohne die Unhöflichkeit übel genommen zu haben.

Karoline war die Tochter aus der Apotheke zur Königin von Saba, meinem älterlichen Hause gegen-

über, und man roch es ihr an. Sie war das einzige Kind ihres Vaters und ihrer Mutter, und behalt eine gute Partikie. Ihr Vater war der Apotheker Spierling, ein wohlhabender Mann; aber etwas reizbar und ein nicht sehr erquickliches Gegenstück zu meinem Papa; weßhalb von ihm ebenfalls nur im Nothfall die Rede sein wird.

Ich vernahm von der Geburt Karoline's, ich sah sie in den Windeln auf dem Arme ihrer Amme, ich sah sie zur holten, wenigleich ein wenig fränklichen Jungfrau heranwachsen; alle schwärmerischen, romantischen Gefühle meiner Jugend durften sich zu ihren Füßen ablagern; — es war ungemüth traurig.

Karoline Spierling war ein gutes Kind; ihr Herz, ihr Charakter verdiente es, weich gebettet und gewiegt zu werden; allein das Schicksal hat seinen eigenen Willen, es läßt den Esel, der am Rande des Weges graßt, zwischen seinen Dornen die hübscheste blaue Glockenblume abreißen und verschlingen, und hört seinem schmahenden Hja mit Behagen und ohne Gewissensbisse zu. Die Apotheke zur Königin von Saba gefiel meinem Freunde Joseph, er freite um die arme Karoline, und Karoline mußte sich von ihm freien lassen; denn mein Freund Joseph hatte für ihren Vater den rechten Geruch, den des Geldes und der Drogen; meine Gefühle durften sich kristallisiren oder versteinern, Niemand hatte etwas dagegen einzuwenden.

Ueber der Thür der Apotheke saß die Königin von Saba, in halber Lebensgröße, in Holz geschnitten. Ich hatte sie in meiner Kindheit und während meiner ersten Jünglingsjahre bei jeder Witterung vor Augen. Der Regen wusch sie, der Hagel umtanzte sie, die Sonne trocknete sie, der Schnee setzte ihr eine weiße Haube auf; die gute Königin ließ sich alles gefallen. Zur linken Seite der Hausthür (rechts von ihr befand sich die Officin) am ersten Parterrefenster saß Karoline, nähend, Strümpfe strickend oder stopfend, und ließ sich ebenfalls alles gefallen. Ich sah auch sie bei jedem Wetter, und bei jedem Wetter erschien sie mir liebenswürdig, und je reifer an Jahren und je reifer an Verstand wir wurden, desto klarer mußte es uns werden, daß wir für einander geschaffen seien.

Für einander geschaffen sein! Das Unglück, die Verwidelungen, der Kummer, derummer, die Verzweiflung und die Lächerlichkeit, welche diese Phrase über die Welt gebracht hat, sind nicht anzudenken und auszusagen. Verschiedene Leute beiderlei Geschlechts (ich könnte sagen Freunde und Freundinnen; aber wer hat dergleichen?) haben mich verichert, daß sich hinter diesen Worten die meisten und ungeheuerlichsten Enttäuschungen verbergen, und daß ich meinem Freund Joseph zu dem allergrößten Dante verpflichtet sei. Sie sagten es gewiß nicht mit der Absicht, mich zu trösten; aber ich zog doch einen gewissen Trost daraus, als die Wunde noch frisch blutete. Jetzt bin ich darüber weg; das Wetter in meiner Seele mag sich ändern, wie es will, diese Narbe judt nicht mehr.

Karoline Spierling ließ sich von ihrem Vater anturren und sah still, sie ließ sich von mir anlächeln und lächelte verstoßen zurück. Wir tanzten auch zweimal in unserm Leben zusammen, und beim

zweiten Mal gestand ich ihr, daß ich nicht ohne sie leben könne, daß sie der Stern meines Daseins, die Sonne an meinem Himmel, daß sie ein Engel und meine Götin sei. Sie schlug die Augen nieder und ließ sich auch dieses gefallen; ganz wie die Königin von Saba, welcher der König Salomo vielleicht etwas Aehnliches in's Ohr geflüstert hat, als sie ihn besuchte, um den Versuch zu machen, die schöne Sulamith bei Seiner Majestät auszusuchen. Sie, nicht die Königin, sondern meine Ausgewählte gestand mir leise und erröthend, daß ich ihr nicht gleichgültig sei, und was diese Phrase zu bedeuten hat, ist auch nicht Wenigen bekannt; sie sieht im engsten Zusammenhang mit jener andern, welche lautet: Sprechen Sie mit meiner Mutter — meinem Vater — meinem Vormund.

Himmel und Hölle, weshalb verwies sie mich nicht an ihren Vater? weshalb sprach ich nicht mit dem alten Gistmischer?

Ach sie kannte den Mann, sie hatte eine heillose Angst vor ihm; sie wußte, wie sich der Tyrann gebenden würde, wenn ich, beider Rechte mittellose Beflüßener es wagen sollte, vor ihm zu erscheinen, um das von ihm zu erbitten, was er doch eigentlich gar nicht zu schätzen wußte, den Besitz seiner Tochter. Sie zog ein Döschen mit Pfeffermünzschüßeln hervor, um sich gegen diese Vorstellung zu schützen. Sie bot auch mir die Dose — es war während einer Pause des Cottillons — und vergewissungslos ließ ich dankend zu und stärkte mich ebenfalls. Unter dem Einfluß dieses angenehmen Reizmittels und den Tönen eines elegischen Wahlers kamen wir zu dem bitter-süßen Entschluß, unsere Liebe für jetzt geheim zu halten, uns ewig treu zu bleiben, und lieber zu sterben als einem Andern oder einer Andern anzugehören. Dann tanzten wir weiter, aller jugendlichen Thorheiten, Entzückungen und Schmerzen voll, wahrlich wir waren sehr jung, wirklich sehr jung, sehr dumm und sehr mit uns zufrieden. Könnte man eine derartige gehobene Stimmung durch das ganze Leben conserviren, so würde es sich wohl ertragen lassen.

Nach diesem inhaltreichen Ballabend betrachtete ich die Königin von Saba als mein unbefrittenes Eigenthum, und schloß eine lunige Freundschaft mit meinem Spiegel. Ich verwante viel festbare Zeit auf die Schleiße meines Halsstüches und ordnete mit Kunst mein lockiges Haar. Sämmtliche auf neuen Fall einschlägliche Stellen des canenischen Festes trug ich zusammen und mehr als einen langen Sommer nachmittag habe ich über dem großen und schlauen Worte verträumt:

Solus cum sola non praesumitur oratio Pater-noster. Zu Deutsch: Es steht nicht voraussetzen und ist nicht zu verlangen, daß wenn Einer mit Einer allein in der Sophacke sitzt, Einer mit Einer ein Vaterunser bete. Aber ach, wir erhielten die Gelegenheit solus cum sola zusammen zu sein, nie wieder. Der schmauchende Noth vor unserer Thür und die Königin aus dem Morgenlande gegenüber hätten das eher fertig gebracht, als wir beiden armen Kinder. Zwischen unsern Vätern brach ein Streit aus, der lustig wucherte und zur tödlichsten Feindschaft gedieh. Während eines furchtbaren Plagregens hatte jeder der beiden Hausbesitzer die verderblichen

Blüthen von seinen Kellertöchern abräumen wollen, mit jeder hatte sie den andern hineingetrieben. Hine illac lacrimae, — diese schlammigen Wasser spülten jegliche nachtharliche Zuneigung aus den Herzen unserer Erzeuger fort und setzten Karoline und mich vollständig auf den Sand. Alle Correspondenz mit dem Feinde wurde bei Lebensstrafe untersagt, und es stand uns nur frei, uns wieder gehoben in unserm Schmerz zu fühlen, und den Keiz, uns als „Opfer“ zu betrachten, auszukosten. Ich bestand zwischen Hängen und Würgen mein zweites Examen und wurde als Accessit an das Stadtgericht eines nichtsnutzigen Provinzialnestes gesetzt, wo ich eine Abhandlung über den Selbstmord schrieb, und zu Fribius verbrachte, ein Zeichen, daß etwas mehr in mir steckte, als in andern jungen Gemüthern, welche in solcher Stimmung Gedichte machen und dieselben sogar auf eigene Kosten drucken lassen. Weder meine geistigen noch meine pekuniären Mittel erlaubten mir solchen Unsin.

Heden wir von meinem Freunde Joseph Sonntag. Wenn Karoline und ich von unsern Vätern Muthes zu erblenden hatten, so litt mein Freund Joseph an seiner Mutter, doch angenehmer als wir. Sie war die begüterte Wittve eines berühmten Conditors in einer der Hauptstraßen der Stadt und verzog und verfürte meinen Freund, ihr einziges Kind, wie das unter solchen Umständen nicht selten ist. Sühligkeiten jeder Art wurden an ihn verschwendet und machten ihn zu dem, was er später war, zu einem gelblichen, geschwollenen, dick- und hohlköpfigen Hünstling der Götter.

Es giebt kluge Leute, welche es unter ihrer Würde halten, an Inspirationen zu glauben; diese Leute möchte ich auffordern, gefälligst das Sein des ersten besten Dummkopfes ihrer Umgebung und Bekanntheit zu prüfen. Es hat Niemand so viel glückliche geistreiche Augen- und Vertheilbringende Inspirationen, als ein solcher normaler Wasserkopf, an welchem die Welt verzweifeln möchte. Mein Freund Joseph verzweifelte niemals an sich, da er Vagen, in welchen andere Leute sich aufzugeben pflegen, nicht begriff, so waren sie eigentlich gar nicht für ihn da. Wie ein Kerfispfel schwamm er auf den Wassern des Lebens und segelte ruhig den Rinnstein herab, bis zu dem dunkeln, wiederlich-ungeheimlichen Loch, in welches wir allesammt hernieder müssen.

War es nicht eine wahrhaft göttliche Inspiration dieses süßen Ränzlings, als er das bittere, gesunde Geschäft eines Apebeters zu seinem Lebensberuf machte? Möchte sie vermittelst des Hirns oder des Wagens in diese irdische Seele geleitet sein, einzellei, sie mußte jedem denkenden Menschen bewunderungswürdig erscheinen.

Wir hatten zusammen auf der Schulbank gesessen, und er verehrte mich sehr und mußte mich instinctiv nach allen meinen Fähigkeiten zu würdigen. Er schloß sich an mich, wie der Schwache sich an den Starcken zu schließen pflegt; er nahm es immer für eine Ehre, mir alle möglichen kleinen Dienste zu leisten; — er war stets ein guter Kerl und mein Freund, und theilte mir alle seine Geheimnisse, seine Leiden und Freuden warm aus dem Ofen mit; ohne dasselbe von mir zu verlangen. Ich danke ihn durch

und durch, wogu freilich nicht viel gebörte; er litt auch unter dem Wahn, daß wir für einander geschaffen seien, und ich ließ ihn in demselben, da seine Zuneigung selten in Zutringlichkeit überging.

Er wußte nicht wie verliebt ich in Karoline war, denn ich hatte es nicht für nöthig erachtet, ihn mit dem Umstand bekannt zu machen; er war zu sehr Freund, um selber an das Verliebte denken zu können; aber an dem Tage, an welchem ich, Verzweiflung im Herzen, auf der Post nach Hohenmöllingen fuhr, um meine Accessitstelle anzutreten, kam ihm eine neue wundervolle Inspiration: er trat als Professor beim Nachbar Spierling ein, und fing an unter dem Zeichen der Königin von Sabo seine Gifte zu mischen. Ein halbes Jahr später schrieb er mir entzückt, selig, außer sich, das Leben sei der Güter höchstes nicht; aber Karoline Spierling, seine Karoline sei die Krone und das höchste Glück des Lebens. Er legte eine feingestichene Karte bei, auf welcher sich Joseph Sonntag und Karoline Spierling mir — mir als Verlobte empfahlen. Man erwartete wahrscheinlich, daß ich ebenfalls entzückt, selig und außer mir umgehend meine besten Glückwünsche zurücksenden werde.

Ich that es.

* * *

Ich werde natürlich nicht durch eine ausführliche Schilderung meines damaligen Seelenzustandes langweilen; die Geschichte ist schon zu oft dagewesen, als daß man ihr noch irgend eine interessante Seite abgewinnen könnte; was auch wieder eine so gemeinplägliche Bemerkung ist, daß ich fast nicht umhin kann, mich ihrer zu schämen. Nachdem ich mich acht Tage lang nicht rasirt hatte, rasirte ich mich wieder, und nachdem ich ein halbes Jahr, großen Elch vor den Frauen, der Welt und der Justizerei im Busen tragend, unbergelassen war, wurde ich mit Genuß Jurist, beschloß jedoch, den Staatsdienst zu verlassen und den Dienst meines Vats als Advokat zu kultiviren. Zwei Jahre lang arbeitete ich in einer andern Provinzialstadt auf dem Bureau eines Notars, der auch nicht viel von der Welt hielt, sich jedoch das Leben darin so angenehm als möglich machte, und meine Erziehung segensreich vollendete.

Als ein unendlich angenehmer, wenn auch etwas verbiffener junger Mann ging ich aus seinem Prezesuarium hervor, alt an Erfahrung, ein nicht übler Schachspieler, säsig, den stärksten Funsch zu brauen und zu vertragen. Daß mir sehr viele Leute aus dem Wege gingen, ergöhte mich mehr, als es mich kummerte, ich hatte mir vorgenommen, nicht allzu zuvorkommend gegen die Menschheit zu sein, und darf mit gutem Gewissen sagen, daß sich Niemand in dieser Hinsicht über mich zu beklagen haben wird.

Zu Anfang des dritten Jahres nach Empfang jener beseligenden Mittheilung meines Freundes Joseph, kam ich nach der Residenz zurück, errichtete nach Ueberwindung der gewöhnlichen Hindernisse meine eigene Rechtsbude, und fing nach Vereiningung sämmtlicher Kosten, mit fünfundsiebenzig Thalern bar, auf welche keiner, selbst mein Papa nicht, einen legalen Anspruch erheben konnte, zum Wohl und Besten des Publikums das nützliche Geschäft an, und Publicus

gab mir die mir zukommende Ehre und nannte mich „Herr Doctor,“ in der Voraussetzung, daß ich ihm in seinen Gebrechen helfen könne, und es mir auch zur Ehre rechne.

Meine Eltern starben, beifällig gesagt, ziemlich um dieselbe Zeit; das mütterliche Haus gegenüber dem Nachbar Spierling, der Königin von Saba, wurde verkauft, meine Geschwister waren ihrer eigenen Wege gegangen; nichts hinderte mich, mich dem bespauischlichen Egoismus hinzugeben. Keine süße Jugenderinnerung störte mich in meiner frohschlühn Gemüthlichkeit; ich war ein sehr innerlicher Mensch, und Adobat mit Leib und Seele; daß ich ein wohlhabender, wenn nicht reicher Mann werden würde, konnte keinem Zweifel unterliegen.

Aber ich fing klein an. Den ersten klingenden Nutzen zog ich aus den Puffen und Knüffen, welche in den niedrigen Spelunken meiner Nachbarschaft ausgeht und empfangen wurden. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe ich das schönere Geschlecht in seinen jarten Klagen und Forderungen dem stärkeren Geschlecht gegenüber vor Gericht vertreten durfte, und noch viel länger hatte ich zu warten, ehe mich ein Mann aus den anständigen Ständen für würdig achtete, ihn seine Liebe zum Nächsten befhätigen zu helfen. Lassen wir das, und wenden wir uns zu Angenehmern.

Nach meiner Rückkehr zur Stadt hatte ich lange geschwankt, ob es angemessen sei, daß ich meiner Verlobten, der jetzigen Frau Karoline Sonntag und meinem Freunde Joseph einen Besuch abstatte, oder nicht. Nachdem ich mein Bureau eingerichtet und mein Schild an die Thür genagelt hatte, entschied ich mich für das Erstere. Ich glaubte diese Höflichkeit jener im Buche meines Lebens umgeschlagenen sentimental Seite schuldig zu sein.

An einem heitern Sonntagmorgen machte ich unter dem wechsthimmenden Geläut der Kirchenglocken mit außergewöhnlicher Sorgfalt Toilette für diesen Besuch, welchen eine Condolenzvisite zu nennen, ich mir das Recht abscheiden vindicirte. Mit feuchten Augen legte ich den Frack an, und als ich nach elf Uhr in die Droschke stieg, welche mich zur Königin von Saba bringen sollte, fühlte ich eben so milde, eben so wohlwollend und eben so befriedigt, wie irgend einer der Pastoren, die jetzt schnelleren Schrittes aus ihrer Predigt ihrem Sonntagsgelächter zuweilen.

Während mein Körper über das hochsprige Pfaster dahingerüttelt wurde, ging meine Seele auf Sammetsohlen über alle moralischen Unebenheiten ihren Weg zur Apotheke der Königin von Saba, zu den Herren Spierling und Schwiogerjohn, zu ihr.

Der Wagen hielt er, als mir angenehm war; ich hatte mich meinen Gefühlen hingeeben, und jetzt wurden sie ab-, auseinander- und durchgerissen; ich hatte auszusteißen und den Keel, den Kutscher zu bezahlen. Ein Trinkgeld gab ich für diese Fahrt nicht.

Da stand ich und sah mich um. Die Gasse hatte sich wenig verändert, viel weniger als meine Karoline, wie ich nachher fand. Mein väterlicher Noth, jetzt der Sklave eines neuen Herrn, schmauchte in alter Behaglichkeit auf seinem Posten. Die Königin von Saba hatte noch ein wenig mehr von ihrer

Farbenpracht und Vergeltung eingebläst; am besten hatte sich der Geruch von alten Käsen, alten Häringen und Drogen in der Gasse erhalten. Kein Wind schien im Stande zu sein, diesen Duft fortzuführen; er saß zu fest im Gemäuer und im Gebälk.

Ich besann mich nicht länger; auf der Blucht vor der Lust umzukehren, trat ich in das Haus, welches vor nicht gar langer Zeit noch meinen Himmel und meine Seligkeit eingeschlossen hatte. Hinter der wohlbekannten Glaswand, welche die Apotheke von der Haustur trennte, sah ich meinen Freund Joseph Pillen drehen und den Schwiogerater in einen Topf riechen, auf welchem unter einem Todenschädel das Wort Gift ebenso deutlich zu lesen war, wie auf seinem gelben Gesicht. Kläglich und geschwollen wie immer sah mein Freund Joseph aus, und beide Herren waren so sehr in ihre Beschäftigung und ihren Wislmuth vertieft, daß sie mir die beste Gelegenheit gaben, sie mit Mäße und Rührung zu betrachten.

Eine Photographie der Niene meines Freundes, nachdem ich durch ein bescheidenes Räuspren seine Aufmerksamkeit auf mich gezogen hatte, hätte dann jedem photographischen Aushängelasten zur Zierde gereicht.

Er erröthete so gut es ihm bei seiner Complexion möglich war; er warf das fettige, schwarze Haar, so rudartig zurück, daß er sich fast den Kopf abgeschleuert hätte.

„August!“ rief er.

„Joseph!“ sagte ich.

Er kam mir in der Thür des Glaserschlages entgegen; er wagte es, mich zu umarmen, er hätte mir einen Kuß auf die Lippen gedrückt, wenn ich der unzurechnungsfähigen Gerührtheit nicht durch eine geschickte Flanzenbewegung entgangen wäre. Ich grüßte über die Schulter des Menschen den Schwiogerpapa, der in mir den Sohn meines Vaters sah, und in allen seinen getränkten Kellerlöchergefäßchen, die auf's Neue sich emporbäumten, von meinem Grusse die möglichst widerwilligste Notiz nahm, ohne sich dadurch in meiner Zuneigung und Hochachtung Schaden thun zu können.

„Bist Du es denn wirklich, August? Bist Du es, in Fleisch und Blut?“

„Wie Du siehst, Joseph. Ich freue mich herzlich, Dich so wohl und glücklich zu sehen. Was macht die Frau? werde ich sie sehen können? darf ich ihr meine Glückwünsche jetzt auch mündlich ausdrücken?“

„Gewiß! gewiß! Sie wird sich unendlich freuen; sie spricht viel und stets mit der größten Achtung und Liebe von Dir.“

„Die Gute!“ dachte ich; aber der Papa Spierling ließ mir nicht Zeit, es zu sagen. Hüftelnd kam er heran, seine Gifflbüchse in der Hand, als wolle er sie mir präsentiren:

„Ach, eh, Herr Notarius, — große Achtung — sehr große Zuneigung — freut mich ebenfalls. Sie so wohl zu sehen. Ihr Herr Vater — eh, eh, sehr guter Freund von mir — angenehmer Nachbar — hat mir sehr Leid gethan, ihm die letzte Ehre geben zu müssen — Gallenfieber — sehr bitter — sehr schöne Grabrede — würdiger Mann. Ach, eh, wollen zu meiner Tochter? nachträglich Glück wünschen —

drei Jahre; — sehr liebenswürdig — schmeichelhaft sehr! — Haben aber auch Recht, Herr Notar, — liebes Kind, sehr glücklich verheirathet — vergrößertes Geschöß — trefflicher Schwiegerohn. Guten Morgen — besten Appetit.“

Er setzte seine Büchse auf den Tisch, mit einer Handbewegung, die nur bedeuten konnte: „Beklenen Sie sich, ohne Umstände! Dann hinstellte er mit einem pagodenhaften Kiden zur Thür hinaus, und Joseph und ich sahen ihn nach, doch auch hier war es nicht dasselbe, wenn Zwei dasselbe thaten. Nach einer Pause, während welcher Jeder das Seinige gedacht hatte, setzte Joseph den Gisttopf mit dem Todtenschädel und den gekreuzten Knochen an seine Stelle zu den übrigen Unflathereien auf's Brett, dicht neben die Büchse mit dem Album graecum; was aber am giftigsten war und am widerlichsten roch, das hatte, meiner Meinung nach, die Apotheke in einer schmutzigen Flanellade und bunten, niedergetretenen Pantoffeln so eben verlassen.

„Komm jetzt zu meiner Frau,“ seufzte Joseph und ich hielt es für meine Pflicht, mit ihm zu seufzen. Wir stiegen die Treppe hinauf, und nach einigen Augenblicken saß ich meiner früheren Verlobten gegenüber; sehr bequem, mit dem Rücken gegen den hellen Sonnenschein, so daß ich alles ganz genau betrachten konnte, sowohl das schauerhaft ähnliche Portrait des Papa Spierling an der Wand über dem Sopha, als auch die gute Karoline auf dem Stuhl mir gegenüber. Mein Freund Joseph schien „abgefärbt“ zu „haben“. Gleich war meine Verlobte immer gewesen; aber jetzt war sie schmutzig gelb; ihr Teint glück leider ganz und gar dem meines Freundes — halb Zuckerbücker, halb Apotheker — von Weiden das Schlammste. Sie schien das zu sein, was man auch außerhalb der Bühne und der Romane „nicht glücklich“ nennt.

„Meine Frau leidet sehr am Magen,“ sprach mein Freund, und ich hätte ihm einen Tritt versehen mögen. Karoline lächelte, aber schwach und sagte:

„Also Sie sind doch gekommen, Herr Doctor! Mein Mann war fest davon überzeugt; ich aber hoffte —“

Sie brach ab und schwieg. Ich schwieg; Joseph jedoch hielt es für seine Pflicht, den Satz zu beendigen.

„Ja, sie hoffte nur darauf; wollte aber nicht daran glauben; — weißt Du, die Frauen dürfen eigentlich nur an die Liebe, nicht aber an die Freundschaft glauben.“

Ich sah meinen Freund recht starr an; — hatte seine Frau auch abgefärbt? Erst nach einigen Augenblicken gemann ich die Ueberzeugung, daß er durchaus nicht wußte, was er da eben gesagt hatte. Es war nicht seine Schuld.

„Hat Joseph mit seiner Behauptung Recht?“ fragte ich, indem ich mich an Karoline wandte.

Sie rief erregt und bewegt, mir einen flehendsten Blick zuwerfend:

„Gewiß nicht! o gewiß nicht! wir haben die Freundschaft sehr, sehr nöthig.“

Ich ließ das auf sich beruhen, und erkundigte mich nach Diesem und Jenem, was nicht so viel Anlaß zur Controverse darbot. Immer friedfertiger,

mitler und weicher stimmte sich meine Seele; als ich Abschied nahm that mir Karoline leid, ich bereuete fast, hergekommen zu sein, und mehr konnte man doch süßlich nicht von mir verlangen. Nunmehr wußte ich, daß weder mein Freund Joseph noch seine Frau die meiste Schuld an ihrer Verheirathung trugen; der alte Satan in gelbem Flanel und in den niedergetretenen Pantoffeln konnte besser darüber Rechenschaft geben, wie die beiden Leutchen zu solchem Ding gekommen seien, als die beiden Leutchen selbst.

Ich nahm mir vor, die Apotheke zur Königin von Saba nicht mehr zu betreten und die beiden harmlosen Ritter ihrem Glück, das heißt, ihrem Schicksal zu überlassen; aber — quo fata trahunt retrahuntque sequamur; es ist immer übel und gewissermaßen unbedacht, Etwas ganz bestimmt und sicher abzulehnen. Als ich im Sonnenschein und sab-bathlicher Gehobenheit vor der Thür der Apotheke stand, und allerlei bizarre, phantastische, unbestimmbare mouches volantes mir vor den Augen vorüberfuhren und flimmerten, ahnte ich nicht, daß ich in nicht allzu langer Zeit, doch unter sehr veränderten Umständen in diese Thür wieder eingehen würde.

* * *

Wäre ich ein Poet, was ich, Gott sei Lob und Dank, nicht bin, so wäre mir jetzt die schönste Gelegenheit gegeben, einen ungeheuern Effect hervorzubringen, indem ich mich auf den Kopf und alle Gegenstände in das rechte tragische Licht stellte. Ich erzähle jedoch nur ganz einfach das, was geschah, und auch dieses halte ich für ein Verdienst, denn es ist merkwürdig genug und ein nicht zu verachteter neuer Beweis von der Unergründlichkeit des Weibbergens.

Mein nützliches, wohlthätiges Geschäft erhob sich weder schnell noch sicher; ich hatte böse Zeiten und eine große Concurrenz zu überwinden und hungerte mit meinem Schreiber Pinnemann um die Wette. Wir würden die schwarze Suppe der Lacedämonier wahrscheinlich mit ungemieinem Behagen verzehrt haben.

Und wie wir hungerten, so dursteten und froren wir; letzteres vorzugsweise in dem Winter, von welchem jetzt die Rede sein wird. Es sah fast um mich aus, laß in jeder Beziehung, und Pinnemann ein kluger junger Mensch von sechszehn Jahren, den ich von der Straße aufgegriffen hatte, saß so dünn, frostig und gefräglich aus, daß es kein Trost war, ihn zur Gesellschaft sich gegenüber zu haben; zwei halbverhungerte Ratten in einem leeren Küchenschrank mochten sich so behaglich fühlen, als wir beiden Winkeladvokaten in unserm dunkeln, kalten Loch.

Draußen geberdete sich der Wind wie ein Gerichtsdecurator, vor an eine verschlossene Thür mit dem Stoßknopf pocht; er schob entseflich und schlug Schnee und Regen durcheinander, daß den Wandernern in den Gassen Hören und Sehen vergehen mußte. Die Gaslaterne vor dem Fenster warf ihr flackerndes Licht über unsern trostlosen Schreibtisch und über die kalten Wände; und die Lampe, welche das, was ich schrieb, und was Pinnemann abschrieb, beleuchtete, flackerte auch. Der Wind fand durch mehr

als eine Ritze und Spalte Eingang zu ihr und uns, und jedesmal wenn ich in meinem Jammer niefte, sagte Pinnemann:

„Zur Gesundheit, Herr Doctor.“

Hätte ich die geringste Spur von Ironie auf seinem Gesicht entdeckt, ich weiß nicht, was ich gethan hätte. Wir halten uns den ganzen Tag über mit einer Kneipen-Prügelei, während welcher einem diebren Lanemann, von dem es zweifelhaft war, ob er einen Ochsen oder ob der Ochse ihn in die Stadt gebracht habe, die Uhr gestohlen worden war, beschäftigt, ohne dabei und dadurch warm geworden zu sein; jezt schlug es Sieben Uhr, und wir waren fertig — nicht mit unserer Arbeit, sondern mit unsern Kräften und unserer Geduld.

„Pinnemann,“ sagte ich elcatisch, „Pinnemann, schließen Sie die Laden und scheeren Sie sich zum Teufel; ich kann Ihre trübselige Bisage nicht länger ansehen. Frieren Sie auf eigene Rechnung; — hier haben Sie fünf Silberzroschen zu einem Glas Rog.“

„Ich gebe nich Ihnen dankbarlichst zu Protokoll, Herr Doctor,“ sagte Pinnemann meinerlich. „Aber wenn Sie erlauben wollen, so hätte ich noch ein Wort mit Ihnen zu sprechen; — ich bitte gehorsamst —“

„Herans damit! Mensch, Mensch, bringen Sie mich nicht durch Ihr Mieneispiel zur Verzweiflung.“ Pinnemann zog ein blaucarirtes Taschentuch hervor, schluckte, wischte sich die Augen und sagte:

„Herr Doctor, es geht mir schwer, sehr schwer ob; aber, aber ich kann es nicht länger bei mir behalten. Herr Doctor, ich bin eine arme Waise, und Sie haben wie ein Engel an mir gehandelt; aber wir müssen uns doch trennen, so leid es mir thut.“

„Darf ich um den Grund bitten.“

Pinnemann neigte bedachtsam das Haupt und sprach:

„O gewiß, es würde sehr undankbar sein, wenn ich Sie darüber im Unklaren ließe; Herr Doctor, Sie sind zu edel für mich, ich fühle mich unsern geschäftlichen Grundfäden nicht länger gewachsen. Ein armer Teufel wie ich, der nichts weiter hat, als seine fünf geraden Sinne und sein biöchen Menschenverstand, kann es auf diesem Wege nicht weiter als bis zum Verhungern bringen. Herr Doctor, ich bin nicht weit davon; mein Magen und meine Vernunft ertragen es nicht länger, und somit —“

„Somit wünschen Sie Ihre eigenen Wege zu gehen, um zu einem behaglicheren Ziel zu gelangen?“

Der Schuft zog die Achseln in die Höhe und spreizte die Arme und Hände aus, als wolle er sich gegen alle möglichen Mißdeutungen meinerseits brügendst verwahren; ich aber sah ihn gerührt an und sagte:

„Pinnemann, Sie sind ein lieber, ein vortrefflicher Mensch; es würde das größte Unrecht sein, wenn ich Ihnen auf Ihrem Wege zu — zu Ihrem Verdienst das geringste Hinderniß in die Bahn legen wollte. Ich habe Sie nur schon allzu lange aufgehalten, Sie trefflicher, junger Mann; — schließen Sie die Laden und gehen Sie, wohin Sie Ihr Herz treibt. Schuldig bin ich Ihnen nicht mehr?“

„Einige unbedeutende Auslagen — aber ich will Sie nicht drängen, Herr Doctor. Ich würde es für eine Sünde halten, Ihnen unbecquem zu werden, Herr Doctor.“

So schnell als möglich zahlte ich der Kanaille ihre „unbedeutenden Auslagen“; und mit dem Taschentuch vor den Augen verließ Pinnemann mein Bureau; ich war allein in dem leeren, bauffälligen Küchenschranke: die klügere Ratte hatte ihn verlassen!

Der flackernde Schein der Straßenlaterne war durch die geschlossenen Laden ausgeperrt; aber der Wind ließ sich nicht ausperren; ich fühlte eine große Leere in mir, und der Gedanke längt zu der Ueberzeugung gekommen zu sein, daß Böller und Individuen die Berechtigung haben, zu glauben, die Welt sei nur für sie allein geschaffen, gewähre mir, selbst diesem Schufte gegenüber, nicht die geringste Befriedigung. Ich fing wieder an, mich nach allerlei Dingen zu sehnen, die ich vorausichtlich auf Erden nicht erhielt, und von welchen ich auch wirklich bis dato wenig genossen habe; obgleich manches darunter war, welches ich wohl durch mein Geld hätte erkaufen können.

Mein Bureau ist natürlich zu ebener Erde gelegen; denn eine gute Hälfte meiner Klienten erscheint gewöhnlich in einem sehr angetrunkenen, sehr schwankenden und hüßlichen Zustande und würde nicht fähig sein, die bequemste Treppe zu ersteigen. Es befindet sich in einem Hause, welches sich durchaus nicht zu den anständigen zählen kann. Mancherlei Pack bewohnt mit mir den bauffälligen Kasten, und in dem Alkoven, welcher an mein „Geschäftszimmer“ stößt und mir als Schlafgemach dient, werde ich nicht nur von meinen Gedanken, sondern fast noch mehr von Wangen geplagt. Da ich es für einen Ruhm halte, in allen Angelegenheiten des Lebens so billig als möglich zu sein, so speiste auch mich das Leben so billig als möglich ab. Die Weira scheint aber von der Idee auszugehen, daß ich es nicht besser verlange.

Das war ein Abend, um den Teufel zu beschwören, seinen Schatten zu verkaufen, oder den Besuch eines Gespenstes zu erwarten. Letzteres kam ungefähr zehn Minuten nach neun Uhr.

Um zehn Minuten nach neun Uhr, während eines heftigen Windstoches, klopfte es an meiner Thür und jagte mich lertzengerade aus meinem Brüten auf, und es war ein Wunder, daß ich ‚herein!‘ rufen und nach fünf Minuten halb biödsinnigen Hinstrarens sagen konnte:

„Nimm Platz, Joseph!“

Wenn mein Freund Joseph Sonntag auch sonst durchaus nichts Gespensterhaftes in seinem Wesen und seiner Erscheinung hatte; so machte er selbst und sein Erscheinen an diesem Abend vollständig den Eindruck desselben auf mich, und es war nicht zum Verwundern. Er war naß und bleich und brachte einen Regengeruch und Leichenmist mit in das Zimmer. Seine wasserblauen Augen quollen aus ihren Höhlen und stierten umher, ohne etwas zu sehen. Er fiel auf den Stuhl, welchen ich ihm unterschob wie ein Automat; was ihm begegnet war, konnte ich nicht wissen, und so mußte ich mit untergeschlagenen Armen warten, bis er im Stande war, es mir mitzutheilen.

Endlich sagte er, zwischen jedem Worte nach Lust schnappend:

„Du hast meinen Brief vorgestern erhalten, August?“

„Natürlich. Es war eine sehr erfreuliche Nachricht; ich habe Dir ja auch auf der Stelle, auf demselben Wege durch die Stadtpost das beste Glück zu dem fröhlichen Ereigniß gewünscht. Mutter und Kind befinden sich hoffentlich wohl?“

„Meine Frau ist sehr krank!“ sagte mein Freund Joseph, und ich war aufgesprungen, hatte ihn an beiden Schultern gepackt, ohne — das Rechte dazu zu haben; er aber hatte es geschehen lassen, ohne von seinem Rechte, mich abzuschnütteln, Gebrauch zu machen.

„Deine Frau — Karoline — Deine Frau ist krank? Wie siehst Du aus, Mensch? was ist geschehen? so sprich doch.“

„Ja, es ist Alles gut vorüber gegangen, — wir dachten, nun sei Alles überwunden; — o August, August, sie liegt im Sterben, der Arzt hat mich auf das Schlimmste vorbereitet; und nun — nun will sie Dich sehen, will mit Dir sprechen — eine Droschke hab' ich unterwegs aufgegriffen, — wenn Du ihren Wunsch erfüllen willst?“

„Mich will sie sehen? mit mir will sie sprechen? liegt sie im Phantastiren, Joseph?“

„Nein, nein. Ihre Sinne sind klar, ganz klar; o viel klarer als die meinigen; denn ich weiß nicht, was ich thue, was ich sage, was ich thun und sagen soll!“

Ich sah meinen Freund an und glaubte ihm auf's Wort; er sah in der That aus, als ob er nicht viel von sich und seiner Umgebung wisse; er that mir leid, obgleich er auch in diesem Augenblicke nur eine Nebenperson war.

„Wenn es sich so verhält, wie Du mir mittheilst, so werde ich Dich begleiten. Sie will mich sehen! sie will mit mir sprechen! Gebude Dich einen Augenblick, Joseph; ich bin sogleich zu Deiner Verfügung.“

Ich hatte nicht viel zu verschließen; Ueberrock, Hut und Regenschirm waren leicht gefunden; einige Minuten später saß ich an der Seite meines Freundes im Wagen, wir fuhren durch das Schnee- und Regenwetter, durch die stürmische Nacht nach der Apotheke zur Königin von Saba, und daß ich kein schlechter Mensch sei, hätte mir wiederum klarer werden müssen; wenn ich Zeit gehabt hätte, meine Seelenregungen zu zergliedern. Als der Wagen hielt, fürchtete ich mich, und als ich beim Trepphinaufsteigen das Geschrei des jungen Sonntags vernahm, wußte ich nicht, was ich mit mir anfangen sollte; dann aber stand ich in dem dunkeln, heißen Gemach, in welchem die kranke Karoline lag, und mein Freund Joseph und die Wärterin wurden hinausgeschickt: ich erfuhr, was Karoline mir zu sagen hatte, sie entschuldigte sich, weil sie mich nicht zum Mann bekommen hatte, setzte mir auseinander, daß es nicht ihre Schuld gewesen sei; sie empfahl mir sobann ihren wackern, guten Joseph, der ihr nie etwas zu Leid gethan habe, und ihr Kind. Als ich mit brennenden Augen und zitternden Lippen und Knien das Zimmer der Sterbenden verließ, hatte ich ihr versprochen, das Kind über die Tante zu halten und ihm meinen Namen geben zu wollen.

„Ach Joseph,“ sagte ich auf der Treppe, „wir haben ein großes Unglück in Geduld zu tragen. Möge Dein Junge mehr Glück im Leben haben, als

wir Beide, und möge ich vor allem unser Schwiegerpapa erspart bleiben.“

„Gott segne Dich, August!“ schluchzte Joseph, sich kettenhaft an mich hängend. Am zwanzigsten November Achtzehnhundertneunundzwanzig ist Karoline Sonntag wirklich gestorben; — ich wünsche diese Stübungen am ersten Tage des Jahres Achtzehnhundertdreißig fortsetzen zu können. —

II.

Die zweite Feder.

Ich heiße Mathilde und bin die Frau August Sonntags; mein Wahlspruch steht auf meinem Fingerhut, er lautet: *Donce mais sauvage*; — zu den Abscheulichkeiten, welche auf den vorstehenden Seiten zu lesen sind, und welche ich in einem Winkel fand, den der Herr Pathe für recht sicher hielt, habe ich noch Etwas hinzuzufügen, und, bei meinem Fingerhut, was ich zu sagen habe, das werde ich sagen und sollte auch ein Manuscript daraus werden, die-leibiger als der dickste Foliant in des Herrn Pathen Bibliothek; der Herr Pathe mag's drucken und mich in Kupfer davor stechen lassen; ich bin fest überzeugt, daß ich nicht dünner aus meinem Tüllhäubchen hervorstehe, als alle die Hagern oder feinsten Tröpfe aus ihren Allongeperücken. Es hat schon manchem Mann seine Frau das gesagt, was er von zwanzig Universitäten und Facultäten nicht erfahren hätte, und eine richtige Frau weiß sich zu taxiren, und wenn sie's ihrem Herrn und Gebieter nicht merken läßt, so sollte er dankbar dafür sein und sich nicht überheben. Sie überheben sich aber Alle, und eine arme Frau hat genug zu thun, bis sie wieder eine Forun in die Sache bringt; — mein August hat sich erst gestern auf meinen neuen Hut gesetzt, und ich habe natürlich in der letzten Nacht sehr schlecht geschlafen.

Solch ein Mensch! ich meine den Herrn Pathen. So unausstehlich, als ob die Welt wirklich nur für ihn allein geschaffen wäre, und er hundert Jahre über das Vergnügen an ihr hinausgelebt hätte; so unausstehlich, als ob er sie gepachtet hätte und nun durch jammerhafte Lufliebenswürdigkeit den Pacht schilling herunterdrücken wolle. Unausstehlich! unausstehlich! und um so unausstehlicher, als ich, Mathilde Sonntag, den Mann bereits darüber weggebracht habe; — ich habe ihm meine Meinung gesagt.

Ich heiße Mathilde, und fast zwanzig Jahre lang hieß ich Mathilde Frühlings; dann aber nahm mich August und es war aus und zu Ende damit, und recht Schade war's; denn mein Name war mir lieb, und es ist mir merkwürdig, genau wie kurz nach Renjahr gegangen, wo man auch immer die alte Jahreszahl schreibt und sich in die neue nicht recht finden kann. Ich habe mich aber dreingefunden, und August kann mit mir zufrieden sein.

Wir waren ebenfalls Unserer genug in unserer Eltern Haus, wie in dem „Spinnezeit“ mit dem schwarzen Moiren vor der Thür und der Königin von Saba gegenüber; — ein ganzes Nest voll Mädchen und ein Junge; aber ein lustiges, hungriges Nest, Gott weiß es. Mein Papa ist der Rector Frühlings in demselben Popenstühlgen, welches der Herr Pathe Griesgram in seiner so sonnenhaften

Jugend durch seine angenehme Gegenwart als Acceffist, Auscultator oder sonstige Schreibmaschinerie so hoch geachtet hatte. Man weiß aber von ihm, dem Herrn Bathen Brummhär, nicht das Geringste mehr; er hat nicht einmal Schulden hinterlassen, und ich kenne Niemand, der ihn vermisste. Mein armer Papa hatte seine liebe Noth, meine arme Mama die übrige, wir Mädchen hatten die unfrige, und unserm Otto war auch sein Päcklein aufgehaßt. Wir hatten eine freie Wohnung neben der Bürgerchule und einen Garten daneben, in welchem meine Mutter Kohl und Rüben, mein Vater aber Rosen, Georginen und Aurikeln zog; wenn der Herr Pathe Grämelmeyer bei meinem Papa hätte in die Schule gehen können, so wär's ein Segen für ihn gewesen. Sie sind jedoch in einem Alter, wie man's nennt; beim rechten Licht besehen, ist aber der Herr Pathe so zu sagen, als sein eigener Großvater zur Welt gekommen, verpuzelt, vorverschmelt, mit einem ellenlangen Zopf, in Filzpantoffeln, mit einer baumwollenen Nachtmüße, einem Stockknupfen, einer langen Pfeife und einer Warze auf der Nase, welche noch das Hübscheste und Püßigste an ihm ist. Er hat dasselbe auf einer seiner lästerlichen Seiten ganz gut gesagt und dafür allein kann ich ihm für jetzt mein Compliment machen.

Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß es solch eine Mehren-, Spinnweb- und Brummwirthschaft in der Welt geben könne, wie der Herr Pathe beschreibet. Du liebster Gott, und wenn man auch allen Sonnenscheitel wegstreicht, so giebt es doch noch den Mond und die hübschen Sterne und die Lampe am Winterabend; — es ist so viel schönes Licht in der Welt, und der Herr Pathe sollte sich recht aus dem Herzen schämen, und seine ganze Menschenstreffersfamilie sollte sich mit ihm schämen. Du liebster Gott, und nachher geben sie Dir die Schuld; wenn sie sich selber hinter's Licht geführt haben. Es ist eigentlich zu lächerlich, als daß man sich darüber ärgern könnte; ich thue es aber doch.

Ach wenn ich hier stüße in dem Getümmel, zwischen den grauen Mauern, im Rauch und Staub, und denke an meines Vaters Haus, und wie ich noch vor so kurzer, kurzer Zeit saß, im Garten zwischen meiner Mutter Kohlstöpfen und meines Vaters Rosenstöcken, eine richtige Jungfer im Grünen: so wird's mir ganz weh um's Herz, und ich möchte gradaus henken, wenn es nicht so dumm wäre, und August mich nicht für eine so kluge Frau hielte. Man muß eben seinen guten Ruf aufrecht zu erhalten suchen, und so halte ich an mich; wenngleich jeder Spatz, der vor meinem Fenster mir von Hohnensthlingen vorzwischert, mich bedauert. Ich will nun auch gleich über alle allzu hübschen herzbrechenden Erinnerungen weggehen und beschreiben, wie es kam, daß August Sonntag und ich einander bekamen. Es ging natürlich ganz natürlich zu, und wenn mir nicht zu viel Anderes dazwischen kommt, so werde ich die große und graufame Mordgeschichte mit Gottes Hülfe zu Ende bringen.

In einer Familie, in welcher viele Mädchen sind, weiß man von Rechtswegen ziemlich genau Bescheid von allen Vorgängen und dem, was man spricht in der Stadt und auf zwei Meilen in der Runde. Und

was man selbst nicht einholt, das bringen Einem die Fremdbinnen in's Haus; es könnte sonst auch Niemand aushalten, und es wäre manchmal herzlich langweilig, vorzüglich im Winter, in den heißen Hundstagen, im Herbst und um Ostern, wenn's schlechtes Wetter ist, und die Scene nicht über den Zaun lann. Man wächst so zu sagen in alle Geschichten hinein; erst spielt man mit seiner Puppe, wird für ein dummes Ding gehalten, und hört zu, wenn die Tante Friederike, die großen Schwestern, oder die andern jungen Damen erzählen, und man nimmt es sehr übel, wenn man mit der Puppe aus der Thür geschoben und in den Garten oder auf die Gasse hinaus geschickt wird. Man setzt sich im lehtern Fall auf die grüne Bank oder die Treppentstufe, unterhält sich schmollend mit der Dode und nimmt sich vor, wenn am Abend der Vetter Richard kommen wird, um der Schwester Anna das Garn zu halten, recht naseweis und unartig zu sein. Wenn man seinen Radeplan nicht vergißt bis zum Abendessen, so führt man ihn aus, und der Papa lächelt hinter der Zeitung, die Mama weiß nicht, was sie jagen soll, die Schwestern sichern, und Anna wird roth und böse und verlegen und möchte uns am liebsten am Kopf nehmen; der Vetter aber, der eigentlich gar kein Vetter ist, sondern nur so genannt wird, weiß gar nicht, was er mit sich anfangen soll; er möchte etwas sagen, kommt aber nur zu einem lächerlichen Husten, — Alles wird lächerlich an ihm; und wenn man nun in's Bett geschickt wird, so geht man mit Triumph ab, man hat es tüchtig gejeigt, daß man doch nicht das „dumme Ding“ ist, für welches man gehalten wird. Wer eine Meinung haben will, der muß sie früh bilden, und ich habe meine Meinung.

Der Vetter Richard, der gar kein Vetter war, hat richtig meine Schwester Anna geheirathet, und wir stehen uns sehr gut miteinander, und er weiß es, daß er mir dankbar sein muß, denn ich habe das Weinige dazu gethan, ihm zu dem Seinigen zu verhelfen. Er war so gutmüthig, so verlegen, so grenzenlos blöde, daß es ein Ciend und Zammer war; und obgleich er damals über fünfundsanzig Jahre zählte und ich nur zehn, so hätte ich mich doch geschämt, so dumm zu sein, wie er.

Fünf Jahre waren der Vetter Richard und die Schwester Anna mit einander verlobt. Als sie heiratheten, war ich fünfzehn Jahre alt, und über das, was ich in den fünf Jahren gelernt habe, könnte ich ein Buch schreiben, zwanzigmal dickreibiger als mein jetziges Wirthschaftsbuch.

Es hatten sich so lieb! es war so rührend! es war so viel Seele darin, und es war so spaßhaft, wenn sie sich gezanzt hatten, und jeder auf's erste gute Wort vom Andern wartete.

Manchmal war's freilich auch so langweilig, daß es nicht zum Aushalten war; der Vetter Richard hatte Zeiten, in welchen er gar nicht interessant war; Zeiten, in welchen man ihn nur als einen „guten Menschen“ ertragen konnte. Ich könnte von Abenden erzählen, an welchen die ganze Familie Frühling wie ein Licht nach länglichem, bänglichem Aufstrahlen ausging; bis auf's Liebespaar, welches unbegreiflicherweise im Winkel wach und munter blieb, und sich um nichts kümmerte, als um sich selber.

Daß mein Papa sich noch nicht zu Tode geöhnt hat, ist wirklich ein Wunder. Dreimal mußte er diese Verlobungsperiode durchmachen, und vielleicht steht ihm das Glück noch ein halb Duzend Mal bevor. Richard und Kenneth, Karl und Theodore und ich und August haben uns arg an ihm versündigt, und mein einziger Trost ist nur, daß wir ihn zu so manchem guten Schicksal in der Sophacke verholfen haben. Wenn das junge Volk meiner Schwestern im Brautstand unterhaltender ist, und die zukünftigen Herren Verlobten nicht so einseitig langweilig sind, soll's mich freuen; ich habe aber meine gelinden Zweifel in dieser Hinsicht.

Kenneth ist eine Brünnette und verständlich, Theodore ist eine schwächere Blondine, ich bin so schwarz als möglich und nicht so vernünftig als ich sein sollte; aber so schlecht und schlimm als mich Marie und Helene Weintlich, im Eckhaus gegenüber, machten, bin ich doch nicht — Gott und August sind meine Zeugen. Ich weiß auch gar nicht, wie ich auf die Fräulein Weintlich komme; ich wollte nur sagen, daß mein lieber Papa zu der Freude, die er an seinen hübschen und anständigen drei Ältesten Töchtern hatte, noch das Vergnügen haben konnte, seine Brautleute aus dem Grunde nach allen ihren Arten und Eigenschaften zu studiren.

Es ist keine Kleinigkeit als fünfzehnjähriger Backfisch eine Schwester zu verheirathen, es ist eine merkwürdig feierliche, zitterige, thränenhafte, geheimnißvolle, närrische Sache, und wer es nicht selbst durchgemacht hat, der glaubt es nicht, und was die Männer anbetrifft, so sollten sie sich schämen, zu lachen und die Achseln zu zucken über Dinge, die sie nicht im mindesten verstehen, und über welche sie sich ein Urtheil anmaßen, wie über alles Sonstige, was zwischen Himmel und Erde zu finden ist, oder passiren kann.

Man ist gar kein Mensch mehr am Volterabend. Erst hat man ein Jahr lang genäht, gestrickt, gehäkelt wie toll und blind, um Alles in Ordnung zu bringen, was sein muß; dann hat man zwischen Nadeln und Weinen der Braut am Brautkleid geholfen und hat dazu die große Wäsche gehabt; dann hat man Rücken gebadet und Torten und alles Mögliche, hat Kränze gewunden für die Thürpfosten, und ist Trepp auf und ab gejagt worden, die Leiter hinauf und hinunter, und der Bräutigam hat Einem das letzte Stüchlein gesunden Menschenverstandes, das man noch gerettet hatte, durch seine Zuringlichkeit austrangalirt, und dann ist man fertig. So fertig und so weich, daß man die Anna nicht ansehen kann, ohne in das helle Schluchzen auszubrechen, so fertig, daß es Einer ganz einerlei ist, was man über Eine denkt, und was der Papa und der Bruder Studio, der von der Universität zur Feierlichkeit und zum großen Essen gekommen ist und zum erstenmal einen Bart mitbringt und natürlich eine noch viel bessere Meinung von sich hat, als er von Hause mitnahm, zu Einer fagen.

Der Papa ist wie ausgewechselt, und sogar die Mama muß sagen, daß sie ihn gar nicht mehr begreift, und er sollte es doch besser wissen und dem albernem Jungen, dem Otto, nicht mit einem solchen schlechten Beispiel vorangehen. Es zeigt sich aber wieder, daß kein Mann weiß, was sich schickt, und

daß es das Beste ist, an solchem Tage zu thun, als ob sie gar nicht in der Welt seien und höchstens den Bräutigam ein wenig im Auge zu behalten, da dieser doch wenigstens etwas gerührt ist und für ein paar Stunden einen Begriff davon bekommt, wie viele Umstände feiertaglich gemacht werden, und daß er im Grunde sehr Ursach habe, sehr dankbar und fromm und gut zu sein. Ich muß meinem August auch nachsagen, daß er wußte, was sich gehört; doch das gehört nicht hierher, da ich noch bei Anna's Hochzeit bin, wo ich erst fünfzehn Jahre alt war und noch nicht für voll gerechnet wurde, welches eine Redensart ist, die damals der Bruder Otto sammt seinem Bart von der Universität heimbrachte, und welche er mir natürlich nicht ersparte.

Daß man in der Kirche seiner Gefühle nicht Herr ist, und die Rede des Pastors, der's Brautpaar zusammen giebt, durch Rührung stirzt, ist eine so natürliche und bekannte Geschichte, daß es wahrhaftig nicht noch immer der Mühe verlohnt, darüber zu lachen, wie alle Herren nachher beim Wein thun. Man sollte uns doch endlich unsere Vortistischesentlicher in Frieden zum Trocknen aufhängen lassen; man sollte doch endlich einsehen, daß es unmöglich ist, an dieser Stelle noch gestreich sein zu können!

Zu Theodore's Trauung, welche zwei Jahre nach Anna's erstem Rinde stattfand, nahm ich zwei Tausendtucher mit in die Kirche; und dann — kann ich an die Reihe, und es ist ewig schade, daß die Tante Friederike nicht Papst geworden ist; denn ein infallibeleres Frauenzimmer giebt's nicht, und sie hatte es vorausgesetzt; an Helene und Marie Weintlich, im Eckhaus gegenüber, kann ich aber nur mit Lachen denken; denn von dem, was sie vorhergesagt hatten, ging gar nichts in Erfüllung, und eigentlich war's ein Glück; denn es war gar nichts Hübsches, und wäre für mich in der That recht unangenehm gewesen, wenn Gott es so gewollt hätte.

Auf Theodore's Hochzeit hatte August das Glück, meine Bekanntschaft zu machen, und ich machte die seinige, und etwas Besonderes fand ich nicht an ihm; aber er tanzte nicht schlecht und sah für einen jungen Arzt ohne Praxis recht anständig aus. Er wurde eingeladen, als Universitätsfreund des Schwagers Karl, er stattete vorher eine Visite ab, während welcher er ungemein wenig sagte; Karl versicherte und, er sei ein „vortrefflicher Kerl“, ein „höchst anständiges und geachtetes Haus“; aber Geld habe er nicht, denn sein Väterliches und Mütterliches habe sein Vater durchgebracht, oder im Banquerott verloren, und seine Praxis sei bis jetzt noch nicht weit her. „Er ist noch zu jung zum Damenarzt, und ohne das geht es nicht“, sagte der Schwager Karl.

Beim Hochzeitmahls nun sah der junge Doctor der Medizin nicht fern von mir, so daß ich ihn ziemlich genau beobachten konnte; sein Appetit und seine Durst waren gut, doch nicht aufschwellend. Er wurde sehr gesprächig gegen seine Nachbarinnen und stieß nur einmal ein Weinglas um; nach dem Essen wünschte er mir eine gefegnete Wählzeit, und da wir zwei Weigen und eine Klarinette bestellt hatten, so forderte er mich zum Tanz auf, und ich konnte ihm leider den dritten Walzer nicht abschlagen.

Er tanzte sogar unbeschreiblich schlecht, und setzte

sich und mich gegen Ende des Vergnügens platt auf den Boden, wovon die Gesellschaft mehr Aufhebens machte, als nöthig war. Ich ärgerte mich furchtbar; denn es ist keinem Menschen angenehm, wenn er ohne seine Schuld lächerlich gemacht wird, und wäre ich mit einer zerfetzten Rose, oder sonst einer Kopfverletzung aufgestanden und die Gesellschaft hätte mich bebauern müssen, so hätt' ich mir nichts daraus gemacht; ich stand aber bloß mit einem großen Voch im Kleide auf, und so war es unzufällig!

Erst nach zehn Minuten war ich meiner Gefühle soweit Meisterin, daß ich es über mich vermochte, mich nach dem Urheber des Mergernisses umzusehen. Ich wollte ihn mit einem Blick, einem Tutti frutti aus Haß, Zorn und Verachtung regaliren; als ich ihn aber in einem Winkel gefunden hatte, mußte ich doch lachen, und dann that er mir leid. Die Rose war gebrochen, ehe der Sturm sie gelinckt hatte; der Herr Doctor hing nur noch am Stiele, und ich sagte zu meinem Bruder, der zu Theodores Traurung wiederum als Student, aber im letzten Halbjahr seiner Studentenschaft, gefommen war:

„Schicke ihn mir doch 'mal.“

Bruder Studio grinste, ging und brachte den Sünder, und ich zeigte mich als ein gutes Mädchen und meinen Charakter im hellsten Licht, und es kostete mich weniger Mühe, als ich mir fünf Minuten vorher noch eingebildet hatte. Ich sagte ihm meine Meinung, das heißt, ich tröstete ihn, und er war mir dankbar; aber nachdem er einige Zeit nach der Hochzeit den gewöhnlichen Anstandsbesuch abgestattet hatte, ließ er sich nicht wieder blicken und verschwand aus meinem Gesichtskreise, um nur dann und wann auf der Straße vor mir aufzutauken. Bei solchen angenehmen Begegnungen grüßte er mich mit einer zitterhaften Höflichkeit und einem Erdröthen, welche ihm sehr zu liegen. Ich werde niemals und keinenfalls schriftlich gestehen, daß ich selbst erdröthete, und mein Knirz bei solchen Gelegenheiten besangener gewesen sei als sonst; aber das kann ich sagen, daß ich den Rüngling für bescheidener und ansünder hielt, als all das andere nährische Volk seines Alters, dessen sich die Stadt rühmte, deren Straßen und sonstige Gelegenheiten es unsicher machte.

So ging wieder ein Sommer meines jungen Lebens hin, und dann wurde es Herbst, und eines Tages im Herbst, als ich nährend am Fenster saß, kam ein Kerl, der einen Handwagen mit allerhand Hausgeräth hinter sich her zog und hielt gegenüber vor dem Schause, und beide Fräulein Weinlich beugten sich so weit als möglich aus dem Fenster, und ihre Mutter hätte sich schämen sollen, daß sie es litt. Auf dem Handwagen befand sich ein Büchergestell, zwei nicht sehr umfangreiche Koffer, allerlei Feisen- und Rappirkrum, und hinter ihm her zog zu meiner allerhöchsten Verwunderung der Herr Doctor Sonntag, mit Recht verfolgt von verschiedenen Straßenjungen; denn er trug unter dem einen Arm einen Todtenschädel und sonstiges Knochenwerk, welches er auch füglich im andern Logis hätte zurücklassen können, und unter dem andern ein Ding, welches ausfiel, wie ein ausgestopptes Kind; aber seines war, sondern gottlob nur ein ausgestopfter Affe. Je länger die zwei Fräulein Weinlich die Hälse ausreckten, desto

mehr zog ich mich in's Zimmer zurück; obgleich es nicht nöthig war, da der Herr Doctor nicht einen Blick nach unsern Fenstern hinüberwarf. Er war mit andern Dingen beschäftigt und hatte genug mit sich selber zu thun. Der Kerl, welcher den Wagen gezogen hatte, war nicht mit seinem Tringeld zufrieden und geberdete sich in Worten und Gesten unverschämt. Drei Gläser fielen vom Karren herab, eins mit eingemachten Schlingen und eins mit eingemachten Fröschen, Kröten und Eidechsen. Die Straßenjugend war natürlich entzündet darüber und sprang und sauzte, und aus jedem Fenster der Nachbarschaft blickte bald ein albern-neugieriges Gesicht. Mein gutes Herz und mein Anstandsgefühl empörten sich in mir; aber was sollte ich machen; ich konnte ihm doch keine Scherben und Schenkel nicht anfließen! Ich hielt es nicht aus; sondern lief in den Garten, nahm alle meine jüngern Schwestern mit und fing an mit Eifer Bohnen abzupflücken, und kam erst dann zu meinem Hügel zurück, als der Jammer vorüber, die Strafe geleht, und der Herr Doctor bei den Fräulein Weinlich eingezogen war. Ob mir letzteres lieb war oder nicht, konnte ich damals nicht ganz genau sagen; heute jedoch bin ich überzeugt, daß ich mit dem Ding ganz zufrieden war; — man sieht aber aus der Ferne alles richtiger und verständiger an.

In der nächsten Zeit passirte nun nichts Erwähnenswerthes; die alten Häuser der Gasse waren trotz des Ereignisses stehen geblieben; totgebräckt, zerquetscht und zertrerten wurde glücklicherweise Niemand, in Folge der großen Praxis des Herrn Doctors; wir spannen uns gemüthlich in den Winter, und Helene und Marie Weinlich machten große Fortschritte in Hinsicht auf Geziertheit, Naheweisheit, und es wurde ihnen von ihren Verehrern eine Nachtmusik gebracht, welche der ganzen Stadt den halben Winter hindurch Stoff zur Unterhaltung gab, und welche ich ihnen gönnte. Die über alle Schilberung omischen, lächerlichen Kirz, welche sich die beiden lieben Dämchen am andern Morgen der Welt und meinem armen Fensterchen gegenüber haben, hätten mich schon allein mit dem läben musikalischen Schreden und sonstigen nächtlichen Spektakel und Nichtwiedereinschlafen können verfehlen können.

Doch meine Feder reißt mich, da ich einmal in diese Gegend gefommen bin, unwiderstehlich fort und bringt mich in aller Hast zu dem Ereigniß, welches jetzt eintrat und mich von innen und außen so untermüthet und vollständig über den Haufen warf, daß ich heutigen Tages darüber noch nicht zu mir selber gefommen bin. Wenn es Anzug nicht auch noch immer wie ein Traum ist, so müssen die Männer in der That aus andern Stoff gefornit sein, als wir armen Frauenzimmer, was ich sonst nicht glaube.

Es war in der Woche vor Weihnachten, und es war ziemlich spät in der Nacht, und Papa und Mama waren zu einer großen Abendgesellschaft gebeten, und ich hatte die Kleinen zu Bett gebracht und benugte die ruhige Stunde, um an die Schwester Anna zu schreiben, und konnte damit nicht fertig werden, da ich sehr viel weiß, wenn ich einmal angefangen habe. Nun war Vottiden, unser Kleinstes, den ganzen Tag durch nicht recht wohl gewesen, deshalb hatte ich die Thür zwischen der Schlafkammer der

Kinder und der Stube, in welcher ich bei der Lampe saß, offen gelassen, um gut Obacht zu haben und in jedem Augenblick zur Hand sein zu können. Den Glockenschlag hatte ich völlig überhört, draußen regnete es, doch nicht zu arg; ich war eben bei der sechsten Nachtschrift, in welcher ich der guten Anna mittheilte, daß Alles in Allem genommen bei uns noch alles beim Alten sei; als ich plötzlich zum Tode erschreckt vom Stuhl in die Höhe fuhr. Ich kannte den Husten in der Kammer leider ganz genau, denn ein Schwesterchen ist mir d'ran gestorben, — es war nicht damit zu spaßen. In einem Sprung war ich neben dem Bettchen des Kindes, ich legte ihm die zitternde Hand auf die heiße Stirn, ich horchte auf das angstvolle Athmen und Rächeln in seiner armen kleinen Brust. Die andern Mädchen saßen auch schon aufrecht in ihren Betten, oder waren bereits herausgesprungen, doch alle so schlaftrunken und verwirrt, daß nichts mit ihnen anzufangen war. Ich sprang die Treppe hinauf zur Kammer des Dienstmädchens, um dasselbe nach den Eltern und dem Doctor auszuscheiden, doch konnte ich es nicht ermuntern, — Alles drehte sich um mich her. Ich beugte mich wieder über das Pottchen; — was sollte ich thun? was sollte ich thun? In meiner höchsten Noth schickte mir der liebe Gott die Idee, über die Straße zum Herrn Sonntag zu laufen, und es war mir ein Segen vom Himmel, als ich vorerst an's Fenster lief und die Lampe gegenüber noch brennen sah. Nun bedachte ich mich keinen Augenblick; es gab nichts in der Welt, was mich hätte aufhalten können. Ich war in der Gasse, — der kalte Regen schlug mir in's Gesicht, — ich war drüben vor dem Haus der Fräulein Weinslich, und als ich nicht folgends den Glockenzug fand, schrie ich aus Leibestraften, allen mädchenhaften dummen Anstandsbegriffen zum Trotz: „Herr Doctor! Herr Doctor! Herr Doctor Sonntag!“ zum dritten Stod hinauf.

Ob nun der junge Mensch da oben die Ohren mit Wolle, Watte oder Wachs verstopft hatte, oder ob er so tief in seine medicinischen Studien, seine ausgestopften Affen, seine Kröten, Schlangen und seine Todtengedebne vertieft war, daß er deshalb nicht hörte, konnte ich nicht wissen; aber das weiß ich, daß er mich vergeblich rufen ließ, und daß in diesem Augenblick Madame Weinslich und Helene und Marie aus derselben Gesellschaft heimkehrten, in welcher sich mein Papa und meine Mama befanden, und daß sie mich noch, außer Athem und außer mir vor ihrer Thür fanden, und nachher eine Geschichte daraus machten, die nicht wahr war. Sie verlangten höchst wahrscheinlich, daß ich ihnen auf's Genaueste auseinander setze, weshalb ich da in solchem Wetter und zu solcher Stunde siehe und den Doctor Sonntag zu sprechen wünsche, und als ich mich nicht damit aufhielt, hielten sie es nicht für ihre Pflicht, bei der Wahrheit zu bleiben, sondern stellten mich, meine Angst und Aufregung, meine nassen Hölpe und Kleider, mein Geschrei und Suchen nach dem Glockenzug, als sehr lächerlich hin.

Aber nun schien innerhalb des Hauses Jemand die Treppe hinunter zu fallen, und so war's auch. Herr August Sonntag polterte herab. Er hatte nicht subirt oder Affen ausgestopft; er war über Knigge's

Umgang mit Menschen eingeschlagen, hoffentlich nicht, um sich dadurch auf einen nähern Umgang mit mir vorzubereiten; wurde auch, wie ich zu seinem Lobe sagen muß, sehr wach und lebendig, als er mich erblickte.

Hals über Kopf stürzte er mit mir über die Gasse zum Pottchen, und wir ließen die Familie Weinslich in dem Regen und der Verwunderung stehen, ohne uns weiter nach ihr umzusehen. Dann kam auch mein Papa und meine Mama, wir segten dem kottigen Blutzegel, August lief mit dem Recept, welches er geschrieben hatte, selbst nach der Apotheke, und als unser Hausarzt am andern Morgen kam, lobte er den jungen Collegen recht und erklärte ihn für einen braven, geschickten und bescheidenen, jungen Menschen und ich that dasselbe; es war auch nicht mehr als billig.

Wenn wir nach dieser Geschichte den Herrn Nachbar und Helfer in der Noth nicht zu unserm Weihnachtsgesam eingeladen hätten, so hätten wir verdient, daß uns sämmtliche Landparthien des folgenden Jahres verzeihen wären, und so schickte wir unser Pottchen denn hinüber, den Doctor zu holen und ihm anzuzeigen, daß eine Weigerung unter seiner Bedingung angenommen werde. Er weigerte sich jedoch auch gar nicht; aber selbst das Kind hatte bemerkt, daß er wieder sehr verlegen geworden war.

„Er hat seine Dintenflasche, auf die Erde fallen lassen; — o solch' ein Ketz!“ sagte Kottchen, als ich sie vorsichtig in der Speisekammer ausfragte. —

Wir feierten ein so heiteres Fest, als wir es uns nur wünschen konnten, und August, das heißt der Herr Doctor Sonntag versetzte die ganze Familie Frühling in ein heiteres Erstaunen, wegen der gesellschaftlichen Talente, die er an diesen ewig bewundernswürdigen Abend entwickelte. Daß der nährliche Mensch aber auch jetzt forstüher, gegen mich den Schwächern zu spielen, war grade heraus gesagt, lächerlich; zumal da mich die jüngern Schwestern, die jetzt auch anfangen, eine Rolle gegen mich zu spielen, mich deswegen arg anliefen, und wissen wollten, weshalb ich den armen guten Herrn Sonntag so abstoßend behandelte. Es war die allerhöchste Zeit, daß wir uns verlobten, und dies thaten wir zu Ostern; nicht beim Weichenspielen, und nicht beim Suchen der Eier, die der Has legt; sondern beim Plündern der neuerteil gefundenen Kräuter, welche den ersten Reiz geben.

Wir gerietzen uns über die neun Kräuter hinter der Hecke in die Haare; denn der Herr Doctor wollte verschiedene nicht als allzu gesund gelten lassen, und darüber kam's heraus und wurde fertig. Wir kamen nach Hause und waren sehr roth und verlegen; und am Abend sprach ich mit meiner Mutter, meine Mutter sprach mit meinem Vater, und August sprach am andern Morgen mit meinem Vater und meiner Mutter und hat sich sehr gestört. Sie aber sprachen mit ihm, worauf ich gerufen wurde, und jetzt gestehen wir, daß ich noch niemals vorher in meinem Leben eine solche Angst ausgestanden hatte; aber die beiden Fräulein Weinslich wären doch fast in Stücke gefallen, als sie die Neuigkeit vernahmen.

Herr Jesus, es ist wirklich ein großes Wunder, daß ein armes Mädchen, welches doch nichts für sein gutes Herz kann, über so viele Unannehmlichkeiten wegkommt, und zuletzt, wenn alles wieder seinen ruhigen Gang geht, es gar nicht anders haben will.

Es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, sich zu verloben, und ein ganz andrer Ding, als sich zu verlieben.

Aber ich hatte nun einmal gethan, was ich nicht lassen konnte, und fügte mich in christlicher Ergebung in das Unvermeidliche. Ich hatte mein Theil für's Leben und mußte mich drein finden, das Unangenehme zu dem Guten mit in den Kauf zu nehmen; ich war unbeschreiblich glücklich trotz aller Verwirrung und Thränen, trotz alles Rothwehdens und aller Fräulein Weintlich im ganzen Städtchen. Heiß, war's nicht ein lustiger Spaß, daß der Schag im Hause der Fräulein Weintlich wohnte, und daß ich ihn daselbst, ohne den Anstand zu verlegen, besuchen durfte, wenn ich eine von meinen jüngern Schwestern als Ehren-dame mit hinübernahm? Was für närrische Sprünge haben wir unter den einmarinirten Fröschen, den ausgeflopten Ungeheuern und Gespenster-Selletten ausgeführt! Es war ein so netter Frühlings- und Brautstand, als man es sich nur wünschen mochte, und wo die andere Menschheit nichts sah und hörte, da wurde uns zum Tange aufgespielt, weshwegen man denn auch von uns behauptete, wir seien schrecklich langweilig und es sei eine Dual, den Tag in unserer Gesellschaft hinzubringen; worüber ich weiter oben, als von Anna's und Theodore's Brautzeit die Rede war, bereits meine Meinung gesagt habe; denn billig muß der Mensch sein.

Wie voll und der Himmel nun aber auch den Geigen hing; mein guter Papa meinte, die Sache habe doch auch ihre bedenkliche, ihre nachdenkliche Seite, und das war die pelunziäre. Wir Brautleute hatten viel mehr Vertrauen als Geld, das war richtig, aber ob wir nicht dazu das Recht hatten, das sieht zu fragen, und da eben das Kind schreit, so will ich August darüber das Wort geben; obgleich es mir schwer auf's Herz fällt, daß ich doch eigentlich über den Pothu Habenbergs und nicht über mich, Frau Rathilbe Sonntag geb. Frühlings schreiben wollte.

III.

August hat das Wort.

Ich, August Sonntag, Doctor der Medizin, Rathilbe's Gatte, nehme das Wort, wie es mir gegeben wurde, und füge, meinen Nachkommen zum Nutzen, mein Lebensbild den andern an und ein. In jeder Weise bin ich dazu gezwungen, denn ich habe arge Verunglimpfungen theuerer Abgesandener zurückzuweisen, und habe zugleich einen Wohlthäter für sich und mich zu retten. Daß meine Aufgabe nicht die leichteste ist, werden meine Kinner und Kindeslinder, für welche diese Blätter bestimmt sind, wohl zu würdigen wissen. Es lagerten böse, gefährliche Schatten über meiner Jugend, und der Mann, welcher das Meiste that, sie zu verschuchen, ist derselbe, welcher über meine Eltern die Blätter schrieb, welche die Reihe dieser Aufzeichnungen eröffnen. Ich habe das Recht auch das Meinige über ihn zu sagen, und das wird geschehen; denn ich bin es ihm und mir schuldig.

Meine ersten Erinnerungen heften sich an ein dunkles Hinterstübchen, dessen Fenster, vom Blau des Himmels fast ganz abgeschnitten, eine Aussicht in die Welt eröffneten, welche mit jener, die Kaspar Hauser vergessenen Angedenkens, aus seinem Leibe genoh,

würdig concurriren konnte. Wir sahen in einen aus wieschiesien, engzusammengerückten Hausmaneru gebildeten Hof, in welchem Hund gelehrt und geklämt und die Pelze heimtückisch angelodter und verrätherisch gemordeter Kagen getrodnet wurden, und in welchem menschenähnliche Wesen andere Dinge vornahmen, die mit der Keßheit nichts zu thun hatten, aber doch wohl in irgend einer Hinsicht nützlich oder nughbringend sein mußten. Es wundert mich heute noch, daß ich aus diesem erbaumungswürdigen Aufenthaltsort den kleinsten Funken reiner heiterer Kindlichkeit in die lichtern Räume des Lebens, in welche ich später versetzt wurde, hinüberretten konnte. Seltsam ist's zu sagen, daß es wahrscheinlich eine gewisse, wenn auch gottlob nicht allzu überwiegende Nüchternheit in meiner Natur ist, welche mich in dem ersten und somit für die spätern Jahre meines Daseins vor dem Verfallen in Gefühllosigkeit, Gleichgültigkeit und Stumpfheit bewahrte und bewahren wird. Die Götter wollten mich so zu sagen nach homöopathischer Methode heilen, und da meine Frau mich gottlob doch immer noch ganz lebenswürdig unterhaltend und theilnehmend findet, so ist auch für mich kein Grund vorhanden, mit meiner Charakteranlage unzufrieden zu sein.

Neben dem Fenster stand der Tisch, an welchem mein armer Vater nach den über ihn heringebrochenen Katastrophen sein Leben ver- und erschrieb. Er hatte weiter nichts mehr als eine „schöne Hand,“ und stand in dem Wahn, daß er durch dieselbe sich und mich und die alte Frau, welche mir in meiner Unmündigkeit die nöthige Hülfe leistete, erhalte. Er lernte vom frühen Morgen bis zum spätern Abend Alten, Dissertationen, und was man sonst abschreiben läßt. Da er, mürbe und milde, vollständig mechanisch schrieb, so war er ein vortrefflicher Kopist, und machte selten einen Fehler.

Armer Vater! Dein krankhaftes, trübseliges Bild werde ich nie aus dem Gedächtniß verlieren; um tausend sonnige freubige Erinnerungen würde ich es nicht hergeben. Es steigt immer zur rechten Zeit in meiner Seele auf, und dann strahlt es über die Dinge einen Schein, welcher dann nimmer eine Täuschung zuläßt.

Da siehst Du in der trüben Dämmerung über Deine Papiere gebeugt, mit kahler Stirn und mattem, halberloshem Auge; auf einem Hänchen zu Deinen Füßen siße ich, und Beide wissen wir nicht das Geringste von dem Sonnenschein, welcher die Vorderseite des Hauses, in dem wir wohnen, welcher die Gasse, welcher die Welt bestrahlt! In dem dunkeln Hofraum vor unserm dunkeln Fenster freischen zänkliche Weiberstimmen, und von Zeit zu Zeit hebt sich ein schmutziges, freches Gassenjungen Gesicht, umgeben von wüsten, verwilderten Haaren vor den Scheiben empor, glökt grinsend auf des Vaters Arbeit; eine Junge wird lächerlich lang nach mir aufgeschreckt, und die Erscheinung verschwindet mit höhnischem, gellendem Geschrei. Ich habe mich ängstlich so dicht als möglich an meines Vaters Knie gedrückt; denn ich kenne meine Feinde, und die Hand, welche sich beruhigend und ermutigend auf meine Haare legt, vermag mir nicht das Gefühl der Sicherheit zu geben. Der Vater senkt, die Feder kriegelt, kriegelt, und ich siße und erwarre mit Bangen ein abermaliges

Austausch der jungen Kannibalentöpfe, ein neues Erschrecken, und denke an die blutenden Kaugenelle. Die beiden Weiber schimpfen immer toller, und das Sonnenlicht bleibt oben, ganz oben an den himmelhohen Häusern, welche unsern Hof umgeben; das Sonnenlicht scheint nimmer herab in unsere Tiefe; so gern es vielleicht auch möchte. Die Feder frigtelt, triebelt, ich bin mühsam auf einen Stuhl neben dem Tische gelleitert und sehr schläfrig zu, wie die weißen Papierbogen sich mit den schwarzen Zeichen füllen; wenn mein Vater einen Schreibfehler macht und ein Blatt zerreißen muß, so ist es in solchen Augenblicken; denn er theilt dann seine Aufmerksamkeit immer ungleicher zwischen seiner Arbeit und mir. Er sieht mich so träumerisch-traurig an, daß ich trotz meiner Jugend schau und tief fühle, wie weh es ihm um's Herz ist. Wir sprechen eine stumme Sprache miteinander, und nur wenn die Arbeit nicht drängt, gebrauchen wir Worte, um uns zu verständigen. Es ist seltsam, wie leicht mein Vater dann die schwere Last, welche auf ihm liegt, abschüttelt und vergißt. Er lächelt, indem er mich ansieht; ich lache und jupse ihn am Kermel und suche ihm die Feder aus der Hand zu nehmen; vielleicht sigen wir im nächsten Augenblick schon auf dem Boden und bauen eine Burg von Stühlen und den zerlumpten Kissn des alten Sopha's, welches der Trödler so billig hergegeben hat. Mein Vater ist Kind geworden, wie ich es bin; er ist unendlich erfinderisch, viel künzlich-erfinderischer als ich. In solchen verlorenen oder vielmehr gewonnenen Minuten brauchen wir die Sonne nicht, und der Hof mit seinen Schrednissen und Widersichteln verliert seine Macht über uns. Der armselige Munder um uns her wird lebendig, wie berührt vom Stabe eines Zauberers. Wir gebieten über Heere und Flotten, wir gehen auf die Tiger- und Koenigjagd; wir führen Komödien und Tragödien auf, wie sie seine königliche Hoftheaterintendantz zu Stande gebracht hätte. Ein Bogen farbiges Papier, ein Säckchen voll kunter Bohnen machen uns selbst zu Zauberern, und unser Hinterstücken ist ein weites Reich geworden, welches in allen Eden und Winkeln, hinter dem Ofen und unter dem Sopha, im Tischkasten und in den schlaffenden Rigen des Fußbodens unerhörtpfliche Schätze der Verzumderung, des Erstaunens und der Lust birgt. Zt der heitere Augenblick aber vorüber, hat der harte Anseh der dira necessitas an die Thür geklopft, so ist die Stube dunkler, dumpfger als je; die Feder fängt wieder an zu frigteln; ich sitze auf der Erde unter den Trümmern unreser Glückes, die Lumpen sind Lumpen geworden, was eben in tausendfachen Farben spielte, ward zu einem grauen Nichts, und das Beste, was noch kommen kann, ist ein gesunder, traumloser Schlaf, in welchem ich nicht durch das läglige Geheul und Gwinnel des armen Ami, welchem mau am Morgen im Hofe vor unserm Fenster zur Verschönerung die Ohren stuchte und den Schwanz abhieb, beunruhigt werde.

Ich habe einen Tag aus der ersten Zeit meines Lebens geschildert, wahrlich einen der glücklicheren! Mein Vater war als ein Ehrenmann aus seinem Banquerott hervorgegangen; es hatte zuletzt Niemand unter demselben gestitten, als er selbst. Aber er hatte

auch nichts aus seinem früheren Leben in das Elend mitgenommen, als seine schon erwählte schöne Hand, und die Freundschaft des Notars Dr. August Hahnenberg, meines theuern Herrn Vathen. Es ist ein übel Ding, nur eine schöne Hand zu besitzen, nicht rechnen zu können und Geist, Phantasie, Geschick und Biß nur im Verkeh und Spiel mit einem Kinde zu haben. Es ist entsetzlich, wie groß die Mißthat werden kann, wenn sie acht Tage lang keine Bezahlung erbielt; es ist eine Geschichte zum Weinen, wenn der Holzpoorath ausgeht, und der Winter eben anfängt; aber das Schlimmste, das Unheimlichste ist, wenn der Herr Vathe in dem Hinterstücken erscheint, um der Noth ein Ende zu machen.

Ich fürchtete mich schrecklich vor dem Vathen, obgleich der Vater ihn nicht genug rühmen, nicht genug Gutes und Vortreffliches von ihm zu erzählen wußte. Ich hatte den Vathen für meinen Vater mit, und ließ es ihm merken, so weit ich konnte und mochte. Das Kind hat eben noch grade genug vom Thier, um durch den Instinct vor dem Gefährlichen, Falschen, Verderblichen geschützt zu werden; — nur die größten Geister retten diesen Instinct über die Kintheit hinaus, diese göttliche Arbeit, in welcher zuletzt doch alles Große wurzelt. —

Es ist irgend ein betrübter, sorgenvoller Tag hingegangen; die Dämmerung ist gekommen; ich sitze auf dem Knie meines Vaters, und er erzählt mir von meiner Mutter. Der Mann wie das Kind haben ihre Angst, Noth und ihr Spielzeug in diesem Wort weit von sich geworfen: das Kind hört von seiner Mutter, der Mann spricht von seiner Liebe. Auf jedes schöne erbarungslose Wort, auf jede eistaltete Ironie der ersten Wätter dieses Manuscriptes eine Blume jekt und immerdar!

Mein Vater spricht von meiner Mutter wie von einer Heiligen; — sie ist so sanft gewesen, so schön, und ihr Schritt so leicht und ihre Hand so weich. Sie ist so geduldig und freundlich gewesen; er hat sie so sehr geliebt, und sie hat so früh, so früh sterben müssen. Hätte sie länger gelebt, so würde vielleicht alles anders und besser geworden sein; aber sie mußte sterben.

Mein Vater weint, und ich weine, und dann horchen wir plötzlich und hören draußen einen langsamen Schritt, und es klopf Remand ganz kurz an unsere Thür. Ich kenne diesen Schritt und dieses Anklopfen, ich schluche weiter, aber gegen meinen Willen, ich kämpfe machtlos gegen meine trampfhaftige Erregung, und vergeblich sucht der Vater mich zu beruhigen. Schon hat sich die Thür geöffnet, und mein Vater, der ebenfalls gern, nur allzu gern seine Thränen verbergen möchte, und eben so vergeblich wie ich sich zu fassen sucht, steht auf und tritt dem Besucher entgegen. Der Herr Notar Hahnenberg kann die Thränen nicht leiden. Ich sitze hinter dem Vater und will den Herrn Vathen Hahnenberg nicht sehen.

Es ist ein ungefähr achtunddreißig Jahre alter, ziemlich langer, aber etwas vornüber geneigter, vom Kopf bis zu den Füßen sehr elegant in seinem schwarzes Tuch gekleideter Herr, mit einem schwarzen schwarzen Regenstirn unter dem Arm und den Hut auf dem Kopfe in's Zimmer getreten; hat die Thür

hütelnd hinter sich geschlossen und steht jetzt und sieht uns mit feltwärts geneigtem Haupt an und wünscht uns einen vergnügten, guten Abend. Er ist doch dem Schatten der kommenden Nacht kaum zu unterscheiden; — der Herr Pathe besucht uns selten in den hellen Tagesstunden.

„Sei herzlich willkommen, August,“ sagt mein Vater, in dessen Stimme noch die Wehmuth nachzittert, und darauf räuspert sich der Notar Hahnberg und sagt „Daha!“ und kommt uns näher.

„Wieder das alte Spiel,“ murmelt er, und dann setzt er kurz hinzu:

„Nun, Joseph, was haben wir angefangen?“

„Wir sprachen von Karoline, August,“ antwortet mein Vater leise und schen, als erwarte er darauf eine Klage, eine ärgerliche Erwidrung. Sie bleibt auch nicht aus.

„Zu viel Drei, viel zu viel Drei! Ich habe Dir schon hundert Mal gesagt, daß wir das Kind einer andern Zucht anvertrauen müssen; wenn dieses weibliche, weibliche, unmännliche Wesen nicht bald zu einer Enne komme. Du weißt, daß ich Deiner Frau versprochen habe, für den Jungen zu sorgen; ich habe aber auch das Recht damit gewonnen, dabei meinen Ansichten zu folgen.“

„Es ist die Mutter des Kindes,“ seufzt mein Vater; aber der Pathe hält es nicht der Mühe werth, darauf zu antworten; er hat einen langen Arm, eine magere, knochige Hand im schwarzen Handschuh in die Dämmerung ausgefreckt; ich fühle mich plötzlich an der Schulter gepackt und werde trotz meines Sträubens zu dem Stuhle gezogen, auf welchem der Pathe sich jetzt mit einem Geächz der Befriedigung niedergelassen hat.

Es beginnt nunmehr ein Examen, in welchem nicht die Rede von kindlichem Spiel, von Geistern, Feen, Zauberern, den sieben Zwergen und den zwölf schlafenden Jungfrauen ist. Der Herr Notar Hahnberg will wissen, was ich über die Bestimmung des Menschen denke. Ich soll wissen, wie lange der Mensch existiren könne, ohne zu essen; ich soll meine Ideen über die Art, wie der Mensch zu essen bestimme, angeben. Es wird mir auseinandergesetzt, daß es in der Welt — jenseits unseres Hofraums, unserer geschorenen Hunde, geschundenen Katzen, unserer aufstreichenden Weiber und jungen Kannibalen — weder Niesen, noch Zwerge, weder Zauberer, noch Feen gebe; wohl aber eine Menge Leute, welche sich stets das größte Vergnügen daraus machen würden, mir alles Gute, Angenehme und Ergötzliche vor der Nase weg zu nehmen, und daß nur der zu etwas komme, welcher am meisten gelernt und den dicksten Prügel habe. Wenn es grade Winter ist, so wird mir vorgerechnet, wie viele hunderttausend weinerliche, saule, nichtnützige Jungen in ihrer Thränenhaftigkeit und Faulheit erfrieren müßten, und als steif und starr gefrorene, abschreckende Beispiele in den Acten der Weltgeschichte und im königlichen Museum aufbewahrt werden. Im Sommer werden ähnliche haarsträubende Geschichten erfunden, und hierin eine Phantasia gezeigt, welche Alles, was in ähnlicher Weise geteilt werden kann, weit hinter sich zurück läßt. Der Notar Hahnberg hat wahrhaftig nicht das Recht, meinem armen Vater seine zu überschwengliche Einbildungskraft vorzuwerfen.

Ich fühle die Hand des Freundes meines Vaters durch den schwarzen Glacehandschuh und meine Zade immer kälter, wage kaum zu athmen und möchte doch am liebsten laut schreiend dem Manne sagen, wie sehr er mir zuwider ist. Eine Gänsehaut überläuft meinen ganzen Leib, ich spüre ein unangenehmes Kribbeln an den Haarwurzeln und — plötzlich werde ich losgelassen und mit einem unvernünftigen Rud auf den Fußboden nieder gesetzt, wo ich sitzen bleibe, unfähig mich zu regen, aber auch ohne den Willen dazu.

Der Vater, welcher wahrcheinlich eben so viel, ja noch mehr als ich selber litt, hat, in Ermangelung eines Bessern, den Besucher gefragt, ob er nicht die Lampe anzünden sollte; aber der Notar sann das, was er noch zu sagen hat, im Dunkeln sagen und dankt für alle überflüssige Beleuchtung. Er fängt jetzt an, kühl von Geschäften, Haushaltsangelegenheiten zu reden; er spricht über Dinge, von denen ich nichts begreife. Dann nimmt er so kurz, wie er mich auf den Boden setzte, Abschied, der Vater begleitet ihn vor die Thür; ich herche mit ganzer Seele auf sein letztes Hüfteln; und wenn ich den schleichenen Schritt nicht mehr vernehme, wenn ich mit dem Vater wieder allein bin, wenn nun die Lampe angezündet ist, breche ich in ein krampfhaftes Weinen aus, werde in wahrhaften Convulsionen zu Bett gebracht und die ganze Nacht von den ängstlichsten Traumbildern verfolgt. Am andern Morgen fürchte ich mich nicht mehr vor den Buden, die in unser Fenster schreien, um mich zu erschrecken; aber ich bin fortwährend in tödtlicher Angst und Erwartung, daß einmal statt der ungekämmteten Knabenköpfe da das weiß-gelbe, hagere Gesicht des Pathen Hahnberg mit der hohen, kalten Stirn, den klugen Augen und dem sorgfältig zurechtgelegten, spärlichen, schwarzen Haarwuchs empor-tauchen könne, und mein Vater wagt, den ganzen Tag über, nicht, mich zu beruhigen. Die schmutzige, zerlumpte Frau, welche unsern Hausstand besorgt, kommt jedoch nach einem solchen Besuch des Herrn Notars stets mit einem gefüllteren Marktforb heim, und wir leben, was das Pöbische anbetrifft, eine Zeit lang besser, als zuvor. —

Ich wurde älter, und der Welt Verhältnisse traten um mich her allmählig in ein klareres Licht und nahmen bestimmtere Umrisse an; die Schreden meiner Umgebung verschwanden dadurch nicht, sie gemannen nur eine andere Färbung. Ich fürchtete mich freilich nicht mehr vor den Gesichern und Tönen unserer Nachbarschaft und Hausgenossenschaft vor den niedern Fenstern; allein ich fing an, einen bewußten Ekel vor dem Dunst und Colorit der Gegenstände, welche mich umgaben und von überall her auf mich einbrangen, zu empfinden. Da ich jetzt fester auf den Füßen stand und freier umherstreifen durfte und konnte, so war ich nicht mehr so sehr wie früher von der Sonne, von der freien Luft ausgeschloffen, und aus der grünen Umgebung der Stadt, aus der Bewegung der großen Bevölkerung, aus dem Lärm des gemeinbühigen, wie des vornehmen, reichen Lebens lehrte ich in die erstidende Atmosphäre unserer Wohnung stets wie in das schwebste, ungeruchteste Gefängnis zurück. Und während ich mich allmählig immer unmutthiger, aber auch immer kräftiger und selbstbewußter in dem widerlichen, dunkeln Schicksalsgefennst, welches meine

Angeht gefangen hielt, abzappelte, versank leider immer unaußhaltbarer mein armer Vater immer tiefer in die hilfloseste Apathie, in eine Stumpf sinnigkeit, aus welcher keine Rettung mehr möglich war. Wenn er den Kampf mit den Mächten des Lebens stets nur schwach und verteidigungsweise führen konnte; so gab er ihn endlich ganz auf. Er erhob sich immer seltener und schwerfälliger von seinem Stuhle, und vergeblich suchte ich ihn mit mir hinaus in's Freie, in's erfrischende Menschengenüß zu ziehen. Er fürchtete sich vor den Menschen, und die einfachsten, unschuldigsten Regungen und Töne ihres Treibens errötheten ihm Wangen und Schauder. Sein Körper gewann eine ungesunde Fülle, seine Schriftzüge wurden undeutlicher und zitteriger, sein Auge verlor den letzten Glanz, welcher ihm geblieben war; — sein Freund, der Notar Hahnberg, gab es auf, ihn durch Vorwürfe oder Zornig zur Thätigkeit zu bringen, und ich, der Knabe mit der erwachenden Lust am Leben, an der Bewegung und Selbstthätigkeit, stand zwischen diesen beiden Männern in einer unbeschreiblichen Verwirrung der Gefühle. Der Pathe vergiftete jetzt mein Dasein nicht mehr durch haarsträubende Erzählungen vom Untergang und Verderben träumerischer, weidlicher Huden; er faßte mich aber wemöglich noch schärfer von anderer Seite und schüttelte mein sittliches Wesen dermaßen zurecht, daß ich darob die Zähne zusammen beißen mußte. Der Pathe verstand ersördlich viel Latein, Mathematik und Weltgeschichte, und seine Vogal und geistige Schlagfertigkeit ließen nicht das Geringste zu wünschen übrig. Seine kalte eiserne Hand hielt mich jetzt nicht mehr am Kragen und an der Phantastie, sie faßte mich am Verstande, und jeder Besuch des Mannes stürzte mich in ein Bad, dessen Temperatur weit unter dem Gefrierpunkt stand, und in welchem die Eisstücke lustig umberschwammen. Ich fürchtete, ich verabscheute, ich haßte den Notar Hahnberg noch so arg wie früher; aber durch Alles fühlte ich klar und bestimmt durch, daß ich ihn nicht entbehren könne. Und seine Unentbehrlichkeit lag darin, daß ich mit dem besten Willen, dem unermüdblichsten Fleiß streben mußte, ihn aus meiner Seele, aus meinem Lebenskreise — los zu werden.

Durch die trostlosen Verhältnisse, unter welchen ich aufwuchs, war ich von frühesten Zeit an, mehr wie andere Kinder, zur Selbstbeobachtung und noch mehr zum Aufmerken auf meine Umgebung und die Collisionen und Antinomien derselben gedrängt. Ich lernte gewiß früher Vergleichen anstellen, lernte früher das Leben analysiren, als andere besser geschulte und behütete junge Seelen. Mein Vater hatte das Bedürfnis weicher, unbestimmbarer, zu leicht bestimmbarer, schwankender Naturen; er mußte allen seinen Stimmungen, Gefühlen, Ansichten und Gedanken Ausdruck geben, und solches wemöglich gegen eine Natur, die noch widerer war als er, oder noch nicht gerüstet genug zur Wiberrede. Er hatte aber nur mich als Zuhörer und Mitspinner. Je älter ich wurde, desto mehr begriff ich ihn in allen seinen Lebenswidersprüchen; aber auch in allen seinen Schwächen. Je älter ich wurde, desto mehr lernte ich auch meine Mutter kennen, die gestorben war, nachdem sie mich geboren hatte, und ehe sie starb, den Notar

August Hahnberg zu meinem Vormund machte; ich begriff, was meinen Vater und meinen Vormund zusammienhielt und was trennte. Es war ein schlimmer Conflict; aber es war auch ein hohes, unsägliches Glück, als ich, den Jünglingsjahen nahe, das Bild der abgelebtenen Frau, welche mir das Leben gab, das Bild der Mutter makellos, rein, voll süßester Lieblichkeit und Schönheit, für mich daraus rettete. In ihrer ganzen mädchenhaften Hüßlichkeit steht sie immerdar vor mir. Was von ihrem kurzen, trüben Dasein in dieser harten, rauben Welt zurück blieb, giebt während-melancholische Kunde von ihrem Wesen; und wenn ich auch kein Bildniß von ihr besitze, so sind doch Briefe und Blätter gerettet worden, und manch ein leise gesprochenes Wort ist nicht verhallt, sondern klingt fort und kann nicht verloren gehen, so lange ich lebe. Diesen Reliquien gegenüber bleibt alles, was der Vormund in seiner Einsamkeit, seiner Verbitterung und Selbstsucht niederschrieb, deshalb stehen; weil es weder für die Tote, noch mich, noch meine Nachkommen das Geringste bedeutet.

Der Vormund sprach die Wahrheit, als er sagte, daß auch Karoline Spierling in einem dunklen Hause aufwuchs; aber ihr Voss war das schlimmste. Sie mußte ihr Frauenschicksal tragen, sie durfte sich nicht regen, sie mußte sitzen und erwarten, was da kommen würde. Sie hatte ein Herz voll Liebe und mußte damit nirgend hin; sie liebte die Blumen, und ihr Vater kaufte dieselben nur dübelweise, sackweise, getrocknet, zerrieben oder zerstampft, — sie bekam Alles im Leben nur in solcher Form: das Elternhau, die Liebe, den Ehestand. Sie versuchte es, ihr volles Herz dem Jugendfreunde zu geben (das schwächste Leben hat eine Epoche, wo es der Welt, welche es noch nicht genug fürchtet, gegenüber wagt) und zererschelte damit am Felsen. Sie saß machtlos, müßlos in eintöniger Arbeitsamkeit in ihrem Winkel; sie konnte sich nicht wehren, als sie ihre erste Liebe aufgeben sollte; sie konnte nur in ihr Herz hinein weinen, und das ist viel schlimmer, als wenn es einem erlaubt ist, sich die Augen auszuweinen. Verwundet im Innersten, im Innersten verblutend, zurückgestoßen von allen Seiten, von allen Seiten belächelt und verhöhnt, wußte sie sich keinen Rath, und als mein Vater zu ihr kam, da war's zu spät, sie zu heilen. Das Schicksal kann ganz im Stillen, ganz leise, leise, viel grausamer und erbarmungsloser sein, als in dem Donner, mit welchem es dann und wann über die Welt hinfährt. Es kann sogar grausam sein in der Hülfe, welche es in der letzten, höchsten Noth darbietet, oder von Ferne zeigt. So handelte es mit meiner Mutter und mit meinem Vater; die beiden Menschen, welche es für einander schuf, welchen es, jeden für sich Macht gab, das Andere glücklich zu machen, führte es zusammen, verknüpfte es mit einander, als alle Bedingungen des Glückes zerstört waren, als die Zeit der Rettung längst vorüber war. Joseph Sonntag hätte der verklärten Seele unter dem Zeichen der Königin von Saba Alles bringen können, was ihr fehlte; Karoline Spierling hätte ihm alles geben können, was ihm fehlte; — zu spät, zu spät! Diese beiden Menschen mit den liebevollen, guten, phantastischen Herzen gaben sich nur die Hände, weil sie mußten, und die Zeit ihres Zu-

sammenfeins auf Erden war zu kurz gemessen, um die Wunden der Vergangenheit zu heilen. Wohl fielen sonnige Streiflichter auf die dunkle Existenz der armen Karoline Sonntag; aber der volle Sonnenschein des Glückes war zu einer Unmöglichkeit geworden. Der Tod kam, und Alles ist gesagt. Es war furchtbar, daß meine Mutter den Mann, der die Blätter schrieb, welche den Anfang dieses Heftes bilden, mir in ihrer Angst und Noth als Lebensstütze geben mußte. Daß sie aber Recht hatte, ihn zu rufen, hat die ihrem Tode folgende Zeit erwiesen und beweist die Gegenwart.

Ich aber lasse den Vorhang vor dem Schrein, welcher die traurig-süße Erinnerung, — das Bild der Mutter birgt, für jeht heraus sinken und fahre fort in der Entwidlung meines eigenen Lebensganges.

Es kamen Leute, vom Vormund gesendet, welche mir Privatunterricht in Lateinischen und in der Mathematik gaben, und später besuchte ich auf Kosten des Vormunds eines der Gymnasien der Stadt, wo ich meine Pflicht mit dem größten Fleiß that, ohne jedoch große Freude daran zu haben. Am liebsten hätte ich das erste beste Handwerk gelernt, um dieser unerträglichen Fesseln und Verpflichtungen ledig zu werden. Seit ich begriff, daß ich all' mein Wissen auf Kosten des Notars Hahnberg erwerbe, mußte mir alle Befriedigung schwinden; denn jeder Fortschritt, jedes belobende Wort, jede Schulauszeichnung, welche ich erlangte, gehörten nicht mir, sondern dem Mann, der mir so sehr zuwider war; Alles was ich durch ihn gewann, wurde zu einer neuen Last auf meiner Seele.

Wenn ich jetzt meinem Vater an dem Tische neben dem Fenster gegenüber saß, beneidete ich aus vollem, tiefem Herzen die Knaben auf dem Hofe, welche mit mir heranzuwachsen, und so viel freier und selbstständiger waren, als ich. Ich bildete mir wenigstens ein, sie seien frei und selbstständig, und die schmutzigste, widerlichste Arbeit, welche sie verrichteten, schien mir als die höchste und freieste Thätigkeit im Vergleich zu der Aufgabe, die ich zu lösen hatte. Ich hätte mit tausend Fremden all' meine Gelehrsamkeit gegen die kräftigen Arme und die Handgeschicklichkeit der Kernsten und Verwahrlosten unter den Flagegeißlern meiner Kindheit vertauscht.

Daß ich nicht loskam, daß ich nicht in offener Empörung die Bücher fortwarf und dem nächsten Essenslehrer meine Dienste anbot, daran trug mein Vater die meiste Schuld, wie er die Schuld von so vielem Andern sein ganzes Leben lang trug. Je hilfloser und hilfbedürftiger er wurde, mit desto ängstlicherer Aufgeregtheit flammerte er sich an seinen Zuhörer; denn naturgemäß imponirten ihm die Klarheit, Kälte, Logik und der Lebenserfolg desselben immer mehr. Ein Zweifel an dem Manne, ein Sträuben gegen die Ansicht, gegen den Willen desselben wurden zu einem Verbrechen, welches sich nur büßen nicht aber abhüßen ließ. Mein armer Vater suchte mich jezt nach den Besuchen des Vormundes nicht mehr durch Märchen und neue Spiele zu trösten: der Pathe Hahnberg hatte nunmehr Recht, in Allem Recht; der Pathe Hahnberg hatte das Leben kennen gelernt, er hatte es von der rechten Seite aufgefahrt, er wußte Bescheid darin; — ohne den Pathe Hahn-

berg gab es kein Heil, keine Hilfe; wir mußten dankbar sein, sehr dankbar, unzehner dankbar, der Pathe Hahnberg meinte es gut, sehr gut, unendlich gut mit uns.

Nur ein einziges Mal in dieser Zeit zwischen dem zwölften und achtzehnten Jahre versuchte ich den offenen Widerstand, von dem ich weiter oben sprach. Durch mein ewig von Neuem verwundetes Erbgeßel zur Verzweiflung gebracht, trat ich den Weg zur Wohnung unseres „Freundes“ an, um ihm seine Wohlthaten, meinen Dant und meinen Zorn vor die Füße zu werfen. Ich kam aber heim, ohne irgend etwas Dergleichen angedrückt zu haben; der einzige Gewinn, welchen ich aus diesem Besuch zog, war, daß ich dabei eine Persönlichkeit kennen lernte, die berufen war, bald den größten Einfluß auf mein Schicksal auszuüben. Ich machte die Bekanntschaft des Privatsecretairs Pinnemann.

Wir griffen in dem nämlichen Augenblick nach dem Gledenzug des Notars; wir gingen miteinander die Treppe hinauf und saßen zusammen, da eben ein Klient den vielgesuchten Advokaten consultirte, eine Viertelstunde lang im Vorzimmer, und obgleich ich mich in einer gerade nicht sehr mittheilsamen Stimmung befand, erfuhr der Herr Privatsecretair oder Agent, wie er sich lieber nennen hörte, doch viel mehr von mir, meinen Ansichten von der Welt und dem Vormund, als ich sagen wollte. Ich fand, daß er eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Notar Hahnberg habe. Er war so hager wie jener, welches jedoch nicht ausreichte, daß er nicht später recht seil werden könne, er war so elegant in Schwarz gekleidet wie jener; nur trug er einen etwas in's Röhliche spielenden Wadenbart, während der Pathe glatt rasirt ging, — er hatte auch in seiner Erscheinung etwas Weiches, Süßes, welches dem Pathe mangelte, und alles, was er sagte, oder vielmehr flüsterte, klang bei weitem wohlthuernder, als des Herrn Pathe's kühle Reden. Herr Pinnemann sah und hörte sehr scharf. Er sah, daß ich trotz aller meiner Entschlossenheit ein geheimes Grauen vor dem Zusammentreffen mit dem Vormund habe, und er vernahm trotz der geschlossenen Thür, was der Vormund mit dem Klienten verhandelte; es schien ihn aber nichts anzugehen, und so hatte er nicht nöthig, seine Aufmerksamkeit zu theilen.

Er lobte den Vormund sehr. Er sprach mit innigster Verehrung vor seinem enormen, juristischen Wissen und seiner „über alle Begriffe sublimen“ Geschäftskenntniß; mit Ehrfurcht sprach er von dem großen und gerechten Ruf, den er in der Stadt und weit im Umkreise besaß; aber jedesmal, wenn ich mich aus Aerger über diese überchwänglichen Lobeserhebungen abwenden wollte, stoch er geschickt einen kleinen Tabel ein, der mich widerwillig auf meinem Stuhl neben ihm festhielt. Als er den Grund meines jetzigen Besuchs bei dem Notar enträthsel hatte, senkte er tief, und versank in ein noch tieferes Nachdenken. Er liebte es nicht, sich nutzlos zu compromittiren.

Der Klient, dem Anschein nach ein wohlgestellter gefunder, aber unzufriedener Älterbesitzer aus der Umgegend der Stadt, nahm endlich Abschied von seinem juristischen Rathgeber, der Vormund führte ihn höflich durch das Vorzimmer, Herr Pinnemann schloßte

empor und verbeugte sich wie überwältigt von Ergebenheit und Ehrfurcht; ich stand küßlich-trogig und drückte mürrisch die Mütze in den Händen. Der Vormund warf einen sehr verwunderten Blick auf uns, der Laubedelmann polsterte mit Gebumm und Sporengeflüster die Treppe hinunter.

„Was?“ sagte der Pathe. „Ihr Beide?! . . . wohlan, kommt herein. Was verschafft mir diese Ehre?“

Ich wünschte den Privatsecretair Pinnemann trotz aller seiner Liebenswürdigkeit an irgend einen angenehmen aber fernern Ort der Erde; er aber folgte mir lächelnd auf dem Fuße in das Kabinett des Pathen.

Wie im ganzen Hausewesen des Notars, so herrschte auch hier eine vornehme, süßle Ordnung, welche dem Charakter des Bewohners ganz und gar angemessen war. Die Bibliothek, die Alceubausen, die Teppiche und Meubeln harmonirten trefflich miteinander, und kein Stäubchen ward auf ihnen geduldet. Durch eine halbgeöffnete Thür, welche der Vormund jedoch sogleich schloß, sah man in das Zimmer der Schreiber, und auch hier befand sich Alles an Ort und Stelle, man vernahm nur das Kräseln der Feder.

Der Pathe lehnte jetzt mit untergeschlagenen Armen an seinem Schreibtische; — er sah uns noch einige Augenblicke etwas verwundert, mit emporgewogenen Augenbrauen an, um sich sodann zuerst an den Privatsecretair zu wenden.

„Nun mein Lieber, wir haben uns ja lange nicht gesehen. Es scheint Ihnen wie immer gut zu gehen; — nicht wahr, Sie behandeln die Welt noch immer nach ihrem Verdienst und fahren selber gut dabei? Ich nehme wie gewöhnlich den innigsten Antheil an Ihnen, Pinnemann; — womit kann ich Ihnen dienen?“

„Man schlägt sich so gut und ehrlich, als möglich durch, Herr Notar. Es ist wirklich eine schlimme, selbstsüchtige Welt, und ein armer Teufel hat seine Noth, mit ihr Schritt zu halten. Ich danke unterthänigst für Ihr ehrenvolles Wohlwollen, Herr Notar!“ lispelte Pinnemann, und trug soeben sein Kulliegen an den berühmten Avocaten klar und dünnig vor. Was es war, habe ich verzeihen und weiß nur, daß es sich um die legale Vollziehung irgend eines Dokumentes handelte; der Vormund gewährte es mit großer Höflichkeit; diese Sache war abgethan, und ich atmete etwas leichter, indem ich glaubte, nunmehr doch mein Wort unter vier Augen sprechen zu dürfen. Ich hatte mich aber getäuscht.

„Kannten Sie diesen jungen Herrn bereits früher, Pinnemann?“ fragte ihn der Vormund.

„Ich habe soeben erst die Ehre gehabt, seine Bekanntschaft zu machen.“

„Ich wünsche Dir Glück dazu, August!“ wandte sich der Pathe an mich. „Bleiben Sie nur, Pinnemann, der junge Mann und ich haben einander keine Geheimnisse anzuvertrauen; ich möchte Euch Beide noch näher miteinander bekannt machen. Was hattetst Du mir zu sagen, mein Sohn?“

Es war mir, als trübe mich eine unsichtbare Hand die Kehle zu; wie gleichgültig oder sympathisch mir die Persönlichkeit Pinnemanns gewesen sein mochte, durch des Pathen lobende Worte war sie mir

für den Augenblick zuwider geworden, wie der Pathe selbst.

„Herr Notar,“ schluchzte ich, „ich kam, um mit Ihnen allein zu reden, ich bitte —“

Der Vormund wollte begütigend und lächelnd: „Auch vor Pinnemann habe ich momentan keine Geheimnisse. Wünschest Du Etwas von mir zu erlangen; oder halt Du mir Etwas zu bringen?“

„Ja,“ rief ich in Verzweiflung, mit Thränen im Auge, „ja, hundertmal ja! ich bringe Ihnen zurück, was Sie mir geben wollen; ich wollte, ich könnte Ihnen zurückbringen, was Sie mir gegeben haben! Ich will nicht mehr lernen aus Ihrer Kasse. Lassen Sie mich frei, lassen Sie mich frei! Sie haben kein Recht, uns durch Ihre Wohlthaten zu erniedrigen; ich will ein Tagelöhner werden; überlassen Sie uns unserm Schicksale. — Sie haben kein Recht so kalt und gelassen in das Leben meines Vaters, in mein Leben einzugreifen. Lassen Sie mich frei, Sie werden nie einen Dank erhalten, für das, was Sie mir gegen meinen Willen anfringen.“

Dieses und Anderes, Aehnliches sprudelte ich in Hast und Ueberstürzung hervor; ich machte nun, da ich einmal angefangen hatte, meiner Seele Lust, und der Pathe ließ mich meine Gefühle ausströmen, ohne seine Miene oder nur seine Stellung zu verändern; Pinnemann aber spergte trotz aller Selbstbeherrschung doch ein wenig den Mund auf.

Endlich war ich fertig, oder vielmehr gezwungen, vor Erschöpfung einzuhalten. Der Notar Hagenberg legte die Feder, die er vom Tisch aufgenommen, und mit welcher er bis jetzt ruhig gespielt hatte, leise neben seinen Acten nieder.

„Du kümmerst mir Grund zur Verwunderung geben, August Sonntag,“ sagte er, „ich habe es mir aber nach dem Heraysischen Dictum zum Grundsatze gemacht, mich so selten als möglich zu verwundern. Ich könnte Dich einfach zur Ruhe und an das Stadtgericht verweisen, welches letztere meine Vormundschaft über Dich bestätigte; da ich jedoch augenblicklich eine Minute zu Deiner und meiner Verfügung übrig habe, so werde ich Deine Rede durch ein andere wenn auch kürzere erwidern, und ersuche Dich um eine ähnliche Aufmerksamkeit, wie ich Dir gewidmet habe. Du bist jetzt siebenzehn Jahre alt, mein Freund, und also noch recht jung; da Du aber einen über Deine Jahre hinausgehenden Muth beweisest, so werde ich mich so lebendig als möglich in Deine Situation versetzen und mit Dir über Deine Vorwürfe und Insinuationen in Gelassenheit rechten. Knabe, wenn hast Du zu danken, daß Du so zu mir reden konntest? Besinne Dich darauf und gesteh, daß meine Weise Dir doch wohl ein wenig wohlthätig gewesen sein muß. Du Narr, quae medicamenta non sanant, ferrum sanat; ich habe Deiner Mutter versprochen, das Eisen, welches ihr wie Deinem Vater im Blute fehlte, Dir in die Adern zu jagen; und ich wünsche mein Versprechen fern zu halten. Ich achte Deine Gefühle, sie sind anständig genug; aber ich werfe dagegen die Erfahrungen eines wohlbedachten, vorsichtigen Lebens in die Waagschale, und werde mich durch Gefühle nie beirren lassen. Ich sehe die Welt mit andern Augen an, als Du, und die Belandung, in welcher sie mir erscheint, ist die wahre. Du siehst

ste noch durch das Medium des Lachens und der Thränen, des Eisens und des Jorns; ich habe mit all dem seit längerer Zeit gebrochen. Dich glücklich zu machen, wie die Leute es nennen, ist mir nie eingefallen; aber hoffentlich gefingt es mir, Dich gleichgültig zu machen; Wiegensieder werde ich zu diesem Zweck Dir freilich nicht singen, und das gewöhnliche Zuckerkorn des Lebens kann ich nicht zu Deiner Verfügung stellen; dagegen empfehle ich Dir hiermit abermals den Herrn Agenten Pinnemann, einen Mann, welcher die Welt, wödmöglich noch besser kennt, als ich, und —

„O Sie schmeicheln mir, — Sie sind zu gütig, Herr Notar!“

„Und ihr jedenfalls viel besser ihr Recht giebt, als ich. Pinnemann zeigen Sie dem jungen Mann, ein wenig von ihrer Kunst, den Andern einen Schritt voraus zu sein; heben Sie für ihn ein wenig den Vorhang von ihren angenehmen Grundsätzen; Sie werden wohl wissen, wie weit Sie gehen dürfen.“

„Sicherlich nicht über Ihr Wohlwollen und mein Wohlergehen hinaus, Herr Notar.“

„Gut. Meine Zeit ist übrigens abgelaufen; ich muß die Herren ihrem Schicksal überlassen. August, Dein Besuch hat mir sehr wohlgethan; gieb Deinem guten Vater meine besten Grüße; folge dem Herrn Agenten, indem Du jederzeit bekenst, daß ich Dir nicht Deinen Schutzgeist zur Seite gestellt habe, Vertrauen gegen Vertrauen; Du hast mich heute Morgen mit Deinen Ansichten bekannt gemacht, ich mache Dich mit meinem früheren Schreiber Karl Pinnemann, der mich verließ, weil ich ihn zu ehrlich war, hörst Du, zu ehrlich war, bekannt.“

Verbätnt stand ich in der Gasse. Umsonst hatte ich alle meine Energie zusammengefaßt; der lächelnde Mann da oben hatte mich in eine Nichtigkeit hinabgedrückt, in welcher ich zu keinem Entschluß mehr fähig schien. In Grunde hatte er wenig auf meine Verwürfe zu entgegnen gewußt; aber seine Persönlichkeit, seine Sicherheit, sein Selbstbewußtsein überwältigten mich; denn ich hatte ihm nichts Gleiches entgegenzusetzen. Regungslos, ratlos stand ich, getränkt und geschoßen von dem Gewüth und Verkehre der Stadt; erschrockt fuhr ich emper, als Pinnemann, der mich während meiner Verbätntung wahrscheinlich noch viel genauer studirt hatte, mich an der Schulter berührte, und, nach den Fenslern des Vormundes deutend, mit Ueberzeugung sagte:

„Ein ausgezeichnete Herr!“

Ich starrte dem mir empfehlenden neuen Führer in's Gesicht, in die schlan blinzelnden Augen, ich sah ihn mit der beringten Hand durch den wohlgeordneten Backstein fahren; mit Ekel und Widerwillen wandte ich mich ab, und kam athemlos, ohne seine Begleitung in der armseligen, jammervollen Wohnung meines Vaters an.

War nun dieser Versuch, die Autorität, den Einfluß des Notars Hahnenberg abzuschütteln, gänzlich mißlungen; so begann doch von ihm aus eine neue Epoche meines Lebens. Ich suchte in dem Studium eine Befriedigung, welche ich sonst nirgends fand, und ohne Lust am Lernen, verlag ich meine Tage über den Büchern und schloß in wahrhaft krankhafter Weise mit der Außenwelt ab. Meine Gelienz

war eben eine abnorme, und wohl selten hat ein Kind seine Jugend so sehr gehaßt, wie ich in jener Zeit. Dem Wissen, welches die Schule geben konnte, eilte ich weit voraus und brüllte in der Dämmerung des Daseins so matt und so frühreif, daß es zum Erbarmen war, und als ich zuletzt, wie es dem Pather Wille war, doch dem Agenten Pinnemann verfiel, lag hierin wahrscheinlich die einzige Möglichkeit der Rettung meines physischen wie moralischen Menschen. Die Krankheit meines Lebens konnte nur durch Gift neutralisirt werden, und daß der Vormund seinerzeit und von seinem Standpunkt aus ein großer Menschenkenner war, kann nimmermehr gelugnet werden.

Der Pather Hahnenberg ließ sich übrigens seit unserer Morgenunterhaltung seltener bei uns blicken. Ein Vierteljahr lang kam er gar nicht; dann stattete er kurze Besuche in immer längeren Zwischenräumen ab; — mich schien er immer weniger zu beachten, und ich that natürlich nichts, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, sondern ging ihm soviel als möglich aus dem Wege.

Den Herrn Agenten Pinnemann brachte mein Vater von einem Spaziergang mit; die Bekanntschaft desselben hatte er „anz zufällig“ gemacht, und wie schwer der Mann wieder los zu werden war, das sollten wir erfahren; aber wir nicht allein.

Allmähig fing er an, seine Lebensweisheit vor mir anzufektoren. Er war so offen, so naiv, so ohne Falch. Seiner Meinung nach ließ es sich so machen und leicht und angenehm in der Welt leben, wenn man nur den geringsten guten Willen dazu mitbrachte. Er selbst — Karl Pinnemann — war ein lebendiges Beispiel, die vortrefflichste demonstratio in oculos daben. Wie der Mensch aus Nichts Etwas werden könne, bewies er glänzend; „Bescheid zu wissen,“ war Alles, was man brauchte, um jedem Schicksal gewachsen zu sein; — eine haltunkehaftere Philosophie war noch niemals mit harmloserer Miene docirt worden.

Der Vormund mag später selbst auseinander setzen, weshalb er mir dieses Wesen in den Weg warf und weshalb grade dieser Mann sich zu diesem Dienst gebrauchen ließ; ich habe an dieser Stelle nur zu sagen, daß das, was der Vormund wollte, geschah.

Jener meiner Natur vollkommen entgegengesetzte Charakter übte allmähig eine immer größere Wirkung auf mich aus. Wenn ich mich anfangs mit Grimm und Ekel von ihm lehrte, so änderte sich das bald. Ich hörte ihm immer aufmerksamer zu, ich begann mit ihm zu streiten, ich lachte über ihn und — ließ mich von ihm führen.

Wahrlich ich lernte die Welt unter seiner Leitung von einer neuen Seite anschauen! —

Pinnemann machte sich so wenig Illusionen, wie der Notar Hahnenberg; aber weit entfernt, die Welt laut lächelnd zu verachten, wie mein Vermund, suchte er sich ihrer in brutaler Genusssucht zu bemächtigen, und aller Jürzich konnte die Gemeltheit seiner Natur nicht verkennen. Er war schlau; aber ihm mangete zuletzt doch die Klugheit, welche im Schledten wie im Guten etwas Großes erreicht. Er war der Mann der kleinen Geschäfte, der kleinen Intriguen, der Büberereien, welche dicht an dem Criminalgesetzbuch herstreifen. Er verkaufte sehr Auswanderer an ameri-

lanische Güterspeculanten, und er hatte in früherer Zeit unzüchtige Bücher und Aileer verkauft. Er ließ Geld an junge Leute aus den bessern Ständen und an arme Handwerker, welche sich in augenblicklicher Verlegenheit besaßen. Letztere ruinierte er dadurch gewöhnlich vollständig. Ein Duzend andere ähnliche Erwerbsswege benutzte er mit Geschick, und es war sein Ruhm, daß „seine Kiste mehr als ein Loch habe.“

Selbstverständlich hatte ihn der Paibe nicht dazu engagirt, mich in alle diese verschiedenen Arten, eine unnütze gefräßige Raupeneigenschaft begäuglich fortzusetzen, einzuwöhnen, und er hüthete sich auch sehr, es zu thun. Aber er führte mich in den Gassen spazieren, er machte mich mit seinen Freunden und Bekannten bekannt; er gab mir in seiner, mit frechem und geschmacklosen Luzus aufgezogenen Wohnung zu essen und zu trinken und lehrte mich in der That, daß es nicht viele Menschen gebe, welche einem reichen Vermund gegenüber sich so argenlos dumm und albern aufführen würden, wie ich es gethan hatte.

„Einen nörrischen Vogel wie Sie, mein Junge, sprach ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen,“ sprach Pinnemann. „Ich kenne Ihr Verhältnis zu dem Herrn Netar ganz genau, ich kenne den Herrn Netar ganz genau und finde nichts, was Sie zu Ihrer corrupten Anschauung berechtigt. Ich hatte früher die Ehre, im Dienste des Herrn Netars zu stehen; — wir waren damals Beide noch recht junge Leute — und auch ich trennte mich damals von ihm; aber wahrlich meine Gründe waren ein wenig klaver, als die Ihrigen. Der Herr Doctor Hahnberg ist ein Mann von enormem Talent, im Besitz eines bedeutenden Vermögens, und er hat es gut mit Ihnen im Sinn. Seine kleinen Eigenheiten und Schrollen treten doch jedenfalls vor den Vortheilen zurück, die er Ihnen zu bieten hat. Statt mich gegen einen solchen Mann wie ein einsinniges Kind zu sperren, würde ich mir lieber vornehmen, dereinst in seine Schube zu steigen. Beim Teufel, Sonntag, was hätte ich, als ich in meiner unschuldigen Jugend in Compagnie mit diesem Pather Hahnberg hungerte, für ein Rebutel von Ihren jetzigen Ansichten gegeben. Ich sage Ihnen, scharf, scharf sein ist die Parole; — alberne Sentimentalität nützt zu nichts. Scharf und lauzsam.“

Sehen Sie, ich kann mich biegen wie eine gute Säbelslinge, wenn es nöthig ist. Ich biege und beuge mich vor dem Herrn Netar Doctor August Hahnberg und gehe trotzdem meinen eigenen Weg. Er hat mir befohlen, Ihnen mein Herz auszuschnitten, und ich öffne Ihnen Alles, mein Herz, meinen Geldbeutel, meinen Rückenbrant. Der Herr Paibe will mich als eine Art Hölle gebrauchen, ich soll Ihnen mit meinem Dasein den Gegenstoß Ihrer Pöhlenersistenz vor die Augen führen, seine angenehme, werthe Perlen drappirt sich um so besser in der Mitte der Beiden; — bon, ich bin alles in allem doch ein guter Kerl; hier knöpfe ich mich Ihnen und dem Herrn Pather zum Gesallen auf; — wer kann die Folgen einer solchen lutzigen Gefälligkeit bestimmen. Nach einigen Jahren — hab, Sie rauchen noch nicht? sehr vernünftig; lassen Sie uns noch ein wenig durch die Gassen schlendern; — es lebe die Heiterkeit und die gute Verbauung! —

Cine eigener Tummel hiebt mich während dieser

Epöche meines Lebens umfassen. Mein Vater versiel zu einer Zeit, wo der Neusch noch in Arbeit und Geusch kräftig stehen und streben soll, jener zweiten Kindheit, welche die Natur sonst nur an das Ende des längsten Lebenslaufes zu legen pflegt; und ich — ich mit meiner klaffischen Schulgelehrsamkeit, mit meinen stümperhaften lateinischen und griechischen Errungenschaften konnte ihn nicht erhalten. Es kam eine Zeit, wo ich mit Schauer daran dachte, was daraus werden würde, wenn der Vermund jetzt seine Hand von uns abzüge. Aber der Vermund schüttelte nur den Kopf und fing an, den Vater spazieren zu führen, wie Pinnemann mich spazieren führte. Er wurde dem Kranken gegenüber sogar wilde und buldsam; — ich verstand den Mann immer weniger. Betäubt ergab ich mich, oder ließ vielmehr, augenblicklich gebrochen und unterworfen, mit mir geschehen, was ich nicht zu ändern vermochte. Um mir dabei seine eigene Verachtung der Dinge einzusößen, konnte der Vermund keinen bessern Zeigendruck finden, als den Duben, welchen er mir an die Seite gestellt hatte. Aller Enthusiasmus, alle Begeisterung, jede schöne Täuschung mußte mir dieser Begleiter und Führer aus der Seele zerren; es war ein Nepphilo, ein verneinerter Geist und noch dazu, trotz aller Schlaubeit, ein rober, ungebildeter, alberner. Sein Witz war flach, falsch und gemein; allein ich war zu unferstig, um mich dagegen wehren zu können. Durch die Theater, die Musikaufführungen, die Ausstellungen von Kunstwerken wurde ich von diesem Pinnemann gezogen, und heute noch sagt mich ein zähnhänscher Zorn, wenn ich daran gedenke, in welcher Weise er mir jedes begeisterte Aufwallen der Gefühle abjudente strebte. Diese halbgebildete Beswolligkeit, dieses impotente Geisern der Nichtigkeit gegen das Wahre und Schöne, gegen jede Hoffnung und Opferlust, sind das Schredlichste, was die Civilisation in ihrem Schooße erzeugt. Die Menschheit schlägt sich darin selber in's Gesicht, und der Geranke, daß doch im Grunde Leute, wie mein Führer, den meisten Einfluß auf die Masse, und überall das erste und das letzte Wort zu sprechen haben, reicht hin, auch den Treuesten und Ehrlichsten zu verbittern und in den tiefsten Elst hinabzuzagen.

Wo steht Pinnemann nicht neben uns und den Dingen? wo tritt er uns nicht entgegen? wo setzt er uns nicht auf den Fersen? Muß man ihm nicht Alles abkämpfen, um zuletzt, selbst im Siege mit der eigenen Persönlichkeit für den Sieg zu büßen?

Ist es nicht Pinnemann, die blasse, frostkalte, taube, peniaisirte, genuschichtige, nächterne Unverschämtheit, welche überall bereit steht, um wie ein Pinnemann sich treffend ausdrückte, „unmirtirter Begeisterung und Aufgereiztheit den Put einzutreiben“? Ist es nicht Pinnemann, welcher überall die besten Plätze einnimmt, Pinnemann der Claquent, Pinnemann der Claquent? Wenn es eine zweite Vergebung gäbe, müßte man sie Pinnemann nennen; Pinnemann selbst hält sich für die einzige und alleinige Vergebung, und setzt sein jämmerliches Ich stets auf den höchsten Stuhl im Mittelpunkt aller Dinge. —

Alle Freude, aller Geusch an dem, was mir nach dem Willen des Vermundes gezeigt wurde, müßte mir vergällt werden, durch die Art, wie es mir ge-

zeigt wurde. Es war ein gefährliches Spiel; wenn ich mich nicht selbst dabei verlor, so ging ich im besten Fall abgepumpt, mit verdetem Gemüth, aber als ein Mann nach dem Wunsch des Vormundes daraus hervor.

Ich sah und hörte um diese Zeit bedeutend mehr, als sonst junge Leute aus meinem Stande und von meinem Alter zu hören und zu sehen bekommen. Der Agent Pinnemann hatte eine große Bekanntschaft und war in den höchsten und tiefsten Verhältnissen der Stadt unendlich bewandert. Wie er mir in alle meine Götterwerke der dramatischen Kunst die Persönlichkeiten der darstellenden Künstler sammt allen ihren mehr oder weniger schlechten oder lächerlichen Eigenschaften, sammt ihren vorborzogensten Privatangelegenheiten zog; so zog er das arme, schwache Menschliche überall hinein oder hervor. Wie die Könige, Helden und göttliche Frauen, welche über die Bühne gingen, ihm nur Der und Der, Die und Die mit aller ihrer schuldenmochenden, neckischen, boshaften, läppigen Trivialität waren; so schob er die Trivialität der Einzelheit überall in den Vordergrund und drängte das Wahre, Ewige, Allgemeine nach besten Kräften in den Hintergrund und wemöglich ganz hinaus.

Aud ich war, alles in allem genommen, doch kein Held und Halbgoth, um allen diesen starken und gefährlichen Einwirkungen widerstehen zu können; sondern nur ein blöder, schüchternr Anabe, ein unerfahrener, wohlmeinender Jüngling, welcher nichts als sein Herz, ein Stück angeborenen Rechtsinnes, und seine ungenügende Schulbildung in diesem selbstamen Schachspiel dem viel gewandten, weltlugen Gegner und — Freund, dem Notar, Doctor August Hahnenberg entgegenstehen konnte.

Der Verwund wünschte, als meine Schulzeit zu Ende ging, daß ich die Rechte studiren möge; nach Pinnemann's Einführungen schien er die Absicht zu haben, mich nach, in seinem Sinne, glücklich vollendeter Erziehung, in sein Bureau aufzunehmen und mich in eine Art von Compagniegeschäft zu ziehen. Mein Vater mußte sich um diese Zeit zu Bett legen, und sollte in demselben ein volles Jahr in dem tröstlosesten Zustande sich zu Tode schlummern; gleich mir brachte er die Tage bis zu seiner Erlesung in einem Halbtraum zu, und wie ich zwischen meinem eigenen Willen und dem Willen Anderer machtlos hin- und hergezogen wurde, so hing sein willenloses No zwischen Leben und Tod, im Spiel der Spinnfäden, aus den Reichen Weiber.

Ich verließ die Schule und bezog die Universität, das heißt ich schritt durch andere Gassen zu einem andern Gebäude und hatte mich einer andern Lehrmethode zu unterwerfen; sonst änderte sich in meinem Sein unendlich wenig. Wieder nach dem Willen des Vormundes wurde ich der juristischen Facultät zugeschrieben und besuchte die Vorlesungen der Rechtslehrer, um schläfrig nachzuschreiben, was sie ihren Zuhörern dictirten; — ich sträubte mich immer matter gegen die guten Absichten, welche man in Betreff meiner hatte. Es stand meiner ganzen Umgebung zu klar vor Augen, daß das Glück nur auf dem Wege liege, welchen der Pathe Hahnenberg mich gehen ließ; — es wäre ein zu großes Wunder gewesen, wenn ich nicht endlich auch geglaubt hätte, was alle Welt sicher

wußte. Eine Bekanntschaft aber, welche ich jetzt machte, rettete mich vor meinem „Glück“, vor dem Pathe Hahnenberg, dem Agenten Pinnemann, und zwar ganz nahe vor jenem besenklichen Punkt, hinter welchem jeder Pfad im menschlichen Leben so abschüssig und schlüpfrig wird, daß an ein Umkehren so wenig wie auf dem gläsernen Berge des Märchens zu denken ist.

Ich ging bereits zärtlich Arm in Arm mit Pinnemann, und er war nahe daran, mir das freundschaftliche Du anzubieten; als wir eines Abends (ich war ungefähr dreiviertel Jahr lang Student der Rechtswissenschaften) und des Spafes wegen auf der höchsten Gallerie des Opernhauses befanden. Der Herr Agent liebte es, von Zeit zu Zeit, allen seinen aristokratischen Gefühlen zum Trost, sich unter das Volk zu mischen und sich „incognito“ ein stets etwas lämmelhaftes und albernes Vergnügen zu machen. Eine Aufführung des Fideleio schien ihm vor allem geeignet, unter dem Plebs im Paradiese' Unsinne zu treiben, und daß ich ihm mit ziemlichem Vergnügen folgte, magt besser als alles Andere meinen damaligen Zustand.

Wir stürten also an diesem Abend nach Möglichkeit das Volk in seiner Kreude, in seiner Anacht, wir ärgerten Alle die, welche für ihr Geld das Stück sehen und hören, sich fürchten und weinen wollten; wir brachten junge und alte Frauzenzimmer in Verlegenheit und unschuldige, maulauffspringende Gefellen in Conflict mit der Wache. Wir sahen in den heißen, glänzenden Kessel des Hauses hernieder, suchten Bekannte und Bekanntschaften, stellten uns ungehörige Bemerkungen mit und hatten es nur der Pinnemann'schen Frechheit zu danken, daß wir nicht hinausgeworfen oder gar ebenfalls auf die Wache geführt wurden.

Wir waren natürlich erst gegen das Ende der Oper zu der Höhe des vierten Ranges emporgestiegen; die Herren des Herrn Agenten litten keinen längeren Aufenthalt in dem Duns und der Hitze, welche hier herrschten; — und in dem Augenblick als die treffliche Sängerin in jenen „Markt und Herz“ erschütternden Schrei: „Tödt' erst sein Weib!“ ausbrach, machte ich die Bekanntschaft, welche mich für immer von Pinnemann entsehn sollte.

Hinter den Streifen läuft eine Brüstung her, hinter welcher eine ziemlich unbeschränkte Zuschauerzahl ihre „Stehplätze“ findet; hier war ich an die Seite eines anständigen, aber ärmlich gekleideten Menschen gedrängt, welcher die Arme auf die Brüstung und den Kopf auf die Pinnemann gelegt hatte, und, meiner Meinung nach, in dem tiefen, ruhigen Schlaf der Unschuld versunken, das heißt, wie Pinnemann meinte, betrunken war. Ich hatte natürlich keine Ruhe schon in jeder Weise zu stören gesucht; aber es war mir nicht gelungen; in dem Augenblicke jedoch, wo die Sängerin dem falschen Gouverneur seinen Verweisungsurtheil entgegen schrie, richtete er das Haupt, ohne mein Zubeh, mit einem Rud empör, — der Mann war blind! Ich erschrak sehr darüber, obgleich mir diese Entdeckung in meiner damaligen Stimmung ganz und gar gleichgültig sein mußte; in diesem glanzlosen und doch so lichterfüllten Anblicken lag eine Zauberwelt, welche mir tief, magisch, unwiderstehlich in das Herz griff, und wie eine Offenbarung auf mich wirkte. Im Anfang war das Gefühl so peinlich, daß ich zurück-

wich, ohne jedoch den Blinden aus dem Auge lassen zu können. Ich ließ auch den Agenten, welcher nunmehr anfang, sich zu langweilen und nicht von dem Getränge des Volkes aus dem Theater geschoben werden wollte, allein ziehen; mein Schutengel vertrat mir den Weg und hielt mich bleiben.

Friedrich Winkler war blind geboren worden und stammte von Kleinbürgerlichen Eltern, die starben, nachdem sie noch eine lebende Tochter erzeugt hatten. Die Commune nahm sich der beiden Verlassenen an, das kleine Mädchen wurde in einem anständigen Waisenhanse untergebracht, und Friedrich hatte schon früher, vor dem Tode der Eltern, in einer Blindenanstalt Alles erlebt und erlernt, was ein solches Institut Unglücklichen seines Gleichen zu bieten hat. Er flocht mit Geschick seine Körbe und Spielereien aus Stroh und dergleichen und bekam Unterricht in der Musik, vorzüglich im Geigenpiel. Das Eine fehlte ihn lieblich, das Andere geistig vor dem Untergange schmerzen, und nach beiden Seiten hin wurde der Zweck erreicht; jedoch kam das geistige Leben am besten dabei weg.

Die Schwester erlernte die Nähterei, und erst nach jahrelanger Trennung, wie es nicht anders sein konnte, fanden sich die Geschwister in einer fast noch erbarmungswürdigeren Wohnung, als die meines Vaters war, zusammen, um nunmehr den Weg des harten Lebens Hand in Hand zu gehen; es war aber eine hohe Ehre und ein dankbar anerkanntes Glück für mich, als ich einige Zeit nach jener Aufführung des Fideles zum erstenmal an ihre Thür klopfen durfte und freundlich als Freund empfangen wurde. Das waren die großen Contraste meines Daseins: der Pöthe Hahnberg und mein Vater, der Agent Carl Pinnemann und der blingeborene Friedrich Winkler, und ich habe später klar die Logik der Vorsehung erkannt, welche mich zuerst in den schwankenden Widerstreit aller Gefühle warf, um mir dann in der rechten Stunde die Hand zu bieten.

Ich hatte in der Tiefe gekämpft und gelitten; nun sah ich mit dem neuen Freunde, der mir nie verloren gehen konnte, in der Höhe und hörte und ließ die Welt unter mir rauschen; mein Leben war ein anderes geworden, ein anderes bis in die leisesten Empfindungen; die Hilfe war von einer Seite gekommen, von welcher her ich sie nimmermehr erwarten konnte. Friedrich wußte nichts von den Kämpfen, welche ich bestanden und noch zu bestehen hatte; wenn er sich dem großen körperlichen Uebel ergeben mußte, so kannte er doch nicht die Demüthigungen, die ohnmächtigen Abhängigkeiten, welchen der unterworfen werden kann, der Augen hat, um zu leben: wer würde einem Blinden nicht aus dem Wege treten? wer würde ihm nicht die Hand bieten, um ihn vor dem Fall zu bewahren? wer sagte ihm willig ein hartes Wort?

Freilich war Friedrich in einer eben so dumpfigen Luft aufgewachsen wie ich; aber der Schleier, der ihm die Augen verbog, verdeckte ihm nicht dem Schönen auch das Schmutzige, das Elend; und leider übermüht ja das Letztere weitaus für die Mehrzahl der Kinder dieser Erde. Für das, was ihm das Geschick entzog, hatte es ihn reichlichst entschädigt; er durfte in einer selbstgeschaffenen idealen Welt leben,

und das, was die größten Dichter nicht erlangen, das umgab ihn zauberhaft; er schwebte wahrlich in einem Reiche, das mit Wundern erfüllt war, und kein Verkehr mit den Leuten und Dingen, welche sich ihm doch aufrangen und aufringen mußten, konnte dauernd sein dunkles und doch so lichtes Zauberreich verwirren.

Wie ich aus unserer Kellerwohnung emporstieg zu seiner Dachstube, so stieg ich auch geistig auf und saß lebend in aller Armfelsigkeit und schloß die Augen, um die neue Entföderung des Lebens in mich aufzunehmen.

Nun begann ich mein Dasein zum zweitenmal von den dunkelsten Anfängen an zu leben. Alles, was mir bis jetzt gesehen war, sah ich nunmehr durch ein neues Meridium, und alles Trübe lüchtele sich, alles Schwankende befestigte sich. Indem ich meine jungen, harten Erfahrungen mit den innern Erlebnissen dieses Blinden vereinigte, wurde ich ein Mann: — ach, Friedrich Winkler konnte mir viel mehr geben, als ich ihm zu bieten hatte. Ich konnte seine reine, leuchtende Unwissenheit durch das, was ich so traunig auf kennen gelernt hatte, nur stören; er aber gab mir nur Licht, Ruhe, Frieden. Wenn ich aber an dieser Stelle beschreiben will, wie jetzt allmählig mein Sein und Wesen bis in die kleinsten Einzelheiten zurecht gerückt wurde, so schwindet mir selbstsamer und doch begreiflicher Weise alle Macht dazu; — wie diese Vertrauenshaft, diese Freundschaft meine ganze trodene Natur damals überwältigte und übermächtig auf mich einwirkte, so wirkt in diesem Augenblick noch die Erinnerung daran eben so überwältigend. Wohl selten haben sich zwei so verschieden geartete, so verschieden erzogene, so verschieden vom Geschick ausgefallene Seelen so vollständig gegenseitig ergänzt, wie Friedrich Winkler und ich.

Und das Unglück begünstigte mich! Mein Vater starb. Die Wasser seines Lebens, die so kümmerlich, so langsam qualvoll durch Moor und Bruch hingeschlichen waren, versetzten gänzlich; sie verloren sich und man konnte kaum sagen wie und wo. Aus der hilflosen Bewußtlosigkeit war an einem Morgen der ewige Schlaf geworden, und ich hatte den Uebergang aus dem einem in den andern nicht bemerkt. Die Ketten, welche mich an den Formund fesselten und mich auf seine Wege zwangen, waren abgefallen; aber ich stand still und starr und weinte, und füllte nach ihren Spuren in die Hand- und Fußgelenke.

Nun war ich frei, nun konnte ich meinen Willen haben, ohne dadurch den Vater hinab in größeres Elend zu ziehen; — Pinnemann ließ mich laufen, da der große Notar Hahnberg nicht mehr wünschte, daß er sich an meine Fersen hänge; — die Verurtheile des Letztern aber, mich noch immer in dem alten Kreise festzuhalten, waren gering; er schien zu sehen, daß wir um diese Zeit doch nicht für einander paßten; er schloß das Conto, das er in seinen Geschäftsbüchern jedenfalls für mich angelegt hatte: habeat. Das Begräbniß meines Vaters beabsichtigte er noch und gab ihm auch mit mir und Friedrich Winkler das letzte Geleit. Nach dem Begräbniß hatten wir am Thore des Kirchhofes für Jahre das letzte Gespräch mit einander.

Er sagte:

„So steht denn Dein Entschluß, mich zu verlassen und Deinen eigenen Weg zu gehen, fest. Es müge also so sein; wir scheiden an dieser Stelle. Vielleicht hast Du mir zu danken, daß Du sähig bist, einen Entschluß zu fassen; aber da Du den Dant wohl nicht gutwillig geben wirst, so werde ich ihn nicht fordern. Lebe denn wohl, August Sonntag und sei glücklich; glücklicher als Deine Eltern, glücklicher als ich.“

Der Mann, der so mit mir sprach, hatte allein von allen früheren Freunden und Bekannten, dem Vater das arme Leben leichter gemacht; er hatte ihm ein sanfteres Sterbelikien gegeben; er hatte den Platz, auf welchem der Todte ruhte, gekauft: ich griff schluchzend nach seiner eisernen kalten Hand und rief:

„Ich bin nicht un dankbar, ich bin gewiß nicht undankbar; ich weiß und erkenne, was Sie meinem Vater und mir gethan haben, aber Sie müssen auch wissen, in welchen Zwiespalt Sie mich geworfen haben. Sie wollten strafen und retten zu gleicher Zeit, Sie wollten zu gleicher Zeit sich rächen und Gutes thun. Ach, Sie stehen freilich fest in Ihrer Verachtung der Menschen und Dinge; aber wo Sie stehen ist kein Raum übrig für den Sohn Karoline Spierlings. *Glauben Sie nicht, daß ich in Verblendung oder in Unwissenheit Ihrer Meinung oder Verkennung derselben von Ihnen scheide. Ich weiß, weshalb Sie Ihre Wohlthaten mit Spott und Ansetzungen vermengt haben; ich weiß, weshalb Sie jenen Mann, welcher dort am Gitter auf Sie wartet, an meine Seite gestellt haben: Sie hatten Recht von Ihrem Standpunkte aus, Sie mußten mich zu schämen suchen gegen das, was meine Eltern elend machte und untergehen ließ; aber Sie haben nicht Recht von meiner Stelle aus, denn ich stehe zwischen meinen Eltern und Ihnen.“

Der Pathe ließ mich seine Augen nicht sehen; er hielt sein Gesicht gesenkt; aber plötzlich wandte er sich schnell ab, zog seine Hand aus der meinigen und schritt zu seinem Wagen, dessen Schlag Pinnemann dienstfertig aufriß.

So schieden wir für jetzt, und ich führte Friedrich Winkler nach seiner Wohnung, und bis die Zähne auf einander zwischen Schmerz und wildem Frohlocken über meine Freiheit. Nun galt es zu beweisen, daß ich fähig sei, mich selbst zu führen und mein Schicksal zu bewältigen. Ich für mich allein konnte Hunger und Kälte ertragen; aber darin lag wahrlich nicht einzig meine Aufgabe; ich mußte nicht nur entlagen, ich mußte auch erringen können; ich durfte geistig nicht unter das sinken, was der Vormund mir geben wollte; alles Andern war doch nur Nebenache. Mit der Hilfe meines blinden Freundes gelang es mir, über das sustine et abastine der Stoller emporzu steigen.

Nach einem letzten kurzen Zaubern verließ ich das Studium der Rechtswissenschaft und beschloß ein Arzt zu werden; ich war ja in den Regionen der Gesellschaft aufgewachsen, in welchen Einem am deutlichsten und am schauerlichsten die eben so große Unzulänglichkeit wie Nothwendigkeit der Heilkunst, entgegentritt.

Mit einem Duzend Büchern und einem Strohsack in einem leeren Stübchen begann ich meine neue Kaufbahn; aber ich war nun auch aus der Tiefe in

die Höhe gezogen und wohnte jetzt neben Friedrich und seiner kleinen hübschen Schwester.

Wie ich damals körperlich lebte, entzieht sich im eigentlichen Sinne jeder Beschreibung, und heute erscheint mir diese Seite meines damaligen Zustandes wie ein traumhaftes Puppenleben, während welchem die Fähigkeit, es zu ertragen, nur durch eine gänzliche physische Apathie bedingt war. Aber in der Chrysalide war der Geist wach und lebendig, und meine Wandnachbarn in der Höhe sorgten dafür, daß der Junke nicht erlöste. Wie eine tröstliche Stimme aus einer andern Welt klang durch die dünne trennende Bretterwand die Geige Friedrichs, während der Schnee der Winternacht herniederrieselte und meine Finger vor Kälte erstarrten. Und die Nacht mochte noch so weit vorrücken, den blühen Freund fand ich zu meiner Ermutigung bereit, wenn ich mit meinem verstorbenen Hirn und heißen, brennenden, schmerzenden Augen zu ihm hinüberging. Wir saßen dann im Dunkeln, um das Licht, welches er nicht nötig hatte, für mich zu sparen; wir hörten den Wind vor den Fenstern, wir süßten ihn nicht, wie er durch die schlecht verwahrten Fenster und Wände zog. —

Der blinde Geiger war in bestimmten Kreisen der Stadt gar keine unbekante Erscheinung; junge Künstler hatten auf der Gallerie des Opernhauses seine Bekanntschaft in ähnlicher Weise gemacht, wie ich; Einige derselben waren im Stande, ihn, seine kleinen Ränste und seine große Kunst in wohlhabenden Häusern zu empfehlen; — mit Hülfe des Blinden gelang es mir, Böglinge zu bekommen, die ich im Lateinischen und in der Mathematik unterrichtete, welche ich zum Maturitätsexamen vorbereitete. Mit seiner Hülfe vollendete ich meine Studien. Ich legte meine ersten ärztlichen Proben in den Spitalern und einem Armenviertel der Hauptstadt ab; ich wurde Arzt in Hohendörffingen und gewann meinen Willen, mein Glück und meine Mathilde, nachdem ich —

IV.

Auch Mathilde's Tage folgen einander, gleichen aber einander nicht.

Es ist unenträglich und ich ertrage es auch nicht länger, so wahr ich Mathilde Sonntag heiße. Zwar verlangt der Pathe Hahnenberg mit zitterndem Eifer die Feder, und Friedrich will auch sein Wort dazu geben; aber nach August komme ich, wie sich das von selbst versteht. Was Friedrich zu sagen hat, kann ich selber viel besser sagen, und der Pathe mag das letzte Wort haben, wie er das erste gehabt hat. Ich bin an der Reihe, und sie mügen mit der Wärterin unser Frühen spazieren führen, damit es derweilen Ruhe im Hause giebt.

Zawohl hat Herr August seinen Willen, sein Glück und mich bekommen; aber es ist doch wirklich, als ob er seine Lebensgeschichte wie ein Rezept niederschriebe; und ich will mich auch nur ohne Weiteres Hals über Kopf in allen Strudel und Spectakel stürzen, um nicht vor aller Aufregung des Bessererzählens gleich zu Anfang den Faden und die Contenance zu verlieren.

Also mein Herr Gemahl, austatt wie es sich ge-

hörte und wie ich ihm gerathen hatte, mit unserer Heckscheit seinen Bericht anzufangen, jetzt dieselbe saltblütig und höchst läßt an's Ende; ich beginne natürlich damit; denn alles Andere giebt sich ja denn doch von selbst. Ich fange an, wo ich aufgehört habe.

Wir, das heißt August und ich, heiratheten, und der gerühmte Moment ging auch verüber, wie bei den Schwestern Anna und Theodora. Papa und Mama und die übrige Familie hatten uns, jedes nach seiner Art, den Segen dazu gegeben, und wir fingen unsere Haushaltung mit Gottes Hilfe, mit den besten Vorsehen, aber wahrhaftig mit wenig baarem Gelde an; und Staatsobligationen, oder sonst solche Dinge, von welchen man alle Vierteljahr die Coupons schneidet, besahen wir auch nicht. Wir hatten nur einen wohlhabenden Pedagrasten, und zwei Hypochonder, und eine alte Dame mit Magenkrämpfen und einen kranken Fudel, den wir auch behandeln mußten; was sonst noch kam, oder uns zu jeder Stunde des Tages und der Nacht rufen ließ, zahlte schlecht oder gar nicht. Es ging etwas hungriig, aber doch höchst vergnüglich in unserm jungen Haushalt zu, und wir gönnten es allen Menschen, die gesund waren und bei gutem Appetit, und uns nicht nöthig hatten.

Im Hause der Fräulein Weinlich wohnten wir nicht; ich habe ein gutes Herz, doch das hätte ich nicht ertragen. Wir zogen — d. h. August auf meinen Wunsch — aus, mit allen Knochen und Skeletten, Fröschen und Wasserschlängen, mit allen getrockneten Suppenkräutern und sonstigen zwischen Vöschpapier gelegten officinellen Pflanzen, mit einer unermesslichen Menge Bücher, sechs Hemden und einer fast zum Weinen und Lachen täglichen Garderobe und Ausstattung an Leinwand, und miethten eine hübsche aber sehr enge Wohnung der Apotheke gegenüber; höchst wahrscheinlich damit unsere Patienten mit dem seudten Rezept schleunigst hinüberlaufen könnten und keine kostbare Zeit zu verfließen brauchten.

Aber der Apotheker mißtraute uns, und verachtete uns, wie mich die Fräulein Weinlich verachtet hatten. Wir verschrieben sehr wenige und sehr wenig kostspielige Mixturen, und sonnten deshalb eigentlich gar nicht verlangen, davon so satt zu werden, als es uns doch wünschenswerth schien. Unsere Patienten verachteten uns deshalb fast ebenso sehr als der städtische Apotheker; wir schmecten und rechen ihnen längst nicht bitter und scheußlich genug, und die Quantität ließ ebenfalls viel zu wünschen übrig; meine Mama hatte öfters das größte Mitleid mit uns, und verschleierte Honoratioren meiner lieben Vaterstadt hatten uns während des letzten Vierteljahres unseres Aufenthaltes dafelbst in Verdacht, daß wir auf meines Vannes Einnachgeläßer reducirt seien, und uns von den einmarinirten Schlangen und Fröschen oder sonst aus der Naturgeschichte nährten. Ich hielt es für meine Pflicht, noch zu guterletzt ein plägendes Diner zu geben, um diese abscheuliche Verleumdung zu entkräften; aber selbst die Leute, welche sich bei uns satt gegessen hatten, bedauerten nur, unserm Mlein und Hungertod beschleunigt zu haben.

Wir lebten unendlich glücklich in Hohenmöhlungen; obgleich wir eine geraume Zeit über die Mitterwochen hinaus dort saßen. Ein Kind, welches sich in der Seppacke ein Haus aus Kissen gebaut hat, kann sich

darin nicht behaglicher fühlen, als ich mich in meinem Stübchen, dem ungehaltenen Apotheker gegenüber, fühlte. Und als uns das Schicksal aus unserm warmen Winkel hinauswarf, da blinnte ich über die Schulter zurück, wie Eva nach der Gartenauer des Paradieses.

Ich begreife die Männer nicht, oder ich begreife sie vielmehr nur zu gut: der Mund ist ihnen dann durchaus nicht zugewachsen, wenn es sich darum handelt, der Menschheit, der Regierung oder einer armen Frau den Text zu lesen; aber wohl sehr häufig dann, wenn sie uns irgend eine Mittheilung machen sollen über irgend etwas, was wir zu wissen wünschen, oder was uns zu wissen von Rechtswegen gebührt. Daß mein August mit einer Dame in der Residenz correspondirte, hatte ich noch vor unserm Verließniß in Erfahrung gebracht, und es gehörte, wie ich jetzt wohl gesehen kann, eine Zeitlang zu meinen nächstlichen Beunruhigungen; aber daß die Briefschreiberin Louise Winkler hieß, und weshalb sie Briefe schrieb, bekam ich erst nach dem Verlobungstage heraus, und es war sehr gut, daß ich den Stein, welcher mir dann dem Herzen fiel, nicht als Lieberfracht auf meinem weitem Lebenswege mitzuschleppen brauchte.

Ich konnte nichts dagegen einzuwenden* haben, daß der blinde Freund der Schwester seine Briefe dictirte, und je mehr ich die Geschichte Augusts und dadurch auch die Friedrich Winklers in ihren Einzelheiten kennen lernte, desto größern Antheil nahm ich an diesem Verkehre und schloß aus der Ferne, von Hohenmöhlungen aus, mit dem guten Kinde, der kleinen Louise in der großen Stadt, ebenfalls einen Freundschaftsbund, welcher richtig mich mit meinem Herrn und Gebieter, mit Sad und Pack, mit allem Transportablen und des Transportirens Werthen aus meinem Heimathstädtchen auf die Landstraße nach der Residenz warf.

Es war ein prächtiger Verkehr! Die Männer sprachen von allen höchsten Dingen, die es geben oder nicht geben kann, und Unserens, welches sein Lebtag nicht begreifen kann, daß in der Nacht, wo die Erde auf dem Kopf steht, Das nicht Fußboden wird, was am Tage Stübendecke war, und nicht Alles lospuffer lospunter schießt, und die Fliegen, die allein an der Decke gehen können, die Herren der Situation sind, — Unserens gab sein Wörtlein dazu vom Wetter und vom Haushalt, von Mitteln gegen das Zahnweh oder der neuen Mode der Krinoline und wie weit der Mensch sich ausblasen könne, oder dergleichen Dingen, daß die Anzeigensheiten doch zuletzt wieder hüßlich auf die Erde kamen. Louise schrieb etwas weniger orthographisch als ich; aber sie war auch etwas jünger als ich und keine gelehrte Rektorochter, und wir verstanden einander ziemlich gut, wenn wir auch dann und wann verschiedener Meinung waren. Es war reizend, und den Fritz gewann ich bald so lieb, wie ihn August hatte; — wir waren ein zufriedenes Bier-Rechblatt und jedes in seiner Art schien sein Theil vom Leben bekommen zu haben und es sich daran genügen zu lassen. Daß aber über der sonnigsten Wiese das Gewitter schneller aufsteigen kann, als man sich einbildet, selten wir baldigst erfahren.

Zwei Jahre waren wir verheirathet gewesen; zwei glückliche Jahre hatten wir mit den Geschwistern

in der großen Stadt correspondirt und kann an den Patheu Habenberg und gar nicht an den Herrn Agenten Karl Pinnemann gedacht; als plötzlich die Wolken hinter den Bergen aufstiegen, die Schatten über das Grün, die Ringel- und die Sternblumen ließen, und der Herr Agent und der Herr Pathe, der Eine dick, der Andere dünn, ebenfalls am Horizont aufgegangen waren, und mit einmal wie zwei Vogelscheuchen in unserm hübschen Lebensgarten standen; — der Pathe wird es mir nicht übel nehmen, daß ich ihn hier so ohne Complimente behandle.

Allmählig hatte sich die Farbe der Briefe, welche wir aus der Residenz belamen, verändert; die bösen Schatten ließen zuerst über die Blätter, welche die Geschwister uns sendeten, und es gehörte bald kein scharfes Auge dazu, um zu erkennen, daß nicht Alles in der Ordnung sei. Friedrich bißtrite anders, und Louise schrieb anders, und wenn sie einmal versuchte, den früheren Ton anzuschlagen, so kam es falsch und kläglich heraus, und es Christoffel den oder das Christoffel, das billige Polterabendstüber erfinden hatte, da wußte ich, womit ich die nachgemachte Fröblichkeit vergleichen konnte, meldete es der unbelannten Freundin, und glaubte es nicht, als das dumme Ding zurückschrieb, sie begriffe es nicht, es habe sich nichts verändert. Mit welch schwerem Herzen die kleine Slanderin das und glaubhaft machen wollte, sollte mir bald klar werden.

Eines Tages kam ein Brief in einer Handschrift, Rechtschreibung und wunderbaren Versiegelung, welche weder August noch ich kennen und begreifen konnten. Das störte den Rastem um, und — hier ist das Schreiben, dessen Orthographie ich aber als deutsches Frauenzimmer der schändlichen Verleumdung wegen verbessert habe.

„Lieber Freund!

Vielleicht erkennst Du Dich eines einarmigen Invaliden, welcher sich täglich mit seiner Dreiberzel neben dem kleinen See und der Bildsäule der Flora aufstellt und durch sein Instrument und vorzüglich die Melodie „Wir winden Dir den Jungfernkranz“ das Publikum an die Schlachten bei Leipzig und Waterloo und die Soldaten, welche daselbst kämpften, erinnert. Der Alte ist mein Freund durch seine Musik geworden; er kann schreiben, wenn auch mit Mühe, und ich sage ihm diesen Brief in die Feter. Es ist eine schwere Arbeit, aber mein Herz ist noch viel schwerer; ich bin hilfloser als ein Kind und weiß mir nicht zu helfen. Wir sitzen in einem Brantweineller, wohin mich Bruns, mein Invalid, geführt hat, und es hat große Mühe gelostet, einen Bogen Papier und ein Dintenfaß zu dem traurigen Werk zu bekommen; — ach August, August, ich greife nach allen Seiten und finde nichts; jetzt erst erfahre ich, daß ich blind bin, und was das bedeutet. O es ist entsetzlich, keine Augen zu haben, blind geboren zu sein! — Ich war so zufrieden, ja, so glücklich, ich konnte von allen Göttern träumen, und nun, — nun hänge ich mit der Welt nur durch Bruns und seine Dreiberzel und den Dunst dieser Höhle, in welche ich mich hinabschleppen mußte, zusammen. O lieber Freund, es hat sich so Vieles hier zum Schlimmsten verändert, und ich bin ohne Waffen. Wenn Du kannst, so komm, und wär' es nur auf einen einzigen Tag, um mir zu rathen und

zu heißen. Meine Schwester wird unglücklicher, als es auszusagen ist, wenn wir uns selber überlassen bleiben, und ein Anderer, den ich hier nicht nennen will, ebenfalls, trotzdem daß er so gute scharfe Augen hat, so klug, so weltkundig und gelehrt ist. Ein Mensch, den auch Du von der höchsten Seite kennen lerntest, hat unser Leben, unser Wohl und Wehe, meiner Schwester Zukunft und Glück in seinen Händen; er ist erbaungetos und weiß seinen Willen durchzusetzen; er troch lange im Verborgenen, aber nun ist er stark geworden und reich und spielt sein Spiel aus. Komm, Freund, und rette uns!

Friedrich.

(Und Bruns hat's als Schriftgelehrter Unteroftizier aufgesetzt.)

Das war mir denn doch ein wenig zu arg, und August sagte: „Es ist Pinnemann! er spricht von Pinnemann und dem Vormund, da ist kein Zweifel dran, und reifen muß ich, reifen muß ich!“

„Natürlich!“ sagte ich, und ehe wir zu Bett gingen, zählten wir unsere Baarschäfte nach und berechneten unsere Augensünde, wobei wir in Betracht der Sicherheit der letztern öfters ganz verschiedener Meinung waren; denn August ist darin viel sanguinischer als ich, obgleich er mehr als ich erfahren hat, daß auf die Menschheit nicht einmal in Geldsachen ein Verlaß ist.

Gut, wir rechneten, und da wir die Ueberzeugung hatten, daß wir das Unfrige thun müßten, selbst wenn wir es nicht könnten, so gewannen wir auch bald die Ueberzeugung, daß die Moneten dazu noch ausreichten, und ich fing sogleich an, in Gedanken zu packen. Am folgenden Tage übernahm ein gutmüthiger Colleague unsere angegebene Praxis und trug leicht an der Lor; am zweiten Tage nach Empfang des Briefes, Morgens um sieben und ein halb Uhr war ich zum ersten Mal zu einer jungen betrübten Stroblwinne geworden, welcher von allen Vergnügungen des Tages nichts weiter übrig geblieben war, als nach dem nothdürftigsten Verziehen der Trennungsthronen erst die Wohnung von hinten und vorn zu scheuern, dann die große Wäsche anzustellen und zuletzt matt, weich und wehmüthig bei den Eltern Trost und Schuß zu suchen.

Da saß ich wieder am Fenster, wie sonst in meinen Wachenjahren, und hatte die Fräulein Weinslich gegenüber, wie sonst, und es war doch noch gar so lange nicht her, daß ich hier als ein sehr vergnügtes Mädchen saß; aber nun war eigentlich nichts mehr wie sonst. Ich hatte jetzt so viel zu denken, und auch das war ein Unterschied gegen frühere Zeiten, wo man sich eigentlich doch nur einbildete, daß man etwas zu denken habe. Ich hatte den Schuß in meinen Veranten überall hin zu versetzen; es war mir immer, als müsse er ohne meine Begleitung in tausend Schr.ähne gerathen; ich war so sehr der Meinung, daß er sich nicht mehr ohne mich zu helfen und zu rathen wisse, daß ich zuletzt selber völlig rathlos und hilflos darüber wurde. Der Postbote, welcher jeden Tag dreimal vor dem Fenster verüberhumpelte, ohne mir einen Brief zu bringen, wurde ebenfalls zu einer Qual und einem Aergerniß, und ich habe ihm viele stille Grabsbeiden abzubitten.

Wenn ich am Abend in mein eigenes, des Paus-

wesen heimkehren mußte, hatte ich große Lust mich zu fürchten, und der Gedanke an die Fräulein Weulich hatte alle Macht verloren; ihretwegen tänzelte ich wahrhaftig nicht mehr lächelnd über die Gasse, sondern schlief, wie es mir in solchen betäubten Zuständen zutram. Daß ich Lotchen zur Gesellschaft mit hinüber nahm, half mir höchstens über eine weinerliche Viertelstunde weg. Das Kind hielt sich Abends nicht gern mit dem Kinderseftlet in einer und derselben Stube auf, es trieb mich zu Bett, und sobald wir in den Federn waren, schlief es ein und überließ mich meinen wachen Gedanken. Wäre ich eine reiche Frau gewesen, so hätte ich dem Briefträger ganz gewiß einen Thaler gegeben, als er mir das von August versprochene Schreiben endlich — endlich brachte.

Es war ganz wie ein Liebesbrief. Das heißt die Freude; denn der Brief selbst klang kläglich genug, und etwas Rechte und Ausführliches erfuhr ich doch nicht daraus, sondern nur allgemeine Betrachtungen über die Plage und Noth des Weltlaufs. Tessenungeachtet aber hatte mein Herr Doctor niemals ein kesseres Recept gegen die Migräne verschrieben. Drei Tage nach dem Brief kam der Schreiber gottlob selbst; auch er hatte erfahren, daß es für einen verheiratheten Mann nicht gut sei, allein in der Welt umherzufahren, und die Nachricht, daß er die Geschichte in der Nestenz nicht in das rechte Geleise bringen könne, brachte er auch mit.

„Es gehdrt eine Frauenzimmerhand dazu; mit dem Verstand ist da nichts anzurichten, denn es handelt sich um ein Frauenzimmer!“, sagte er, und ich sagte: „Gehorsamste Dienerin!“

Natürlich war Binnemann die dicke, abschleuliche Spinne, welche ihr Netz nach den Fliegen und Mücken in der tollen großen Stadt ausgespannt und richtig Alle miteinander, — den klugen Brummer, den Herrn Käthen Hahnenberg nicht ausgeschlossen — am Kragen genommen hatte. Mit hundert Fäden hatte er sie umspinnen und war so eben im Begriff, sie in aller Behaglichkeit auszusaugen; es handelte sich nur darum, ob ich nicht wenigstens für Fritz und Louise Windler noch frisch genug kam, um mit dem Keckbein das Vergnügen zu stören. Wie das Ungeheuer sein Netz zu Stände gebracht und die dummen, unvorsichtigen Dinger gesaugen hatte, das sehe ich am besten auseinander, wenn ich erst an Ort und Stelle, das heißt in der Stadt bin und mein Hauswesen ein wenig in Ordnung gebracht habe. Ich bin durchaus nicht verpflichtet, der Echnur nach zu erzählen, und ein Recept schreibe ich auch nicht.

Es war zu Hohennöthlingen ein neuer Kriegsrath nötig geworden; aber diesmal ein weit ernstlicher. Es handelte sich plötzlich darum, zu erfahren, ob meine Wurzeln in Hohennöthlinger Boden so fest gingen, daß dem, der versuchen würde, mich herauszuziehen, Blätter und Stengel in der Hand blieben, das Uebrige aber in der Erde; oder ob ich mich leicht verpflanzen lassen und auch in einem andern, fremden Erdreich festkommen werde. Das konnte Einem wohl durch alle Knochen gehen und das Blut im vollen Galopp durch die Adern treiben! Es schnürte mir die Kehle arg zu, und während einiger Momente versuchte ich vergeblich, mir nach gewohnter Art meine Meinung zu bilden: als ich letztere in Sicher-

heit gebracht hatte, war auch alles Uebrige in Ordnung.

Es genirt mich als Doktorsfrau gar nicht im mindesten, niederzuschreiben, daß mein August ein halbes Jahr vor dem Briefe Friedrichs ein schönes, gelehrtes Buch über die Eingeweidewürmer der Menschen geschrieben und in Druck gegeben hatte, und daß die Gelehrten ihm, d. h. dem Buch, obgleich meine Freundinnen nichts darauf gaben, mit offenen Armen entgegen gekommen waren. Wir hatten uns um die Menschheit unbeschränkt verdient gemacht und einen neuen Sturm entdeckt, und wenngleich alle Hohennöthlinger der festen Ueberzeugung waren, daß man bereits an den früheren genug hatte, so war er doch eine große Ehre für uns und getauft war er auch und hieß:

Coprosaurus sonntagianus, ein Name, welchen ich nicht an dem Kopfe niederschreibe, welchen August mir niemals hat in's Deutsche übersetzen wollen, welcher uns aber nusterblich machte, wie die Gelehrten sagten.

Man hatte mein August zugleich mit seinen betrübten Nachrichten aus der Residenz; die freundliche Botschaft mitgebracht, daß sein Buch und sein Sturm ihren Weg und unsern Weg mit machten und daß wir, wenn wir den Einsatz nicht scheuten, zugleich mit einem guten Werke unser Glück gründen könnten. Nahelhaftes verloren wir in Hohennöthlingen nicht; sondern nur unsere lieben Eltern, Freunde und Erinnrungen, und es war beßhalb durchaus nicht verwunderlich, daß nach einigen bedenklischen Tagen die Pflicht und der Ehrgeiz ihre Sache gewonnen hatten.

„August,“ sprach ich wie jene Römerin, welche ihrem Sohne den Schild gab und sagte: Entweder mit ihm, oder ohne ihn! „August,“ sprach ich, „ich verabsichene diesen Herrn Binnemann viel zu sehr, um nicht mit tausend Freuden all' mein Hab' und Gut dran zu setzen, ihn zu blamiren. Und ich liebe Dich viel zu sehr, August, um Dich nicht sehr gern als Medicinalrath, Sanitätörath oder gar als etwas Geheimnes zu sehen: so schwer es mir in mancher Beziehung werden wird, ich werde Dir folgen, wobin Du gehst; denn ich habe es bei der Trauung nicht nur dem Pastor, sondern auch mir selber versprochen, und auf das Letztere laßst Du Dich verlassen, das weißt Du. Ein Biischen von dem Glanz des Sonntagianus wird ja immer auch auf mich fallen; also — in Gottes Namen, laß uns auswandern, — meine Mutter meint auch, es wäre gut und sie würde sich schon daren finden.“

August seufzte dreimal sehr schwer in sein Kopfkissen und stammelte höchst wahrscheinlich etwas von „aufopferndem Euge!“ oder dergleichen, bis er plötzlich mit der Faust auf die Bettdecke schlug und schnarrte:

„Der Hallunke! O der insame Hallunke!“

Das galt dem armen, guten Lamm Binnemann, und nachher verfielen wir abermals in einen unruhigen Schlaf, wie nach dem Empfang des Invaliden-Briefes. Am andern Morgen aber erwachte ich mit der censuren Idee, etwas sehr Schreckliches oder Albernes am vergangenen Abend begangen zu haben, ungefähr mit demselben Gefühl, welches ich vor Jahren beim Erwachen hatte, als ich mich er-

innerte, auf dem Ball meinem Tänzer in's Gesicht darauf zu haben, er sei ein Handwurst, und er mir darauf eine lächerliche Scene vor allen Menschen gemacht hatte.

Der geheime Medicinrath neben mir schnarchte noch eine geraume Zeit weiter, als ich schon längst fest in dem Gedanken saß, daß wir eigentlich gar nicht mehr nach Hohennethlingen gehörten, und daß die Hohennethlinger Spagen uns nur aus gutem Willen und reiner Gefälligkeit anfangen wie sonst, und daß die Hohennethlinger Morgensonne ebenfalls nur aus purem guten Willen und in alter Anhänglichkeit um die Vorhänge herum und wie gewöhnlich einen guten Morgen wünschte.

Diese Vorstellung trieb mich mit einem Sprung aus dem Bett; davon der wirkliche Geheime erwachte, nachdem er noch einmal im Halbschlaf griechisch oder lateinisch aus seinem Buch gesprochen hatte. Er rieb sich die Augen, richtete sich langsam auf und sagte mit kläglichem Stimm:

„Ach Du lieber Gott, da sind wir wieder in allen Nöthen des Tages!“

„Wir wollen schon hindurch kommen,“ sagte ich. Am Kaffeetisch spannen wir den Faden, welchen wir am vorigen Abend aus übergroßer Müdigkeit abgedreht hatten, mit mehr Bedacht weiter, und am Nachmittag gingen wir zu unsern Eltern, um sie, wie es sich von selbst verstand, kinnlich an unseren Verwirrungen theilnehmen zu lassen. Aber wir hätten dadurch, daß wir die gute Mama nunmehr ernstlich um ihre Meinung fragten, die Verwirrung beinahe noch viel größer gemacht. Trotzdem, daß sie bereits zwei Töchter in die Welt geschickt und auch mir, wie ich eben schon gesagt habe, nichts in dem Weg legen wollte, so zeigte es sich jetzt sehr klar, daß sie im Grunde des Herzens ein gewaltiges Grauen vor der großen Stadt hatte und sie zum allerwenigsten für ein neues Sodom und Gomorcha hielt, wo sie sich ihr Kind durchaus nicht „glücklich verheirathet“ vorstellen konnte. Der Vater, welcher weiter in der Welt umhergekommen war, nahm die Sache ruhiger und blieb nur etwas didere Rauchwolken von sich. Die Ansicht, dermalenst meinen zukünftigen Ober-sanitätsrath in der großen Stadt in guten Umständen besuchen zu können und die große Bibliothek und tausend berühmte philosophische Gelehrte, welche ich nicht kannte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, hatte viel Verlockendes für ihn, obgleich ihm Niemand die „guten Umstände“ garantiren konnte.

Es war ein bewegter Nachmittag; aber es fand sich wie gewöhnlich, daß sich gegen das Unvermeidliche schlecht anspringen läßt, und daß ein neues Geschick Einen oft über Nacht überfallen hat, ohne daß man recht weiß, wie es zugegangen ist. Am folgenden Tage war unsere Ueberriedelung nach der Residenz eine festbeschlossene Sache, und es handelte sich nur noch darum, die nöthigen Gelder zum Umzug und zur ersten Einrichtung zusammenzubringen; und dazu galt es Eile, wenn unsere Auswanderung der närrischen Louise, dem armen Fritz, dem biederem

Patzen Hahnberg und dem — Herrn Agenten Finneemann zu Gute kommen sollte. Ich habe schon manchen Strauß mit der Welt ausgefochten und in der Hoffnung, daß die Residenzler mehr Vertrauen zu der Kunst und Geschicklichkeit meines August beweisen würden, als die Hohennethlinger, ließ ich's auch auf dieses ankommen. Resolut liefen wir umher bei Zuten und Christen. Ich gab meine halbe Aushreuer daran und August seine halbe Bibliothek, für welche letztere jedoch die Hohennethlinger nicht viel gaben. Aber der Apotheker zeigte sich als ein Charakter, wenn er nicht, was ich doch nicht glauben will, die äble Einwirkung der wohlfeilen Reception meines August auf die übrigen Aerzte fürchtete und ihn mit guter Manier los sein wollte; — er ließ uns zweihundert Thaler. Wir waren, nachdem auch mein armer Papa das Seine an uns gethan hatte, viel früher marschfertig, als wir es vermuthet hatten und konnten unsere Abschiedbesuche machen. An eine hölzerne Marmorsäule lehnte ich mich nicht in sentimentalischer Stellung; wiewgleich die Photographie schon längst nach Hohennethlingen gerungen war. Ich kam billiger und bequemer und unangefochter dadurch ab, daß ich den Berg: Rosen blühen und wessen; aber unsere Freundschaft und so weiter in präuzig Stammbücher und sogar in die der beiden Fräulein Weinlich schrieb; ich hatte eben ein gutes Herz, wie es der Pathe Hahnberg ja auch zu haben behauptet.

Der große betrübte Morgen, an welchem ich von meinem Geburtsstädtchen und von meinem Vaterhause Abschied nehmen sollte, um ein neues, ungewisses Leben anzufangen, war ebenfalls da, so zu sagen, ohne vorher anzuklopfen! Einem Morgens sollten wir um neun Uhr abfahren; es war, als wenn ein Urtheil gesprochen sei.

Um vier Uhr bereits war ich mit August aus den Federn und lief zu guterleht noch einmal durch und um das schlafende Städtchen.

Ach, es war so wunderbar, so weinerlich, daß alle diese bekannten Häuser, Fenster, Thüren und Pfosten, alle die Bäume, Gartenmauern, Wasserflächen und Wegweiser ruhig an ihrer behaglichen Stelle bleiben durften, während ich, welche doch, wie ich jetzt genau merkte, sie ganz zu mir gerechnet hatte, ohne Waade hinaus mußte, wer weiß wohin und wer weiß wozu!

Es war ein dunkler, warmer Sommermorgen, und es hatte um Mitternacht ein leises Gewitterschauer gegeben; es war solch ein Duft von Blättern und frischem Heu, es lag alles in der Dämmerung so grau und so warm eingewickelt, so schattenhaft da, — so fremd und fern, daß doch so nah und bekannt; ich hätte alles lassen mögen und wurde zuletzt so weichmüthig, daß es ein Verberuf war. Nachdem wir unsern letzten Gang durch die Heimath beendet hatten, erwarteten wir still auf der grünen Bank vor dem Restoranten die Sonne, das Erwachen der Eltern und Geschwister und auch dieses stille Ständchen vor dem letzten Arm gehörte mit zum Abschied.

(Schluß folgt.)

Die Mandanenwaise.

Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Missouri

von

Balduin Mollhausen.

Erste Abtheilung: Am Rhein.

(Fortsetzung.)

Nur einmal hatte ich es versucht, in brieflichen Verkehr mit dem Oberstlieutenant zu treten und ihn angefleht, mir Nachricht über Johanna zu geben. Als ich aber meinen Brief unzerbrochen zurück erhielt, begriff ich, daß alle meine ferneren Versuche sich als ebenso nutzlos ausweisen würden.

Meinen Kummer mit einem Gemisch von Grimm und Ergebung in meine Brust verschließend, lebte ich von da ab, ohne die Zeit zu berechnen oder irgend eine schwache Hoffnung für die Zukunft zu nähren, ich lebte gewissermaßen wie ein verunsichtigtes Geschöpf in den Tag hinein. Dabei befreute mich aber doch, daß mein Vormund noch immer zögerte, mir den Rest meines kleinen Kapitals zur freien Verfügung zu stellen, um mich wenigstens, wie er sich früher geäußert, mit einigen Bequemlichkeiten umgeben zu können. Da ich indessen keine Bequemlichkeiten, die mir nicht aus freien Stücken geboten wurden, vermüßte und mit der vorgeschriebenen Gefangenkost zufrieden war, so dachte ich nicht weiter über diese scheinbare Vernachlässigung nach.

Wiederum hatte der Herbst den sommerlichen Schwund an Baum und Strauch gebleicht, und wiederum begann der Wind mit den fallenden Blättern zu spielen.

Sechs Monate meiner lebenslänglichen Haft waren bereits verstrichen; beim Rückblick eine kurze Zeit, nach meinem Gefühl viel länger, wie jeder einzelne Tag, den ich noch erleben sollte.

Es war in der Dämmerungsstunde; ich hatte mich auf mein Lager gesetzt und den Kopf schwer auf beide Hände stützend, versuchte ich, wie ich um diese Zeit häufig that, mich in einen Mittelzustand zwischen Wachen und Schlafen hineinzuwenden. Zu meinen Betrachtungen stötte mich das Geräusch, mit welchem man zuerst die Riegel von der Thür entfernte und demnächst der Schlüssel in dem Schloß ungedreht wurde.

Vermuthend, daß der Störung zu so ungewöhnlicher Zeit irgend ein gleichgültiger Einfall des Schließers zu Grunde liege, beabsichtigte ich, ihn nicht weiter zu beachten und mich schlafend zu stellen.

Die Thür öffnete sich, ein heller Lichtstrahl drang zu mir herein und gleichzeitig vernahm ich des Schließers höfliches „dort sitzt er“.

Ich war im Begriff, zu dem fremden Besucher empor zu schauen, doch begann ich mich schnell eines Andern, und ohne meine Stellung zu verändern blieb ich ruhig sitzen.

Gleich darauf trat ein Mann mit festen Schritten zu mir heran und ersagte mit prägendem Griff meinen rechten Arm oberhalb des Handgelenkes, während seine andere Hand sich in die meinige legte und dieselbe festig und bezeichnend drückte.

Ich wollte emporspringen, doch wurde ich niedergehalten, und als ich meine Blicke auf den seltsamen Ruhestörer richtete, sah ich in das mir vollständig unbekannte Gesicht eines ältlichen Herrn, der wieder mit dem Ausdruck wohlwollender Theilnahme zu mir niederschaute.

„Was verschafft mir die Ehre —?“ fragte ich verwirrt.

„Nur ruhig, nur ganz ruhig,“ unterbrach mich der Fremde in freundlichem Tone, und wiederum süßte ich den heftigen Händedruck, „Sie dürfen sich unter keiner Bedingung aufregen, jede Aufregung kann Ihrer Krankheit eine tödtliche Wendung geben.“

„Aber ich bitte Sie,“ entgegnete ich noch verwirrt, denn ich vernahm eine Verwechslung, „es muß ein Irrthum obwalten —“

„Schließer, haben Sie die Güte und leuchten Sie hierher,“ wendete er sich zu seinem an der Thür stehenden Begleiter, meine Worte offenbar absichtlich überhörend.

Der Schließer kam und leuchtete mir in's Gesicht, während der Arzt, denn ein solcher konnte es nur sein, noch immer meinen Puls prüfte und zum dritten Male meine Hand drückte.

„Aber ich begreife nicht,“ stammelte ich, bald den Arzt, bald den Schließer fragend anblickend.

„Ruhig, ich bitte Sie dringend,“ versetzte der Arzt, mir jetzt seine Hand auf die Schulter legend, „leider ein Rückfall,“ wendete er sich dann mit unterdrückter Stimme an den Schließer, „sehen Sie diesen verstorbenen, leeren Blick, diese fieberhafte Röthe; ein wahres Glück, daß ich, indem ich unten vorbeiging, sein Toben vernahm. Blicke er diese Nacht hilflos hier liegen, so war er verloren. Fühlen Sie sich noch stark genug, ohne fremde Hülfe die kurze Strecke nach dem Lazareth zurückzulegen?“ fragte er darauf, indem er sich zu mir niederneigte, „nein, gut, ich dachte mir es schon.“ „Nun er fort, ohne meine Antwort abzuwarten;“ „Schließer, gehen Sie doch und holen Sie Hülfe, damit wir ihn sogleich fortbringen können, wir haben keine Minute zu verlieren.“

Der Angeredete stellte den Leuchter auf den alten Bratpfestuhl und entfernte sich schleunigst; kaum aber war er aus der Thüre getreten, so neigte der Arzt sich wieder zu mir nieder.

„Herr Wandel,“ flüsterte er geheimnißvoll und dringend, „es handelt sich um ihre Freiheit; Sie müssen mehrere Tage sehr krank sein; unbekannte Freunde wollen Ihnen zur Flucht verhelfen.“

„Wer?“ fragte ich leise, und mein Puls schlug jetzt wirklich, wie im stärksten Fieberparoxysmus.

„Fragen Sie nicht, um Gottes Willen! Wollen Sie und Alle unglücklich machen? Ich werde Sie

an Stelle des auf kurze Zeit und auf Ihrer Freunde Veranlassung verreisten Gefängnißhäftes behandeln. Wenn Ihnen um Ihre Freiheit zu thun ist, so sprechen Sie nichts Anderes, als was ich Ihnen in den Mund lege, und handeln Sie pünktlich so, wie ich es Ihnen in Form von ärztlichen Anordnungen vorschreiben werde. Rasen Sie, toben und phantastieren oder schlafen Sie ununterbrochen; thun Sie, was Sie wollen, nur schwer krank müssen Sie sein und über die furchtbarsten Kopfschmerzen und unerträgliches Gliederwehen klagen — und nun versuchen Sie noch einmal aufzustehen," fuhr er in plötzlich veränderten Tone fort, als der Schließer sich mit zwei Männern und einer Tragbahre näherte; „so — so — es geht schon besser, nun stützen Sie sich fest auf meine Schulter, hier herum, Ihr Leute; aber recht vorsichtig, wenn ich bitten darf."

Die Leute folgten dem an sie ergangenen Befehl, und ganz in die Helle eintretend, stellten sie die mit einer Matratze bedeckte Bahre neben mich hin, worauf der Arzt mich, scheinbar mit großer Besorgniß, auf dieselbe niedergleiten ließ.

Nachdem er sodann meinen Kopf etwas höher gelegt und meine Füße nach der Bahre hinaufgehoben hatte, fragte er, ob ich bequem liege.

„Vollständig bequem," antwortete ich mit einer Stimme, die sich, in Folge der furchtbaren Aufregung, kaum von der eines mit dem Tode Ringenden unterschied.

„Wo haben Sie die größten Schmerzen?" fragte der Arzt weiter.

„Im Kopf und in den Gelenken," versetzte ich flüsternd und zugleich vor Verwirrung und Angst die Augen schließend.

„Um, hm, gerade wie ich vermutete," murmelte der Arzt, indem er den Kopf bedenklich schüttelte und wieder nach meinem Puls griff. „Ja ja, eine schwere Kriftis ist im Anzuge, keine Minute dürfen wir verlieren," und dann den Leuten ein Zeichen gebend, ihre Last aufzuheben und nach der bestimmten Räumlichkeit zu tragen, schritt er, meine Hand fortwährend in der seinigen haltend, neben der Bahre her.

Nachdem man mich in ein für erkrankte Gefangene eingerichtetes Zimmer gebracht und demnächst den in solchen Fällen üblichen Formen und Vorschriften genügt hatte, unterlachte der Arzt mich noch einmal sehr aufmerksam. Den beiden für mich bestimmten Wächtern schärkte er die größte Gemüthslosigkeit bei der Verabreichung der von ihm selbst angefertigten Arznei ein, die, wie ich herauszufinden glaube, aus dem vorzüglichsten und ganz unermischten Madeira bestand. Auch befaß er ihnen, sobald ich in Raserei verfallen sollte, nach ihm zu schiden, und als er dann noch einmal sein Ohr an meine Rippen gelegt, wie um auf meinen Athem zu lauschen, in der That aber, um mir das Wort „Muth" zuzuflüstern, entfernte er sich mit dem Versprechen, mich am folgenden Morgen in aller Frühe besuchen zu wollen.

Während dieser ganzen Zeit hatte ich kaum die Augen zu öffnen gewagt, aus Furcht, daß man den Betrug aus denselben herauslesen würde; und so viel errieth ich wohl, daß vorläufig der Arzt die einzige Persönlichkeit in meiner Umgebung sei, welche um meine beabsichtigte Flucht wisse.

Wie die Flucht aus so festen und wohlbewachten Räumen möglich gemacht werden könne, war mehr, als ich mir zu erklären vermochte; denn außerdem, daß die beiden hantfesten Wächter zugleich das Amt von Wächtern bei mir vertraten, hatte man mir auch meine Kleider fortgenommen, und nicht nur auf den Hauptgängen des Gebäudes, sondern sogar auch vor meiner Thüre standen besondere Schilbwanen, welche den ausdrücklichen Befehl hatten, keinen unbekanntem Menschen vorbei zu lassen. Das sichere und verschiedene Wesen des Arztes stökte mir indessen Entsetzen ein und machte ganz den Eindruck, als ob er seiner Sache vollständig gewiß sei und nach einem bestimmt vorgeschriebenen Plane handle.

Erst als ich mich mit meinen beiden Wächtern in dem Gemach, in welchem außer meinem Lager noch drei unbesetzte Betten standen, allein befand, gelang es mir, meine Gedanken wieder nothdürftig zu sammeln. Die Verwirrung, in welcher ich so lange geschwebt hatte, war mir insoweit zu statten gekommen, daß ich mich ansangs nur mechanisch und wie ein Trunkener bewegte. Die darauf folgende Ruhe und der Umstand, daß ich wie betäubt, mit geschlossenen Augen-dalag, diente nicht minder dazu, meine Wächter in ihrem Glauben an meinen bedenklichen Zustand zu bestärken. Doch fühlte ich, daß, um den Absichten meiner unbekanntem, wohlwollenden Freunde entgegenzukommen und meine Aufnahme in den Lazarethräumen zu redfertigen, ich mich ganz anders geben mußte.

Mit der Aussicht, noch einmal meine volle Freiheit zu genießen, trat auch die Sehnsucht nach derselben wieder in ihrem ganzen Umfange in den Vordergrund. Von ihr hoffte ich Alles, was mein Herz am meisten bewegte, und in dem Grade, in welchem mein Geist zu arbeiten begann, schien auch mein Scharfsinn zu wachsen, die physische Kraft sich aber gewissermaßen zu dem mir noch unbekanntem Unternehmen vorzubereiten.

Wohl eine Stunde mochte ich zwischen meinen beiden Wächtern mit geschlossenen Augen dagelegen haben, aufmerksam lauschend ihrer Unterhaltung, die sie sehr frei führten, weil sie mich für vollständig unzurechnungsfähig hielten. Aus ihrem Gespräch ging hervor, daß sie nicht zu den Vertrauten des Arztes gehörten, ein doppelter Grund für mich, sie in ihrer Täuschung zu bestärken. Ich ermannte mich daher, und mich in meinem Bett aufrichtend und zuerst den einen und dann den andern verunberungswoll anschauend, fragte ich im heimlichen Flüsterton, ob noch keine Depeschen für mich eingelaufen seien.

Die Wächter nickten sich gegenseitlich mit dem Ausdruck des Verständnisses zu, als ob sie hätten sagen wollen, wie zutreffend der Ausspruch des Arztes gewesen, worauf sie mich mit sehr wenig Förmlichkeit in mein Bett niederdrückten.

„Wer sagt es, mich anzurühren?" redete ich sie scharf an, „wer wagt es, mich anzurühren, mich, einen freien Mann? Hütet Euch! Hütet Euch vor dem Schwärzen!"

Die Wächter, offenbar an dergleichen Scenen gewöhnt, betrachteten mich ruhig, ohne mir eine Antwort zu ertheilen. Sie gingen ohne Zweifel mit sich zu Rathe, wann wohl die richtige Zeit sei, den Doctor herbeizurufen. Diesen wünschte ich indessen nicht zu

belästigen, weshalb ich mit meinem erheuchelten Desirium eben nur so weit ging, wie nöthig war, um die Wärter in gehöriger Spannung zu erhalten. Dies gelang mir denn auch so gut, daß beide, als ich mich gegen Mitternacht beruhigte, sich mit einem „Gott sei Dank“ auf ihren Stühlen ausreckten und ebenfalls ein Stündchen zu schlafen suchten.

Mich selbst ließ die Aufregung nicht zum Schlafen kommen; ich verhielt mich inessen fast bis zum Morgen, und eine unbeschreibliche Verhütung genährte es mir, als endlich der Arzt eintrat und sich bei den Wärtern in geschäftsmäßiger Weise erkundigte, wie ich die Nacht verbracht habe.

Die Antwort schien ihn zufrieden zu stellen, und mit einem wohlwollenden Nicken meinen Puls prüfend, setzte er sich neben mein Lager hin. Theilnehmend fragte er nach Dilem und Zenem, mehrfach zustimmend nickend, und dann wieder bedenklich die Achseln zuckend.

„Ich finde Sie besser,“ sagte er dann so laut, daß die Wärter seine Worte verstanden, viel besser, als ich Sie zu finden erwartete. In den nächsten vier Tagen werden Sie aber das Bett unbedingt nicht verlassen dürfen; denn fühlen Sie den Tag über Ihren Kopf auch freier, so bezweifle ich doch kaum, daß gegen Abend das Fieber sich wieder einstellt. Am Tage wird daher nur ein Aufwärter bei Ihnen genügen; sprechen Sie aber so wenig wie möglich, am besten ist es, Sie sprechen gar nicht, und bemühen Sie sich, alle aufregenden Gedanken von sich fern zu halten. Suchen Sie die Vergangenheit zu vergessen; geschene Dinge lassen sich nicht ungeschehen machen, und was die Zukunft anbetrifft, da rathe ich Ihnen, nicht so schwarz zu sehen; es kommt ja doch Alles so, wie ein weiser Wille es vorherbestimmt hat.“

Bei diesen Worten drückte er mir beziehend die Hand, ich dankte mit leiser Stimme für seine Güte und Theilnahme und dann empfahl er sich mit einem freundlichen Kopfnicken.

Rein am Tage und in der kommenden Nacht zu beobachtendes Benehmen hatte der Arzt mir also vorgegeschrieben und zum Ueberflus noch eine Erinnerung der schon erwähnten Arznei hinzugesagt.

Selbstverständlich leistete ich pünktlich Folge. Ich schlief, ich sicberte, ich phantasierte und schlief wieder, und als es dann auf's Neue Tag wurde, erhielt ich abermals meine Verhaltensregeln für die nächsten vierundzwanzig Stunden.

Und so ging es fort, ein Tag verrann nach dem andern, die eine Verordnung lautete wie die andere, und meine Krankheit blieb dieselbe, nur daß die strenge Diät und das ununterbrochene Liegen mich wirklich schwächten, die entseßliche Spannung, in der ich beständig lebte, mich in der That fast krank machte.

Am neunten Tage endlich erhielt ich die Anweisung, daß die Stunde der Entscheidung nahe und ich mich bereit zu halten habe.

Nachdem nämlich der Arzt in der Frühe sich von den Wärtern den gewöhnlichen Bericht hatte erstatten lassen und sich sehr zufrieden über den Verlauf der Krankheit ausgesprochen, wendete er sich mir zu.

„Ich gratulire zur baldigen Genesung,“ sagte er, bei welchen Worten ich fühlte, wie mir das Blut bis in die Schläfen hinausstieg.

Die stumme Aeußerung meiner Freunde mußte ihm aber gefährlich scheinen, denn er mahnte mich durch einen Blick zur Vorsicht, und mir mit dem Ausdruck des Bedauerns die Hand auf die Brust legend, rief er mitleidig aus: „Armer junger Mann, ich gratulire, und wozu? Ach, leider nur zum Ueberstehen aus der Krankstufe in's Gefängniß. Doch wir müssen das Unrige jederzeit auf Pflicht und Gewissen leisten und uns unumänglich weich fügen lassen. Ja, Sie sind jetzt außer Gefahr; nur behutsam und vorsichtig müssen Sie sein. Ein Rückfall, und Sie sind, nach menschlicher Berechnung, verloren. Ich werde Ihnen noch eine leichte Medicin verordnen, nehmen Sie dieselbe nach Vorschrift. Das Fieber wird heute Abend ganz fortbleiben, Sie aber dafür in einen festen und ruhigen Schlaf verfallen, der voraussichtlich bis gegen ein Uhr dauern wird. Sollten Sie wirklich während des Restes der Nacht einige Unruhe empfinden, so suchen Sie dieselbe niederkuzulämpfen und seien Sie überzeugt, daß Sie sich morgen sehr gekräftigt von Ihrem Lager erheben.“

Ich dankte dem wohlwollenden Freunde durch einen Blick, er drückte mir noch einmal herzlich die Hand, worauf er mit seinem eigenthümlichen herablassenden Kopfnicken gegen die beiden Wärter schied.

Zwölftes Capitel.

Die Nacht.

Ohne weitere Zwischenfälle verstrich der Tag; die beiden Wärter wurden durch einen einzelnen abgelöst, und erst gegen Abend übernahmen wieder zwei Leute die Wache, die bereits mehrere Nächte bei mir zugebracht hatten.

Dieselben hatten indeß nie eine Ahnung in mir erweckt, daß sie vielleicht um meine beabsichtigte Befreiung wüßten oder gar zur Verhinderung an denselben ansetzeln gesehen wären. Ich benahe mich daher mit unverminderter Vorsicht; nur hin und wieder richtete ich Fragen über gleichgültige Gegenstände an sie, und dann auch mehr, um meine Unruhe und Spannung zu besiegen, als daß ich das Bedürfnis gefühlt hätte zu sprechen. Um acht Uhr erklärte ich endlich, daß ich eine unüberwindliche Müdigkeit empfinde und zu schlafen wünsche; nachdem ich meine Wärter gebeten, mich auf seinen Fall zu siren und, wenn ich auch bis zum hellen Tage schlafen sollte, mich nicht mit Arzneien zu quälen, was außerdem noch gegen die Vorschrift des Arztes sei, drehte ich mich auf die Seite, und gleich darauf athmete ich so tief und regelmäßig, als ob ich den jüngsten Tag habe verschlafen wollen.

Eine Viertelstunde verrann in tiefem Schweigen. Die Wärter dehnten und reckten sich auf ihren knarrenden Stühlen; offenbar langweilten sie sich, aber erst nachdem der Schlafeser seinen gewöhnlichen Abendbenedict gemacht, sich von meiner Sicherheit überzeugt und ihnen die größte Wachsamkeit anempfohlen hatte, fiel ihnen ein, sich durch ein Gepräch die Zeit zu verkürzen.

„Es ist doch ganz anders, wenn reicher Leute Kinder bestraft werden, als wenn unserers in's Gefängniß gesteckt wird,“ begann der Eine, der mir zu Häupten saß, mit etwas gedehnter Stimme.

„Wie so?“ fragte der Andere ebenso gedehnt.

„Ein, mit einem Puppen, der nicht ein paar Kreuzer zuzufehen hat, würden sie wahrhaftig nicht so viel Umstände machen und ihn hier wie einen vornehmen Herrn bedienen lassen.“

„Mir ganz gleichgültig, so lange ich keinen Profit von seiner Vernehmheit habe.“

„Ich habe meinen Profit schon davon gehabt,“ versetzte der Erste wieder, indem er meine Decke etwas zurückschob und mich prüfend betrachtete; „aber schlafe Du und der Teufel, ich glaube ein Rauceneuschuß würde ihn nicht wecken; wir werden eine ruhige Nacht haben.“

„Profit?“ fragte der zu meinen Füßen Sitzende.

„Ja, Profit, sieh nur her, diesen blanken Thaler hat mir ein fremder Herr geschenkt, mit der Bitte, den jungen Mann recht sorgfältig zu pflegen.“

„Wovon mir von Rechtswegen die Hälfte gebührt.“

„Hahaha! wäre ich doch ein Narr, wollte ich mit Dir theilen! Aber tröste Dich, Du sollst nicht ganz leer ausgehen, und schaffst Du nur etwas zu trinken herbei, so wollen wir eine lustige Nacht feiern.“

„Wenn Du das Geld dazu herziehst, wird sich das Andere schon finden.“

Nach dieser Einleitung flüsternten und lachten die beiden Gefährten eine Weile; ich vernahm das Klirren von kleinen Gelbmünzen, und nachdem sie mir, um sich von der Festigkeit meines Schlafes zu überzeugen, das Licht ganz dicht vor die Augen gehalten, ersehrte sich der Eine auf den Zehenspitzen.

Die Thür kwarnte leise, ich hörte, daß der sich Entfernende, bevor er die Thür hinter sich zog, mit dem auf der Vorflur patrouillirenden Wachtposten murmelnd einige Worte wechselte, und dann war Alles still.

Nach zehn Minuten trat der Bote wieder ebenso leise ein, und ich errieth aus dem Geräusch, daß er eine gefüllte Flasche lustig in der Luft schwenkte.

Gleich darauf knirschte der Pfropfen, und nach einem herzlichen: „Profit Bruder“ ertönte das eigenthümliche Gurgeln, mit welchem von dem Inhalt der Flasche in eine durstige Kehle hinabrieselte.

„Ja, das thut wohl,“ sagte der Trinker sodann, die Flasche dem Gefährten darreichend, „möchten wir unsern Patienten noch recht lange zu bewachen haben.“

„Du hast wohl schon unterwegs getrunken, denn das ist doch nicht für einen halben Gulden?“ grollte der neben meinem Bett sitzende Wärter.

„Für einen halben Gulden, nicht mehr und nicht weniger, habe nur die Qualität geprüft und dann dem Besten auf der Straße und dem auf der Hausflur n'en Schluß gegeben.“

„Um so besser,“ versetzte der Andere, nachdem er einen mäßigen Zug aus der Flasche gethan, „haben sie mitgetrunken, werden sie sich hüten, uns zu verrathen, und der da?“ fuhr er schweigend fort und, wie ich vermuthete, auf meine regungslose Gestalt weisend, „her da? schlafe Du und der Teufel!“

„Was an den jüngsten Tag und möge die Flasche nie leer werden,“ ergänzte der zweite Wärter, sich seinerseits wieder durch einen gehörigen Trunk stärkend.

Die beiden Freunde rühten nunmehr dichter zusammen; der Genuß des Branntweins, oder vielmehr

vorläufig erst der Geschmack desselben hatte sie gesprächiger gemacht, und indem die Flasche munter zwischen ihnen hin und her wanderte, führten sie eine so heitere, harmlose Unterhaltung, wie in einer Krankenzelle, in welcher der Genuß einer Pfeife Tabak auf's Strengste unter sagt ist, nur immer möglich.

Sie sprachen von Weiter und von ihren Frauen, die, nach ihren Aeußerungen zu schließen, nicht zu den friedfertigsten Naturen gehörten; sie sprachen von der Güte des Braantweins und in wie hohem Grade derselbe dem herben Wein vorzuziehen sei. Auch er wädhnte sie, daß die Zeiten recht schwer und der Verdienst geringe, daß sie wohl reich sein möchten, um sich von ihren Ehebälften scheiden zu lassen und dann ein so recht lustiges Leben führen zu können. Doch welcher Art die Betrachtungen, die sie anstellten, auch immer sein mochten, sie kamen stets darauf zurück, daß der Branntwein eine vorzügliche Erfindung sei und nicht wenig zur irdischen Glückseligkeit der Männerwelt beitrage.

Ich lag unterdessen schwer athmend und mit geschlossenen Augen da. Das Blut pulsrte mir in den Schläfen und Ohren, wie das Rauschen und Brausen rasch aufeinander gegen das Ufer brandender Wellen. Der Schweiß perlte mir von der Stirn, die Zunge klebte mir am Gaumen, und besorgt lauschte ich auf das Benehmen der beiden Trinker, die mir gerade nicht die rechten Vorsichtsmaßregeln zu sein schienen, einen Fluchversuch zu begünstigen.

„Wenn es nicht die rechten wären?“ fragte ich mich mit wachsender Angst; „wenn Alles schon entdeckt wäre!“ marterte ich mich weiter, und nur schwer beruhigte ich mich dadurch einigermaßen wieder, daß ich mir das zutrauenerweckende Benehmen des Arztes und seine ermutzigenden Worte in's Gedächtniß zurückrief.

Es verrann eine Stunde und noch eine, und die Uhr schlug zehn, als die beiden Jecher noch immer gethätlich bei einander saßen. Aber ihre Stimmen waren lebhaft geworden und in geräuschvollerer Weise sprachen sie ihren Unmuth über das schnelle Leerwerden der Flasche aus.

Nach einigem Hin- und Herrechnen kamen sie endlich überein, das zweite Drittel des Thalers, der doch so leicht verdient war, zu vertrinken, und abermals brach derselbe, der die erste Flasche hatte füllen lassen, auf, um noch schnell, eh' die Läden geschlossen wurden, eine neue Auflage zu erstehen.

Er ging, jedoch nicht mehr leise und auf den Zehenspitzen, sondern hart aufstretend und sich an Stühlen und Wänden stützend.

Auf der Hausflur wurde er mit schadenfrohem aber unterdrücktem Gelächter empfangen, doch ließ man ihn ungehindert passiren, wah: Wenig weit man errieth, zu welchem Zwecke er nach der Straße hinauschwante.

Nach unbeholfener und schwerfälliger, als er gegangen war, kehrte er zurück. Es war ersichtlich, daß er sich mit Mühe aufrecht erhielt und nur noch ein geringes Maß des berausenden Trankes dazu gehörte, ihn vollständig zu betäuben. Sein Gefährte schien ihm kaum noch etwas nachzugeben, und eine für mich weniger ergiebige Unterhaltung ist kaum denkbar, als die beiden Menschen führten, indem sie sich gegenseitig zum Trinken nöthigten.

Meine Person und den Zweck, zu welchem sie sich bei mir befanden, hatten sie vergessen; sie tranken und tranken, bis sie zuletzt nicht mehr konnten und der Mann, der den Branntwein herbeigeschafft hatte, zuerst auf seinem Stuhl laut zu schnarchen begann und demnächst pottern auf die Erde sank, wo er sich lang ausstreckte und ruhig weiter schlief.

Der Anblick seines betäubten Gefährten schien den ersten Wärter wieder etwas zu ermannern und an die Strafe zu erinnern, die seiner als des Anstifters im Entdeckungsfalle harrte. Ich schloß es wenigstens daraus, daß er leise zur Thür schlich, dieselbe öffnete und die Schildwache herbeirief.

„Da liegt das unmäßige Vieh,“ sagte er trotz seiner Trunkenheit in unverkennbar besorgnißvollem Tone, „da liegt er, und wenn ich meinen Posten verliere, ist es seine Schulte.“

„Kömt Ihr ihn nicht heimlich fortschaffen und hinterher melden, er sei krank geworden?“ fragte der Soldat lachend.

„Ja, wollt Ihr ihn vielleicht nach seiner Wohnung tragen?“ lautete die Gegenfrage.

„Ich nicht,“ lachte der Soldat wieder.

„Wenn er nur auf der Straße wäre, möchte meinnetwegen aus ihm werden, was da wolle. Aber hört, Freund, Ihr könnt mich retten; wir lassen ihn nämlich eine Stunde schlafen, — denn vor Mitternacht ist keine Gefahr, daß der Patient erwacht, — und dann suche ich ihn so weit zu ermuntern, daß ich ihn wenigstens aus der Thür bringe. Es bleibt Euch dann weiter nichts zu thun übrig, als ihn, im Falle er sich verlaufen sollte, etwas in den rechten Weg hineinzuführen, so daß er die Hausthür nicht verfehlt.“

Der Soldat gab lachend seine Zustimmung, bat sich als Belohnung für seine Dienste im Voraus einen wärmenden Trunk aus, der ihm auch bereitwillig verabreicht wurde, worauf er langsam davonstiebt.

Der Wärter schloß die Thür und lauschte eine Weile. Als das Geräusch des sich entfernenden Soldaten endlich auf dem andern Ende der Flur verhallte, schob er den Riegel des Schlosses vor und hastig aber leise trat er zu mir an's Lager.

„Herr Wandel,“ flüsterte er mir dringend zu und zwar mit dem Ausdruck eines vollkommen nächsten Menschen.

Wißschnell richtete ich mich empor, den Wärter fragend anstarrend.

„Schnell, schnell,“ fuhr dieser dringend fort, wir haben keine Minute Zeit zu verlieren; stehen Sie auf und helfen Sie mir.“

„Aber ich bin ja ohne Kleider,“ bemerkte ich, von einem jähen Schreden befallen.

„Nichtig, damit Sie nicht entlaufen sollen; aber warum zögern Sie? Wollen Sie mich und sich selbst in's Unglück stürzen? Hier, fassen Sie an; Sie brauchen nicht zart mit ihm umzugehen; er hat nicht mehr Gefühl, als der Pfosten Ihres Bettes.“

So sprechend richtete er den betrunkenen Wächter auf, und indem ich nach besten Kräften Beistand leistete, gelang es uns, wenn auch nicht ohne Mühe, ihn zu entleeren. Aber ebenso schnell, wie wir ein Stück von seinen schlaffen Gliedern streiften, zog ich dasselbe an, und kaum zehn Minuten waren nach unserm ersten Beginnen veronnen, da lag der Trunkenbold

sorgfältig zugebedt in dem Bett, während ich noch Dieses und Jenes an dem mir ziemlich passenden, aber unbequemen Anzug erbatete.

„So weit wären wir fertig,“ sagte der Wärter, mich zufrieden von allen Seiten mustern, „aber nun Haare und Bart; setzen Sie sich und halten Sie eine Minute still.“

Mit klopfendem Herzen und vor Aufregung seines Wortes mächtig setzte ich mich auf den nächsten Stuhl nieder, der Wärter trat hinter mich, eine Schwere knirschte nach allen Richtungen über meinen Kopf hin, und bald darauf lagen meine braunen, verwirrten Locken auf einem über das Bett ausgebreiteten Taschentuch.

„Sie müssen die ganze Geschichte mitnehmen,“ sagte er, indem er auch meinen Bart, so gut es eben gehen wollte, abschür, und zu dem Haupthaar warf; „hier dienen sie nur als Mittel, Ihnen auf die Spur zu kommen. Schade, daß kein Spiegel bei der Hand ist, Sie würden sich selbst kaum wiedererkennen; Jesus, Maria Joseph! wie ist es möglich, daß der Mensch sich so verändern kann!“

Vergleichen Bemerkungen vor sich hinstummelnd, beeilte sich der brave Mann, die auf den Fußboden gefallenen Haare zu entfernen, und nachdem er sodann das meine Locken enthaltende Bündel in die Brusttasche meiner weiten wollenen Jacke gefohoben, und eine alte, geraue nicht sehr einladende Mütze tief über meinen Kopf gezogen, erklärte er, daß ich nunmehr zur Flucht fertig sei.

„Noch haben wir eine Viertelstunde Zeit,“ sagte er, auf das Schlagen der Thürmuhren lauschend, „Sie dürfen ebenso wenig zu früh, wie zu spät von hier aufbrechen; aber hören Sie, sind Sie jemals in Ihrem Leben betrunken gewesen? Ich meine, was man so recht ordentlich betrunken nennt?“

„Das dürfte ich gerade nicht behaupten, doch bezweifle ich nicht, daß ich einen schwer Betrunkenen sehr läufchend nachahmen kann.“

„Das meine ich eben, das sollen Sie auch nur — aber Maria Joseph! was ist das?“ fragte er plötzlich erleidend, indem er nach der Thür hinkam.

Sein Schreden theilte sich mir augenblicklich mit, und ein ohnmachtähnliches Wehgefühl ergriß mich, als ich auf der Hausthür die Tritte von mehreren Männern vernahm, die sich langsam der Thür näherten und vor derselben stehen blieben.

„Also nur ein Kranter?“ fragte eine befehlende Stimme.

„Der wachhabende Offizier,“ flüsterte der Wärter bebend, und Todesangst prägte sich auf seinen Zügen aus.

„Nur einer, und der schläft,“ lautete die Antwort der Schildwache.

„So wollen wir ihn nicht weiter stören,“ hieß es, und ich glaubte vom Rande des Grabes zurückgerissen zu sein, als Schritte und Stimmen, nach einer erneuerten Warnung, scharfe Wade zu halten, sich entfernten.

Meine Besorgniß begann wieder zu schwinden, aber noch hatten wir es nicht gewagt, miteinander zu sprechen, da klopfte es leise an die Thür.

„Legen Sie sich genau so hin, wie mein Kamerad

gelegten hat,' rieth der Wärter und zugleich ergriff er eine Decke, um sie nachlässig über mich hinzuwerfen, worauf er laut stehend nach der Thür hintaumelte, den Riegel zurückschob und öffnete.'

'Was ist los?' fragte er rauh und mit dem Benennen eines Veräuschens.

'Dankt Eurem Schöpfer, daß es mir gelang, die Ronde von Euch fern zu halten,' antwortete der Wachposten vertraulich.

'Und was nun?'

'Na, ich denke der Dienst, den ich Euch leistete, wäre wohl einen Trunk werth.'

'Bei allen Teufeln, den sellt Ihr haben,' entgegnete der Wärter, schwankenden Schrittes die Flasche herbeiholend und sie mit unsichern Bewegungen dem Soldaten einhändigend.

Er hatte die Thür weit aufgelassen, so daß der Soldat mich sehen konnte.

'Der ist gut,' bemerkte dieser, indem er mit der entloakten Flasche an mich wies.

'Hol ihn der Teufel,' grollte mein Freund schluchzend.

'Aber auch Ihr scheint etwas schief geladen zu haben,' fuhr der Soldat spöttisch fort; 'übrigens will ich Euch den guten Rath ertheilen, Eurem Kameraden recht bald auf die Strümpfe zu helfen, wenn er überhaupt während meiner Wache fort soll. Noch eine halbe Stunde und ich werde abgelöst.'

'Ja ja ja,' antwortete der Wärter, die Thür hinter dem Tüchenschreitenden zudrückend.

Bei diesem Geräusch sprang ich empor, aber beher ich noch eine Frage an meinen Freund richtete, zog dieser mich neben sich auf den Rand der Bettstelle. Nachdem er mich noch einmal dringend zur größten Vorsicht ermahnt, bezeichnete er mir nicht nur aufs Genauste den einzuschlagenden Weg, sondern er schrieb mir auch ebenso genau das den mir etwa bezeugenden Leuten gegenüber zu beobachtende Verfahren vor. Sobald er mich dann hinlänglich instruirte und auf alle Fälle vorbereitet glaubte, begleitete er mich noch bis an die Thür.

'Göze Gottes und aller Heiligen Segen Sie begleiten,' fagte er mitleidig, 'ich hoffe das Glück wird Ihnen günstig sein; ein junges Blut, wie Sie, paßt schlecht in die Gefängnisräume.'

Tief ergriffen preßte ich die Hand meines Retters, meinen Dank aber wies er zurück.

'Mir gebührt kein Dank,' versetzte er ausweichend, 'ich werde für meine Dienstleistung hoch bezahlt; denn hätte ich auch Reizung verspürt, Ihnen zu helfen, mir allein wäre es nicht möglich gewesen, und ohne für meine Zukunft einigermaßen sicher gestellt zu sein, dürfte ich es nicht darauf ankommen lassen, für grobe Versehen im Dienst meines Postens entbunden zu werden.'

Noch wollte ich fragen, von wem meine Befreiung ausginge, da öffnete er schon die Thür, und mit einem leise geflüsterten: 'Gott segnete Sie,' gab er mir einen Stoß, daß ich wohl fünf Schritte weit in den vor mir liegenden Gang hineintaumelte.

Der Weg, den ich zu verfolgen hatte, war nur spärlich erleuchtet, dabei aber breit und bequem. Eingedenk meiner Aufgabe, stellte ich mich aber, als ob für mich daselbst die undurchdringlichste Finsterniß

herrsche und meine Füße bei jedem Schritt an ein schwer zu besiegendes Hinderniß stießen. Bald auf der einen, bald auf der andern Seite mich an den Wänden hinstellend, aber jederzeit die Augen unter der tief über die Stirne gezogenen Mütze offen, gelangte ich langsam weiter. Da bei jeder Biegung des Ganges eine düstere Laterne brannte, so wurde mir das Auffinden des mir so genau bezeichneten Weges erleichtert, und nur einmal, als ich über einen kleinen dunkeln Hof kam, war ich zweifelhaft, in welche der gegenüberliegenden, stets von selbst wieder zufallenden Thüren ich einzutreten habe.

Aber gerade hier in der Dunkelheit war es, wo mir die bekannte und zufällig in der Nähe befindliche Schildwache Hülfe leistete. Mit einem schadenfrohen Lachen mich im Genick lassend, stieß der Mann mich nämlich mit solcher Gewalt gegen die rechte Thür, daß ich mit verfehltem in's Haus hineinfiel und auf der andern Seite zu Boden stürzte.

'Immer geradeaus!' rief er mir zu, 'immer geradeaus der Rafe nach. Hababa! so'n Vergnügen! Bin Viehtreiber geworden! Warte, Freundchen, Mutter wird Dir den Kopf so lange waschen, bis Dir vor Verwunderung die Augen übergehen, Hababa!'

Was ich empfand, als der durch den Gänger des Branntweins ausgehellerte Soldat in den düstern Gängen seine brutalen Scherze gelegentlich mit einem nicht allzu sanften Stoß begleitete und mich gleichsam der Hausthür zutrieb, vermag keine Feder zu schildern. Doch bei aller Scham und aller Furcht vor einer Entdeckung, verzog ich keinen Augenblick, der übernommenen Rolle treu zu bleiben. Den Kraken meiner Jacke zog ich mir, wie kräftigst, bis über die Ohren hinaus, und indem ich die wenig ehrenvolle Behandlung ohne zu murren hinnahm, taumelte und stelperte ich meines Weges, vorsichtig darauf achtend, daß ich nicht in den vollen Schein der matt brennenden Laternen gelangte.

Endlich lag die Hausthür vor mir. Auf der Straße war es dunkel, denn die beiden nächsten Laternen vermochten in der nebeligen Atmosphäre keine große Helligkeit zu verbreiten. Gereichte mir dies zum Trost, so erfüllte es mich auf der andern Seite wieder mit wahrem Entsetzen, eine Schildwache zu bemerken, die mit geschulterter Muecke kaum zwei Schritte weit dem Hause gerade mitten vor der offenen Doppeltthür stand.

Meine Voge wurde nämlich dadurch besonders gefährlich, daß der Posten auf der Straße, wenn er sich nach mir umwendete, sehr leicht einen Blick auf mein Gesicht erhaschen konnte. War derjenige aber, dessen Stelle ich vertrat, ihm nicht ganz fremd, was kaum anzunehmen war, indem er doch aus dessen Flasche getrunken hatte, so mußte ich besüchtern, noch auf der Schwelle der Freiheit entdedt und augenblicklich in meinen Kerker zurückgebracht zu werden.

Während ich langsam taumelnd mich der Thür näherte, fuhren diese Gedanken mir mit Blitzgeschwindigkeit im Kopfe herum. In meiner Verzweiflung dachte ich schon daran, im Fall einer Entdeckung hinzuzustürzen und der Schnelligkeit meiner Füße zu vertrauen, was mich indessen schwerlich vor dem Verderben bewahrt hätte, indem ich in den Straßen vollständig fremd war, als der Posten, der mir nachfolgte,

in seiner unbefiegbaren Neigung, sich über einen Betrunknen zu beuligen, mich abermals rettete.

In demselben Augenblick nämlich, in welchem sein Kamerad auf der Straße sich umkehrte, setzte der Mann hinter mir, den Kolben seiner Musquete zwischen meine Schulterblätter, und mich dann vor sich herschiebend, rief er jeum lachend zu, sich nicht überfahren zu lassen.

Letzterer ging auf den Scherz ein, um so mehr, als er in mir den einen Wärter zu erkennen glaubte, und ebenfallS in ein unterdrücktes Lachen ausbrechend, trat er bis fast an sein Schilderhaus heran.

Ich mußte jetzt dicht bei ihm vorüber, und mehr einem unbestimmten Instinkt, als einem überlegten Plane folgend, strauchelte ich, wie dem auf mich ausgetriebenen gewaltsamen Trude nachgebend, und in der nächsten Sekunde lag ich stöhnend auf der Straße.

„Verdammt!“ rief mein Ketter wider Willen mir nach, „in seiner Haut möchte ich nicht stecken, wird wohl nicht ohne Strafe davontommen!“

„Ist ihm gesund, warum macht er solche Streiche,“ antwortete der andere Soldat; „willst Du ihm nicht auf die Beine helfen?“

„Der ihn gar nach Hause begleiten!“ rief der Erstere höhnißch, „laß ihn nur liegen, er wird sich schon selbst emporheben.“

Was die Beiden noch weiter sprachen, entging mir, denn aus Furcht, daß der Eine oder der Andere von ihnen sich dennoch menschensfreundlicher zeigen würde, als ich es wünschen konnte, raffte ich mich, anscheinend sehr mühsam empor, und bald nach der linken, bald nach der rechten Seite der Straße hinüberschiebend, gelangte ich schnell aus dem Bereich ihrer Stimmen.

Ehe ich die nächste Straßenecke erreichte, bezognete mir die Ablösung. Es war also die höchste Zeit gewesen.

Ohne weiteren Unfall traf ich auf der mir durch den Wärter bezeichneten Stelle ein. Ein in einem Mantel gehüllter Mann erwartete mich daselbst.

„Sind Sie es?“ fragte mich derselbe, sobald ich mich ihm gegenüber befand.

„Doktor, ich bin frei!“ war das Einzige, was ich hervorbringen vermochte, indem ich ihm aus überströmendem Herzen beide Hände drückte.

„Nuhia, junger Mann,“ entgegnete mein wohlwollender Freund, den ich fogleich an der Stimme erkannt hatte, jeden weiteren Ausdruck der Dankbarkeit von meiner Seite absähehend; „noch dürfen Sie nicht triumphiren; folgen Sie mir in einiger Entfernung, die Straßen sind noch belebt,“ und so sprechend, trennte er sich von mir, in die nächste Querstraße ziehend.

Nachdem wir ungefähr eine Viertelstunde in dieser Weise fortgewandert waren, blieb mein Führer plötzlich vor einem großen und anscheinend sehr schönen Hause stehen, um mich zu erwarten. Sobald ich bei ihm eintraf, blickte er noch einmal über die Straße hinaus, hinunter, und dann schnellend meinen Arm ergreifend, zog er mich nach der Handthür hin, die sich auf ein leises Klopfen mit dem Knopf seines Stodes geräuschlos öffnete. Wir schritten über eine dunkle, mit Dedern belegte Hausflur und demnächst eine breite bequeme Treppe hinauf, auf deren oberster

Stufe wir von einer älteren Dame, der Gattin des Arztes, mit Licht empfangen wurden.

„Außer meiner Frau und meinem Sohne, der uns die Thür öffnete, weiß Niemand in diesem Hause von Ihre Anwesenheit und Ihre Flucht,“ sagte der Arzt, nachdem er mir Zeit gelassen, der freundlichen Dame, die mich mit einem Ausdruck unaussprechlich trauriger Theilnahme betrachtete, statt jeder weitem Begrüßung die Hand zu küssen; „auch ich muß auf meiner Hut sein,“ fuhr er fort, seiner voranleuchtenden Gattin nach dem Hinterhause hin nachfolgend, „und ebenso heimlich, wie Sie in mein Haus gekommen sind, müssen Sie dasselbe wieder verlassen. Bis dahin sind Sie selbstverständlich mein Gast, und ich stelle Ihnen nur die einzige Bedingung, deren genaue Beobachtung ich von Ihrer Ehre erwarte, nämlich nie nach Denjenigen zu forschen, welchen Sie Ihre Befreiung verdanken.“

„Es ist eine schwere Bedingung, nicht einmal den Namen meiner Wohlthäter wissen zu dürfen,“ versetzte ich seufzend, indem ich mit meinen Gastfreunden in ein reich ausgestattetes Wohnzimmer trat.

„Ich glaube es Ihnen,“ versetzte der Arzt freundlich, „man muß sich inessen in das Unvermeidliche fügen; sprechen Sie daher nicht weiter von Dank. Daburch, daß Sie der Kerkerhaft entrissen wurden, ist andern Leuten ein fast ebenso großer Dienst, wie Ihnen geleistet worden.“

„Mein Vormund vielleicht,“ unterbrach ich den Arzt hastig.

„Fragen Sie nicht,“ antwortete dieser mit milder Strenge, „hegen Sie Dankbarkeit, so viel Sie wollen und gegen die ganze Welt, aber verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen die einzelnen Persönlichkeiten noch besonders bezeichnen soll. Sie haben ausschließlich nur noch mit mir zu thun; sogar die Sie betreffenden Vormundschaftsangelegenheiten sind in meine Hände niedergelegt worden, so daß, nachdem sie mein Haus verlassen haben, Sie nirgends anzufehren oder Erkundigungen einzuziehen brauchen, wodurch jedenfalls für Sie wie für uns Alle neue Gefahren heraufbeschwoeren würden.“

Begierig, Näheres über die mir eröffnete Zukunft zu erfahren, stand ich im Begriff, neue Fragen an meinen Wohlthäter zu richten, doch wurde ich durch seine Gattin daran verhindert, indem dieselbe uns bat, uns zu dem in einem Nebengemach bereit gehaltenen Mahl niederzusetzen. Wir folgten der Einladung, worauf die Dame des Hauses sich leise zurückzog, im Scheiden mir aber wieder einen ihrer mit unvergesslichen mitleidigen Blicke zuberend.

Bis zu den ersten Morgenstunden saß ich mit dem Arzt in seiner Arbeitsstube, verliert in die ernstesten Gespräche; und als er mir dann ein kleines Kabinett dicht neben seinem Schlafgemach zu meinem vorläufigen Aufenthalt anwies, war ich vertraut mit Allem, was nur im Entferntesten Bezug auf die Fortsetzung meiner Flucht hatte.

Demnach war das Endziel derselben Amerika, und zwar sollte ich, ohne mich unterwegs aufzuhalten, nach Havre gehen, um mich daselbst einzuschiffen.

Ueber Johanna erfuhr ich keine Silbe; ebenso von meinem Vormunde nur, daß er die Vormundschaft dem Arzte übertragen und diesem anheimgestellt habe,

den Rest meines kleinen Vermögens zur Erleichterung meiner Lage im Gefängniß zu verwenden. Danach mußte ich annehmen, daß der Oberförstleutnant nichts von der beabsichtigten Flucht wisse.

Als Grund der Niederlegung der Vormundschaft hatte er angegeben, mit einem Hochverräter keine Gemeinschaft mehr haben zu wollen, wodurch mein erster Waistfreund sich wieder veranlaßt fühlte, meinen Besuch auf der Oberförsterei nicht nur als gefährlich darzustellen, sondern mir auch zu raten, den Gefährlichen meines Vormundes, wenn auch nicht meinetwegen, so doch seinetwegen Rechnung zu tragen und ihn nicht noch tiefer niederzubringen.

Um Johanna's willen bat er mich ebenfalls, nicht von der mir vorgeschriebenen Reiseroute abzuweichen; und raubte er mir auch nicht die letzte Hoffnung, so bezeichnete er doch jeden Gedanken an eine Vereinigung mit ihr in den nächsten zehn Jahren als thöricht und unsittlich.

„Sie sind ein Mann,“ sagte er mit Entschiedenheit aber freundlich, „und werden den Schicksalschlag, welcher Sie so hart betroffen, zu tragen wissen. Die Nichts Ihres Vormundes dagegen ist eine hinfallige, zarte Natur. Bedenken Sie, wenn sie eben begonnen hätte ihre Seelenruhe einigermassen wieder zu gewinnen, welche nachtheilige Wirkung könnte Ihr unvorhofftes und plötzlich Erscheinen auf sie haben? Und daß Sie sich nicht anmelden dürfen, wenn Sie, bei dem ausgedehnten Polizeiwesen, nicht sehr bald zurückgebracht werden wollen, versteht sich wohl ganz von selbst. Ich spreche als Arzt, und als Arzt rathe ich Ihnen,“ schloß er, „vermeiden Sie, sich auf der Oberförsterei im Siebengebirge zu zeigen. Später, und wenn Jahre darüber hingehen sollten, werden Sie einsehen, wie recht ich hatte. Um des Oberförstleutnants willen, um seiner Nichte, ja, um Ihrer selbst willen, befolgen Sie meinen Rath; bedenken Sie, daß nicht persönliche Vortheile mich, wie die meisten unserer Helfershelfer, bestimmten, Ihre Befreiung zu erwirken, sondern andere, tiefer liegende Gründe. Meine Bekanntschaft mit Ihnen hat am allerwenigsten dazu gebiet, Neue über mein Thun in mir zu erwecken, im Gegentheil, mich in meinem Vorsatz, Ihnen Beistand zu leisten, bestärkt; gönnen sie mir daher das wohlthunende Bewußtsein, meine Wähe nicht nutzlos verschwendet zu haben, und ziehen Sie hin in Frieden, um sich eine neue Heimath zu begründen.“

Nach dieser Erklärung verließ er mich; seine Worte schienen ein Geheimniß zu enthalten. Daß der Oberförstleutnant mit seinem starken Sinn mich nicht wiederzusehen wünschte, befreudete mich nicht; aber daß es mir nicht vergangen sein sollte, von Johanna Abschied zu nehmen, aus ihrem Munde zu erfahren, wer durch die schrecklichen Mittheilungen über ihre Eltern das nie zu söhnende Unrecht an ihr, an mir und meinem greisen Vormund begangen habe, das war mehr, als ich zu enträthseln, zu begreifen vermochte.

Unter dem Druck solcher Gefühle suchte ich mein Lager; die ununterbrochene geistige Spannung der letzten Tage hatte mich erschöpft, doch der Schlaf blieb mir fern; ob wachend oder träumend, überall und zu jeder Zeit trauerte ich um meine Jugend, um mein verlorenes Paradies. —

Vier Tage später, als die erste Aufregung über

die unerklärliche Flucht des gefährlichen Demagogen sich bereits etwas gelegt hatte und man mich an jedem andern Punkte der Erde eher vermuthet hätte, als in Frankfurt's Mauern, wanderte ich am hellen Tage frei und offen durch das Eichenheim Thor, um auf einem Umwege in die nach Mainz führende Straße zu gelangen.

Auf meinen kurz geschorenen Haaren ruhte ein vorzüglicher, weißer Filzhat; ein olivenfarbiger, sehr verschöner und mit mancherlei Blüten geschmückter Jagdrock umschloß meinen Oberkörper, alte gelbe Pantfingbeinleider und ein Paar schiefgetretener Stiefel bildeten den übrigen Theil meines Anzuges. Auf meinem Rücken hing ein alter Kasten, der im Innern etwas grobe Wäsche und einen nicht mehr ganz mobischen Anzug barg, während auf seiner Außenseite, in Rebenstäbchen und unter den Riemen, eine Kleiderbürste, eine Stiefelbürste, ein Paar gestickte Morgenschuhe und ein Refektorpar von Stiefeln angebracht waren.

Zu meinem linken Rundwinkel hing eine kurze Pfeife mit langen Quasten und zusammengesetztem Porzellankopf, auf welchem ein in Dolche und Pistolen förmlich eingehüllter Rinaldo sehr gemächlich in den etwas zu feuerroth gerathenen Armen seiner schielenden Kojia ruhte, die aber für die Mängel an den Augen von des Künstlers Hand durch einen so kleinen Mund entschädigt worden war, daß derselbe sich nur als ein rothes Pünktchen auszeichnete. Am rechten Handgelenk hing an einem zähen Riemen ein leutenartiger Stod, der in seiner Jugend durch das Einwaechsen einer Naute eine seltsame Schraubenform erhalten hatte, und von dem einzigen noch nicht ausgegessenen Knopfloch meines Jagdrockes bäumelte an fettig glänzenden, eifrig grün gewesenen seidenen Schnürchen eine mit rauchbarem Tabak wohlgefüllte Schweinsblase nieder.

Mein Bart war, bis auf ein Streifen unterhalb der Ohren glatt abgeschoren, ein durch Höllenstein hergestelltes Nuttermaal schmückte meinen rechten Nasenflügel, und zum Ueberflus waren meine Hände durch ägide Mittel so braun gefärbt worden, daß ich auf den allerschwierigsten und wäpferischsten Gerbermeister, der um einen Gefäßsen verlegen, den Eindruck eines fleißigen und sehr arbeitsamen Gefellen hätte machen müssen.

Wenn ich nun in meinem Aeußern das Urbild eines wandernden Handwerksburschen zeigte, so waren meine Taschen nicht minder vorsichtig mit allen Emblemen des ecklen Gerbergewerkes versehen worden.

Ein abgegriffenes Wanderbuch, auf den schönen Namen Peter Herpenhof lautend, ragte zur Hälfte aus der äußern Brusttasche meines Jagdrockes hervor, wie um den auf Legitimationen abgerichteten Gendarmen das gestrenge Ausfragen zu ersparen. Eine faltlederne Börse mit ungefähr fünf Thalern in Pfennigen, Silbergroßchen, vereingelten Kreuzern und Fünfgroschenstücken blähte meine linke Westentasche auf, während eine große Schnupftabackdose, deren präparirter Inhalt meine Geruchswerkzeuge in einer beständigen aber schmerzlosen, meine Wäßigkeit sehr in Frage stellenden Entzündung erhielt, das Ebenmaß und Gleichgewicht der andern Westentasche wieder einigermassen herstellte.

Zu reist also als Handwerksbursche, als Peter Herpenhof, als derselbe Peter Herpenhof, der im Hause meines edlen Wohltäters, des Arztes, so lange bleiben sollte, bis ich ihm sein Wanderbuch und seine

Pfeife, — das Geschenk einer untreuen Geliebten, — wieder zurücksendend haben würde; denn auf den Rängen, sammt seinem Inhabt, und auf seine Reisekleider hatte er sich gegen eine angemessene Summe willig finden lassen, allen ferneren Ansprüchen zu entzagen.

Er selbst war im Entbedungsfall ebenso strafällig, wie wir andern Weide, am sichersten für seine Verschwiegenheit büßte; ich durfte daher so ruhig und unbeforgt der Grenze meines Vaterlandes zuwandern, als ob ich wirklich in Nürnberg beim Meister Hildebrand gelernt, in vierzehn verschiedenen Städten als Gesell gearbeitet hätte, und namentlich im Begriff stände, mein Heil in Brüssel zu versuchen und mich dort von einem reichen Onkel zu den Averbantenden von dessen ehrbarer Geschäfte nach Paris empfehlen zu lassen.

So trat ich meine Wanderung an, und wenn nur der hundertste Theil der Segenswünsche, welche der Arzt und seine Gattin mir mit auf den Weg gaben, in Erfüllung gegangen wäre, dann hätte binnen kurzer Frist der Friede in meine Seele zurückkehren müssen.

Die Segenswünsche nahm ich hin, als einen Beweis ihrer edlen, menschenfreundlichen Gesinnungen; einen tiefen Eindruck aber hatten die trauernden, mitleidvollen Blicke meiner Wohlthäterin auf mich ausgeübt, die mehr zu sagen schienen, als mir in Worten mitgetheilt wurde, und an den Ausdruck erinnerten, mit welchem man wohl einen zum Tode Verurtheilten zum Nichtlag führen sieht.

Außerdem, daß ich vollständig als Handwerksbursche ausgerüstet wurde, hatte mir der Arzt auch noch achthundert Thaler in Gold eingehändigt. Es war dies eine erheblich größere Summe, als ich zu empfangen erwartet hatte, zumal ich wußte, daß der Wärter, der mir zur Flucht verhalf, seines Postens enthoben worden war und daher verabredeter Maßen für seinen Verlust entschädigt werden mußte.

Das Gold trug ich in einem festen Surt unter meinen Kleidern; es war die größte Summe, welche ich jemals in meinem Leben auf ein Mal befeßen, und wer mich in dem dürftigen Aufzuge meiner Wege ziehen sah, der vernuthete gewiß nicht, daß der arme abgerissene Handwerksbursche sehr wohl in Stande gewesen wäre, seine Reise mit Extrapost und Courierpferden fortzusetzen.

Doch welchen Reiz hatten jetzt noch blinkende Schätze für mich? Ich wanderte dahin, äußerlich das Bild eines leichtsinnigen, unordentlichen Geistes, während ich innerlich mich zu verblichen meinte und jagend und erfüllt von den schwärzesten Ahnungen Johanna's gedachte.

Obgleich der Arzt mir bis zum letzten Augenblick dringend abgerathen hatte, meinen Weg durch das Siebengebirge zu nehmen, obgleich seine Gattin, während ich in ihren wohlwollenden Augen perlte, ihre Bitten mit denen des Doktors vereinigte und ich sogar versprochen hatte, ihre Rathschläge zu beherzigen, beschloß ich dennoch, Alles, selbst Freiheit und Leben daran zu wagen, noch einmal mit Johanna zusammenzutreffen. Ich mußte sie wiedersehen, und wenn mir auch weiter nichts verdämmert sein sollte, als heimlich einen Blick auf ihr liebes, treues Antlitz zu erhaschen, und dann auf ewig von ihr zu scheiden.

Einertheils hoffte ich Alles von einer Zusammenkunft mit ihr, die mir so oft und so feierlich ewige Treue

gelobte, andertheils hätte ich es nicht vermocht, mein Vaterland zu verlassen, ohne aus ihren Augen ihre Gemüthsstimmung herausgesehen zu haben. Mir auch in der Ferne ein wahres, ungeschminktes Bild von ihr entwerfen zu können, von ihr, die bereitst zu befeßen ich die Hoffnung immer noch nicht aufgegeben hatte, war der tröstende Gedanke, der meine Schritte lenkte.

Und so wanderte ich denn dahin durch die herbstliche Landschaft dem Rhein zu, unendlich an dem stolzen Strom hinunter. Die Sehnsucht trieb mich zur Eile, die Meilen schienen unter mir fort zu fliegen und wie ein wunderbar schönes Panorama glitten zu beiden Seiten die rebengeschmückten Ufer mit ihrem mittelalterlichen Schmuck an mir vorüber.

Mit jeder Strecke von wenig hundert Schritten veränderte sich die Scenerie, hier den Charakter einer lieblichen Idylle annehmend, dort gleichsam in das graue sagenhafte Alterthum verjagend; doch was mich früher mit namenlosem Entzücken erfüllt hätte, das ließ mich jetzt kalt und theilnahmslos.

Das Laub der Reben und in den Waldungen war schon zum größten Theil gestorben und zum Abfallen bereit, die langen Ketten der Zugvögel wanderten dem wärmeren Süden zu. Allein der Anblick des allmählichen Entschimmerns der Natur war es nicht, was meinen Geist niederdrückte, nicht das Mißtrauen, mit welchem ich jeden mir Begegnenden betrachtete und nur in abgelegenen Schänken und Herbergen ein Obdach suchte, was mich blind für alles Schöne und Anmuthige machte. Meine unbefiegbare Schwermuth entsprang in meinem Herzen, in den trüben, schwarzen Ahnungen, die in demselben Maße, in welchem ich stromabwärts zog, den letzten schwachen Hoffnungsschimmer grauam erbleichten und endlich ganz verdrängten.

Wie war es anders früher, wenn ich der Oberförsterei zuwanderte und frischer Jugendmuth mir die Brust schwellte!

Jetzt war ich geächtet, verbannt und verfolgt; für mich gab es keinen Freund mehr, vor den ich unbefragt hätte hintreten dürfen; und Johanna? O, ich durfte nicht daran denken — — —

Dreizehntes Capitel.

Ein Freund in der Noth.

Das war eine lustige Nacht in dem Dorfe, welches gleich oberhalb des Drachensfels am Ufer des Rheins liegt.

Zwei Violinen, eine schrille Klarinette, ein Waldhorn und eine mächtige Bassgeige sendeten ihre heiteren Klänge durch die geöffneten Fenster in's Freie hinaus, so laut und durchdringend, daß die Kinder auf der Straße nach dem Takt der Musik bequem tanzen konnten, und sogar auf der andern Seite des Stromes ein tanzlustiges Paar vermocht hätte, nach den über die glatten Fluthen hinrollenden Klängen sich recht müthe zu walzen.

Ja, es war eine lustige Nacht. Vier Lampen mit blechernen Reflectoren, und dazu noch die Talglücker der Musikanten verbreiteten in dem niedrigen Saal eine ungenöthliche Helligkeit, und wenn Tabaksdampf die Atmosphäre auch etwas verdichtete, und der unter schweren Schuhen aufwirbelnde Staub das

Seinige mit zu der Verbichtung beitrug, so glöhten die Gesichter der Tanzenden deshalb nicht weniger enthusiastisch, nicht weniger zündend waren die Blicke, die aus fröhlichen Augen von dem einen Ende des Saales nach dem andern hinüberzuckten und schossen und in andern, ebenso fröhlichen Augen stets den gesuchten und ersehnten Ableiter fanden.

„Heute ist Kirmeß!“ klang es aus Geigen, Klarinette und Waldhorn so deutlich hervor, daß der Dorfschulmeister selber es nicht deutlicher und eindringlicher zu buchstabiren vermocht hätte. „Heute ist Kirmeß,“ stand geschrieben an den rutiligen Gesichtern der Bestebaders, die in frisch gewaschenen Zipfelwägen, funkelneugelneuen faltunenen Jacken, schwarzen Kniehos, wellenen blauen Strümpfen und mächtigen Schnallenschubben an den Händen herum saßen und gravitätsch ihren Sonntags-Nachmittags-Waferkopf rauchten. „Heute ist Kirmeß,“ lachte es nicht minder verständlich aus den Augen der Bestebaders, wenn Vater selbst oder ein Lehmden,*) in Erinnerung der weit zurückliegenden eigenen glücklichen Jugend, sie mit dem Ellenbogen bezeichnend in die Seite stieß oder ihnen mit der schwierigen Hand das Kinn und die eingefallenen Wangen schäfernd streichelte. „Heute ist Kirmeß,“ leuchtete es aus den runden Gesichtern der festlich gepuderten Kinder, indem sie sich verlosteln in die Winkel hineindrängten, um dort, Angesichts der tanzenden Paare, mit Ruhe ihre riesenhafte, äppig mit Butter beschriebenen und mit Kofinen und Korinthen reich durchwachsenden Kirmeßwed-Bräustücken**) zu verzehren.

„Kirmeß ist heute,“ jubelten laut die vierjährige Mädchen, ihre Worte mit einem fürchterlichen Aufsprung begleitend und mit den Absätzen kratzend den Takt auf den dröhnenden Bohlen schlagend. „Kirmeß ist heute,“ antworteten dann wohl die Mädchen, wenn sie sich von den kräftigen Armen ihrer Tänzer fester umfangen fühlten und männliche Rippen ihre vollen, von Gesundheit strotzenden Wangen in dem Gewirre flüchtig und verstohlen streifen.

Sogar die grünen und rothen seidnen Bänder in den Knochelhörn der schwarzen Jacken der jungen Männer und die mit Knistergeld und bligenden Glasforallen verwichenerisch verziertern Sträuße auf den wogenden Busen der erhitzen Dorfschönen schienen in den lustigen Ruf einzujimmern; und dieselben Worte schrieben die heute ausnahmsweise hoch geschraubten Lampendecke mit schwarzen Rühringen an die weißgetünchte Decke, und klingelten heimlich die auf dem um den ganzen Saal herumlaufenden Gestirns in Reihe und Glied aufgestellten angehängten Flaschen und leeren Gläser, sobald eine Pause eintrat und die Arme sich nach ihnen ausstreckten, um mit dem selbstgewonnenen roten Wein den Staub aus den durstigen Kehlen zu spülen.

„Heute ist Kirmeß!“ rief auch mir eine behagliche männliche Stimme in's Ohr, und zugleich traf mich ein heftiger, wohlgeheimer Schlag auf die Schulter, als ich, auf meinen Wanderstab gestützt, von der Straße aus einen Blick in den so geräuschvoll belebten Saal warf.

*) Delim, welche Bezeichnung, alten Männern belegen, keineswegs immer eine Verwandtschaft voraussetzt.

**) Butterbrod.

„Ja, Kirmeß ist heute,“ wiederholte dieselbe Stimme, und mich umschauend erblickte ich einen Mann, der, nach seinem Aeußern zu schließen, nur der Gastwirth sein konnte.

„Ich sehe es,“ antwortete ich ernst, „es ist auch nicht meine Absicht, irgenwie zu stören; ich wollte nur fragen, ob ich für Geld und gute Worte etwas zu essen und vielleicht ein Winkeln, und wäre es auf dem Heuboden, für die Nacht erhalten kann?“

„Weder für Geld, noch für gute Worte, Freund, heute ist Kirmeß, und wo Kirmeß ist, da kann ein lustiger Handwerksbursche auch noch satt werden, ohne daß er dafür zu bezahlen oder darum zu bitten braucht. Könnst Cure paar Pfennige ruhig behalten; kommt herein, und wenn Ihr Euch verunruht habt, sollt Ihr mittanzen, und den Musikanten möchte ich sehen, der einem armen Wanderburschen nicht für umsonst aufspielen wollte!“

„Aber lieber Mann, ich bin von der Reife erschöpft und dann betrachtet nur meinen Aufzug —“

„Ach was, Aufzug hin, Aufzug her! Ihr kommt aus Städten, wo man besser tanzt, als auf dem Lande, und tanzen müßt Ihr, und wenn die Stiefel Euch drücken, dann hopst Ihr auf den Strümpfen herum! Abgemacht! Vormwärts! Handwerker und Bauern brauchen sich Einer vor dem Andern nicht zu schämen und nicht viel Umstände mit einander zu machen!“

„Mit hineingehen will ich wohl, wenn Ihr mir ein unbeachtetes Winkeln anweisen wollt, aber tanzen kann ich gewiß nicht, meine Füße sind wund und kann vermag ich mich vor Erschöpfung aufrecht zu erhalten,“ bat ich dringend.

Der Wirth schüttelte ungläubig den Kopf, in demselben Augenblick erreichte aber auch im Saal die Pause ihr Ende.

„Zuuuch — hu — hu — hu!“ gelte ein landesüblicher Zauchzer, daß das ganze Haus bebte. Neue Zauchzer, einer immer lauter, als der andere, folgten nach und überläuteten die Musik, die bereits einen Walzer angestimmt hatte; der Gastwirth aber ergriff mich am Arm und mich in das Haus hineinsiehend, dessen Flur der Sammelplatz für die ganze Dorfsjugend zu sein schien, fiel er lustig in die Walzermelodie ein:

„Bald graf' ich am Ader, bald graf' ich am Rhein,
Bald ba' ich ein Schäpchen, bald bin ich allein!“
sang er, indem er sich ziemlich rücksichtslos mit den Ellenbogen nach rechts und links Platz verschaffte.

„Dort oben auf dem Berge, da steht 'ne Kapell',
Da tanzen die Kapuziner mit ihrer Pamsell!“

Zuuuch — hu — hu — hu!“
erschallte es als Antwort aus dem Saale zu uns herüber und wüthiger stampften die schweren Stiefel auf den Fußboden.

Ohne eigentlich zu wissen, wie mir geschah, und die tauben aber wohlgemeinten Willkommrufe und Püße, die von allen Seiten auf mich eintraten, mit einem erzwungenen Lächeln erwidern, gelangte ich endlich in ein Nebengemach, in welchem sich die stillen Zecher und Kartenspieler häuslich niedergelassen hatten.

Meine Umgebung nicht weiter beachtend, bezog ich mich nach dem mir angewiesenen langen Tische hin, und nachdem ich meinen Ranzen abgelegt, setzte

ich mich so nieder, daß ich eine an demselben Tische spielende Gesellschaft nicht störte.

Die Gesellschaft der Kartenspieler war mir in so weit willkommen, als ich darauf rechnete, von ihnen nicht in's Gespräch gezogen zu werden; der Wirth aber hatte alle Hände voll zu thun und war selbst ein Freund vom Tanzen, weshalb ich hoffen durfte, fernershin unbeachtet zu bleiben.

Eine Flasche Wein und ein tüchtiger Imbiss waren unterdeck vor mich hingestellt worden, und da ich seit dem frühen Morgen keine Gelegenheit gefunden hatte, mich durch warme Speisen zu kräftigen, so zögerte ich nicht, der an mich ergangenen wenig förmlichen jedoch wohlgemeinten Einladung Folge zu leisten.

Allmählig versiel ich indessen wieder in so hohem Grade in mein gewohntes trübes Brüten, daß die Musik und der wilde Jubel für mich ungehört verhallen und ich noch weniger die forschenden Blicke bemerkte, mit welchen ich von einem andern, seitwärts von mir stehenden Tische aus beobachtet wurde. Ich dachte eben an den folgenden Tag, an welchen ich in der Nähe der nur noch eine gute Meile weit entfernten Oberförsterei eintreffen sollte, und überlegte zugleich, auf welche Weise es mir wohl gelingen werde, Johanna von meiner Anwesenheit heimlich zu benachrichtigen und sie unentdeckt zu sehen.

„Johanna, hoch! Kaffee,“ ertönte es plötzlich heiser krächzend von dem andern Tisch zu mir herüber.

Ein unbeschreiblicher Schrecken bemächtigte sich meiner, ich fühlte, daß ich erbleichte, und um das Zittern meiner Hände weniger bemerklich zu machen, ließ ich Messer und Gabel vor mich auf den Teller sinken.

Ich glaubte Anton's Raben gehört zu haben, und um mich von der Wahrscheinlichkeit meiner Vermuthung zu überzeugen, wendete ich meine Augen langsam nach der Richtung hinüber, aus welcher ich die Stimme vernommen.

Von Anton oder seinem Raben sah ich nichts, dagegen gewahrte ich, daß drei Männer, die vielgebrauchten Karten in der Hand, aus vollem Herzen über ihren vierten Mitspieler lachten, der den Raben des weit und breit bekannten Anton so täuschend nachgeahmt hatte. Der vierte nun stimmte mit in das Lachen ein, doch glaubte ich auf seinem halb abgewandten Gesicht den Ausdruck eines höhniischen Triumphes zu entdecken, den er darüber empfand, durch ein so schlau gewähltes Mittel sich über meine Person Gewißheit verschafft zu haben.

Daß ich mich nicht täuschte, begriff ich, sobald ich Anton's vagabundirenden Bruder erkannte, und das Herz sank mir in der Brust, indem ich mir vergegenwärtigte, was ich von einem derartigen Charakter, im Falle mein Verdacht sich bestätigte, zu fürchten haben würde.

Während ich noch auf den abstoßenden Menschen hinstarrte, als ob ich in seinem Innern hätte lesen mögen, wendete er sich wieder nach mir um, wodurch meine Verwirrung natürlich noch gesteigert wurde. Seine Blicke blieben diesmal aber nicht auf mir haften, sondern glitten, wie über einen ihm vollständig fremden und gleichgültigen Gegenstand über mich hin, worauf er, in die geräuschvollen Gespräche seiner Ra-

meraden einstimmend, die Karten wieder zur Hand nahm.

Hätte er mich wirklich nicht erkannt? War sein Ruf nur zufällig gewesen oder suchte er mich nach dem ersten Schrecken wieder zu beruhigen und meinen Argwohn einzuschläfern? Das waren Fragen, die ich mir damals nicht gleich zu beantworten vermochte. Der Schrecken hatte aber so lähmend auf mich eingewirkt, daß ich die Speisen unberührt stehen lassen mußte; und indessen um vor dem Gastwirth nicht durch meine ungeschickte Unfähigkeit aufzufallen, sprach ich von Zeit zu Zeit der Flasche zu, wobei ich das Benehmen von Anton's Bruder scharf beobachtete.

Doch weder durch Blicke noch durch Rienen verrieth derselbe, was in seinem Innern vorging; trotzdem fühlte ich mich so beängstigt in der Nähe des unheimlichen, verrufenen Menschen, daß ich mich weit, weit fort wünschte und mir die bittersten Vorwürfe darüber machte, nicht in irgend einem Stall oder Schuppen, oder gar unter dem freien Himmel übernachtet zu haben.

Wie nun der wilde Andres mich durch seine verstellte Stimme mit unüberwindlicher Besorgniß erfüllt hatte, so war auf der andern Seite wieder meine Erinnerung an den armen Krüppel und seinen Raben auf's Lebhafteste wachgerufen worden. Unwillkürlich gedachte ich Anton's tiefer Dankbarkeit und seiner genauen Ortskenntniß in der Umgebung der Oberförsterei, und wie ein Blitz leuchtete es in meinem Geiste auf, daß er der Einzige, der ich mich anvertrauen könne, der Einzige, der im Stande sei, mir in meiner bedrängten Lage beizustehen.

Doch wie sollte ich fortgelangen, ohne erst recht die Aufmerksamkeit der Leute, wenigstens des Gastwirths und des wilden Andres, auf mich zu ziehen? Wäre es doch etwas so Ungewöhnliches gewesen, wenn ein fahrender Handwerksbursche verschmäht hätte, sich an den Fußstapfen einer Kirche und dazu noch kostenfrei zu betheiligen.

Indem ich noch hin und her überlegte, trat der Wirth strahlenden Antlitzes, die beiden Hände tief in die Seitentaschen seiner Jacke gesenkt, die Zipfelmühe verwegend auf ein Ohr gedrückt, zu uns in das Gemach, sich dann aber kurz umkehrend und so stehen bleibend, wendete er sich offenbar mit ganzer Seele an dem heitern Bilde, welches ihm der fast bis zum Erdrücken angefüllte Saal bot.

Mein Entschluß war schnell gefaßt; bescheiden und auf beiden Hüften hinkend trat ich an seine Seite.

„Herr Wirth,“ redete ich ihn an, meinen weißen Filzhut zum Zeichen meiner Ehrerbietung etwas lassend, „ich bin recht unglücklich daran, ich möchte mich wohl mit Eurer Erlaubniß unter die Tänzer mischen.“ —

„Immer zu, immer zu,“ unterbrach mich der Wirth, mich so herb auf die Schulter schlagend, daß ich meinte zusammenzinken zu müssen.

„Aber lieber Herr Wirth, ich bin ja unfähig dazu, mein Körper ist wie zerfchlagen, meine Hüfte sind wund, und da wollte ich Euch bitten, mir eine Stelle anzuweisen, wo ich nur eine Stunde ruhen und mich umkleiden kann, damit ich Eurer Pause zur Ehre wenigstens mit Anstand auf dem Tanzplatz erscheine.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Roman-Zeitung.

Die **Themse-Negatta** erregt die Leidenschaften und Sympathien des englischen Volkes fast eben so sehr, als das berühmte Derby-Kennen. Es handelt sich dabei um den alljährlich auf der Themse stattfindenden Wettkampf zweier Schiffe, von denen das eine von der Universität Oxford, das andere von der zu Cambridge seine Bemanning erhält. Das sind die olympischen Spiele Englands. Man stelle sich die herrlichen Ufer der Ober-Themse von Putney nach Merlake vor. Einige Minuten weiter unten fließt der große Fluß, durch die Fluthen des Kanals erweitert, tausende von Schiffen tragend, die von allen Küsten herkommen und mit allen Flaggen der Welt geschmückt sind, großem, aufgeregtem, schäumendem Lachen, die größte Vandalenflut der Welt mit sich führend. Dort aber findet man einen einfachen Fluß mit baumbedeckten, von Landbüchern geschmückten Ufern, über welchen die Terrasse von Richmond schwebt, ein friedliches Wasser, das von seiner künstigen Größe und Macht noch nichts ahnen läßt. Das ist die Rennbahn, welche die Oxford und die Cambridge vorwärts, um sich hier die Palme des Sieges streitig zu machen. Nichts Eleganteres und Schöneres als diese zwei kleinen Zellen, jede mit neun Mann, oder genauer ausgedrückt, mit neun schönen jungen Männern besetzt, frisch, behende, schlant gebaut, aufgewachsen unter der strengen Ordnung, welche das Fitt zu Gnassen der Knielein befehligt und Kraft und Schönheit der Gestalt zugleich gibt, alle Ehre vornehmer Familien, alles Eudanten der höheren Wissenschaften und der antiken Humaniora, Athleten an Körper und Geist, nautische Sportmen, welche die Namen des Alcibiades und Homers auf den Lippen führen. Das ist ein herrlicher Anblick; und dabei auf den Ufern der Themse diese elegante Schaar von Mäthern, Schwärmern, Familien, Studenten in den Farben ihrer Universitäten, heblsam und dunkelblau. Bei jeder Wendung des Flusses, bei jeder Anstrengung der Ruderer, wehen die Taschentücher, erschallen die Befehlszeichen, der Ruf erhebt sich: Vorwärts, Oxford, Cambridge vorwärts! Auch die Mäther und die Schwärmer, so viele Reserven rufen: Vorwärts! Sie gehören im Herzen zu Cambridge oder Oxford. Solches Schauspiel bot die Themse vor Kurzem wieder. Eine ungeheure Menschenmenge, an den Ufern und auf Dampfmaschinen zusammengepöckelt, auf Booten und Rähnen, war herbeigeströmt, um dem großen Kampf zuzuschauen. Man sah neben den aristokratischen Kreisen auch die Masse des Londoner Volks; aber der Kontrast machte das Bild nur noch pikanter. Man sah hier auch die nautischen Sportmen, den Themse-Klub, bei dem Parlaments-Mitglieder präsidiren. Schiffer von Profession, ausgezeichnete Schiedsrichter, deren Meinung bedeutenden Einfluß auf die Wetten ausübt, denn man wetzt stark auf die Fahrten. Man sah auch Neugierige, die gekommen waren, um in diesem schönen lässlichen Rahmen diese Nation im Festgewande und diese Universitäts-Vergnüßungen zu sehen. Ueber die Fahrt selbst ist wenig zu sagen: die jungen Athleten zeigten bedeutende Kraft bei der Handhabung der Ruder. Die von Cambridge hatten anfänglich 10 Längen Vorsprung; ihre Rolle war wie ein dahinfliegender Vogel. Die Anderen haben einen solideren Styl, sagten die Watermen; und in der That, die Oxforder stiegen durch ihre größere körperliche Ausdauer und Kraft und die Länge der Fahrt.

Wie der **Glauben an Gespenster** entsteht. In Duisburg wurde von zwei Arbeitern, die sich Nachts gegen 12 Uhr von einer draußen liegenden Fabrik über eine fleßige Gemeinwiese nach Hause begaben, eine seltene Erscheinung beobachtet. Während der Eine stehen bleibt und der Andere weiter

geht, hört letzterer auf einmal ein ihm unerklärliches, gewaltiges Brausen, und sieht einen Gegenstand, der ihm wie ein riesenhafter Schatten vorkommt, blitzschnell auf sich losfahren. In Wagnereile ging das Ungeheuer an ihm vorüber, verursachte ihm aber eine heftige Brustbeklemmung durch Störung des Athems, und warf ihn fast zu Boden; er beblieb jedoch noch so viel Besinnung, seinen Gefährten durch ein lautes „Nimm dich in Acht“ zu warnen, der denn auch einem gleichen Schicksal durch einen ähnlichen Sprung zur Seite entging. Die Beiden stellten sich nunmehr zusammen an, um den Teufelspud gemeinsam zu bekämpfen; sie sahen ihn auch mit der größten Schnelligkeit und unter dem erwähnten Brausen, das einem ähnlichen Wagnerepöckel gleich, über die weite Wiese blinellen, und plötzlich in einen nahe gelegenen Wasserbehälter fahren, doch das Wasser weit unberührt und sie durchkäufte. Weitere Beobachtungen anzustellen, sandten die beiden Arbeiter in ihrem Schrecken sich nicht veranlaßt, und so hörten sie auf ihrer raschen Flucht nur noch einen dreifache heftigen Knall. — Allem Anscheine nach haben die Arbeiter eine Trombe oder Landhose gesehen, und zwar eine von den seltensten, da der Himmel ganz klar war und die vollkommenste Windstille herrschte. Diese letzteren Umstände sprechen für die Theorie, welche die Entstehung der Tromben ganz auf elektrische Wirksamkeit zurückführt, und nach der die Luftwürfel, in deren äußeren Kreis jedenfalls der eine Arbeiter gekommen ist, erst die Folgen der elektrischen Anziehung und Abstoßung sind. Ein weiteres Argument für diese Theorie dürfte die Entladung der Trombe durch heftigen Knall sein. Jedenfalls verdienen derartige Erscheinungen bekannt gemacht und erklärt zu werden, da aus ihnen gerade der Aberglaube zumest seine Nahrung schöpft. Zur Zeit geht kein Weib mehr Abends durch die betreffende Wiese nach Hause.

Ihren ist menschlich. Der berühmte Pöppelgenomist Ravater soll einmal im Postwagen mit einem Passagier zusammengetroffen sein, dessen äußere und wohlwollende Gesichtszüge ihn besonders sympathisch angesprochen hätten. Um dem Reisegefährten eine Probe seiner Kunst zu geben, fragte er ihn plötzlich nach seiner Herde; aber dieser entgegnete ganz verblüfft, er sei kein Hirt. „Kein Hirt in gewöhnlichem Sinne“ fuhr Ravater mit einem gewissen selbstbewußten Lächeln fort, „sondern ein Hirt im Dienste des Herrn, wie ich selbst. Das fromme Geschäft, Seelen zu gewinnen und für das künftige Leben vorzubereiten hat Ihrer Ehre das göttliche Siegel aufgedrückt, Sie sind ein Pfister.“ — Man denke sich das verblüffte Gesicht des Pöppelgenomisten, als er hören mußte, sein Reisegefährte sei — Scharfrichter.

Der Kohlenvorrath der Erde. Bei der durch Ausbreitung der Dampfkraft und Abnahme des Holzes als Heizungsmaterial fast gesteigerten Consumption der Steinoblen interessiert es gewiß, einen Ueberblick zu gewinnen über die noch vorhandenen Steinoblenerschätze der Erde. Die größten Steinoblen-Beden Europas sind, nach einer Mittheilung der „Verl. Montags-Post“, das im Süden von Wales in England, welches 4 geographische Meilen breit und 20 Meilen lang ist, ferner das Belgische Beden, das sich von Aachen bis nach Valenciennes ausbreitet, das in der Pfalz zwischen Saarbrück und Kreuznach, welches 3 — 5½ Meilen breit und 15 Meilen lang ist. Aber das größte dieser europäischen Beden veranschwindet ganz, wenn man sie mit denjenigen vergleicht, welche in Nord-Amerika vorkommen. Das ausgedehnteste der nordamerikanischen Beden ist dasjenige, welches in einiger Entfernung südwestlich vom See Erie seinen Anfang nimmt und sich über die Staaten Penn-

lykanien, Virginien, Kentucky, Tennessee, bis an den Fluß Tennessee erstreckt. Es trägt den Namen Apalachisches Kohlenfeld und hat eine Breite von 37 und eine Länge von 130 geographischen Meilen, während die Oberfläche 2800 geographische Quadratmeilen einnimmt. Um wenigstens kleiner sind die Vorkommen von Illinois, von Canada und Michigan.

Um eine Vorstellung zu geben von der ungeheuren Quantität Pflanzenerd, welche in diesen Steinkohlenfeldern aufgehäuft ist, mag das folgende dienen. In dem so eben erwähnten Staatlichen Vorkommen haben die Steinkohlen-Schichten eine Dicke von 1 Centimeter bis zu 14 Fuß. Die Zahl der dickeren Schichten, welche die Mäße der Bearbeitung lohnen, beträgt 130 und ihre ganze Dicke zusammengenommen 375 Fuß. Nach der Berechnung v. Dechen's enthält allein der zwischen Saar und Ales, auf preussischem Gebiet liegende Theil die ungeheure Masse von ungefähr 825,180 Millionen Centner Steinkohlen, so daß, wenn, wie jetzt geschieht, jährlich 9 Millionen Centner davon verbraucht werden, man dort noch für 90,000 Jahre einen hinreichenden Vorrath hat. Dies Beispiel mag zugleich zur Veranschaulichung für die Lesenden dienen, welche besorgt sein möchten, daß dies Brennmaterial, welches ein so mächtiger Hebel der Industrie ist, ja bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Bildung sich unentbehrlich genannt werden kann, in einiger Zeit erschöpft werden könnte. Nach v. Carnall ist die jährliche Production von Steinkohlen über die ganze Erde ungefähr 2000 Millionen Centner, die an den Kohlenminen selbst einen Werth von mehr als 240 Millionen Thaler haben. Durch den Transport steigt dieser Werth auf mindestens 360 Millionen Thaler, was viel mehr beträgt als der Werth alles Goldes und Silbers, das jährlich auf der ganzen Erde gewonnen wird. Die Zahl der Arbeiter in den sämtlichen Kohlenminen kann auf ungefähr 600,000 geschätzt werden, und rechnet man dazu die Frauen und Kinder, dann finden darunter 2 1/2 Millionen Menschen ihren Lebensunterhalt. Die Ausbeutung des Kohlengebirges über die ganze Erde kann auf wenigstens 8000 geographische Quadratmeilen geschätzt werden, also 1/3 Procent der ganzen Oberfläche des Festlandes und der Inseln zusammengenommen. Rechnet man nur 48 Fuß für die mittlere Dicke der Kohlentager, so giebt dies 16 Kubikmeilen feste Kohlenmasse. Da nun eben genannte 2000 Millionen Centner einen Raum von 266 2/3 Kubikfuß füllen, wird eine Kubikmeile Kohlenmasse beim gegenwärtigen Gebrauche für 5000 Jahre und 16 Kubikmeilen also für 80,000 Jahre hinreichen. Berechnet man, wie viel Holz nöthig sein würde, um diese 16 Kubikmeilen Kohlenmasse zu bilden, so findet man, daß dazu die ganze Erdoberfläche, das Meer mit Inbegriffen, mit einem 134-jährigen Waße bedeckt sein müßte.

Photographien. Wie kommt es, daß den Photographien trotzdem sie gewissermaßen Abschriften der Natur, doch so häufig die wahre, die allein anziehende Reizbarkeit abgibt? — Wäre das Original im kritischen Moment sich selbst vollkommen ähnlich war. Jeder, der im Begriff ist, sich photographiren zu lassen, ist sich bewußt, daß von der ganzen Haltung, welche er bei der Aufnahme annimmt, das Urtheil über sein Bild, ja oft über seine Person abhängt, und Jeder wünscht sich natürlich lieber bemerkt zu sehen, als mit kritischen Aufstellungen be-

trachtet zu werden. Er sucht, wie man zu sagen pflegt etwas aus sich zu machen: nimmt eine geistreiche Miene an, die er sonst nicht hat, eine Stellung, die ihm im gewöhnlichen Leben fremd ist. Jeder Mensch hat eben so viel Individualität und Charakter in seiner ganzen Figur, wie in seinem Gesicht, und eben sowohl etwas Selbsteres in Gang und Haltung, als in seinen geistigen Anlagen. Ein Porträt wird daher nur dann möglichst charakteristisch sein können, wenn es eine gewohnte, dem Naturell des Dargestellten entsprechende, Haltung zeigt. Es ist ein allgemeines Verbrechen und doch großer Fehler, wenn man sich photographiren lassen will, an der gewohnten Tracht oder Coiffur etwas zu ändern; die Bilder in der Alltagsstadt gerathen in der Regel am besten, schon weil die Steife durch das Tragen viel geschmeidiger sind und man sich selbst nicht ungewohnt vorkommt. Wird nicht täglich in unzähligen Ateliers gegen die Natur gekünstigt, indem man die verschiedensten Menschen in Stellungen und Beschäftigungen photographirt, welche ihnen all ihr Leben lang vollständig fremd gewesen sind? Man denke nur an die herzerstarrte Säule, den Reccocoitich und die feilenreichen Garbinen, wie sie sich auf 99 Prozent der Stufenarten-Portraits finden. Wie oft haben wohl Müller und Schulle, und wenn es in ihrem Vaterland wäre, Gelegenheiten, sich mit dem Olenogen auf eine kanellirte Säule zu stützen? Und wie oft kann man sie wohl in der Luft ihres Lieblingsortes unterbrechen, mit einem Finger im zackigen Bunde, in einem mit Bouquets und geschlossenen Toilettenaccessoires geschmückten Venetier? Die auf solche Weise bewirkten Widersprüche zwischen Bild und Natur sind in ihrer Wirkung oft geradezu tömisch. Wer beim „Eichphotographirenlassen“ mit Gewalt etwas aus sich machen will, macht sich — lächerlich.

Schauplatz des „Helmbrecht“. In der Frage, wo denn wohl ein deutsches Gebiet des dreizehnten Jahrhunderts, der „Helmbrecht“, die älteste unserer Dörfergeschichten, gepflückt haben möge, hat neulich ein eigenthümlicher Umstand entschieden. Während einige Forscher den Schauplatz in's Traunviertel in Oberbairern versetzten, suchten ihn Andere im Salzachgebiete, wo ebenfalls die im Gebiete vorkommenden Ortsnamen sich finden, und wo, was also den Ausschlag gab, noch heute Oenobiten und Einrückungen zum Theil dieselben sind, wie sie im Gebiete geschildert werden. So konnte der Piarer des Dorfes dem Herausgeber in natura ein Baugericht überreichen, dessen Name in dem Gebiete so viele Schwierigkeiten den Forschern gemacht, und noch heute predigt der würdige Mann gegen eine Uffseite, die in dem Gebiete erwähnt wird. Bei der Trauung nämlich suchten damals und suchen heute noch die Brautleute sich gegenseitig auf den Fuß zu treten, weil, mer es thut, den Andern in der Ehe befehlen wird. Das ist ein neues Beispiel mehr, daß besonders die uralten Benennungen von Dörfern sich unendlich lange halten. So hat Magdeburg noch heute eine Art Rachen, die schon im zehnten Jahrhundert genannt wird. Als man Wolf-ram von Schenck ein Denkmal setzen wollte, mußte man sich entscheiden, welchem von den verschiedenen Schenck diese Ehre gebühre. Man gab dem bei Anseh der Vorgang, und aus dem Grunde, weil eine Art von Krapsen, die bei der Beschreibung einer Hungersnoth im Parval erwähnt wird, noch jetzt in dieser Gegend zu den Lieblingsnährmitteln zählt.

Berehr. neu hinzugetretenen Abonnenten dieser Zeitung diene zur Nachricht, daß der erste Jahrgang, aus vier Quartbänden von je 60 Bogen mit 960 Seiten bestehend, zwölf große Romane von W. Raabe (Jacob Cervinus), Fr. Spielhagen, Edmund Heffer, George Hefstich, Herman Schmid, Marie Sophie Schwarz u. c. enthaltend, durch alle Buchhandlungen und Postanstalten — soweit der Vorrath reicht — noch für 4 Thaler zu beziehen ist.

Deutsche Roman-Zeitung.

Drei Federn.

Von

Wilh. Raabe (Jakob Corvinus).

(Schluß.)

Punkt neun Uhr fuhren wir unserm Programm gemäß ab, und ich glaube, daß ich mich für ein dummes Ding, welches noch nicht drei Meilen über die Vaterstadt hinausgekommen war und noch die Thränen der Scheidestunde zu verwinden hatte, den Gefahren und Aufregungen des Weges, sowie den groben Condukteuren und überspäßhaften Mitpassagieren der gelben Kutsche merkwürdig gut gewachsen zeigte. Zuletzt fand es sich, daß ich mir den Weg nach der großen Stadt, obgleich wir mit der Eisenbahn erst am andern Morgen anlangten, viel länger und unangenehmer vorgestellt hatte, als er in Wirklichkeit war. Im Grunde brauchte man vom Rectorhaus in Hohennöthlingen an bis zum Ende der Reise nur still zu sitzen und die Räder um ihre Achse sich drehen zu lassen. Das Schlimmste bei der ganzen Geschichte war das Ankommen, und das war denn aber auch sehr schlimm; — da schienen wirklich alle Unbehaglichkeiten in Ein Bouquet zusammen gebunden zu sein.

Noch heute, wo ich über meinen Fenstergarten hinaus gelassen in das Gewirr blicke, lann ich mich kaum eines leisen Schauders erwehren, wenn ich an jenen frühen Morgen unserer Ankunft in der Hauptstadt denke. Es war so früh und so grau wie am Tage vorher in uns und Hohennöthlingen; aber es war ein anderes Grau und die Welt schien hier wirklich nicht wie dort wie ein Kind in der Wiege zu liegen; — es roch nach Steinkohlen und es stand angeschlagen, man möge sich vor Taschendieben hüten; — die ärgerlichen hastigen Menschen zertraten Einem die Füße, die Polizei vigilirte auf Spitzbuben und politische Verbrecher, und hohe kahle Mauern, von trüben Laternen beleuchtet, sahen hoch herab. Um Hohennöthlingen lag der Sommerregen auf den Büschen, leise und halb im Traum quakten die Frösche, die Kirchenguhr schlug auch halb wie im Traum, und in den Gassen hatten die Häuser mit den schlafenden Bewohnern nicht einen Hauch von Unbehagen ober gar Drohung. In Hohennöthlingen saß auf der Bank neben der Thür unter der Laube eines der Häuser gravitatisch eine zerzauste Kinderpuppe, welche ein Kind am Abend vergessen hatte, und daneben lag das ebenfalls vergessene Strickzeug der Mutter. Der

Nachtwächter hatte Beides mit dem ganzen übrigen Städtlein aufs Beste bewacht, und an Beides mußte ich denken, als ich aus dem Waggon gerissen war und fröstelnd im stoßenden Gebränge stand. Es ist mein Stolz, keine Nerven zu haben; aber das, was mein Herr und Gebieter „Goddunst“ nannte, fiel mir doch auf die Nerven. Ich leugne gar nicht, daß ich als unverfälschtes Naturkind und Hohennöthlinger Provinzialpflanze dem Weinen näher war als dem Lachen, und daß es nicht vom Grunde des Herzens kam, als ich alle meine moralischen und körperlichen Kräfte zusammenfaßte und sagte:

„Nur durch!“

An der Polizeimannschaft mit den mißtrauischen Blicken und den beiden Reihern Hüßlerer mit den geladenen Flinten kamen wir auch glücklich vorbei, und dann standen wir vor der Eisenbahnhalle, wo uns aus der Ferne wieder hohe kahle Mauern anstarrten; als ob mein liebes kleines Hohennöthlingen, der Wald hinter der Stadt, der Garten hinter unserm Hause und das alte Rectorhaus selbst, niemals in der Welt gewesen wären. Als ich in der Droschke saß, biß ich die Zähne auf einander und sumimte zwischen ihnen durch: Freut Euch des Lebens, weil noch das Kämpchen blüht, — und August sah dabei so lässlich auf mich, daß ich zuletzt doch in ein helles Lachen ausbrechen mußte.

„Nussah, mein Schatz,“ rief ich, „es ist uns bis jetzt doch so ziemlich gut ergangen; wir wollen die Köpfe nicht hängen lassen, wir wollen auf unser Glück und unser Würmerbuch bauen und der argen Welt ein Schnippen schlagen, — vivat der Pathe Hahnenberg!“

„Ich hoffe auch, daß es immer besser gehen wird,“ sagte August und fügte belehrend hinzu: „Also dieses Ding, diesen rumpelnden kehrigen Kasten, in welchem wir sitzen, nennt man eine Droschke. Wir fahren jetzt nach dem Gasthof und schlafen aus; hoffentlich wird ein schöner Tag aus jenem hellen Streifen, welcher dort über die Dächer blickt, da wird sich das Leben wieder anmuthiger ansehen lassen; freilich auf manches Abenteuer werden wir uns gefaßt machen müssen.“

„Pflücket die Rose, eh' sie verblühet,“ sang ich im Stillen, und wir raffelten vor das Hotel, wo ich wirklich noch in einen thätigen Schlaf versiel.

Als ich wieder erwachte, war August's Prophezeiung merkwürdigerweise eingetroffen. Die Sonne stand lustig glänzend am Himmel und Wagen und Kasse, Verkäufer von Lebensbedürfnissen, Verkäufer von alten Kleidern, Trommeln, Glocken und Drehorganen duldeten es nicht, daß ich den Traum von Hohenmählungen weiter spanne. Es galt, die Augen so weit als möglich zu öffnen und sich weder von seinen Erinnerungen, seinen Gefühlen oder gar den witzigen abgeseimten Residenzlern Sand hinein werfen zu lassen.

„Douce mais sauvage!“ sprach ich mit meinem Fingerhut.

„Jetzt haben wir zuerst eine Wohnung zu suchen und zwar zwischen der Sophientische und dem Stadtgericht, nicht zu weit von Fritz und Louise und nicht zu weit von Dahnenberg und Pinnemann. Die gut u. Geister der Zukunft mögen walten; wir aber wollen das Unfrige than Matthei“, sprach August.

„Das wollen wir, mein Herz; wenn es mir nur nicht augenblicklich so unmäßig schiene, daß ich jemals wieder zwischen meinen eigenen vier Wänden sitzen werde! Und was unsere Kisten und Kasten draußen auf der Eisenbahn betrifft; ach du liebster Himmel, ich glaube, wir geben sie nur gleich verloren, und fangen mit meiner Putschachtel und Deinem Reisefad ganz von Neuem unsere Wirtschaft an.“

August beruhigte mich über diesen Punkt so viel es ihm möglich war, und ich suchte Vernunft anzunehmen. Ich machte auch Toilette, um den Residenz-bewohnern zu zeigen, daß man in der Provinz doch nicht so sehr zurück sei, als man sich einbildet, und mein Geheimer Obermedicinrath fand mich allerliebste. Ich flammerte mich an seinen Arm, mit dem festen Entschluß, Alles über mich mit Gleichmuth ergehen zu lassen, und wir zogen aus.

Anfangs wurde mir sehr schnell und confus im Gedränge und Spetatel, und so viele, so hohe, so steile und dunkle Treppen hatte ich auch noch nicht in einem Tage ersteigen müssen. So manche tolle, wunderliche Leute und Wirtschaften hatte ich noch nicht erblickt, und daß eine redtschaffene Hausfrau ohne Speisekammer zurecht kommen könne, hatte ich bis jetzt nicht für möglich gehalten.

Aber ganz gemach überkam mich eine possirliche Vermandlung; nachdem die erste Verwirrung überwunden war, ward eine wahre Komödie aus diesem ersten Tage meines hauptstädtischen Lebens, und obgleich wir schon ein jahreslanges Ehepaar waren, so ward fast eine neue Auflage der Hüttenwachen draus! Die große Stadt fing an, trotz allem und allem mir sehr, ja recht sehr zu gefallen; und nachdem ich die Gedanken an die Zukunft für jetzt aus dem Sinn los geworben war, zog ich einher, auf Abenteuer aus, als ob ich niemals ein Wirtschaftsbuch geführt und am Lechherd gestanden habe. Ich sah mit Behagen in den Guckkästen, ich amüßte mich königlich und wie ein Kind, und August hielt lustig mit.

Noch niemals wurde ein Hauswesen so Hals über Kopf eingerichtet; meine Mutter hätte die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen; aber ich war

wie Einer von den griechischen Philosophen, den Epikuristen oder wie es heißen mag: ich begnügte mich mit Wenigem und war zufrieden mit dem, was ich bekam. Wir hatten ja einen großen Zweck, wenn wir ihn auch für den Augenblick aus den Augen setzten, und so liefen wir gaffend, — das heißt ich gaffte und August erklärte — in den Straßen, Theatern, Bildergallerien, naturhistorischen und sonst historischen Museen umher, aßen aus der Hand, und sahen und hörten Alles, was zu sehen und zu hören war und was nicht über unsern Geldbeutel hinausging. Lange Zeit hätte ich es freilich nicht ausgehalten.

Und unser aus Hohenmählungen mitgebrachter Pauderath nahm sich so drollig aus in der neuen Umgebung! Ich hatte gemurmelt, daß es so wenig sei; aber es war immer noch viel zu viel für die Räume, über welche wir jetzt zu gebieten hatten. Eine Stunde in meiner neuen Wirtschaft, würde meine Mama in Thränen zerfließend in den Winkel gesetzt haben.

Zweiterlei überwand ich am leichtem und schwersten. Erstens die Verstellung, in dem menschenvollen Hause, in das uns das Schicksal verschlagen hatte, nächstherweil gestohlen, bestohlen oder gar meiner Ohrringe und August's Uhr wegen schauderhaft ermordet zu werden. Es war vorgekommen und gar nicht darüber zu spähen.

Zweitens die vielen Doctormagen, welche bereits in den Gassen umherrollten, und welche mein Gemahl, wie es schien aus Instinct kannte. Wie sollten wir beiden armen zu Fuß gehenden Praktikanten diesen hochrollenden Glüdlichen mit den goldenen Stockhäschen und weißen Westen, den Rang ablaufen? Die Fabel vom jungen Rater, der zum erstenmal auf's Raufen ausging, und der Eule und dem Wiesel begegnete, und welchen doch die Praxis „dick und fett“ machte, konnte mir nur einen kümmerlichen Trost gewähren.

Hätte ich gewußt, daß es so viele Ärzte in der Hauptstadt gäbe, ich würde mich trotz unseres berühmten Wurmbuches doch noch ein wenig mehr bedacht haben, ehe ich den Sperling aus der Hand fliegen ließ; aber nun ließ sich nichts mehr daran ändern, und wenn es auch fraglich war, ob wir die Taube vom Dache bekommen würden, so fliegen wir doch am vierten Tage nach unserer Ankunft in der Residenz die Treppe zur Wohnung Friedrich's und Louise's hinauf; indem ich mir den Herrn Paffen Dahnenberg für mein spezielles Vergnügen und auf eine gelegene Zeit verparzte.

Wir standen, ganz gegen meine Natur, die Thränen in den Augen. Wir hörten die Weige des blinden Freundes aus der Höhe, und ihr Klang allein hätte mich den rechten Weg zu der rechten Thür geleitet!

August's Hand faßte meine Hand fester; wir klopfen an die Pforte unseres Freundes; noch einen Augenblick, und ich stand vor dem Manne, welcher meinen Gatten für mich gerettet hatte, und welchem ich jetzt Rettung bringen sollte. Das Spiel brach ab; August hatte seine Hand mir entzogen und streckte sie Friedrich entgegen, als ob dieser sehen könne. Und es war auch als sehe der Blinde; er erhob sich von seinem Sitze mit einem Ausruf, er

lag in den Armen meines Mannes, und ich stand daneben, ohne etwas dazu oder davon wegstun zu können. Louise war nicht zugegen, was mir für den Augenblick ebenfalls nicht unlieb war.

Ich hatte mir ein schönes, wenn auch trauriges Bild von dem Freunde, nach der Beschreibung August's gemacht; aber nun war Alles doch ganz anders und viel schöner und edler. Eine solche Stirn mußte wohl viel von der Welt wissen; wenn sie auch nichts davon gesehen hatte!

„Da bist Du! da bist Du wieder! O ich wußte es wohl!“ rief Fritz Winkler.

„Und ich habe Dir noch Jemand mitgebracht; — ich bringe Dir meine Frau — gib mir Deine Hand — da!“

Der Blinde wendete sich auch gegen mich, obgleich er nicht sehen konnte; und ich brauchte mir zu dem was ich jetzt that nicht im Geringsten ein Herz zu fassen; — ich nahm ihn beim Kragen und gab ihm einen herzlichen Kuß.

„So mein Vetter; — wir sind alte Freunde und wollen weiter keine Umstände machen. Gott segne Sie, Liebster! Und wo steckt denn unsere Louise?“

Friedrich hielt meine Hand und streichelte sie, das sah aus als ob er etwas sagen wollte; August aber rief:

„Nur zu Alter! sie wird nichts dagegen haben; ihr Vörochen verträgt schon eine Untersuchung; gib ihr einen Nasenstüber, wenn Du fertig bist.“

Ich hatte nichts dagegen. Friedrich Winkler strich mir mit leiser Hand über Stirn, Wangen und Kinn und dann — kannte er mich, als habe er mich durch eine Brille betrachtet. Er ersuhr nun auch, daß das Feuer auf unserm Herde brenne, daß wir den besten Willen hatten, der hohen königlichen Ober-sanitätsbehörde und einem verbrunngswürdigen leidenden Publika das Beste abzugewinnen, und daß wir vor allen Dingen zu seiner und seiner Schwester Verfügung seien.

„O Frau Doctor —“ fing er an; aber ich unterbrach ihn natürlich.

„Ich heiße nicht Frau Doctor. Ich heiße Mathilde und mache mir eine Ehre draus. Ich habe es schon gesagt, daß wir alte Freunde sind und keine Umstände machen wollen; — was wollten Sie sagen Fritz?“

„O Frau — Frau Mathilde — erhalten Sie mir meine arme Schwester! retten Sie mir meine Louise! verlassen Sie uns nicht!“

Ich sagte was mir einfiel; und dann hatte ihm August so viel zu sagen, daß ich Zeit gewann, mich in den Räumen, welche das Geschwisterpaar bewohnt, genauer umzusehen.

Bis in die kleinsten Einzelheiten hatte mir August meine jetzige Umgebung beschrieben; ich kannte den alten Lehnstuhl, in welchen ich mich niedergesetzt hatte, wie den besten Freund; ich kannte den Ezechundstoffer in der Ecke und den General Washington über dem Bette; ich kannte den kleinen Tisch und den Weigenkasten, und wie der Lehnstuhl gehörte alles zu meinen guten Bekannten. Nun aber sah ich noch mancherlei, was mir fremdartiger erschien, welches ich mit einem gewissen Mißtrauen und Widerwillen betrachtete. Wie

kam zum Beispiel die trödelhafte brillante Toilette, mit ihren albernem Seifen und Essigen hieher? wie der rothfarbene Demino an den Hals hinter dem Vorhang? Die vier Paar durchgeschleifte weiße Ballschuhe gefielen mir auch wenig, und die beiden schreienden Blumenvasen trugen ebenfalls den Schein eines geschmacklos billigen Geschenkes an sich.

Zu Besten lag ein in rothen Saffian gebundenes Buch: Blumauer's tragefirtete Aeneide, und vor dem Titel stand in einer sächlichen Kaufmannsschrift der Name des Besizers:

Pinnemann.

Ich hatte den Band mit spitzen Fingern aufgenommen und ließ ihn ebenso fallen; dann trat ich in das Kämmerchen Louise's, und es war mir, als ob alles was mir hier wie in dem Wohnzimmer nicht gefiel, ebenfalls die Etiquette trug: Pinnemann. Ich fand mehr als einen Gegenstand, um welchen ein gewisses schätzig, generöses Lumpen-Parfum schwebte, und allmählig überfiel mich das anstößliche Bangen: waren wir do b bereits zu spät gekommen? Der Athem verging mir, und schnell mußte ich von dem Nothruffel neben dem weichen reinlichen Bettchen aufspringen, um das Fenster aufzureißen und frische Luft in die Kammer und meine Seele zu lassen. In demselben Augenblick hörte ich, wie August in der Stube Jemand laut und auch freundlich begrüßte, und als ich mich umwendete, stand Louise Winkler in der That zwischen der Stue e und der Kammer, — roth und verlegen, sehr hübsch und zierlich und so leichtsinnig lustig, daß es ein Vergnügen und Aergzer war. Da stand sie halb erschrocken, trotzig und halb zum Lachen geneigt, und das seidene Hütchen hing ihr so fest im Nacken, — ich konnte wirklich in Zweifel sein, ob ich nicht durch das Umhergehen des alten widerpäusigen Fenstergriffes das denker hübscheste und leichtfertigste Nympchen und Herden auf diese Thürschwelle gezaubert habe.

Da stand sie, und ich stand auch da; wir sahen einander an, und es war für beide Theile gleich schwierig auf der Stelle das erste und zugleich das rechte Wort zu finden. Ich empfand gar keine Lust, dem armen niedlichen Ding einen so warmen Willkommen zu bieten, wie dem Bruder. Nur die Hand gab ich dem bunten Stadtschmetterling, nachdem August ihn mir der Form nach vorge stellt hatte; aber unsere persönliche Bekanntschaft war dadurch gemacht, und das war für's Erste genug, und — zu spät waren wir auch noch nicht gekommen; obgleich von Pinnemann bei diesem Besuche noch nicht die Rede war.

Wir nahmen nun die Geschwister mit uns in unsere Wohnung, und ich führte den blinden Freund. In einer Gasse in der Nähe des Stadigerichtes zeigte mir August das Haus des Notars und Paten Dab-nenberg; ein Kabinet hielt eben vor der Thür und aus demselben sprang mit ziemlicher Leidenschaft ein fetter, glänzender, guttenferdiger Altlicher Eleganz, welcher uns durch eine Vognette einen Augenblick unverschäm't genug anstarrte, und uns sodann ungerne freundlich und höflich grüßte. Er schien auch Lust zu haben über die Gasse zu uns hinüber zu hüpfen, aber ein sehr verdächtigder Gesus meines Gatten gab dem Diden eine andere Direction. Er verschwand in dem Hause des Procurators, nachdem er der blutrothen Louise zärtlich eine Hand zuge-

worfen hatte; — und ich konnte nur eine Faust in der Tasche machen.

Längere Zeit vor unserer Ankunft in der Hauptstadt war der Herr Agent Pinnemann in das Haus des Pathen gezogen und hatte sein „Geschäftsbüreau“ in untern Stodwerk desselben aufgeschlagen! —

In der Abenddämmerung als wir die Ergebnisse des Tages überschlugen und zurecht zu legen versuchten, sprach ich zu August:

„Mein Herz, ich hätte es in Hohennöthlingen gar nicht für möglich gehalten, daß es so etwas in der Welt geben könne. Ich weiß noch nicht viel; aber ich weiß, daß die arge Welt der kleinen Martin, Deiner Louise, böß mitgespielt hat. Sie hat hübsche Haare, und darin möchte sie gern ein goldenes Band tragen; sie hat einen Spiegel, und der hat ihr statt des Bruders gesagt, daß sie ganz und gar hübsch sei.

„Spiegel blint,
„Spiegel blint, —
„Wer ist die Schöne?
„In ganz Krakant?“

Sie hat auch eine kleine Hand und die möchte sie gern weiß und zierlich halten wie eine Dame, und ihren netten Fuß möchte sie am liebsten auf welche blumige Teppiche setzen. Sie hat viel ausstehen müssen; von Zeit zu Zeit ein wenig Hunger, und immer Frühaustritte und Hemdennähen. Dazu hat sie alles Mögliche, Dummes und Kluges durcheinander, gelesen und hat sich mit ihrem armen tollen lustigen Sinn, so zu sagen, allein und ohne Hülfe durchschlagen müssen, und ihre Freundin Josephine Becker hat einen sehr reichen aber ebenfalls etwas ältlichen fetten und glatzköpfigen Herrn von einer Feuer- und Hagelversicherung geheiratet und es geht ihr sehr gut; denn sie hat den Feuerversicherungsmann unter dem Pantoffel, und er hat in diesem Sommer mit ihr in ein vornehmes Bad reisen müssen, wo sie die Bekanntschaft von Lords und Baronen gemacht haben, und sie fährt ihn umher wie einen frisstesten Tanzbären und giebt Abendgesellschaften mit Musik und Thee und verhäuteten Künstlern. Die Bekanntschaft und Verbindung mit diesem abschaulichen Herrn Pinnemann hat ohne Zweifel ihren ersten Grund in dieser bonno fortune der Freundin; — wäre das arme Kind im Rectorhaus zu Hohennöthlingen aufgewachsen, so würde es wahrscheinlich anders denken. Wir wollen deshalb auch so billig als möglich sein und sie sanft anfassen, den Pinnemann aber desto fester. So, — das wäre für heute der Inhalt meines Strickbeutels; nun magst Du Deine Tasche austeren, mein Engel.“

Mein Engel wiegte bedeutsam das Haupt und sagte:

„Liebes Kind Du hast Dir den Lebensgang Louisen's jedenfalls viel klarer auseinandergelegt, als ich mir die Strategie, durch welche der Agent sich jetzt so vollständig des Pathen bemächtigt und sich in sein Haus eingenistet hat. Es ist aber kein Zweifel, der Starke, Selbstbewußte ist in die Hand des Schwachen, listigen, Schläuen gefallen, welchen er verachtete und nicht besser als ein Werkzeugschäufel, das man fortwirft, wann es Einem beliebt. Es ist kein Zweifel, der Notar Hahnberg ist nicht mehr jener Mann, welcher meinen Vater erniedrigte, indem er

ihn vor dem gänzlichen Untergang bewahrte, welcher meine Jugend schreckte und den willenlosen Knaben seinen Weg führen wollte. Der Sklave hat über den Meister gesiegt; das Bauerwort, welches den Besen wieder zum Besen macht, ist vergessen; — Pinnemann ist der Herr geworden, und August Hahnberg der Diener. Wie lange ist es her, als der starke, kluge, scharfsichtige Mann vermeinte, zur rechten Zeit Halt gebieten zu können, wenn er mich in die Hand der Klugheit der Welt, der Gemeinheit des Tages, der lächelnden Gewissenlosigkeit gab? Bei Gott, es liegt eine furchtbare Ironie in dem, was jetzt geworden ist! O Mathilde, Mathilde, wenn es uns gelänge, hier sieghaft durchzugreifen!“

„Wir wollen unser Bestes thun,“ sagte ich, und damit hatten wir für den heutigen Tag genug von Pinnemann und Hahnberg. —

Es ist leider nicht meine Aufgabe, zu berichten, wie wir uns nunmehr immer behaglicher in unserer neuen Existenz einnisteten; wie wir lernten, uns tausendfachen Unannehmlichkeiten gegenüber auf den subtilen Standpunkt lächelnden Hohnes zu erheben; wie wir mit dienenden und herrschenden Geistern siegend oder unterliegend in tausendfachen Conflit gerietzen; wie wir unsere ersten Patienten bekamen; wie uns unser Wurmbuch mit dem Coprosaurus immer berühmter an der Universität und auf der Anatomie machte; wie wir sogar öffentlich eine Rede darüber hielten, in den Zeitungen gelobt wurden, und wie ich das Lob aus den Zeitungen schnitt und es dem Papa schickte, damit er sehe, was für einen Schwiegersohn er erwischt habe.

Es ist leider meine Aufgabe zu erzählen, was mit Louise Winkler, Pinnemann und dem Pathen weiter geschah, und so fahre ich gleichmüthiger fort; denn ich weiß mich zu bescheiden und kann mich zu gleicher Zeit loben.

Es war wahrhaftig keine Kleinigkeit, dem alten Herrn, dem Pathen Hahnberg seinen und unsern Standpunkt klar zu machen! Mit Wislizen's Kinderfreund und Campe's väterlichem Rath an meine Tochter ließ sich aber in Betreff Louise's nicht das Geringste ausrichten, und es war auch ein Glück, daß ich zum Gouvernantenthum nicht lauge, weder eine Brille, noch eine spitze Nase und ein bito Kinn trage, daß ich nicht schnurke, und daß meine Lieblingsfarben Weiß, Rosa und Himmelblau sind. Man richtet mit einem fröhlichen Herzen doch am meisten in dieser trübseitigen Welt aus; wenn ich gleich hier wenig ausgerichtet.

Das war ein Leiden! Ich bin nicht um Schwindel geneigt; aber ich gebe meine ehrliche Frauenwort, daß sich oft alles um mich her drehte. Alle Augenblicke wurden meine Hohennöthlinger Begriffe von Verstand, Vernunft, Anstand, Erziehung, Schicklichkeit und Moral über den Haufen geworfen, und ich saß zwischen dem Pflunder wie Marius zwischen den Trümmern von Jerusalem oder sonst wo. „Selch“ ein unerzogenes, selbstverzagtes, verzagtes Geschöpf wie diese sehende Schwester des blinden Friedrich mochte noch in einem zweiten Exemplar von den Gelehrten aufgefunden werden; ich hatte an diesem einen genug und Abergang.

O liebste Frau Mathilde, ich könnte ihn so schön an der Nase umherführen! — Ich ihn lieben?

o allerliebste Frau Mathilde, wer könnte sich ein dicles albernes Thier mit falschem Zäunen, falschem Paar und falschem Backenbart lieben? Ich weiß es ja, daß ich entsetzlich bin, daß ich meinen Bruder betrübe und elend mache. Am besten wär's, man ließe mich laufen, und es kümmerte sich Keiner um mich; ich bin ja keiner Sorge und Liebe werth, das weiß ich nur zu gut! O Frau Mathilde, ich bin nicht verliebt in ihn; aber er ist so närrisch verliebt in mich, und ich könnte ihn zu allein in der Welt bringen. Er ist solch ein Oed und dünkt sich so weise; weil er den alten Notar gefangen hat. Ich habe aber ihn gefangen, und ich halte ihn fester, wie er den Notar. Wahrhaftig es ist zum Weinen; ich habe für meinen armen blinden Fritz die Lust des Sehens und Fußappels mitbesonnen; ich habe keine Ruhe im Haus hinter dem Nähzeug und werde ganz gewiß mal recht unglücklich und bin es schon. Ich liebe so sehr die freie Luft, den Sonnenschein, die Landpartien und 'dals champêtres; es ist zum Weinen; aber ich gehöre auf den Jahrmarkt und nicht in Euer stilles Behagen; — ach Frau Mathilde, lassen Sie mich mit meinem wilden Willen laufen, und möge es mir so gut gehen, als ich es verdiene.“

„Das Letztere wollen wir nicht hoffen,“ sagte ich und wunderte mich über meine Bereitwilligkeit zu dieser Hoffnung. Zwanzigmal war ich bei solchen Gelegenheiten nahe dran, den Leichsinn aus der Stube zu schieben und die Thür hinter ihm zu verriegeln; aber dann sah das Ding, wie es neben mir lauerte und seine tollen Gefühle hervorprudelte, so allerliebst aus, daß ich trotz heil'm Aerger und Erbohung meine Ermahnungen, guten Gründe und alles das stets wieder von Neuem ausstramte.

„O liebe Frau Mathilde, ich weiß, daß es zum Weinen und Verlästern ist; aber ich kann ja nur halb dazu. Eine Mutter habe ich gar nicht gehabt; denn sie ist gestorben, als ich noch ein ganz kleines Kind war; alle meine guten Lehren habe ich mir selbst geben müssen; denn mein Bruder ist stets so hoch, so hoch über mir gewesen. Ich habe mir selber durch die Welt helfen müssen, und es ist darnach geworden.“

Was sollte man dazu sagen? Man hätte von Nechswegen selber weinen müssen; wenn die kleine Sänderin nicht im nächsten Augenblick über ein Paar durchgetanzte weiße Ballschuhe von Neuem den Verstand verloren, und, während ihr noch die Thranen über die Backen liefen, die Nacht geschilbert hätte, in welcher diese Schuhe durchgeschleift wurden. Das Ende vom Lied war immer, daß ich es für ein blaues Wunder zu achten anfang, daß diese unbedütete feine, hübsche Waife bis jetzt durchs Leben gekommen sei, ohne noch viel, viel mehr von Hohennöthlinger Anstands begriffen aufzugeben und verloren zu haben; — es wäre wahrhaftig meine Aufgabe, zu erzählen, was mit Louise Winkler, Pinnemann und dem Pathen Hahnberg weiter geschah, wenn es sich nur wie Zahnpelzen auf einen Faden reihen ließe; und mein Vob sollte allen dummen Sprichwörtern zum Troz lang genug werden, wenn ich mich und es nicht meiner Pflichten als Gattin und Mutter halber kurz zusammenfassen müßte. Die Bekanntschaft des Agenten war leicht gemacht, und ich kam bald dazu, ihm

meine Meinung zu sagen; wodurch ich freilich meinem Herzen Lust machte; aber weiter nichts erreichte, als daß ich meinen Vorrath an moralischen Satz- und Eßiggurken für den Winter, das heißt für meine alten Tage ganz überflüssigerweise bedeutend vermehrte. Das Ungehörige war unahbar höflich und unterworfen, nahm jede Grobheit, welche man ihm sagte, als eine unerdiente Anerkennung seiner Verdienste auf, spielte den Neuzigen wie ein fatter Jltis und seufzte und grinste mich aus aller Jacon. Er, Pinnemann, wollte Keinem zu nahe treten, er wußte es, wie unwürdig er des in seine Hand gelegten Schages sei, — er nahm das Herz des Engels, welcher ihm auf seinem düstern Lebensgange grade recht, eben im Augenblick des Abgangs des Extrazuges nach dem Orte der Bezeichnung in den Weg getreten sei, als ein gnadenvolles Geschenk und Pfand des verzeihlichen Himmels; — er, Pinnemann, liebte, — liebte grenzenlos — liebte zum erstenmal in seinem Leben, und ich — ich Mathilde Sonntag, kam lockend nach Hause und setzte mich in den dunkelsten Winkel, um meinen Aerger auszumähen.

Ich versuchte es noch einmal, das Kind zurecht zu schütteln; ich sagte ihm Alles, was mir auf die Zunge kam; aber Louise Winkler antwortete mir einfach: ich sei zu gut für sie, ich kenne das Leben, in welchem sie aufgewachsen sei, nicht, und zu Winters Anfang sei die Hochzeit. August erwies sich als gänzlich unpractisch, Fritz saß gebrochen in seiner Dunkelheit; — der Feuer- und Hagel-Versicherungsmann kam mit seiner jungen Frau wieder einmal von Baden-Baden zurück; der Himmel schien uns damit aufgegeben zu haben, und — ich versuchte, die Bekanntschaft des Pathen Hahnberg zu machen, machte die reizendste Toilette, fuhr in einer Droschke vor und — kam zu Fuß heim, ohne den liebenswürdigen alten Herrn gesehen zu haben. Pinnemann hatte seine Vorkehrungen gut getroffen, und außer der Ueberzeugung, daß auch des Pathen Haushälterin den Agenten haßte, brachte ich nichts Tröstliches heim.

August zeigte sich immer unpractischer, je weiter sein Ruf als Arzt und Erfinder des Coprosaurus sich verbreitete, der arme Fritz versank immer tiefer in seine Dunkelheit, Louise war ganz zu den Leuten von der Feuerversicherung übergegangen und lebte mehr mit ihnen als mit uns; der Herbst kam, und wir fanden, daß unser Ruf und Ruhm noch viel schneller laufen müsse; wenn er die Preise des Brennholzes einholen wolle.

Am zweiten November Achtzehnhunderteinundsechzig fiel der Spiegel von der Wand, der Porzellanstrahl und die gebratene Gans, nämlich meine kleine Frennbin Louise Winkler in die Kofeln. Die Sache hatte sich auf einmal ganz von selbst gemacht, und es bedurfte kaum noch meines Zuthuns, obgleich ich es mir nicht nehmen lasse, daß ohne meine Zuthaten doch nichts Rechtes daraus geworden wäre.

Am diesem zweiten November Achtzehnhunderteinundsechzig salbten unsere nobeln und eleganten Freunde von der Feuer- und Hagelversicherung und gingen durch; an diesem Tage ging auch Herr Carl Pinnemann durch und nahm des Pathen Hahnberg Briefstafche und unsere Louise mit; an diesem Tage

ging ich zum zweitenmal zu dem Herrn Pöthen und — fand ihn „zu Hause;“ an diesem Tage tauschte mich August sehr, er bewährte sich viel practischer als ich für möglich gehalten hatte und augenblicklich für wünschenswerth hielt: er brachte uns Fräulein Louise Winkler zurück!

Es war gar kein düsterror Novembertag, die Sonne war recht angenehm hell aufgegangen, als wollte sie ihr Theil an den sich drängenden Ereignissen sich nicht verklümmern lassen; von Nebel und Regengewölkern war nirgends eine Spur zu erblicken.

Ich war schon längere Zeit nicht ganz wohl gewesen; doch laun ich meinem Sohne Fritz, wenn er zu reiferen Jahren gekommen sein wird, zur Beruhigung mittheilen, daß es nichts Schlimmes zu bedeuten hatte. August, immer liebenswürdig, hatte mich schon seit einigen Monaten mit einer Aufmerksamkeit behandelt, welche ihregleichen nicht hatte; ich verwunderte mich deshalb um so mehr, als er mich an dem heutigen Tage durch ein außerordentlich wildes Herculussürmen und heftiges Thürschlagen von meinen Zeyhaposstern in die Höhe jagte.

Er rief nach seinem Ueberroth, seinen Ueber-schößen, nach seinem Regenschirm; wenn seine Majestäät den Schnupfen gekriegt, und er, mein Gatte, mit der Aussicht königlicher Leibarzt zu werden, zu Hülfe gerufen wäre, hätte die Aufregung nicht größer sein können. Nur ganz beiläufig und zwischen durch ersuhr ich, um was es sich eigentlich handelte, und als ich es erfahren hatte, ließ ich mich in meine Kissen zurückhocken und sagte sehr gefaßt:

„Mein lieber Schatz, jetzt lebe ich das dumme Ding laufen; es will's nicht besser haben. Ich werde ihr nicht nachrennen, ich gehe zu Friedrich.“

Wir hatten unsere Rollen gewissermaßen ausgetauscht. So lange das Spiel dauerte, und das Mädchen in der Art, wie ich es geschilbert habe, mich umflatterte und umtanzte, und noch nichts oder doch noch nicht alles verloren war, geberete sich August viel unmuthevoller und hoffnungsloser als ich und „begriff mich in meiner Ausdauer und allzu gutmüthigen Geduld nicht.“ Jetzt aber, wo meiner Meinung nach, Alles zu Ende war, und wo ich nur den armen Bruder wie ein Kind worm in den Mantel hätte nehmen mögen; ließ sich, nach August's Meinung, Alles noch im letzten Augenblick retten, und Alles war gerettet; wenn man noch vor Abgang der Saronia nach New-York in Hamburg anlangte. Ich konnte den Mann meiner Seele nicht halten und ließ ihm deshalb seinen Willen; aber ich hätte in diesem Augenblick wahrhaftig viel darum gegeben, wenn ich ihn hätte zu spät kommen lassen können. Er kaufte ab nach Hamburg, und ich trotz zu Friedrich Winkler, und da saßen wir den ganzen langen Tag zusammen und sprachen wenig und selbst das Wenige gereichte uns nicht zum Trost. Das Factum ließ sich nicht wegstreichen, die gewöhnlichen Gemeinplätze verschlugen nichts, und ich war auch nicht in der Stimmung, mich mit ihnen abzugeben. Dazu würde es aber, diesem unglückseligen blinden Manne gegenüber vom allgerätheltesten Uebel gewesen sein, wenn ich meinen Gefühlen in der Art, wie es mir zum Bedürfnis wurde, hätte freien Weg geben wollen, und so arbeitete ich mich allmählig in einen Tumult

hinein, welcher mit Ohnmachtanwandlungen und Lachkrämpfen und wer weiß was noch geendet hätte; wenn ich ihm nicht auf irgend eine passende Weise Luft gemacht hätte.

Je näher der Abend kam, desto unmöglicher wurde es mir, selber so blind, mit solchem Gesumme in den Ohren und im Herzen neben diesem Blinden zu sitzen; — nach Hause konnte ich nicht; denn da würde mir in der Einsamkeit noch übler zu Muthe geworden sein, und ich mußte, mußte Jemand haben, gegen den ich mich ausschreien, dem ich nöthigenfalls eine Faust unter die Nase halten durfte! Mein zukünftiger Geheimer Medicinrath würde gewiß einige Beförderung gehabt haben, wenn er sich in diesem Zustande gesehen hätte, und da er mich höchst wahrscheinlich am Gebrauch des sichersten niederschlagenden Mittels gehindert hätte, so war's ein Glück, daß er sich augenblicklich auf der Jagd nach der Saronia und unserer irreunden Ritterin Louise befand. Wäre ich völlig bei Sinnen und Leibkräften gewesen, so würde ich es auch wohl zweimal bedacht haben, ehe ich diesen Weg ging; aber der Tag und mein Zustand hatten mich in eine Art Rauch versetzt, und ich hätte Tolleres und Rärrikeres anstellen können, ohne verpflichtet gewesen zu sein, darüber vor Gericht Rechenschaft ablegen zu müssen. Ich ging in den Gassen wie in den Läften, wie in einem Traume; — ich ging auf dem Monde spazieren, kurz vor Erdbenaufgang; es begegnete mir lauter Mondbewohner, und ich für mein armes Theil, war so mondsüchtig, als man es nur wünschen konnte; es war mehr als ein Wunder, daß ich das Haus des Pöthen in diesem Gewirbel und Schwindel auffand. Ich fand es, diesmal hielt mich Niemand auf, ich sagte dem alten Knaben meine Meinung; er hatte ein langes Leben durch auf dem Monde gelebt; jetzt ließ ich, Waitsbille Sonntag, die Erde vor seinen Augen aufgehen; — er selbst wird sagen, auf welche Art. Douce mais sauvage steht auf meinem Fingerhut, und wir tranken zusammen Thee: ich, Fritz Winkler und der Herr Notarius Hahnberg. —

V.

Coprosaurus Sonntagianus.

Ich habe im Grunde wenig zu sagen. Die Menschen scheudern die Schuld an ihrem Geschick und dem Schicksal der Andern von sich ab und einander entgegen, wie einen Federball. Es ist ein altes Spiel; seit vielen tausend Jahren fliegen die Bälle zwischen den Individuen wie zwischen den Völkern; es ist ein Spiel, welches wohl für's Erste nicht zu Ende kommen wird. Der alte Magister wird wohl noch lange, mit der Ruthe neben sich, schmunzelnd auf den Spielplatz hinabsehen.

Von allen Menschen aber, welche die Erde bewohnen, sollte der Wildeste, der Gefassenste der Art sein, welcher etwas gelernt hat; denn ihm ist vor allem Gelegenheit gegeben, das Jünglein an der Waage zu beobachten und Verbängnis gegen Schuld und ungehehrt partheilos abzuwägen. Ich habe mir alle Mühe gegeben, diese so wünschenswerthe Gelegenheit und Herrschaft über die Affecte, welche den Weg, den man zu gehen hat, um so Vieles ebener

machen, zu erlangen; aber der Augenblick, welcher mir den armen, am frühen Morgen durch seine Finsterniß tappenden Bräutigam mit der Nachricht von der Flucht der Schwester entgegensührte, warf mich doch für's Erste aus aller angeborenen und erworbenen Geduld und Resignation vollständig hinaus. Es ist mir unendlich über die nächste Stunde meines Lebens Bericht zu geben, und was es war, welches mich in so schwindelnder Hast der Blüthigen nachtrieb, würde eben so schwer zu sagen sein. Von Uebertragung, von einem Plan, von einem Gedanken an die Zukunft war nicht die Rede; — der jammergeschlagene Freund meiner Jugend, das unglückliche Mädchen — wahrlich, zuletzt war's nichts als die Gier, den Verführer mit den Fäusten zu schlagen, mit den Zähnen zu fassen, der ganz gemeine Gerechtigkeitstrieb, der sich in der Lust nach Rache kundgibt, welche mich athemlos auf den Schnellzug nach Hamburg warfen. Ich hatte den blinden Friedrich in der Gasse stehen lassen, ich ließ meine kranke kleine Frau fast ohne ein Wort der Aufklärung zurück; — die Räder drehten sich — vorüber schwebten die Wohnungen der Menschen, die nichts mit mir, mit denen ich nichts zu schaffen hatte, die herbstlichen Blüten, welche selten ein ferner unbedeutender Höhenzug begrenzte; — ich hatte Zeit, mich zu beruhigen. Jede solche mechanische Gewalt, welche den Menschen in der Aufregung packt und ihn, wie mich in diesem Fall, sechs bis acht Stunden zurechtspühtelt und rüttelt, ist ein Segen, der nicht hoch genug geachtet werden kann.

Gegen ein Uhr am Nachmittag langte der Zug in Hamburg an, und ratlos war die Ankunft wie das Abfahren. Ich stand viel verlornere und in größern Nöthen in dem Gewühl dieser Weltstadt als meine höhennöthlinger Mittheide in dem Pärn jener andern großen Stadt. Die Saxonial die Saxonial nach dem Hafen! Während ich gefauiden und den Mund aufgesperrt hatte, waren natürlich alle Droschken von den Passagieren des Eisenbahnzuges besetzt worden; ich rief und suchte vergeblich; als mir plötzlich ein ziemlich begablicher Herr, welcher ebenfalls nach dem Hafen fuhr, winkte und mich im Augenblick des Abfahrens in das von ihm gemietete Fuhrwerk, zur Mitbenutzung desselben einlad. Ich dankte ihm für die Freundlichkeit, und wir rasselten durch die mit so fremdartigem Leben erfüllten Straßen.

„Sie wünschen auch noch die Saxonial zu erreichen?“ fragte der freundliche Herr. „Augenstien Sie sich nicht; ich hoffe sehr, daß wir sie noch an ihrem Ankerplatz finden. Sehen Sie, mein Name ist Taube, und ich mache in überseeischen Producten; sellen Sie etwas dagegen haben, mich auch mit Ihrem werthen Charakter bekannt zu machen?“

Der Herr war so gütig gewesen, er war so freundlich, und ich hatte keinen Grund, ihm meinen Namen und Stand zu verheimlichen.

„Sehr angenehm Ihre Bekannschaft zu machen, Herr Doctor?“ sagte Herr Taube. „Sie sind ebenfalls so eben mit dem Elzug gekommen?“

Ich bejahte es, und wir erreichten die „Vor-sehen.“

„Sehen Sie, da sind wir schon, und — dort ist die Saxonial; — wie ich Ihnen sagte.“

Mit einer Behebenigkeit, welche ich seinem Um-

sange nicht zugetraut hätte, war mein Führer aus der Droschke gesprungen, und ich folgte ihm eben so schnell.

Der höfliche Herr Taube konnte auch auf der Saxonial Jemand; höflich wie er mich gegrüßt hatte, winkte er nach dem Schiffe hinüber, und ein Herr in Uniform, welchen ich für den Kapitän hielt, grüßte zurück.

Wir bestiegen eine Jolle, welche uns in einen Augenblick zu dem großen Dampfer brachte. Schwankend stieg ich die schwanfende Schifftreppe empor; aber alle Fremdartigkeit der Umgebung war nichts im Verhältnis zu den fremdartigen Vorgängen in meinem Innern und zu der merkwürdigen Veränderung, welche mit dem überseeischen Producten-Händler Herrn Taube sich begeben hatte. Der Mann in Uniform war nicht der Kapitän der Saxonial, sondern ein Polizeibeamter der freien Stadt Hamburg und kannte Herrn Taube sehr gut; Herr Taube war ebenfalls ein Polizeibeamter, stand mit dem hansestädtischen Collegen im Cartelvertrag, und wünschte ebenfalls mit dem Agenten Pinnemann vor der Abreise desselben noch einige Worte über die Vriestafche des Paten Hahnberg zu sprechen; Pinnemann aber — befand sich nicht auf dem guten Schiff Saxonial und die leichtsinnige Louise Winkler eben so wenig; — der Kapitän der Saxonial aber und seine Schiffsmannschaft, so wie seine Passagiere waren sehr erboßt, weil man sie so lange und so unndbigerweise durch das „gottverdammte Telegramm“ aufgehalten hatte.

Nachdem wir wieder auf dem Rai standen, vom Schiff moralisch heruntergeworfen, bat mich der nunmehrige Herr „Inspector“ Taube um Vereibung für seine Stellung, welche ihn gezwungen habe, sich mir in einem andern, als dem richtigen Lichte zu zeigen, und wir hatten mehr als bloße Worte gegen einander auszutauschen. Die Polizei hatte das Verschwinden des Hausgenossen des Notars Hahnberg und jenes Feuerversicherungs-Cassirers fast noch früher gemerkt, als Friedrich Winkler das Entweichen seiner Schwester. Die Polizei hatte that- und schnellkräftig eingegriffen; aber jetzt stand der Mann der öffentlichen Sicherheit eben so unbefriedigt an der Hasenmauer zu Hamburg, wie der Doctor der Medizin August Sonntag. Der freisstädtische Colloge bewaert uns höchlichst, erbet sich zu allen weitem Hülfleistungen und wußte nur nicht so ganz klar, zu welchen. Wir sahen die Liste der am Morgen stromabwärts gegangenen Schiffe durch, so wie die Fremdenlisten; aber nirgends ergab sich ein Anhaltspunkt; — „Herr Doctor,“ sprach der Inspector, „ich bitte, mir gütigst zu verzeihen, wenn ich Sie jetzt Ihren eigenen Nachforschungen überlasse, wir treffen einander wohl noch.“ Damit ging er, nachdem er wieder ganz und gar das joviale Wesen eines Weinreisenden angenommen hatte und ich versah müde und gebüld den Abend am Fenster eines der Hotels am Jungfernstiege, welches Taube mir vor seinem Abgange empfohlen hatte.

Das Gemüth der Bevölkerung am Akerbassin versetzte mich immer mehr in die Stimmung jenes Mannes, der eine Nadel im Pflugwagen suchen mußte, und der Gedanke, daß das Finden des Suchten auch keine Freude und Befriedigung geben könne, trieb mich eben — gegen Mitternacht — in's Bett, als

nach einmal an meine Thür geklopft wurde, und der Kellner meldete, es wünsch' ein Herr mit mir zu reden. Ehe ich antworten konnte, trat der Gemelste aus dem Dunkel herbor; es war wiederum Taube; aber nicht mehr als Weinreisener oder Colonialwaarenhändler.

„Herr Doctor,“ sagte er, „ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß morgen früh um acht Uhr — pünktlich — der Groden, ein kleiner Dampfer, nach Kurhagen geht; ich bitte Sie ganz gehorsamst, mir Ihre sehr angenehme Begleitung zu schenken; habe das Vergnügen, mich Ihnen bestens zu empfehlen und wünsche, wohl zu schlafen.“

Er hatte sich in der That empfohlen, ehe ich zur Besinnung und zu einer auflärenden Frage gekommen war; aber am andern Morgen um acht Uhr befand ich mich im halben Fieber an Bord des Groden und auf dem Wege nach Kurhagen. Taube hatte mir bei meinem Erscheinen jätzlich die Hand gedrückt; er war Tourist, ganz Tourist — Vergnügungs- nicht einmal mehr Geschäfts- Reisender in überfischen Produkten oder Weinen.

„Schönsten guten Morgen!“ rief er, beide Hände mir schüttelnd. Sollte man das für einen Novembertag halten? Frühling, purer Frühling; ich hoffe, wir werden einige prächtige Stunden mit einander verleben; — ah, Unserer hat's wohl nötig, sich von Zeit zu Zeit in anständiger liebewürdiger Gesellschaft die Brust auszuweiten. Impopanter Anblick dieser Hamburger Hafen! Schon früher den Weg gemacht? Nein? Das freut mich; es ist mir eine Ehre, mich Ihnen als Babeler, wenn auch nicht in rothe Leinwand gebunden, widmen zu dürfen. Wie gut eine Cigarre an einem solchen Morgen ist!“

Er genöthe mir nicht den kleinsten Augenblick, um mit meinen Fragen, meinen Sorgen in seine Heiterkeit fahren zu dürfen.

„Sehen Sie, das nennt man Altona, welches über dem Thor mein Lebensmotto hat: Nobis bene, nemini male. Interessant! was?! — da oben das ist Rainville's Garten — Restauration — dahinter liegt Klopstock begraben — wissen Sie, schauerliche Erinnerungen: Zu Ottenen an der Mauer, grauser Davonst, Friedrich Rüdert — Väter, Mütter, Kinder, Onkel, Tanten, Schwestern und Brüder — ein einzig Grab — Achtehshundertunddreizehn; ich bitte Sie, was für Geld diese Hamburger Kaufleute haben müssen! sehen Sie diese Willen, diese Gärten! und hier haben Sie die Irthüm, beachten Sie diese kleinen lieblichen Häuschen am Strom, vor jedem ein Boot, lauter alte, abgetakelte Schiffskapitäne — Das lebt das Wasser, aber nicht im Rum — br, 's ist doch ziemlich kalt; was sagen Sie zu einem Cognac in der Cojette, hm? vor Klanteneise kommen wir wieder auf Ded.“

In ähnlicher Weise ging das den ganzen Wasserweg weiter. Inspector Taube wußte Alles, kannte Alles, und kommentirte Alles. Er kommentirte mir Stade und Glückstadt, die hannoversche und die preussische Politik in Betreff Schleswig-Holsteins, und summirte dazu: Schleswig-Holstein meermuschlungen, dem dänischen Kriegsschiff mit dem Dannebrog vor Glückstadt unter die Nase. Er kommentirte auch die Poesie des großen Stromes, welcher zum Meere wird,

die auffschnellenden Tummler, die Seebögel, den Wind, und bei Sanct Margarethen den an Bord steigenden Lootsen, der ebenfalls ein alter guter Bekannter von ihm zu sein schien.

Die Scene wurde immer mächtiger, immer großartiger; die wüthenden, taumelnden, großen Wassermassen drängten die niedern Marschen Hofsteins zur Rechten und das Redingerland zur Linken in immer weitere Ferne, immer toller und ungebuldiger tanzten die schwimmenden Tonnen auf den Schaumspitzen und zerrien wild an den Ketten. Der Wind kam von der See und stemmte sich dem alten eiligen Flügelt entgegen in der Haushür; von seiner Kraft aber, im Fall er Ernst aus dem Spiel machen sollte, zeugte das entmastete, zerschlagene Wrack eines großen Schiffes an der hofsteinischen Seite, mit welchem er auf dem Meer Fangball gespielt und es dann, des Spafes müde, hieher in den Winkel und Sand geworfen hatte.

Wir standen auf dem Radlasten neben dem Kapitän, welcher, da er das Kommando an den Lootsen abgegeben hatte, sich ganz seinem Freund Taube widmete, und Taube deklamirte uns einiges auf die Umgebung Bezügliche aus Goethe's Mahomet's Gesang und dem Gesänge der Geister über den Wassern, musterte aber dabei den Horizont, wo Himmel und Wasser bereits nicht mehr von einander zu unterscheiden waren, aufmerksam durch ein Fernglas, und der Kapitän that das Gleiche.

Mit dem günstigen Winde kam eine Menge Schiffe herein. Ich zählte die Segel zu Funfzig, und der Kapitän und der Inspector Taube wußten ganz genau Flagge und Gemberbe eines jeden anzugeben. Abwärts gingen weniger Fahrzeuge, und nur eine Rauchwolke hinter uns in weiter Ferne verläudete, daß ein großer Dampfer in unserm Fahrwasser folge.

Wir hatten die Höhe von Kurhagen erreicht, nach allen Seiten hin dehnte sich die blühende, hülpfende, schaukelnde Fläche; der Fluß war zum Meer geworden.

„Da geht Miß Assy Barlow von Liverpool!“ rief der Kapitän, auf eine Rauchwolke vor uns deutend. „Wamfell hat ihre Maschine wieder in Gang. Hurrah für Sie, Inspector! go ahead, Sir!“

Der Inspector sah die Wolke, welche eben über den Horizont hinabsank, ebenfalls durch sein Glas an, juckte dann die Achseln und deutete über die Schulter, ohne sich umzusehen, nach der andern Rauchwolke:

„Und da kommt der Kantirole — 's wird eine lustige Treibjagd!“

Er blickte noch einmal nach der verschwindenden Miß, und reichte sodann sein Fernrohr mir, indem er sagte:

„Wollen Sie sich das Liverpooler Fräulein nicht auch einmal ansehen, Herr Doctor? Der Herr Geheimrath von Götze war doch ein großer Mann:

Seele des Menschen,
Wie gleicht du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleicht du dem Wind!“

„Aber erklären Sie mir, Herr Inspector —“
„Gern, da wir uns doch leider binnen Kurzem

trennen müssen, Herr Doctor. Sie bemerken den Rauch dort; nun, Friedrich der Schiller sagt bereits: Rauch ist alles irische Diefen: — vermittelt jenes Dampfes versucht der Herr Agent Pinnemann, welchen ich suche, sich zu verflüchtigen; das Fräulein aber, welches Sie, Herr Doctor, zu begrüßen wünschen, werden Sie, wenn mich nicht alle meine Referenzen täuschen, am Fuße des Leuchtthurms von Kurhafen sitzend finden: Einzige Weiße, grüne Weiße. Ich verlasse Sie also in Kurhafen und benutze jene andern Dampf, dort hinter uns, den Rantipole, ebenfalls aus Liverpool, zur weitem Verfolgung des angenehmen aber undankbaren Flüchtlings; der mir mehr Mühe gemacht haben würde, wenn nicht glücklicherweise die Maschinenrie von Fräulein Adelsheim Barclay zur rechten Zeit ein wenig in Unordnung gerathen wäre. Es ist eine sehr practische und comfortable Einrichtung, dieser electriche Telegraph, und wenn der heitere Europamüde den annexirten Gelsack bei sich trüge, würde er schon im Amtshaus zu Rißbüttel meine Ankunft erwarten; so aber — flog Böglein, flieg!"

Ich glitt betäubt von dem Radlasten auf das Verdeck hinab und mußte nichts mehr zu sagen.

„Wie ich schon vor Blankenese bemerkte,“ sagte Taube, „man merkt doch den Noemberlag; — es scheint Sie zu frösteln. In einer Viertelstunde legen wir bei Kurhafen an; nehmen wir noch einen Cognac!“

Gefühllos gegen Hitze und Kälte sah ich auf einer Bank über den spritzenden Nebeln und blickte theilnahmslos in das Getümmel der zurückstehenden Wogen; erst das Klennen und Laufen der Matrosen, welche die Taus zum Anlegen des Schiffes hin und her schlepten, sagte mich wieder empor. Seitwärts brücteten sich unendlich die Wasser, vor uns lag ein Pfahlwerk, der Damm mit dem Leuchtthurm, einige kleinere Fahrzeuge und Fischerfahne und dahinter das flache herbstlich gefärbte Land Habeln und Amt Rißbüttel. Sechs Stunden hatten wir zu unserer Fahrt gebraucht; nach all' dem Geschwafel und Gestampf lag das Schiff still wie ein verendeter Wallfisch, nur die Wellen umflatschten seinen Bauch und, sehr hörbar jetzt, sehr scharf und schneidend trotz der klaren Sonne, pflüß und zischte und schnitt der Seewind um den Schornstein und das wenige Taumel. Es wurde ein Brett nach dem Lande hinübergeschoben und die wenigen Passagiere verließen das Schiff. Auch ich stand am Ufer und suchte bänglich unter den Gruppen der Männer und Weiber, welche aus den Fischerhäusern zum Empfange des Dampfers herbeigeilt waren; aber die gesuchte Gestalt trat mir nicht entgegen. Dagegen legte der Inspector Taube wieder einmal die Hand auf die Schulter und sprach mit inniger Ueberzeugung:

„Sie werden sie schon finden, Herr Doctor; — sein Sie unbeforgt, man geht nicht so leicht in der Welt verloren. Aber wir müssen Abschied nehmen, ich hoffe jedoch, daß wir die in so angenehmer Weise angeknüpfte Bekanntschaft später fortsetzen werden. Dort kommt der Rantipole, leben Sie recht wohl, Herr Doctor und kommen Sie glücklich nach Hause; empfehle Sie mich bestens dem Herrn Notar Fahnberg; ich werde mich bestreben, das kleine Geschäft in Liver-

pool zu allseitiger Zufriedenheit abzumachen, — Alles in Allem genommen, ist's doch kein rechtes Reisewetter. Ich empfehle mich unbekannter Weise Ihrer Frau Gemahlin, Herr Doctor, und somit — auf Matrosen die Anker gelichtet, und ein Vivat für Miß Miß Barclay!“

Reichsfähig hüpfte er eine Treppe hinab, an deren Fuße ein kleines Segelboot bereits auf ihn wartete. Das große englische Dampfschiff kam schwarz über die grauwogende Fläche daher; das Kurhafener Boot entfaltete sein braunes Segel und schoß schnell hinter der Mauer hervor. Taube warf mir noch eine Rußhand zu, hatte nach zehn Minuten richtig den Rantipole erreicht, welcher sich jetzt fast gänzlich in seine Rauchwolke hüllte und ächzend und schnaubend seinen Weg in die See fortsetzte, mit dem besten Willen nicht allzumeit hinter der flüchtigen Miß Adelsheim zurück zu bleiben.

Ich sah nur einen kurzen Augenblick lang dem davon eilenden Dampfer nach; es konnte mir wenig von Wichtigkeit sein, ob der Inspector die Miß Miß Barclay und den Agenten Pinnemann einhole, oder sie im Hafen von Liverpool in Empfang nehme. Es waren nur einige Schiffsbauer und junge Kaufleute mit uns von Hamburg herab gekommen; sie hatten sich schnell zerstreut und waren ihren Geschäften nachgegangen; ich stand allein in der fremden, unfreundlichen Umgebung und sah wie die Strandbewohner die Köpfe zusammenstießen, um sich ihre Mutmaßungen über meine Person mitzutheilen. Wie sich auch mein Herz dagegen sträubte, es half nichts, ich mußte diesen verschietenartigen Vermuthungen ein Ende machen, durch die Frage nach dem jungen, unglücklichen Weibe, welches hier bei ihnen, zwischen Wasser, Sand, Stumpf und fremden Gesichtern, verlassen in seinem Leichtsinn sitzen sollte.

Man sah mich anfangs an und ließ mich meine Fragen wiederholen; die Männer schoben ihre Schiffermützen hin und her, rücten die Nordwester zurecht, drückten den glimmenden Tabak in den kurzen Tonpfeifen nieder; die Weiber stießen einander die Ellenbogen in die Seiten, spielten mit den schmüßigen Schürzen; endlich erbatete sich einer der Wächter des Leuchtthurms, ein alter, grauhaariger Mann und meinte: „Zawohl habe ein fremdes Frauenzimmer hier beigelegt, ein schmudcs Fahrzeug, aber einwenig mitgenommen vom Wetter, und er schäße, es sei ein gut' Hamburger Bürgerkind, welchem der Amerikaner oder Monsieur Jean de Bordeaux mit uneingelstem Wechsel seawärts davon gegangen sei, und welches nun nicht wisse, welche Flazge es zeigen und wohin es sein hübsches Gallion drehen solle; die Leute in einer der Strandhäfenen aber würden wohl Näheres von dem armen Ding wissen; die großen Badehotels seien zu jegiger Jahreszeit verlassen.“

Ich dankte für diese Nachrichten, welche wenigstens bewiesen, daß der Inspector Taube einigen Grund für die Sicherheit seiner Behauptungen gehabt habe.

Gleich in der ersten Schenke, welche ich betrat, erfuhr ich Alles, was ich aus solcher Quelle über die Flüchtigen und das Verbleiben der armen Louise erfahren konnte.

Während gestern Abend und am heutigen Mor-

ßen die Wiß Affy Barley den Schaden an ihrem Räder- und Schraubenwerk wieder ausbesserte, hatte natürlich ein steter Verkehr zwischen dem Schiff und dem Lande stattgefunden, und unter den wenigen Passagieren waren auch ein ältlicher, zärtlicher Herr in einem Pelzrock und eine junge, aufgeregte Dame herüber gekommen, um sich am Ufer zu ergehen und die Zeit der Abfahrt zu erwarten. Sie hatten sich auch am Ofen der Strandschänke gewärmt und ein Glas Glühwein getrunken, und der ältere Herr in dem schönen Pelzrock war sehr vergnügt und höflich gewesen, wenn auch nicht ganz frei von einer gewissen Unruhe in Betreff der unangenehmen Verzögerung der Reise. Da Nachricht vom Schiff gekommen sei, die Instaubschung der Maschine werde wohl noch die Nacht in Anspruch nehmen, sei der höfliche Herr plötzlich sogar sehr aufgeregt und wild geworden, doch habe er sich in das Unvermeidliche finden müssen. Die Nacht hindurch habe der Liverpooler Dampfer natürlich ruhig vor Anker auf der Rhede gelegen und am Morgen sei der Herr im Pelzrock mit der bleichen Dame, welche jetzt sehr vermeint ausgesehen habe, noch einmal an's Land gekommen und Beide seien am Strand hingegangen, in der Richtung nach Neuwerk, und als die Wiß Affy das Signal zur Abfahrt gegeben habe, da sei der Herr im Pelz im Laufe allein zurückgekommen und in der Hast und dem Getümmel habe man nicht auf ihn geachtet; als aber das Schiff sich schon längst in Bewegung gesetzt habe, sei plötzlich das Fräulein athemlos den Strand entlang gekommen und habe gewinkt und gerufen und mit dem Taschentuch geweht, und dann sei's ein Zimmer gewesen, als sie gemerkt habe, daß sie zurückgeblieben oder zurückgelassen sei. Sie habe es anfänglich nicht glauben wollen und habe nach einem Boot geschrien, um dem Engländer nachzufahren und habe nicht begreifen wollen, daß das nicht angehe. Da habe sie zuletzt die Hände gerungen und böse Worte ausgestoßen, und man habe sich vor ihr gesüchelt, und Niemand habe es gewagt, sie anzubalten, als sie dann fertigergegangen sei, wiederum den Strand entlang, nach Neuwerk zu.

„Und Niemand ist ihr gefolgt? Niemand hat sie behütet, daß sie sich keinen Schaden thue? Niemand hat ihr ein gutes Wort gesagt?“ rief ich; doch man schien mich nicht zu verstehen, und es blieb mir nichts übrig, als der Verlorenen auf ihrem traurigen Wege mit Bangen nachzugehen.

Es war jetzt ungefähr halb vier Uhr Nachmittags und wenn auch die Sonne sich nicht meiner Stimmung anbequeme und melancholisch verschwand, so stand sie doch bereits niedrig, und von der See kam der Abendnebel mit dem Wind des Novemberebends herangezogen. Es war auch die Zeit der Ebbe, und weit hin zur Redden hatten die zurückgehenden Wasser das schwarze Geröll und Geschiebe, den Schlamm, das halbsaule Seegras, die todt und lebendigen Muscheln, so wie mancherlei anderes Gekwürm in häßlicher Nachttheit liegen lassen, und die Vögel flogen mit heiserem Geschrei über diesem schmutzigen Gürtel des Ufers.

Grade dieser letzte Zug der scenerie sagte mich in Verbindung mit meinen aufgeregten Gefühlen am tiefsten und heftigsten. Ich wagte es kaum seit-

wärts zu blicken; denn gegen meinen Willen war ich gezwungen, ihn immerfort in den engeren Zusammenhang zu bringen mit dem hübschen Wesen, welches ich stets, auch unter den betrübtesten Umständen, nur lachend, schelmisch, glücklich gefannt hatte. Ich wagte es nicht, seitwärts zu schauen, vorzüglich nicht an den Biegungen des Beges. Sie hätte da liegen können, mit dem Schlamm des Flusses und der See überzogen, wie das Gestein, wie die armen, reinlichen Muscheln und das eint so frischgrüne Meergras. Sie hatte mir einst in einem leichten, rothen Sommerkleid sehr gefallen; nun mußte ich dieses Kleid immerfort mit dieser schleimigen, schwarzen Bläue in Verbindung bringen; — ein wahrer Fieberrest schüttele mich, und zuletzt war es doch ein Glück, als ich sie fand, grade als die Sonne in dem Nebel versank. Ich fand sie natürlich nicht todt, sondern sie sah nur am Rande des schwarzen Striches und starre stumpfsinnig auf die fernem Wellen, die sich zum Wiederkommen rüsteten.

Wir suchen gern in alle nur irgend etwas außerordentlichen Vergänge oder Erlebnisse einen hohen, tragischen Begriff zu legen, und fühlen uns im Innersten erkaltet, wenn uns statt desselben das ganz gewöhnliche „Malheur“ entgegen tritt. Es ist so stillsam, was alles auf den Menschen bei solchen Begegnissen wirkt und ihn über die nüchternen Wahrheit hinausreißt; — in unangenehmster Weise manifestirt sich solcherart seine Bestimmung zum Höhern. Mich hatten das tiefe Leid des Bruders, dann die schnelle Fahrt, die große fremde Umgebung der Seestadt, die Majestät und das Leben des gewaltigen Stromes und die Herde trotz der Begleitung des Inspectors Taube verwirrt und mir über das ganz Gendöhnliche den magischen Scheiter des Außerordentlichen, der stets über uns in den Lüften schwebt, herabsinken lassen. Nun legte ich dem durchgegangenen Fräulein die Hand auf die Schulter, und es fuhr erschreckt empor, um wieder davon zu laufen und dann erkannte es mich, schrie ein wenig, schämte sich sehr, weinte und spielte die kleine Komödie solcher Schmetterlingsgerissen weiter.

Ich hätte es mir gleich so vormalen können.

Louise Wintler hatte, ihrer Ausage zufolge „ganz gewiß“ in das Wasser gehen wollen, aber es war vor ihr davon gelaufen, und das hatte ihr einen allgubstigen Schrecken eingejagt, und vor dem Schmutz und den Thieren fürchtete sie sich auch, so war sie denn nicht „dazu gekommen.“

Sie war, trotzdem sie sich so sehr schämte, sehr froh, mich zu sehen; denn sie hatte „recht böse, arge Stunden auf diesem abscheulichen Fleck“ zugebracht, und wenn sie „auch nicht wußte, wohin sie ihr armes Gesicht verbergen sollte“, und wenn sie auch „nie wieder“ zu ihrem Bruder zurückgehen konnte; so war „doch Alles besser als das Alleinsein an diesem Ort zwischen Wasser und Wilden.“

Sie stand durchaus nicht an, mir bis in's Kleinste zu beschreiben, wie sie die letzten Tage verlebt habe, denn sie konnte dadurch ihrem Herzen oder dem, was sie so nannte, über das „Scheusal“, welches sie hier verlassen hatte, Luft machen. Selbstamerweise blieb sie dabei, daß sie von diesem Pinnemann „geliebt“ worden sei, und als ich sie fragte: weshalb in aller Welt er

sie denn verlassen habe, zeigte sie zum erstenmal ein Zeichen von wirklichem Gefühl; mit hellem, fast gellendem Geschrei faßte sie meine Hände und erklärte: das sei's und nicht das schmutzige Wasser, welches sie verhindert habe, sich den Tod zu geben, und eher könne sie nicht sterben und wolle das schlimmste Leben ertragen, bis sie den Grund erfahren habe.

Wir hatten ihr daheim den Charakter des Menschen, dem sie sich anvertraut hatte, zu oft mit den natürlichsten Farben vorgemalt, als daß es das Geringste genutzt haben würde, das alte Lied zu wiederholen. Dem Bruder, den Fremden konnte sie nicht glauben; nur ein Mann wie der Polizei-Inspector Laube war berufen, einem solchen Wesen die Räthsel des Lebens genügend, das heißt verständlich zu lösen. Er that dieses später sehr bereitwillig, nachdem er dem Agenten Zeit gelassen hatte, sich mit dem Freund von der Feuerversicherung, welcher schlauer Weise mit des Paten Briefstache über Bremerhaven gegangen war, in Liverpool zu vereinigen, um sodann die ganze Gesellschaft sammt der Briefstache, wahrscheinlich mit höchster Beachtung aller Formeln der Habeas corpus-Akte in die Heimath zurückzuführen.

„Mein liebes Fräulein,“ sprach der Inspector, „des Schicksals Stimme, welches sagen will, die Angst vor der Polizei und der Staatsanwaltschaft ist bei nicht wenigen Individuen doch noch mächtiger als der Zug des Herzens. Bauen Sie auf das Wort eines Mannes von Erfahrung, mein theures Fräulein, es sind mir in meiner Praxis viele Leute vorgekommen, welche sich für den geliebten Gegenstand das Messer in die Brust gestossen hätten; aber nicht Einer, der nicht den Kopf und auch leider das Herz verloren hätte unter dem Eindruck des um ihn her spielenden internationalen Telegraphensystems.“ —

Mit der Fluth trat der Groden die Rückfahrt nach Hamburg wieder an. Die jungen Kaufleute waren glücklicherweise durch ihre Geschäfte in Kugelfasern zurückgehalten worden, und nur einige der älteren Herren, welche am Morgen meine Schiffsgenossenschaft gebildet hatten, gingen jetzt wieder mit uns stromaufwärts.

Louise Winkler hatte sich ohne Widerstreben an Bord des Dampfschiffes führen lassen; sie trug den Kopf gesenkt und hatte den Schieber herabgelassen, verschmählte aber ein Glas Punsch zur Stärkung in der Trübsal durchaus nicht. Ich setzte sie in den dunkelsten Winkel der von einer Dängelampe trüb erleuchteten Kajüte; sie war willenlos und matt gleich einem eigenjüngigen Kinde, welches die Ruthe gekostet, und sich sodann stundenlang angeschrien hat. Eines rechten Begriffes ihrer Lage war sie auch jetzt noch nicht fähig, und so schlief sie denn auch nach all' den Aufregungen und Leiden des Tages ebenfalls wie ein Kind bald ein, und es wäre nicht nur eine Narrheit, sondern auch ein Unrecht gewesen, sie zu wecken und durch moralische Lungenübungen wach zu halten.

Ich stieg wieder auf das Verdeck. Hinter uns zeigte und verdeckte in abgemessenen Zwischenräumen der Leuchtturm von Kugelfasern sein glänzendstes Licht. Es war recht kalt geworden, und die Nacht ward so dunkel, wie nur eine Novembernacht werden kann; aber ich schritt auf und ab, hörte den Wellen, den Rädern und der Arbeit der Maschine zu und merkte

wenig von dem Winde und der Kälte; ich befand mich auf der Heimkehr, und als sich das Schiff dem Ufer näherte, machte mich jedes Licht lautenwärts daran. Man wird unendlich milde nach einem solchen Tage, wenn man für sich selbst so viel Glück, so viele schöne Hoffnungen zusammengezählt hat; — von aller Unruhe, allem Groll und Haß war nichts zurückgeblieben, als ein tiefes Mitleid für die verkorenen, verführten und einsamen Seelen, deren Wege sich mit dem meinigen verschlangen.

VI.

Achtzehnhundertzweiundsechzig.

Wenn der Abend herabgesunken ist, wendet sich der Wanderer gegen seine Fußstapfen, und sie verfolgen ihn oft sogar bis in seine Träume. Das ist erklärlich; denn, o Bruder Straubinger, was für einen Weg haben wir hinter uns! was für Glossen haben wir zu machen über grobe Wirthe, schlechte Herbergen, Polizei, Fische und Bilegen, Hitze und Kälte, Hunger und Durst! Wie oft haben wir unsere Stiefel in der aufgeweichten, gerstlichen Landstraße stecken lassen! wie oft hat man uns in die Irre geschickt, um sodann hinter uns her zu lachen und seinen Witz an uns zu üben!

Was haben sie uns Alles in's Wanderbuch geschrieben! Und, Bruderherz, — komm heran — ein Wort in's Ohr: weißt Du noch da und da, das und das? Bruder Straubinger, ganz blind und dumm sind wir doch auch nicht durch die Welt gelaufen, und wer kann die Schritte zählen auf dem Kerkholz, welches die ewige Gerechtigkeit für uns neben die große, dunkle Töhr, die in das große dunkle Ungewisse fährt, gehängt hat?

Man hat gewöhnlich Grund zur Verwunderung, wenn man sich mit untergehender Sonne gegen seine Fußstapfen wendet; wenn es auch oftmals kein Vergnügen ist, auf den zurückgelegten Weg bis in die undeutlichste Ferne zurückzublicken, so ist es doch immer interessant, zumal da der Punkt das Ziel, von welchem aus man zurücksieht, sehr häufig hinter der Erwartung des jungen Morgens zurückblieb. Wenn nur nicht das Interesse so oft in das Grauen überging! Jeder Augenblick des Lebens kann zu einem Gespensst werden, welches nach Jahren hinter der spanischen Wand des Vergessens hervortritt, gleich dem Skelett in der Pantomime, und fettenrassend der Gemüthsruhe, der beschaulichen Behaglichkeit des Sonntag-Nachmittags oder der stillen winterlichen Abendstunde ein Bein stellt.

Da steht ein Blatt Papier, vor mehr als dreißig Jahren vollgetriggelt, gegen mich auf, und was, „als wir noch jung waren,“ zwischen Orimum und Lachen in gewöhnlicher Dinte auf gewöhnliche Lumpen niederschlug, das erscheint nunmehr plötzlich in gelben Feuerzügen an der Wand, um Zeugniß zu geben, daß der Mensch alt, sehr alt wird. Es raschelt in den vergilbten Blättern, und eine kleine allerliebste Faust wird mir unter die ehrwürdige Nase gehalten, und Frau Mathilde Sonntag liest ab aus dem worderdustigen Schlußheft:

„Von allen Erdbegorenen weiß ein Jurist am besten mit Gespensstern umzugehen; ein Ding, welches nicht mehr vor Gericht citirt werden kann, ermaugelt

für ihn jeglicher Bedeutung, und wenn er, — was geschehen kann — es citiren muß, um einen Nebenmenschen in die Dinte zu reiten, oder ihn daraus zu erretten, so thut er es zwar mit Pathos, aber doch mit innerlichster Verachtung und potenziertestem geistigen Aufschluden.“

Hier sitze ich, August Hahnberg, mehr als sechszig Jahre alt, und versuche es, den alten morchen Faden, welcher vor einunddreißig Jahren abbrach, weiter zu spinnen, während Atropos zuwartend die Spitze der Altjungfern-Nase an der Scheere reibt:

„Nach“ fort, mein alter Raabe; es bricht ein anderer Faden, der sich nicht wieder anknüpfen läßt.“

Ach Frau Mathilde, ich gesthe, daß ich es nicht verdient habe, wenn man nächstens an meine Thür klopfen wird, um mir einen Strauß und eine Pastete, so wie die besten Geburtstagswünsche bringen wird. Frau Mathilde, der ich sage es, daß mir ganz und gar zu Muthe ist, wie jenem Herrn Böttcher sein mußte, welcher sein ganzes Leben durch in Kummer und Sorgen die große Kunst, Gold zu machen, suchte und zuletzt in Ketten und Banden aus dem Königstein etwas viel Besseres fast gegen seinen Willen fand, nämlich die Kunst, Porzellan zu machen, und dafür kurfürstlich sächsischer Hofrath wurde. Ich bin nicht kurfürstlich sächsischer und königlich polnischer Hofrath; ich habe die Muthe bekommen und nachher ein Stück Kuchen mit vielen trefflichen Rosinen: ich danke bestens dafür, Frau Mathilde Sonntag! Fest überzeugt, daß bei einer neuen Sündfluth, um dem Geschlecht sein Recht zu geben, es nichts Anderes als Dinte regnen wird, hoffe ich zugleich nach Verwendung dieser Generalbeichte, nichts mehr Schreiben zu brauchen; hoffe ich, meine Feder an den Nagel hängen zu können, wie Sid Hamid den Engel; wenn auch nicht mit gleich gehobnem Gefühl, wie der weise Maura. —

Der Abend ist herangekommen, als sollte wirklich so etwas wie eine Dinten-Sündfluth daraus werden. Wer aber erfahren hat, wie merkwürdig schwarz die Nacht unter Umständen sein kann, der weiß auch, wach' ein Licht ein einziger Johanniskäfer in den Buch zu werfen vermag; vor einer halben Stunde ist Mathilde fortgegangen und hat mir das „Familien-Sündentregister“ auf dem Tische zurückgelassen.

Wie gesagt, da liegt es, und hier sitze ich, Augustus Hahnberg, Michels Sohn, und darf fortfahren, wo ich vor einem Menschenalter angehört habe — o lampyrus noctilua, o Frau Mathilde, Frau Mathilde! —

Das junge Volk glaubt, den Lebensprozeß contra Hahnberg gewonnen zu haben. Sie kommen, jung, gesund und lachend, sie bringen mir ihre Kinder, ihre sonnige Gegenwart, ihre schmeichelnden Hoffnungen, sie sind mitleidig, weil sie glücklich sind, streicheln mir das Kinn, schieben mir weiche Polster unter die Hüfte und hinter den Rücken; sie sind so zärtlich und verlangen weiter nichts, als daß der alte, mürrische Raabe im Großvaterstuhl seine drei Kreuze unter die Acten mache; und die Vergangenheit, welche ihrer Zeit auch wohl dann und wann ihrer Willen gehabt hat, hält die Nase vor dem Wiederbunt zu und thut dem lächelnden Tage den Gefallen.

„Ach Joseph,“ sagte ich auf der Treppe, „wir haben ein großes Unglück in Gedult zu tragen. Wiege Dein Zunge mehr Glück im Leben haben, als wir Beide —“

„Gott segne Dich!“ schluchzte Joseph — und die Gedankenstriche, welche dann einige Zeilen weiter folgten, bedeuten ein Menschenalter, und je weniger diese Vorstellung zu bedeuten hat, desto jimmiger wird sie.

Ich machte mich sonst aus der Umarmung meines Freundes Joseph Sonntag los, ging die Treppe hinunter, dann durch die Gassen, und zuletzt, ganz leise, an meine Geschäfte. Bedachtsam setzte ich mich vor dem Actenbausein nieder, schnitt eine neue Feder im harten Kampf gegen das Zittern der Hand und schrieb auf einen reinen, weißen Bogen die Formel, welche man früher den Chirurgen in den Lehrbrief schrieb:

Sis strenuus, audax, solers et immisericors.

Ei stark, Kühn, gewandt und mitleidlos.

Mit ironisch wilder Gewalt packte ich das Leben; ich wußte, daß der Egoismus gleich dem Lichte seinen Strahl unentlich brach und den Dingen ihre Farbe gab; ich nahm den Egoismus für das Licht dieser Welt und richtete mein Denken und Thun danach. Das Leben war mir das Tuch voll reiner und ununreiner Thiere, welches dem fastenden, hungernden Apostel vom Himmel herabschwebte, und ich vernahm dieselbe Stimme, welche zu Peter dem Menschenfischer auf dem Dache zu Joppe sprach: Schlachte und is! — Stark, Kühn, gewandt und mitleidlos hatte ich mir meinen Weg zu bahnen; ein Rückblick aber mag mir an dieser Stelle gegnnt werden.

Es leuchtete kein lichter Stern in der Stunde meiner Geburt; manch' ein ganz gewöhnliches Paten-geschenk, welches sonst ein auch hartherziges Schicksal, ohne alzu saure Miene in die Wiege legt, war mir mürrisch vorenthaltend worden. Es regnete, als ich den ersten Schrei ausstieß, und unter dem Regenschirm habe ich mein ganzes Leben hindurch gehen müssen.

Ich sah das Kleine, kümmerliche, Vertrieblide in einem viel dunkleren Winkel, als jener war, über welchen sich mein Bündel August Sonntag so sehr bellagt; das Peiterte, Kriechende, Kriechende, Ammutige, welches mein Freund Joseph selbst in seinen trauglichsten Tagen zu geben hatte, ist mir von Niemand gegeben worden. Niemand in meiner Kindheit durfte ich mich einer Freude wahrhaft erfreuen; jeden kleinen Genuß hatte ich durch List, Gewalt oder gar heimtlich zu erhaschen; und wenn mein Körper in gleicher Verkrüppelung wie mein Geist aufgewachsen wäre, so würde ich heute in einer Marktbude oder in dem Glasfassen eines anatomischen Museums als eine recht lebenswürdige Werkwürdigkeit gezeigt werden. Ich wuchs aber ziemlich normal auf, bekam Zähne und ein scharfes Auge, wuchs schneller aus meiner Kindlichkeit als aus meinen ersten Hosen, und erlaube mir die Bemerkung, daß es ein interessantes aber fürchtbares Buch in der Welt geben würde, wenn es einmal einem Kinde — gleichviel welchem — gegeben wäre, seine Philosophie in ein System zu bringen und niederzuschreiben. —

Ueber mein Verhältniß zu der Tochter des Nach-

bars habe ich heute als Greis nichts weiter hinzuzusetzen, als daß ich nicht so thöricht bin, mich gegen die Gewißheit, daß eine Vereinigung mit ihr ein großes Unglück gewesen wäre, zu sträuben. Ein dumpfes Bewußtsein der sprechlichen Fähigkeit, den Schwaden elend zu machen, habe ich eigentlich immer gehabt.

Mein Leben ist schlüfrichtig nach den Prämissen verlaufen. Wenn ich meinen Augenblick des Triumphes hatte, so bin ich doch im Siege matt geworden, und habe somit das Schicksal aller Derer getheilt, welche nicht Heroen werden können. Nun ist die Zeit der Ausgleichung; die Linderung gesonnen; ein langes, mühsames Dasein hat mich müde und dadurch weicher gemacht; meine zweite Kindheit wird vielleicht um Vieles glücklicher sein, als meine erste, und jedenfalls werde ich nicht mit dem Geschrei aus der Welt scheiden, mit welchem ich sie betrat.

Inmisericors, ohne Mittel, auch gegen mich, werde ich jetzt meine Laufbahn bis zu den gegenwärtigen Stunden darlegen.

Tenen, welche den wenigsten Genuß und Nutzen, aus dem, was man gewöhnlich Glück nennt, zu ziehen verstehen, fällt dieses sogenannte Glück sehr häufig in größter Fülle zu: die Geizigen dürfen Geld nach Belieben aufhäufen, die Dummköpfe erhalten die schönsten Frauen und wohlthätigsten Titel, die Wurzelpöcher erhalten einen weiten Kreis gutmüthiger, fröhlicher Menschen, welchen sie nach Kräften die Existenz ungemüthlich und zu einer Dual machen dürfen; den Gleichgültigen und Stupiden werden auf Reisen alle Herrlichkeiten der Welt vorgeführt, und der Advokat Dagnenberg bekam eine Praxis, welche manchem geldthüchtigen, kinderreichen und ehrgeizigen Kollegen ein Dorn im Auge war.

Ich habe manchen Rattenkönig menschlichen Kergernisses auseinander gerissen; ich habe durch manche lange Nacht die Fäden manches närrischen Wirrals zu entwirren gesucht, während hundert angstvoll klopfende Herzen, ungeduldig in Hoffnung und Furcht auf das Gelingen oder Mißlingen meiner Mühen warteten. Ich habe läßt über das Gebeltes und Gezerr liebender Verwandten, welche sich über eine Erbchaft zankten, hinweggehoben; ich habe siegreich erkämpfte Lumpen und Lappen jeglicher Art an meine Klienten vertheilt; ich habe um Rittergüter und Menschenleben gestritten und habe Schlachten gewonnen, die mich hätten stolz machen können; wenn der Stolz ein Genuß für mich gewesen wäre; lieber fand ich eine gewisse Befriedigung nur, so lange der Kampf dauerte, nicht aber mehr, wenn er beendet war.

Das was die Menschen „Glück“ nennen, läßt sich niemals unter den Schessel stellen, und so wurde auch mein Glück bald offenkundig und meine Arbeitskraft bekannt. So war's denn kein Wunder, daß bald Verdruss, Kummer, Kränkung, Unglück, Neid und Haß einzeln und haufenweise meine Thürhölzer zogen, und von mir vor irgend einer Erbengewalt vertreten sein wollten. Als das Apotheker- und Droguerie- Waarengeschäft Spierling und Compagnie Banquerott machte, war's mir zur Gewißheit geworden, daß ich binnen kurzer Zeit ein recht wohlhabender Mann sein werde. Ich trieb lustig vor dem günstigsten Winde dahin; während sich von dem Braud

des andern reichen und einst sehr seelthüchtigen Schiffes kaum einige schlechte Planken und leere Tonnen retten ließen.

Nachdem der letzte Wimpel des Hauses Spierling versunken war, begann ich meine Vormundschaft über Joseph und August Sonntag mit dem festen Willen, sie zu einem guten Ende zu führen, wie ich es meiner Zugesliebe versprach; aber ich vermochte es nur auf meine Weise, und die Wirkung des Eisens auf den Sandstein wird stets dieselbe bleiben. Das Erste kann den Andern wohl mitteliren und ihm alle möglichen Formen geben; aber es kann nimmer sein Wesen, seine Natur verändern. Ich sah ein, daß ich nur dem Kinde Karoline's von wirklichem, bleibendem Nutzen sein könne, und danach richtete ich meine Handlungsweise ein.

Um des Kindes willen durfte ich den Vater nicht in zu begabliche Umstände versetzen; ich hielt eben die Schule, in welcher ich selber aufgewachsen war, für die beste und naturgemäße, und August Sonntag hat nur die eine Seite der Medaille gesehen und danach, wenigstens lange Zeit hindurch, mein Wollen geschätzt und abgemogen. Auch das war naturgemäß, und es läßt sich nichts dagegen sagen.

Ich liebte dieses Kind, welches mir so plötzlich in meiner Einsamkeit auf die Arme gefallen war. Es kam mir vor, als wolle das Schicksal mir in diesem jungen Menschenleben eine Brücke zu einem freundlicheren Dasein schlagen; es konnte gewissermaßen die Versöhnung einer kranken Natur mit der Welt bewerkstelligen, und anfangs unbewußt, dann aber ganz klar, hatte ich das Mandat auch in diesem Sinne angenommen.

Mein ganzes Wesen hatte mich auf das Experimentiren mit den Dingen hingewiesen; ich süßte mich stark — strenuus et audax — und meine juristische Laufbahn war wohl geeignet, mich in meiner Selbstschätzung zu befestigen und zu stärken; ich wollte mein Mündel zum Menschen bilden, zum Menschen, wie ich ihn verstand — stark, lähn, gewandt und mittellos; zugleich war es aber meine feste Absicht, ihn glücklicher zu machen wie mich; die Art und Weise freilich, wie der letztere Punkt in's Wert gesetzt werden sollte, war die dunkelste Stelle in meinem Erziehungsplan. Nicht mit rosenfarbiger Dinte schreibe ich dies Blatt; ich habe es mit Allem sehr ernst genommen und will an diesem Ort gestehen, daß ich stets Bitterkeit auf der Zunge schmeckte, wenn ich den Mund zum Lächeln verzog. Da ich die Bitterkeit nie für das Unerdelste auf Erden geachtet habe, so mußte ich fast unbewußt dafür sorgen, daß mein Mündel sie in vollen Mägen zu kosten bekam. Es war das Recht des Sohnes meines Zugesfreundes, mich anfangs für eine Art bösen Principes zu halten; was ich jedoch nach dem Tode Karolines noch an Neigung zu vergeben hatte, das häuete ich auf diesen Kindekopf, und während mich der Knabe für einen nahen Verwandten des Hoffmann'schen Sanntmannes nahm, wachte ich mit Argusaugen über seine Entwicklung und grübelte, ihm den Weg frei zu machen.

Mit Bedachtsamkeit habe ich das Manuscript meines Bzglings gelesen und habe nichts dagegen zu erinnern. Es ist objectiv genug gehalten und giebt mir Recht, wenigstens bis zu einem gewissen Grade.

Daß die Lebenslinien und Anschauungen zweier vernünftigen Wesen nicht in alle Ewigkeit parallel neben einander herlaufen werden, weiß ich; — halten ja das selbst die Herzen zweier Liebenden ungemein selten aus.

* * *

Ich verschaffte dem Vater August Sonntags die Mittel, die Arbeiten, welche ihn erhelten, und den letzten kümmerlichen Funken von Selbstthätigkeit in ihm vor dem Erlöschen schätzte. Ich hätte ihn freilich die gewohnte Traumeristenz fortspinnen lassen können, aber das lag nicht in meinem Plan, denn ich wollte das Kind des Träumers in meinen Kreis ziehen, und dazu gehörte die Dunkelheit, die Armeligkeit, ja sogar der Schmerz in jeder Beziehung. Künstlich mußte ich den Sohn Karolinens in der Wüste und Dede halten, welche mir zu Theil geworden waren; aber es war meine Absicht, das Licht, die Freiheit, den Reichthum zur rechten Zeit kommen zu lassen; und wenn nicht Alles so geworden ist, wie mein Schema es vorzeichnete, so kann ich doch sagen, daß ich es war, welcher das Eisen in das Blut des Sohnes Joseph Sonntags legte, und ihn vor dem Kryptogamenleben des Vaters bewahrte.

Ein eigenthümlich erfreuliches Bild hat mein theurer Schützling von mir entworfen! Ich sehe mich leibhaftig in die Thür kommen, „sehr elegant, schwarz vom Kopf bis zu den Füßen, unerbärbaren Trittes, hüftelnd mit seitwärts gefenstem Kopfe, kaum zu unterscheiden von dem Schatten der kommenden Nacht.“ Etwas unheimlich ist das Ding jedenfalls, und die Vergangenheit steigt mir recht lebendig aus dieser Schilderung empor.

Wahrlich, ich war ein starker Mann! Ströme von Dinte hatten mich nicht erfäuft; ich stand fest in meinem philosophischen System, — glatt und tügelrund und ohne die geringste Hautbabe zur Bequemlichkeit des lieben Nächsten und Nachbars. Meisterlich spielte ich Schach, und der Verfasser des Buches vom Prediger Salomo hätte seine Lust an mir haben müssen: Alles, was Dir vor den Händen kommt zu thun, das thue frisch; denn in der Hölle, da Du hinsiehst, ist weder Werk, Kunst, Vernunft noch Weisheit.“

Im harten Kampfe gegen die sanfteren Gefühle und Herzensregungen setzte ich mein Erziehungsexperiment fort. Es war wohl nöthig, daß ich dann und wann die Rinderspiele unterbrach und meine schwarze Figur vor die bunte, märchenhafte Laterna magica schob. Das leichte, schnellfluthende Blut der Eltern verleugnete sich nicht in dem Kinde. Der Mensch, den ich formen wollte, durfte nicht im phantastischen oder vielmehr phantasiereichen Halbunsel die Tage verleben, durfte nicht sich diesen janzberischen Gallucinationen hingeben, welche den Geist für's ganze Leben in eine feine blaue Wolke hüllen, und ihn der Welt und die Welt für ihn zu einem mehr oder weniger reizenden, aber immer verschwimmenden, unbestimmten, unwahren Etwas machen können.

Der Erfinder des Coprosaurus sonntagianus hat die kalte, kuscherne Dand, welche ihm auf dem Scheitel lag, vortrefflich beschrieben, und ich bedanke mich ganz gehorfanst dafür; aber eben diese mittellose Hand hat ihm treffliche Dienste geleistet. Der schwarze

Mann mit der kühlen deutenden Hand im schwarzen Glacéhandschuh ist ein guter Wegweiser gewesen, und ihm allein hat es August Sonntag zu danken, daß er, als sein Vater naturgemäß unaufhaltsam sein trauriges Schicksal erfüllte und vorzeitig, viele Jahre zu früh, in die Schwachsinigkeit des Alters und zuletzt in den Tod sank, sich aufrichten konnte, um die ersten Griffe der wahren Selbstthätigkeit in das Leben zu thun.

„Sein „Freund“ der Netar Hahnenberg gab es auf, meinen Vater durch Borwürfe oder Ironie zur Thätigkeit zu bringen, und ich, der Knabe mit der erwachenden Lust am Leben, an der Bewegung und Selbstthätigkeit, stand zwischen diesen beiden Männern in einer unbeschreiblichen Verwirrung der Gefühle,“ schreibt mein Schutzbefohler und ahnt nur dunkel, welch ein Lob er mir dadurch erteilt.

Gewiß war ich der Freund Joseph Sonntags, war's trotz jenes Blattes, welches ich vor dreißig Jahren mit meiner Verwirrung der Gefühle bedeckte; retten konnte ich ihn jedoch nicht; denn er war das andere Extrem, auch er bot im letzten Grunde der Welt keine Hautbabe mehr; jeder Ausstoß von außen wirkte auf ihn nur noch gleich einem Schlag auf ein Federbett.

Die Verwirrung der Gefühle des Knaben, welcher zwischen Vater und Vermund stand, war das erste Zeichen davon, daß mein Erziehungsplan anfang, Früchte zu tragen. —

Mein Mündel spricht davon, daß ich sein sittliches Wesen dermaßen zurecht geschüttelt habe, daß er die Zähne zusammenbeißen mußte; — auch das war wohlgethan und hat sich — trotzdem ich meinen Willen nicht vollständig durchsetzte — in den Folgen so gezeigt. Wohl habe ich ihn „am Verstande gefaßt“, und wenn er heute kein großer Rechtskundiger und Ründiger ist, so ist er immer doch ein tüchtiger Arzt und Chirurgus, strenuus, audax, solers et immisericors geworden, welcher sich im Augenblick der Noth nicht ziert und das Messer ergreift wie — wie — wir in der Zeit, als wir noch jung waren!

Es war gewiß nicht meine Sache, für das Herz und Gemüth meines Schützlings Sorge zu tragen; die lagen weit genug gebettet in dem Blute der Eltern, und meine Hand hätte noch viel kälter auf dem Haupte des Knaben lasten können: der milde halb kindliche Vater und die tocte Mutter würden doch ihr Recht und Reich behauptet haben. —

Während ich so mein Mündel über die Kindheit glücklich weghob, und im Stillen mit ihm sehr zufrieden war, hatten sich meine eigenen äußerlichen Zustände im beschleunigten Verhältnis fortwährend, unaufhaltsam gehoben. Was ich unternahm, gelang; was ich wollte, geschah. Wenn ich mich früh in meine eigene seltsame Welt zurückgezogen und ihr Mauern mit Schleuder und Bogen gegen alle Angriffe vertheidigt hatte, so war jetzt die Zeit gekommen, wo ich meine Thore weit aufsperrten konnte, ohne Gefahr zu laufen, auf mein eigenes Markt verhöhnt, verspottet und mißhandelt zu werden. Ich durfte meine Meinungen frei halten, denn ich hatte Erfolg gehabt; ich besaß Diener, Hilfsgegnossen, Kameraden so viele ich nur wollte, ich hätte freien können, und die Besten, das heißt die Angenehmsten, würden mir auf meinem Wege

gefolgt sein; — mein Spiel war dem Leben gegenüber gewonnen, aber ich hatte es mir selber gegenüber verloren: ich hatte als Kind, als Knabe, als Jüngling allein gestanden, ich stand allein als Mann, und ich hatte die Aussicht, als Greis allein zu stehen. Der Abgrund, welchen ich selber zwischen mir und dem Tage gegraben hatte, ließ sich durch die Mittel des Tages nicht ausfüllen; ich fand keinen Gefallen am Mann, und am Weibe auch nicht, wie auch Herr Rosenfranz mit Frau, und Fräulein Güttenstern dazu lächeln mochten.

Mit wirklich geheimer Zufriedenheit beobachtete ich, wie mein Schübling anfing, immer unzufriedener, misgünstiger, wilder an seinen Ketten zu zerren; indem er mir als Gegner gegenüber zu stehen glaubte, bildete er sich von Tag zu Tag mehr zu meinem Genossen. Ich hatte meine Berechnungen trefflich gemacht; die Gewißheit, daß ich mich in der Abwägung der guten und bösen Kraft in der Brust dieses Jungen, mir anvertrauten Lebens um keine Unze geirrt habe, wurde immer klarer, und je näher ich den Augenblick sah, in welchem wir uns über den Abgrund die Hände reichen würden, desto fester hielt ich den jungen Vogel, der die Kraft seiner Flügel zu fühlen begann, an der Nistlosigkeit des Vaters. —

„Allen Gewalten zum Trost sich erhalten,“ — jetzt galt es dem in der Einsamkeit erzogenen Jüngling auch das Leben in den Gassen, ohne Schminke und Beschönigung zu zeigen. Es galt, ihm den Gefallen an die Seite zu stellen, der jedes höhere Dasein verneinte, welcher mit Behagen in dem Sumpfe schwamm. Ich wußte, was ich that; ich wußte, daß hier die Breite einer Messerschneide die Entscheidung geben werde; aber ich zögerte nicht einen Augenblick, und August Sonntag war mir heute zugestehen, daß ich ihm keinen größeren Beweis meines Vertrauens geben konnte.

Auf dem Blatte aus dem Jahre Achtzehnhundertneunundzwanzig erzählte ich, wie jenes vollberechtigte Bruchstück der menschlichen Gesellschaft, mein Schreiber Karl Pinnemann, gleich einer klugen Katze mein leeres Schiff verließ; heute habe ich zu berichten, wie das was damals etwas Zufälliges, Kleinliches, Gleichgültiges war, zu einem Verhängniß geworden ist.

Stets achtete auch ich die Gelassenheit für eines der höchsten Güter, welche der Mensch auf dieser Erde erringen kann; aber die Gelassenheit unter allen Umständen, die Gelassenheit jedem Wesen und Dinge gegenüber, die Gelassenheit in jeder Lage, sei sie bequem oder unbequem, drohend oder lächelnd, gut oder böse. Ich habe mir viele Mühe gegeben, diese schwere Kunst der Gelassenheit zu lernen; ich habe Gelegenheit gehabt, sie in tausend und aber tausend Verhältnissen zu erproben, und es hat lange gedauert, ehe ich nur verhältnismäßig als Sieger in dieser Beziehung aus den Conflicten, welche jeder neue Morgen bringt, hervorging. Wenn die Selbstüberwindung das Höchste ist, was der Mensch in ethischer Beziehung erreichen kann, so ist die Gelassenheit, die absolute Gelassenheit eine sehr hohe Stufe der Leiter, von welcher der Mensch auf das Weltgewirr hinabsieht.

Ich bin manchen Naturen gegenüber gelassen geblieben, in Collisionen, welche Tausende, Hunderttausende aus dem Gleichgewicht gebracht haben würden, und, wie seltsam es auch klingen mag, so sitze ich denn hier, und die Feder in der Hand, zu erklären, daß ich niemals irgend einen Menschen anders als — sehr sanft von mir gewiesen habe, und daß ich auch in dieser Beziehung das Joch des Lebens mit Geduld trug. Karl Pinnemann ist mir sehr lieb gewesen, als eine Studie, als ein sehr brauchbares Object sehr gefährlicher Untersuchungen. Und so bin ich denn auch gestraft, wie ich gekündigt habe: die ganz gewöhnliche, schufstige Mittelmäßigkeit nahm mir die Loupe aus der Hand, um sie mir an die Nase zu werfen.

Dieser Pinnemann, welcher, wie mein Mädel treffend bemerkt, uns überall zur Seite steht, und überall entgegentritt, uns überall auf dem Fuße folgt, welchem man Alles abkämpfen muß, um „zulezt, selbst im Siege mit der eigenen Persönlichkeit für den Sieg zu büßen;“ dieser Pinnemann, der Coprosaurus der menschlichen Gesellschaft; war der Mann, welchen ich brauchte, um den Stahl im Blute Augusti Sonntag's zu erproben. —

Seit jenem hungrigen, dunkeln, sturmvollem Abend, an welchem der Schreiber an meiner Fähigkeit, mich im Leben fortzubringen, verzweifelte und mich ausgab; seit jenem Abend, an welchem Joseph Sonntag mich an das Sterbebett seiner Frau holte, seit jenem Abend hatte sich die Sonne, wie schon bemerkt, mehrfach darauf besonnen, daß sie im letzten Grunde doch verpflichtet sei, eine Rolle in meinem Leben zu spielen; worauf die kluge Katze sofort die Ueberzeugung gewann, daß das verlassene Schiff doch wohl noch seetüchtig zu nennen sei, und daß das überschnelle Ueberbordspringen und Fortschwimmen zum mindesten vorzeitig genannt werden könne. Ich hatte also das Vergnügen, von Neuem mit Pinnemann in Verbindung treten zu dürfen; eines Morgens trat er wieder bei mir ein, und ich hielt es nicht der Mühe werth, ihm stumm mit der Spitze des Federbartes die Thür zu weisen; wenn ich ihm auch nicht seines alten Platz mir gegenüber zurückgab, so erlaubte ich ihm doch, mir in alter Weise die Neugierigkeiten der Stadt zu erzählen. Ich bin immer sehr neugierig gewesen.

Pinnemann weinte Dank- und Freudenbränen; denn es war nunmehr schon keine Kleinigkeit, für einen Burschen seines Gelichters, in meinem Bureau Zutritt zu haben; es fielen Knochen ab, die er in seinen Winkel tragen konnte; mit dem „dreimal höheren Licht“ aber konnte ich ihn in jedem beliebigen Augenblick in die Tiefe hinabwerfen. Vollkommen richtig sagte er auch mit einem bewunderungswürdigen Instimm-seine Stellung an; er wußte, daß er wie der Rathgeber eines persischen Königs auf einer Goldplatte stand, welche er zum Geschenk bekam, wenn sein Wort dem Autokraten gefiel; von der er aber herabgeworfen wurde, um Prügel in Empfang zu nehmen, sobald er sich im mindesten vergaß oder Ungefälliges redete.

Dieser Mensch war mir das Barometer der Gemeinheit des Tages; seine Worte und Werke hatten nicht den kleinsten Einfluß auf meine Anschauungen und Gefühle; ich gebrauchte ihn, wie man ein Wetter-

glas benutzt, und eine ähnliche Bedeutung sollte er für meinen Schübling in der dunkeln Kellertube gewinnen.

August Sonntag hat nicht geahnt, daß er unter der strengsten Aufsicht der Führung des Agenten anheimgegeben war, er hat es nicht gewußt, daß ich stets wachsam hinter ihm stand, daß in dem Augenblicke, wo die Gefahr des Straußens am größten, die helfende, haltende Hand, wie im Sprichwort, auch am nächsten war. Aber auch ich hatte keine Ahnung, keinen Begriff davon, daß in dem Moment, wo ich meinen Plan und die Erzählung des Mündels vollendet glaubte und den Schalter in meinen innersten Lebenskreis einführen wollte, eine noch stärkere Hand, als die meinige, ihn mir entreißen könne. Es war ein sehr harter Schlag, als jener blindgeborene Knabe plötzlich, unwiderrüßlich den Sieg über mich, alle meine Sorgen und Wünsche erungen hatte und mir Nichts ließ als meine selbstgeschaffene Einsamkeit und den Agenten Karl Pinnemann!

Meine Geschwister waren im Laufe der Jahre gestorben; nachdem die Mächten verständigerweise ihr kleines Erbtheil einer Stiftung für alte Jungfern und der Thierarzt seine Schulden mir vermachd hatten. Wenn aber an dem Begräbnistage Joseph Sonntag der Sohn Josephs in meine Seele hätte sehen können, so würden wir auf eine andere Weise oder gar nicht von einander geschieden sein.

Die uralte Sage vom Thurmbau zu Babel verkehrt sich noch jeden Tag; die meisten Menschen vermeinen unter günstigen Umständen ihr Glück so hoch aufstürmen zu können, daß sie an seiner Spitze die Engel im Himmel singen hören; ich jedoch habe zu keiner Zeit meines Lebens zu diesen phantastischen Naturen gehört, ich habe nie das Glück, den Glanz und Ruhm eines Erdenbürgers benützt; denn ich schützte mich in dem Kreise meiner Arbeit Jedem gleich: auf diesen blinden Bettler, diesen Friedrich Wintler bin ich eifersüchtig, eifersüchtig im höchsten Maße, verloren eifersüchtig gewesen.

Dies war der einzige Mensch, der mir nicht nur in meinen Erziehungsversuchen, der mir überall die Spitze bieten und gleichberechtigt entgegenreten konnte, und er hatte gewonnen, ohne daß eine Appellation an eine höhere Instanz möglich gewesen wäre.

Wein Mündel war vor dem Schicksal der Eltern bewahrt, er war stark gemacht vor der Welt; aber nun war diese Stärke doch eine andere geworden als die meinige; — der Jüngling, dessen Schicksal ich unaussprechlich mit dem meinigen verknüpfen wollte, ging seinen eigenen Weg — einen Weg, auf den ich ihn gewiesen hatte, auf welchem ich ihm aber nicht folgen konnte, auf welchem ich ihn einem andern, — einem besseren Führer überlassen mußte.

Wie August Sonntag es schilderte, verließ ich die Gräber Joseph's und Karoline's am Arme Pinnemanns; ich fühlte mich auch körperlich gebrochen und konnte diese Stätte nicht entbehren. Das Buch meiner Rechtfertigung aber ist hiermit abgeschlossen, und wie ich das Buch meines Lebens der dreißig Jahren unbesangenen im eigenen Ton niederzuschreiben begann, so mußte ich es heute in einem andern Tone fortsetzen und beschließen. Zu dem, was nach jenem Begräbnistage geschah, kann ich die alte Feyer wieder um ein

Beträchtliches herab- oder heraufstimmen! Beides ist mir gestattet; oder vielmehr zu Beiden habe ich das Recht.

Wie wir uns drehen und wenden, unser Leben, wenn nichts mehr daran zu rütteln und zu regeln ist, zurecht zu legen! Wir suchen das ganz Gewöhnlichste zu einem Symbol zu machen, um endlich dadurch doch noch zu einer matten Befriedigung zu gelangen. Wie die Dichter und Geschichtschreiber für die Handlungen ihrer Helden gern tiefsinnige und weitansgreifende Motive suchen und finden, so suchen und finden wir die Motive der Entwicklung unserer eigenen Persönlichkeit, und glauben um so objectiver zu sein, je subjectiver wir den Schlafrock um unsre alten Knochen geschlagen und je bequemer wir uns im Großvaterstuhl zurecht gerückt haben. Es gab eine Zeit, wo wir eine sehr gute Meinung von uns hatten, wo hohe Illusionen uns auf Schritt und Tritt unspielten; — was ist daraus geworden? Wir waren prächtiche Gesellen, jeder in seiner Art, das unterliegt keinem Zweifel; aber selbst die Remoten von Sanct Helena sind ein etwas abgeschmacktes Buch und von wenig Werth für die Geschichte des Verfassers, und zuletzt ist das nicht einmal unsere Schuld, liebste Frau Mathilde Sonntag; wir sind alleammt schwache Sterbliche, ob wir uns über Pinnemann oder die heben Allüren und die heilige Allianz aufhalten. Wir rechnen mit den Wellen, Schaumspinnen und Wäfen des Meeres, selten aber mit dem Meere selbst ab. —

Hier sitze ich und wundere mich immer mehr. Ist es erlaubt, hat man das Recht, im Alter so weich zu werden; oder bin ich aus einem abnormen Zustand in den andern gefallen? Es wäre mir sehr angenehm, wenn ich an dem heutigen Abend den Schein meiner Lampe weit über den gewöhnlichen Lichtkreis hinaus ausbreiten könnte. Es ist recht lebendig in den Schatten, welche mich nach allen vier Weltgegenden hin umgeben; aber ein klein wenig geistlich-lebendig; es wimmelt da unendlich maderhaft eine generatio aequivoca, welche ich nicht gern meinem armen magern Leibe näher haben möchte. Der Bischof Hatto von Mainz auf seinem Thurm im Binger Loch ist mir augenblicklich etwas mehr als eine liebliche Sage der Vorzeit; sehr gut kann ich mich in seine Gefühle versetzen, und sie sind nicht lieblich. Das knuspert und knuspert, das rauscht und rasselt und pfeift und nagt sehr bedenklich; — man verliert allmählig alles Vertrauen auf die felsenfesten Mauern, die eisernen Thüren, die engergitterten Fenster. Schon regt es sich im Wandschraub und tanzt unheilverdrängend um den fischen Raib schwarzen Brodes und den philosophischen Wassertrug; und was das Schlimmste ist, das Gezeug geht mehr in seine der sophistischen Hallen, die sonst so gute Dienste leisteten. Was würde der Notar Fahnberg beginnen ohne die „Meinung“ der Frau Mathilde Sonntag? Ver den Bildern, welche der Wunsch mit sich bringt, in gleicher Weise sein Leben als seine Meinung zu geben, hält kein Geistes Stand!

Ah, wer doch auch in dem Recterhause zu Hohendöhlingen geboren worden wäre und so schöne Puppen, so viel frische Lust und Sonnenschein und so

viele liebenswürdige Schwestern und Schätze der Schwestern zur Verfügung gehabt hätte, Frau Mathilde! Wenn Du Latein oder Griechisch verständest, Mathilde, könnte ich Dir vieler gelehrter, längst verstorber Männer Zeugnis dafür anführen, daß es schon seit unendlichen Zeiten Leute gab und giebt, welche ganz den nämlichen Wunsch gehegt haben. Nur die ganz und gar Verdienstlosen, zum Gemüthselch ein kleines netliches, naives Mädchen, erhalten das Beste, und wenn es ihnen in den Schooß gefallen ist, halten sie das noch gar für etwas Selbstverständliches und sitzen auf der Bank vor ihrer Mutter Thür, um die mißgelaunte, langweilige, mißsam im Schweiß ihres Angesichts vorbeipassende Menschheit anzulachen. Wahrlich, Frau Mathilde Sonntag, geborene Fräuling, wir wollen unseres Glückes zu freuen: es kann leider nicht Jedermann im Rectorhause zu Pöbennöthlingen geboren werden, und zu guter Letzt, um Allem die Krone aufzusetzen, den Erfinder des Coprosaurus zum Mann bekommen. Die Erdenbewohner werden gewöhnlich in viel verdrießlicheren Winkeln an's Licht oder besser in's Dunkel gesetzt und müssen sich mit dem eben genannten Wurm selber herumfalschen, ihr ganzes Leben durch, und die Ausnahme, liebe Mathilde, machte noch niemals die Regel, sondern beweist sie nur. Ich habe an dieser Stelle meinem Freunde Binneemann das Compliment zu machen, daß er sein Mögliches that, um mich über jenen, dem Begräbniß Joseph Sonntags folgenden Theil meiner Existenz leicht und bequem hinwegzujagen.

Ich war zu alt und nicht sentimental genug, um dem dummen Jungen und müßigen Wünderl nach zu blumen wie einer abgeschiedenen oder anderwärts etablirten Geliebten; ich konnte ihn nur laufen lassen und in wenig veränderter Weise fortleben, wie ich gelebt hatte, halte es auch unter meiner Würde, parhetisch zu versichern, daß mit diesem Factum die letzte Faser, welche mich noch mit der Menschheit verknüpfte, abgerissen sei. Ich arbeitete fort, das heißt, ich setzte in der gewöhnten Weise meine Persönlichkeit dem wimmelnden Allgemeinen entgegen; nur wurde der Kampf immer mechanischer; denn da der Zweck jetzt mit meinem Leben ebnete, so mußte mit den kürzern Tagen, den dunklern Schatten die große, kahle, leere Gleichgültigkeit mehr und mehr die letzte Lust an der Bewegung verdrängen. Nachdem eine Reihe bedeutender Prozesse abgewickelt und zu Ende gebracht war, gab ich meinen Klienten die Acten zurück und wies jede neue Arbeit ab und die Arbeitgeber an jüngere Kollegen, welche noch mehr Spaß und Befriedigung an der Sache fanden. Nur ein einziges verwickeltes Monstrum behielt ich für mich, in der Furcht, allzu sehr an das widerliche, monotone Schurren des Spinrades der Frau Justitia gewöhnt zu sein um, nicht gleich einem Müller beim Stillstand seiner Mühle in ein neues Unbehagen zu versinken. Neunzig Jahre und mehr hatte sich dieser Streitbandel hingeschleppt, und der erste Advokat, welcher eine Feder dafür eintauchte, trug eine Alonzoerröthe und Schnallenschuhe und unterzeichnete Notarius publ. caesareus. Er schrieb eine gute, feste Hand, aber sie wurde gitteriger, undeutlicher von Fascicel zu Fascicel und verschwand; eine andere Handschrift hatte sie ab-

gelöst, und wieder eine andere folgte; bis endlich die meingie sich einschob, um wieder durch Jahre und Jahre den alten verdrießlichen Unrath weiter zu schleppen. Das Streitobject war längst zur Neben- sache geworden, nur sein Gespenst lag wie ein unab- weislicher, tödlicher Alp auf der Brust eines neuen Geschlechtes, welches gewinnend oder verliertend nur Schaden und Verdruß zu gewärtigen hatte. Die Völker Europas hatten seit Beginn dieses Processes ganz andere Fäden aufzusechten gehabt und waren damit gut oder übel zu Ende gekommen; diese Narr- heit aber schien zu keinem Ende gelangen zu können, und was das Schlimmste war, die streitenden Par- teien waren gezwungen, den Haber bis zum letzten Spruch fortzusetzen. Was aber Andern das Schlimmste sein mochte, das war mir das Ölegene; Jahre lang hatte ich in dem entsetzlichen Staub und Wuß dieses Handels gewühlt und mich ebenfalls nach dem Ende geseht; nunmehr aber fing ich, abgelöst von allem Andern, an, mich mit dem aus diesen Actenblättern emporsteigenden lächerlich-tragischen Geiste auf sehr freundschaftlichen Fuß zu stellen; und der Tag, an welchem der mit dem Schweiß und Blut fast eines Jahrhundert's zusammengedrehte Strich durch den hohen deutschen Bund felsamer Weise und ganz gegen Jedermanns Erwartung abgeschnitten wurde, war ein Unglückstag für mich. An dem Tage, an welchem ich diesen Proceß, beinahe gegen meinen Willen, gewann, hörte ich meinem Barbier und dem Agenten Binne- mann zum ersten Mal ohne jene Ironie, welche die Gesunken, die Starren, die Götter auszeichnet. An diesem Tage war ich zum ersten Mal krank; krank in der schlimmsten Bedeutung des Wortes, und verfiel nicht den Banen der Unterirdischen, sondern der gemeinen und doch so unabweislichen Macht Dessen, was zwischen dem Tartarus und dem Olymp kriechend sich nährt, gleich mißachtet von der Tiefe wie von der Höhe.

Ich war müde, — nussäglich müde; der Moment der Erschlaffung, welchen ich seit so langer Zeit lang- sam hatte herankriechen sehen, und vor welchem ich mich in stillen Nächten oder noch schlimmer in stillen Minuten an widern, geräuschvollen Tagen, mitten in der sich überstürzenden Arbeit so sehr gesüchtet hatte, war herangeschlichen, war da; — ich fühlte es in allen Knochen und Seelensfasern. Hier lag die Ironie und die Strafe, August Sonntag! Daß Du persön- lich „sieghaft“ eingriffest, war weiter nicht nöthig; wenngleich ich den Wunsch, welchen Du weiter oben Deiner Frau andrücktest, ganz natürlich finde. —

Die mächtige Göttin Gelassenheit entfaltete ihre Flügel und entfloß. Sie, die flüchtigste aller Göttinnen — flüchtiger selbst als das Glück, die Jugend und die Schönheit — zeigte sich auch als die Undank- barste. Sie entschwand, ohne die geringste Rücksicht auf die vielen angenehmen Leidenenschaften zu nehmen, welche ich ihr mühselig zum Opfer gebracht hatte!

Bedürfnisse, welche mir bis jetzt fremd gewesen waren, stellten sich allmählig ein; verachtete Verhän- nisse gewannen plötzlich Bedeutung, und Manches, was ich lächelnd zu meinen Füßen sah, zeigte mir jetzt dräuend die Häute und Zähne. Ich fing an, meinen Puls zu fühlen und an die Kunst der Aerzte zu glauben; Alles in Allem genommen, wurde ich mensch-

sicher, aber auch zugleich unglücklicher — meher. Vielleicht wäre es jetzt ein Glück gewesen, wenn ich mich an irgend ein bequemes Kaster hätte klammern können, und ich versuchte das. Natungemüß, instinetmäßig griff ich den Geiz heraus und blutete mir eine kurze Zeit lang ein, in ihm das schlechte Gewicht für die eine leer gewordene Schale der Waage des Daseins gefunden zu haben. Leider sah ich bald ein, daß ich in einer angenehmen Täuschung befangen gewesen sei; — der Versuch schlug glänzend fehl; ich besaß keine Anlage, den Hund mit den toller großen Feuerangen über der Weltkiste im Keller zu spielen. So setzte sich denn die Judolenz, die schlechtere Schwester der Gelassenheit, an meine Seite, und der Augenblick, wo sie den Platz den Geisuen Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit überließ, konnte nicht fern sein: Pinnemann war mir jedenfalls schon unentbehrlich geworden.

Pinnemann hatte das Schachspiel erlernt, um mir auch nach dieser Seite hin, seine Existenz zu einem Vergnügen zu machen. Je älter ich wurde, desto jugendlicher schien er zu werden; er wuchs immer höher über sich hinaus, je weniger Widerstand ich seiner Zärtlichkeit entgegensetzte; wie kam er, wenn seine Gegenwart lästig sein mußte; er war immer zur Hand, wenn ich sie erträglich, — wünschenswerth fand. Er gab mir nie Anlaß, zu bemerken, daß unsere gegenseitige Stellung eine andere geworden sei; ich kurste noch immer mit ihm spielen, wie die Lake mit der Maus, wie Friedrich der Große mit seinem witzigen, französischen Tischgesellschaft, und so — gewann er den Sieg, und so verlag ich, wie mein Wandel, der Doctor Sonntag und der Geheimrath von Göthe sich andrücken, das Zauberwort, welches den Befehl wieder zum Befehl macht; so ward Pinnemann der Herr und Angst Habenberger der Diener. Ganz leigisch setzte ich Fuß vor Fuß, ganz langsam und bequem kam ich den Berg herunter, und als eines Tages der Herr Agent Pinnemann, um „nützlichenfalls bei dem betrübten kränklichen Zustande des Herrn Notars schnell zur Hand sein zu können,“ in mein Haus gezogen war, saßen ich und die Welt auch darin seinen Grund zur Verwunderung. Daß Hohenhühlingen sich noch darüber wundern könne, lag außerhalb meiner damaligen Anschauungsweise, daß es daran Antheil nehmen mußte, kam erst später zur Erscheinung. —

* * *

Wie oft richtet sich der allgewordene Mensch an Morgen aus seinen Kissen empor, um sich zu ärgern, wieder einmal aufgewacht zu sein? Wer eine Tabelle darüber führte, würde gewiß zu einem sehr trübseligen Resultat gelangen und die erhöhte Befähigung, dem gesunden, traumlosen Schlaf eine Probe zu halten, theuer erkaufen!

Es ist merkwürdig, welche entsetzlichen Gesichter die gewöhnlichsten Gegenstände, welche in dem allergemeinsten Höflichkeitverhältnis zu uns stehen, schneiden können; einerlei die des Frühling's und Sommer'sonne durch das Fenster scheint, oder der Regen und Schnee des Winters an den Scheiben niederrieselt. Hundert Gespenstererscheinungen richten sich mit uns bei einem solchen Erwachen aus den Kissen auf: das

Waschbeden erinnert Einen an ein prachtvolles, stilles, abgelegenes Flecken, überzogen und umgeben von Lemna trissula schwimmender Igelknoche, Wasser-nabel, Wasserfedern und Riedgras, wo Niemand uns unter den überhängenden Weiden suchen wird, bis es sich nicht mehr der Wähe lohnt, uns zu finden. Das Rasirmesser wird zu einer Schicksalsmacht, welche es auf etwas Anderes abgesehen hat, als auf die grauen Steppen unseres Bartes, und der Nagel hinter der Thür, an welchem der Schlafrock hängt, bekommt einen sehr dicken Kopf und eine sehr ungemüthliche Frage, welche die Zunge herandreckt, gleich einem Gehängten, und wenig mit den Weiden und Freuden des kommenden Tages zu thun hat. Zur allerbedeutlichsten Feindin aber ist ganz unmotivirter Weise die Uhr geworden, und der Kännel von krenzirten Auer, der neben dem Bisservialt steht, zielt mit einem Vögelchen auf uns, welches die Zeitfestsicherung des blinden Knaben mit der legitimen Fortdauer des Menschengeschlechtes zu einer nichtträchtigen Ironie macht. Daß das Hin- und Herhängen des Pendels in solcher Stimmung einen unzufälligen Reiz für uns haben muß, braucht kaum noch gesagt zu werden. —

„Er ist da! er ist da! der Menckelwagen hält vor der Thür, Herr Notar!“ rief meine Haushälterin, Madame Feuchtenbeiner, ausgeregt athemlos den Kopf in mein Zimmer stehend. „Der Herr Agent werden soleich nachfolgen.“

„Gefegnet sei sein Eingang und Ausgang; — ich habe nichts dagegen,“ sprach ich und fügte hinzu: „Vergessen Sie meinen Daperschleim nicht, Madame Feuchtenbeiner.“

Die Madame machte eine Bewegung gegen mich, als ob sie ein Wischellind auf und an ihr Herz nehmen wollte und verschwand; fünf Minuten später machte mein neuer Hausbewohner mir seine Aufnahme; nach einer Unterredung von zehn Minuten, endlich ich ihn mit der Bitte, meinen guten Ruf nicht allzusehr zu vergessen, und er verschwand und mit den gleichen Gesten, wie die Madame.

„Er wollte es nicht besser haben!“ würde Mathilde gesagt haben; mit welchem Recht wollen wir dahin geflickt sein lassen. —

Es kann sehr ungemüthlich werden, durch halbgeschlossene Augenlider die Zimmerdecke oder das Tapetenmuster der Wände zu betrachten. An und auf beiden Flächen können mannichfaltige Gestalten und Bilder vorübergehen, endlose Reihen von dagewesenen und nichtdagewesenen Dingen, spukhafte Schatten der Zukunft. Ehe wir gestern Abend in's Bett troden, beleuchteten wir thörichter Weise unsere Nase im Spiegel, — da liegt! die ganze Nacht hindurch schlügen wir uns mit dem lächerlichen, in gelben Flanell gewickelten Wesen, welches uns aus dem Glase entgegenblickte, herum. Wir hatten ihm zu beweisen, es sei der Papa Spielrath aus der Apotheke zur Königin von Saka; oder sonst so eine unberichtigte, hinsällige Wackelpfäffchen; es aber behauptete hinstellend und setzend, Habenberger sei sein Name, Notar August Habenberger, und seine Personacten besäßen sich in vollkommener Ordnung und man kenne es in der Stadt und es habe sich seines Rufes nicht zu schämen. Wir hielten uns die ganze Nacht hindurch an den Rehten, nachdem wir

von Worten zu Thätlichkeiten übergegangen waren; wir kauften und zerren uns hin und her, wir wollten einander aus dem Bette werfen; es klapperte des unverschämten Wierschäfers dürres Gebirn, immer lustiger und siegesgewisser; — ich füllte die beiden magern Kniee des Papa's Spielring in ihren eckhaften, abscheulichen schmutzgelben Flanellunterlagen wie zwei Schraubstöße auf der Brust; die giftige spitze Nase betropfte meine Augen, gleich dem Schnabel eines Raubvogels, der Athem entging mir, mit hellem Behagen erklärte ich mich für besiegt und die Philosophie des Ich bin Ich für eine Narrheit, — die Sonne schien auf mein Bett, und ich sah aufrecht in meinem Bette; die Sonne schien auf die geballte Faust, mit welcher ich soeben noch den Schwiegervater meines seligen Freundes Joseph von mir weggedrückt hatte; es war meine Faust, und es war die Faust des nächtlichen Spulgestohes mit all ihren fleischlosen Knochen, ängstlich hüpfenden Adern, Nungeln und Rippen; — ich bin doch Ich!

Da ist er. Da sitzt er. Er hat an die Thür geklopft, während ich betäubt und zer schlagen vom nächtlichen Kampfe mit dem höhnischen Spiegelbilde, fast bewegungslos liege, um meine Gedanken und Gliedmaßen zusammen zu suchen. Ich rief nur allzugern herein, und er kam tänzelnd und lächelnd mit unzähligen Büchlingen; — Pannemann! — er bringt seine eigene Atmosphäre mit sich; es ist der Duft der Gasse, aber es ist auch zugleich der Duft des Lebens, dessen wir selbst in dem Augenblick noch, wo wir im Begriff sind, uns den Hals abzuschneiden, bedürfen.

Da sitzt er neben meinem Kopflissen, ganz wie ihn die Frau Matilde sah; so glatt rasiert und glatt gestrichelt, so gemein-vergnügt, so hoch und aufkauerhaft, mit Ringen und Ketten und Büfennadel, mit dem unanständigen Eisenbeingriff eines tierischen Stöckchens um die Lippen, die Nase und das feste Kinn spielend, gesund, bestens conservirt, ein wohlverdauener heiterer Jüngling, trotz seiner wohlgezählten achtundvierzig Lebensjahre. Das ist so etwas ganz Anderes wie unser Wesen, unser Leben, wie unser Erwachen und vorzüglich etwas ganz Anderes als unsere Morgenstimmung! Er läßt sich durch die halbgeschlossenen Augenlider viel besser betrachten als die Wände und die Decke; Alles an ihm hat eine so wunderliche, so närrische Geschichte, und das zieht uns so kernigend von unserm innersten Dasein ab, indem es uns zu gleicher Zeit darin Recht giebt. Diese Verände! dieses Augenglas! ist es nicht besser, sich zu fragen, was unter der ersten vorgehe, wie die Welt sich durch das zweite ansehe, als sich von dem Papa Spielring, der vor dreißig Jahren begraben wurde, über seine Identität zweifelhaft machen zu lassen? Wau hat es ja, wenn man je einen Werth darauf legte, längst aufgegeben, an jeden Vorgang eine Moral zu hängen und die Beispiele des Guten und Sittlichen Allem, was draußen vor der Thür passiert, um den Kopf zu schlagen: so lauscht man denn mit Behagen dem Geplätscher der Tagesneuigkeiten, wie einem Bache, dessen Geräusch bestänzlich seit undenklichen Zeiten als das Nonplusultra aller Einspärungsmittel von den Poeten der profanen Weisheit der Erdenlinder empfohlen worden ist.

Und Pannemann berichtet liebkosend den Eisenbeingriff seines Nochröckchens, und Pannemann blinzelt und spielt mit der Zunge um den Rand der Lippen, und macht sich gar keinen Raum daraus, daß er auf unsern gefrigen Wunsch bereitwilligst unterließ, sich um Meschus und Sibeth einzureiben. Er führt nur einen Lein, nicht aufwässigen Duft von Eau de Cologne mit sich; er ist so bescheiden, so hingegen und hat so Vieles mitzutheilen. Er weiß Alles, und es wird zu einem wahren Genuss, das Univerfum sich in dieser Lade spiegein zu sehen! Mit aller Behaglichkeit essuet er seine Seele, so offen, so rückhaltlos, so vertrauensvoll, daß bereinst den drei Rüstern der Unterwelt die Thränen in die Augen kommen müssen; und wenn er uns seine Meinung über den Stand der gegenwärtigen Politik mittheilt, so haben wir trotz all seiner fluidischen Bescheidenheit Ursache, auf diese Meinung zu achten; denn Hunderttausende, ja Millionen stehen hinter ihm, und die „Times“ haben sein feineres Verständnis für den Augenblick, als er. Auf alle Fragen hat er die Antwort bereit, der Katalog der Kunstausstellung ist ihm so geläufig wie der Comzetzel, er war gestern Morgen bei der Plurichtung und gestern Abend bei der Aufführung der neuen großen Oper zugegen; wie die heutigen Römer macht er aus jedem irgend passenden Monument ein Zinnenzzajo, und er wird um so possivlicher, je patriotischer er sich zu erheben glaubt. —

Ich höre wie gewöhnlich den Strom der Bevölkerung rauschen; aber ich habe meine Dämme gegen ihn aufgerichtet; was ich noch davon näher zu haben wünsche, destillirt mir Pannemann tropfenweise in einen klaren, durchsichtigen Apothekerflasken, in ein Wasserglas, welches ich vor mich auf den Tisch stellen kann, ohne daß ich mich im Rehsstuhl zu rühren brauche; — die Zeit, da ich mich selbst regte und athemlos meinen Karren schob, weicht mir wahrhaft wundervoller Schelle in die unerkennlichste Ferne zurück; noch ein Kleines und die Wirklichkeit wird vollkommen in den Worten Pannemann's aufgehen; — man kann sich nichts Bequemeres, nichts Beschaulicheres vorstellen! —

Alles traf zusammen, mein Leben zu wahrhafter Befriedigung abzurunden. Ich hatte selbst geliebt, ich war in manchem Geschlechtsprozeße thätig gewesen; nun sollte es mir vergönnt sein, den Prozeß einer wahrhaft glücklichen Liebe unter meinen Augen sich entwickeln zu sehen. Lächeln hatte ich mich um die Ursache der freudigen Aufregung meiner Haushälterin, der Madame Feuchtenbeiner, beim Einzug des neuen Hausgenossen gefragt; sie war zu natürlich, um ihren Grund in einer unnatürlichen Sorge für mein häusliches Wohlbehagen haben zu können, und der tiefinnerste Bobensatz des Jubels trat auch bald zu Tage: man war bereits darüber einig, daß aus meinen Ruinen ein neues Leben sprossen könne und müsse. Diese beiden Diademe hatten schon vor dem Tode Alexander des Großen das weltliche Besitzthum desselben getheilt, und es machte mir Vergnügen, ihren süßen Hoffnungen die zarten Triebe nicht abzuhneiden: solche Hoffnungen sollen ja das

Schönste sein, was das Leben den Menschen zu bieten hat.

Man konnte nicht behaupten, daß diese, meine Madame zu den Jüngsten, den Anmutigsten ihres Geschlechts gehöre, und Apollidote hätte eine sehr umfangreiche Person sein müssen, wenn ihr Gürtel zum Umspannen der mehr als jünionischen Reize meiner Haushälterin ausgereicht haben würde. Ich bin aber auch fest überzeugt, daß Madame Feuchtenbeiner den Agenten Pinnemann ohne Entschuldig und Beihilfe dieses zäuberischen Gürtels, von dem es in der Boffischen Uebersetzung der *Ullas* heißt:

Dort war schmachende Lieb' und Sehnsucht, dort das Geiändel,
Dort die schmeichelnde Ritz, die auch den Weisen behdret,
einsing.

Pinnemann war nicht nur ein wohlenservirter, sondern auch ein geschickter Mann und kannte ziemlich genau die besten Wege, mit fremden Kapitalien den eigenen frieblichen, begablichen Herz zu bauen.

Wie man nach einem arbeitsvollen, mühseligen Tage am Abend im Theater sitzt, um einer albernem Possé zuzusehen, so sah ich jetzt und auch nur mit demselben Interesse an dem *Gezappel*, den Verrenkungen der *Marionetten*. Ich wußte, daß ich, vor *Willionen* hochbegünstigt, das Glück gewonnen hatte, still sitzen zu dürfen und hatte keine Ahnung, daß noch irgend ein gewagter Purzelbaum der bunten Puppen, eine neue phantastische Dekoration, oder eine glänzende bengalische Flamme, mich aus meinem Halbtschlaf emportreiben könne. —

O Frau *Mathilde*, es war im Buche des Schicksals geschrieben, daß wir einander kennen lernen sollten. Wir sitzen jetzt zusammen in einer Loge, ein ganzes Häuflein, und horden auf die Weigen und Klarinetten, die Trompeten, Pauken und Posauern, den großen Bass nicht zu vergessen. Es ist doch angenehm, junge Herzen neben sich zu haben, junge Leute, welche noch *electrisirt* aufspringen können, um *Bravo* und *Da Capo* zu rufen, welche während der rührenden Stellen ihre Thränen ohne Scheu zeigen, oder wenigstens sehr ostentibel ihre Taschentücher gebrauchen!

Der Purzelbaum kam an der rechten Stelle. Auf die Zeit des ungetrübten, sonnigen Glückes der ersten Liebe, folgte ein verschleieter Horizont, welcher es zweifelhaft ließ, was aus dem Wetter werden würde; sodann stieg von irgend einem moralischen Moordbrennen ein verdächtiger Dampf auf, welcher die Landschaft, wo so viele sarte Gefühle in schönsten Blüthe standen, unheimlich überzog; die Madame Feuchtenbeiner litt wochenlang an Kopfsch. Endlich fing es leise an, in diesen Höhenrauch hineinzuregnen, dann wurde das Wetter noch einmal acht Tage lang ziemlich klar, bis plötzlich in einem gewaltigen Donnerwetter und Sturmwind, die Elemente ihren Leidenschaftlichen den Hügel schiefen ließen: in aufschlenderstürzender Furienhaftigkeit stürzte die Madame Feuchtenbeiner in mein Stubzimmer.

Es ist heraus! es ist heraus! o der Bösewicht! der Hanswurst! der Spießbube, der abscheuliche Spießbube! Und ich habe für ihn! geragt wie eine Mutter, und ich habe ihn immer hereingelassen, wenn er Sie sprechen wollte, Herr Notar, und nun ist es heraus! —

„Ich bitte, Madame —“

„Ja wohl, Herr Notar; liebster Herr Notar!“

(mit einem Faustschlag auf die *Bello*-Ausgabe von *Montaigne's* Werken von 1640) „hier ist der *Knoppjurist*, darin steht's, ich kenne ihn an seiner Dicke, und ich habe auch *Jhnen* diese ganzen lieben langen Jahren abgemartet, wie eine Mutter, Sie müssen mir vertreten vor'm Gericht, denn daß ich ihn verlasse, das steht fest, und aus dem Hause muß er mir auch, auf der Stelle! o Gott, o Gott, und das will eine Menschheit sein, und das reklamirt dem *Schiller*: ehret die Frauen und Freude schöner Mütterküssen, und dem *Heine*: Du bist wie eine Blume, und wer weiß was feust noch! O, der *Pallaste*, die Augen trage ich ihm aus und dem *Frauenzimmer*, der schlechten, schlechten Person auch!“

Es hatte sich manche Woge an mir gebrochen, auch diese brach sich, und ich erfuhr die Ursache des Getöses.

„Unmöglich!“ sprach ich, „Madame Feuchtenbeiner, es ist unmöglich! ich kenne das menschliche Herz und ich kenne den Magen des Menschen. Beruhigen Sie sich, Madame; die Erfahrung mehrerer Jahrtausende spricht gegen die Möglichkeit eines solchen Phänomens.“

„Ja wohl, Phänomen!“ schrieb die Madame. „Grade so hat er das *Frauenzimmer* genannt! er hat's mir in's Gesicht gesagt, und alle meine Güte und Liebe ist weggeworfen, und ich will's zu meiner Schande gestehen, er hat den Schlüssel zum *Weinsteller*! Aber nicht wahr, Herr Notarius, er muß aus dem Hause, auf der Stelle aus dem Hause? Er hat sich an und selbstgelesen wie ein Blutegel, und wie schlecht er in der *Speisekammer* von dem Herrn Notar gesprochen hat, mag ich gar nicht in den Mund nehmen. O Herr Notarius, was haben wir Beide Alles an diesem Menschen getan! aber nun wendet sich mein Innerstes nach außen, und ich will Alles vor jedem *Kriminalamt* zu *Protokoll* geben und auf dem *Kempjuris* beschwören, daß er vor meinen leiblichen Ohren gesagt hat, aus diesemselbigen Zimmer, in welchen der Herr Notar sitzen, wollten wir unsern *Salung* machen, und wenn wir auch nicht viel vom *Juden* für die *Bücherscharten* besetzen würden, eine neue *Verzuzung* des Hauses würde es doch wohl abwerfen und es wäre nur *Schade*, daß wir den Herrn Notar nicht an die *Anatomie* verkaufen könnten: nicht wahr, er muß mit *Sack* und *Pad* auf der Stelle aus dem Hause?“

„Ich sehe die *Nothwendigkeit* nicht ein,“ sprach ich, und die Madame ließ die Hände sinken und starrte mich an. „*Schicken* Sie mir doch unsern werthen *Fremd*, so bald er nach *Haus* kommt,“ fuhr ich fort, und laut schlingend stürzte das gekränkte und getäuschte Weib fort. Ich staltete meinen *Laren* und *Penaten* den ihnen gebührenden *Dank* ab. Das war eine *Neugier*, die sich hören und sehen lassen konnte.

So sahen wir durch die Welt, wie die *Fliegen* über dem *Sumpfe*, blüßschnell vorüber aneinander, schwirrend umeinander herum, nach allen Richtungen auseinander; so stehen wir mit den Köpfen zusammen und greifen sehr verwundert nach den *Brausen*.

Also die *Schneefler* jenes *Blinden*! . . . armer *Wurche*!

Ich hatte in diesem Augenblick eine Art von *Bison*; ein Gemisch von *Triumph* und bitterm *Schmerz*.

Also doch gepackt von den Unterirdischen! fühlst Du die Schlinge um den Hals, Friedrich Winkler? . . . Also doch gefast von den eisernen Fäsen der Gemeinheit! sträube Dich! sträube Dich! Schüttle Deine Äuglein! Du hast mir einen guten Sieg abgenommen, und ich habe Dich beneiden müssen; Du erhebest Dich in Deiner Unwissenheit über meine Weltflucht; — was wird nun das Ende sein? wir werden uns begegnen auf dem Kreuzwege, wir, die wir auf so verschiedenen Pfaden hinschritten durch die Welt. Armer Friedrich, es ist doch ein schlechter Trost, daß wir nichts vor einander voraus haben, daß wir, der Eine wie der Andere, mit hunderttausend Brüdern oder Weizenkörnern, der mächtigen, schweren Hand verfallen, die uns unbarmherzig von dem vollen Scheffel streicht! weshalb haben wir uns auch nicht gedrückt wie die Andern? es würde wohl noch ein begabliches Mädchen für uns übrig gewesen sein!

Diesen oder einen ähnlichen Monolog hielt ich, indem ich auf die Erscheinung des Agenten wartete; ich wußte, daß er die Unerschämtheit haben würde, zu kommen, hatte er ja den Glauben, mich zu beherrschen.

„Herr Notar,“ sagte er, „Sie sehen einen Narren vor sich; ich weiß, daß Sie sich nie in Betreff meiner getäuscht haben, und daß ich nichts bin in Ihren Augen, als ein Lump, der auf seine Weise nach Lust schnappt. Sie machen sich nichts aus dem, was die Welt spricht, und ich mache mir nichts daraus. Sie haben der Welt demonstrieren wollen, daß man mit einem Lumpen leben und doch der Herr Notar Hahnberg bleiben könne — bon! und ich — ich lasse es mir gefallen, weil es mir Gelegenheit giebt, meine Klossen in der Sonne zu wärmen — dito bon! Sie sehen einen Narren, einen ganz extraordinären Narren vor sich, und ich weiß, daß die Hexe krümmen in der Küche, hier um Sie herum die Lust für mich verästelt hat. Hier stehe ich, wie der gefärbte Esel aus Gollert's Hobeln, — grün an dem Kopf, roth an den Beinen, — und wenn es nicht anders sein kann, so will ich ausweichen, denn ich verdiene es in der That nicht besser; es ist zu dünn, zu abgeschmackt; ich weiß es, aber ich kann ja nicht davon lassen, die kleine spanische Biene hat es mir angethan; — o Herr Notar, Sie sollten sie nur kennen!“

„Wie alt ist das Mädchen?“

„Ja, da liegt's! sagt Schafspeare. Achtzehn oder neunzehn — höchstens zwanzig Jahre. Und ich habe fast ein halbes Jahrhundert auf dem Nacken, und verdiene von rechts wegen jeden Morgen fünfzwanzig aufgezählt zu kriegen; aber ich bin verheirat, und jetzt sehe ich klar den Unterschied zwischen einem großen Mann und einem kleinen. Ich habe mich mein ganzes Leben durch bestrebt, mich nach dem Herrn Notar zu bilden; ich habe mir so viele Mühe gegeben, und nun sage ich in meinen alten Tagen da setz, wo der Herr Notarius vor vierzig Jahren anfangen; — es ist zu lächerlich! es ist zu dummi!“

Ich machte eine Faust in der Tasche meines Schlafrockes; aber ich zeigte sie dem Schuft nicht; denn der Rechtsinn und die Verblüfftheit hielten dem Arger die Waage; ich ließ mich nur nach einer nachdenklichen Pause in alle Einzelheiten dieser merkwürdigen Thatzade einwiehen und sorgte wie immer dafür, daß ich nur die Wahrheit, nichts als die Wahrheit erfuhr.

Wie dieser Mensch durch das, was er „Liebe“ nannte, so vollständig über den Haufen geworfen werden konnte, um alle seine kleinen Schlanheiten zu vergeffen, um ganz und gar, wenigstens zeitweise, außer Stand gesetzt zu werden, wie sonst seinen Vortheilen nachzugehen, zu kriechen und zu schleichen; — warf auch mich für's Erste über den Haufen. Ich entließ den Parteinig, nachdem ich ihm die Ruhe meines Hauses eintrug, ließ ich anempfehlen hatte, und blieb allein mit dem besten Willen, die möglichste Klarheit und Ordnung in diese Verhältnisse zu bringen. Um einen guten Anfang zu machen, rief ich nach meinem Stiefeln, die seit langer Zeit in einem Winkel ein nutzloses Dasein führten; aber nachdem ich mit Mühe und Qual in sie hineingefahren war, ließ ich sie mir nach reißender Ueberlegung — wieder ausziehen; was half es, wenn ich hinter dem Welle, das jetzt lebte, in den Gassen herließ? war ich doch vor Jahren, als ich noch Lust an der Bewegung hatte, zurückgeblieben! Was ich in dieser Sache thun konnte, war leicht von meinem Armstahl aus zu thun; ich hatte nur den Narren Pinnemann in möglichster Ordnung zu halten; für das Andere hatte mein Ermüdel August Sonntag einzutreten, und ich erfuhr dann auch im Laufe des Sommers, daß derselbe herbeigerufen und gekommen sei, — gekommen mit seiner jungen Frau. Von allen Seiten drang das, was schon längst nicht mehr in meinen Kreis gehörte, in denselben ein; es war plötzlich eine Veränderung mit mir vorgegangen, welche sich schwer schildern läßt. Trotz aller närrischen mouches volantes war mein Auge klar, mein Verstand frei geblieben; — was hatte es auf sich, was hatte es für Bedeutung für mich, daß ein Taugenichts einen Thoren aus sich machte, daß ein Spielzeug, ein Jonken, sein Geschnurr in meinen Händen änderte? Ich war allen greifbarsten Phantasmen zum Trotz jung gewesen, bis zu diesem Augenblick; nun war das Alte über Nacht gekommen; denn ich verlor den Ueberblick; und die Gegenwart, der Augenblick, welche die zweite wie die erste Kindheit des Menschen beherrschen, gewannen ihr Recht über mich.

Es war ein wunderlicher Sommer. Ich, der ich mich nie geärgert hatte, ärgerte mich jetzt über die Fliegen an der Wand und über die Töpfe, welche die Madame Feudtenheimer in ihrem Grimm zertrümmerte. Ich besam die Suppe verfallen und den Braten verbrannt, und Pinnemann, — Pinnemann, mein Freund, mein Hofnar und zweiter Schlingling, Pinnemann, der in meinem Seld stand, um Vorkellwame vor mir zu schlagen, Pinnemann behauptete, das geworden zu sein, was die nichtsnutzige Welt „moralisch“ nennt; er weinte vor mir, er drappirte sich in Reue, Zer schlagenheit und gute Vorsätze; er hatte „eine Götin glücklich zu machen.“ —

Es gab eine Zeit, wo ich mit großem Eifer das trieb, was die Willien „Politik“ nennt; ich nannte es Philosophie der Geschichte, um dem Dinge ein erhabeneres Ansehen zu geben, und der Name that hier wie überall das Beste zur Sache. Es gab eine Zeit, wo ich die Geschichte der Erde abwoy, wie ein auswärtiger Minister der deutschen Mittelstaaten; wenn gleich mit etwas weniger Bewußtsein meiner welt-historischen Bedeutung und Unentbehrlichkeit. Es gab eine Zeit, wo ich meine geistige und körperliche Typo

Genderheit in alle jene lächerlich-hehen Fragen an die Welt, aus welchen der unzufriedene Mensch sich so gern den Mantel seiner Weisheit zusammenschneidert, auflöse. In jener stolzen Zeit würde ich es sehr lächerlich gefunden haben, wenn man mich aufgegeben hätte, ein Wesen kennen zu lernen, welches der Agent Pinnemann, mein einziger Schreiber, seine „Witten“ nannte. Jetzt fand ich es nicht mehr lächerlich.

Ich ließ mir diese Louise Wintler auf der Straße zeigen; ich sah sie am Arm ihres blinden Bruders gehen; ich beobachtete sie nach Liebewindung mannißachen Ecks in einem öffentlichen Garten und kam von diesem letzten widerlichen Wege matt nach Haus, setzte mich, ließ schwer beide Hände auf die Knie sinken und sprach:

„Was in aller Welt habe ich denn mit dieser Geschichte zu schaffen? Habeant! mögen sie ihr Theil nehmen, habe ich doch das meinige nehmen müssen.“

Von diesem Augenblick an bis zu der Katastrophe im Herbst des verflohenen Jahres rührte ich mich nicht mehr, und hatte strengen Befehl gegeben, nichts über die Thürschwelle zu tragen, was nicht mit meinem allerpersönlichsten Behagen in Verbindung zu bringen sie. Ich fing um diese Zeit an, mich mit der Sprache und Kultur der Phönizier zu beschäftigen, zu gleicher Zeit aber stieg eines Morgens von irgend einem in der Gasse verlorenen Schiffsraum eine feiste grüne Rauche zu meinem Fenster empor, frech lagenbuchend über den Schreibtisch, stieg an der andern Seite desselben wieder herab, zog quer durch das Zimmer, kletterte an einem der Bücherrepositorien in die Höhe und verschwand hinter Athanasius Kircher's *Ars magna sciendi*, Amsterdamer Ausgabe von 1669, einen tüchtigen Feliatant, der eine ungemaine Anziehungskraft für das Thier zu haben schien. Da ich das Buch nicht gebrauchte, hatte ich keine Ursache, dem Dinge den Weg zu verlegen; ich habe jeden Willen immer so weit als möglich respectirt. Wer konnte wissen, was für ein glückbringender Dämon in dieser grünen Rauche steckte, Frau Mathilde Sonntag, geborene Fröhling? Als ich nach acht Tagen den alten gelehrten Jesuiten, einer seiner subtilen Speculationen wegen hervorzog, stellte ich ihn verständig sogleich wieder an seinen Platz; — im Winkel zwischen dem Schmitt und der Pergamentdecke hing im grauen, zackigen Pappergock die Hoffnung eines neuen Jahres und schlug bei keifester Verhöhnung sich sehr lebendig krümmernd mit dem Schnauze. *En ars magna sciendi!* Es war gestern Nachmittag, Mathilde, als der angekündete Schmetterling seine jungen Flügel auf meinem Schreibtisch entfaltete, und mir und Deinem Rinde, Mathilde Sonntag, um Nase und Nüstlein und die beiden gleich fahlen Schädel flatterte, ehe er seinen Weg zum Fenster hinaus und in den Frühling hinein fand; wer aber konnte sagen, was er am zweiten November des vorigen Jahres in seiner Puppenhülle träumte?

An diesem Tage war das Wetter in der That so, wie August Sonntag und sein Weib es schilderten, und in ganz unnothverhafter Stimmung erwartete auch ich an einem langen, vertrockneten, tranneulen Schlaf. Keine Spur, kein Duft von Papa Spierling! kein schleichernder Schatten an der Stubendecke!

kein hämischer Farbenspiel an der Wand! Es fehlten nur die Kirchengeläute, um das lyrische Gedicht meines morgentlichen Faisan-vollständig zu machen; — ein außerordentlich lebhaftes Stimmengewirr in den untern Räumen des Hauses störte mich wenig in meiner Behaglichkeit. Ich war daran gewöhnt; Pinnemann und die Madame Feuchtenbeiner wünschten sich einen guten Morgen: die Liebe bringt eben nicht den Frieden sondern das Schwert in die Welt. Während sie sich drunten auf der Stir und drangen in den Gassen zankten, führte ich behaglich die weißen Kämme meiner Phantasie auf die Weide, und als Jemand leise an meine Thür klopfte, sprach ich mit Wohlwollen:

„Treten Sie nur ein, Pinnemann!“

„Guten Morgen, Herr Notar,“ sagte eine strahlende Stimme. „Ich bitte tausendmal dieser Feindliche Täuflung wegen um Verzeihung; hoffe aber, daß wir ihn Ihnen baldigst wieder in die Arme führen werden, und das mag mich entschuldigen.“

Nicht der Agent stand neben meinem Bett, sondern der geheime Agent Tante, den ich im Kauf meiner langen Frazis auch dann und wann nöthig gehabt hatte. Väterlich stand er da, eine geöffnete Schreitstapel in der Hand und erstauut konnte ich nur die Zipselmütze lüften:

„Ei Herr Inspector — was führt Sie — besten guten Morgen — wen wollen Sie in meine Arme zurück führen?“

„Ihren angenehmen Pausengenießen — meinen alten Jugendfreund und Schulgenossen Pinnemann — Karl Pinnemann — wissen Sie, Bräderschaft, ewige Freundschaft, Schwellis, — ja, ja, ein Zerglicher wandelt seine eigene Straße, aber wie sagt der Dichter: der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme; und ferner: ein Jeder acht an sein Geschäft, und meines ist der Werd! Bitte sich nicht zu sehr zu alteriren, wir werden den lieben Flüchtling sicher noch vor seiner Abfahrt nach America in die Arme schließen. Man inspicirt soeben unten seinen Nachlaß, und Ihre Gegenwart, Herr Notar, würde aus mehrfachen Gründen recht erwünscht sein; ich aber sage Ihnen für jetzt ein recht herzliches Lebenwohl, und nun — auf nach Valencia! Wünsche Ihnen einen recht heitern Tag!“

Mit einer graziosen Verbeugung war die Erscheinung verschwunden, wie sie kam, und ich sammelte meine alten Knochen zusammen und fuhr in den Kasten wie Schylet am Morgen, da Jessica mit den Dolanten und dem Türkis Fea's durchging. Erst fühlte ich nach einem gewissen Schlüssel unter dem Kopflissen und fand ihn glücklicherweise noch; dann aber gedachte ich einiger fälligen Wechsel, deren Einlassung ich dem Entwichenen übertragen hatte, überschlug schnell die Geldsummen, welche außerdem im Bereich seiner Hände lagen und gelangte unter dem auf der Hausspur in immer höheren Tönen gellenden Hohn- und Triumphgeschrei der Madame Feuchtenbeiner zu der Ueberzeugung, um ungefähr fünftausend Thaler an weltlichem Besitzthum ärmer zu sein. Die Sache ließ sich tragen, und ich stieg hinab zu den Beamten, welche noch mit Verriegelung der Effecten Pinnemann's beschäftigt waren, einige Fragen an mich zu stellen hatten und mir ferner alle näheren

Umstände, welche die schnelle Verfolgung möglich gemacht hatten, mittheilten. Die Prudentia, jene Feuer- und Hagelversicherung, welche ihren ebenfalls flüchtig gewordenen Kassier nachschätzte, halbe den ersten Alarmruf erschallen lassen, und die Polizei hatte die kostbaren Minuten mit Hingebung benutzt; — man gab mir die Versicherung: es sei „kein Grund zur Besorgniß“ vorhanden. —

Ich war im Stillen ziemlich verwundert, daß die Madame Feuchtenbeiner mich noch nicht an ihrem Jubel hatte theilnehmen lassen. Jetzt stürzte sie, eben als sich die Beamten entfernten, in die Thür und beinahe mir an den Hals:

„Er hat sie mitgenommen! er hat sie mitgenommen! und jetzt ist alles gut und in Ordnung, und jeder hat sein Theil, und eine Gerechtigkeit giebt es auch noch im Himmel, und Sie Herr Notar rufe ich zum Zeugen vor Gott und den Menschen auf!“

Wiederum erfaßte mich der große Ekel an dem eigenen Sein und Wesen; — ich hatte an Alles gedacht: an meine gestörten Morgenbetrachtungen, an die fünftausend gestohlenen Thaler, an den Inspector Taube, nur nicht an das hübsche, alberne Schwesternchen Friedrich Winkler's. Mit einer Bewußtlosigkeit, die ich nicht wiederholen kann, verkroch ich mich, ohne der entzündeten Jurie jetzt zu antworten, daß wie ein Stumpfsinniger vor meinem Tische und hörte, Stunde auf Stunde, die Glocken schlagen, ohne zur Besinnung gekommen zu sein. Um drei Uhr am Nachmittage sagte ich die Madame Feuchtenbeiner aus dem Hause, und zwanzig Minuten nach Mitternacht — am Mathilde Sonntag! —

Es ist ein geheimes, geheimnißvolles, unheimliches Leben um den Menschen her in den Augenblicken, wo er nicht das Gerinzigste mehr mit sich anzufangen weiß, wenn der Tropfen, welcher den Eimer überfließen macht, herabgefallen ist. Man hört überall ein Klopfen, ein Krachen: die lebendig begrabene Vergangenheit ängstet sich ab und wehrt sich gegen die Finsterniß und den Tod; aber es giebt ja keine Zukunft mehr, die Erde liegt hoch über dem Sargdeckel: was soll der Varn?

Im Verhältniß zu dem langen, strengen, kampfvollen Leben, welches mein Theil auf Erden gewesen war, und welches ich nicht in diese Vögel legen kann, wie ein junges Mädchen ein Vergißmeinnicht in ihrem Stammloch aufbewahrt, war das, was mir heute, an diesem zweiten November 1861 geschah, wenig bedeutend; aber es jagte mich aus meinem letzten Versteck. Zum erstenmal gab ich etwas auf das Urtheil der Welt, zum erstenmal fürchtete ich, mich lächerlich zu machen; ich erhängte mich nicht. Ob ich diese Furcht vor dem Urtheil anderer Leute auch morgen, übermorgen, in vier Wochen noch haben würde, war freilich eine zweite Frage.

Mit Gehent und Gehell war die Haushälterin abgezogen; ein verwahrlostes, lumpenhaftes, zittigeres junges Aichenbrüdel war allein in den unteren Räumen des Hauses zurückgeblieben, und saß wahrscheinlich im Winkel am Herde, den Kopf furchsam in der Schürze verbergend. Trotz meiner großen Bibliothek hatte ich bei diesem armen Ding nicht das Kleinste mehr voraus, und als es mit Bewiauel an meine Thür klopfte, weinend über großen Hunger klagte

und berichtete, die „Madame“ habe es den ganzen Tag über bis zu ihrem Abzug im Kofenloch eingesperrt gehalten, — säßte ich mich vollständig eins mit ihm und hätte es, mit meinem Schlafrock angehan, vor das Anschirrdion des Spicet in meinen Lehnstuhl setzen können. Ich gab ihm aber die Mittel, um sich satt zu essen und somit die Gelegenheit, sich über meinen Gemüthszustand zu erheben, vor dem thörichtesten Bache blieb ich selber sitzen.

Um vier Uhr dreißig Minuten nahm der Sonnenstrahl von der Decke vermittelst eines krampfhaften Sprunges Abschied. Er war dagewesen, ehe man sagen konnte, daß er nicht mehr da sei: sie aber hatte sich das ausgeführt, was behagliche Menschen ein „trauliches Dämmerstündchen“ nennen, um mir ihre Meinung zu sagen.

Die Dämmerung war gekommen; aber ich wußte nicht, welche kleinen Füße in den Gassen mühselig den Weg zu meinem Hause suchten. Ich hörte die Wagen rollen, ich hörte die Menschen rennen und trippeln und trappeln; Alle hatten mit sich selber genug zu thun; ich aber besaß weder Gläubiger noch Schuldner, die ein Viertelstündchen mit mir verplaudern hätten. Das Schicksal hatte mir einen trefflichen Farbenkasten und Pinsel die Fülle mit auf den Weg gegeben; an Roth und Blau, an Grün und Gold und Silber war kein Mangel gewesen: da saß ich jetzt vor dem Gemälde meines Daseins und schüttelte den Kopf. „Nichtige Zeichnung, richtige Zeichnung!“ hatten Wäcker und kluge Meister fort und fort geschrien, und ich hatte ziemlich richtig gezeichnet; allein die bunten Farbenmischeln hatte ich darüber vergessen: „ein recht mangelhaftes Coloxit!“ sprachen Wäcker und kluge Leute mit derselben Weisheit; ich aber hatte genug von ihnen und von mir, und einen Besuch hätte ich auch nicht angenommen, wenn er durch Aichenbrüdel sich hätte melden lassen.

Der Besuch ließ sich nicht ankündigen; er fragte nicht höflich nach meiner Willensmeinung; Niemand hielt die beiden armen, mühen, kleinen Füße an der Hausthür und an der Treppe auf. —

Es hatte mir Jemand die Hand auf die Schulter gelegt und schüttelte mich, daß ich herum fuhr, wie noch niemals in meinem Leben.

Jemand sagte: „Sie brauchen ich wahrhaftig nicht zu fragen, ob Sie es sind! ach du karmherziger Himmel! Ja wohl; wenn Sie nicht der ägyptische Herr aus dem Glastafel im neuen Museum, rechts hinter der Thür sind, so sind Sie der Pathe Hahnberg, und ich wünsche Ihnen einen guten Abend; bitte behalten Sie Platz, — mein Name ist Mathilde, und Sie haben uns wieder einmal eine schöne Suppe eingebracht; aber diesmal bin ich da — ich, Mathilde Sonntag!“

Jemand starzte und stierte noch immer; aber es ich das war, ich der Notar Hahnberg, eber der Schwiegerpapa Spierling, eber der neue Präsident der Vereinigten Staaten Abraham Lincoln, war im Moment nicht zu entscheiden.

„O Gott, und mein Mann hat mir alle Anfreugung verboten und hat Recht darin, und hier sitze ich und jüttere an allen Gliedern; — aber Lust muß ich mir machen, — geben Sie mir ein Glas Wasser.“

Ich hatte die Wasserflasche ergriffen und gab

ihren Inhalt neben das Glas auf den Schreibtisch; eine kleine Hand drückte sich nieder auf meinen Sitz herab; ich hörte ein helles, frisches Lachen:

„Ganz und gar wie ich ihn mir vorgestellt habe! Und wenn Angst und Aerger mich noch hundertmal bössartiger an den Zöpfen hielten, mein Lachen über ihn muß ich heraudhaben; ich hab's mir geschworen, — o Gott, Gott, also dies hier ist der Pathe Hahnenberg? der große Pathe Hahnenberg, der berühmte Pathe Hahnenberg, der liebenswürdigste Pathe Hahnenberg? Ganz mein Ideal, Liebster; nur noch eine Nuance citronenfarbiger — ah!“

Ich war höchst — sehr überrascht, gänzlich aus aller Fassung gebracht; und die beiden Augen, welche mich jetzt über den Rand des Wasserglases ansahen, erwarteten etwas recht Kluges, eine schlagende Bemerkung, etwas recht Tiefes, Hohes als Antwort, und so stammelte ich denn:

„Madame, ich — Frau Doctor, ich — ich begreife nicht —“

Da ich in der That nicht begriff, so war's kein Wunder; wenn ich weber etwas Kluges, noch etwas Schlagendes, weber etwas Tiefes, noch etwas Hohes zum Vorschein brachte, sondern kläglich stoden blieb und der Besucherin jeder zwei Augen das Feld vollständig überließ.

„Wer verlangt denn auch, daß Sie begreifen sollen? Rechenschaft sollen Sie geben. Glauben Sie etwa, ich sitze hier gleich den Andern, um mich aus meiner Gemüthlichkeit starren zu lassen? Sie haben es in Ihrem Leben mit allerlei Volk zu thun gehabt; aber noch nicht mit mir, Mathilde Frühling aus Hohenmödingen. Verlangen Sie etwa gar, ich solle Ihnen wie die Andern den Rücken wenden, oder wie die Andern mich vor Ihnen vertrieben? Das wäre noch besser! Sie haben all' Ihr liebes Leben lang auf einem hohen Pferde gesessen; aber, wissen Sie Papa, das imponirt mir gar nicht. Und jetzt antworten Sie: was haben Sie mit der Schwester meines Freundes Friedrich Winkler angefangen? Mein Mann sagt dem albernem Mädchen nach; ich aber stehe derweilen zu meinem armen blinden Freund und Bruder Fritz, und frage Sie nun, Herr Notar Hahnenberg, wie weit Sie sich für den heutigen Tag zur Rechenschaft verpflichtet fühlen?“

Ich hätte mich an jede beliebige Dachrinne als Gießzapfen hängen können und zwar als ein Gießzapfen bei Thauwetter, — kalt, lang, spitz, mit einer Neigung zu Wasser zu werden.

„Frau Mathilde Sonntag,“ sprach ich, „ich habe nicht Fräulein Winkler mit dem Agenten Pinnemann aus Reifen geschickt, so wenig, wie ich —“

„Ach, wenn es mir nur nicht verboten wäre, mich aufzuregen!“ rief die kleine Frau mit dem Fuße meinen staubgrauen Teppich stampfend. „Wenn Sie die Gans und den alten pomadisirten Keimel nicht auf Reifen geschickt haben, so haben Sie doch Ihre Freunde daran gehabt. O ich habe Sie studirt, Papa Hahnenberg, wenn ich auch nicht das Verzüngen hatte, Sie persönlich zu kennen. Das war wieder etwas für Sie, so dazusitzen im Winkel wie ein grünlcher Uhu, und sich weise und klug und geschickt über alle Begriffe zu dünken und seine Freunde zu haben; wenn das andere dumme Volk sich abquält und sorgt, und

in den Graven purzelt und mit der Nase gegen die Wand reunt. Ich danke für solche Weisheit, und, gottlob, mein August hat auch dafür gedankt, als Sie vor Jahren den Trichter ansetzten und auffüllen wollten, und Friedrich Winkler dankt auch dafür, und die Leute, welche die Augen vor Ihnen verkreben und vor Staunen und Bewunderung vergehen wollen, die machen schlechte Streiche und schicken arme Leute nach dem Pfefferlande als Auswanderer und brennen selber durch, wenn sie der Poste müde sind. Ich habe meine lächerliche Viertelstunde gehabt, und so will ich Ihnen denn sagen, Herr Pathe, daß Sie uns, daß Sie mir recht herzlich leid thun; — ich bin eine Doctor'sfrau; haben Sie etwas dagegen, wenn ich Ihnen den Puls fühle?“

Ich schüttelte den Kopf und sagte:

„Also der blinde Friedrich hält mich für den Ueberer dieser Blucht seiner Schwester; glaubt, daß ich Fremde darüber habe, weil er mir einst jenen Knaben entführte? Sie dürfen schon Mitleid mit mir haben, Mathilde Sonntag!“

„So geschiedt! so klug! so weise!“ rief Mathilde, von ihrem Stuhl aufstehend. „Ich bin nur eine dummes Hohenmödingener Mädchen; aber ich weiß mehr von den Menschen, als der Herr Notar, welcher seinen einzigen Prozeß verloren hat. Sie sind weit zurückgelieben auf dem Wege, Sie armer Mann; — da müßte selbst der Verche am Pfingstsonntag das Lachen vergehen! Leben Sie wohl, Herr Notar, und verzeihen Sie die Störung, — es war eine Grille, welche mir durch den Kopf fuhr.“

Sie zog ihren Mantel zusammen, machte mir eine Verbeugung, ließ den Schleier fallen und wandte sich nach der Thür. Als sie die Hand auf den Griff legte, rief ich sie:

„Mathilde!“

Sie wendete sich noch einmal zurück, und entschied das Schicksal meiner alten Tage. Sie machte ein recht böses Gesicht; aber sie war nahe vor dem Weinen.

„Mathilde Sonntag, weshalb sind Sie an diesem Abend zu mir gekommen?“

Sie kam zurück, beugte sich über mich und sah mir, mit einer Thräne an jeder Wimper, fest in's Gesicht.

„Weil ich die Einzige von Euch Allen bin, welche Jedem sein richtiges Heil giebt; — weil ich die einzige Vernünftige unter Euch Allen bin. Jeder von Euch ist mit seinem Lustballon voll Hochsinn und Philosophie und was weiß ich hinauf gefahren in's Himmelblau, und wenn ich nicht wenigstens meinen August an einem tüchtigen Strich hielte, so wär's schlimm. Es ist aber doch schon schlimm genug! Zu einander könnt Ihr nicht; wenn Ihr Euch gleich Alle auf die nämliche Art aufgelassen habt; Jeder sitzt in seinem Lustkorb und guckt mit dem Respektive nach dem Andern, und mein armer blinder Fritz hat dazu noch das meiste Recht; er hat wenigstens viel bessere Augen als der Pathe Hahnenberg! Da bin ich von Hohenmödingen einzig und allein deshalb hieher gekommen, um den Pathen Hahnenberg zu studiren, — natürlich den Geheimen Medicinalrath, sowie den Ceyrosaurus bei Seite gelassen! — und

habe Wunder gedacht, was für eine Nuß da zu knaden sei. Sehe ich aus wie ein Nufknader, alter Herr?"

Die plötzliche, unvermuthete Frage brachte mich mehr als alles Andere außer Fassung. Mathilde sah wieder auf dem Stuhl neben mir; sie war sehr lächlich, und ich wußte noch immer nicht, was ich ihr sagen, was ich antworten sollte; sie hielt mich moralisch an der Nase und seifte mich ein, wie der beste Barbier.

Ich will Ihnen etwas mittheilen, Papa Hohenberg; aber Sie müssen es nicht übel nehmen. Sie dürfen ganz dreist eine ziemliche Portion verdorbener Luft oder was man sonst Gas nennt aus ihrem Luftballon herauslassen; wenn Sie nicht demnächst auf dem Monde oder an irgend einem andern unbehaglichen Orte anlangen wollen. Vom Erhabenen zum Väterlichen ist nur ein Schritt, sagte Cicero, der, wie August sagt, auch nur ein Notar in Rom war, und wenn es ein Anderer gesagt hat, so ist's auch einerlei. Erhabene sehen Sie wahrlich nicht mehr aus, Papa, und wenn alle klugen Leute nicht klüger sind wie Sie, so will ich wahrhaftig dem lieben Gott danken, daß er mir nicht ein Paar Höllein angemessen hat in der Wiege und mir wenigstens meiner Mutter Erbtheil an Verstand zukommen ließ. Sie möchte ich zum Schwiegervater haben! Gehen Sie in sich, stiften Sie ein Spital für Jhresgleichen und geben Sie Ihrem Freund Pinnemann die Direction der Anstalt. Guten Abend."

Ich hatte viele vortreffliche Reden in meinem Leben anhören müssen, aber keine hatte mich so ergötzt wie diese: „Und Du willst aus Hohennöthlingen sein, Heze, Mädchen, Weib, oder was Du sonst bist?!“ rief ich sehr vergnügt. Woher kommt Du? wer bist Du? was willst Du von mir? Sage mir, was Du verlangst; ich will Alles thun! ich will auf allen Bieren gehen und Gas freffen, wie der König Nebucadnezar, der sich auch den Göttern gleich geachtet und nach den Speisen auf ihrem Tische gegriffen hatte; — ich will der Louise Winkler mein Vermögen vermachend, und sie soll trotz ihrer Escapade einen christlichen Baron zum Mann bekommen; das Spital wird ganz selbstverständlich gegründet und ich will — ja, was will ich? — ich will zum zweiten Mal Gvatter stehen in meinem Leben, Mathilde Sonntag, und zeigen, daß ich etwas gelernt habe, seit man schrieb Achtzehnhundertneunundzwanzig!"

„Das ist alles ettel Thorheit!“ sprach meine Besucherin mit größter Würde. „Mein Mann befindet sich in Hamburg, wo er zu Ihrem Freunde Pinnemann nachgeht, Herr Notarius; — Sie brauchen sich also nicht vor ihm zu fürchten. Ich aber will mir für die nächste Zeit die guten Tage und die Stimmung nicht verderben lassen; das Feuer in Ihrem Ofen ist erloschen und Nacht wird es auch; — wollen Sie mich heim begleiten? Das Andere wird sich allgemach finden.“

Sie hatte mir einen Ring durch die Nase gezogen und einen seidenen Faden daran geknüpft. Sie führte mich an diesem Faden durch die Gassen und wir sprachen — von Hohennöthlingen. Ich wollte sie in einem Wagen nach Hause schaffen; aber sie „konnte das Fahren nicht vertragen“; wir gingen recht langsam unseres Weges.

Wir sprachen über Hohennöthlingen, und ich hielt es für meine Pflicht, zu versichern, daß der Ort mir vor Jahren ausnehmend wohl gefallen habe. Ich hatte den Rector Frühlings gefannt, als er noch ein demüthiger Candidat des hochlöblichen Schulamtes war, und der Frau Rectorin entliefen ich mich auch noch als einer scheuen, erdübenden Blonbine mit einem mächtigen Schilspattkamm und einem großen Strickbeutel. Es war so interessant; man trug damals kurze Kleider und Schilfenärmel und keine Spur von Krinoline, und der närrische, steinerne Kerl an der Rathhaustreppe hielt noch immer den Finger an die Nase, und der Mühlbach kam noch immer im Galopp den Gänseberg herabgelaufen; die Kirchenguhr ging noch immer nicht so richtig, als man wünschen konnte, und das Nährwasser blieb noch immer gewöhnlich dann aus, wenn man es am nöthigsten hatte.

So kamen wir durch die Gasse, in welcher sich mein väterlicher Mohr und die Königin von Saba noch immer anstarrten. Die beiden Würdigen waren auch allmählig recht alt und gebrechlich geworden; — seit unendlicher Zeit hatte ich dieses Pflaster nicht betreten und wußte eigentlich nicht zu sagen, wie ich jetzt hierher kam.

„Ja, ja,“ sagte Mathilde, „der Mühlbach in Hohennöthlingen springt noch immer lustig den Berg hinunter, und der Mohr mit der Peise und die Königin da sind auch noch vorhanden; aber dort haben Sie gewohnt, Herr Pathe, und Ihre Eltern, und dort haben Augusts Eltern gewohnt; ich komme mir ebenfalls schon recht alt vor, — es ist doch eine merkwürdige Geschichte, daß wir zwei Weibe jetzt durch diese Gasse gehen! Ist es nicht?“

„Sehr wunderbar!“ sprach ich. „Ich glaube auch noch nicht recht daran; wer weiß, ob das, was wir jetzt erleben, in der Wirklichkeit vorgeht und existirt? Vielleicht ist morgen früh Alles nur Traum und nicht wahr gewesen.“

„Sehr möglich!“ sagte Mathilde Sonntag. „Nun, in zehn Minuten sind Sie Ihres Ritterdienstes entbunden; wir wollen uns dann eine recht angenehme Nachtruhe wünschen.“

Wir setzten schweigend unsern Weg fort; die Lampen und Laternen wurden angezündet, und wir standen in einer andern Gasse wiederum still.

„Hier wohnt Friedrich Winkler, Frau Mathilde,“ sagte ich. „Das wollten Sie mir doch mittheilen?“

Das kleine Weib ließ halb erschreckt meinen Arm fahren und sah mir beim flackernden Schein des Gaslichtes höchst verwundert in's Gesicht.

„Wenn Sie nicht zu ermüdet sind, Mathilde, können wir da oben noch einen Besuch abstaten; — Sie haben sich viel Mühe meinertwegen gegeben, Sie haben mir tüchtig die Wahrheit gesagt. Sie sind entschuldigend groß gewesen, und ich bin Ihnen sehr verbunden. Kommen Sie, Liebchen, vielleicht retten wir etwas mehr als den bloßen Traum von dem heutigen Abend.“

Ich habe immer noch in jeder Collision das letzte Wort und die letzte That gehabt, und so hatte ich Beides denn auch jetzt. Auf dieser steilen, dunklen Treppe führte ich meine Begleiterin wirklich; vor die Hausthür hatte sie mich geführt. Ich lächelte,

wie die kleine Hand an meinem Arme zitterte; — wir klopfen an und traten ein in das lichtere Gemach des Blinden. Mit dem Schritt über diese Schwelle war das Facit meines Lebens gezogen. —

* * *

Wer klopft da nun wieder an meine Thür? Man mag sich doch stellen und setzen im Leben wie und wo man will; Ruhe gleib's nicht!

„Komm herein, Aschenbrödel!“

Die Thür hat sich geöffnet, es schiebt sich eine weibliche Gestalt in das Zimmer; aber Aschenbrödel ist's nicht; — Aschenbrödel, welche nicht mehr ihre Tage im Kohlenloch verbringt, schläft längst den Schlaf wohlbehaglicher Sättigung. Das Spital, dessen Stiftung Mathilde mir anempfahl, ist gegründet; aber Pinnemann wurde nicht Vorsteher desselben, er wird demnächst doch noch nach America auswandern; ich aber habe mir eine Wärterin erworben, die vor mir tanzt, wenn sie nicht ihre reuligen und zerfnirschten Stunden hat.

„Du bist es, Louise? Kind, Kind, es ist längst Mitternacht vorbei —“

„Ich kann nicht einschlafen; ich habe es vergeblich versucht! Es ist so still im Hause, — ich fürchte mich so sehr in meiner Kammer, und die Musik vom Theatral hört man auch die ganze Nacht hindurch. O lassen Sie mich noch eine Stunde hier sitzen, ich will mich auch nicht rühren!“

Meine jetzige Haushälterin sitzt mit ihrem Strick-

zeug mir gegenüber und ich betrachte sie von Zeit zu Zeit ganz verstohlen. Sie sieht nicht auf; sie hat Furcht vor mir und ahnt nicht, wie wenig ich ihr vorzuwerfen habe. Wir sähen eine gute Feder, August Sonntag; aber wir wollen uns dessen doch nicht überheben! Es steigt Feder in seinem Luftballon in die Höhe, Frau Mathilde, und die Fällung ist auch nicht immer dieselbe. Viele fromme und kluge Leute haben sich seit Jahrtausenden den Kopf zerbrochen, um ein Normal-Steuertruder für diese Luftschiffereien zu erfinden; es haben sich auch nicht wenige Leute ein Patent auf ihre Erfindungen geben lassen; aber man hat noch nicht vernommen, daß sie den Hafen des Glücks in geraderer Linie erreicht hätten.

Louise hat das Strickzeug in den Schooß sinken lassen; die Augen sind ihr allmählig vorzufallen, sie schläft; aber sie spricht im Schlaf.

Was sagt sie?

„Nimm mich mit, Frig!“

Die hübsche Sünderin hat im Wachen noch immer mancherlei wunderliche Wege, auf denen man sie scharf im Auge behalten muß; ich möchte wohl wissen, wohn sie der blinde Bruder jetzt mit sich nehmen soll?!

Ich wünsche nicht mehr, wie im Jahr Achtezhundertneunundzwanzig, diese Aufzeichnungen am folgenden Tage fortzuführen; aber Cure Kinder, August und Mathilde Sonntag, sollen das Recht haben, ihre Federn stumpf daran zu schreiben, wenn man zählt:

Achtezhundertzweiundneunzig.

E n d e.

Die Mandanenwaise.

Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Missouri

von

Balduin Mollhausen.

Erste Abtheilung: Am Rhein.

(Fortsetzung.)

Etwa eine Minute lang betrachtete der Wirth mich mit schallhaftem Ausdruck von oben bis unten. Eine lustige Antwort schwebte ihm auf den Lippen; mein lässliches und zugleich ehrerbietiges Wesen mußte dagegen seine Theilnahme erwecken, denn er nickte mir gutmüthig zu, und nachdem er mich aufgefordert, mein Ränzgen zu holen, bugsierte er mich nicht ohne Mühe durch den Saal nach der Flur hinaus.

Zagend schlich ich meinem Gastfreunde nach, doch führte ich meine Bewegungen mit äußerlicher Ruhe aus, und um keinen Preis hätte ich rückwärts schauen mögen. Ich fühlte, daß die Blicke des wilden Andres spähen auf mir hasteten, und wären meine Blicke den seinigen begegnet, würde ich mich unwillkürlich jedenfalls noch mehr verrathen haben.

Wunderbar erschien es mir freilich, daß er, wenn er über meine Person im Klaren war, mich überhaupt aus den Augen ließ, da es doch in seiner Macht lag,

frast der hinter mir hergeschickten Steckbriefe, meine Verhaftung durch die Dorfbehörde zu bewirken. Wahrscheinlich aber befürchtete er, die jungen Burischen würden, um in ihrem Vergnügen nicht durch unangenehme Auftritte gestört zu werden, auf meine Seite treten.

Auf der Hausthür angekommen, wo nur Kinder uns umgaben, wendete ich mich noch einmal in bringendster Weise an den Wirth. Ich bat ihn, mich, der ich selbst ein Bauersohn sei, nicht für stolz zu halten, wenn ich nicht mehr in die Mitte der frohen Menschen zurückkehre; ich setzte ihm auseinander, daß mir vor einigen Tagen erst die Nachricht von dem Tode meiner Mutter zugegangen und der Schmerz über deren Verlust noch zu frisch sei, um einen solchen Gesellschaften abzugeben, wie er es wünsche. Ich zeigte ihm darauf mein Wanderbuch, welches er in aller Ordnung fand, und nachdem ich ihm auf's Herz-

lichte für seine Gastfreundschaft gedankt, bat ich um Erlaubniß, da es mir im Hause zu geräuschvoll sei, im Stall oder in der Scheune die Nacht zubringen zu dürfen.

O wie ich mich vor mir selbst schämte, zu groben Unwahrheiten meine Zuflucht nehmen und den so freundlich gesinnten Mann täuschen zu müssen! Allein was sollte ich beginnen? Vor mir lag die Freiheit, winkte mir Johanna's trauerndes Bild, und hinter mir drohte wie ein furchtbar gährender Abgrund, lebenslängliche Kerkerhaft! —

Der Wirth, von Natur ein gutmüthiger Mensch, durch den Genuß des Weines vielleicht noch gutmüthiger gemacht, würdigte meine Einwände nach Gebühr, da aber das unüberwindliche Jauchzen ihn wieder nach dem Tanzplatz rief, so nahm er sich nicht die Zeit, mich zu begleiten. Er gab mir daher nur flüchtig die Richtung an, in welcher ich die Thür des im tiefsten Schatten liegenden Heustalles finden würde, worauf er in's Haus zurückkehrte, mir es anheim stellend, nach besten Kräften mir meinen Weg selbst zu suchen.

An den Stall gelangte ich schnell genug heran, auch die bezeichnete Thür entdeckte ich nach einigem Umherastasten, und vertraut mit den säublichen Einrichtungen, kostete es mich keine Mühe, den hölzernen Keil aus der eisernen Ueberfallkrampe herauszuziehen, in Folge dessen die Thür knarrend aus ihren Fugen wich.

Im Begriff einzutreten, blickte ich noch einmal mechanisch nach der mir nur von der Seite sichtbaren erleuchteten Hausthür zurück, als der Schatten eines Mannes in derselben mich veranlaßte, genauer hinzuschauen.

Eine böse Ahnung durchzuckte mich und ein eisalter Schauer machte mir das Blut in den Adern gerinnen, als ich des wilden Andre's Gestalt erkannte, wie derselbe vornüber geneigt da stand und offenbar zu mir herüber lauschte.

„Ich bin verloren,“ dachte ich bebenden Herzens; schnell aber, als habe die Todesangst meine geistigen Kräfte verschärft, sagte ich mich wieder, und die Thür mehrere Male heftig zuschlagend, erzeugte ich ein Geräusch, als wenn ich dieselbe vom Innern des Stalles aus zu befestigen versucht hätte. Leise und den wilden Andre's beständig im Auge behaltend, schlich ich so bald bis an die äußerste Ecke des kleinen Gebäudes, wo ich mich, da eine offene Klucht der umherstehenden Hirtenhunde wegen mir in diesem Augenblick zu gefährlich erschien, dicht an der Mauer niederlauerete.

Andre's, unstreitig überzeugt, daß ich mich im Stall befinde, glaubte nicht mehr nöthig zu haben, seinen Bewegungen noch länger Zwang aufzuerlegen, und um besser lauschen zu können, trat er einige Schritte von der Thüre fort, und gerabte in den aus dem nächsten Fenster fallenden Lichtschimmer hinein. Ich unterschied daher die Umrisse seiner Gestalt ganz genau, und hätte ich mich nach seinem ersten Erscheinen wirklich über seine Absichten getäuscht und einer übergroßen Besorgniß Raum gegeben, so wären jetzt keine Zweifel mehr möglich gewesen.

Immer nach dem Stalle hinübersehend, blieb der Verräther mehrere Minuten auf derselben Stelle stehen, und als er dann endlich vermuthen durfte,

daß ich mich in das Heu verkrochen habe, schlich er leise nach der angelehnten Thür hin.

Anfänglich glaubte ich, er beabsichtige, mich ohne Zengen zu sprechen, und mit mir zu unterhandeln, und mit Freuden hätte ich einen beträchtlichen Theil meiner Habe, ja das Ganze hingegeben, und mir dadurch auf kurze Zeit sein unerbrüchliches Schweigen zu erkaufen, doch wurde ich bereits in der nächsten Minute eines Andern belehrt. Ich errieth nämlich aus dem Geräusch, welches er erzeugte, daß er mit den Händen über die Thür hintastete, wie um den Verschluß derselben kennen zu lernen. Dem Tacten folgte denn auch sehr bald das bekannte Klingeln der eisernen Krampe und das leise Knirschen, mit welchem er den an einem Riemen niederhängenden Keil durch den mit der Krampe vereinigten Ring zwangte und dadurch beide Theile fest miteinander verband. Er hatte mich also, um sich meiner Person zu versichern, nur einsperren wollen, der sicherste Beweis, daß er durch seinen hinterlistigen Verrath erhebliche Vortheile zu erringen hoffte.

Mit einem Gefühl der grenzenlosesten Verlassenheit sah ich ihn dann wieder nach dem Hause zurückschleichen. Nie in meinem Leben hatte ich Andre's auch nur mit einer Miene beleidigt, und dennoch mußte ich es erleben, daß er alles in seinen Kräften Stehende aufbot, mich meinen Verfolgern zu überantworten und mir dadurch einen schrecklichen Untergang zu bereiten. „Wer hätte geahnt, daß in diesem Menschen, neben seiner thierischen Rohheit, zugleich so viel überlegene Bosheit wohne?“ dachte ich, als ich ihn mit selbstbewußter Haltung in der Hausthür verschwinden sah; „wer hätte ihn zugetraut, daß er sich eine so genaue Kenntniß meiner Lage verschaffen würde, er, der vielleicht kaum Lesen und Schreiben gelernt hat? Woher weiß er, daß ich entflohen und, geschickt und storbriefflich verfolgt, keinen Flecken kenne, auf welchen ich mein Haupt ohne Besorgniß niederlegen dürfte?“ Ich seufzte tief auf, meine Augen brannten, als ob sich Thränen in dieselben hätten drängen wollen, und vergeblich blickte ich zum schwarz bewölkten Himmel empor, um einen freundlichen Stern zu entdecken, der wie ein Schimmer von Hoffnung auf mich nieder- gesunkelt hätte!

„Zuuch — hu — hu — hu!“ schallte es gellend vom Tanzplatz zu mir herüber; lauter stampften die derben Füße im raschen Walzer auf den dröhnenden Fußboden, durchdringender kreischte die Klarinette und mit hochstem Ausruf schrammte der Bogen auf den straffen Saiten der Baßgeige herum:

„Dab' Leben gegessen, hab' Einem geliebt,
Hab' mandem schönen Mädchen das Köpfchen verbroht!“

„Zuuch — hu — hu — hu!“ Sei, wie das so lustig in die schwarze Herbtnacht hinausschallte! Es schallte so laut und so lustig, daß ich bei jedem neuen Ausbruch wilden Entzückens einen Stich in's Herz zu empfangen meinte.

Zuletzt hielt ich es nicht mehr aus, auch entrann ja die kostbare Zeit, die mir zur Flucht blieb.

Leise schnallte ich den Riemen an meinen Rücken, leise und von Niemand bemerkt schlich ich vom Hofe hinunter, und gleich in die Landstraße einbiegend, verfolgte ich meinen Weg um die schwarzen Massen des steil emporstrebenden Drachensfels herumdrehend. —

Nach Verlauf einer halben Stunde, als ich Königswinter erst hinter mir hatte, befand ich mich wieder in einer Umgebung, mit welcher ich schon seit vielen Jahren auf's innigste vertraut gewesen; auf einem Boden, über den ich einst, fast noch ein Kind, mit wilder Ausgelassenheit hintobte, und an welchen sich die süßesten Erinnerungen meines Lebens knüpften.

Die Erfahrungen, welche der sorglose Knabe und später der glückliche, lebensmüthige Jüngling sammelte, sie kamen jetzt dem geächteten Flüchtling zu statten. Ich war nicht mehr an die Landstraße gebunden, und obwohl die Einsamkeit und die Dunkelheit der Nacht mich davor schützten, von Jemandem wieder erkannt zu werden, wählte ich doch, wo es nur immer anging, die gemündene Waldpfade, auf welchen ich mich meinem Ziele nur langsam näherte.

Ich rastete oft, jedoch weniger aus Müdigkeit, — denn die hatte mich seit meinem Zusammentreffen mit Andres bis auf die letzte Spur verlassen, — als um die Zeit hinzubringen.

Trotz der mannigfachen Begerungen zeigte sich im Osten erst ein schwacher Schimmer des heraufdämmernden Tages, als ich einige Hundert Schritte von Anton's Heimath meinen Kansen in einem Dickicht ablegte und demächst nach der Hütte hinschlich, um mich zu überzeugen, ob der arme Bursche sich nicht außerhalb auf einem seiner planlosen Streifzüge befinde.

Zweimal wanderte ich um das Haus herum; kein anderes Lebenszeichen vernahm ich, als das behagliche Weckern der beiden Ziegen in dem kleinen Stall. „Was bliebe mir zu thun übrig, wenn ich ihn verfehlte?“ fragte ich mich zagenben Herzens, als ich zum zweiten Male vor die Hausthür hintrat, um mein Ohr an dieselbe zu legen.

„Spigbube — Jakob — Johanna — Johanna loch' Kaffe!“ rief eine krächzende Stimme von dem über der Thür angebrachten Brett zu mir nieder. Ich erschraf, doch war mein Schrecken anderer Art, wie am vorhergehenden Abend, als Andres diesen Ruf dazu benutzte, mich zum Verrath an mir selber zu zwingen.

„Spigbube — Spigbube — Spigbube — Jakob!“ wiederholte der Rabe jorziger und lauter, als er bemerkte, daß ich, eine Entdeckung befürchtend, mich behutsam zurückzog.

„Johanna loch' Kaffe! — Frau loch' Kaffe!“ krächzte das wachsame Thier grimmiger.

„Anton! Anton!“ kreischte gleich darauf die Stimme eines Weibes im Innern der Hütte, „Anton, will das saule Geschöpf bis Mittag schlafen? Anton, Du Strafe Gottes, steh' auf, oder ich helfe Dir mit dem Besenstiel auf die Beinstumpfen! Hörst Du denn nicht? Jakob ruft; die Ziegen müssen aus dem Stalle gebrochen sein!“

„Er ist zu Hause,“ seufzte ich mit erleichtertem Herzen auf, indem ich mich hinter den Ziegenstall zurückschlich.

„Anton! Hund! Kommt der Wechselbalg denn noch nicht herunter?!“ keifte das Weib, als immer noch keine Antwort erfolgte.

„Schon lange unten,“ antwortete Anton endlich, und zugleich vernahm ich, daß er an der zugestetteten Thür klapperte, „schon lange unten, habaha! Ich ein

Wechselbalg! Wechselbalg gut genug zum Arbeiten, wenn andere Menschen schlafen; arbeite gern für meine Mutter, aber nicht für den schlechten Andres!“

„Schweige, bis ich Dich frage, und füttere die Ziegen,“ schrie die unnahtliche Mutter hinter ihrem verkrüppelten Rinde her.

„Spigbube — Spigbube — Frau — Anton — Kaffe!“ rief der Rabe jorzig dazwischen, die Thür öffnete sich ganz, und auf seinen Stab gestützt hinkte der arme Anton in's Freie.

Es war bereits so hell geworden, daß man die in der nähern Umgebung befindlichen Gegenstände einigermaßen zu unterscheiden vermochte. Ich gewahrte daher, indem ich um die Stallecke herumlungte, daß der Rabe, sobald Anton aus der Thür getreten war, von seinem Brett herunterslog und, sich vor seinem Herrn niederlassend, sogleich sehr gravitätisch auf die Stallecke zuspritt, hinter welcher ich mich verborgen hatte.

„Spigbube — Spigbube — Frau — Jakob — loch' Kaffe,“ sprach er sehr ernst vor sich hin, indem er bald nach rechts, bald nach links zurückschaute, ob ihm sein Herr auch nachfolgte.

„Ja, ich komme,“ versetzte dieser fast ebenso heiser, „Jakob hat geträumt und den armen Wechselbalg eine Stunde zu früh gewedt.“

„Kriterik!“ krächte der Rabe, seinen Hals ausredend und behutsam um die Ecke herumsehend. „Spigbube,“ fügte er dann in seinem tiefsten Bass hinzu, als er mich nicht sah, denn ich hatte mich, die Nähe des alten Weibes und Anton's geräuschvolle Ueberraschung fürchtend, wohl um zwanzig Schritte weiter von dem Stall entfernt und hinter einen Johannisbeerbusch niedergekauert.

„Jakob hat geträumt,“ wiederholte Anton verriethlich und machte Miene, in's Haus zurückzukehren, doch festsette des Raben Benehmen in demselben Augenblick seine Aufmerksamkeit wieder.

Derselbe begann nämlich von neuem in seiner komischen Weise zu schelten, und womöglich noch behutsamer, als er bisher gethan, bewegte er sich im Zickzack auf den mich verborgenden Strauch zu.

Da ich, um Anton nicht zu erschrecken und zu einem Ausruf zu veranlassen, mich nicht plötzlich zeigen wollte, so wartete ich bis er etwa auf zehn Schritte herangekommen war, worauf ich ihn freundlich anredete.

„Anton,“ sagte ich leise bittend, „komm und hilf Deinem Freunde, aber wenn Dir mein Leben lieb ist, dann sprich leise.“

Mein ersten Ton meiner Stimme, stand der arme Bursche wie vom Blitz getroffen da, während der Rabe mit wichtiger Miene vor ihm auf- und abging und alle Schmähworte, die nur je in seinem Gedächtniß haften geblieben waren, vorwärts und rückwärts auf sagte. Endlich aber schien es in seinem Geiste aufzukämmern, und nachdem er einen mißtrauischen Blick auf die Hütte zurückgeworfen, hinkte er mit unbegreiflicher Schnelligkeit zu mir heran.

„Mein lieber junger Herr,“ sagte er flüsternd und zwei mächtige Thränen entquollen seinen träben Augen, „mein lieber junger Herr, der den Jakob gerettet und mit mir an einem Tisch gefessen hat! Sie suchen meinen lieben jungen Herrn Studenten, und wenn sie ihn finden, machen sie ihn todt.“

„Beruhige Dich Anton,“ sagte ich aufstehend und ihm die Hand herzlich drückend, „tobt machen sie mich gerade nicht, aber was noch schlimmer ist, sie sperren mich auf Lebenszeit ein. Doch sage Anton, Du bist jetzt mein einziger Freund, willst Du mich retten?“

„Seinen einzigen Freund nennt mich der liebe Junge Herr, und er fragt mich, ob der lahme Anton ihn retten will?“ antwortete der treue Mensch schluchzend.

„Gut, gut Anton, ich verstehe Dich, begleite mich eine kurze Strecke von der Hütte fort; Deine Mutter könnte mich sehen, und dann wäre ich verloren.“

„Ja ja lieber junger Herr,“ unterbrach mich Anton, auf das nächste Döckel zuwendend, es dem Raben anheimstellend zurückzubleiben oder uns zu folgen.

Dieser flog uns voraus, kaum aber hatte er sich in dem Gehölz niedergelassen, so begann er wieder zu schimpfen und zwischenwährend wie ein ergrimmtter Hund zu knurren.

„Da ist Jemand, vielleicht mein Bruder,“ sagte Anton bekräftigt, indem er sich, wie um sich vor dem Umsinken zu bewahren, auf seinen Stab stützte, „lieber junger Herr laufen Sie!“

„Es ist nichts,“ tröstete ich den entsezten Burschen, ihm meine Hand ermutigend auf die Schulter legend, denn ich errieth, was dem Raben neue Ursache zum Zorn gegeben; „komme nur dorthin, ich habe dajestselbst mein Känzlel abgelegt.“

„Känzlel?“ fragte Anton befremdet, worauf er sich schnell wieder in Bewegung setzte.

„Ja, Anton, mein Känzlel, ich reise nämlich, um nicht gefangen zu werden, als Handwerksbursche; aber laß jetzt das Fragen, ich werde schon Gelegenheit finden, Dir Alles mitzutheilen. Wir haben keine Zeit zu verlieren, Du siehst, es wird Tag, und in jedem Augenblick kann Dein Bruder heimkehren.“

„Mein Bruder ist weit fort gegangen.“

„In dieser Nacht habe ich ihn auf der Kirchwiese gesehen und er hat mich erkannt.“

„O, der schlechte, schlechte Andres.“

„Beruhige Dich, Anton, geschenehe Dinge lassen sich nicht ändern, wir müssen auf Mittel sinnen, durch welche ich aus dieser verzweifelten Lage komme; beantworte mir daher vorläufig nur einige Fragen.“

„Lieber junger Herr, ich weiß ja Alles; ich habe Alles gehört und gesehen; Niemand lehrte sich an den armen Krüppel, weil er nichts versteht. Aber ich habe sie verstanden, die Menschen mit den schwarzen Röcken, was sie zu dem Andres sagten, und was sie zu dem lieben Fräulein sagten.“

„Johanna,“ krächzte der Rabe dicht vor uns, indem er mit seinem mächtigen Schnabel wüthend auf meinen Ranzen einhieb.

„Du wirst mir Alles erzählen, Anton,“ versetzte ich, und eilfertig überließ es mich bei den unglücklichen, heißenden Worten des Krüppels, „vor allen Dingen sage mir, kennt außer Dir noch Jemand Dein Schloß?“

„Jaob — Jaob — Jaob!“ schrie der Rabe, auf das Känzlel hinauffspringend und mit selbstbewußter Haltung seinen Kopf zurücknehend und die Federn sträubend.

„Rein, lieber junger Herr Student, Jaob liest,“

sagte Anton mit Heftigkeit, als ob er den Raben wirklich als drittes Mitglied bei unserer Berathung betrachtet habe, „Jaob kennt mein Schloß nicht, er ist noch nie in demselben gewesen; er kann nicht schweigen und hätte es schon längst andern Menschen verrathen. Aber auch andere Menschen kennen es nicht. Nur ich und der junge Herr wissen es aufzufinden.“

„Das ist ein glücklicher Umstand.“

„Ja, ja,“ rief Anton hier plötzlich aus, und sein breites, von der Natur so grausam entstelltes Antlitz leuchtete vor Entzücken, „ja, das ist der Ort, den lieben jungen Herrn zu verbergen, den lieben jungen Herrn, der mit mir an demselben Tisch gesessen und den armen Jaob gerettet hat! Kommen Sie, kommen Sie, ich werde den jungen Herrn hinführen!“

„Halt Anton, halt; den Weg weiß ich allein zu finden und werde ich auch sogleich dahin aufbrechen; aber merke Dir, wenn Du mir Deine Hilfe zuwenden willst, ohne mich meinen Feinden zu verrathen, so mußt Du viel, viel vorsichtiger sein, mußt meinen Anweisungen auf's Genaueste Folge leisten.“

„Lieber — junger — Herr —“ stotterte Anton verstört, denn er befürchtete, bereits ein Verbrechen gegen mich begangen zu haben.

„Spießbube — Spießbube — soch Kaffee,“ fügte der Rabe hinzu, sich geräuschvoll schüttelnd.

„Erschrecke nur nicht gleich, Anton,“ sagte ich ermunternd, „ich wollte damit nur andeuten, wie nothwendig es ist, daß Du auf Deiner Hut bist. Geh jetzt nach Hause, damit Deine Mutter sich nicht über Deine lange Abwesenheit wundert, und wenn Du glaubst, ohne Verdadht zu erregen, Dich von Hause entfernen zu dürfen, dann eile zu mir. Aber Anton, noch eins; ich fühle zwar augenblicklich keinen Hunger, allein er wird sich allmählig einstellen. Hier hast Du etwas Geld, geh vorher hin und kauf Lebensmittel, aber merke Dir, nicht auf ein und derselben Stelle; Deine großen Einkäufe möchten befremden; hier für einen Groschen, dort für ein paar Pfennige, je nachdem es Dir angemessen erscheint, und nun Anton, lebe wohl, auf Wiedersehen; beileide Dich nach Hause zu kommen, ich höre Deine Mutter nach Dir rufen.“

„Ich habe sie bereits lange gehört,“ bemerkte Anton sinnend und noch immer auf's Erfenste damit beschäftigt, meine Rathschläge seinem Gedächtniß fest einzuprägen; „ich fürchte mich nicht; sie ist gewohnt, vergeblich nach dem Wechselbalg zu rufen. Mag sie mich stoßen, mag Andres mich schlagen und meinem Jaob den Hals umdrehen, so sage ich dennoch nicht, wo mein lieber junger Herr Student sich verborgen hält.“

Mit diesen Worten lehrte er sich kurz und und eifertig hintere er der heimathlichen Hütte zu.

Der Rabe dagegen ließ sich mehr Zeit. Zuerst sprach er durch heiseres Hundegekurre seinen Verdruß darüber aus, daß ich ein so häßliches Ding, wie das Känzlel, auf meinen Rücken schwingte, und nachdem er mich mit einigen, gerade nicht sehr schmeichelhaften Ehrentiteln belegte, ferner, zum Zeichen, daß er trotzdem wohlwollende Gefühle für mich hege, noch einmal recht herzlich und unverkennbar in

Anton's Weife gelacht hatte, schritt er mit sehr reservirter Haltung und hin und wieder ein in seinem Wege liegendes Reis verächtlich zur Seite schleudernd, seinem Herrn nach.

„Was wird er mir mitzutheilen haben?“ dachte ich, indem ich Anton so lange nachsah, wie er mir sichtbar war, „was wird er mir zu sagen haben? Er sprach von Menschen in schwarzen Röcken.“ Auch Fräulein Bräuselbach warnte mich vor den Schwarzen. Unseliges Verhängniß, welches mich verfolgte; warum konnte die Irrensinnige sich nicht deutlicher aussprechen und ihre unbestimmte Warnung zugleich mit einer Erklärung begleiten? Ach, und wohin ist es mit mir gekommen und welchen Wechsel des Schicksals habe ich in dem kurzen Zeitraum von achtzehn Monaten erfahren!“ murmelte ich vor mich hin, meinen rastlos umherirrenden Gedanken Worte verleihend, indem ich durch den noch in Dämmerung gehüllten Wald sinuend und grübelnd meinem Versteck zuwanderte.

Vierzehntes Capitel.

Die Entdeckungen.

Die Gipfel der Berge erglänzten bereits im Gold der aufgehenden Sonne, während der Boden der Schlucht, durch welche mein Weg führte, noch im tiefen Schatten lag, als ich die Geröllanhäufung erreichte, die mir die Lage von Anton's Schloß bezeichnete.

Ich schickte mich nach dem Versteck hinaufbegab, durchspähte ich die Schlucht nach beiden Richtungen hin. Alles war still; eine dicke Schicht dürrer Blätter bedeckte den Boden; ein Rascheln wäre also selbst für den gediegensten und erfahrensten Waldmann unmöglich gewesen, also auch für den wilden Andres, den ich zur Zeit für meinen erbittertesten Feind und Vorfolger hielt.

Auch die nächste Umgebung war so beschaffen, daß man nicht erwarten durfte, daselbst mit Erfolg nach einem Flüchtling zu forschen; denn wo nicht massives Gestein die Aussicht begrenzte, da vermochte man weit zwischen dem entlaubten Unterholz hindurchzublicken, und die wenigen, pyramidenartig gewachsenen Taunen standen zu zerstreut, um unter ihnen bis auf die Erde niederhängenden, grünen Zweigen einen Menschen ein sicheres Versteck zu gewähren.

Rast und wenig anmutig redeten die meisten Bäume ihre Zweige empor, als ob sie, ihres schönen Sommerkleides beraubt, fröstelnd den warmen Sonnenschein zu sich hätten niederziehen wollen, und während einzelne Sträucher und die über das Gestein hinstetternden Bromberranken, die dem Winde weniger ausgesetzt gewesen, nur noch mit Mühe ihre hochroth und braun gefärbten, aber durch den Thau erschlafften Blätter an sich hielten, brühten die Eichen, Ahn und Jung, sich noch immer mit ihrem vollen Schmuck. Ihr Laub war freilich herbstlich braun und abgestorben, um so mehr aber verlieh es ihnen dafür das Aussehen von überlegenden Wesen, welche sich, zum Schutz gegen Schnee und winterliche Kälte, so recht behaglich in einen warmen, von zusammengeschrumpften Blättern künstlich hergestellten Mantel eingehüllt hatten.

Und zwischen diesen Blättern kispelte und rauschte es leise, wenn ein Lufthauch auf sie niederfuhr, daß es sich anhörte, wie verstopfenes Hohlgeschloß und wunderbare Gespinnste, die von den bereits in Halb- schlummer versenkten Bäumen in abgebrochenen Pausen flüsternd erzählt wurden. Dann fielen auch wohl Eichen zur Erde und Buchenäste, die überreich von den zierlichen Nüsschen abgestoßen, um unten im feuchten Moos Krime zu treiben, dort den kralligen Pföthen munterer Eichhörnchen entgleitend. In dem sie aber auf die Blätterlage niederfielen, klang es wie der Schall von leichten, unregelmäßigen Schritten, wie wenn ein lustiges, unsichtbares Völkchen zwischen dem raschelnden Laub getanz und eine ebenfalls mit lautem Schall überhörsenden Drossel, oder ein in weiten Sprünzen sich tummelndes Eichhörn den Reigen geführt hätten. Und die Tannen mit ihrem dunkelgrünen Nabelschmuck, und das ebenso grüne Moos an den knorrigen Stämmen und auf dem verwitternden Gestein bildeten die ersten bewegungslosen Zuschauer; denn die fleißigen Spechte, die an der morschen Rinde umherhämmerten, die flinken Baumläufer, die bald um die eine, bald um die andere Seite der Stämme neugierig herumglugten und den langen abgezogenen Schnabel prüfend in jede von Wärmern gefressene Höhle steckten, die Hähner, die sich gegenseitig schmähten und anschnalsten, und die Jaunschlüpfer, die zwischen Ranten und Gestein Verstecken und Suchen spielten, die hatten Alle keine Mühe, sich um das Rascheln im Laub zu kümmern, so lange es noch harmlos klang. Sie hatten Wichtigeres zu thun und zu bedenken; die Einen mußten für ihr tägliches Brod arbeiten, die Andern die Zeit vertändeln, denn wer konnte wissen, wie lange das gute, so recht zum Spielen geschaffene Wetter noch anhalten würde, und gar zu oft schon wurde der liebliche Sonnenschein der Frühstunden vor Einbruch der Nacht von neidischen Wolkenmassen verdrängt.

Rehmüthig blickte ich noch einmal um mich. Alles schien mir entgegenzulächeln, aber es war ein Lächeln, wie es oft das Antlitz eines Sterbenden schmückt, ein Lächeln, zu heilig, als daß der erstarrte Tod es zu verdrängen wagte. Auch ich versuchte zu lächeln, allein es gelang mir nicht — kaum zweitausend Schritte weit von mir entfernt lag die Oberförsterei, und hart neben mir Anton's Schloß — o, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, zwischen diesen beiden Punkten zu wählen! — „Aber ich darf ja nicht,“ seufzte ich vor mich hin, und langsam kletterte ich die Geröllanhäufung hinauf.

Mitteltst der Kleidungsstücke und namentlich einer wollenen Decke, welche mein Künzel enthielt, gelang es mir leicht, auf dem duffigen Hetertraut ein erträgliches Lager herzustellen. Etwas Speisen säuberte ich noch bei mir, einen Trunk bot mir Anton's alter Wassertrug, und nachdem ich mich auf diese Weise gestärkt, warf ich mich auf das Lager hin.

Ich versuchte über meine Lage, über den Wechsel des Schicksals nachzudenken, ich versuchte mir tröstliche Bilder von Johanna zu entwerfen, diese geistige Beschäftigung dauerte indessen nicht lange. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatte ich mich zu Vermäßig angestrengt; die Erschöpfung schloß mir bald die Augen und ich schlief so fest, als wenn ich

von einer schweren Betäubung heimgejucht gewesen wäre.

Fünf oder sechs Stunden hatte ich wohl in diesem für mich so glücklichen Zustande der Bewußtlosigkeit zugebracht, als eine warme Hand sich mit leichtem Druck auf meine Stirn legte.

Erschreckt fuhr ich empor; das mich umgebende Halbdunkel befreudete mich, und längere Zeit dauerte es, bis ich mich erinnerte, wo ich mich befand.

Anton saß neben meinem Lager auf einem Bündel Heidekraut, und vor ihm in Halbkreise standen und lagen auf der Erde die Lebensmittel, welche der brave Mensch aus allen Richtungen für mich zusammengeschleppt hatte.

„Schon da, alter Freund?“ fragte ich, mich aufrichtend und ihm zum Gruß die Hand reichend.

„Der junge Herr nennt mich seinen Freund,“ erwiderte Anton herzlich lachend, „bis jetzt hatte ich außer Jakob keinen Freund; ja, ich bin schon lange hier, länger als eine Stunde.“

„So lange schon, und Du hast mich nicht gewest?“

„Der junge Herr schlief so schön; es geht nichts über den Schlaf; wenn ich schlafe, weiß ich nicht, daß ich ein armer, verachteter Krüppel bin.“

„Du hast Recht, Anton, im Schlaf vergißt man Kummer und Trauer. Aber dennoch hättest Du mich wecken sollen, indem Du weißt, wie ungeduldig ich auf Nachricht von der Oberförsterei harre.“

„Mein Bruder ist heimgekommen und hat mich geschlagen.“

„Heimgelommen?“ fragte ich überrascht.

„Ja, er war zornig, es hat aber nicht wehe gethan; es war gut, denn ich bin fortgelaufen und brauche in den nächsten Tagen nicht zurückzukehren. Dem Jakob thun sie nichts zu Leide, er muß das Haus bewachen. Ich bleibe bei dem jungen Herrn und kann ihm erzählen Tag und Nacht, Alles, was ich weiß.“

„Johanna, Anton, sage mir vor allen Dingen, wie geht es Fräulein Johanna, Du weißt, die junge Dame auf der Oberförsterei?“

„Ich weiß, junger Herr, das arme, arme Fräulein ist krank, sehr krank, und die Leute sagen —“

„Was sagen die Leute?“ rief ich aus, indem ich, erfüllt von namenlosem Entsetzen, Anton heftig am Arm ergriß.

„Kleber junger Herr,“ antwortete der Krüppel, mit dem Aermel seiner Jacke über seine Augen hinsahrend, „die Leute sagen, das arme liebe Fräulein muß sterben, und es ist wahr, ich sehe das arme Fräulein oft und dann betet es immer.“

„Sterben?“ fragte ich wieder, denn in meiner Todesangst klammerte ich mich verzweiflungsvoll an die Hoffnung an, falsch gehört zu haben oder daß Anton nicht genau zu unterscheiden verstanden habe; „und Du sagst, Du hast sie gesehen? Wie ist es möglich, daß Du zu Johanna gelangst, wenn sie auf dem Sterbebett liegt!“

„Das Fräulein liegt nicht, es sitzt, und zu ihm gelange ich auch nicht; aber ich liebe das Fräulein, weil es stets gut gegen den armen Anton gewesen ist, und des Abends gehe ich häufig hinüber, um es zu betrachten. Die Hunde kennen den armen Anton, sie

thun ihm nichts, wenn er durch den Garten an des Fräuleins Fenster schleicht und in das Gemach hineinschau. Ich sehe dann, wie sie auf einem großen Stuhl saß und betet, ich sehe, wie ein schwarzgekleideter Mann, ein Kaplan, mit ihr betet und so fromme Worte zu ihr spricht, daß ich darüber weinen muß. Der Kaplan ist ein frommer Mann, er will auch meinen Bruder befehlen, denn ich habe Beide mehrfach gesehen, wenn sie im Walde spazieren gingen und viel mit einander sprachen. Aber es wird ihm nicht helfen, der Andreß ist noch nicht besser geworden, er stucht und schlägt mich jetzt noch mehr, als er früher gethan hat.“

„Ein Kaplan bei Johanna?“ stieß ich, von den schwärzesten Befürchtungen ergriffen, mit schmerzlichen Erstaunen aus, denn ich wußte ja, daß Johanna Protestantin war.

„Ein Kaplan mit langen Strümpfen und schwarzem Rock,“ betätigte Anton, „auch sah ich, daß er mitten auf dem Kopf seine Haare abgeschnitten hat.“

„Aber um Gotteswillen, Anton, was sagt denn der Oberstlieutenant dazu.“

„Der Herr Oberstlieutenant sagt nichts, denn er kommt so spät nicht oft zu dem Fräulein, und wenn er kommt, ist der Kaplan nicht da. Dann läßt er das Fräulein, und das Fräulein sagt, er solle auf dem Wege der Sünde umkehren, und er wendet sich ab und geht wieder hinaus.“

„Und was sagt die Frau Oberstlieutenant!“

„Ach, die alte, freundliche Frau betet immer mit und liebt dem armen Fräulein schöne Titaneien vor, und das Fräulein spricht dieselben nach.“

Ich hatte jetzt genug gehört. Entsetzt legte ich die Hände an meine Stirne, um mich zu überzeugen, daß ich noch unter den Lebenden weile, noch meinen ungeschwächten Verstand besitze. Ein furchtbares Geheimniß schien in Anton's Berichten verborgen zu sein. Seine Worte, obwohl ich sie ihm einzeln entlocken mußte, ließen eine Täuschung nicht zu; der arme Mensch war zu einfältig, zu wenig begabt, um dergleichen zu erinnern und, bei seiner Freundschaft für mich, zu krassem Unwahrheiten seine Zuflucht zu nehmen.

Verzweiflungsvoll warf ich mich auf mein Lager zurück, in meinem Kopfe wirbelte Alles wild durcheinander, wie damals im Gefängniß, als ich von der schrecklichen Krankheit heimgejucht wurde. Und dennoch, was war jene Krankheit im Vergleich mit meinem jetzigen Zustande? Gefoltert von namenloser Seelenqual wand ich mich stöhnend auf meinem Lager, daß selbst Anton dadurch von Angst und Schrecken ergriffen wurde.

„Mein lieber, junger Herr Student!“ rief er ächzend vor innerer Bewegung aus, indem er meine Hand küßte und mit Thränen benetzte, „seien Sie doch gut mit dem armen Anton; ich habe Sie ja nicht fränken wollen! Nur die Wahrheit habe ich gesprochen; hören Sie auf mich, schlagen Sie mich, aber sterben Sie nicht. O heilige Muttergottes, was soll ich anfangen, wenn mein einziger Wohlthäter stirbt!“ und dann seine verfallene Hand auf meine Brust legend, strich er mit der gesunden schmelzend meine Wangen.

Armer, ehrlicher Anton, wie schön erschienst Du mir damals, trotz Deiner Verunstaltung, und wie red-

lich und treu blickten Deine träben, in Thränen schwimmenden Augen auf mich nieder! Du dachtest vielleicht in Deiner Einsalt, ich würdige Dich keiner Antwort, weil Du häßlich und verkrüppelt seist. Das war der Grund aber nicht, ehrlicher Anton, weshalb ich nicht ruhig dalag, mit stieren Blicken zu der massiven Bedachung Deines Schlosses emporschaute und, scheinbar ohne darauf zu achten, Dich weiter reden, klagen und stehen ließ. Nein, ehrlicher Anton, gewiß nicht, aber Deine aufrichtige Freundschaft, Deine Opferwilligkeit, Dein ungeheuchelter Kummer und die lauten Aeußerungen desselben thaten meinem Herzen wohl, so unendlich wohl, daß ich Dir, meinem einzigen Freund, noch lange hätte zuhören können, ohne Dich zu unterbrechen. Du wußtest das freilich nicht und ahntest es nicht; wäre es Dir aber gesagt worden, so hättest Du es nicht für möglich gehalten, und je länger ich schwieg, um so trauriger wurdst Du, und um so bitterer waren die Vorwürfe, welche Du gegen Dich selbst, als die mittelbare Ursache meines Schmerzes erhobst. Wie lang es so rührend, als Du mich aufforderst, Dich für die traurigen Mittheilungen zu strafen und zu schlagen, und wie löste sich die starre Klude, welche sich um meine Brust gelegt hatte, als Du Dich auf die Erde warfst, mit Deiner lahmen Hand zwischen dem Heidekraut wühltest und schlüpfend die heilige Muttergottes thatest, Dich, den nichtsnutzigen, verachteten Wesselsbald, an meiner Statt von der Erde zu nehmen und den vereinsamten Jakob einen guten Herrn in mir finden zu lassen.

„Armer, lieber Anton,“ sagte ich endlich, nachdem ich mich einigermaßen gefaßt hatte, „ich muß Johanna sehen, und muß es mich das Leben kosten; ich will einen klaren Blick in das verderbliche Gewebe gewinnen, mit welchem man sie umstrickt hat, und an Dir ist es, mir beizustehen. Antworte mir, Anton, glaubst Du wohl, daß es Dir möglich sein wird, mich unbedenkt an das Fenster zu führen, durch welches Du Alles, was Du mir geschildert, beobachtet hast?“

„Gewiß, lieber junger Herr, aber nicht bei Tage,“ antwortete Anton, sich blüschnell emperrichtend und mir gespannt in die Augen schauend.

„Das versteht sich von selbst, Anton; würden wir aber schon heute Abend hingehen können?“

„Ja, lieber Herr Student, verlassen Sie sich auf den Anton; ich gehe im Dunkel so sicher, als am Tage, und kann ich auch nicht weit um mich sehen, so höre ich dafür desto schärfer. Ich werde den jungen Herrn an das Fenster führen, daß er das liebe Fräulein sieht und vielleicht auch den Herrn Kaplan und den Herrn Oberstleutnant.“

Ich erklärte mich mit Anton's Plan einverstanden; prägte ihn nochmals ein, daß ich in nächster Zeit die Gegend verlassen würde, um vielleicht erst nach vielen Jahren wieder zurückzukehren, daß ich aber, um überhaupt zu entkommen, unentdeckt bleiben müsse. Dann versuchte ich durch geschickt gestellte Fragen, ihm Alles zu entlocken, was er auf der Oberförsterei beobachtet und seitdem noch nicht wieder vergessen hatte.

Wiel mehr, als er mir bereits mitgetheilt, erfuhr ich nicht; er wiederholte in seiner lüdschen, aufrichtigen Weise mehrfach, was er schon erzählt hatte, doch genügte dies für mich, zu errathen, daß es sich

hier um einen tief angelegten Plan zur Erreichung eines schändlichen Zweckes handle. —

Der Abend rückte heran; ich unterbielt mich zeitweise mit Anton, zeitweise verfaß ich in traurigen Brüten, und mehr um den armen Schelm zufriedener zu stellen, als daß ich das Bedürfnis gefühlt hätte, ließ ich mich willig finden, einige Speisen zu mir zu nehmen. Als es dann endlich vollständig Nacht geworden war, brauch ich auf.

Wir folgten demselben Pfade, auf welchem Anton mich zum ersten Male, unmittelbar nachdem ich nähere Bekanntschaft mit ihm geschlossen, geführt hatte, doch gebrauchten wir die Vorsicht, daß nur Anton in dem Pfade selbst blieb, während ich etwas seitwärts in der lichten Waldung gleichen Schritt mit ihm hielt.

Die Besorgung, dem wilden Andres, der sich häufig wildlebend zur nächstlichen Stunde in dem Forst umhertrieb, zu bezeugen, ließ diese Vorsichtsmaßregel für gerathen erscheinen, und daß er in der Nähe weilte und den Tag über schlafend in der heimathlichen Hütte zugebracht hatte, stellte Anton ja außer Frage. —

Wir waren in geringer Entfernung an der bezeichneten Hütte vorbeigekommen und schnell, wenn auch mit behutsamen Bewegungen, näherten wir uns der Landstraße, als Anton plötzlich stehen blieb und mich durch ein verabredetes Zeichen zu sich heranzief. „Jemand geht vor uns,“ sagte er ängstlich flüsternd, „ich höre langsame Schritte.“

Ich strengte mich auf's Aeufserste an, irgend etwas zu unterscheiden, aber vergeblich. Nur das Geräusch vernahm ich, mit welchem die Waldmäuse in dem dünnen Laub umherprangen.

„Anton, Du hast Dich wohl getäußt,“ unterbrach ich endlich wieder die Stille.

„Nein, nein, lieber Herr Student, Anton hört noch schärfer, als Jacob; es geht Jemand vor uns, er ist gleich an der Landstraße, ich höre es, ja ich höre es ganz gewiß.“

Wiederum lauschten wir, ohne daß ich etwas Auffälliges vernommen hätte, doch setzte ich keinen Zweifel in Anton's Ausspruch, indem ich mir erklärte, daß die Natur ihn, für die vielen Mängel und Vernachlässigungen in seinem Aeußeren, wahrscheinlich durch ganz ungewöhnlich scharf ausgebildete Hörrorgane entschädigt habe.

Pflichtig unterschied ich einen fernem dumpfen Fall, und dann war Alles wieder still.

„Er ist über den Graben in die Straße gesprungen,“ sagte Anton mit überzeugender Entschiedenheit. „Wir können ohne Gefahr weitergehen, aber ganz leise, lieber junger Herr, denn ist es mein Bruder, der dort geht, so ist es schlimm. Er hört ebenfalls sehr un- und hat scharfe Augen. Er steht in der Nacht Schlingen, um Hasen und Raminchen zu fangen.“

Kautlos, jetzt aber nicht mehr von einander getrennt, setzten wir darauf unsern Weg fort, und Schritt für Schritt und auf's Sorgfältigste in die Ferne hordend, näherten wir uns der Landstraße. Als wir dieselbe erreichten, sprangen wir inoffen nicht, wie der späte Wanderer vor uns gewesen hatte, in den Weg hinein, sondern uns beständig auf

dem Ufer des Grabens haltend, schlichen wir im Waltesaam selbst langsam auf die Oberförsterei zu.

Etwas hundert Schritte mochten wir in dieser Weise zurückgelegt haben, als Anton mich wiederum durch seine vorgehaltene Hand zum Stillstehen veranlaßte und, seinen Mund meinem Ohr nähernd, mit vor Angst bebender Stimme flüsterte: „Wir sind verloren, er kommt zurück, der wilde Andres, ich hörte ihn husten.“

„Verbergen wir uns Anton, und lassen wir ihn vorbeiziehen,“ sagte ich beruhigend zu dem armen Menschen, der über die Entdeckung, daß es sein Bruder war, den Kopf vollständig verloren hatte.

Indem ich noch sprach, glitt ich behutsam in den Graben hinein, den fast willenlos gewordenen Gefährten mir nachziehend. Erst als Anton errieth, was ich bezweckte, fand er seine Fassung wieder, und es bedürfte keines weiteren Zuredens mehr, sich gleich mir, auf dem Boden des Grabens lang auszustrecken.

Der Graben war ungefähr drei Fuß tief, wohl ebenso breit und weniger abzuliegender Feuchtigkeit wegen angelegt worden, als um ein Grenze zwischen Straße und Forst, zum Schutz des letzteren gegen den Andrang vorbeigetriebener Viehheerden zu ziehen. Wir lagen daher nicht nur trocken, sondern die auf den Ufern sippig wuchernden harten Gräser verbargen uns auch dergestalt, daß am hellen Mittage wir weiß, wie viel Leute hätten vorübergehen können, ohne uns zu entdecken oder auch nur eine Ahnung von der Nähe von Menschen zu erhalten. Bei der tiefen Dunkelheit, welche durch die überhängenden Bäume noch verdichtet wurde, durfte ich mich als doppelt gesichert betrachten, und obgleich Anton, der für seine Person im Grunde gar nichts zu fürchten hatte, mich heftig am Rock zupfte, nahm ich doch keinen Anstand, meinen Kopf bis zum Rande des Grabens zu erheben, um zwischen den Halmen hindurch einen freien Ueberblick über die Straße zu gewinnen.

Es befremdete mich nämlich im höchsten Grade, daß Anton's Bruder, anscheinend nur, um auf- und abzuwandeln, sich hierher begeben haben sollte, und erwachte in Folge dessen in mir die unwiderstehliche Neigung, Näheres über seine, ohne Zweifel mich betreffenden Absichten auszuforschen.

Nicht lange hatten wir uns in dem Graben befunden, als ich den Beweis erhielt, daß Anton's Gehör ihn nicht getäuscht hatte, denn ich vernahm das Geräusch von Schritten eines sich langsam nähernden Mannes, und bald darauf traten auch die äußeren Formen seiner Gestalt vor meinen ängstlich spähen Blicken deutlicher hervor.

Er ging in der Mitte des Weges, blieb mehrfach stehen, offenbar um zu laufen, und als er uns gegenwärtig angekommen war, hörte ich sogar, daß er murmeln einen bösen Fluch ausstieß und alle Pfaffen zum Teufel wünschte.

Anton, der mich noch immer festhielt, zitterte so sehr, daß ich das Schlimmste beschränkte, doch beruhigte er sich wieder, sobald Andres vorbei war und seine Schritte allmählig gedämpfter zu uns herüber schallten.

„Er kommt zurück,“ flüsterte Anton nach einer Weile wieder angstvoll.

Ich legte, um ihn zu ermutigen und zur Vor-

sicht zu mahnen, meine Hand auf sein Haupt, er drückte sich in Folge dessen fester auf den Boden, und bald darauf sah ich Andres' schwarze, schattensähnliche Gestalt abermals vor mir vorüberziehen. Er schien ungeduldig geworden zu sein, denn länger wurden die Schritte, die er vor sich hinstürmte, und grimmiger der Ausdruck, mit welchem er auf die Pfaffen schmähte.

Ging er nun dieses Mal nicht so weit, oder waren meine Ohren geübter geworden, genug, ohne daß Anton mich darauf aufmerksam zu machen brauchte, entdeckte ich, daß er umkehrte und abermals auf demselben Wege zurückkam. Fast gleichzeitig vernahm ich aber auch den Schall von Schritten, die sich aus der entgegengesetzten Richtung schnell näherten.

Als Andres wohl noch dreißig Schritte weit entfernt war, hustete er leise; der Wanderer, der auf der andern Seite von uns bis auf fast ebenso weit herangekommen war, antwortete in ähnelnder Weise und in der nächsten Minute bot Andres ihm gerade vor uns einen heftigen „Guten Abend.“

„Der Segen der heiligen Jungfrau sei mit Euch, mein Freund,“ antwortete eine Stimme, die mir das Blut in den Adern gleichsam zu Eis erstarrte, denn an seiner Redeweise und seinem Organ hätte ich Bernhard unter Tausenden herausertannt.

„Ich glaubte schon, der Herr Kaplan hätten mein Zeichen nicht bemerkt, und in's Haus hineinzugehen, haben der Herr Kaplan mir unterragt,“ versetzte Andres in vertraulichem Tone.

„Etwas Wichtiges muß es jedenfalls sein, guter Freund,“ bemerkte Bernhard, den in Andres' Worten enthaltenen Vermerk nicht beachtend, „ober Ihr würdet Euch und mir die späte Störung erspart haben. Aber es schadet nicht; es war ohnehin meine Absicht, heute Abend noch in Eurer Hütte vorzusprechen.“

„Wichtig genug, Herr Kaplan, um den Lohn für meine Dienste noch um ein gutes Stückerl zu erhöhen,“ erwiderte Andres unerschrocklich.

„Und wollt Ihr, ein so guter Katholik, jeden der Kirche geleisteten Dienst noch besonders bezahlt haben?“ fragte Bernhard vorwurfsvoll, „denkt Ihr nicht daran, daß Ihr durch dergleichen gute Handlungen Euren Schutzpatron dazu bewegt, Fürbitten für Euch einzulegen und dadurch der Euch zuerkannte Aufenthalt im Fegfeuer beträchtlich ermäßigt wird?“

„Das ist Alles recht gut, Herr Kaplan, was helfen mir aber Fürbitten, wenn ich auf Erden wie ein Hund leben muß? Die Zeiten sind schlecht, die Lebensmittel theuer, und ich habe eine alte Mutter und einen armen unglücklichen Bruder zu ernähren.“

„Beruhigt Euch, mein Freund,“ lenkte Bernhard ein, „jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, und Ihr sollt keinen Grund haben, Euch über die Unbillbarkeit der Kirche zu beklagen; aber sagt jetzt, was ist es, das Ihr mir mitzutheilen habt?“

„Was sollte es sein, Herr Kaplan? Er ist wieder los.“

„Wer ist los, mein guter Freund?“

„Nun, wer anders, als der Student Wandel, der abgefegte Bräutigam vom Tränkelein auf der Oberförsterei.“

„O, darum hättet Ihr Euch nicht hierher zu

bemühen brauchen, mein lieber Freund, ich mußte es bereits vor vierzehn Tagen aus den Zeitungen. Er wird schließlich verfaßt, und hoffentlich gelingt es den Behörden, den gefährlichen Menschen wieder einzufangen, oder es gelingt ihm, die Grenze zu erreichen und das Vaterland von seiner gefährlichen Person zu befreien."

"Das mögen der Herr Kaplan freilich gewußt haben," entgegnete Andre's höhnlich, „aber daß er hier ist, haben Sie ganz gewiß noch nicht erfahren.“ „Er ist hier?“ fragte Bernhard verwundert, obgleich er diese Nachricht schon längst errathen haben mußte.

„Ja er ist hier und ich habe ihn mit meinen eigenen Augen gesehen —“

Was die Weiden weiter sprachen, ging mir verloren, denn bei dem letzten Theil ihrer Unterhaltung hatten sie sich, um sich der Rüste zu erwehren, bereits wieder auf die Oberförsterei zu in Bewegung gesetzt, und nur noch als undeutliches Murmeln brangen ihre Stimmen zu mir herüber.

Ich hatte indessen genug gehört; meine Sinne schienen mich verlassen zu wollen, und erfüllt von argenloser Wuth und Verachtung und von Furcht für Johanna preßte ich mein Antlitz in den Rasen.

„Mein Gott, mein Gott, ist es denn möglich, kannst Du es zugeben, daß unter dem Mantel des Allerheiligsten die gräßlichsten Schandtathen ausgeübt werden?“ stöhnte ich verzweiflungsvoll. Da brachte Anton mich wieder zur Besinnung, indem er mir zu räumte, daß sie umgekehrt seien und zurück kämen.

Mein Schmerz verstummte bei dieser Kunde fast augenblicklich, und mit den Gefühlen eines Tigers, wenn er auf seine Beute lauert, lehnte ich mich noch weiter über den Rand des Grabens, um so viel, wie nur irgend möglich, von der Unterhaltung der beiden schurkischen Genossen zu erfahren.

Längere Zeit dauerte es, bis mir ihre Worte verständlich wurden, denn sie gingen nicht nur langsam, sondern im Eifer des Gesprächs blieben sie zuweilen auch ganz stehen.

„Ein schönerer Lohn, als das Geld, ist das Bewußtsein, eine der ewigen Verdamnis anheimgefallene Seele gerettet zu haben,“ unterschied ich endlich wieder, „und Ihr, mein Freund, dürft Euch rühmen, daß Ihr das Tugliche rechtlich zu dem Gott gefälligen Werke beitrug; glaubt mir, manche andere Sünde wird Euch deshalb nicht angerechnet werden.“

„Und wäre der Lohn noch zehnmal schöner, Herr Kaplan, es ist gegen meine Natur, mich zu einer Arbeit herzugeben, ohne dafür in klingender Münze bezahlt zu werden. Gebt mir Etwas an Abschlag, und ich verspreche Euch, der Stubentoll sich nicht auf eine halbe Meile im Umkreis blicken lassen, ohne von mir gefaßt und nach dem nächsten Gericht transportirt zu werden.“

„Die Nachbarschaft der Oberförsterei muß am schärfsten bewacht werden,“ mein guter Freund, „denn es steht zu erwarten, daß er Alles aufbieten wird, eine Zusammenkunft mit dem Herrn Oberstlieutenant zu erlangen.“

„Ich denke, der Oberförster will nichts mehr mit ihm zu thun haben?“

„Das bietet keine genügende Sicherheit. Fragt

indessen nicht weiter, lieber Freund, sondern gewöhnt Euch daran, vertrauensvoll nur das zu thun, was Euch Gott und die Heiligen durch den Mund ihrer gewählten Diener zu thun heißen, und schon in dieser Welt dürft Ihr auf einen entsprechend glänzenden Lohn rechnen.“

„Im, das ließe sich eher hören,“ erwiderte Andre's brutal.

„Euer unglücklicher Bruder ist also nicht zu Hause?“ fragte Bernhard darauf sinnend.

„Nein, das arme Geschöpf hat keine Ruhe zu Haus; heute schon in aller Frühe hat er sich wieder davon gemacht; es ist nicht seine Schuld, aber er bereitet meiner Mutter und mir doch sehr viel Kummer und Sorgen. . . . Doch warum meinen der Herr Kaplan?“

„Weil ich heute Abend noch von einem Amtsbruder in Eurer Hütte erwartet werde und nicht wünsche, daß Euer armer Bruder in seiner Einfalt darüber spricht.“

„Vielleicht der ehrwürdige Vater Sebastian?“

„Derselbe; wir wollen noch gemeinschaftlich einen Besuch auf der Oberförsterei machen, und um auch mit Euch über —“

Was weiter folgte, erstarb wieder in einem undeutlichen Gemurmel. Ich verhielt mich so lange ruhig, bis ich die beiden Verbündeten weiter unterhalb über den Graben springen hörte, und dann Anton ein Zeichen gebend, forderte ich ihn auf, mit nach der Oberförsterei hin voranzugehen.

Wir wechselten kein Wort mehr mit einander; ich bewegte mich wie ein Schlaftrunkener dahin, jeder Gebanke an eine Gefahr für mich war verschwunden; ich hegte nur noch den einen heißen Wunsch, die einzige Hoffnung, Johanna zu sehen, zu sprechen und zu warnen, und hätte ich dafür in der nächsten Stunde in den Kerker zurückgeschleppt werden sollen.

Auch Anton beobachtete ein dumpfes Schweigen. Einige Aeußerungen seines Bruders und Bernhards hatte er, trotzdem er so tief lag, verstanden, und instinctartig herausfühleud, daß es sich um verderbliche Anschläge handle, bemühte er sich, das, was er gehört, in Zusammenhang zu bringen und auf seine Art zu deuten.

Kurz vor der Oberförsterei bogen wir von der Straße ab und auf einem Umweg gelangten wir in den Garten.

Wohl hatten uns die Hunde bemerkt, wohl hatten sie laut angefflagen und wohl eilten sie freudig auf uns zu, sobald sie uns erkannten, allein enttäuscht begaben sie sich auf ihre warmen Lager zurück, als ihnen kein Wort des Willkommens, keine einzige Liebesongung zu Theil wurde.

Meine Wände waren auf das Haus gerichtet; ich betrachtete das erleuchtete Fenster, hinter welchem ich meinen alten, würdigen Vormund wußte, und das Herz klopfte mir, als ob es hätte zerpringen wollen. Er ahnte nicht, wie nah ich ihm sei. Als aber endlich die Rückseite des Hauses vor mir lag und Anton, auf zwei matt erhellte Fenster deutend, mir leise sagte, daß dort Johanna sich aufhalte, mußte ich mich auf den feuchten Boden niederersetzen, um nach Fassung zu ringen und mir heilig zu geloben, mich nicht von meinen Gefühlen fortreißen zu lassen und durch eine

plöbliche Störung das Leben des armen kuldenden Engels zu gefährden.

Leise schlichen wir an das nächste Fenster heran. Eine Lampe brannte matt im Innern, und um einen Einblend von Augen zu erschweren, hatte man die durchsichtigen Gardinen niedergelassen. Es war dies ein Glück, denn ich durfte unumhcr, ohne Gefahr beneckt zu werden, meine Stirne beinahe an die Glasscheiben legen.

Nach kurzem Bögern sahte ich mir ein Herz und mich auf die Brüstung lehnd, blickte ich in das Gemach hinein. Todtenstille herrschte in demselben. Anfangs sah ich nur den Lichtschimmer; denn alles Uebrige erschien durch die Gardinen wie mit einem Nebel überzogen; doch je länger ich hinüber schaute, um so deutlicher traten die Formen der einzelnen Gegenstände hervor, bis endlich Alles, zwar verschleiert, aber erkennbar vor mir lag.

Die Gattin meines Vormundes bemerkte ich werr; sie saß auf einem niedrigen, rohgeschlunenen Stuhl vor einem Tischchen, auf welchem eine grün verhangene Lampe brannte. In ihren Händen hielt sie ein Buch, in welchem sie eifrig las; ihr Antlitz hatte sie halb abgewendet, doch wie ehemals thronte auch jetzt noch immer der freundliche, wohlwollende Ausdruck auf demselben, der sich so ansprechend mit einer tiefen, hingebenden Frömmigkeit paarte. Meine Augen rasteten indessen nicht lange auf ihr, unruhig forschte ich weiter, und mit den Blicken der Richtung folgend, in welcher die alte Dame von Zeit zu Zeit ihr etwas gekenttes Haupt emporhob, entdedte ich endlich Johanna. —

Der Athem stockte mir; ein tiefes, unbeschreibliches Wehgefühl ergriff mich, und indem ich regungslos auf sie hinstarrte, fühlte ich, daß Thräne auf Thräne meinen Augen entrollte.

„Ist das Johanna, oder ist es ein künstliches Gebilde aus Alabaster?“ fragte ich mich, indem meine Blicke, wie gebannt, auf der noch immer lieblichen Erscheinung hasteten. „Ist das meine Johanna? Meine treue, jugendfrische Johanna, die vor zwölf Monaten ihr liebes Antlitz holdselig erdöthend an meiner Brust verbarg und mit beseligendem Ausdruck mir ihre Gegenliebe gestand?“

Nein, das war nicht die Johanna von früher, und dennoch, dennoch war sie es, aber verändert, entsehrlich verändert.

In einem Stuhl mit hoher Lehne saß sie da; ein weißes Nachtkleid verhüllte ihren Oberkörper, während eine Dede über ihren Schooß ausgebreitet war. Das Haupt hatte sie zurückgelehnt, die milden, freundlichen Augen geschlossen, als ob sie schlummere. Kein Mufel des bleichen Antlitzes regte sich, und scharf hocrn sich die schwarzen Wimpern und Brauen von der weißen Haut ab. Die dunklen, seidenen Locken hatten sich lang ausgereckt und fielen in Wellenlinien zu beiden Seiten von den Schläfen und den eingefallenen Wangen über ihre Brust hernieder, und ihre um ein kleines Crucifix gefalteten Hände ruhten nachlässig in ihrem Schooß. So saß sie regungslos da und ebenso regungslos starrte ich auf sie hin. Die leichten Tüllvorhänge hinderten mich nicht mehr, ich sah sie so deutlich, als ob ich vor ihr auf den Knien gelegen hätte, und unde-

wußt, wie um sie nicht zu weden, hielt ich den Athem an.

Plötzlich hustete sie leise, die Oberförsterin blickte erschreckt zu ihr empor.

„Johanna, mein Kind, wachst Du?“ fragte sie mit halblauter Stimme.

Ein süßer Lächeln flog über die marmorbleichen Züge der Angeredeten, dann schlug sie als Antwort die Augen auf, schloß sie aber gleich wieder.

„Ich habe geträumt, meine liebe Tante,“ sagte sie dann mit matter, aber noch immer melocischer Stimme, „ich sah meine Mutter und meinen Vater, meinen Vater, den ich im Leben nicht kennen gelernt habe. Sie winkten mich zu sich und sagten, daß Gott ihnen um meinetwillen vergeben habe. Der Geist meiner Mutter hat seine Weibene aus den Fluthen des Rheins hervorgeholt, und ich habe Beide von der ewigen Verdammniß gerettet.“

„Das hast Du, mein liebes, theures Kind, und Gott wird es Dir lohnen,“ verlegte die Oberförsterin tief bewegt.

„Ach, wenn mein guter Dufel doch ebenfalls zur Erkenntniß kommen und auf dem Pfade der Sünde umkehren wollte; wie glücklich, wie felig wollte ich sein, mit all' meinen Lieben dort oben zusammenzutreffen!“

„Bete für ihn, mein Kind, bete für ihn inbrünstig, wie ich schon seit vielen Jahren gethan, und glaube, Gott wird mit seiner Seele Erbarmen haben und, seiner übrigen vortrefflichen Eigenschaften wegen, ihm seine religiöse Betirung nicht so hoch anrechnen.“

Johanna's Lippen bewegten sich, offenbar im Gebet, worauf sie das Crucifix emporhob und es ausdächtig küßte.

„Heilige Maria, Du schmerzreiche Mutter des am Kreuze Gestorbenen, stehe mir bei!“ sagte sie dann laut und klar, jedoch ersichtlich mit großer Anstrengung, „stehe mir bei, in meinem Bestreben, die sündhaften Gedanken an das Irdische zu verstreuen! Heilige Jungfrau, sein Bild, so treu, so schön, so verführerisch, tritt mir immer wieder vor die Seele. Erbarme Dich meiner; ich sehe ihn mit schweren Fesseln an den Händen, seine Augen wehmüthig auf mich gerichtet! Heilige Jungfrau, Königin der heiligen Heerscharen, erweide seinen Sinn, sein Herz! Lenke ihn in seinen Handlungen, daß er in sich gebe und sich bekehre und mir die Hoffnung bleibe, ihn wenigstens im Himmel wieder zu sehen — der Gedanke an meine Vereinigung mit ihm, war ja so süß — so beseligend —“

Ein heftiger Hustenanfall erstikte ihre Stimme. Die Oberförsterin stand auf und ordnete sorgfältig die Kissen, welche der armen Kranken hinter die Schultern geschoben worden waren; ich aber rang die Hände verzweiflungsvoll, und wenn ich jemals in meinem Leben aus tiefstem Herzensgrunde gebetet, dann geschah es in jenem Augenblick, als ich Gottes Strafgericht auf Diejenigen herabsiehte, welche zu unwürdigen Zwecken kalblütig einen Engel geepfert hatten.

Wohl fragte ich mich, indem ich meine Blicke fest auf das theure, tief leidende Antlitz richtete, ob ich den Jammer verschuldete, doch mein Gewissen blieb ruhig, es klagte mich nicht an. Ich war leichtgläubig

gewesen, mein aufflammender Enthusiasmus, mein Sinn für hochfliegende, phantastische Pläne, Alles war mit berechnender Bosheit schönlich mißbraucht worden, um zuerst mich und demnachst Johanna zu verderben, und Beiden einen schrecklichen Untergang zu bereiten.

D, wie brannte mir der Blick Bernhard's, den er mir einst an dem Mineralbrunnen aufschleuderte, jetzt plötzlich wieder in die Seele. Und ich hatte ihm getraut, dem Heuchler, der nur darauf ausging, mich aus dem Wege zu räumen, um desto leichter es Spiel bei der armen, schupflosen Waife zu haben. Ja, ich füllte es, er, nur er hatte Johanna die traurige Geschichte ihrer Eltern mitgetheilt; er hatte sich als elendes Werkzeug des verbrecherischen Fanatismus und persönlicher Rache, mit andern Worten, von Denjenigen benutzen lassen, die einst Johanna's Eltern in's Verderben stürzten. In dem er aber durch ein teuflisches Gewaltmittel Johanna's Gemüth für seine Lehren zugänglich machte und demnachst die Seelen längst Gestorbener angeblüht aus der ewigen Verdammniß rettete, hatte er seine Aufgabe meisterhaft gelöst. So dachte ich, indem es immer klarer vor meinem Geiste wurde, und das Gebet, mein Flehen um Gnade für die heßgeliebte Dulcerin verwandelte sich in den entseßlichsten Fluch über ihre Verberber! —

Der Husten hatte nachgelassen, Johanna war erschöpft zurückgefallen, und vor ihr sah wieder die trauernde Pflegemutter, mit ergebungsvoller Theilnahme ihre zarte, hinfallige Schuttsgeborene betrachtend. Meine Augen waren jetzt trocken, aber sie brannten mir im Kopfe und der Schweiß rieselte mir von der Stirn; ich achtete weder auf Anton, der mich geängstigt und entsezt anstarrte, noch auf meines Vormundes Lieblingsgebund, der mir nachgeschlichen war und sich zutraulich zu meinen Füßen niederlauerete. Meine Blicke haften fest an dem lieben Engelsbilde, an den geschlossenen Augen, an den eingefallenen Wangen, welche die tödtliche Krankheit mit einem süchtigen, dunkeln Purpur unheimlich geschmückt hatte.

Ihre Lippen öffneten sich wieder, und noch dichter brachte ich meine heiße Stirn an die Fensterscheiben, um mir seinen Laut ihrer trauten Stimme entschließen zu lassen.

Die Tochter ihres Vaters — o, wie sündhaft, an irdische Weisfagungen zu glauben — er wird in sich gehen und sein Spiel nicht mehr mit der Vorsehung treiben. Ich war nicht dazu bestimmt, ihn glücklich zu machen, sondern die Sünden meiner Eltern zu sühnen. Welch beseligendes Gefühl! für Andere leiden zu dürfen! Ach, wäre es mir doch vergönnt, auch seine Schuld auf mich zu nehmen und abzulösen! Tante, liebe theure Tante, was kann ich für ihn thun, um ihn auf den Weg des Seelenheils zurückzuführen? Was in meinen Kräften lag, das ist geschehen; ich gab meine geringe Habe hin, um ihn aus dem Kerker zu befreien, doch habe ich durch diese irdische Fürsorge die Ruhe meiner Seele nicht gewonnen. O, Tante, wenn es mir gelänge, ihn zu befreien, wie sollte die Hoffnung auf ein Wiedersehen vor Gottes Thron mein Gemüth erheben! Aber er ist fern, er kennt meine Wünsche nicht, nicht mein heißes, inniges

Flehen zu Gott und allen Heiligen. Er wird in der Welt umherirren freudlos und liebeleer, und endlich unvorbereitet in seinen Sünden dahinsafahren. Armer, armer Gustav, was kann ich für Dich thun!?"

„Bete für ihn, mein Kind; vertraue auf die Gnade Gottes und die Fürsprache der Heiligen und bete für ihn und für Dich. Aber mein Kind, schütte im Stillen Dein Herz vor dem Allmächtigen aus und sprich nicht so viel und so laut. Du hast auch Pflichten gegen Dich zu erfüllen.“

Ein mehrere Minuten langes Schweigen folgte jetzt.

„Wie viel Uhr ist es?“ fragte Johanna, ihre Augen aufschlagend.

„Nab zehn, meine Tochter.“

„Um zehn Uhr wollte er mit dem ehrwürdigen Vater Sebastian eintreffen, um mich von ihm segnen zu lassen.“

„Er wird kommen, bawe fest darauf, meine Tochter, denn er seht sich nicht wieder dauach, Dir geistlichen Trost zu gewähren, wie Du, ihn entgegenzunehmen. Seine frommen, erhabenden Worte werden Dich trösten und Gott Dir einen kräftigen Schlummer senden.“

Nach diesen Worten schaute die Oberförsterin mit einer kurzen Bewegung nach der Thür hinüber. Es mußte geklopft haben, denn auf ihr „Herein“ öffnete sich dieselbe, und in das Gemach trat mit vorsichtigen Schritten der alte Oberstlieutenant.

Ein Lächeln des Willkommens belebte Johanna's bleiche Züge, während die Oberförsterin ihrem Gatten die Hand reichte und traurig aus ihren geliebten Schilgling deutete.

Ja, es war mein Vormund selbst; er zeigte noch immer die aufrechte, straffe Haltung von früher, allein in seinem Gesicht war eine große Veränderung vor sich gegangen. Der freundliche, joviale Ausdruck, der den alten Krieger so wohl kleidete, war verschwunden und an dessen Stelle ein so tiefer, schwerer Gram befunderer Ernst getreten, daß sogar ein unbedeutender Beobachter nicht auf ihn hätte hinfehen können, ohne die unnütze Theilnahme zu empfinden.

Nach der ersten Begrüßung betrachtete er Johanna eine Weile sinnend; sein langer, weißer Schnurrbart suchte heftig hin und her und mehrfach fuhr seine Hand nach der Augenklappe, um seine schmerzliche Bewegung dadurch zu verbergen. Dann aber trat er dicht neben Johanna hin und seine Hand bebütam auf ihr Haupt legend, fragte er äußerlich ruhig, wie sie sich bestinde.

„Biel, viel besser, lieber Onkel.“ lautete die mit rührendem Ausdrud gegebene Antwort, „indem meine Seele sich mehr zu Gott hinneigt, schwinden meine körperlichen Schmerzen; Du glaubst nicht, lieber Onkel, welche treue Stütze die katholische Religion gewährt; legt sie es doch in die Hand der Menschen, nicht nur für ihr eigenes Seelenheil, sondern auch für das längst Verstorbener Sorge zu tragen. Denke nur an meine armen Eltern, wie glücklich für sie, daß ich ihre Sünden auf meine Schultern nehmen darf.“

Der Oberstlieutenant warf einen leeren Blick durch das ganze Gemach, räusperte sich mehrere Male und zupfte an seiner Augentlappe, als wenn er sie

hätte abreißen wollen, und dann legte er seine Hand wieder auf Johanna's Haupt.

„Armes liebes Kind,“ sagte er sanft, „laß die Verstorbene, sie befinden sich bei unserm lieben Herrgott, und da sie ihn von Angesicht zu Angesicht sehen, so ist es ihre eigene Schuld, wenn sie ihm seine guten Worte geben. Kümmere Dich mehr um Deine Krankheit, und nicht um der Pfaffen verd— ich wollte sagen, um die Religion im Allgemeinen.“

Johanna schaute erst zu ihrem Onkel empor, während ein Blick milden Vorwurfs aus den Augen seiner Gattin ihn streifte.

„Onkel, zürnst Du mir?“ fragte Johanna endlich nach Minuten langem Schweigen.

„Wie könnte ich Dir zürnen, mein Kind? Ich zürne Dir nicht, und kämest Du aus den Gedanken, mich auch noch um mein letztes Auge zu bringen.“

„Ach, Onkel, wenn Du mich so sehr liebst, dann wirst Du auch auf meine Worte hören, auf meine Worte, die vielleicht die letzten Wünsche einer Sterbenden enthalten. Onkel, Du bist in Deinem Leben vielleicht nie in der Lage gewesen, über die Zukunft nachzudenken zu müssen, so wie ich jetzt; höre daher meine warnende Stimme, lehre mich auf dem sünbigen Wege, auf welchem Du wandelst, geh' in Dich, bedente, Du stehst am Abend Deiner Tage; aber noch ist es Zeit, und die Freude über einen reuigen Sünder wird im Himmel größer sein, als die über hundert Selige —“

„Sprich nicht so viel, mein Kind, ich bitte Dich darum,“ unterbrach sie der Oberstleutnant, vor verhaltenem Grimme und vor Trauer seinen weißen Schnurrbart rücksichtslos zerzaugend, „mein, Johanna, Du darfst nicht so viel sprechen, es schadet Dir. Damit Du aber ungehörter bist, werde ich jetzt gehen. Gute Nacht, Schöpfchen, sich mich nur nicht so trübe an, ich will mir ja Deine Worte überlegen, aber nun sei auch zufrieden.“ Und ohne eine Erwiderung abzuwarten, lächelte er sie auf die Stirn, und sich dann kurz umwendend, entfernte er sich mit dem ihm eigenthümlichen festen Schritt.

Die Oberförsterin weinte still vor sich hin; Johanna aber hielt ihre verklärten Blicke auf die Thür gerichtet, durch welche der Oberstleutnant verschwunden war.

„Tante, hast Du es gehört?“ sagte sie heiter, „er will sich meine Worte überlegen, und ich weiß, die Folge davon wird sein, daß er sich bekehrt.“

„Ich hörte es, meine Tochter,“ entgegnete die Oberförsterin kaum vernehmbar und zweifelnd, denn sie konnte ihren Gatten genugsam, um zu wissen, wie seine Worte gemeint gewesen. —

Die letzte Scene schien wieder besonders erschöpfend auf Johanna eingewirkt zu haben, denn sie lehnte sich zurück und schloß die Augen, wie zum Schlaf.

Die Oberförsterin trocknete ihre Thränen, und nachdem sie sich überzeugt, daß das Licht Johanna nicht blende, vertiefte sie sich in ihr Gebetbuch, und in dem Gemach wurde es wieder still.

„Anton, ich ertrage es nicht länger,“ sagte ich leise, indem ich einen Schritt zurücktrat und mich

schwer auf meinen treuen Begleiter stützte; „ich muß Ruhe haben, ich muß meine Gedanken sammeln, irgendetwas einen Plan entwerfen, um den bösen Einfluß der schurkischen Priester zu brechen, oder sie — sie findet ein frühzeitiges, unverdientes, schreckliches Ende.“

„Ja, lieber junger Herr, wir wollen gehen,“ versetzte Anton, der mir aufmerkjam zugehört, aber den eigentlichen Sinn meiner Worte nicht begriffen hatte.

In demselben Augenblick knurrte der Hund, und um das Haus herumweisend, stürmte er gemeinschaftlich mit den andern Hunden bellend und lärmend dem Hofthor zu.

„Jemand kommt,“ bemerkte Anton ängstlich.

„Es werden die beiden Priester sein,“ entgegnete ich, mich tiefer in den Schatten der entlaubten Apfelbäume zurückziehend, denn ich erinnerte mich, verstanden zu haben, daß Johanna deren Besuch noch erwartete.

„Sie gehen in's Haus,“ flüsterte Anton weiter, „der Weg ist frei, kommen der junge Herr, wir wollen in mein Schloß zurückkehren.“

„Noch nicht, noch nicht,“ erwiderte ich, sobald ich hörte, daß die Hausthür geöffnet und wieder geschlossen wurde, „ich muß die beiden Menschen erst sehen, die meine arme, treue Johanna, Anton versteinere mich recht, das liebe, engelgleiche Fräulein an den Rand des Grabes gebracht haben;“ und so sprechend zog ich ihn nach dem Fenster hin, wo sich auch der Hund bereits wieder eingefunden hatte.

Anton, in seiner Besorgniß um mich, folgte nur ungeru, er erhob indessen keinen ernstlichen Widerspruch, und gleich darauf befand ich mich auf meiner alten Stelle, durch scharfes Hineinsehen in's Fenster meine Augen an die matte Beleuchtung gewöhrend.

Es dauerte nicht lange, bis die Thür geöffnet wurde, und leise, wie das Verbrechen unter dem Schutze der Nacht, schritt Bernhard, gefolgt von einem älteren, ebenfalls dem geistlichen Stande angehörenden Herrn, in das Gemach hinein.

„Gefegnet sei Euer Eingang und Euer Ausgang,“ sagte die Oberförsterin, indem sie sich erhob und den beiden Herren die Hand entgegenreichte.

„Friede sei mit Euch, nun und immerdar,“ antwortete Bernhard, seine schwarzen, stechenden Augen mit den Eldern halb verschleiern.

„Und mögen Gott und die heilige Jungfrau Maria Euch auf Euren Wegen leiten, halten und beschirmen,“ fügte der andere Priester hinzu, indem er zuerst gegen die Oberförsterin und demnächst gegen Johanna das Zeichen des Kreuzes schlug.

Die Oberförsterin verneigte sich fromm, Johanna dagegen blieb regungslos sitzen; aber aus ihren festam verzückten Blicken und aus der Art, in welcher ihre um das Crucifix gefalteten Hände krampfhaft zuckten, ging hervor, wie tief das Erscheinen der beiden Geistlichen sie ergriff, und wie schwer die Fesseln waren, in welche diese ihr leicht empfängliches Gemüth zu schlagen und ihren Geist zu verwirren verstanden hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Roman-Zeitung.

Kleinanstößeleben. (Der erste April.) Ein Uhr Nacht war es, als Lieutenant Curt nach einem heftig verlebten Abend in Gesellschaft einiger Kameraden etwas verwirrten Sinnes, aber selbsterregt, zu Hans kam und, von gefälligen Traumbildern umgastet, einschlief.

Vor dem prächtigen Hause stand der Wagen, ein reich gesattelter Droschke eben eine ziemlich gewöhnliche Kiste-Cassette hinein und hielt den Schlag offen; große Koffer waren aufgepackt und darauf neben dem Namen der Bestimmungsort — die Schweiz — zu lesen. Dieses Georadio für junge Ehepaare, wo Romantik und Poesie, Natur und die Erregungskraft des neunzehnten Jahrhunderts — der Comfort — sich vereinen, und wo es sich so herrlich schmecken läßt, so lange die Wäse nämlich eine gut gefüllte ist. Das war sie denn auch in der That, denn süßte der junge Glücklich, der eben zu dem Wagen trat, da auf seiner Herzseite nicht ganz deutlich das inhaltschwere Portefeuille, was ihm der Schwiegerpapa, der offenbar zu der Specie behäbiger Banquier gehörte, zum Hochzeitsgeschenk eingehängt hatte? — Die reich geschmückte, sehr corpulente Mama, eben so sticht orientalischer Abkunft, wie der alte Herr, ließ endlich das einzige, weinende Töchterchen aus den Armen: Curt hob die elegante junge Frau, die ihn mit Alchen's blauen Augen durch Thüränen anblinzelte, in den Wagen — die Thüre wurde geschlossen — das Posthorn erklang — und dahin flog die Glückseligen. Doch nur bis zur nächsten Straßenkreuzung: hier rief denn da nur so beharrlich: „Herr Lieutenant! Herr Lieutenant!“ — „Ah, es war Gottlieb, der Bursche des Träumenden, der mit Aufsehen auf die Uhr sagte: „Dreiviertel ist, auf Uhr! die Compagnie tritt um 8 Uhr an!“ mochte er in höchster Eile rufen. Weg war die ganze Frau Morgana! und wenig Minuten später schritt, fröhlich in seinen Mantel geküllt, durch den kalten Morgennebel des ersten April der Secondelieutenant nach dem eben Exercierplatze seiner Compagnie, wo er volle fünf Minuten zu spät kam — ein Vergehen, was sein Premierlieutenant nicht gütlich ungerügt lassen zu dürfen. Die armen Bursche von-Regenten hatten ihren Verhängnis über den Lieutenant noch wie so untröstlich und unzufrieden gesehen und Curt dagegen sie noch nie so oft für geborene Teufel erklärt.

Unschuldig aber ließ er wieder zu Hans, in seinem ganz leidlich behablichen Zimmer, und der am Morgen versäumte Kaffee hatte seine Lebensgeister wieder zu einer fröhlichen Lebensanschnung gestimmt; auch waren zu Curt's großem Erstaunen nur unbedeutende Rechnungen und hübsche Mahnungen eingelaufen, und überdies mußte ja heut der Rechnungsführer des Regiments Geld bringen. Da klopf es; nein — das war er nicht! dazu war das Klopfen viel zu beschiden; das konnte nur ein Gläubiger der besten Art sein; so einer, der von seiner Hände Arbeit lebend, lange darbi und sich in Verlegenheit befindet, bevor er sich einschließt, seinen hübschen, schelmischen Bitten um Bezahlung durch sein persöhnliches Erschienen mehr Nachdruck zu verleihen. Und das war dem braven Handschuhmachermeister's Sohn wirklich schwer genug geworden; einem so vornehmen jungen Herrn gegenüber, der so viel Ordnung in seinem gemächlichen Zimmer hielt, der seine Trinkgelage gab, denn konnte er doch unmöglich wegen dreimonatlicher rückständiger Mäße künftigen. Heute aber war die Frau Meistlerin

gar zu unweisch geworden und hatte gedroht, selbst hinaus zu gehen und dem jungen Herrn die Kroten zu lesen, wenn er, ihr Herr und Ehegemahl nämlich, dazu zu schlafmüthig sei. Was das Verzeihen oder heißen wolle, daß wußte dieser gar zu wohl und so erschien denn der hübsche Meister gar wegsen mit manchem Krachlos vor dem nachlässig hingestrückten Lieutenant, der ein allertiest g-hid:ts gefüß von blauem Sammt gar tief auf den braunen Fedentopf gestützt hatte und den Arm auf ein eben so zierlich gearbeitetes Kissen stützte, wie deren mehr, stichtlich von garten Händen gelieferte, um ihn her lagen. Sein Koffertreter zierde eine reizend gemalte Tasse, die beste Porzellan-angst Gottlieb's, denn sie war ein Bielliebschen; die Cigarren dinsteten ganz Prima-Sorte und auf dem Tisch voll allerlei elegantem Kram, Glacé und wenig gebrauchten Schreibartikeln, sah es so vornehm aus, daß der Meister der Meinung war, er könne schwerlich je wieder so 'nen netten Wether bekommen, als den, der ihm eben mit gewinnender Zerkeligkeit entgegenrief: „Ah, mein lieber Herr Schütz — weiß schon, warum Sie kommen! Ich warte nur auf den Rechnungsführer — wissen Sie — heut am achten des Monats — dann wollen wir gleich mal 'ne kleine Abrechnung halten.“ — Der Meister rief sich vergnügt die Hände, daß Alles so glatt abging, und hatte nichts dagegen, daß es eben nur 'ne kleine Abrechnung sein sollte, obwohl er selbst in großer Noth war seine ganze Mäße zu bezahlen. Wie dieser tröstlichen Versicherung ward er also in Gnade zu seiner Meistlerin entlassen, die sich nach mannigfachen Born-Ausdrücken endlich ergab, aber dennoch zur Verfertigung ihrer Acteile auf Posten schickte, um gleich zu erfahren, wenn der erlebte Rechnungsführer hinaufgekommen würde.

Und er kam, mit seiner ledernen Mappe und seinem graulichen Sack, an dem er jedoch nicht eben schwer zu tragen schien. „Nun, Sie Helfer in der Noth!“ rief Curt dem mit den Angelegenheiten des Offiziercorps Vertrauten zu. — „Der Herr Lieutenant werden schwerlich mit mir zufrieden sein,“ sagte lächelnd der Feldwebel. — „Aber ich habe doch keinen Verstoß gehabt!“ entgegnete Curt mit innerem Zorn. „Nein, aber erst die neue Uniform, dann den Hakenrod.“ — „Ja freilich, doppelte Ausgaben! war auch wohl an einem genug!“ murmelte Curt, der sich auch ohne diese Reuerung beholfen hätte. „Nun lassen Sie sehen!“ damit überleg er die Berechnung, die der Feldwebel ihm hinreichte: „Ein Festessen zur Feier des Dienstjubiläum von . . . ; Beitrag zu einem silbernen Diner zur Feier des abgehenden Herbst von R. . . ; bitto für ein Album als Frieden besonterer kaiserlich-königlicher Hochachtung dem auscheidenden Lieutenant v. R. . . ; Beitrag zur Pension für die Wittve des Bataillon's Arztes; Unterstützung für die Familie des verunglückten Unteroffiziers S. . . ; Beitrag zum Offizierclub; Ball im Casino zur hohen Vermählungsfeier von . . . ; Regiments-Schneider; Offizierskabel, Gaste, Wein, Kaffee, Abendbrod . . . ; Rest des Gebalts: 2 Thlr. 15 Gr.“ — welche der Rechnungsführer sofort baar und blank hinbrachte, ohne daß einen der tausend Dennerwetter, die Curt behauptet schwer, ihn daran gebührt hätte. — „Ja, die Herren waren heute alle so ungehalten wie der Herr Lieutenant! — Es war freilich auch ein gar lustiger Winter!“ — Böhmerinricher unterschrieb der Empfänger obiger Summe: gelassen feste der Feldwebel, dessen Esz und Haben vermuthlich in besserem Gleichgewicht als das seiner Herren Offiziere stand, seine fünf Silbergroßen Botenlos ein, machte militärisch Rekt! und schickte von bannen, zum Glück, ohne von dem kleinen weißlichen

*) Das „Kleinanstößeleben.“ Sociale Spiegelbild unserer Zeit. Von F. E. Wand. Berlin, 1865. Verlag von Otto Jantke.

Wachposten bemerkt zu werden, der eben nur um die Ecke gegangen war.

Hätte der Lieutenant von Daring nun mehr Zeit und Ruhe gehabt als gerade nöthig war, ein Tugendmal im Geschwind-schritt in der Stube auf- und abzurufen, sich mit der Hand vor die Stirn zu schlagen, und alle Heffenen, kameradschaftliche Hochachtung, Mithätigkeit und wie alle die Motive heißen mochten, die einen armen Lieutenant zum Gebrausgehen zwingen, zum H... zu wünschen — wer weiß, weyn ihn seine Aufregung gefaßt! — aber Gottlieb, als unzeitliche's Schicksal, stellte sich mit Helm und Degen in der Hand, summ nach der Uhr klopfend, in die Thür der Schlafkammer. Das hieß soviel als: es ist Zeit zur Parade!

Unfreundlich nahm Curt beides, constairte durch einen Blick in den Spiegel seine reglementsmäßige Erscheinung und ging. — Gottlieb hatte draußen das Geßel gehört, er sah das Geßel noch auf dem Tische liegen, schüttelte voll Mißgeßühl für seinen guten Herrn den Kopf und nahm seine Schiefelstafel zur Hand, worauf er seine kleinen Auslagen notirte; dann, als er sein Facit gezogen, betrug es gerade das Doppelte der daliegenden Summe. Er trugte sich vergebens hinter dem Ohr: die Rechnung war ihm zu hoch! und so legte er nur die Summe, aber berechnete Thatfache, die Schiefelstafel daneben, indem er seinen Mund zu einem Acheln verzog: „Ach möchte doch kein Lieutenant nicht sein!“ sagte er.

Verres und Neveris. Der unlängst verstorbene Herzog von Northumberland war einst dem Pöbel von London mißliebig geworden und dieser warf ihm die Fesseln ein. Statt einer Klage begnügte sich der Herzog damit, den Pöbel seines Hotels, dessen Vordertheil bisher der Stadt zugekehrt war, umdrehen zu lassen.

Der ominöse Kastanienbaum im Garten der Tuilleries, der seit langer Zeit in diesem Jahr zum erstenmal am 20. März noch keine Blätter hatte, was als ein ungewöhnliches Zeichen für die kaiserliche Familie angesehen wurde, soll sein Ansehen nicht erst von der Geburt des Königs von Rom und der Kaiserin Napoleons von der Insel Ceba nach Paris verlieren, sondern schon vom 20. März 1746 hr. An diesem Tage wurde nämlich der 1716 geborene und 1809 gestorbene berühmte Maler Joseph Vien angefaßt, seinem Concurrenten in der königl. Akademie der Malerei menchemörderisch das Leben genommen zu haben. Er bewies aber vor Gericht, daß er in dem Augenblick, wo jener Neuchemer bezangen wurde, dessen man ihn anklagte, sich von dem Schauplay des Verbrechens weit entfernt befand. Er sprach zu dieser Zeit gerade mit der Herzogin von Kencouar unter einem Kastanienbaum in dem Tuilleriesgarten. Den Baum konnte er um so sicherer bezeichnen, da er der einzige war, der bereits Blätter hatte. Dieses Alibi rettete ihn, und seit jener Zeit hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Kastanienbaum gerichtet, der jedes Jahr zuerst Blätter treibt.

Charles Oms. Im Jahre 1858 wurde ein kleiner holländischer Bauerndiener, zehn Jahre alt, nach Antwerpen gebracht, mit einigen höchst phantastischen Zeichnungen als Corpus delicti, dessen man ihn anzuklagen hatte. Die Eltern dieses Knaben, arme Bauern, hatten ihn nämlich zur Landarbeit bestimmt, und er half ihnen, so gut es eben ging. Aber der Schlingel verachtete seine Arbeit schlecht und suchte fortwährend nur sich Papier und Bleistift zu verschaffen; dann zeichnete er alles ab, was er sah, eine Kuh, einen Baum, einen Zeigeln u. s. w. und bewahrte seine Sammlung auf das sorgfältigste. Trotz aller Ermahnungen und selbst Züchtigungen, welche der Künstler in spe von seinen Eltern erhielt, blieb er fest, von einer unüberstehlichen Leidenschaft getrieben. Eines Tages kam die Mutter zur Stadt, wo ihre Tochter diente, und erzählte derselben von der

„Faulheit“ ihres Bruders, der nicht arbeiten wolle und seine ganze Zeit damit verschwende, Figuren auf Papier zu zeichnen. Ja, neulich habe er die Schändlichkeit so weit getrieben, die Kuh, statt sie auf die Weide zu führen, im Walle, wo er un-gelockt zu sein glaubte, an einen Baum zu binden und in allen möglichen Stellungen abzuzeichnen, und Abends habe er sie mit leerem Magen wieder zum Stalle zurückgebracht. Bei Erzählung dieser Mißthaten flugten beide Weiber so laut zu jammern an, daß die Herrschaft der Tochter es hörte und aus Reuegierde die Zeichnungen des Taugenichts zu sehen wünschte. Dieselben waren lächerlich, carifirt, hatten aber doch einen so brümmigen und originellen Charakter, daß man belächeln, den kleinen Zeichner kommen zu lassen und auf die Akademie zu schicken. Damals war Leichmann Gouverneur von Antwerpen, ein großer Beschützer der Künste, so wie auch sein Sekretär, Tbilens. Sie sahen die Zeichnungen und den Zeichner und fanden so bedeutendes Talent, daß sie den jungen holländischen Bauer-Burschen dem Director der Akademie, Herrn de Keyser, besonders empfahlen. Er nahm ihn auf und wurde sein Gönner. Sieben Jahre hind blieb er verflohen, und aus dem kleinen ununterrichteten Bauer ist Herr Charles Oms geworden, der von der königlichen Akademie zu Antwerpen jetzt den ersten Preis erhalten hat.

Der deutsche Bücherabsatz, im Vergleich mit dem französischen und englischen, steht zu der so oft mit feierlicher Würde betonten Behauptung, wir seien vor allen Völkern geistigen Interessen held, in auffallendem Widerspruch. Wie sehen die Bücherstände unserer letzten Leute, unserer Finanziers und Industriellen an? Da stehen in den obern Stöckern, erklärt Alfred Rießner in einem eingehenden Aufsatz über deutsche Schriftstellermärkte, ein paar „Classter“, die woblfeil zu kaufen, Schiller, Goethe, Herder, Walter Scott; dann folgen ein paar Perita, einige Fachbücher, einige französische Romane; das Uebrige ist ein Chaos, das zur Zufall zusammenfließt.

Dagegen hat jeder gelehrte Franzose seine Classter des 17. und 18. Jahrhunderts besittamen: Racine, La Fontaine, La Bruvère, Pascal, Boissière, Lesage, Molière, Marivaux, Rousseau, de Genieres; er hat die modernern: die Staël, Hugo, Balzac, Bignon, Buffet, Robier, die Sand, Etendhal. Große Verlagehandlungen haben ihm diese Werke in vielfachen schönen Ausgaben geliefert. Im Punkte der Wohlfeilheit hat man da das Außerordentliche geleistet. Charpentier und Michel Levy haben diese Bände zu drei und zuletzt gar zu einem Franken gebracht, bei denen es eines Abhates von 1700 Exemplaren bedurfte, um nur auf die Erzeugungslosten zu kommen. Sie konnten die Speculation wagen, weil sie auf ein Publikum von Abnehmern rechnen konnten, das an Fehligkeit einem Kreis von Abonnenten gleichkam.

Sehen wir uns nun in Deutschland! Von Reinhold Lenz, einem der interessantesten Lichter der Geisteszeit, haben wir noch immer die alte, von Tisch besorgte Leuchtpapierne Ausgabe, Gesammtausgaben von Grabbe, Immermann bestehen gar nicht, Leopold Scherer in seinen Novellen, eine ganze Wunderwelt ist fast unbekannt, der Volkspreis Heinrich von Kleists mußte erst bei einem Theil der Kritik zum höchsten Artikel werden, damit der ersten Auflage nach fünfzehn oder mehr Jahren eine zweite folgte. Wo bleibt die Gesammtausgabe von Grillparzer's Werken u. s. w.? Bei allen diesen Autoren hat eine Auflage von 1000 bis 1500 Exemplaren sich genügend erwiesen, eine Nation von 40 Millionen, in zwei Generationen gehlig abzuweisen.

Die deutschen belletristischen Bücher finden so wenig Abnehmer, weil sie so theuer sind; lautet die freewoyge Redensart hierauf. Aber warum sind sie so theuer? Doch nur weil sie so wenig Abnehmer finden. So dreht man sich im Circle; und

der deutsche Schriftsteller darbt, während in Frankreich Männer der Feder, wie Angler, About, Fenillet, Sardon, die Dumos in eleganten Villen einquartirt sind. Eben wie uns französische Schriftstellerconcorate als Resultate schriftstellerischer Thätigkeit an, so müssen wir sie erkauft finden. D'iers erhielt für das „Consulat et Empire“ 500,000 Francs, Lamartine für die „Voyage en Orient“, das erste Werk, womit der damals im Zenith seines Ruhmes stehende Autor debutirte 400,000 Francs. Victor Hugo bezog für die erste Auflage seiner „Misérables“ 300,000 Francs, für das Verlagsrecht in England 4000 Pfund Sterling; und wie viele Auflagen haben seitdem die „Misérables“ gehabt! An Dumos Vater haben wir es unläugl erlebt, daß er sich gegen den Vorwurf der Verschwendung verteidigte, da man behauptete, er habe 17 Millionen Francs durchgebracht.

Wir überleben dabei keineswegs, daß die Honorarverhältnisse in Frankreich und England auch bei geänderter Sachlage doch stets günstiger sein werden, als in Deutschland, weil französisch und Englisch eben Welt Sprachen sind, ihre Bücher somit auch entsprechend mehr Absatz finden müssen.

Uebrigens ist der deutsche Schriftstellerstand auch nicht gewillt, die luxuriösen Verhältnisse des Auslandes zu beanspruchen, sondern im Allgemeinen nur mehr Theilnahme als bieter. Dazu ist von Seiten verschiedener Verleger die Hand geboten, durch Ausgaben, die den französischen und englischen an Wohlfeilheit mindestens gleichkommen, wo nicht sie übertressen;*) aber der Deutsche hat nun einmal seine Eigentümlichkeiten und Gewohnheiten; er giebt viel leichter zwei Thaler für eine Flasche französischen Wein, als einen für ein Buch aus; und dieselbe Dame, die sonst die personifizierte Keuschheitsidee ist, leiht sich lieber das Buch, das sie gern kennen lernen will, in abgegriffenem, unansehnlichem Zustande, als daß sie es neu kauft, sei es auch noch so wohlfeil.

Le Trink-halle. Trinken (triquer) und Halle sind schon längst in das französische angenommen; — die Pariser Hühner heißen bekanntlich „les dames de la halle“; — nekenst ist die französische Sprache wieder um ein deutsches Wort bereichert worden, wenn auch mit veredeltem Artikel. Auf dem Boulevard de Sebastopol in Paris hat man kleine Sommerhäuser errichtet, in welchen für eine sehr geringe Summe süßliche Getränke verkauft werden. Und diese Lokalitäten nennen die Pariser Trinksäle „le Trink-halle“.

Ein amerikanisches Leitbild. „Mein, Mister Vater, Sie können die Hand meiner Tochter nicht eher haben, als bis Sie ihr an Besiz und Stellung gleichsehen.“ Die Worte richtete ein alter Mann in hochmüthigem Tone an einen hübschen jungen Menschen von 25 Jahren. Traurig und niedergeschlagen verließ derselbe das prächtige Landhaus. Sechs Monate später stand der junge Mensch wieder vor dem Alten, der ihn barsch antwort: „Was wollen Sie schon wieder hier?“ „Mein Herr,“ erwiderte Vater stolz, „ich sehe Ihnen und Ihrer Tochter in jeder Beziehung gleich.“ Des alten Mannes Lippen zuckten vor Zorn und Berachtung, während ein spöttisches Lächeln über seine Züge glitt. Vater aber warf ein mächtiges Paket Oren-

bars auf den Tisch mit den Worten: „Eben Sie meinen Reichthum, und ich habe noch zehnmal mehr als dieses. Hören Sie, alter Herr! Als Sie mich aus dem Hause wiesen, da war ich traurig, aber ich überließ mich nicht der Verzweiflung. Ich verachtete mit einem Contract, die Arme mit Fleisch zu versehen.“ — „Ah, oh!“ unterbrach ihn der Alte neugierig und gespannt. — „Dann kaufte ich alle unbrauchbaren und alten Cavalleriepferde auf.“ — „Ich verstehe, ich verstehe,“ rief der älteste Vater, und die geben sehr gutes Rindfleisch.“ — „So ist es, und der Servina daran war immens.“ — „Das glaube ich selbst.“ — „Lad jetzt, mein Herr, verlange ich Ihrer schönen Tochter Hand.“ — „Junge, sie ist Dein, aber halt! an, sieh mich an! Bist Du die ganze Zeit über stets „loyal“ gewesen?“ — „Bist in das Innerste meines Herzens,“ behauptet Vater. — „Lad,“ such der alte Mann mit vor Würdung zitternder Stimme fort, „bist Du für weitere energische Kriegführung?“ — „Gewiß, gewiß!“ — „Dann, Junge, nimm sie. Marie, mein Kind! komm herein, Dein Wilhelm verlangt Dich! Sei glücklich, meine Kinder, und was immer das Schicksal über uns verhängen mag, laß und unter allen Umständen die Regierung treu unterstützen.“

Der Freitag soll Unglück bringen, lautet ein alter Aberglaube; aber keine Regel ohne Ausnahme; denn an einem Freitage, am 3. August 1492 schiffte Columbus sich ein, um den proscribten Seeweg nach Indien aufzufinden, und an einem Freitage, am 12. October 1492 entdeckte er die neue Welt.

Römische Metamorphose. Eine russische Gräfin, welche mit schwanenweißem Halse und wie Alabaster schimmernden Schenkeln auf einen der glänzenden Hüfe im Pariser Hotel de Ville gefahren war, gerieth in nicht geringen Schrecken, als ein Bild in den Spiegel ihr statt des früheren, salobreichen mit einem Wale ein schwarzes Conterlet zurückstrahlte. Die Arme hatte sich zur Erzielung des Alabasterseins eines jener berühmten Waschwasser bedient, deren Wohlthätigkeit Viel ist. Während der Fahrt von ihrem Hause bis zum Hotel de Ville war sie durch eine Gasse gekommen, in der eben eine jener in der Regel nur zur Nachtzeit durchgeführten Operationen stattfand, bei denen sich aus Senigruben und Canälen Schwefelwasserstoffgas entwickelt; das Gas hatte sich nun mit dem der Haut noch anhängendem Mel combinirt und so die Umwandlung der Europäerin in eine Negerin herbeigeführt. In Schwefelsternen, so in den Volkbüchern in Baden bei Wien, sind ähnliche Erscheinungen häufig beobachtet worden.

Wie man im 15. Jahrhundert über Sklaverei dachte kennzeichnet charakteristisch genug, die alten Kräfte niedergeschriebene Forderung eines Schriftstellers der damaligen Zeit über einen von den Portugiesen ausgeführten Raubzug an den afrikanischen Küsten: „Endlich gesieh es Gott,“ lautet die betreffende Stelle, „dem Belohner guter Thaten, für die mannigfachen in seinem Dienste erlittenen Drangsale, ihnen einen siegreichen Tag, Ruhm für ihre Mühen und Ertrag für ihre Kosten zu gewähren, denn an Männern, Frauen und Kindern wurden zusammen 165 Stück gefangen.“ Schwermüth ahnten die modernen Seefahrer, daß sich bei späterer Geschickten das sittliche Unterscheidungsvermögen so verschärfen sollte, um Abhock vor dem zu erregen, was damals noch als erlaubt, ja als christliche Pflicht galt, an der selbst die Verfeinerung als Antheil nehmend ersehen.

*) Solches ist entschieden bei der „deutschen Romanzeitung“ der Fall, indem das Heft, das in seinem Inbalt einem gewöhnlichen Romananbe von 14—15 Bogen gleichkommt, trotzdem nur 2½ Sgr. kostet, also noch nicht den dritten Theil eines Francs.

Den verehrl. Abonnenten zur Nachricht, daß die nächste Nr. 23 acht Tage später als gewöhnlich erscheint.

Deutsche Roman-Zeitung.

Die Mandanenwaise.

Erzählung aus den Rheinlanden und dem Stromgebiet des Rheins

von

Baldwin Müllhausen.

Erste Abtheilung: Am Rhein.

(Fortsetzung.)

„Enblich,“ sagte sie kaum verständlich, als Bernhard zu ihr herantrat und ihr mit scheinheiliger Geberde die Hand reichte, „o, wie meine Seele nach Ihnen und Ihren göttlichen Offenbarungen gebürdet hat,“ fuhr sie fort, seine Hand anbächtig an ihre Lippen führend.

Bei diesem Anblick hätte ich vor ohnmächtiger Wuth und unsäglichem Weh laut aufschreien, ihr zuzurufen mögen, sich nicht durch die Verührung des schwarzen Verbrechers zu beslecken. Doch ich war ja ein Geächteter; der Ton meiner Stimme hätte sie vielleicht gedödet und mich zum Mörder gemacht. Aber meine Finger umklammerten vor namenloser Qual das Fensterbrett, das es laut knackte, und Anton, von Entsetzen ergriffen, mir zu Füßen sank und, meine Kniee umklammernd, mich ansahete, doch nicht absichtlich mein Verderben herbeizuführen.

Meine Besinnung kehrte bald wieder zurück und zugleich durchströmte mich eine eisige Ruhe. Bis auf den letzten Tropfen hatte ich den Giftbecher geleert; es gab nichts, gar nichts mehr in der Welt, was mich noch tiefer zu erschüttern vermocht hätte. Aber mein Geist arbeitete schwer, meine Zähne knirschten heftig aufeinander, und Alles, was ich dachte, hoffte und wünschte, wurde zum Nothschrei, zu einem Schrei der Rache und des Fluches, den ich aus tiefstem Herzensgrunde zum Himmel emporjendete.

„Theure, überglückliche Tochter, die Sie Gnade gefunden haben vor dem Lösler, die Sie in der gebenedeiten Jungfrau Maria eine so treue und warme Fürsprecherin vor dem Throne des Allmächtigen gewonnen, auf meinen Knieen und im Staube danke ich es Gott und Ihrem Schutzheiligen, daß ich elender Sterblicher zum Werkzeug auferkoren worden bin, Ihren Geist zu erleuchten und Ihnen den dornendollen, aber einzigen Pfad zur ewigen Seligkeit zu zeigen und zu ebnen,“ sprach Bernhard nach kurzem Sinnen, mit heuchlerisch bebender Stimme zu dem atmen, ehrfurchtsvoll laufhenden Opfer. „Ja, meine Tochter, Sie, eine der beneidenswertesten

Ihres Geschlechtes, die Sie fortan immer mächtiger an der kräftigen Hand Ihrer treuen und von Gott gesegneten Beschützerin im wahren Glauben erstarken werden, Sie, dreifach beneidenswerth, weil es Ihnen vergönnt wurde, die Sünden Ihrer Eltern zu sühnen, Sie sollen von einer höheren, würdigeren Hand, als die meinige ist, gesegnet werden und bringe ich Ihnen daher Jemand, den ich und alle meine Brüder mit Stolz unser edles Vorbild nennen.“

Nach dieser Rede, welche nicht nur darauf berechnet war, Johanna auf's Aeußerste aufzuregen, sondern auch in der Seele der Oberförsterin alle Rücksichten für das irdische Wohlergehen ihrer Pflegebefohlenen zu ersticken, trat Bernhard einen Schritt zur Seite, und als Johanna schüchtern emporschaute, blickte sie in die mild und salbungsvoll gesenkten Augen des andern Geistlichen.

Ich glaubte zu bemerken, daß sie leicht zusammenzuckte; ob nun in Folge eines körperlichen Schmerzes, oder weil die schwarzen Augen des Fremden, wie einst die Bernhard's, einen unheimlichen Eindruck auf sie ausübten, vermochte ich nicht zu unterscheiden. Wohl aber gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß ein unbefangener Beobachter nur in das gelbe Antlitz mit den halbverstedten, glühenden Blicken und den herabhängenden Mundwinkeln zu schauen brauchte, um sogleich ein Mitglied jener selbstfüchtigen, scheinheiligen Gesellschaft zu erkennen, für welche, zur Erreichung ihrer Zwecke, kein Mittel zu niedrig, zu frevelhaft ist.

Ich selbst betrachtete ihn mit Abscheu, und eine innere Stimme sagte mir, daß ich denselben Geistlichen vor mir sehe, der bereits vor Jahren seine gierigen Krallen nach dem noch hilflosen Kinde ausgestreckte; schon damals vor den Menschen beweisen wollte, daß die alleinseligmachende Kirche, ohne nach den Wünschen und dem Willen der Eltern fragen zu brauchen, nie ihre Ansprüche an Jemand aufhebe, der auch nur im Enferntesten in Beziehung zu ihren Lehren gebracht werden könne.

Mißglücke der Versuch bei dem Kinde, so war er bei der Jungfrau von um so besserem Erfolg begleitet gewesen; die Mittel, deren man sich dazu bedient hatte, kamen ja nicht weiter in Betracht, wenn man nur den Triumph selekte, das reulge, verzerrte Schaf nach dem ihren Lehren entsprechenden Ritus beerbigen und dem Volke ein neues schlagendes Zeugniß von der Allmacht und der Allwissenheit der Kirche liefern zu können.

„Die heilige, unbefleckte Jungfrau Maria stärke Dich im Glauben; der heilige Johannes von Nepomuk, Dein Schutzheiliger, sei Dein Vertreter vor dem Richterstuhl des Herrn,“ sagte der fremde Geistliche, seine Hand segnend auf Johanna's Haupt legend; „durch meinen theuren Antobruher erfuhr ich, daß Sie, meine Tochter, auch noch aus einem andern Munde, als dem seinigen, geistlichen Trost und Rath zu empfangen, durch einen andern Mund, als den seinigen, die Bedenken und Zweifel gelöst zu haben wünschten, welche Sie aus Ihrem früheren Zustande religiöser Hilflosigkeit mit herübergebracht haben. Sie besüchten eine zu große Nachsicht von Seiten meines an Jahren so viel jüngeren Bruders; es ist vieles natürlich und verzeßlich; aber meine Tochter, wenn der Herr ein Amt verliehen hat, dem verleihe er auch gnädig die entsprechenden Fähigkeiten. Die Wahrheit, von welchen Lippen sie strömen mag, bleibt immer dieselbe. Doch mit Fremden bin ich hieher geelzt, und einen himmlischen Genuß soll es mir gewähren, wenn Sie, meine theure und vielgeliebte Tochter, aus meinen Worten ein neues Scherflein Zuversicht auf die Barmherzigkeit Gottes schöpfen. Sprechen Sie daher, sprechen Sie offen und frei, wie es den reulgen Sündern vor den Sendboten und Dienern des Herrn gesiemt.“

„O mein Vater, verzeihen Sie, wenn ich einen neuen Beweis meines schwankenden Vertrauens ablege,“ sagte Johanna mit sefter Stimme, und die Anstrengung und geistige Spannung präglten sich in der flammenden Röthe aus ihren Wangen aus, „indem man mir, Gott sei dafür gepriesen, die traurige Geschichte meiner armen, irrefeleiteten Eltern mittheilte und es in meine Nacht legte, die Theuren zu retten, hat man eine schwere, aber dafür um so süßere Verantwortlichkeit auf meine Seele gewälzt. Ich kämpfe mit aller Kraft, meine heiligen Pflichten, als Kind sowohl, wie auch als rechtläubige Christin, gewissenhaft zu erfüllen; ich bete Tag und Nacht, ich strebe redlich, alle irdischen Gedanken von mir zu bannen, und dennoch schwebt mir sein Bild, das Bild meines frühern Freundes beständig vor. O, mein Vater, ich weiß es, es ist der Versucher, der mir in lieblicher Gestalt naht; helfen Sie mir, helfen Sie mir ihn verschleuchen, eber sich sinle unter der Wucht der mir auferlegten Prüfung zusammen!“

Nachdem der Priester so lange gemartet, bis ein neuer Hustenanfall, der den Aeußerungen ihrer traurigen Gemüthsstimmung auf dem Fuße nachfolgte, sich gelegt hatte, zog er einen Stuhl zu Johanna heran, und sich niedersehend und das in des armen Schlachtopfers gesallenen Händen befindliche Crucifix wie segnend berührend, hob er in sanfter eindringlicher Weise an:

„Warum soll ich, warum wollen Sie selbst die

freundlichen Bilder aus Ihrer Erinnerung streichen? Der Versucher ist es nicht, der Ihnen erscheint, sondern es lebt in Ihnen der unbestimmte Wunsch, Denjenigen, der Ihnen einst das Theuerste auf Erden gewesen, ebenfalls auf den Weg des Heils zurückzuführen. Beten Sie für ihn und fahren Sie fort, seiner zu gedenken, aber gedenken Sie seiner, wie eines Verstorbenen. Abgesehen von seiner unglücklichen, religiösen Richtung, abgesehen von seinen politischen Verirrungen, war er stets ein achtbarer Charakter, der die freundliche Theilnahme seiner Mitmenschen wohl verdiente. Eine Versündigung ist es daher nicht, wenn Sie, selbst in Ihren Gebeten und frommen Betrachtungen seiner gedenken, aber er ist todt für Sie. Sie haben mit edler christlicher Aufopferung Alles für seine Bekehrung hingeegeben. Sie haben mit der rechten Hand hingeegeben, ohne daß die linke darum wußte; selbst vor Ihrem Beichtvater und Ihrer hochberzigen Frau Tante verheimlichten Sie die gute That. Gott lohnte Ihren Edelmuth, indem er das Unternehmen gelingen ließ: Ihr armer, bedauernswerther Freund befindet sich zur Zeit auf der Reise nach fernem fremden Ländern, bis wohin der Arm der biesigen Gerechtigkeit nicht reicht. Trübsal, Kummer und Gend werden auf ihn einströmen und, so Gott will, sein Gemüth erweichen; beten Sie daher für ihn, daß er siegreich aus dem Kampfe hervorgehe, und sei es auch erst in der letzten Stunde seines Lebens, sich in die Arme der alleinseligmachenden Kirche werfe, um einst im Jenseit ein Wiedersehen zu ermögliehen. Er ist todt für Sie, aber ohne Zweifel und Beängstigungen zu empfinden, dürfen Sie seiner gedenken, für ihn beten.“

„Mein Vater,“ hat Johanna, ihre vor Entzücken strahlenden Augen mit lebendem Ausdruck auf den Geistlichen hehend, „dann gewähren Sie mir den Trost, gemeinschaftlich mit mir für das Wohl meines armen, verlassenen Freundes zu beten.“

„Sie nehmen mir das Wort von den Lippen,“ versetzte der Priester, sich erhebend, und zugleich wechselte er heimlich mit Bernhard Blicke des Mißmuthes und auch wieder triumphirender Zufriedenheit, „bereinigt wollen wir für ihn beten, vereinigt zu dem Allmächtigen flehen, daß er ihn erleuchte und von der ewigen Verdammniß errette.“

Es folgte jetzt das Rükken von Stühlen, die beiden Geistlichen und die Oberförsterin bewegten sich mehrfach in stiller Geschäftigkeit aneinander vorbei, die Lampe wurde auf einen Stuhl gerade vor Johanna hingestellt, und als dann wieder Ruhe eintrat, da kniete der ältere Geistliche mit einem aufgeschlagenen Buche grade vor der Lampe, und zu beiden Seiten von ihm knieten, mit gleich andächtiger Miene, der schwarliche, heudeulnde Bernhard, und die von der unumstößlichen Wahrheit ihrer Religion tief durchdrungene alte Dame.

Johanna hielt das Crucifix inbrünstig an ihre Brust gedrückt; ihren vor Mattigkeit halb geschlossenen Augen entrückten Thränen der Freude, und auf ihren eingesunkenen Wangen wechselte wieder die krankhafte Röthe mit der irdischen Marmorfarbe.)

Der Priester begann mit murmelnder Stimme ein lateinisches Gebet abzulesen. Es war dies das Letzte, was ich hörte und sah. Ich glaubte von

Wahnsinn befallen zu sein, denn nur mit der größten Anstrengung und durch den Gedanken an die etwaigen Folgen für die bis zum Tode erschöpfte Kranke, vermochte ich mich in so weit zu beruhigen, daß ich nicht durch das Fenster in die Stube brach, um die beiden Verräther, welche in ihrem Gebet das Allerheiligste auf verbrecherische Weise schändeten, vor Johanna's, meiner armen gemordeten Johanna Augen in den Staub zu treten.

„Anton komm,“ sagte ich laut zu meinem erschreckten Begleiter, denn erfüllt von Abscheu, und dem namenlosesten Schmerz wäre mir in jenem Augenblick eine Entdeckung vollständig gleichgültig gewesen.

Ebenso schritt ich, trotz Anton's dringender Warnungen, mitten auf der Landstraße offen einher; eine Begegnung mit dem wilden Andres hätte ich willkommen geheißen, und mit wildem Entzücken würde ich ihn, um an ihm mit meiner Rache zu beginnen, mit meinem schweren Wanderstabe erschlagen haben.

Doch mein guter Stern wachte über mich, daß ich nicht mit ihm zusammentraf, und nachdem wir in unsere Höhle zurückgekehrt waren, stellte sich auch die Ueberlegung wieder ein, welche mir gestattete, die Verhältnisse genauer zu prüfen und auf einen Plan zur Rettung Johanna's aus der Gewalt der grausamen Feinde zu fassen. —

Am folgenden Morgen, gleich nach Tagesanbruch, wanderte der getreue Anton nach der Oberförsterei. Er war beauftragt, einen kleinen, mit Bleistift geschriebenen Zettel dem Oberstleutnant persönlich einzuhändigen. Auf dem Zettel standen folgende Worte: „Nicht um feinetwillen, sondern um den unglücklichen Zustand Ihrer Nichte mit Ihnen zu berathen, wünscht ein Geächteter Sie zu sehen und zu sprechen. Der Bote ist sicher, der Aufenthaltsort des Verstorbenen nur ihm bekannt. Jeder Versuch, durch ihn das Versteck kennen zu lernen, wird sich als erfolglos ausweisen.“

Nach zwei Stunden brachte Anton mir die Antwort. Er hatte den Oberstleutnant in seiner Stube allein angetroffen und ihm die Nachricht unverzüglich zugestellt. Nach seiner Mittheilung zu schließen, mußte dieselbe wie ein Donnerschlag auf meinen Vormund eingewirkt haben, denn nachdem er einige Male in der Stube mit Heftigkeit auf und abgegangen war, hatte er sich auf einen Stuhl genorfen und wohl eine halbe Stunde in tiefe Gedanken versunken dageessen.

Dann war er plötzlich aufgesprungen, hatte schnell einige Worte auf einen Papierstreifen geschrieben und diesen, zusammen mit einem harten Thaler, als Belohnung für seinen Gang, dem überraschten Anton in die Hand gedrückt. Anton hatte darauf, meinem Rathe gemäß, dem Oberstleutnant meine Lage geschildert und namentlich darauf hingewiesen, daß gerade in der Nähe der Oberförsterei die größte Gefahr auf mich laure.

In Folge dessen waren Zeit und Ort der Zusammenkunft zwischen ihnen verabredet worden, und als Anton endlich ging, begleitete der alte, gütige Herr ihn noch durch die Rüche, wo er den Leuten befohl, dem armen Jungen für sich und seine Mutter ein warmes und reichliches Frühstück mit auf den Weg zu geben.

Er mußte ja, wozu Anton die Speisen verwenden würde, denn als er mir dieselben vorsetzte, dampften sie noch, so sehr hatte er sich mit seinem Einerschleiden auf verborgenen Waldspfaden beiligt.

Das Papier enthielt nur wenige Worte: „Ich weiß Alles, und was ich nicht weiß, ahne ich. Der Anblick des armen Kindes sollte Dir erspart bleiben, und darum würest Du angewiesen, am Siebengebirge vorbeizureisen. Trotz der drohenden Gefahr bist Du gekommen; ich habe es fast erwartet. Ich will Dich sehen, um mit Dir über Johanna zu berathen und Dir meinen Segen mit auf den Weg zu geben. Sei vorsichtig um Deiner selbst willen.“ —

„Also Du und Johanna, Ihr seid es, durch die ich den finstern Kerkermauern entziffen wurde,“ seufzte ich vor mich hin, und die Gesühle der Rache und des Hasses wichen vor einer tiefen Wehmuth, welche ich bei dem Gedanken an so viel Liebe und Opferwilligkeit empfand.

Fünfundzwanztes Capitel.

Die Berathung.

Der Tag, an welchem ich mich nur eines schmalen Streifens gedämpften Sonnenlichtes erfreuen durfte, schien mir, trotz der rührenden Sorgfalt, mit welcher Anton sich unablässig um mich beschäftigte, endlos zu sein.

Langsam, langsam entrannten die Stunden, langsamer noch, als hinter den eisernen Gittern meines Gefängnisses. Ich hatte ja so viel auf dem Herzen, was ich meinem gütigen Vormunde mittheilen wünschte, daß es mich wie eine schwere Last bedrückte und ich sehnsuchtsvoll darauf harrete, ihn durch ein offenes Geständniß gleichsam zum Mitträger der mir auferlegten Bürde zu machen, um dafür von ihm in seiner herzlichen, rauhen Weise getröstet zu werden.

Aus seinem Benehmen gegen Anton und seinem Schreiben an mich ging ja hervor, daß er mir nicht mehr zürne, es nicht mehr für ein Verbrechen an seinem König halte, mit einem armen, durch das Land gehetzten politischen Flüchtling zu verfahren.

Ich hoffte auf Trost von ihm; doch wo wäre Trost für meinen gebrochenen Seelenzustand zu finden gewesen?

Die Stunden verrannen so langsam, so langsam bezeichnete der schmale, zwischen den Epheuranfen im Ausgang der Höhle spielende Streifen Sonnenschein das Theilen der Zeit; und als draußen das Licht endlich erlosch und die in der Höhle herrschende Dämmerung sich in schwarze Finsterniß verwandelt hatte, da erschienen mir die Minuten so lang, so endlos, wie kurz vorher noch die Stunden.

Doch ich durfte mein Versteck nicht vor der verabredeten Zeit verlassen; denn einestheils mußte ich vor Andres auf meiner Hut sein, anderentheils hatte der Oberstleutnant zu dringen und bestimmt vor jeder Ueberreilung gewarnt. —

Endlich war der Zeitpunkt da; mit Hilfe von Stahl und Stein überzeugte ich mich, daß meine Uhr halb zwölf zeigte, und besuchsam trafen wir, Anton immer voran, in's Freie hinaus.

Ohne Unfall oder irgend Jemand zu begegnen erreichten wir die Oberförsterei. Auf dem Hofe war

Alles still; das alterthümliche, einstöckige Haus lag wie in tiefem Schlummer da; auf der Vorderseite braunte nur noch in des Oberstleutnants Stube Licht, aber auch dieses brannte nur trübe und düster, als wenn es ebenfals, von seiner eifersüchtigen Arbeit ermüdet, hätte einnicken mögen. Nach der Gartenseite des Hauses ging ich nicht herum, ich fürchtete mich vor einem Anblick, wie mir derselbe am vorhergehenden Abend zu Theil geworden.

Als wir in den Hof eintraten, sprangen mir die Hunte, die kurz vorher unsere Annäherung durch scharf abgebrochenes Gebelle gemeldet, freundlich winselnd entgegen und begleiteten uns bis zur Hausthür. Das Geräusch, welches sie erzeugten, mußte der Oberstleutnant vernommen haben, denn gerade, als Anton an die Fenstersehnen klopfen wollte, öffnete sich die Thür und vor mir stand mein Vormund.

Er befand sich im Dunkeln, ich vermochte also seine Gestalt nicht zu unterscheiden, aber an der Art, in welcher seine Hand sich auf meine Schulter legte und mich mit festem Griff zu sich hereinzog, hätte ich ihn, und wäre ich von Tausenden von Menschen umgeben gewesen, sogleich erkannt.

„Anton soll mit hereinkommen,“ sagte er leise, „er kann so lange am Ofen sitzen; selbst von meinen Leuten darf Niemand eine Ahnung davon erhalten, daß Du hier gewesen bist, und überdies versteht der arme Teufel nicht den zehnten Theil von dem, was wir zusammen sprechen.“

„Und wenn er es verstünde, so würde die treue Seele lieber hundertmal das Leben verlieren, als nur ein einziges Wort wiederholen, welches Ihnen oder mir zum Nachtheil gereichen könnte,“ entgegnete ich, nachdem ich Anton herbeigerufen, und schweigend begaben wir uns in das Gemach.

Nachdem wir eingetreten waren und der Oberstleutnant sich noch einmal von der Sicherheit der nächsten Umgebung überzeugt hatte, ergriff er schmerzlich bewegt meine Hand. Sein einziges Auge bohrte sich förmlich in meine Seele ein, der weiße Schnurrbart zuckte, als ob er plötzlich eigenes Leben erhalten hätte, und längere Zeit dauerte es, bis der alte, würdige Krieger Worte fand.

„Junge, entschuldige Dich nicht,“ begann er ernst, und seine rechte Hand drückte die meinige trauhaft, „entschuldige Dich nicht, ich habe Dir unrecht gethan; ich hätte wissen müssen, daß Du Dich lieber in tausend Millionen Granatstücke würdest zerstreuen lassen, als Du zu Johanna eine Silbe über ihre Eltern verlieren hättest.“

„So wahr mir Gott helfe,“ antwortete ich, indem ich, überwältigt von so viel Herzengüte, seine Hand küßte, was er, ganz gegen seine Gewohnheit, ruhig geschehen ließ; „ich bin — nein, Johanna und ich sind die Opfer einer furchtbaren Täuschung, eines tief angelegten verbrecherischen Plans geworden.“

„Ich habe es geahnt,“ unterbrach mich der Oberstleutnant, mich zum Sopha hinführend, „komm, setze Dich, ruhe Deine geschundenen Glieder, stärke Dich durch ein Glas Wein, und dann laß uns plaudern und erzählen. Um, ich wollte Dich nicht wiedersehen, aber es ist besser so, diese Nacht und die Erinnerung an dieselbe wird uns beiden ein Trost sein. Ja, ja mein Sohn, so recht aufrichtig wollen

wir mit einander sprechen — es ist das letzte Mal, denn hoffentlich bist Du morgen um diese Zeit bereits weit fort von hier — ja Du mußt fort, so lange es noch Zeit ist, und dann — wenn es überhaupt einen Himmel giebt, treffen wir auch wohl noch einmal wieder zusammen.“

„So Gott will, noch in diesem Leben,“ versetzte ich aus überwältigendem Herzen, „denn Sie erfreuen sich noch immer einer jugendlichen Rüstigkeit, und Amerika liegt nicht außerhalb der Welt.“

„Scheinbar, ja scheinbar, mein lieber Junge, bin ich rüstig genug, aber glaube mir, alles Biouaquiren in meinem Leben zusammengenommen, und oft genug war der zum Bett bestimmte Erdboden verdammt naß und kalt, hat nicht halb so zerbröckelt auf meine alten Knochen eingewirkt, wie meiner armen Nichte hoffnungsloser Zustand.“

„Ist ihr Zustand denn wirklich hoffnungslos?“ fragte ich tonlos, den Oberstleutnant starr anblickend.

„Hoffnungslos, mein Sohn, leider nur zu hoffnungslos; der Arzt sagt es, und ich sehe es; aber glaubst Du etwa, ich würde das Passengerebel auch nur einen Augenblick in meinem Hause dulden, wenn es nicht geschähe, um dem armen, überspannten Kinde die letzten paar Lebenstage nicht zu verbittern? Junge, es ist hart, so jung, so schön, so gut und so heiß geliebt, und zur großen Armee abmarschiren zu müssen. Du erinnerst Dich wohl noch, als ich einst zu Dir von den Sünden der Eltern sprach, die an den Kindern heimgesucht würden; damals dachte ich nur an eine erbliche Krankheit; jetzt aber sehe ich, daß jener Spruch tödtlich genommen werden muß.“

„Hätten nicht jene Menschen mit ihrem verderblichen Einfluß fern von Johanna gehalten werden können?“

„Halte sie fern!“ rief der Oberstleutnant grimmig aus, und die emporeisende Klappe sank durch einen leichten Stoß, das leere Auge bedeckend, nieder; „halte sie fern, wenn ein so liebes, braves Mädchen, erfüllt von schändlicher Weise hervorgerufenen fixen Ideen, Tag und Nacht jammert und nach dem geistlichen Troste des ersten besten Kaplans verlangt! Halte sie fern, wenn das arme Kind Deine Kniee umklammert, wenn Deine Frau ihre Bitten und Thränen mit denen ihres Schützlings vereinigt und Dich um Schritt und Tritt mit ihren närrischen, aber gut gemeinten Ansichten verfolgt. Halte sie endlich fern, wenn sich Dir ein Hoffnungserschimmer zeigt, daß durch das Gewähren ihrer Wünsche sie Dir erhalten bleiben könnte, und wenn Du es vermagst, dann will ich gern einräumen, daß Du mehr davon verstehst, als ich. Ich habe gedacht, wie Du an meiner Stelle gedacht haben würdest, und freute ich mich auch nicht, daß sie ursprünglich die Religion ihrer verstorbenen Mutter annehmen wollte, und nach obenein ganz gegen deren ausdrücklichen Wunsch und Willen, so wäre es mir im Grunde ganz gleich gewesen, ob ich eine Christin, Katholikin, Türkin oder Heidin zur Nichte gehabt hätte, wenn sie mir und Dir erhalten geblieben wäre. Was kümmert mich die Form der Gottesverehrung, so lange man mich für meine Person ungeschoren läßt!“

„Ich sah den jungen Geistlichen, den Johanna sich zum Lehrer gewählt hat.“

„Sonst ein sehr verständiger, umgänglicher Mensch,“ schaltete der Oberstleutnant ein.

„Wag wohl sein,“ entgegnete ich, „aber ich kenne ihn schon lange, und er ist gerade der Verräther, der mich in die politischen Wirren hineinzog, dann aber, als mir jede Umkehr abgeschnitten war, die Rolle eines Spions übernahm, um selber keinen Verdacht auf sich zu lenken.“

„Der Herr Bernhard?“ fragte mein Vormund heftig emporsprechend.

„Ja, der Herr Bernhard, und ich habe allen Grund zu vermuthen, daß ihm nur darum zu thun war, mich aus dem Wege zu räumen, um bei Johanna desto leichteres Spiel zu haben.“

„Er gehörte also mit zu der Verbindung und spielte demnachst den Verräther?“ rief mein Vormund aus, der sich über das Gehörte gar nicht wieder beruhigen konnte.

„Sein Benehmen läßt sich wenigstens nicht anders deuten.“

„D, dann verschaffe mir Beweise, und so wahr ein Gott lebt, für seine Theilnahme an der Verschwörung will ich ihn dahin bringen, wohin er Dich zu bringen gedachte!“

„Er war zu listig, zu vorsichtig, ich glaube kaum, daß sich Beweise gegen ihn beschaffen lassen würden, und gelänge dies auch wirklich, so würden wir sie trotzdem nicht gegen ihn benutzen dürfen. Durch mein Ehrenwort bin ich verpflichtet, nie als Zeuge gegen ihn aufzutreten. Ich würde mich desselben Verbrechens schuldig machen, welches wir ihm zur Last legen.“

„Du hast recht, Junge, es geht nicht, es geht nicht,“ versetzte der Oberstleutnant, indem er, wie enträthelt, auf seinen Platz zurückkam, „und dann Johanna, bedente Johanna, die in ihrer unglücklichen, religiösen Ueberpanntheit ihr ganzes Heil allein von seinen verdammten Lehren erwartet. Welche Folgen könnte es für sie haben, erfähre sie, daß er — daß er —“

„Sprechen Sie es aus, Herr Oberstleutnant,“ fügte ich zähneknirschend hinzu, „sprechen Sie es ohne Rückhalt aus: erfähre Johanna, daß der Herr Bernhard ein Schurke, ein Gotteslästerer sei, der nur nach einem tief angelegten, verbrecherischen Plan handelte. Mein Lebensglück hat der Verräther zerstört, indem er Johanna an den Rand des Grabes brachte, und ich habe nichts mehr zu verlieren. Aber eine Aufgabe bleibt mir noch, eine heilige Aufgabe, nämlich meine Hand in das Blut des Schurken und seines Mitschuldigen zu tauchen, in ihren letzten Lebensaugenblicken ihre Verbrechen aufzuzählen und ihnen in die ersterbenden Ohren zu schreiben.“

„Du wirst das nicht thun, mein Sohn,“ sagte der Oberstleutnant entschieden, „Du wirst das nicht thun, wenn Dir die letzten Wünsche Deines greisen Vormundes noch etwas gelten. Ziehe hin in Frieden, gründe Dir in fernen Landen eine neue Heimath und gönne mir den Trost, Deiner als eines braven, von keiner unedlen Handlung besudelten Mannes geehrt zu dürfen.“

Ich schwieg, aber mein Entschluß, blutige Vergeltung zu üben, war noch nicht erschütteret, und um einen klaren Blick in Bernhard's verderbliches Gewebe zu gewinnen, bat ich den Oberstleutnant, mir zu er-

zählen, wie Johanna's trauriger Seelenzustand seinen Anfang genommen, und welchen Ursachen es vorzugsweise zuzuschreiben sei, daß die verheerenden Krankheiten mit so rasender Schnelligkeit um sich griffen und ihre Gesundheit unheilbar zerstört habe.

Der Oberstleutnant, als ob es ihm lieb gewesen sei, sich ausschließlich mit der Vergangenen beschäftigt zu können und dadurch andern auf ihn einflüsternden, peinigenden Gedanken zu entgehen, begann ohne zu zögern:

„Welch harter Schlag für uns Alle die Nachricht war, daß Du als Hochverräther verhaftet worden seist, um einem schmachvollen Loose entgegenzugehen, brauche ich Dir nicht zu schildern. Ich sah die schönsten Hoffnungen, die ich noch am spätem Abend meines Lebens hegen durfte, durch Deinen unerantwortlichen Leichtsinns zerstört und betrachtete daher, wie es für einen Mann von lokalen Gesinnungen nicht anders möglich, jede fernere Verbindung zwischen uns auf ewig abgebrochen. Meine gute Aelteste dachte ähnlich, doch hob sie Deine guten Eigenschaften hervor und behauptete, daß es nie so weit gekommen wäre, wenn Du über Religionsfachen nicht so leichtfertig geurtheilt und Dir einen richtigen Begriff über das ewige Leben angeeignet hättest.“

„Du kennst ihre schwache Seite, sie hält viel auf Ehrenbeichte und Messen, und nur ihre hingebende Liebe zu mir war Ursache, daß es während unsers langen, glücklichen Ehestandes nie weiter, als zu einigen harmlosen Plänkeln kam, bei welchen ich, da ich mich jedesmal festsetzte, stets den Kirzern zog.“

„Ander, als wir Beide, dachte Johanna.“

„Das liebe Kind, obwohl in tausend Angsten, tadelte Dich und Deine Handlungen nicht nur nicht, sondern pries dieselben sogar als Beweise Deines edlen Charakters. Händeringend beschwor sie mich, Dir zur Flucht behüßlich zu sein, und nicht eher beruhigte sie sich einigermaßen wieder, als bis ich, von ihrem Jammer überwältigt, heilig versprach, ihre paar Tausend Thaler zu Bestellungen und wer weiß was sonst noch zu verwenden und Dir auf den Weg nach America zu helfen. Ursprünglich war meine Absicht, Dich zur Strafe für Dein Vergehen noch etwas länger warten zu lassen, dann die Gnade des Königs für Dich anzurufen, und erst wenn dies fehlgeschlagen sollte, zu andern Mitteln meine Zuflucht zu nehmen.“

„Ich über das Wie und Wann der Erfüllung meines an Johanna gegebenen Versprechens mit mir im Reinen war, trat ein Umstand ein, der alle unsere Pläne wieder umstieß.“

Zu den Plänen gehörte nämlich, daß Johanna mit Dir in irgend einer Hafenstadt zusammentreffen und als Deine Dir angetraute Frau Dich in's Ausland begleiten wollte. — Armes, armes Kind, nie hätte ich Dir so viel Muth zugerant!

„Eines Tages also, es mochte ungefähr acht Wochen nach Deiner Verhaftung sein, trat Johanna hastig in meine Stube. Ihre Augen waren verweint, ihre Lippen zerrauft, ihr Gesicht glänzte und dabei ätzte sie dergestalt, daß sie sich kaum aufrecht zu halten vermochte.“

„Unkel! rief sie laut aus und ihre Augen waren

so starr auf mich gerichtet, daß es mich förmlich erschreckte, wie stund meine Eltern gestorben?

„Deine Eltern? fragte ich verwirrt zurück, denn gerade diese Frage hätte ich am allerwenigsten erwartet; Deiner Mutter mußt Du Dich noch erinnern können, sagte ich dann hinzu, und Dein Vater starb, als Du noch ein ganz kleines Kind warst. Aber was soll das, wie kommst Du darauf?

„Onkel, Du verschweigst mir etwas, wohlan, so will ich es Dir sagen! fuhr sie mit einer Festigkeit fort, die ich noch nie an ihr bemerkte, noch für möglich gehalten hätte. Meine Mutter hat sich an meinem Vater verflüchtigt und mein Vater hat Hand an sich selbst gelegt! Ich bin die Tochter einer Sünderin und eines Selbstmörders, und meine Eltern schwachten in der ewigen Verdammniß, während ich, anstatt ihre Schuld durch ein Gott gefälliges Leben und aufrichtige Buße zu sühnen, frühlich in den Tag hineinlebe!

„Wer hat Dir das Geheimniß verrathen? rief ich entsetzt aus, und dabei dachte ich an Dich.

„Gott hat es mir durch einen himmlischen Sendboten kund thun lassen und ich — ich will meine armen Eltern aus der ewigen Verdammniß retten! kreischte sie laut auf und dann sank sie besinnungslos zu Boden. —

„Als sie endlich auf ihrem Lager aus einer tiefen Ohnmacht erwachte, rebete sie irre. Eine schwere Krankheit hatte sie befallen, und während einer Woche glaubten wir täglich, daß es mit ihr zu Ende ginge.

„In meiner Angst und in der festen Ueberzeugung, daß nur Du allein ihr die furchtbaren Mithteilungen gemacht haben könntest, schrieb ich an Dich. Es waren harte Worte, welche ich Dir sagte, die aber durch den schweren Verdacht, der auf Dir lastete, vollkommen gerechtfertigt waren. Erst nach langer, ruhiger Ueberlegung begann ich zu bezweifeln, daß Du den Frevel an Johanna begangen habest, und ich wurde darin bekräftigt, durch einzelne ihrer Dich betreffenden Worte und durch die im Delirium wiederholte Erwähnung eines von einem himmlischen Boten an sie gerichteten Briefes.

„Johanna's diesfache Fragen, ob Du Dich bereits auf freiem Fuße befindest, und meine auf's Neue erwachende Zuneigung zu Dir, den ich schließlich nur für einen leichtsinnigen, verführten Patron hielt, veranlaßten mich nunmehr, mit aller Macht für Deine Befreiung zu wirken. Mir allein wäre es schwerlich gelungen, doch war ich glücklich genug, die Theilnahme einer höchst achtbaren Familie, in deren Hause Johanna ihre erste Jugend verlebte, für Dich zu ermeden. Jenen treuen Freunden verbanst Du hauptsächlich, daß die Mauern des Kerkers Dich nicht mehr umschließen.

„Ich war von Allen unterrichtet, was dort in Frankfurt geschah, und unsere Freunde erhielten wieder durch mich regelmäßige Berichte über meine arme Johanna. Wir Alle hofften, Du würdest Dich durch die Befreiung vor Deiner Wiederverhaftung und durch die ersten Rathschläge wohlmeinender Leute bestimmen lassen, so schnell als möglich dem nächsten französischen Hafen zuzuwenden. Du hast in dieser Beziehung unsere Erwartungen nicht entsprochen und wirst in Folge dessen eine um so trübere Erinnerung von hier mit

fortnehmen. Ich glaube wenigstens, daß Du, so wie ich Dich kenne, nicht von hier scheiden willst, ohne Johanna wenigstens heimlich gesehen zu haben.“

„Ich habe sie gesehen —“
„Du hast sie gesehen?“ fragte der Oberstlieutenant erstaunt.

Ich erzählte darauf meine Erlebnisse vom vorhergehenden Abend bis in die kleinsten Einzelheiten, und sand einen gewissen schmerzlichen Genuß darin, nicht nur jedes Wort zu wiederholen, welches Johanna selbst gesprochen hatte, sondern auch der schmachvollen Reden der beiden Geistlichen Erwähnung zu thun. Dabei fiel mir auf, daß mein Vormund nur um die Besuche Bernhart's wußte, der andere Priester ihm dagegen vollständig fremd war. Ich erklärte mir daraus, daß dieser also wirklich zum ersten Male die Schwelle der Oberförsterei betreten habe.

„Du hast Johanna gesehen,“ nahm der Oberstlieutenant wieder das Wort, sobald ich geendigt, „und damit den Zweck, der Dich hierherführte, erreicht; Du kannst daher schon morgen Deine Weiterreise antreten.“

Auf diese Zumuthung antwortete ich nichts; ich hatte zu fest beschloffen, jene Gegend nicht eher zu verlassen, als bis ich betreffs Johanna's Lage einen entscheidenden Schritt gethan. Der Oberstlieutenant, mein Schweigen für Zustimmung nehmend, fuhr darauf fort:

„Wie Du Johanna gestern gesehen hast, sieht sie, mit kurzen Unterbrechungen, bereits seit Monaten, nur daß ihre Kräfte sie mit erschreckender Schnelligkeit verlassen und sie, nach dem Ausspruch des Arztes, ihrer baldigen Auflösung entgegengeht. I dem Gott, diejenigen, welche ihr die grauamen Entstellungen machten, haben eine schwere, eine furchtbare Verantwortlichkeit auf sich geladen! Das zarte Wesen war noch zu jung, zu schwach, um das schreckliche Geheimniß ertragen zu können, überhaupt erfahren zu dürfen. Doch wer auch immer die Schuld trägt, nicht zufrieden damit, ihr ganzes Erdenbafeln vergiftet zu haben, benutzte er auch noch ihre krankhafte Aufregung dazu, sie zu überzeugen, daß es ihr oblege, die Sünden ihrer Eltern abzubüßen. Den verhängnißvollen Brief hatte sie in ihrer ersten Verzweiflung vernichtet, doch ließ sich der Inhalt desselben aus ihrem späteren Benehmen leicht errathen.“

„Als sie nämlich ihre Krankheit so weit überstanden hatte, daß sie wieder aufrecht im Bette sitzen konnte, verlangte sie fortwährend nach einem katholischen Geistlichen. Meine Wifette, Du kennst sie ja, glaubte darin einen Fingerzeig Gottes zu entdecken und rieth mir dringend, ihren Bitten zu willfahren. Lange weigerte ich mich hartnäckig; ich suchte Johanna durch freundliche Worte zur Vernunft zu bringen, allein vergeblich; das arme Kind flehte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, „was hilfst mir meine Religion,“ rief sie unter Thränen aus. „... die mir nur gestattet, für mein eigenes Seelenheil Sorge zu tragen? Verschafft mir einen rechtgläubigen katholischen Geistlichen, der mich lehrt, die Schuld meiner Eltern zu sühnen, oder ich sterbe in meinen Sünden, die doppelt schwer auf mir lasten, weil ich veräumte, eine mir auferlegte heilige Pflicht zu erfüllen.““ D, mein Sohn, so manches liebe Mal habe ich dem

Tode in die Augen geschaut, wenn die feindlichen Feuerschlände Verderben in unsere Reihen schleuderten, und ich habe nicht gezittert oder gezagt, höchstens den Faustriemen etwas fester um mein Handgelenk gedreht, allein die Veränderung zu beobachten, die innerhalb kurzer Zeit mit Johanna vor sich ging, das war mehr, als ein ganzes Regiment zu ertragen vermocht hätte. Und dennoch wäre ich, trotz meiner Eifette und trotz Johanna's Flehen, unerschütterlich geblieben, hätte der Arzt nicht die letzte Möglichkeit einer Rettung von der Erfüllung ihrer Wünsche abhängig geglaubt.

„Wo Herr Bernhard, der bewußte Kaplan, so schnell herkam, nachdem ich meine Zustimmung gegeben, weiß ich mir heute noch nicht zu erklären; jedenfalls aber hielt ich ihn, nach ein oder zwei Unterredungen, für einen verständigen Menschen, der seiner schwierigen Aufgabe wohl gewachsen sei. Er besuchte von da ab Johanna fast täglich; meine Eifette war stets zugegen und entzündet von der kindlichen Frömmigkeit und christlichen Geduld, mit welcher er Johanna tröstete und ihr wenigstens nicht zuviel, schon jetzt, und zwar ohne vorher reiflich überlegt zu haben, zum Katholicismus überzutreten.“

„Wenn es mich nun auf der einen Seite erfreute, daß Johanna durch den religiösen Verkehr mit Herrn Bernhard ruhiger und ihr schrecklich aufgeregter Seelenzustand gewissermaßen geordneter wurde, so erfüllte es mich andererseits mit einem schwer zu beschreibenden Entsetzen, zu gewahren, wie sie von Stunde an dahinzieht und ihr Geist sich fast ausschließlich mit dem vermeintlich trostlosen Zustande ihrer verstorbenen Eltern beschäftigt.“

„Betrachtete sie doch zuletzt jeden irdischen Gedanken, ja sogar die Erinnerung an Dich, ihren verlobten Bräutigam, als eine schwere Sünde, wie sie heute noch damit umgeht, mich, einen alten, bald siebenzigjährigen Kriegsknecht, der allein seligmachenden Kirche in die Arme zu führen, was, wenn es ihr gelänge, meiner guten Eifette allerdings ein ganz ungeheures Vergnügen bereiten würde. Uebrigens, Junge, muß ich Dir gestehen, so wenig ich auch sonst davon halte, die Cocarde zu wechseln, wenn ich meine arme Johanna dadurch wieder zu dem heitern Kinde machen könnte, als welches sie im vorigen Jahre in mein Haus einzog, dann soll mich der Teufel holen, wenn ich nicht zum Katholicismus oder jeder andern beliebigen Religion überträte.“

„So stehen also die Sachen; Du kannst daraus entnehmen, welch schwere Zeit ich hier verlebte. Dich noch einmal wiedergesehen zu haben, gerecht mir zum Trost und zur Beruhigung. Deinen leichtsinnigen Streich verzeihe ich Dir, um des Kummer's willen, welchen auch Du zu tragen bestimmt bist; ich verzeihe Dir doppelt gern, weil ich aus Deinem Munde vernommen habe, was mir auch Andere bereits versicherten, daß Du in able Hände gerathen und gewissermaßen wider Deinen ursprünglichen Willen in den Strudel mit hineingerissen worden bist. Ich belege Dich innig und tief, ich belege Dich, nächst Johanna, am meisten; aber Du bist ein Mann und wirst Dein Loos männlich zu ertragen wissen, und wohin das Geschick Dich verschlagen mag, und welche Wechselfälle des Lebens Dich treffen, erinnere Dich zuweilen Deines alten Vormundes und daß ich, wenn Dir

etwas daran gelegen ist, noch in meiner letzten Stunde Dir meinen Segen, über Länder und Meere fort, zusenden werde.“

„So, mein Sohn, ich bin zu Ende; was ich Dir zu sagen wünschte, das habe ich Dir mitgetheilt; nun erzähle auch Du mir offen und ehrlich Deine Erlebnisse, und dann wollen wir von einander scheiden, — aber trinke, — trinke einmal, Du siehst so bleich aus, Du dauerst mich, trinke ein halbes Gläschen, mein Kind.“

Dem alten Mann zu Liebe führte ich das Glas an die Lippen, aber zu trinken vermochte ich nicht. Ich vergegenwärtigte mir Johanna, die, nur wenig Schritte von mir entfernt, vielleicht vergeblich den Schlummer herbeisehnte.

Nachdem ich sodann einen Blick auf Anton geworfen, der sich in der Nähe des mäßig geheizten Ofens niedergetauert hatte und eingeschlafen war, begann ich meinen Bericht. Ich schilberte nicht nur meinen Aufenthalt in Frankfurt, meine Flucht und meine Reise von dorthin bis zur Oberförsterei, sondern auch Alles, was nur im Entferntesten in Beziehung zu Johanna oder mir gebracht werden konnte. Ich erwähnte unseres Zusammentreffens mit Bernhard bei dem Gesundbrunnen und der daselbst gewechselten Worte; dann Bernhard's ersten Besuch, bei dem und seiner Verebtsamkeit, die damals mein ganzes Innerstes in wilde enthusiastische Flammen setzte. Ebenso gedachte ich Fräulein Brüllsbad's und ihrer Warnung, die sie aus dem Berge bei Rolandsee an mich ergehen ließ, woraus ich den Schluß zog, daß kurz vor mir Bernhard mit dem vorgebliehen Onkel an derselben Stelle gewesen und vielleicht von der Irrsinnigen besauht worden sei. Des wilden Andre's feindliche Gesühle gegen mich, und die Beweise dafür beschrieb ich, wie sie es verdienten, und vor allen Dingen vergaß ich nicht, die verdächtige Freundschaft zwischen Bernhard und Anton's Bruder hervorzuheben und die Unterredung zwischen denselben, welche ich am vorhergehenden Abend theilweise erlauft hatte, zu wiederholen. Ueberhaupt ging ich mit größter Ueberlegung zu Werke, und wo es mir irgend von Wichtigkeit erschien, berichtete ich so ausführlich wie möglich. Ich hegte dabei die Absicht, meinem Vermunde, ohne offen als Kläger gegen Bernhard aufzutreten, ein so klares Bild von dem gegen und gesponnenen Verrath zu verschaffen, wie es mir selbst vorzukam.

Und es gelang mir; ich durfte es wenigstens aus den grimmiigen Blicken entnehmen, mit denen er bald mich, bald Anton, bald die unangerührten vollen Gläser vor uns auf dem Tisch anstarrte, und aus der rüchichtslosen Heftigkeit, mit welcher er abwechselnd seine Augenblasse verschob und seinen erzwürigen Schnurrbart drehte, seine Bewegung hier mit einem tiefen schmerzlichen Seufzer, dort mit einem langen rollenden Fluch begleitend. Und als ich dann genügt, da richtete er sein unter der busigen Braue fast verschwimmendes Auge auf mich, als ob er mich mit demselben habe durchbohren wollen.

„Junge, merkt Du, was aus der ganzen Gesellschaft hervorgeht?“ fragte er und zugleich legte er seine zitternde Hand auf meinen Arm, „wenn Du's nicht merkst, so will ich Dir's sagen, obwohl Du,

als Gelehrter und obenein als Jurist, es längst er-rathen haben müßtest. Die Sünden der Eltern sind an meiner armen Johanna heimgejucht worden, und zwar auf Anstiften desjenigen, der einst von meinem seligen Bruder die wohlverdiente körperliche Züchtigung erhielt. Ja, mein Sohn, der Gefährte Bernhard's ist Niemand anders, als jener verfluchte Pfaffe, der einst das Familienglück meines Bruders graufam zerstörte, um, wie sich die Leute ausdrücken, die Seele des Kindes dem Teufel zu entreißen! Nur er, der jene unglücklichen Verhältnisse, nächst mir, am genauesten kannte, war im Stande, vor Johanna die traurige Vergangenheit zu enthüllen oder durch den Herrn Bernhard entbullen zu lassen und ihr Gemüth durch die frevelhafte Vorspiegelung: daß nur die katholische Religion ihr Heilgeheimniß biete, ihre Eltern aus dem Fegfeuer zu retten, unheilbar zu zerrütten! Hahaha! ein schöner Sendbote Gottes! Wie er und seine Helfershelfer den Charakter des armen Kindes subirt haben müssen, um einen so sichern und unsehbaren Streich nach demselben zu führen! Und wie schlau haben sie es verstanden, Dich aus dem Wege zu räumen! Ha, sie fürchteten sich vor Dir, vor mir nicht, denn sie wußten, daß ich meiner guten Listette gern zu Gefallen lebe und lieber ein Auge zudrücke, als mich in religiöse Scharmügel einlasse. Hahaha! sehr schlau, sehr überlegt haben sie es angefangen, und das Ziel, welches sie im Auge hatten, es ist erreicht, glanzvoll erreicht! Und doch, was ist es im Grunde, was sie zu so beträchtlichen Opfern an Zeit und Geld veranlaßte? Was ist es, Junge, frage ich Dich?" rief der Oberstleutnant auf dem Gipfel seiner Wuth aus, indem er mich heftig schultete; „der Wunsch, sich an den Verstorbenen in ihren Nachkommen zu rächen, ist es nicht allein," beantwortete er schnell seine eigene Frage, „nein, nicht allein die Rache, sondern ihr stüchmürriger fanatischer Eifer, durch solche schlagende Beispiele auf das verdummte Volk einzuwirken! Hahaha! ich höre sie schon, wie sie hingehen und mit triumphirender Miene verkünden, daß es ihnen, mit Hilfe eines ganzen Armeekorps von Heiligen und nach schweren Kämpfen mit dem Satan, endlich gelungen ist, diesem ein Opfer, welches er schon sicher in seinen mörderischen Krallen zu halten meinte, zu entwinnen! Als ob Johanna, das unschuldige, sanfte Wesen überhaupt schon eine Sünde begangen hätte! Aber achte nur darauf, sie werden dem Volke beweisen, daß die Krankheit meiner Nichte ein Werk des Teufels gewesen, weil ihre Eltern sie nicht haben katholisch taufen lassen! O, Fluch, tausendfacher Fluch über diejenigen Schwarzrädigen Schurken, gleichviel, welcher Confession sie angehören, die sich mit scheinheiliger Miene in das engere Familienleben einschleichen, um das irdische Glück in demselben zu tödten, und die sich anmaßen, nach Willkür über das Wohl und Wehe, den Glauben und die ganze Zukunft der einzelnen Mitglieder ihre Bestimmungen treffen zu dürfen!"

Bei diesen Worten sprang der erbitterte alte Krieger so geräuschvoll empor, daß Anton erwachte, worauf er mit langen festen Schritten in der Stube auf und abzugehen begann.

So hatte ich ihn noch nie gesehen; sein Auge

glühte unheimlich, seine Brust hob und senkte sich unter den übereinanderbergschlagenen Armen, als ob er von Krämpfen befallen sei, während sein sonst farbloses Gesicht sich hoch röthete.

Nachdem er das Gemach einige Male durch-messen, blieb er plötzlich vor mir stehen. „Den Andres schicke ich tod, so wie er sich in dem Forst betreffen läßt," sagte er mit einer Ruhe, welche nichts Gutes zu verkünden schien, und dann setzte er seinen Gang wieder fort, ohne zu beachten, daß Anton, von Todesangst ergriffen, zuerst ihm und dann mir einen lebenden Blick zusandte.

„Und die Pfaffen hege ich bei ihrem nächsten Besuch mit den Hunden vom Hofe," fuhr er fort, abermals vor mir stehen bleibend.

„Aber Johanna, die sich so sehr an Bernhard's Besuche gewöhnt hat, würde sein plötzliches Fortbleiben keine nachtheiligen Folgen für sie haben können?" fragte ich besorgt.

„Das ist Alles wahr genug," entgegnete der Oberstleutnant, „aber wie soll ich es machen, um das Gefinde los zu werden?"

„Wenn man Johanna vielleicht Ersatz böte?"

„Erja ist leicht gesagt, mein Sohn, aber wo gäbe es Ersatz für sie, die von irdischen Dingen nichts mehr hören oder sehen will?"

„Man hat doch vielfach erlebt, daß ein Gemüth, welches durch eine heftige Aufregung gebrochen und verwirrt wurde, durch eine ähnliche, aber aus entgegen-gesetzten Ursachen entspringende Bewegung Heilung fand; was meinen Sie, wenn ich urplötzlich vor Johanna hinträte? Vergessen hat sie mich nicht, dafür sind mir gestern Abend die schlagendsten Beweise geworden, und es ist fast mit Sicherheit vorauszusetzen, daß mein Erscheinen nicht ohne entscheidenden Einfluß auf ihren Geist bleiben wird."

„Zu spät, mein Sohn, zu spät," antwortete mein Vormund schmerzlich bewegt, denn es war ihm nicht entgangen, daß, während ich ruhig sprach, der namenloseste Schmerz meine Brust zerriß; „sei auf das Schlimmste gefaßt, mein Kind, Johanna's Leben zählt nur noch nach Tagen, obwohl ich zugebe, daß Dein plötzliches Erscheinen ihren Geist möglicher Weise beruhigen kann. Und dann denke auch an Dich; Feinde von Dir lauern ringsum, jebe weitere Stunde Deines Verweilens in dieser Gegend, vergrößert die Gefahr, welche Dir droht."

„Erreichte ich auch weiter nichts, als daß Johanna ihre letzten Lebenstage in stillem Frieden verbrächte und nicht mehr heimgejucht von den sie marternden Priestern — weiter nichts, als daß sich noch einmal ihr liebevolles Lächeln, zum Andenken für's ganze Leben, in meine Seele eingrabe, ich wollte diesen Erfolg ja so gern, so unbeschreiblich gern mit meiner Freiheit bezahlen. Was bleibt mir noch, wenn Johanna von uns scheidet? was bleibt mir, das meinem Leben auch nur noch den geringsten Reiz zu verleihen vermöchte?"

Wiederum durchmaß mein Vormund das Gemach mit festen Schritten, worauf er sich nach einer Weile mir wieder zuzuwendete.

„Gustav, Du kannst recht haben," hob er an, „für Dich, für mich, für uns Alle wäre es eine Wohlthat, für Johanna selbst aber am meisten, er-

freute sie sich vor ihrem Ende noch einiger lichten Tage. Sie soll Dich sehen, aber ich muß mir die Sache überlegen; es muß so geschehen, daß nicht, während Du Dich bei dem armen Kinde befindest, die Pfaffen hingehen und Dich verrathen. Laß mich daher allein; lehre in Dein Verlaß zurück, wo Du am sichersten aufsuchen bist, und sende jeden Abend, sobald es dunkel geworden, den Anton zum Rapport. Nimm Dir auch noch diese Decken mit, denn die Nächte sind kalt, und dann dies Körbchen mit Wein und Speisen, ich habe Alles eigenhändig aus Speisekammer und Küche stehlen müssen, um nicht mit Fragen belästigt zu werden. Nun gehe mein Kind, hoffe das Beste und sei vorsichtig. Deine Gefangenname wäre ein Nagel mehr zu meinem Sarge, also auf Wiedersehen."

So sprechend, begleitete er mich bis an die Haustür; zu antworten vermochte ich nicht, nur die Hand drückte ich meinem alten theuern Wohlthäter, er aber wußte, was ich damit sagen wollte.

Wir waren schon längst vom Hofe herunter und dicht vor der ersten Biegung der Landstraße angekommen, da erkannte ich, rückwärts schauend, in der geöffneten Thür vor dem schwarzen Rathszimmer, der aus der Stube auf die Hausflur fiel, noch immer die hohe regungslose Gestalt meines Vormundes.

Sechzigstes Capitel.

Das Wiedersehen.

Am zweiten Abend nach meiner Zusammenkunft mit dem Oberstlieutenant brachte Anton mir die Nachricht, daß derselbe mich in kürzester Frist erwarte. Die entscheidende Stunde war also da; ich sollte Johanna sehen und sprechen, um zugleich auf ewig Abschied von ihr zu nehmen.

Obgleich ich für meine Person auf das Wiedersehen vorbereitet war, obgleich eine schmerzliche Freude mich erfüllte, noch ein Mal Johanna's süße Stimme hören, noch ein Mal ihr für ihre unerschütterliche Liebe und Treue danken zu dürfen, schwebte ich doch in einer angstvollen Spannung, wie derjenige sie wohl empfinden mag, der auf seinem letzten Gange der nächsten Zukunft gedenkt?

"Wie wird das enden? Wird sie mich wiedererkennen?" fragte ich mich mit inneren Beben, und als Antwort darauf fühlte ich nur ein Härteres, ängstlicheres Klopfen meines Herzens. Erst als ich mich wieder bei meinem Vormunde in der Stube befand und die erste, feierliche Entschlossenheit in seinen Zügen wahrte, gewann ich neue Fassung und die überlegende Ruhe, welche zu dem gewagten Schritt unumgänglich nothwendig war.

Keines Wortes mächtig reichte ich dem Oberstlieutenant in die Hand.

"Es hat sich eher gemacht, wie ich glaubte," sagte er, wie ein Vater mich umarmend; "Dein Verstand muß gut sein, denn selbst der arzwöhnische Andres glaubt Dich fern, oder er würde die ihm von den Pfaffen gebotene Wachsamkeit nicht eingestellt haben. Ja, es hat sich schnell genug gemacht. Meine Visette ist eben zur Abendmesse gefahren, das Hausgesinde habe ich ihr nachgeschickt, und außer mir befindet sich nur noch Johanna's Wärterin im Hause.

Niemand ahnt unser Vorhaben, die beiden Priester sind in gewohnter Weise hier gewesen und sogar von mir im Vorbeigehen begrüßt worden, und wenn ich nicht irre, gedenken sie nach der Messe noch einmal hier vorzuspreehen. Sie sind nicht blind dafür, daß meiner armen guten Johanna Auflösung in jeder Stunde erfolgen kann. Nun, nun, fasse Dich mein Junge, sei ein Mann," fügte er mit bebender Stimme hinzu, als er gewahrte, daß ich erleichte, "Du mußt Dich in's Unvermeidliche fügen, und dann bedenke, die Pfaffen haben, so Gott will, mein Haus zum letzten Mal betreten."

Sobald er dann Anton angewiesen, wieder seinen alten Platz an Ofen einzunehmen, mir aber behilflich gewesen war, mein Aussehen durch einige von mir auf der Oberflächerei zurückgelassene Kleidungsstücke meiner früheren Erscheinung möglichst ähnlich zu machen, begab er sich in Johanna's Gemach, um die Wärterin zu entfernen. Nach einigen Minuten lehrte er zurück, und mich am Arm ergreifend, zog er mich schweigend mit sich fort.

Nachdem wir die beiden anstoßenden Gemächer durchschritten hatten, gelangten wir auf einen schmalen, nach der Küche führenden Gang, den eine kleine Lampe matt erlehete.

"Hier ist sie," sagte der Oberstlieutenant, auf eine geschlossene Thür weisend, "warte, bis ich Dich rufe, und fasse allen Muth zusammen, der Dir zu Gebote steht, Du wirst ihn gebrauchen."

Gleich darauf trat er ein, die Thür nur anlebend, so daß ich jedes in dem Gemach gewechselte Wort deutlich verstehen konnte. —

"Bringst Du mir den versprochenen Trost?" fragte Johanna ihren näher tretenden Onkel mit matter Stimme.

"Er wartet vor der Thür auf Dich," entgegnete der Oberstlieutenant, "ich wollte Dich nur fragen, meine liebe Tochter, ob Du sonst noch Wünsche hast, damit ich Euch nachher nicht zu stören brauche."

"Onkel, theuerster Onkel, wenn Du doch den göttlichen Lehren Dein Ohr nicht verschließen wolltest," versetzte Johanna unbeschreiblich traurig, "hast Du nur einmal mit mir vereint gebetet, so wird Dein Herz sich erweichen, Du wirst Deine Zerthümer einsehen —"

"Schon gut, schon gut mein Kind, ich will mit Dir beten," unterbrach sie der Oberstlieutenant, "mit Dir und mit dem, der vor der Thür auf die Erlaubniß zum Eintreten harrt, will ich gern beten."

"O, Gott, wie gut Du bist," rief Johanna inbrünstig aus, "Du hast es mir vergönnt, meinen theuren Onkel befehlen zu dürfen; o, laß doch auch Deine Güte und Gnade über meinen armen verlassenen Gustav walten!"

"Auch Dein Gustav soll mit Dir beten," versetzte der Oberstlieutenant tief ergriffen.

"Gustav Bantel? mein armer verlassener Gustav?" fragte Johanna, und ihr Athem schien zu stocken.

Der Oberstlieutenant antwortete nicht mehr, er war bereit aus der Thür hervortreten, und im nächsten Augenblick kniete ich vor Johanna, von meinen Gefühlen überwältigt mein Gesicht auf ihren Knien verbergend. —

Todtenstille umgab uns; ich wagte nicht, aufzuschauen, weil ich das Schrecklichste befürchtete. Da fiel etwas neben mir auf die Erde, es war das Crucifix, und gleichzeitig fühlte ich, daß zwei zarte Hände schmeideln, wie sie so oft gethan, sich auf mein Haupt legten.

„Armer, armer Gustav, sogar Deine schönen Vöckel haben sie Dir geraubt,“ hauchte sie über mich hin, indem sie sich mühsam zu mir niederneigte und einen Kuß auf meine Stirne drückte.

„O, es war ein Augenblick, so unendlich süß, und auch doch wieder so namenlos bitter, daß ich glaubte, vor Schmerz und Wehmuth vergehen zu müssen.“

Zögernd schaute ich endlich empor; Johanna blickte mir in die Augen, worauf sie ihre Hände zurückzog und mit denselben, wie um eine Wison zu verschleichen, nach beiden Seiten über ihre fast durchsichtigen, blaueaderten Schläfen strich.

„Gustav, bist Du es wirklich?“ rief sie dann laut aus, „bist Du es wirklich, Du mein einziger, mein eigener Gustav?“

„Johanna, ich bin gekommen, um mit Dir zu leben und zu sterben!“ sagte ich leise, noch immer niekend und meine Arme um ihre hinfällige Gestalt schlingend.

Da entstürzten Thränen ihren milden blauen Augen, ihre Arme legten sich um meine Schultern, und ihr Haupt sanft auf das meinige stützend, schluchzte sie heftig.

„Gustav, Du heiß und ewig Geliebter,“ flüsterte sie mit tiefemgem Ausdruck, „ach, wie habe ich gelitten; nun aber ist Alles gut; ich bin krank gewesen, ich bin es noch, aber tröste Dich mein guter Gustav, ich werde genesen und Du wirst nicht wieder von mir gehen, oder ich begleite Dich bis an der Welt Ende. O, welch schreckliche Dinge haben sie mir erzählt, oder habe ich es geträumt? Ja, geträumt, — so gräßlich, — daß es alle Beschreibung übersteigt. Ich sah Männer mit schwarzen Augen und entsetzlichen Bildern, Du weißt ja, den Herrn Bernhard am Gesundbrunnen; und sie hatten eine eiserne Kette um meine Brust gelegt, und wenn sie sprachen, dann zog sich die Kette, mir namenlose Schmerzen bereitend, immer enger zusammen. Auch von Dir habe ich geträumt, von Dir, meinem Gustav; ich wußte, wo Du warst, wußte, daß Du Deine arme Johanna noch immer treu und aufrichtig liebtest, aber ich fürchtete mich, von Dir zu sprechen, mir war, als ob bei der Erwähnung Deines Namens, die sendenden Augen mich ins Herz getroffen hätten. Doch ich bin klüßlich, ich vergeße, daß Alles nur ein Traum, ein krankhafter Zustand gewesen,“ sagte sie unter Thränen lächelnd hinzu.

„Johanna, meine arme Johanna, schöne Dich,“ stotterte ich in meiner Besorgniß, ohne eigentlich zu wissen, was ich sagte, denn der Tod hatte den hohlen bleichen Rügen und den eingesunkenen zarten Wangen kein Zeichen so deutlich aufgedrückt, daß mich bei ihrem Anblick eine schwer zu beisternde wilde Verzweiflung ergriß.

„Ach mich schönen, Geliebter?“ fragte sie lächelnd, „jetzt brauche ich mich nicht mehr zu schonen. Bis vor wenigen Minuten noch wurde mir das Athmen schwer, aber jetzt, höre doch, wie laut und kräftig ich

spreche, meine Brust ist frei, mit Wollust trinke ich die Luft ein, der Bann, der meine Brust so Schmerzhast einzwängte, ist gebrochen und ich werde mich bald, sehr bald wieder erholen. — Lieber, lieber Gustav, Du bist mein bester Arzt gewesen, ich süßte es, denn feit Deinem Eintritt befinde ich mich so wohl, ach so wohl. O, mein Gott, niemals hätte ich geglaubt, daß mir des Lebens Freuden noch einmal lächeln würden!“ rief sie entzückt aus, und dann mich zu sich emporziehend und frampfhaft umarmend, weinte sie lange an meiner Brust.

Auch ich weinte so bitterlich, wie ich es seit meiner Kindheit nicht gethan, doch während mir ein tiefer Seelenschmerz die Brust zusammenschürte, waren es Freudentränen, die unaufhaltfam über Johanna's zarte Wangen rannen.

Nach einer Weile richtete sie sich wieder empor, und sich zurücklehnd, betrachtete sie mich lange sinnend.

„Bist Du es denn wirklich, mein einziger, mein eigener Gustav?“ fragte sie, wie zu sich selbst sprechend, „ja, das sind Deine lieben treuen Augen, Deine hohe kluge Stirn; aber nicht so traurig darfst Du blicken, denn die Spuren, welche die schwere Kerkler hast Dir aufgedrückt hat, werden unter meiner Pflege bald, sehr bald schwinden, und vor Allem der schmerzliche Zug um Deinen Mund. O, laß mich nur etwas geträugelt sein, denn vorläufig bedarf ich ja selbst noch einiger Pflege,“ sagte sie mit einem holden Lächeln hinzu, mit einem Lächeln, so süß, so innig und glücklich, wie damals, als sie nur erst des Lebens schönste Seite kennen gelernt hatte, mit einem Lächeln, so rührend und hoffnungsvoll, daß es mir in die Seele schnitt und mir vor unbefreiblichem Weh auf's Neue unbewußt Thränen in die Augen drangen.

„Arme, schwer geprüfte Johanna!“ sagte ich halb laut, ihre schmalen Hände mit heißen Küßen bedeckend.

In demselben Augenblick bemerkte sie den Oberstlieutenant, der leise in die Stube getreten war und mit schlaff niederhängenden Armen und gefalteten Händen, ein wahres Bild des Grames zu uns herüberschaute.

„Da ist der gute Onkel,“ sagte sie freudig erregt, dem alten Herrn die Hand entgegenreichend. „Lieber theurer Onkel, Du und die Tante, Ihr seid so besorgt um mich gewesen,“ fuhr sie in der ihr eigenthümlichen hergewinnenden Weise fort, „so besorgt, daß ich es Euch nie genug danken kann.“

„Schöne Dich, mein Herzogen, schöne Dich und strenge Dich nicht zu sehr an, sprich nicht so viel,“ entgegnete mein Vormund, mir heimlich einen beziehenden Blick zuwendend.

„Laß mich doch sprechen; seit meine Brust freier ist und ich es, ohne Schmerz zu empfinden, thun kann, fühle ich die Neigung, immerwährend zu erzählen — nur müde bin ich noch; eine halbe Stunde möchte ich so recht ruhig und ungestört schlafen — an Deiner Brust ruhen, Gustav, setze Dich zu mir — und Onkel, gieb Du mir Deine Hand,“ sagte sie plötzlich leise, fast flüsternd, und zugleich wich die letzte Spur von Röthe aus ihren Wangen.

Schnell holte ich einen Stuhl herbei, und als ich mich neben sie niederließ, lehnte sie mit einem glückseligen Lächeln ihr theures Haupt an meine Brust.

Ich schloß sie in meine Arme, der Oberstlieutenant, der vor ihr auf einem Schemel saß, hielt ihre Hand, und angstvoll hafteten unserer Beider Blicke an den lieben treuen Augen, die sich geschlossen hatten. Nach einigen Minuten hoben sich ihre Lider mit den langen feinen Wimpern noch einmal zur Hälfte empor, „nur eine halbe Stunde,“ flüsterte sie, ihr schönes Vordenhaupt fester an meine Brust lehnd, „weckt mich nicht, ich bin so müde und Gustav — an Deinem Herzen ruht es sich so schön — so schön — so süß, daß ich ewig so schlafen möchte.“

Ihre Augen schlossen sich wieder; eine heiße Thräne rollte mir über die Wange und fiel ihr gerade auf die Stirn.

Johanna lächelte, wie im Schlaf; ihr Athem wurde leiser und leiser, bis ich ihn zuletzt nicht mehr hörte; das süße Lächeln thronte aber noch immer auf dem engel-schönen, bleichen Antlitz.

Minuten verrannen; die Lampe brannte trüber, ihr matter Schein spiegelte sich in einem Thautropfen, der an der äußersten Spitze von meines Vormundes Schnurrbart zitterte; ich sah es, als ich, nach Fassung ringend, ihn fragend und Trost von ihm erhoffend anschaute.

Ein kaum bemerkbares Beben erschütterte die zarte Gestalt in meinen Armen; ihr Haupt sank noch schmerzlicher und tiefer auf meine Brust hinab, ihre Arme erschlafften und die zarten Finger, die in meiner und meines Vormundes Händen ruhten, verloren die letzte Probe von Spannkraft.

„Um Gottes willen, sie stirbt,“ flüsterte ich, von grenzenloser Verzweiflung ergriffen, dem Oberstlieutenant zu.

„Mein Sohn,“ antwortete dieser höhl und dabei doch mit eigenthümlicher Entschiedenheit, „ich kenne solche Zeichen, ermanne Dich und gedenke Deiner armen Johanna hinfort als eines dieser Welt ent-rückten Engels.“

Ich wollte, ich konnte die schreckliche Kunde nicht glauben. Trotzdem ich auf das Schlimmste vorbereitet war, hielt ich es doch nicht für möglich, daß die guten, aufrichtigen Augen sich nicht mehr öffnen sollten, ihr treues Herz zu schlagen aufgehört habe. Schmähte doch noch immer das selige Lächeln ihr marmor-bleiches Antlitz, das Lächeln, welches ihr meine Thräne entlockt und der Tod dann festgebannt hatte.

Sogar als ich, der Aufforderung des Oberstlieutenants taumelnd Folge leistend, mit ihm die theure Tobte nach ihrem seit Wochen nicht mehr berührten Lager hintrug, bezweifelte ich noch immer, daß sie wirklich ihrem letzten Schlummer in die Arme gesunken sei.

Wie ich sie dann aber vor mir sah, so still, so bleich und dabei doch so himmlisch-schön, wie der lächelnde Zug sich gar nicht mehr verändern wollte und ihre lieben Hände regungslos so liegen blieben, wie wir sie hinlegten, da erst brach mein verhaltener Jammer über den unersehblichen Verlust, den ich erlitten hatte, sich Bahn.

„Johanna!“ rief ich, von namenloser Verzweiflung ergriffen, aus; „Johanna!“ rief ich noch lauter, und mit unüberstehlicher Gewalt zog es mich auf die Knie nieder und mein Kopf sank auf die erkaltende Hand der geliebten Tobten.

Doch Johanna hörte nicht mehr, sie fühlte nicht die Thränen, die sie benetzten. —

Düsterer brannte die Lampe, der Oberstlieutenant durchmaß das Gemach mit so festen Schritten, daß sie unheimlich widerhallten, ich aber betete inbrünstig zu Gott, daß er mich, Angesichts meines verreckten irdischen Glückes, ebenfalls zu sich nehmen möge. —

Längere Zeit verstrich; schwach kämpfte die Lampe um ihr Leben und laut dröhnten die festen Schritte auf dem Fußboden.

Pfötzlich verstummte das Geräusch dicht hinter mir und des Oberstlieutenants Hand legte sich auf meine Schulter. Der alte Krieger mit seiner eisernen Natur war, nachdem der längst befürchtete und im Voraus besagte Fall eingetreten, wieder vollständig Herr seiner selbst geworden, ohne insofern mit einem andern Gefühl, als dem der innigsten Theilnahme auf die Ausbrüche meines wilden Schmerzes niederzublicken.

„Mein Sohn, ich habe Dir Zeit gelassen, sie zu beweinen, jetzt aber ist es Zeit, auch an Dich selber zu denken,“ sagte er mit seiner gewöhnlichen, rauhen, nur etwas heiserer klingenden Stimme.

Ich gab keine Antwort, ich war mir nicht einmal bewußt, daß er nur zu mir gesprochen haben könne.

Gleich darauf erschallte wieder das gemessene Geräusch, mit welchem der alte Herr hinter mir auf und ab wandelte.

Nach Verlauf einer weiteren Viertelstunde richtete er abermals die Aufforderung an mich, an meine Sicherheit zu denken.

Doch was galt mir jetzt noch meine Sicherheit? Was kümmerte es mich, daß die Häsher vielleicht auf meiner Spur waren? Ich hatte mit Allem abgeschlossen, denn meine Johanna war ja todt.

Der Oberstlieutenant, das Vergeßliche seiner Bemühungen einsehend, setzte seinen Gang wieder fort. Er öffnete das Fenster und lauschte in die Nacht hinaus; er begab sich an die Hausthür und lehrte zurück; ich dagegen kniete noch immer vor meiner armen geopferten Johanna.

Abermals hatte er sich an die Handthür begeben, als er nach längerem Lauschen plötzlich mit hastigen Bewegungen in das Sterbegemach stürzte.

„Wenn auch nicht Deinetwegen, so mußt Du Dich wenigstens um meinethwillen ermannen!“ rief er mit gepreßter Stimme aus, indem er mich mit kräftigem Griff emporzog. „Ich höre den Wagen, der mir meine Lifette bringt, fort also, keine Minute ist zu verlieren, oder Dein alter Vormund hat auch noch den Kummer, sich Deiner nur als eines in Fesseln schmachenden Verbrechers erinnern zu dürfen!“

Mechanisch und schwankend folgte ich ihm bis in die Mitte des Gemaches nach; dann aber riß ich mich wieder los, und noch einmal vor Johanna hintretend, legte ich, von unsäglichem Qual gefoltet, meine Hand auf ihre weiße Stirn.

„Schlaf wohl, mein guter Engel, meine Johanna,“ seufzte ich aus gebrochenem Herzen, „schlaf wohl und verzehle mir den Kummer, den Du um meinethwillen erduldest.“

Einen innigen Kuß drückte ich auf ihre bleichen, erkaltenden Lippen, ein letzter Blick traf das stille,

selbst im Tode noch freundliche Antlitz, und dann trat ich an die Seite meines Vormundes.

„Ich bin bereit,“ sagte ich ruhig, indem wir uns schnell auf den Hof begaben, wo Anton meiner harrete, „ich habe jetzt nur noch Ihre letzten Anordnungen und Rathschläge entgegen zu nehmen.“

„Mein Segen begleite Dich auf allen Deinen Wegen,“ sagte der Oberstleutenant, mich umarmend, „mein Rath und meine Wünsche sind, daß Du so schnell als möglich diese Gegend verlässest. Schreibe mir, sobald Du in Sicherheit bist, und vergiß nicht, mir die Adresse anzugeben, unter welcher ich Dir ausgehend antworten kann. Fort, Junge, fort, sie kommen, Gott segne Dich und erhalte Dich auf den Pfaden der Ehre. Johanna ist in Deinen Armen gestorben, die größte Gnade, welche Dir unter den erdwaltenden, traurigen Verhältnissen zu Theil werden konnte, vergiß das nie und nun fort!“

Ich küßte meinem alten, väterlichen Freunde inbrünstig die Hand, und fast in demselben Augenblick, in welchem der Wagen nach dem Hofe hinaufzog, verschwand ich auf der entgegengesetzten Seite der Landstraße mit Anton im Walde. Der treue Burfche hatte sich auf den Rath des Oberstleutenants mit meinen zurückgelassenen Kleidungsstücken beladen, um dadurch jeglicher Möglichkeit einer Entdeckung vorzubeugen. —

Wie wir an jenem Abend in unser Versteck zurückgeklungen, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur, daß ich auf meinem dürftigen Lager zu dem Bewußtsein einer grenzenlosen Vereinsamung und Verlassenheit erwachte.

Mein Vormund hatte mir so dringend angerathen, zu fliehen, ich hatte es auch ernstlich versprochen, allein die Ausführung dieses Versprechens schien mir noch in weiter Ferne zu liegen. Wie mit unzerbrechlichen Banden hielt es mich an die Oberförsterei gefesselt, an das Haus, in welchem mir einst des Lebens schönstes Glück erblickte, um nach kurzer Frist zu Grabe getragen zu werden. —

Die Nacht wich dem Tage, die niedrig stehende Sonne beschrieb ihren weiten Bogen von Osten nach Westen, und noch immer dachte ich nicht an meinen Aufbruch.

Woh! bat mich Anton mit thränenfeuchten Augen, dem Rache meines Vormundes zu folgen; wohl sprach er von der Verrätheri und der List seines Bruders, wohl wies er darauf hin, daß er sich endlich einmal nach seinem Jakob umsehen müsse, doch gelang es mir leicht, die Bedenken des armen Schelms zu beschwichtigen. Ich räumte die Sicherheit und Verborgenheit seines Schlosses, und zu der Freude, welche er hierüber empfand, gestellte sich noch der Umstand, daß er mich über Alles liebte und jetzt, nachdem sein Schutzengel auf der Oberförsterei die freundlichen Augen auf ewig geschlossen, nur noch mit Angst und Schrecken an die bevorstehende, unumgänglich notwendige Trennung dachte.

Daß seine lange Abwesenheit bei den Seinigen Mißtrauen erwecken müsse, begriff ich sehr wohl, ebenso, daß mit jedem Tage die Sehnsucht nach seinem Raben wuchs, und so rieth ich ihm denn, sich noch an demselben Abend nach der Hütte seiner Mutter zu begeben, dort einige Erkundigungen einzuziehen

und dann bei der ersten günstigen Gelegenheit zu mir zurückzukehren.

Er that, wie ich ihm rieth, doch bereits in der Mitte des folgenden Tages traf er wieder bei mir ein. Die Gelegenbeit, das ertliche Obdach ohne Aufsehen zu verlassen, hatte sich nur zu schnell geboten. Trogtrem er seinem Bruder eine Anjabl, vorgeblich auf der Landstraße erbettelter, kleiner Münzen einhändigte, war er von diesem ungewöhnlich hart mißhandelt worden. Die Mißhandlungen hätte er wohl ertragen, als derselbe aber drohte, seinem Jakob den Hals umzudrehen, hatte er den Raben an sich genommen und den günstigen Augenblick erspähend, war er davongelaufen.

Der Vogel, der seine Zunge nicht zu zügeln verstand, war allerdings ein gefährlicher Gast für mich; um Alles in der Welt aber hätte ich es nicht vermocht, des braven, treuherzigen Burfchen einzige Freude aus meiner Nähe zu bannen, um so mehr, da während meines Aufenthaltes in der Hölle kein fremder Mensch die abgelegene Schlucht betreten hatte, und Anton, die mir drohende Gefahr nicht unterschätzte, bereitwilligst seinen vorwichtigen Jakob mittelst einer an seinem Fuße befestigten Schnur im Hintergrunde der Hölle gelangen ließ.

Entdeckungen, die vielleicht in Beziehung zu meiner Lage zu bringen gewesen wären, hatte er nicht gemacht. Nur einmal war er von seinem Bruder gefragt worden, ob er mich gesehen habe, und als er dies verneinte, hatte jener die Bemerkung hingeworfen, daß der Oberstleutenant schwerlich ohne fremde Hülfe das todte Fräulein von dem Stuhl auf das Bett getragen haben könne.

Anton fand in dieser Aeußerung nichts Verdächtiges, ich dagegen errieth sogleich, daß jener Umstand jedenfalls zwischen Bernhard und dem wilden Andres zur Sprache gekommen. Und noch mehr, es schien mir daraus hervorzuergehen, daß die beiden Geiſtlichen kaum noch die zurockkommende Aufnahme im Hause meines Vormundes gefunden, wie Bernhard vielleicht gewohnt gewesen, und daher in dem Veracht bestärkt wurden, daß ich in der Nähe weilen müsse.

Auch die Stunde, in welcher die Beerdigung in dem nächsten Kirchdorf stattfinden sollte, hatte Anton sich gemerkt, und von ganzem Herzen billigte ich seinen Entschluß, derselben beiwohnen und mir demnächst einen Bericht, so gut es eben in seinen Kräften stand, über die Feiertlichkeit abfassen zu wollen.

Wie gern, wie unendlich gern hätte ich meiner armen Johanna das letzte Geleit gegeben, wie gern zusammen mit meinem erstalteten Herzen auch noch einige Spätblumen zu ihr in's Grab gelegt; doch ich war ein Geächteter, der den Anblick anderer Menschen fliehen mußte. Aber Anton gab ich ein Straußchen Blumen und grüne Farrenkräuter mit, das Einzige, was in dem Bereich meines Verstecks zwischen dem Gestein anzufinden war, und ertheilte ihm den Auftrag, das Straußchen auf den Sarg zu legen und die liebe, theure Leide von mir zu grüßen, aber leise, ganz leise, so daß seine Worte nicht von den Umstehenden vernommen werden könnten.

Anton versprach, meinen Auftrag auszuführen, und seine trüben Augen schauten mich dabei so treuherzig, so theilnahmenvoll und aufrechtig an, daß ich

unwillkürlich einen Vergleich anstellte zwischen dem armen, von aller Welt verlassen und verachteten Krüppel und Denjenigen, die mit kalter Berechnung das irdische Glück einer Familie gestörten, um ihren selbstsüchtigen, verächtlichen Zwecken zu genügen, und sich dabei stolz die Träger und Verbreiter des göttlichen Wortes und der göttlichen Lehre nannten.

Als Anton dann gegangen war, ich mir und meinen traurigen Betrachtungen allein überlassen blieb und der eigentlichen Urheber meines Unglücks gedachte und des unschuldigen Opfers, welches ihren finstern, suchwürdigen Plänen gefallen war, o, wie sich da mein Herz zusammenschürte. Ich war kein Mensch mehr, der milderen Gefühlen zugänglich; nein, eine wilde Wuth, ein unerfättlicher Durst nach Rache erfüllte mich, und indem sich meine Zähne knirschend aufeinander rieben, sahn ich darüber nach, wie es zu erträglichen sei, Bernhard sammt seinem verrätherischen Genossen, und sollte mein Leben der Preis dafür sein, auf die qualvollste Art zu vernichten. Und hätte ich zehn Leben zu verlieren gehabt, damals erschienen sie mir ein geringer Preis für die blutige Vergeltung, welche ich an Johanna's und meinen Verderbern auszuüben hoffte.

Ich lag hart am Ausgange meines Verstecks; meine Blicke reichten zwischen den Brombeerranken hindurch eine kurze Strecke in die Schlucht hinein. Der Himmel spannte sich grau und eintönig über die stille Landschaft aus; die in der Luft enthaltene Feuchtigkeit hatte Bäume, Zweige und Felswände dunkler gefärbt und die dünnen Blätter durchnäßt und erschläfft, wie um ihnen, zur Feier des Tages, das Rauschen und Klüpfeln zu verbieten, doch der Anblick der gleichsam in Halbschlummer versenkten Natur vermochte den wilden Sturm nicht zu beschwichtigen, der in meiner Brust tobte. Thränen der Wuth drangen mir in die Augen und mit krampfhaftem Griff schälten meine Finger das graue Moos von den vor mir liegenden Felsstrümmern.

„O, meine Rache wird Euch erreichen,“ stöhnte ich in mich hinein, und verzweiflungsvoll griff ich in die dornenreichen Brombeerranken, daß das Blut an mehreren Stellen aus der auferstehenden Haut meiner Hände hervorquoll, „ja, sie wird, sie muß Euch erreichen,“ wiederholte ich in Gedanken, das Blut mit wilder Gier betrachtend und an meine Lippen führend.

Ein ferner gedämpfter Ton drang zu mir in mein Versteck.

Ich lauschte; derselbe Ton wiederholte sich wieder und wieder. Unwillkürlich faltete ich die Hände, und meine heiße Stirn auf einen kalten Stein pressend, horchte ich aufmerksam weiter.

Die Stunde war gekommen; sie trugen meine Johanna zu Grabe und feierlich läuteten dazu die Glocken in der abwärts gelegenen Kirche.

Was mich eben noch mit unaussprechlichem Haß und Racheburch erfüllt, das war plötzlich vergessen; mir war, als habe Johanna durch die frommen Klänge zu mir gesprochen, mir ihren letzten Scheidegruß gesendet, mich gebeten, ihr Andenken heilig zu halten und nicht durch Verfolgen von Racheplänen zu verunglimpfen, sondern das Richten und Strafen allein der Vorsehung zu überlassen.

„Johanna!“ krächzte der Rabe hinter mir, mehr

sprach er nicht, er war erfüllt von Mißmuth über seine Gefangenschaft.
„Johann—Jo—han—na,“ wiederholte er noch einmal kaum verständlich.

In der Ferne aber läuteten die Glocken fort und fort, so feierlich und friedlich, als ob sie euphoniden hätten, daß ihre Klänge einem entschlafenen Engel das letzte Geleite gaben. Fester brückte ich meine fleberheiße Stirne auf den kalten Stein, bestiger rangen sich meine Hände ineinander und brennende Thränen entströmten meinen Augen.

Die Glocken läuteten fort und fort, so feierlich und friedlich, sie läuteten meine Johanna zu Grabe, und mit ihr auch meine Jugend. In tiefster Trauer, unter unsäglichen Schmerzen und Thränen überschritt ich die in meinem Leben so scharfgezeichnete Grenze zwischen dem leicht erregbaren und an frohen Hoffnungen so reichen Jünglinge und dem erastnen, überlegenden Manne.

Die Glocken läuteten feierlich und friedlich, gerade wie damals, als ich, noch ein Kind, mit dankbarem Herzen ihren Tönen lauschte, mit dankbarem Herzen, weil ich glaubte, die freundlichen Glocken wären vom dem lieben Gott beauftragt, die schönen Sonntage und Festtage, und vor allen Dingen das liebe, liebe Christfest zu machen.

Sie läuteten wie an den milden Sommerabenden, wenn sie die Gemeinde zur frommen Abendandacht mahnten, während ich glücklich und selig Wald und Flur durchstreifte und mich in die Stelle eines Helden aus „Tausend und eine Nacht“ hineinbadete. Sie läuteten wie damals, als ich Hand in Hand mit Johanna auf der Rasenbank saß und wir in unserm heitern Gespräch über die Zukunft plötzlich durch die Glocken unterbrochen und zu ersten Betrachtungen über unsere Zukunft veranlaßt wurden. Freundlich lächelnde Bilder schwebten damals meinem Geiste vor, und jetzt? Ich war ein geächterter Flüchtling, und meine Johanna — die Glocken verstümmten — meine Johanna wurde in's Grab gesenkt. —

Ich schloß die Augen, und vor mir sah ich den bekrännten Sarg, der mein ganzes Glück, meine einzige Lebensfreude umschloß. Ich sah den blumengeschmückten Sarg und die Thränen, die Alt und Jung dem lieben, freundlichen und wohlthätigen Kinde nachweinten; ich hörte die frommen Worte, die von dem ehrwürdigen Dorfpfarrer über das noch offene Grab gesprochen wurden, das Schluchzen, als Kränze und Blumen in die letzte irdische Wohnung des holden Engels hineinflehen. Ich vernahm das herzerschütternde Rauseln der ersten Handvoll Erde — und dann ertönten die Glocken wieder, feierlich und friedlich, wie um das Schaufeln der Lobtengräber zu überläuten.

Meine Thränen waren verfestigt, verfestigt auf lange, lange Zeit, verfestigt, vielleicht auf ewig. —

„Jalob, Spigbube, Spigbube,“ growlte der Rabe hinter mir.

Ich achtete nicht darauf.

„Jalob, Anton hoch Kaffee, Spigbube,“ rief der Rabe lauter und zorniger.

Ich erinnerte mich seiner Nachsichtigkeit und Scharfen Gehörs, und um etwas weiter um mich zu schauen, hob ich den Kopf empor. Doch ebenso schnell ließ

ich ihn wieder sinken; ich hatte dem wilden Andres, der unten in der Schlucht stand und argwöhnisch umherspähte, gerade in das Antlig gesehen. Den Ruf des im Hintergrunde der Höhle verborgenen Raben konnte er schwerlich vernommen haben, möglicher erschien mir dagegen, daß er trotz der mich verbergenden Ranken, meine Bewegung entdeckt habe. Jedenfalls war sein geräuschloses und behutsames Herbeischleichen der sicherste Beweis seiner feindlichen Absichten; würde mir doch im entgegengesetzten Fall seine Annäherung, obwohl die nassen Klätter den Schritt eines Menschen sehr dämpfen, kaum entgangen sein. Daß er sich aber am hellen Tage nur zum heimlichen Schlingenstellen in den Wald begeben habe, ließ sich kaum annehmen.

Wie einst in der Dorfschänke, so gab er auch hier kein Zeichen von sich, aus welchem ich auf seine Absichten zu schließen vermocht hätte. Langsam und vorsichtig, wie er gekommen war, bewegte er sich in der eingeschlagenen Richtung weiter, hier das übereinandergehürmte Gerölle aufmerksam prüfend, dort einen Strauch auf die Seite biegend, wie um sich über die Liebingspfade der Hasen und Kaninchen Gewißheit zu verschaffen.

Sein Benehmen, so natürlich es auch erschien, beruhigte mich indessen nicht; ich setzte das Schlimmste voraus, und als er endlich aus meinem Gesichtskreis entschwinden war, begann ich sozuleich meine geringen Vorkenntnisse zusammenzupacken, um noch im Laufe der Nacht meine Flucht fortzusetzen.

Eiegehntes Capitel.

Der Abschied.

Erst in der Dämmerungstunde kehrte Anton zurück. Die Einbrüche, welche er bei der Beerdigung empfangen hatte, waren durch die Besorgniß für meine Sicherheit längst wieder verwischt worden. Wie mir indessen aus seinen verworrenen Berichten klar wurde, vermutheten Diejenigen, die ich als meine Feinde betrachtete, mit vieler Bestimmtheit, daß ich mich in der Nähe verborgen halte. Ihr Vertrauen war durch die rauhe Art, in welcher mein Vormund sie von Johanna's Leiche fortgewiesen und sich sogar, wenn auch vorzüglich, gegen ein latholischs Leichenbegängniß gesträubt hatte, noch verstärkt worden. Zu welchem Zweck sie mich noch weiter verfolgten, ob aus Rache, oder weil sie befürchteten, daß ich, einmal in Sicherheit, ihr schändliches Getriebe offenkundig machen würde, vermochte ich nicht zu errönden; jedenfalls aber boten sie alles in ihren Kräften Stehende auf, mich wieder in die Hände der Obrigkeit zu liefern und, wie ich voraussetzen durfte, meine Stimme zwischen den Kerkermauern verstummen zu lassen.

Sogar der Oberstlieutenant wußte, daß ich nicht nur noch immer in der Nähe weile, sondern auch in der größten Gefahr schwebte, da man nunmehr meine Verkleidung bis in die kleinsten Einzelheiten kannte, selbst auf der Landstraße ergriffen und verhaftet zu werden.

Der sicherste Beweis dafür war, daß er nach der Beerdigung Anton mit sich nach Hause genommen hatte, vorzüglich um ihm einige Speisen zu verab-

reichen, in der That aber, um ihm beim Abschied einen Papierstreifen in die Hand zu drücken, mit der Weisung, denselben lieber zu verschlingen, als ihn in fremde Hände fallen zu lassen.

„Unglücklicher, nur ein Wunder kann Dich retten,“ stand auf dem Zettel, „wenn Dir an Freiheit und Leben nichts mehr liegt, so solltest Du nicht vergessen, daß mir darum zu thun ist, Dich fern und sicher zu wissen. Man lennt Dein Versteck; Gerichtspersonen befinden sich bereits auf dem Wege zu Dir. Erle in nächster Richtung an den Rhein, nimm das erste beste Boot und flüchte stromabwärts. Für das Boot wird bezahlt werden.“

Diese Nachricht, welche mich zu jeder andern Zeit in Schrecken versetzt haben würde, überraschte mich kaum noch. Ich hatte plötzlich gelernt, meine Lage mit der größten Ruhe zu betrachten und mit kalter Ueberlegung über den einzuschlagenden Weg mit mir zu Rathe zu gehen.

Von der Zukunft hoffte ich freilich nichts mehr, sie hatte ihren Reiz für mich verloren, allein um meinen erbitterten Feinden nicht einen vollständigen Triumph über mich einzuräumen, wollte ich redlich das Meinige zu meiner Rettung versuchen.

Leicht gelang es mir, Anton zu überzeugen, daß die Höhle mir keinen Schutz mehr gewähre. Er dauerte wohl, nun nicht mehr allein im Besitz des Geheimnisses seines Schloßes zu sein, doch war diese Kezung nur vorübergehend. Im nächsten Augenblick half er mir, die Spuren meiner Anwesenheit in der Höhle so viel wie möglich zu verwischen, und als dann endlich die Dunkelheit eingetreten war, kletterten wir behutsam von der Geröllanhäufung in die Schlucht hinab. Unten angekommen, nahm ich mein Känzlel wieder auf den Rücken, Anton wies dem Raben eine Stelle auf seiner Schulter an, und leise schlüpfen wir sodann in der Schlucht aufwärts, um vor allen Dingen die freie Waldung und demnächst die Landstraße zu gewinnen.

Es war noch zu früh, die Flucht offen fortzusetzen, indem von der Arbeit heimkehrende Leute die Landstraße noch belebten; in wie weit aber der Wald der abgeschlossenen Schlucht und gar erst der Felsenhöhle vorzuziehen sei, erfuhr wir nach kurzer Wanderung, als wir eben im Begriff standen, aus dem Faß herauszubiegen.

Wir unterschieden nämlich Beide zu gleicher Zeit Tritte und murmelnde Stimmen von sich nähernden Männern, deren Ziel, nach der Richtung des Schalls zu schließen, eben nur unsere Schlucht sein konnte. Mein schreckhafter Gesichtszug blieb bei dieser Entdeckung wie vernichtet stehen und bat dringend, in die Schlucht zurückzugehen und auf deren anderem Ende einen Ausweg zu suchen. Da ich aber voraussetzte, daß, um einen gefährlichen Hochverräter aufzubeuten, man nicht versäumt habe, beide Ausgänge zu besetzen, so beharrte ich darauf, lieber gleich der Gefahr zu begegnen, als möglichen Falls noch Stunden lang in dem abgeschlossenen Kessel herumgejagt und schließlich dennoch gefangen zu werden.

Die verdächtigen Leute schritten übrigens mit sehr wenig Vorsicht einher und sprachen sogar mit halbblauer Stimme zu einander. Sie überübten dadurch das Geräusch, welches ich erzeugte, indem ich

Anton mit Gewalt nach der uns zunächst liegenden Felswand hinüberzog und ihn dort zwang, sich zwischen den Felsstrümmern an meine Seite niederzuliegen. Ich hatte darauf nur noch so viel Zeit, ihm das Wort „Jakob“ zuzuflüstern, als auch die Vordersten des Zuges in die Schlucht einbogen und mir zugleich ihre Absicht, mich in meinem Bestreben zu überraschen, verriethen.

Ein eigenthümliches Ritzren belehrte mich, daß sich zwei oder drei bewaffnete Genesarmen bei der Gesellschaft befanden, man sich also längst auf meine Gefangennahme vorbereitet hatte und nur bis zu dem heutigen Tage nicht wußte, in welcher Richtung ich zu suchen sei.

Außer den Genesarmen glaubte ich auch noch die Schatten von drei Männern zu erkennen, von welchen der eine den andern eine kurze Strecke weit vorausging. Alle aber bewegten sich so dicht an mir vorüber, daß wir uns gegenseitig die Hand hätten reichen können, ich also die zwischen ihnen gewechselten Worte deutlich verstand.

„Achtet auf den Boden,“ sagte der Führer des Zuges, an dessen Stimme der wilde Andres gar nicht zu erkennen war, „es liegen hier viel Steine umher, und dabei ist es so verdammt dunkel, daß man die Hand vor den Augen nicht sieht.“

„Ist dies die bezeichnete Schlucht?“ fragte eine andere Stimme, offenbar der commandirende Genesarm, denn als derselbe anhielt, blieben auch die Uebrigen stehen.

Obwohl mit der Annäherung der Gefahr auch meine Kaltblütigkeit zugenommen hatte, und ich mit einer gewissen bitteren Gleichgültigkeit jedes nur denkbare schreckliche Noth entgegengenommen hätte, freiste das Blut mir doch schneller in den Adern, um ungestüm klopfte mir das Herz, sobald ich die Absicht der Häupter errieth, auf jenem Punkte etwas länger verweilen zu wollen. Es brauchte nur Einer auf den Gedanken zu kommen, um zu rasen, sich auf einen der umherliegenden Felsblöcke niederzusetzen, es brauchte nur der vor Angst halb leblose Anton einen Ton auszustößen, und wir waren entdeckt. Namentlich aber beunruhigte mich die Anwesenheit des unwirksamen Raben in so hohem Grade, daß mir, trotz der Kälte, vor Spannung der Schweiß von der Stirn perlte und der Pulsschlag des Blutes mir ein heftiges Säusen in den Ohren verurachtete.

„Ja, dies ist die vermaledeite Schlucht,“ antwortete Andres auf die an ihn gestellte Frage, „und weit sind wir nicht mehr von der Stelle entfernt, auf welcher mein verrückter Bruder den verdorbenen Studenten untergebracht hat.“

„Wißt Ihr das so gewiß?“ fragte eine andere Stimme.

„Ich werde doch wohl den Studenten kennen, wenn ich ihn gerade in die Augen blicke, und den Raben meines Bruders, wenn ich sein Schimpfen auf hundert Schritte höre?“ erwiderte Andres mit einem unterdrückten brutalen Lachen. „Aber worauf warten wir noch, Leute?“ fragte er gleich darauf, „ich sollte meinen, es wäre kein Vergnügen, in der kalten Nacht lange auf einem Fled zu stehen.“

„Wir müssen so lange warten, bis auch das andere Ende der Schlucht besetzt ist, oder wir finden

den Vogel ausgeflogen und haben das leere Nachsehen,“ hieß es zurück.

„Würde gerade nicht sehr weit fliegen,“ versetzte Andres wieder höhniisch, „übrigens verlieren wir hier Zeit,“ fuhr er ungenüßig fort, „die andere Abtheilung hat nicht weiter zu gehen, als wir, sie muß schon längst eingetroffen sein.“

„Wie viel Uhr mag es sein?“

„Dah acht wenigstens.“

„Ich muß es genau wissen, wer hat Stahl und Stein?“

„Ich,“ antwortete Andres, und ich hörte das klingende Geräusch, mit welchem er in seiner Tasche nach den verlangten Gegenständen suchte, zugleich glaubte ich aber auch, an meiner Seite ein ganz leises, schmerzliches Stöhnen zu vernehmen.

„Wird das Wüthen der Funken uns nicht verathen?“ fragte Derjenige wieder, in welchem ich den Befehlshaber der Gesellschaft vermutete.

„Keine Gefahr,“ entgegnete Andres, „die Schlucht hat eine Biegung, und der Student müßte verdammt viel sturirt haben, verstände er es, um die Ecke zu sehen.“

„Vorwärts denn,“ commandirte der Genesarm, „haltet dicht heran, aber schlagt mir nicht die Uhr entgegen.“

Der Stahl schlug drei- oder viermal kurz hinter einander klingend an den Stein, die hellen Funken sprühten umher, und wären nicht alle Augen auf die Uhr gerichtet gewesen, so hätte der Eine oder der Andere bei der flüchtigen Beleuchtung das geisterliche Gesicht Anton's bemerken müssen, welches mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Trostlosigkeit zu den fremden Männern hinüberstierte.

„Gut,“ commandirte der Genesarm jetzt wieder, „fünf Minuten nach halb acht Uhr. Punkt halb acht wollten wir von beiden Enden in die Schlucht eindringen; es ist also die höchste Zeit.“

Andres trat wieder an die Spitze, die Uebrigen folgten ihm in der alten Ordnung nach, und einige Minuten später verhallten ihre Schritte hinter der Biegung des Passes.

„Anton, mein Freund, auch wir haben keine Zeit zu verlieren,“ wendete ich mich jetzt flüsternd an meinen getreuen Begleiter; „komm, ich habe noch einen schweren Gang vor mir, ehe ich mich an den Rhein begeben.“

Ich erhob mich darauf, doch von Anton, der liegen blieb, erhielt ich keine Antwort, dagegen vernahm ich, daß er heftig schluchzte, und zugleich ein heiseres schwaches Röcheln, welches von dem Raben ausging.

„Komm, Anton, beleihe Dich,“ sagte ich dringender, „wir müssen fort, denn finden sie Dein Schloß leer und sie gerathen auf meine Spur, so bin ich verloren. Komm, Anton, ermaune Dich, die Hauptgefahr ist jetzt vorüber, komm, oder ich muß allein gehen.“

„Nein, mein lieber, junger Herr, ich gehe mit,“ entgegnete Anton schnell emporspringend, „ich gehe mit, aber mein armer, armer Jakob.“

„Was ist mit Deinem Jakob?“ fragte ich, indem ich mich der Landstraße zu in Bewegung setzte.

„Lieber junger Herr, ich habe auf ihm gelegen

und ihm den Schnabel und die Kehle zugebrückt, ich glaube, Jakob ist todt, mein armer, armer Jakob!"

"Was, Anton? Du wirst doch Deinen Raben nicht getödtet haben?" fragte ich erschrocken, denn ich wußte ja, mit welcher anspornenden Liebe er an dem Vogel hing.

"Noch lebt er etwas, ich trage ihn auf dem Arm. O, ich habe ihn so sehr, so sehr gebrückt; er hätte sonst die schlechten Menschen angeschimpft und sie hätten den lieben jungen Herrn mit ihren Säbeln todtgeschlagen. Armer, armer Jakob, wenn er auch wieder aufliebt, so wird er mich für schlecht halten und mir ewig zürnen."

"Zeige doch her das Thier," sagte ich, indem wir rüstig durch den dunkeln Wald dahineilten, denn die treue Anhänglichkeit Anton's, welche sich so deutlich darin bekundete, daß er mir zu Liebe keinen Augenblick abgerte, seinen Raben zu opfern, rührte mich so tief, daß ich alles Andere darüber vergaß und nur an die Erhaltung des halberstickten Vogels dachte.

Er wollte mir denselben eben reichen, als dieser plötzlich seine Flügel geräuschvoll zusammenschlug und ein mürrisches „Spiz — Spizbu — Spizbube" sich seiner Kehle entrang.

"Er lebt, er lebt," rief Anton entzückt aus, seinen Liebbling zärtlich an seine Brust drückend.

"Frau — loch — Kaffe, Frau loch Kaffe, Jakob, Anton, Spizbube, hobaba, Riterit!" recitirte der Rabe, wie um zu prüfen, ob sein Gedächtniß bei der rauen Behandlung gelitten habe.

Anton sagte nichts weiter; in seinem verkrüppelten Arme hielt er den Vogel, und ohne die Geschwindigkeit seiner Bewegungen dabei zu mäßigen, berzte er ihn leise. Ich aber dachte darüber nach, wie ich dem braven Burschen einen Beweis meiner aufrichtigsten Dankbarkeit liefern könne.

"Anton," begann ich nach einiger Zeit, „Du weißt, Fräulein Johanna, der Du heute in meinem Namen die Blumen auf den Sarg gelegt hast, war mir das Liebste, das ich auf der Welt besaß."

"Ich weiß es, lieber, junger Herr; der arme Krüppel liebte das schöne, gute Fräulein ebenfalls viel mehr, als seinen Jakob. Ach, ich habe so viel geweint, als die Leute den Sand auf ihren Sarg warfen, so viel, so viel, und die Leute sahen mich an und hielten mich für einen schlechten, verrückten Krüppel. Sie wußten nicht, warum der häßliche Krüppel so weinte; aber ich wußte es; ich weinte, weil ich mit meinem Jakob nicht an des schönen, guten Fräuleins Stelle begraben wurde."

"Johanna, Johanna, Johanna," sagte der Rabe, der sich wieder erholt hatte, als ob er Anton's Worte habe bekräftigen wollen.

"Nächst der armen entschlafenen Johanna, liebe ich den Herrn Oberstlieutenant am meisten," fuhr ich nach einer kurzen Pause fort, er ist stets mein Wohltäter gewesen und liebt mich, wie ein Vater nur seinen Sohn lieben kann. Seine Frau liebe ich auch, trotzdem sie im Uebermaß ihrer Frömmigkeit die von Gott selbst gebotenen irdischen Rücksichten vernachlässigte."

"Ich verstehe den jungen Herrn nicht," versetzte Anton leise.

"Ist auch nicht nötig, Anton, Du wirst mich aber verstehen, wenn ich Dir versichere, daß gleich nach dem Oberstlieutenant Du an die Reihe kommst. Ja, Anton, ich betrachte Dich als meinen besten und aufrichtigsten Freund, als meinen Bruder, den ich immer um mich haben möchte, um ihm das Leben zu erleichtern. Du nennst Dich häßlich und ungestaltet; mag die Natur Dich auch vernachlässigt haben, magst Du nicht im freien Gebrauch gesunder Gliedmaßen sein und mögen andere Menschen sich von Dir abwenden, so schwinden alle diese Mängel doch in Nichts zusammen, wenn man sie mit Deinem kindlichen Gemüth vergleicht. Ich liebe Dich, wie einen Bruder, und das, außer Anton, ist Alles, was ich, der arme, verfolgte Flüchtling, Dir in diesem Augenblick bieten kann. Laß Dich nicht gelüsten nach der Klugheit anderer Menschen, bleibe ein Kind Dein ganzes Leben hindurch, trage mit Geduld Dein trauriges Voss und gedulde meiner stets als Deines besten und aufrichtigsten Freundes."

Ich hatte, während wir nebeneinander hinschritten, meine Hand auf Anton's Schulter gelegt und fühlte, daß er bei meinen Worten heftig zuckte, wie Jemand, der gegen eine in Schluchten sich äuffernde Gemüthsbewegung ankämpft. Als ich schwieg, besann er sich eine Weile.

"Hätte ich dem jungen Herrn zu Liebe doch meinen armen Jakob todt gebrückt," sagte er endlich röchelnd, „der Anton wäre dann aber ganz allein und verlassen gewesen, wenn der liebe junge Herr Student erst von mir gegangen sein wirt, — aber wo wollen der junge Herr hin?" fragte er plötzlich in andern Tone, als ich, nachdem wir die Landstraße erreicht hatten, anstatt die Richtung nach dem Rhein einzuschlagen, auf die Oberförsterei zulenkte.

"Ich sagte es Dir bereits, ich habe noch einen schweren Gang vor mir, ich muß Abschied von meiner todtten Braut, von dem sie bedenkend Grabhügel nehmen. Aber Du bist milde, Anton, warte lieber hier auf mich, es ist ohnehin noch zu früh, um jetzt schon an den Rhein zu wandern, und mir thut das Oesen wohl."

"Anton ist nicht müde," versetzte der treue Bursche, indem er, um mir die Wahrheit seiner Aussage zu beweisen, einige Schritte voranschintete; „Anton bleibt bei dem jungen Herrn, so lange er ihn noch sehen kann."

Schweigend setzten wir darauf unsern Weg durch die stille, nächtliche Landschaft fort, schweigend zogen wir an der alten Oberförsterei vorüber und wehmüthig betrachtete ich das liebe, jetzt so verödete Haus. Die Fenster des Gemachs, in welchem der Oberstlieutenant die Abende zuzubringen pflegte, waren zu meiner Bewunderung dunkel. Ebenso vermügte ich den frühlichen Kärm, mit welchem mir sonst seine Liebingshunde, nachdem sie mich angemeldet, entgegenstürmten, sie waren entweder eingesperrt oder mit ihrem Herrn abwesend. Nur ein alter Hofsund schlug verdrüsslich an, beruhigte sich aber schnell wieder, sobald er merkte, daß wir vorübergingen.

(Fortsetzung folgt.)

Friedel und Oswald.

Roman aus der Tiroler Geschichte

von

Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Dritter Band.

Erstes Capitel.

Das salige Fräulein.

Sommer war es geworden in allen Thälen und auch in den Thälern, die wie grüne Strahlen sich um den starren, nie schmelzenden Eiskern der Oetzthaler Gletscher schlingen, begann er flüchtige Einbrüche zu nehmen. Die hellgrünen Eismasser gingen voller und mit weißerem Milchschaum gekrönt zu Thal; die kleine Fläche, welche von der Kofener Ache durchströmt wird, war mit dichten, würzigen Alpensträutern bedeckt; die „Bergmälder“, die Abhänge, aus welchen zu beiden Seiten die braungrünen Felswände der Berge steil und schroff emporstiegen, dufteten von Marbel, blauem Speiß und Madama, und selber die Farnen, welche aus Himmelsnähe von den zurücktretenden Hochflächen niederschimmerten, sahen sich milder eifig an, schier wie ein um die Vergirne geschlungenes Schmuckband von Silber und blühendem Bergkrohnall.

Durchs ganze Kofener Thal hin war es lebendig; überall in den Ebenen wurde das frisch gemähte Gras mit Rechen in kleine Hügel zusammengestreift, um es noch einmal auszubreiten oder zu rothen an der Sonne des nächsten Tages, denn für heute ging die Arbeit zu Ende, die Sonne sand schon lange nicht mehr den Weg in das schmale Thalgelände, nur das beginnende Erglänzen der Gletscher verrieth, daß sie noch nicht untergegangen war; von draußen aber, vom Fenererthalein am Eingang des Thaales her, erkante schon, zu Gebet und Ruhe mahnend, das kleine helle Abendglöcklein. Einzelne von den Wäthern nahmen schon die Werkzeuge auf die Schulter, um dem Kofenerhose zuzuschreiten, der fern im Thalgrund die gebirgten Felswände erhob; nur an dem einen Hügel bligten noch die kurzstieligen Esensen, mit welchen die Hänge gemäht werden, und eilig schritten die Männer hin und wieder, die hoch aufgeladene Heubürde vom Rücken in die kleinen niedern Hütten abzulieren, in denen das Heu aufbewahrt wird, um im Winter auf dem Schlitten herunter geholt zu werden.

Dort, etwas abseits von den Arbeitern, stand Moidele, halb auf ihren Rechen gestützt, halb an eine schlanke Zirbel gelehnt, die in der sonst winterlich baumlosen Gegend sich einzeln und einsam erhalten hatte. Das Mädchen stand hoch aufgerichtet und sah starr in den Abendhimmel empor; ihr Angesicht war nicht blässer, aber noch feiner, noch durchscheinender als früher — es war nicht zu erkennen, ob sie aus Ermüdung rathte, oder ob ihr Auge an wunderbaren, nur ihr sichtbaren Gestalten auf dem Bernagt Fener hing, der eben wie eine dunkle Fenerrose aufzublähen

begann, daß der Widerschein über ihr Antlitz zog. Sie war wie entrückt und verdrückt; die Wäbber und Roberinnen aber schienen das schon gewohnt zu sein und achteten nicht auf sie. „Das Moidele hat wieder seinen Tag“, flüsterte Einer dem Andern zu, „sie sieht die saligen Fräulein und schaut ihnen zu, wie sie kroben auf dem Eis tanzen im Abendroth . . .“ Desto unverwarter hing an Moidele der Blick des Burschen, der durch das Kofnerthal an der Ach' entlang daher gewanert kam und nun am Fuße des Abhangs stehen geblieben war. Es war Vinus; den Bergstod in der einen Hand, in der andern die Armbrust, den Bergsack auf dem Rücken und an der Hüfte den Köcher mit Bolzen. Auch er stand einen Augenblick wie versteinet und über sein Gesicht ging eine Glut, die nicht vom Gletscher kam, dem er den Rücken zuwandte.

Endlich trat er näher; die Fußtritte waren unhörbar auf dem weichen Grasboden, er stand neben Moidele, ohne daß sie ihn gewahrte. „Grüß Gott, Moidele“, sagte er, unwillkürlich die Stimme dämpfend, als ob er selber sie zu stören fürchte. Wie aus einem Traume erwachend blickte sie um sich, fuhr mit der Hand über die Stirn und schien sich erst besinnen zu müssen, wo sie sich befand und was um sie her vergegangen.

„Es ist awer, Moidele“, begann Vinus wieder, „da bin ich in Kofen — Du siehst, ich hab' Wort gehalten . . .“

„Grüß' Gott, Vinus“, sagte sie blindwider, indes ein freundliches Lächeln um den feinen Mund aufzusprechen begann: . . . „mich freut, daß Du kommen bist!“

„Freut Dich das wirklich?“ fragte er mit erglühenden Wangen. „Hast mich gleich wieder erkannt?“

„Mit's doch noch nicht so lang, daß wir einander bezeugnet sind . . . ich hab's nit vergessen, wie Du gut gemessen bist mit mir . . .“

„Und Du bist nit verwundert, daß ich komm'?“ Sie schüttelte den Kopf. „Ich hab's ja gewußt, daß Du kommst . . .“ sagte sie wie vor sich hin.

„Gewußt, Moidele? Wie könnt' das möglich sein? . . . Aber Du hast Recht, das ist eine tapprige Frag' . . . Du hast es mir wohl angemerkt, daß ich Dir nachjehien muß, wie die Schwalben dem Sommer . . .“

„Das ist's nicht, aber ich hab' oft so besondere Träum' . . . gestern Abend hab' ich Dich gesehn, wie Du herein kommen bist in die Berge; ich hab' Dich lnieen und beten sehen vor dem Bildstod dort . . . wo der Weg sich gabelt am Jwisfstein . . .“

Vinus sah sie mit Verfreunden an, es war eine Art schwerer Ehrfurcht, was ihn vor dem Mädchen überkam. „Wenn Du das weißt, Moidele“, sagte er

dann, „nachher brauch' ich Dir auch nit zu sagen, warum ich komm' . . . dann weißt auch, was ich gebet hab' . . . D sag' mir doch, ob Du manchmal nur ein klein's Bröseln an mich gedacht hast? Hast Dich gar nie hinausgesehnt in's schöne warme Tischland?“

Sie senkte das Köpfchen, wie in Erinnerung verloren. „Es wär' besser gewesen,“ sagte sie dann, „ich wär' nie hinaus gekommen!“

„D sag' das nit, Moidele — Du glaubst nit, was für ein blutiger Stich mir durch's Herz geht, wenn Du so rebst! Ich möcht' ja, daß Deine Gedanken alleweil bei uns draußen wären, bis Du selber Deinen Gedanken nachkäms' und dranhin bleibst in Alguind . . . bei uns und bei mir und daß Du nimmer hereingingest und gar nimmer herein denken solltest in Deine kalten Berg . . .“

Sie hatte Antlitz und Blick wieder erhoben, aber er ruhte nicht auf Linus, sondern hing wieder wie festgebunden an den Giebsornern des Bernaglfenners, die mit der letzten verfließenden Glut in das nächstlich werdende Thal hernieder leuchteten.

„. . . Ich bleib' auf Rosen,“ sagte sie leise, aber fest.

„Du wirst Dich vielleicht doch noch anders besinnen . . .“ erwiderte Linus mit gedrücktem, aber innigem Ton. „Wenn Du wolltest, Moidele — wenn Du mir gut sein könntest, Du kannst es Dir gar nit vorstellen, was für einen glücklichen Menschen Du aus mir machen thätst! Schau, ich muß es nur heraus sagen, das ist's gewesen, um was ich gebetet hab', dort vor dem Bildstock am Zwieselstein . . . Wenn Du wolltest, Moidele — ich hab' mit meinem Vater schon geredet, es ist ihm Alles recht, er freut sich darauf, wenn Du als seine Schwieger auf den Tischermstoch kommen wölltest . . .“

Er hielt inne; Moidele war unbeweglich wie zuvor. „Ich bleib' auf Rosen . . .“ flüsterte sie dann. Linus sah sie traurig an. „Dann wird's doch wohl sein, wie ich's gleich Anfangs gesücht hab',“ begann er nach kurzem Schweigen . . . „es muß was Besonderes sein, was Dich gar so sehr festhalt' in dem kalten Thal . . . Wirst wohl einen Andern gern haben . . .“

Sie sah ihn nicht an, wie sie ihn damals angeschaut hatte, als er auf dem Wege zu den sieben Eichen dieselbe Frage an sie gestellt; sie verneinte nicht — die leisen Worte . . . „Ich bleib' auf Rosen . . .“ waren ihre ganze Erwiderung. „Aber ich vergess' ja ganz, daß Du von der Reis' kommst und müd' sein wirst, Linus . . .“ rief sie dann mit einem Mal, wie sich aufrassend, „es wird alm dunkel und die Mähder sind auch schon alle heim . . . komm' mit, ich führ' Dich zum Vater, Linus; es wird ihn freuen, wenn Du als Gast einschripscht auf Rosen . . .“

Den Rechen über die Schulter, die kurze Senke in der Hand, schritt sie rasch vor ihm her dem Gehöfte zu.

Als sie dort ankamen, war schon zahlreiche Gesellschaft versammelt, denn zur Zeit der Heuernte ist es in den Seitenzweigen des Deghales nicht so einsam, wie sonst das Jahr hindurch; es gilt, den Graswuchs schnell vor allen Müßlichkeiten zu sichern und in den Heuballen unterzubringen. Darum kom-

men Viele aus den angrenzenden Thälern herein, die sich als Mähder verbinden, denn die Bauern von Fend und Rosen sind wohlhabende Leute, welche den willkommenen Helfern gern hohen Lohn bezahlen. Besonders häufig kommen aber das Timbleloch die Passereyer; aber auch andre Gäste finden sich ein, zumal die Schnalser aus dem süßlich angrenzenden Schnalserthal ziehen mit Tausenden von Schafen über den Murjoßfennern zwischen dem Simlansen und der Zinoalpspe herein, um die zu höchst gelegenen Alplätze abzumelden, auf denen der schöne Graswuchs sonst unerreicht und unbefügt verkommen müßte.

Die Wohnstube im Ergezesse des aus mächtigen Balken gefügten und wohl mit Brettern verschalteten Hauses war nicht hoch, aber geräumig; den größten Theil nahm der aus sehr einfachen Kacheln aufgebaute Ofen ein und er hatte wohl ein Recht dazu, denn er kam fast das ganze Jahr nicht außer Thätigkeit, und selbst in den Tagen der ärgsten Sonnenhitze brachte der Abend so empfindliche Kälte mit, daß der alte, begahlige Wärme spendende Hausfreund immer willkommen war. Gegenüber in der andern Ecke machte sich der Tisch nicht viel weniger breit, an welchem die Mahlzeiten eingenommen wurden und um den eben jetzt Mähder und Koberinnen versammelt waren und sich's bereits tüchtig schmecken ließen. Es gab die landesüblichen „Neden“, eine Art berber, aus Mehl gebadener Nudel und fette Milch zur Tunte, dann das gesottene Fleisch von ein paar Murmenteln oder Murmelstieren mit dem Gemüse von Märgen, der einzigen Rübenart, welche in der winterlich hohen Bergregion nebst einigen Stauten rauhen Salats gedeiht und gezogen wird.

Kuzjo von Rosen, der bei seinen Arbeitern jaß, erhob sich und begrüßte den Kommenden mit einfachem Handschlag als seinen Gast; er that es freundlich und doch mit aller Würde eines Hausvaters, der sehr wohl weiß und fühlt, daß er ein freier Mann und Herr eines Besitztums ist, an das nicht so leicht ein anderer Arm zu tasten vermag, zumal in solcher Höhe und Bergwildniß. „Ihr kommt spät,“ sagte er dann, indem er nach dem Tische deutete und etwas bei Seite rückte, um dem Gaste den Ehrenplatz neben sich einzuräumen, „werdet Euch dran halten müssen, wenn Ihr noch zu Eurem Tisch kommen wollt . . .“ Linus versicherte, daß er durchaus keinen Hunger habe; die Bergwanderung sei so überaus schön und großartig gewesen, daß er darüber auf alles Andere vergesse; es mochte auch etwas Wahres daran sein, denn als er nach kurzem Gruß neben den Andern Platz genommen, nahm er nur einige Bissen: Sinn und Auge streifte immer über den Tisch hinweg nach Moidele, welche auf der Ofenbank saß und bereits die Spindel springen ließ — auch sie schien der Ruhe wie der Nahrung nicht zu bedürfen.

Linus gab nur kurze Antworten, als der Kofner nach dem Beobachteten und Gesehenen fragte und erzählte dann, wie er schon den Fvad verloren zu haben glaubte, als er, in der tiefen Schlucht fortschreitend, durch welche der Degbach brüllt und schäumt, hoch über sich Hüften und Häuser liegen sah, während der Weg anscheinend immer mehr in die Tiefe führte; wie noch die Reste einer Schneelake den Steig unterbrochen und Felstrümmen in dem

Schnee lagen und entwurzelte Bäume, und wie dann auf einmal sich das grüne Fendertal aufgethan, doppelt lieblich nach all den Schauern und Verstärkungen der Wildniß.

„Ja 's ist eine wilde Schlucht,“ sagte der Hofner, „aber doch nichts im Vergleich zu der Teufelschlucht, draußen wo es von Lengensfeld durch's Deththal heringeht. Dort mag wohl manchmal auch Einem, der dran gewöhnt ist, das Herz hinunter fallen . . .“

„Ist im Ganzen ein gutes Jahr heuer,“ sagte Einer von den Passyrern, „es ist viel früher awer geworden als sonst und die Ferner haben auch schon das Schneehemd ausgezogen!“

„Darfst ihnen doch noch nicht zu viel trauen,“ erwiderte ein Schnalser-Hirt, „es ist alm' noch nit Alles vorbei! Wie ich mit meinen Schafen herauf bin vom Finailhof, ist ein Schneesturm vom Simlaur herunter gekommen, daß Einem Hören und Sehen verzing und ich schon Reu' und Leid gemacht hab' . . . Das Vieh ist aber oft geschneider als der Mensch, die Schaf haben einen Felsbrocken ausgewittert, hinter dem haben sie sich zusammengebuckt und ich mit . . . Zum Glück hat's nit lang gewährt, sonst wären wir Alle miteinander verfvoren und verweht . . .“

„Hätt'st eben sollen die saligen Fräulein anrufen,“ sagte ein alter Knecht, dessen Tracht den Deththaler bezeichnete. „Die sind in solcher Noth am liebsten bei der Hand!“

„Die saligen Fräulein?“ fragte eine der Roderinnen, eine stämmige Schnalserin. „Wer ist das?“

„Das weißt nit?“ erwiderte der Alte. „Da siehst man's daß Du keine Deththalerin bist! Die Saligen sind gute Geister, die droben auf den Fernern im Eis haufen und die Gamsen hüten, die ihr Hausvieh sind. Wer ein gutes Gewissen hat und den Gamsen nichts zu Leid thut, dem helfen sie gern und haben schon manchen Jäger oder Hirten, der sich verstriegen hat, von einem Grat oder Kabr wieder herunter geholt . . . Lach' nit,“ fuhr er fort, „als das Mädchen eine ungläubige Miene machte, „es ist Alles wahr, was ich sag'. Die Saligen meinen's gut mit den Leuten, und wo in einem Haus der Frieden so recht daheim ist und die Eintracht, da kommen sie wohl Abends mit der Spindel in Helmgarten und spinnen mit den Weibern in die Bett', und wo sie einkehren, lehrt auch das Glück ein und der Segen. Im Sommer und wenn sie lustig sind, kommen sie wohl auch und helfen mit beim Flasch-raufen, denn den Flachs haben sie gern, und manchmal in der Heumad, wenn der Mahder einen Fleck abgemäht hat und mit dem Wehstein an der Senf' streicht, daß eine Roderin kommen soll, steht auf einmal, wie er sich umschaut, ein wunderschön's saliges Fräulein hinter ihm und lacht ihn an und hilft ihm das Heu roben . . .“

„Hast schon einmal eine Salige gesehn?“ fragte die Schnalserin, welche nicht so leicht zu überzeugen war oder den Alten necken wollte.

„Bin nit so glücklich gewesen,“ erwiderte dieser, „wer nit unter dem rechten Zeichen geboren ist, der kriegt sie nit zu Gesicht. Aber mein Ahn'l hat mir oft vom Seppel dröben vom Kaiserhof in der Sölven erzählt . . . er ist dabei gewesen, wie der Seppel

in einen Abgrund gesprungen ist wegen einer Saligen . . .“

„Wie denn das? fragten Mehrere. „Erzähl's doch, Böggle . . .“

„Wenn Ihr zuhören und nit freveln wollt, erzähl' ich's wohl,“ sagte der Alte und richtete sich in seiner Ecke bequemer zurecht. „Der Kaiserseppel also,“ begann er dann, „war ein braver Bursh und biblsauber dazu und hat sein Vater sein Vieh aufgetrieben auf die Alm', ein Jahr wie's ander' und ist alm' den ganzen Sommer auf der Alm gewesen, mütterseelenallein. Einmal, wie's Mittag worden ist, hat er sich ein Feuer angemacht und hat wollen sein Essen kochen, und wie er so daran richtet, da sangen im Heiligkreuzer Kirchlein die Glocken sich zu rühren an und läuten zum Gebet. Da ist der Seppel geschwind niedergekniet zum Beten und in der Eiferzeit ist er an seinen Hasen angestoßen und hat ihn umgeworfen, daß die Speiß' in's Feuer fiel, und ist es aus gewesen mit dem Mittagessen. Auf einmal, wie er umschaut, ist in der Felsenwand hinter ihm ein Spalt gewesen, den er noch nie hat gesehn gehabt, der war so groß wie ein Kirchenthor, und in dem Spalt ist ein saliges Fräulein gestanden, das hat ein weites weißes Gewand angehabt und ein Kränzel von blauen Flachsblüten auf dem Kopf und das goldene Haar ist ihr bis auf die Fersen hinuntergegangen. Und das salige Fräulein ist zu ihm hingegangen und hat ihn bei der Hand genommen und „Seppel,“ hat sie gesagt, „weil Du so fromm bist und über dem Beten Dein Mittagessen verlorst hast, will ich Dir ein ander's geben.“ Und da hat sie ihn in den Berg hineingeführt, da ist ein wunderschönes, großmächtiges Schloß da gestanden aus lauter Bergkristall, und darum herum sind lauter Wiesen gewesen und graugrüne Almmähdern, auf denen haben die Gamsen geweidet. Das salige Fräulein aber hat den Seppel in das Geschloß hineingeführt und hat ihm zu essen gegeben, den allerbesten Wein und die allerkostbarste Speiß' und da sind noch viele salige Fräulein gewesen, eine schöner wie die andere, die haben dem Seppel vorgelesen und vorgetanzt, bis er eingeschlafen ist und wie er wieder wach worden ist, ist er wieder draußen gelegen auf der Alm und die Felswand ist wieder verschlossen gewesen, wie vor und eh' . . .“

„Wird ihm wohl alles das geträumt haben!“ meinte die Roderin.

„Anfangs hat es der Seppel auch gemeint, aber am andern Tag um dieselbige Stund' ist das salige Fräulein wieder kommen und so jeden Tag und hat mit ihm geredt und ihn in den Berg hinein geführt und er hat ein Leben gehabt im Himmel und die-weil er aus gewesen ist, haben die Mägdel sein Vieh hüten müssen — das sind Wexze und sind die dienstbaren Geister von den Saligen — da hat sich kein Stück erfallen und das Vieh ist immer schöner worden und die Milch immer reichlicher und ist eine einzige Weinung dabei gewesen, daß er keinem sterblichen Menschen ein Wörtel davon sagen und nie einer Gams was zu Leid thun darf. Er hat's auch gehalten, der Seppel, aber wie einmal sein Vater auf die Alm kommen ist und hat ihn besucht und hat gesehn, daß er so aus der Weis' vergnügt ist, da hat

er ihn gefragt und in seiner Herzensfreud' hat der Zepfel auf sein Versprechen vergessen und hat sein heimliches Glück verrathen — da hat's hinter ihm in der Felswand gellungen, als wenn Eins recht bitterlich weinen thät' und drauf ist der Berg zu 'blieben und das salzige Fräulein ist verschwunden gewesen und nimmermehr kommen . . .

Einen Augenblick, nachdem der Erzähler geendet, waltete tiefes Schweigen in der Stube; jeder hing seinen Gedanken nach, Vinus blickte nach Moidele hinüber, welche, die ruhende Spindel in der Hand, mit dem Haupte an Ofen und Wand zurückgefunken war — sie schien zu schlafen.

„Wohl mag es sein, wie Du sagst, Alter,“ sagte dann Ruzzo, „die saligen Fräulein sind wohl keine bösen Geister, aber die Gemeinschaft mit ihnen ist doch nicht für uns Menschen und führt oft zu einem traurigen Ende. Sie sind aber nicht mehr viel zu sehen im Lande und nur vor einiger Zeit hab' ich einen bewährten Mann aus dem Pöstthal gesprochen, der hat erzählt, sie seien auf dem Frauenstein gesehen worden, wo ihre Hauptheimat ist; sie hätten sich die Haare gelümmelt und bitter geweint, daß sie fort müßten aus dem Land, denn es ist kein Bleiben für sie, wo es nicht Frieden ist, und wir haben ja Uneinigkeit und Krieg im Lande und ist noch immer keine Aussicht, daß es anders wird! Wär' doch nur Herzog Friedel wieder zurück! Weiß Keiner von Euch, wie es steht mit ihm und draußen im Reich? Ihr Passseher kommt doch öfter in's Etschland hinaus und Ihr Schnaller in's Buntsggau und könnt hören, was in der Welt geschieht . . . wir Rosener erfahren schier nur, was die Geier über die Zöcher tragen! Ist es wahr, wie derselbe Mann mir erzählt, die Fehde, die Herzog Friedel mit dem König gehabt, sei aus und er habe sich mit ihm vertragen?“

„Ich hab' so gehört,“ sagte Vinus. „Wie er in Acht und Bann war und Alles gegen ihn aufgestanden ist und sie ihm all' seine Länd' nehmen wollten, da hat er sich unterworfen und ist nach Costenz zurück — der König hat ihm dagegen versprochen, daß er all' seine Länd' und Ehren wieder haben sollt' und so denkt man im Burggrafenamt, wird er wohl bald heimkommen und den übermüthigen Ritters das Handwerk legen . . .“

„Gott gebe das, es ist hohe Zeit,“ sagte Ruzzo, „der Unfriede währt nun schon in's dritte Jahr — es thut Noth, daß ein Herr in's Land kommt, sonst . . .“

Geräusch vom Ofen her unterbrach ihn; die Spindel war Moidele's Händen entfallen, sie sah wie zuvor, halb zurückgelehnt, aber ihr Blick war starr und unheimliches Geknurre halb verständlicher Worte kam über ihre Lippen.

„Kümmert Euch nicht um das Moidele,“ sagte der Hausherr sich rasch erhebend, während die Uebri-gen mit schauer Neugier nach der Ofenbank blickten. „Das arme Leut' hat seinen Zustand wieder — sie hat's von ihrer Mutter geerbt, daß sie manchmal nicht bei sich ist . . . Thut mir den Gefallen, Männer, und geht: allein komm' ich am besten zurecht mit Euch. Es ist auch schon spät; geht, Männer und legt Euch in's Heu und schlaf wohl auf Kofen . . . gute Nacht!“

„Gute Nacht,“ erwiderten die Knechte, sich entfernend; auch Vinus mußte folgen, obwohl es ihm fast unmöglich war, sich loszureißen, denn Moidele's Anblick, so unheimlich und selbst grauenhafte er war, hatte doch etwas an sich von einer unsagbaren und fast überirdischen Schönheit.

„Sie hat das Gesicht,“ sagte die eine der Koc-rinnen sich betreuend, „ihre Mutter ist auch so gewesen . . . Die hat auf viele Stunden weit gesehen, was geschieht . . . sie ist schier wie eine Sterbende . . .“

„Das nit,“ erwiderte flüsternd einer der Knechte, „aber mir fällt dabei ein, was der alte Görgle erzählt hat . . . dem Moidele geht nichts ab, als das weiße Gewand, so sieht's aus wie eine von den Saligen . . .“

Als die Stube leer war, trat der Kofner zu seiner Tochter, schöpft Wasser aus dem Krüge am Tisch und ließ es über die Schläfe der Verjückten herniederträufeln: die erfrischende Kühle hatte schon oft bei solchen Anlässen belebend und erweckend gewirkt. „Komm' zu Dir, Moidele,“ sagte er dann und sagte ihre Hand, „laß es nicht so Etwas haben über Dich — das ist nit vom Guten . . .“

„Wo bin ich denn?“ fragte sie nach einer Weile, indem sie mit allen Zeichen des Schreckens und der Angst um sich blickte.

„Wo sollst sein?“ fragte der Vater gütig, aber entschoben. „Auf Kofen — bei mir, bei Deinem Vater. Was hast wieder für Einbildungen, die Dich erschrecken?“

„Nein, das sind keine Einbildungen, Vater . . . ich hab' ja Alles deutlich vor mir gesehen — die fremde Stadt und das große Wasser und am Strand einen Scheiterhaufen, der war angezündet, daß die Flammen himmelan stiegen, und in dem Feuer stand ein Mann, der laut betete und sang, indes er verbrannte . . . Sie lassen ihn nicht mehr fort, Vater . . . Sie haben dem Mann im Feuer auch ihr Wort gegeben und haben ihn doch verbrannt . . . Vater, sie wollen ihm an's Leben . . .“

„Wem denn, Moidele? Von wem redst Du denn?“

„Frag' nit,“ fuhr sie verwirrt fort, „halt mich nit, Vater . . . ich muß fort, muß ihn warnen, Vater, daß er ihnen nit traut . . .“

„So sag' doch, wem?“ rief der Rosener fast rauh. „Du weißt, ich kann das Wesen nit leiden . . . nimm Dich zusammen und red' wie ein vernünftiger Mensch . . . wen willst warnen?“

Moidele richtete sich aus seinem Arm auf, es war wieder Leben und Klarheit in dem Blick, mit welchem sie um sich sah. „Es wird doch wohl sein, daß mir nur geträumt hat,“ sagte sie dann ruhig, „es ist nichts, Vater: weißt ja wie ich bin und daß ich nichts dafür kann . . . Es ist schon wieder vorbei, aber matt bin ich und meine Augen brennen — ich denk' ich will schlafen gehn . . .“

Der Alte sah sie mit durchdringendem Blick an. „Ja schlaf,“ sagte er, „und vor dem Einschlafen set' zu Deinem Schutengel, daß er sich neben Dich legt, an Deine Lagerstatt und die bösen Geister von Dir abhalt', die Einem die bösen Gedanken in die Seel' streuen — das ist ein Samen, Moidele, der aufgeht und wuchert wie das wildeste Unkraut . . .“

Er machte ihr das Kreuzzeichen auf die Stirn; sie beugte sich auf seine andre Hand nieder, drückte einen ehrerbietigen Kuß darauf und verließ die Stube.

— Am andern Morgen hatten die Feuer schon beim ersten Tagesgrauen das Haus verlassen; nur Ruzzo saß noch mit seinem jungen, erschöpflichen Gast auf der Bank vor der Thür. Etwas vorgebeugt, die Hände um die nackten Knie gefaltet, sah er zu Boten und schien die Steinchen zu zählen, die er mit der groben Holzsohle seines Schuhs hin und wider schob. Er hörte Linus zu, der die erste Stunde des Alleinsins benutzt hatte, den Herrn des Hofes mit dem geheimen Zweck seiner Ankunft bekannt zu machen und die Werbung um Noidele anzubringen. Er hatte schon geendet, aber der Rosener sah immer noch vor sich hin, als gingen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf. „Vedan! mich der Ehr!“ sagte er dann, „ich hab' immer im Sinn, weil ich zwei Buben hab', ich möcht' den Rosnerhof theilen und noch ein Haus bauen — die Weibenschaft reicht wohl aus für Zwei, wenn sie sich röhren wollen. Hab' mir drum oft gewünscht, es möcht' Einer kommen und das Noidele holen und ihm auch ein ordentliches Heimwesen bereiten . . . freut mich drum, daß Du gekommen bist; Du bist ein richtiger Bursch, wie ich mein': der Tischermser, Dein Vater, ist mir ein gar wackerer Mann und sein Hof ist nit zu schänden . . . Wird aber doch wohl nichts werden damit und werden wir's uns aus dem Sinn schlagen müssen, alle Zwei . . . Das Noidele ist krank, Du hast es ja selber gesehen, sie hat von ihrer Mutter seig das andere Gesicht . . . was willst Dir ein krankes Weib heimführen?“

„Ich hab' keine Sorg' darenthalb!“ sagte Linus, „bei uns im Algrund ist gar ein warmes und gesundes Dertel . . . das Noidele soll's woltern gut haben bei mir; da wird sie wohl gesund werden . . . ich mein', das tief sinnige Wesen müßt' in den Eisbergen da herinnen daheim sein und wird wohl vergehn drunten im warmen Etschland . . .“

„Wohl, wohl!“ sagte der Rosner, halb als Antwort, halb vor sich hin, „es macht wohl tief sinnig, das Leben zwischen den Eisbergen, die so ernsthaft sind und so still — aber das Eis vergeht in dem warmen lustigen Thal — kann wohl sein, es geht mit dem tief sinnigen Wesen auch nit anders . . . Aber noch Eins ist dabei! Will Dich denn das Noidele? So viel ich davon versteh', sind ihre Gedanken ganz wo anders, als bei der Freiheit . . .“

„Weiß wohl!“ erwiderte Linus, „noch hat sie mir das Jawort nit gegeben, noch ist's weit davon . . . aber ich will nit verzagen, sie wird wohl nachgeben, wenn sie erst steht, wie so viel gern ich sie hab'!“

„In Gott's Nam' also — ich will's wünschen und geb' von Herzen gern meinen Segen dazu . . .“

„Will gleich noch mal bei ihr anknöpfen!“ rief Linus sich erhebend. „Wo ist sie? Im Haus?“

„Da leunst das Noidele schlecht!“ entgegnete der Rosner und wandte sich dem Hause zu. „Wie's grau werden ist, ist sie schon hinaus, auf die obere Maßb am Bernaggsferner, in den Hätten nachzuschauen, ob nichts fehlt . . . Darfst nur dem Felssteig dort nachgehn, da sanust nit fehlen . . .“

Wenige Augenblicke später war Linus auf dem Wege und schritt auf dem schmalen Fulse hin, der an der tosenden Ache aufwärts führte. Das Thal ward beinahe mit jedem Schritte enger, immer näher rückten die Felsenwände zusammen, bis zuletzt kaum noch Raum genug übrig blieb, um Fuß fassen zu können zwischen Wasser und Fels. Als der Wanderer sich durch die letzte Enge zwängte, überblickte er ein kleines Thälchen, das sich nach innen wieder ausweitete und rundete, mit duftendem Rasen überdeckt und mit niedrigen Heubütten besetzt, deren graue, aus Platten von Glimmerschiefer aufgeschichteten Wände und schwarze steinbeschwerte Dächer sich angenehm abhoben von dem saftigen Grün des Bodens. Im Hintergrunde, am Ende des Thälchens drängten die Berge sich wieder aneinander und bildeten mit wunderbar geformten, wüst zerrissenen Spitzen, Föhnern und Zaden einen weiten ansteigenden Kessel, in welchem ein vorgeschobenes Stück des Gletschers wie in einer Umgäunung eingebettet lag. Das Eis reichte bis an den Rasen herab und bildete am Eingang eine hohe meergrüne Halle, welche die Ach sich allmählig ausgenagelt und arsgewöhlt hatte und aus der sie nun weiß wie Milch hervorschaumte. Das Eis, an der Oberfläche schon schneefrei und mit mächtigen Klüften durchzogen, schimmerte im vollen Sonnenschein gleich einem riesigen Bergkristall in allen Farben und Lichtern des Diamanten. Betroffen von der schauervollen Erhabenheit des Anblicks stand der junge Etschländer einen Augenblick still: am Eingange des Eisgenösslises sah er Noidele stehn, welche in die Höhle hineinblickte, unbekümmert um den Eishauch, der daraus hervorstrich — es gehörte eben nicht viele Einbildungskraft dazu, die schöne Gestalt für etwas Ueberirdisches zu halten, für die geisterhafte Beherrscherin der feierlichen Einsamkeit.

Halb unwillkürlich hielt Linus an, als fürchte er sie zu verschrecken; aber diesmal war sein Kommen nicht so unbemerkt geblieben, sie wandte sich ihm zu und kam ihm eine Strecke entgegen, bis zu einer der Heubütten, vor welchen das überströmende Wildwasser einen mitgerissenen Felsblock liegen gelassen hatte. Sie ließ sich darauf nieder und deutete auch Linus, sich neben sie zu setzen. „Du kommst recht, Linus!“ sagte sie, „ich hab' schon auf Dich gewartet . . .“

In Noidele's Wesen und Reben lag so viel Sonderbares, daß Linus das in diesen Worten enthaltene fast nicht mehr auffiel — er sah sie nur wie erwartend an, und ohne auf sein Schweigen zu achten, ohne das Auge vom Boden zu erheben, fuhr sie fort:

„Hast mich lieb, Linus?“

Er zuckte zusammen und vermochte nichts zu erwidern vor Erregung und Freude: statt aller Be-theuerung und Antwort legte er nur die Hand auf die Brust.

„So thu' mir was zu lieb!“ sagte sie wieder und sah ihn an und das Lächeln, das ihren Mund so reizend machte, spielte um die Lippen.

„Alles, Alles, was Du verlangst!“ entgegnete er hastig. „Neb' nur Noidele . . .“

„Dann mußt Du Dich gleich auf den Weg machen, Du darfst nimmer heim und mußt fort, wie Du da bist . . .“

„Aber wohin?“ fragte er staunend.

„Ich weiß den Namen nicht . . . in die Stadt, wo jetzt die große Kirchenversammlung ist . . .“

„Nach Costenz?“ rief er und sein Staunen wuchs. „Und was sollt' ich denn dort?“

„Herzog Friedel ist dort . . . er traut ihnen, denen er sich ergeben hat, aber sie meinen's falsch mit ihm . . . er ist verrathen und verkauft . . .“

„Aber woher weißt Du das?“

„Frag' mit, Vinus, und geh' . . . Woher ich's weiß, kann ich Dir nit sagen, aber es kommt manchmal so sonderbar über mich, dann seh' ich Dertter, wo ich in meinem Leben nicht gewesen bin und versteh' Sachen, von denen ich nie was gehört hab' . . . Wie sie gestern Abend vom Herzog geredet haben, da ist mir die Stadt vor'kommen im Geist . . . sie meinen's falsch mit ihm, drum soll er fort aus der Stadt, soll seinen Augenblick länger bleiben, sonst ist er verloren . . . und Du, Vinus, sollst hin und sollst nit rasten unterwegs und sollst es ihm sagen . . . Besinn' Dich nit so lang, Vinus, und geh'!“

Vinus sah sie mit bestreueten Blicken und wie forschend an. „Wie kümmerst Du Dich in der weiten Entfernung gar so sehr um den Herzog?“ sagte er. „Der wird seine Ritter haben und seine Rathsherren, die ihm sagen, was er thun muß . . . was thät' er wohl denken, wenn ein Bauer daher käm' und ihm rathen wollt'!“

„Sorg' nit um das — danken wird er Dir! Sag' ihm nur, das Weidele von Rosen schickt Dich . . . nein, sag' nur, daß Du vom Rosnerhof geschickt bist . . . dann wird er Dir schon glauben . . .“

Das Antlitz des Burschen röthete sich, sein Auge leuchtete. „Kennst Du denn den Herzog, Weidele?“ sagte er mit gepreßter Stimme.

„Ich hab' ihn in Innsbruck gesehn . . .“ erwiderte sie ruhig und doch war es, als ob etwas in ihrer Stimme zitterte und sie noch weicher klingen machte, als sonst.

„Das ist mein Geschäft nit,“ rief Vinus anstöhnend. „Hab' nichts zu schaffen mit den großen Herren! Warum sollt' ich auch gehn? Hast Du mir doch noch nicht einmal eine Antwort gegeben auf meine Frag' oder ist sie Dir gar keiner Antwort werth? Schickt mich wohl gar weiter, damit ich Dir aus dem Weg komm'!“ Schickt mich einem Andern zu Hülf, an dem Dir mehr gelegen ist, als an mir?“

Weidele erhob sich und sah ihn mit den großen durchdringenden Augen fest in's Gesicht. „So bleib', Vinus,“ sagte sie, „zwingen will ich Dich nit . . .“

„Und wenn ich nit ginge — was wolltest dann thun?“

„Wie fragst? . . . Gewarnt muß er werden . . . mit der Hülf Gottes werd' ich den Weg nach Costenz auch finden . . .“

„Nein, das sollst nit,“ rief Vinus und vertrat ihr den Weg. „Du bist ein sonderbares Leut, man weiß nit, wie man daran ist mit Dir. Es hat fast den Schein, als wenn Dir an dem Herzog besonders viel gelegen wär' und nit bloß deswegen, weil's der Herzog ist — aber wenn Du mich so anschaut, dann mein' ich wieder, es kann nit sein . . . Ich will ja thun, was Du verlangst, Weidele! Ich will

den Herzog auffuchen und nit ruhn, bis ich ihn selber hinausgeführt hab' aus Costenz und bis ich Dir sagen kann, daß er ganz in Sicherheit ist — aber Du mußt mir dafür auch was zu Lieb' thun und mußt mir eine bestimmte Antwort geben . . .“

„Hab' ich's denn nit schon gethan? Wie soll ich's noch bestimmter sagen?“ erwiderte sie gelassen. „Ich bleib' auf Rosen . . .“

„Ich sann's noch nit glauben, Weidele,“ sagte er treuherzig, „ich wollt's noch nit glauben . . . und dann ist das auch nit bestimmt geredet . . . Warum willst auf Rosen bleiben? Willst gar nie fort eber nur nit mit mir? . . . Aber ich dräng' Dich nit mehr, ich will Dir Zeit lassen, Weidele . . . nur das Einzige sag' mir: wenn ich jetzt Alles thut, was Du haben willst, und wenn ich dann über's Jahr wieder komm', sobald's awer ist . . . Hab' ich gar keine Hoffnung, daß Du mir dann eine andere Antwort gibst?“

„Meber's Jahr?“ sagte sie und sah ihn mit einem Glücke voll wehmüthiger Freundlichkeit an. „Meber's Jahr werd' ich wohl nimmer Rein sagen . . .“

„Rit's mög'lich?“ rief Vinus in jubelnder Aufwallung. „O Weidele — Du kannst es Dir nit denken, wie glücklich Du mich machst mit der Red'! Ich will fort auf der Stell' . . . es wird sich schon Gelegenheit geben unterwegs, daß ich meinem Vater Beschaft thun kann, damit er sich nit sorgen muß um mich . . . ich will es wohl ausdrücken, was Du verlangst, wie die Ritter in den alten Märchen, die von ihren Kräulein hinausgeschickt worden sind . . . ich will's mit jedem Ritter aufnehmen . . . und über's Jahr, wenn der Frühling wieder kommt, dann komm' ich auch.“

Kräftig schüttelte er des Mädchens Hand und elste hinweg. An der Enge des Thaleingangs wandte er sich um, Weidele hatte sich wieder auf den Steinblock gesetzt und hielt die Hände im Schooß gefaltet — das Haupt wie zuvor in die Höhe gerichtet. „Meber's Jahr sagt sie nicht mehr nein,“ rief er fröhlich vor sich hin . . . „also sagt sie Ja . . . Frisch auf, Vinus! Und wenn der ganze Weg bis nach Costenz nichts wär' als ein einziger Meisler . . . Du richtest es aus!“ —

In Costenz war inzwischen die Lage des Herzogs eine allerdings immer bedenklichere geworden. Dem römischen König hatte es niemals an Vorwänden zu Verzögerungen gefehlt und obwohl Papst Johannes längst in seine und des Concils Gewalt förmlich übergeben und wohlverwahrt in dem festen Schlosse zu Gostleben am Rhein untergebracht war, tauchten doch immer neue Bedenken und Bedingungen auf, um die gegen gänzliche Unterwerfung zugesagte völlige Wiederherstellung, die Lösung von Bann und Acht und die Rückgabe aller Würden und Lande von einem Tage zum andern zu verschieben. Dem Concillium boten sich dazu als bequeme Handhabe die vielen gegen den Tiroler Herzog angebrachten Klagen, insbesondere der drei von ihm so schwer gebrängten Bischöfe von Ebur, Brixen und Trient, welche den Augenblick wohl zu benützen verstanden und ihre Stimme über dem Niedergerworfenen nit doppelter Macht erhoben; dem Könige dienten seine andern Geschäfte zur Ausflucht, denn nachdem Angelo Cor-

rario oder Papst Gregor läugnt die dreifache Krone freiwillig niedergelegt hatte, nachdem Vassallo Cossa oder Papst Johannes als Gefangener dem Absetzungsurtheil entgegen sah, lag ihm Alles daran, auch den dritten Papst, Petrus von Luna oder Benedikt zu besetzen, — dann war der Gedanke, der ihm allmählig zur Hauptaufgabe seines Lebens wie seines Herrschens geworden war, verwirklicht: die Einheit der Kirche und der Christenheit wieder hergestellt und zu diesem Ruhm hoffte er auch den noch höhern zu fügen, durch eine von allen Seiten für nothwendig erkannte Reform der Reiniger und Neubegründer der Kirche zu werden. Das Vorhaben, als Abgesandter und oberster Machttträger der Kirche wie des Reichs nach Perpignan zu reisen, forderte große Vorbereitungen und über diesen wurde begreiflich Andres vergessen, mußte Alles als minder wichtig zurückstellen: es galt, entweder auch Benedikt zu freiwilliger Abdankung zu bewegen oder, wenn er in seiner Hartnäckigkeit beharren sollte, die Fürsten und Völkern, welche noch zu ihm standen, von ihm zu trennen — waren erst die Navarresen und Castilianer, die von Arragon und aus der Grafschaft Jorä dahin gebracht, das Concilium zu beschicken, so war der Zweck erreicht, und der starrsinnige Greis mochte, von Allen verlassen, immerhin sich noch als Papst erkennen und erklären — er war machtlos geworden und die Welt ging über ihn hinweg ihren Lauf. Als die Vorbereitungen endlich getroffen waren, kam die Reise selbst; eines Morgens hörte Herzog Friedrich in die Gemächer, wo man ihn gesungen hielt, das Stodengeläut, das Trompetengeschmetter und das Rufen des Volkes erschallen, das dem abziehenden König das Geleite gab: er war machtlos und schutzlos in den Händen seiner ergrimmeten Gegner und mußte nur zu herb erfahren, daß auch diejenigen, die sich seine Freunde genannt, immer mehr von ihm ließen. — Alle oder doch die meisten der Fürsten hatten seine Unterwerfung gut geheißen: da sie gesehen war, veränderte sich die Anschauung und wie erst besonnene Mäßigung gewesen, hieß unwürdige Schwäche — Niemand in der Umgebung des Königs fand Herz und Zunge für ihn und der Einzige, der für ihn sprach, der bärtige Ludwig von Baiern-Ingelstadt, vor bald zum Schweigen gebracht, als sein Better Heinrich von Baiern-Landsbut, mit dem er in langem Grolle gelebt, bei nächstem Ueberfall ihn auf den Tod verurtheilte, daß er, ein starrer Mann, schwer darnieder lag, schier unfähig, seiner selber zu wahren.

Alle Bande Friedrichs waren noch in den Händen derer, die sie erobert oder verliehen erhalten hatten; der größte Theil hatte dem Reiche ohne Widerrede gehuligt: in dem Mittelpunkt seiner Macht, in Tirol war der unruhige Adel zum Herrn des Landes geworden, denn Sigmund war außer Stande, seine Anzeigen und schönen Verheißungen zu erfüllen. Friedrichs Bruder, Herzog Ernst von Steiermark suchte im Trüben zu fischen, die Meinungen waren getheilt und nur darüber bestand vollkommen Einigkeit, daß, wer immer die Oberherrschaft schließlich erlangen sollte, die eigentliche Macht doch in den Händen des Adels bleiben, daß ihre alten trotzigen Rechte nicht nur bestätigt, sondern beträchtlich erweitert werden sollten — von Herzog Friedel war bei ihnen

nicht mehr die Rede, er ward für einen Verschollenen und Toten geachtet.

Diese Ereignisse und Begebenheiten hatten nicht versehen können, auf Friedrichs Gemüth einen tiefen Eindruck zu machen. Er war trübe, fast finster geworden und suchte die Einsamkeit; im verschlossenen Gemache saß er Stunden lang, über Plänen für die Zukunft brütend oder in peinliche Zergliederung der Vergangenheit vertieft. Das Unglück, das ihn getroffen, hatte sein weiches Gemüth, dem jeder eigene Halt ermangelte, bis in den Grund gebrochen; noch grollte er zwar nur mit der äußern Welt, mit den Verhältnissen und Menschen die ihn so weit gebracht, aber nicht selten versank er in Grübeleien, und malte sich aus, wie es gekommen sein möchte, wenn er diesen oder jenen Schritt nicht gethan hätte; er fragte sich und untersuchte, ob er am weitesten gefehlt, als er dem Papste die verhängnißvolle Zusage gab, oder in der Stunde, als er sich wieder von ihm losriß und zu Sigmund zurückkehrte. Der Wendepunkt in seinem innern Leben war herangekommen wie in seinem äußern; noch hatte die Wanlung nicht begonnen, aber der Boden war umgebrochen und vorbereitet und harrete nur des Augenblicks, der das Samenorn in ihn legen sollte. Am tiefsten wohl war es das Bild des Innsbrucker-Festabends, das an seiner Seele vorüber schwebte. Er sah dann Oswald vor sich stehen, er glaubte, den freundschaftlich-treuerhigigen Ton zu hören, der ihm abrieth von der unheilvollen Verbindung. Hätte er ihm gefolgt, wäre er der ihm gegebenen Zusage treu geblieben, es hätte ihm alles Glend, alle die Schmach erpart, die über ihn gekommen: er würde bekennen, der Freund hatte Recht gehabt, und erköhete vor sich selber über sein immerwährendes Schwanken, über die stete Unsicherheit seiner Entschlüsse, über die Gewalt, die der Augenblick über ihn hatte, der nach langem Prüfen und Abwarten ihn immer durch den letzten Eindruck bestimmte — aber je lebhafter diese Empfindungen waren, desto mehr wuchs sein Groll gegen Oswald; noch hatte die Selbstsucht und die Selbsttäuschung in ihm die Oberhand.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Gemüthung manchmal, wenn auch nur in flüchtigen Worten und Andeutungen, auch im Gespräche mit seiner Umgebung zu Tage trat und dann unterließ Sabine niemals, das Ihre beizutragen, um die Erbitterung gegen Oswald zu steigern: hatte sie doch, seit der Stunde beim Königsfeste, wo sie als Edelknecht die Hingabe des von ihr einst so schönlich begehrtens Rings an eine Andere geschaut, nur zwei Gefühle, welche ihr ganzes Wesen ausfüllten, die Liebe zu Friedel und den Haß gegen Oswald. Wie dieser sich schärfte, nahm jene an leidenschaftlicher Heftigkeit stetig zu — jene Liebe war das Lied, womit sie ihr Gewissen einsang, wenn es im Schlafe aufzureden begann, sie war ihre Rechtfertigung dem Andenken Oswalds gegenüber, sie bedurfte derselben, um desto grimmiger haßen zu können und am Feuer dieses Hasses brütete die Rache ihre Schlangen-Eier aus. Oswald war ihr an Allem alle Schuld: sie hatte sich an ihn geschmiegt, hatte sich im Schwanken an ihn geklammert, hatte es bereuend versucht, sich an ihn zu halten und aufzurichten — er hatte sie von sich gestoßen, er allein hatte zu ver-

antworten, wenn sie gefallen war! — Dennoch war ihr Verhältniß zu Friedrich längst nicht mehr das Alte und je mehr ihre Hingebung und Innigkeit sich steigerte, desto süßler und zurückhaltender schien er zu werden. Die sinnliche Flamme, welche zuerst in ihm gelobert hatte, war längst im Sinken gewesen und erlosch immer mehr, je sichtbarar Sabinens Anblick das Gepräge all der Leidenschaften zur Schau zu tragen begann, welche ruhelos in ihr wühlten und auf die Dauer auch die Harmonie der schönsten Züge vernichten mußten: er hatte nur noch etwas wie die alte Anhänglichkeit der Bewönnung für sie, etwas wie Dank für die seltene Treue, mit der sie an ihm hing — eine letzte Rücksicht, wie das erkaltete Herz sie gern zeigt, wenn es bereuend und voll Selbststürzwurfs das Erlöschen der Glut einzugestehen sich scheut, deren Wiedererweckung doch nicht mehr in seiner Macht steht.

Sabine wohnte noch in den Gartengemächern des reichen Wechslers, der sich bald überzeugt hatte, daß die schöne Frau auch ohne einen fürstlichen Beschützer immerhin reich genug war, daß er keinen Verlust zu befürchten habe. Das hatte auch die Frau angefaßt, und das Geschenk eines schönen Ringes vollends das anfängliche Mitleid mit der Verlassenen in beginnende Neigung verwandelt. Als Sabine nach Friedrichs Flucht aus Konstanz von der ersten Betäubung und Verwirrung zu sich gekommen war, hatte sie bald den Entschluß gefaßt, in Konstanz zu bleiben, bis es ihr gelingen würde, über des Herzogs Aufenthalt und weitere Unternehmungen Nachricht zu erhalten, war es doch in keiner Hinsicht rätlich, nach Innsbruck oder Tirol zurückzufahren. Als er wieder kam, wurde er sicher von Niemand mit solchem Entzücken begrüßt und gerade diese unvorhergesehen ausgebrückte Freude war es, was den Herzog noch einmal in die alten Fesseln gezogen und ein Band neu geschlungen hatte, das jeder Augenblick lösen oder zerreißen konnte.

Friedrichs Herberge oder richtiger sein Gefängniß befand sich in der abgelegenen Gasse, welche vom Zubenturme die Stadtmauer entlang sich zum Konradsteg hinzieht, mit der Rückseite nach dem See und dem kleinen Damme gemendet, welcher im Viereck in demselben aufgeführt war, eine Art Hafen bildend, dessen Eingang durch ein Thürmchen überbaut war, in welchem ein Wächter oder Hafenvorsteher hauste, um jedes Fahrzeug zu beobachten, das sich der Stadt näherte oder von ihr entfernen wollte. Diese Gegend war absichtlich gewählt, weil die Flucht des Herzogs, welche man immer befürchtete, hier schwerer auszuführen war; vor dem Hause stand Tag und Nacht ein wohlbewaffneter Knecht als Wache, und eine Abtheilung von Reifigen des Königs hatte ständig in der Schenke zur „goldenen Brade“ Einlager genommen, denn von dort aus war die ganze Straße zu überschauen und wenn auch der Wappner an der Thüre seine Schuldtigkeit nicht gethan hätte, wäre es doch selbst für ein Mäuschen unmöglich gewesen, undemerkelt aus- oder einzugelangen.

Sabine, ein weites Umfchlagetuch über den Kopf geworfen, schlüpfte aus der Gartenthür ihrer Wohnung und huschte an den Häusern hin an der Schenke vorüber, wo an einem Tische die Reifigen beisammen

säßen und mit aller Trägheit eines ermüdenden Wächterdienstes sich gähnend reckten oder in den Abendhimmel emporlugten, der zwischen den hohen Häusergiebeln schmal genug hereinbäumerte. Sie waren zu faul, die Würfel rollen zu lassen, die nebenauf dem Tische lagen, der Weinzug lag ungestört daneben, es mochte an den nöthigen Klapparten und Pfennigen fehlen, ihn wieder füllen zu lassen. An einem anderen Tische saß eine desto buntere und regsamere Gesellschaft, eine wahre Mustertafel all der verschriebenen verkommenen Gesindel und der Landfahrer, welche dazumal aus dem ganzen Reiche die Wanderung unternahmen nach der vielberufenen und vielberühmten Conciliensstadt. Den Mittelpunkt der Versammlung bildete ein wandernder Quacksalber, der allerlei kostbare und unschätzbare Arzneien gegen allerlei Schäden des Leibes aus seinem Zwerchschlage preisend hervorbrachte; ihm zunächst stand eine schwarze Zigeunerdirne, welche mit Begier nach der Salbe langte, welche sie von den häßlichen Flecken befreien sollte, wodurch ihr sonst angenehmes Gesicht entstellt war. Ein paar Zigeuner saßen gleichgiltig daneben; dann ein paar Wallfahrer, die sich den Ansehn gaben, als suchten sie in Costenak das Heil ihrer vernachlässigten Seelen auf einmal von Grund aus zu besorgen; einige Krüppel, die als Bettler von ihren Gebrechen eine reiche Kernte zu machen hofften, fahrende Frauen, fahrende Schüler und Gartknechte, welche nach einem Herrn und einem Dienste zu suchen vorgaben. Alle schrien und lachten durcheinander; manchmal ward an dem Fenster der Schenke der Kopf und das wüste Angesicht des budligen Knecht sichtbar, welcher die Gasse hin nach der Behausung des Herzogs spähte, und dabei mit den Zigeunern oder einem andern aus der Schaar Blicke des Einverständnisses wechselte.

Abgefordert von dem Schwarm, anscheinend sehr ermüdet und nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt saß ein stattlicher Pilgersmann mit Wuscheltragen und Wuschelhut und einem mächtigen schwarzen Bart, der weit auf die Kutte herabreichte. Auch dem feinsten Beobachter wäre es unmöglich gewesen, in solcher Umgestaltung den schönen Algenderburschen zu erkennen, der Tags zuvor durch das Paradiesertbor hereingewandert war. Er hatte vergebens versucht, in das Haus zu dem Herzog zu gelangen; der Knappe hatte den Auftrag, Niemand zu dem Gefangenen zu lassen und insbesondere war geheime Weisung gegeben, Alles zurückzuweisen, was auf eine Nachricht aus Tirol oder Verbindung damit abzielen konnte. Der kluge Burche hatte sich nicht lange besonnen und unter dem Vorwande, daß er zum heiligen Grabe wandern wolle, sich den Pilgeranzug erhandelt: in diesem hoffte er ohne Verdacht das Haus beobachten und vielleicht eine Gelegenheit finden zu können, in dasselbe zu gelangen.

Als Sabine zu dem Hause gelangte, ließ der Wächter den gewohnten ungefährlichen Gast ungehindert eintreten; die Soldaten krüben bemerkten sie auch und schickten ihr ein böhnisches Gelächter nach. Raum war sie hineingeschlüpf, als man vom Eingange der Straße her das Klirren schwerer Eisenketten vernahm, die Stadtwache schritt heran, und zog überall die Ketten vor, um für die völlig einge-

brochene Nacht den Verkehr zu hemmen und etwaige Zusammenrottungen unmöglich zu machen. Ihre Ankunft war das Zeichen für die Gäste, sich von der Straße zu entfernen; die Reisigen zogen sich in den „goldenen Bräcken“ zurück, das Gesindel häubte auseinander, daß es kaum erklärlich war, wie und wohin die nicht unbeträchtliche Schaar so schnell zu verschwinden vermochte — sie mußten mit den Ecken und Schlupfwinkeln der Gasse vollkommen vertraut sein, um sich so schnell darin zurecht zu finden.

Auch Vinus erhob sich; er hatte keine Aussicht mehr, noch heute zu dem Herzoge zu gelangen und verlor sich in Gedanken, wie er es anfangen müsse, am folgenden Tage glücklicher zu sein. Hatte er auch aus allerlei Gesprächen zur Genüge entnommen, daß Meibele's Visionen nicht alles Grundes entbehrten, so schien ihm die Gefahr doch nicht so dringend, daß seine Botschaft den Aufschub bis zum nächsten Morgen nicht wohl ertragen hätte. Um gleich in der Nähe zu sein, näherte er sich der Schenke, dort Herberge zu suchen.

In der Thüre kam ihm der Kneisl entgegen; das Aussehen des Buxigen hatte sich gegen sein früheres sehr verändert. Statt des abgerissenen Wammes trug er den behäbigen Rock eines wohlhabenden Bürgers und statt der Sichel saß eine ehrbare Kränze auf seinem struppigen Haare: das spitzbüßige Gewerbe des Aufhebers und Achselträgers hatte ihm eine reiche Ernte eingebracht und da ihm kein Geschick zu schlecht, kein Lohn zu gering war, da er bald die Liebesbotschaften der Ritter und Anderer trug, bald den Kunstschaffter und Zwischenträger aller Parteien machte, hatte sich sein Sessel allgemach gefüllt und mit seinem verbesserten Aussehen war auch seine Thätigkeit gestiegen.

„Guten Abend, Bruder Wendelin,“ rief er, als Vinus näher kam, während im Dunkel des Hausplatzes einer der Gartknechte von ihm weghuschte. Dann blieb er stehen und nahm den Schein an, als ob er sich in der Person geirrt habe. „Verzagt es mir nicht,“ sagte er, „daß ich Euch mit einem Bekannten, einem frommen Manne verwechselt habe, dem Ihr auf's Haar gleicht . . . Ihr kommt wohl weit her . . .“

Vinus erkannte sogleich an der Mundart, daß er einen Tiroler vor sich hatte, aber er war klug genug, seine Wahrnehmung zu verbergen und die Landsmannschaft nicht merken zu lassen. Er konnte das auch leicht, war doch damals im Vintschgau, nahe an seiner Heimath, die romanische Rede vielfach verbreitet und auf manchem Gange die Etzsch abwärts hatte er das Belsche genügend erlernt, um sich dessen bedienen zu können. Er gab sich daher den Schein, als ob er aus Belschland komme und der deutschen Sprache nur wenig mächtig sei. Ein unbestimmter Verdacht bekräftigte ihn in dieser List; wenn er sich auch des Vorfalles an der Schenke von Terlan nicht erinnerte, war es ihm doch wie eine dunkle Ahnung, als ob er den Buxigen schon irgend wo gesehen. „Ich komme aus Malland,“ sagte er gebrochen, „und will nach Palästina wallfahrten — zuvor aber wollte ich den Segen holen in dieser Stadt, wo alle hohen Würden der Christenheit vereinigt sind . . .“

„Werdet wohl müde sein,“ fragte lauernd der

Kneisl, „und ebensov wenig im Sessel als im Wagen haben?“

„Freilich, freilich . . . ich bin ein armer Mann . . .“
„Nun, es könnte geschehen, daß ich Euch den Sessel füllte! Was sagt Ihr zu diesem Goldguldenden . . . Ihr sollt ihn haben, aber . . . ein Dientl ist den andern werth . . .“

„Und was begehrt Ihr von mir?“

„Bleibt hier . . . versteckt Euch in der Nähe . . . es werden bald ein Paar die Straße herankommen und sich in der Mitte begegnen und Händel miteinander aufangen: es werden dann mehrere dazu kommen, dann helfst mit . . . Ihr scheint ein starker Mann zu sein . . . Helfst mit schreien und lärmern, damit es ein rechtes Getümmel giebt . . .“

„Sonst nichts? Aber warum das?“

„Das sollt Ihr wissen . . . Seht das Haus dort gegenüber, wo der Knappe lehnt mit seinem langen Spieß . . . da herbergt ein Ritter, der einem Andern bittrcs Leid angethan . . . weiß es selbst nicht genau . . . meine aber, er hab' ihm seinen Schatz abspensig gemacht. So vor aller Welt kann er nicht an ihn, aber der Andre hat's geschworen, daß er's ihm heimiglit und eintränkt . . . wenn nun das Getümmel losgeht auf der Straße, ist es ein Leichtes, daß ein paar handfeste Kerle in das Haus bringen und dem Verführer antkun, was ihm gehört . . .“

„Wer ist der Ritter?“ fragte Vinus, mit Würde seine Spannung verbergend.

„Das geht Euch nichts an, frommer Bruder . . .“ entgegnete der Kneisl lachend. „Wenn Ihr den Goldguldenden wollt, so fragt nicht so unnützes Zeug, und thut, was man verlangt . . .“

„Ich will ja — gebt nur,“ rief Vinus und griff mit verstellter Begierde nach dem Goldstücke . . . „aber ich forge nur, es könnt' am Ende schlimm ablaufen und wenn dem Ritter etwas begegnete, könnt' es Einem wohl gar an den Krügen gehn . . .“

„Warum nicht gar! Niemand soll was beweisen können; es hat eben einen Anlaß abgegeben . . . das geschieht wohl manchmal . . . Wer kann dafür, wenn's auch in irgend ein Haus eindringt und irgend Jemand einen Streich bekommt, der ihm nicht vermeint war . . . Es ist nichts zu fürchten, sag' ich Euch . . . es sind gar mächtige und wichtige Leute, die um den Spag wissen, es wird Niemand ein Haar darum gekrümmt und wenn alle Stride reißen . . . am Konradsst liegt ein Nachen bereit und der Hafewart weiß, daß in der Nacht vielleicht einige Männer hinausgefahren kommen und wird sie durchlassen . . . für alle Fälle merkt Euch die Lösung, frommer Pilger,“ fuhr er fort, indem er Vinus das Gold in die Hand drückte . . . „sie heißt Lichtenstein . . . Also macht Eure Sache gut und wenn dabei etwas geschieht, was Euch Strupel macht, . . . Ihr seid ja auf der Wallfahrt begriffen, da könnt' Ihr's gleich mit abhühen, . . . es geht in Einem hin . . .“

Er ging, nach wenig Schritten aber kam er wieder zu Vinus zurück, der noch immer betroffen und wie ratlos dastand. „Und laßt Euch nicht etwa einfallen,“ sagte er höhnißlich, „daß Ihr das Gold behalten und Euch aus dem Staube machen wollt . . . es sind mehrere um Euch herum, die Ihr nicht seht und die Ausgänge sind in den rechten Händen . . .“

„Nun sah dem Entleidenden sinrend nach. „Es ist doch wunderbar,“ murmelte er vor sich hin, „das gilt dem Herzog . . . es ist kein Zweifel! Das Weibele hat also doch recht gehabt . . . Ich bin gerade zur rechten Zeit gekommen . . .“ Lautlos drückte er sich an das Haus und suchte die Gasse hinan. — Fast gleichzeitig mit Sabine war Mällinen beim Herzog eingetreten.

„Ich habe Dich lang erwartet, Mällinen,“ sagte er. „Welche Nachrichten bringst Du? Warst Du in der Kirchenversammlung?“

„Ja gnädigster Herr und Zeug eines erschütternden Auftritts . . . Vantlose Stille, wie des Grabes lag anf der ganzen ungeheuren Versammlung, als der Kanzellar sich erhob und die Absetzung des Papstes Johannes verurteilte . . .“

„Wie, sie haben wirklich die Absetzung ausgesprochen?“ rief Friedrich erregt.

„Sie haben es gethan . . . well er, so hieß es in dem Urtheil, aller liebreichen Warnungen ungeachtet, in seinem gottlosen Wandel verhart, werde Balthasar Costa des Pontifikats entsetzt, als ein Verräther des Aelstes, ein Feind jeder Tugend ein Spiegel der Christlosigkeit, als ein Mann, verurtheilt in den Ästen der Welt, ein Ungehener der Simeonie . . . der Abgesetzte ist dem Gewährsam des Königs übergeben, so lange das Concilium es nothwendig erachtet für die Einigung der Kirche: fünf Cardinäle wurden auf der Stelle nach dem nahen Gottlieben abgesandt, um dem Verurtheilten und Gefangenen den Spruch anzukünden . . .“

Friedrich hatte sich in eine Ecke gedrückt; vor dem Fenster, unten in der Tiefe blühte der bleiche Seespiegel heraus. „Und Johannes?“ fragte er nach kurzer Pause.

„Er empfing die Abgesandten mit würdiger Fassung . . . in seinem Gewande, das gerade über der Zelle liegt, in welcher Fuß gefangen gefesselt: er hörte schweigend das Urtheil an. — „Das Urtheil ist gesprochen,“ sagte er kalt, „ich unterwerfe mich . . .“ Er verzog keine Miene, als die Cardinäle dann die Insignien der päpstlichen Würde von ihm verlangten und ihm abnahmen, das Siegel, den Fischerring und das Buch der Bittschriften . . . Die Abgesandten brachten diese Zeichen seiner Unterwerfung in den Dom: dort vor dem Altare wurde sein Wappenstein vernichtet und schonerlich hallten die Hammerschläge vom Gewölbe wieder, als einer der Bischöfe mit mächtigen Streichen den Fischerring zerbrach . . .“

„Es ist ein gewaltiger Geist in dem Manne,“ rief Friedrich, „der wohl eines andern Ausganges würdig gewesen . . . Das also die Kernte jener Saat vom Arberg . . . die Bahn, die wir dort betreten, mündet für Beide in einem Keiser aus . . . ich aber, ich erbehe meine Hand, sie ist rein, ich trage keine Schuld an seinem Geschick — seine Hinterlist, seine Tücke hat ihn gestürzt! . . . Wägen sie sich wahren, ich glaube, daß er auch gesungen und entthront sich so wenig verloren gibt, als ich es thue! . . . Ueber so wichtiger Verhandlung aber wird das Concilium kaum Zeit gefunden haben, meiner zu gedenken . . . Du bringst keinen Bescheid in meinem Streit mit dem Vichtensteiner, dem Tridentiner Bischof?“

„Doch, gnädigster Herr — die Doktrinen Krei-

gus und Arcelinus, so Cure Fürsprecher gewesen, werden morgen mit dem Frühesten kommen, Euch zu berichten . . .“

„Ich habe nicht Lust, so lange noch in Ungewissheit zu leben . . . Sie haben: den letzten Auspruch nicht zurückgenommen?“

„Nein, gnädigster Herr . . . umsonst stellte Helling vor, daß nicht Ihr den Bischof angegriffen, daß er selbst es gewesen, der durch grausames Regiment die Bürger und Einwohner zur Empörung getrieben habe und daß Ihr als Bezt des Bisthums berufen gewesen, als Vermittler einzuschreiten — umsonst erwähnte er, daß der Bischof fortwährend auf Verrath gefonnen, daß er im Einverständnis mit dem Kettenburger die Baiern in's Land gerufen, daß er sogar darauf gedacht, das Bisthum an Venedig abzutreten; umsonst stellte er zum Beweis, daß er Euch sogar nach dem Leben getrachtet, die vergifteten Weinzüge vor, die er Euch in Vinea gereicht . . . Die Richter bestieg die Kanzel und der Bischof von Conterdia verlas den Spruch . . . Euch ist aufgegeben, den Bischof innerhalb dreißig Tagen in Land und Bisthum wieder einzusetzen, ihm nur der Kirche allen Schaden zu ersetzen, und so Ihr bis dahin nicht gehorcht, droht Euch erneuter Bann und jede Strafe, womit Kirche und Reich den Kirchentränder und Treuler am Heiligthum bedrohen . . .“

„Es ist weit gekommen mit uns,“ sagte Friedrich, „sie wagen es, offenen Hoßn mit mir zu treiben! Wie kann ich, den Bischof, auch wenn ich es wollte, wieder einsetzen, hier in meinem Gefängnisse aller Macht beraubt? Wie kann ich ihn Schaden ersehen, — ich, den man selbst vernichtet und beraubt? Wie ist es möglich, das Alles in dreißig Tagen zu vollbringen? Es ist klar, sie gehen darauf an, unter dem Scheine des Rechts Gewalt zu üben . . . sie fordern von mir, was sie mir selbst unmöglich machen: sie wollen nichts, als mich vollends in Ihre Macht bekommen . . .“

„Gott sei Dank, gnädigster Herr!“ rief Mällinen, „daß Ihr selbst zu der Ueberzeugung gelangt seid und das ausgespricht! Ich hab' es immer gefürchtet: die Art, wie der ganze Streit geführt wurde, hat die Absicht nur zu deutlich verrathen! Jetzt werdet Ihr auch einen Entschluß fassen und selch böhnische Unbill nicht länger dulden!“

„Wie soll ich denn mich wahren?“ fragte der Herzog entzogen. „Bin ich nicht ein gefangener Mann, ein gebundener Mann? Ich muß abwarten, wie weit sie sich erkühnen, ihr Spiel mit mir zu treiben, muß den Grimm und Groll niedertämpfen, bis der König von seiner Reise zurückgekehrt sein wird.“

„Da dürftest des Wartens hübsch lang werden, gnädigster Herr!“ rief der Ritter. „So es Euch noch unbekannt, erfahret, daß der König in Perpignan nichts ausgerichtet . . . Petrus von Luna hat in unerschütterlicher Festigkeit alle Verhandlungen abgewiesen: er hat sich in sein Felsenschloß zurückgezogen, schleudert machtlose Bannstrahlen auf seine Gegner und ruft der Welt zu: Auf Penitola steht die Kirche! Auch seine getreuesten Anhänger, Castilien, Aragon und Navarra sind durch diesen Starckinn irre gemacht und neigen sich dem Concilium zu — der König aber, um ihm von allen Seiten den Be-

den zu untergraben, hat sich auch zur Reise nach Schottland und England entschlossen und soll schon auf dem Wege dahin sein: bis er zurückkommt, sind die Euch vorgesezten dreißig Tage mehr als doppelt vorüber und das Concilium wird den angetrohten Spruch längst gefällt haben!"

"Nägen Sie — wie kann er lauten? Sie werden mich des Ungehorsams beschuldigen, werden erklären, daß der Vichtensteiner in sein Bisthum wieder eingesezt sei — ich muß geschehen lassen, was ich so wie so nicht hindern kann."

"Tauscht Euch nicht gnädigster Herr, als ob dies Euren Feinden genügen würde! Auch über Euch selbst werden sie das Urtheil sprechen! . . . Das steht dem Concilium nicht zu!"

"Wer einen Papst vom Stuhle gestoßen, dem steht auch ein Herzogsthron nicht zu hoch! Sie werden, gnädigster Herr, denn ich weiß, daß sie es wollen! Ich darf es nicht verfehlen, sie sinnen auf einen schmachvollen Spruch — sie denken sogar daran, Euer fürstliches Leben anzutasten! . . . Ihr seht ein schreckend Beispiel werden, wie es dem Frevler ergehe, der seine Hand erhebt nach den Vätern der Kirche!"

"Daß sie daran denken, Hans, das glaub' ich Dir; daß sie es gerne möchten, davon bin ich überzeugt — aber sie wagen es nicht, sich an dem als Geißel ihnen Anvertrauten zu vergreifen! Ich bin in des Königs Schutz!"

"Der Rhein hat längst Huffsens verbrannte Gebeine fertigspehlt — auch er war in des Königs Schutz!"

"Dennoch bleibe ich dabei — sie wagen es nicht! Und wenn ich wollte, was vermöcht' ich dagegen? Bis mein Vole Sigmund erreichte und wieder zurück käme, hätten sie lange Zeit zu Urtheil und Vollzug — ich muß erwarten, was sie wagen!"

"Nein, gnädigster Herr, Ihr müßt es ihnen unmöglich machen, an Euch zu freveln — Ihr müßt Euch ihrer Gewalt entziehen! . . ."

"Blieben soll ich?" rief Friedrich aufspringend. "Mimmermehr! Das Wort, das ich gegeben und nicht erfüllte, ist zum Fluche geworden über mir . . . ich will diesmal Wort und Eid getreulich halten und dadurch diesen Fluch sühnen!"

"Ich richte nicht, gnädigster Herr, was Ihr gethan, ich grüße nicht, was Ihr thätet thun sollen — Vergangenes ist nicht mehr in unserer Macht — aber das weiß ich, daß Ihr durch den Eid, den Ihr König Sigmund geschworen, nicht mehr gebunden seid! Ihr seid dessen lebig, denn König und Conzil haben selber die Bedingungen nicht erfüllt, unter denen Ihr Euch unterwarft! Haben Sie Euch gehalten, wie es einer fürstlichen Geißel gebührt? Sie spinnen hinterlistige Ränke, um Euch zu verderben! Haben sie, wie versprochen, die Feindseligkeiten gegen Euch und Eure Lande eingestellt? Die Eigennossen haben nicht abgelassen von Eurem Steiu bei Baden und als man Boten schickte, sie abzumahnen, trocken diese wie die Schnecken, daß sie nichts mehr fanden von der edelsten Beste Habsburgs als einen Haufen rauhenber Trümmer! Der Zeugenburger liegt noch vor Eurer guten Stadt Felskirch . . . sie mahnen ab und schickten wohl Friedensboten, damit sie aber ja ge-

wiß zu spät kommen, hat diese gute Stadt Costenk dem Grafen ihre große Wurfmaschine geliehen!

"Schändlich! Schändlich!" rief der Herzog, nach seiner Gewohnheit hin und wider schreitend. "Aber die Schande ist auf ihrer Seite, ich kann Hand und Blick frei erheben! . . . Niemand soll mehr einen Stein nach mir schleudern dürfen!"

"Wer kann das, Friedrich, wenn Du Dich dem Vertragbruche widersetzt?" rief Sabine, die bisher schweigend zugehört, und legte ihre Hand auf seine Schulter. "Wer kann Dich tadeln, wenn Du widerrechtlicher Gewalt Dich entziehst? Der Ritter hat Recht, mit seinen Bitten vereine ich die meinigen — verlasse Costenk, flieh' aus dieser treulosen Stadt . . . es war nicht Dein guter Stern, der Dich hereingeführt!"

"Gebt nach, gnädigster Herr," rief Wöllinen, "laßt mich Vorlehrungen treffen! . . ."

"Und wenn ich es wollte," fragte Friedrich, sie Beide betrachtend, "wobin sollte ich mich wenden? Was sollte ich beginnen? Soll ich als entthronter Fürst wie ein Bettler durch die Lande ziehn? Ich habe keine Macht mehr — und keinen Boden, sie mir wieder zu schaffen!"

"Vergeht Ihr Tirol, gnädigster Herr?"

"Tirol? Was soll es mir? Was kann es mir sein? Soll der übermüthige, treulose Adel seinen Spott treiben mit Friedel mit der leeren Tasche?"

"Die Edlen sind nicht Tirol — laßt es einmal darauf ankommen, dann wird es wohl zu Tage treten, bei wem die Hauptmacht im Lande liegt, auch wenn er sich deren nicht bewußt ist . . . lehrt das Volk die Kraft kennen, die es in der eignen Faust nicht fühlt, werft Euch den Bauern in die Arme und eh' drei Wochen in's Land gehn! . . ."

"Immer das alte Lied!" unterbrach ihn der Herzog, nicht unfreundlich, aber entschieden. "Ich will davon nichts hören! . . . Geh, Wöllinen, dränge mich nicht mehr, ich bleibe in Costenk, aber ich halte Niemand, der sich von mir trennen will! . . ."

Wöllinen schien eine bittere Erwiderung auf der Zunge zu schweben, aber er unterdrückte sie und verließ mit ehrerbietiger Verbeugung schweigend das Gemach.

"Geh' auch Du! . . ." fuhr der Herzog fort und trugte Sabinen von sich, die sich leicht an ihn gelehnt hatte. "Verlaß mich! . . . Was suchst Du noch weiter bei mir?"

"Friedrich! . . ." rief Sabine auffahrend, doch schnell wieder eintretend. "Du bist verbittert und gereizt," fuhr sie fort, "ich habe das nicht gehört! . . . weise mich nicht von Dir, damit ich Dir zeige, was ich bei Dir suche — den Herzog oder den Mann meiner Liebe!"

"Nein, Sabine, trenne Dein Geschick von dem meinigen — der Mann ist verloren, wie der Herzog! . . . Verlaß mich und rette Dich aus dem Schiffbruch! . . ."

"Und wer sagt Dir, daß ich gerettet sein will? Wenn ich nun mit dem Schiffe sinken will, wenn ich es als meinen Ruhm betrachte, als den einzigen Lohn für Alles, was ich Dir geopfert? . . . Ich zähle sie Dir nicht vor, Friedrich, diese Opfer — die Liebe hat sie gebracht, ich nenne sie nur, um Dich zu

mähnen, daß ich ein Recht habe, Dir Alles zu opfern!"

In ausbrechenden Thränen warf sie sich in einen Stuhl und verbergte ihr Antlitz in den Riemen desselben; der Herzog schwieg; eine Betherung wollte nicht aus seiner Kehle und doch hatte er Bedauern mit ihrem Schmerz.

"Du erwidert nicht?" fuhr sie wieder empor. "Du sagst mir gar nichts? Nicht einmal eine Frage hast Du mehr für mich? So tust ist Dein Herz, daß jedes Wort auf Deinen Lippen erfrört? . . . Wohlan denn, Herzog Friedrich . . . es bedurfte Eurer Mahnung nicht — auch ohne sie weiß Sabine Hausmann, was ihr die Ehre gebueht . . ."

In stolzer Haltung, wie sie einst neben ihm zum ersten Reizen geschritten, verließ sie das Gemach. — Indessen war Linus nicht aus der Straße gewichen; vorstichtig herumflehend ward er bald gewahr, daß in allen Winkeln Leute versteckt waren und daß bald hier bald dort verdächtige Gestalten aus einer Ecke aufstauchten, um dann im Dunkel wieder zu verschwinden. Er ließ des Herzogs Herberge nicht aus den Augen, denn er war entschlossen, um jeden Preis hinein zu gelangen. Die Stunde des Ueberfalls rückte immer mehr heran, aber es war nicht möglich, sich dem Hause zu nähern, weil der Mond eben in voller Klarheit darauf nieder sah; endlich war er hinter einen hohen Giebel getreten, schwarz fiel der Schatten desselben in das Gäßchen und der Wächter, der bisher immer hin und wieder geschritten, blieb stehen und lehnte sich schläfrig auf seinen Speiß . . . an die Mauer hingedrückt, mit lautlosen Tritten schlich Linus hinter ihm hinweg und buschte in den Thorbogen.

Herzog Friedrich war geraume Zeit allein gewesen, es kränkte ihn, daß die Frau, die er einmal so sehr geliebt, so von ihm gegangen, und doch dachte er nicht, sie zurückzurufen: es war ihm, als sei ein Druck von seiner Seele genommen, der ihm freier zu handeln gestatte. Nach einer Weile war Mällinen eingetreten und hatte stumm in einer Ecke Platz genommen, er wollte den Herrn und Freund nicht in seinen Träumen stören.

Plötzlich wurden Schritte vor der Thür hörbar. "Wer ist hier?" rief Mällinen, da das Geräusch sich wiederholte und eine Hand nach der Klinke zu tasten schien; dabei riß er schnell die Thür auf und legte die Hand an's Schwert.

Auf der Schwelle stand Linus.

Mällinens erster Gedanke war, daß der Pilger, der sich noch so spät in's Haus geschlichen, nichts Gutes im Sinne führen könne: er zog das Schwert und rief den Fremdling an, auch der Herzog sprang auf und griff nach der Wehre.

"Still, Herr Ritter," rief Linus, "um Gottes willen, keinen Lärm, damit man meine Anwesenheit nicht bemerkt — wir haben keinen Augenblick zu verlieren; ich hab' nichts Arges im Sinn . . . ich suche den Herrn Herzog von Tirol . . ."

"Giebt es denn noch einen solchen?" rief Friedrich und trat vor. "Hier ist, was von ihm übrig blieb!"

"Ihr seid's," rief Linus, indem er ephrüblich das Knie beugte. "Ich danke Gott, daß ich glücklich

hereingelommen und meine Botschaft sagen kann . . . ich komme von Rosen."

"Von Rosen?" fragte der Herzog verwundert. "Ist das nicht tief hinten an den Degthaler Farnern, wo Ruzzo haust, der unmürsche Alte, mit seinem schönen Töchterlein? Was bringst Du von dort? Wer sendet Dich?"

"Ich komm' von Rosen, Herr Herzog," erwiderte Linus, "mehr hab' ich nicht zu sagen. Im Degthale hausen die saligen Fräulein — ein solches ist mir erschienen und hat nicht von mir gelassen, bis ich mich auf den Weg gemacht hab', Euch zu warnen und zu retten . . ."

Um die Lippen des Herzogs spielte ein leichtes Lächeln. "Ein salig Fräulein," rief er, "hat sich um meinethwillen bemüht? Und wovor willst Du mich warnen? Wodurch mich retten?"

"Das wußt' ich erst selber nit," sagte Linus, "es hieß nur, daß Euch eine große Gefahr drohe — seit ich aber hier bin, weiß ich wohl, daß sie's hier falsch mit Euch meinen, daß sie zum Schein mit Euch verhandeln und heimlich dran denken, Euch aus dem Wege zu räumen."

Friedrich maß ihn misstrauisch mit den Augen. "Wer bist Du, Gesell?" rief er. "Wie willst Du, daß ich Dir trauen soll?"

"Ihr dürft's, Herr Herzog," entgegnete Linus, "auf Rosen meinen es Alle gut mit Euch und ich auch . . . Das Gemach da hab' ich nur angezogen, weil ich sonst den Weg zu Euch mit gefunden hät' . . . ich bin aus dem Burggrafen-Amt, aus Aund . . . wißt es ja wohl, schier am Fuß von Eurem Schloß Tirol . . . bin ein Tirolerbauer!"

Er hatte Hut, Kutte und Bart abgeworfen und stand in seiner heimischen Tracht doppelt kräftig da, mit erhitzen Wangen, ein junger Kriegerheld im Vollenrock. Lange und mit Mühsung hingen die Augen des Fürsten an ihm . . . "Grüß Dich Gott, Tiroler-Bauer," sagte er dann, "es ist mir lange nicht so gut gemorden, einen zu sehn . . ."

"Hab' ich es nicht gesagt?" flüsterte ihm Mällinen zu. "In Tirol ist noch Hoffnung — der Bauer ist noch da!"

Friedel trat vor Linus hin. "Was weist Du von der Gefahr, die mich bedroht?" sagte er.

Linus erzählte.

"Kein Zweifel, gnädigster Herr!" rief Mällinen. "Das geht nur gegen Euch! Sie wollen Euch an's Leben und weil sie den Muth nicht haben, es offen zu thun, zetteln sie den Auflauf an, um Euch frasslos im Getümmel zu erschlagen! Die feigen Schurken . . . Werdet Ihr auch jetzt noch Euch beereuen, zu fliehen?" "Es wäre thöricht, dem Mordmesser still zu halten, das auf mich gesüßt ist . . . aber wie sollen wir von binnen kommen?"

"Dafür ist gesorgt," rief Linus eifrig, "ich hab' es vorbedacht und diese Strickleiter mitgebracht . . . Dies Fenster führt, wie ich mir vorge stellt, schnur gerade hinunter in den See . . . Wichtig, dort liegt der Nagen schon bereit! Ich will zuerst hinauf, Herr Herzog, und damit heranzubern, so gut ich's kann, dann steigt mir nach . . ."

"Aber wie gelangen wir durch das verschlossene Hafenthörlein?"

„Seid unbeforgt, ich habe die Lösung — sie heißt Achtenstein . . .“

„Achtenstein? Ich hab' es geahnt!“

„Hört Ihr, Herr Herzog?“ rief Linus, während von der Straße herauf dumpfes Geschrei und das Gewirr streitender Stimmen hörbar wurde und Mül-
linen den Thürriegel vorstieß, um gegen den ersten Anlauf gebedt zu sein. „Hört Ihr, der Anlauf be-
ginnt . . . nehmt Kutte und Pilgerhut, daß Ihr un-
tenntlich seid, dann folgt mir nach — die Leiter ist
festgeknüpft, . . . ich reize voran . . .“

„Wohin aber willst Du mich führen?“ rief
Friedrich, sich vorbereitend.

„Wohin Ihr wollt!“

„Das Wichtigste, gnädigster Herr,“ rief Mül-
linen, „ist, daß Ihr wieder in Tirol seid, daß Ihr von
hier fort kommt, daß Ihr wieder frei werdet und
Herr Eures Leibes wie Eures Willens . . . sie wer-
den Alles durchstöbern und auspähen; der verbor-
genste Ort ist darum der beste.“

„Es giebt keinen verborgeneren als die Eiswüsten
des Oetzthals . . . ich will dahin . . . habe wohl
nicht gedacht, dem Alten den Besuch, den ich ihm
versprochen, so machen zu müssen!“

„Fort, Herr Herzog,“ rief Linus, indem er sich
aus dem Fenster schwang, „der Lärm wird immer
lauter, sie kommen schon an's Haus . . .“

„Fort,“ rief auch Mül-
linen, „das Zohlen und
Gebüll kommt näher — sie bringen ein und über-
wältigen den Wächter . . .“

„Und Du?“ fragte der Herzog, in-
des von unten herauf das Plätschern vorsichtiger Ruderschläge
hörbar wurde.

„Ich bleibe hier,“ entgegnete Mül-
linen, „und decke Euch den Rücken?“

„Nein, komm' mit . . . wenn ich Dich zurück-
lasse, ist es Dein Tod!“

„Ich falle nicht — mein Ständlein kann nicht
schlagen, eh' Ihr wieder eingezogen seid in Eurer
Festburg zu Innsbruck! Geht Ihr nach Rosen,
gnädigster Herr, und wartet ruhig, bis ich Euch Bot-
schaft sende. Ich will das Land durchstreifen, will
Weißbriach, Oheim Dieffenhoven und all' unsre Treuen
aufsuchen und sammeln — mit dem Schwert in der
Hand sollt Ihr dann vor Costenz rücken und Rechen-
schaft fordern!“

„Treuer, redlicher Freund!“ rief der Herzog er-
griffen. „Wie zahlst Du mir's ekel beim, daß ich in
thörichtester Verblendung Dich von mir wies! Leb'
wohl denn — wenn wir uns wiedersehen, soll unter
uns ein Bund errichtet werden, wie er noch nicht ge-
wesen zwischen Fürst und Vasall . . . Du sollst mein
Bruder sein!“

„Der Curige bist in den Tod,“ rief Mül-
linen, während der Herzog aus dem Fenster in den Rachen
hinabstieg. „Es war die höchste Zeit!“ fuhr er dann
zurücktretend fort, denn gegen die Thür donnerten
schon die Schläge und Stöße des heraufstürzenden
Gesindels. „Aufgemacht!“ schrien wilde Stimmen
durcheinander. „Hieber ist er geflohen!“

„Hier ist Niemand verreckt,“ entgegnete Mül-
linen, indem er sich zum Kampf bereitete. „Geht
Eurer Wege und sucht Ihr einen Wörder, so nehmt

nur Einen von Euch dafür . . . Fort, Gesindel, wir
wissen, was Du im Sinne hast!“

„Aufgemacht!“ ertönte es wieder. „Unterhandelt
nicht lang! Schlag ein!“

Die Thür dröhte und schüttelte unter erneuten
Schlägen, da riß Mül-
linen plötzlich den Kiegel zurück und die Thür auf — verblüfft blieb die tobende
Schaar beim Anblick des wohlgerüsteten Kämpfers
stehn. Die Ueberraschung währte aber nur einen
Augenblick, im nächsten ward die Stimme des Knecht's
wieder hörbar. „Hinein!“ schrie er. „Reißt ihn
nieder! Hier muß der Wörder Eures Kameraden
verreckt sein! Hinein, daß er nicht durch's Fenster
entkommt . . .“ Bögernd drängten die Männer vor,
Knecht aber setzte gleich einer wilden Rage zum
Sprunge an, um in das Gemach und dem Ritter in
den Rücken zu kommen, aber mitten im Anlauf fau-
te dessen Schwert auf ihn nieder, daß er mit gepaltem
Schädel zu Boden plumpste und in wenig Augen-
blicken sich im Tode streckte. „Kommt an, wer noch
Luft hat, meinen Damascener zu kosten!“ rief Mül-
linen, aber des Führers beraubt, wich die Menge
zurück; auch von unten herauf kirrten Waffen, —
um nicht umgangen und eingeschlossen zu werden,
drängte und stürzte Alles in wildem Knäuel die Stiege
hinab.

Eüfertig kam ein Abgesandter des Concils herbei,
um sich nach dem Befinden des Herzogs zu erkundigen
und ihm das Bedauern auszuspochen, daß die Ruhe-
störer sich erfrecht, bis zu ihm vorzubringen.

„Schafft den Kerl fort,“ entgegnete Mül-
linen, das Schwert abwischend und in die Scheide stoßend,
„ich hab' ihm die Abrechnung mit denen erspart, die
ihn gebungen haben . . . er mag's in der Hölle
nachholen!“

„Gebungen!“ stammelte bett offer der Abgesandte.
„Wer könnte es wagen . . .“

„Ich wag' es, Hans von Mül-
linen — ich werfe
meinen Handschuh hin und sage, der Ueberfall war
angezettelt, um den Herzog im Geräuß zu erschlagen!
Der Herzog aber befindet sich besser, als Euch Allen
lieb ist — er ist frei und die Antwort auf das freund-
liche Bedauern werdet Ihr bald deutlich genug zu
hören bekommen!“

Vestürzt eilte der Gesandte hinweg; der Herzog
hatte kaum das jenseitige Ufer erreicht, als die Sturm-
glocken erwachten und Alles aufriefen zur Verfolgung
und Spähe. —

— — — Wieder dümmerte der Abend, als
Linus mit dem Pilger vom Oetzthale herkommend
in das Seitenthälchen einbog und die Ache auf-
wärts dem Rofner Hofe zuschritt. Die Wanderung
hatte nur eini'g' Tage gedauert, aber sie war bes-
mühseliger und gefährlicher gewesen — manchmal
war es nahe daran, daß der an solch' Anstrengungen
und Entbehrungen nicht gewöhnte Fürst völlig zu er-
liegen drohte: ein Sturz über einen Fels hatte ihm
vollends den Fuß verdummet und geschürt, daß er
nur mit Schmerz und langsam vorwärts kommen
konnte und der treue Linus ihm nicht bloß zum Führer
dienen, sondern auch seine Stütze und nicht selten sein
Träger sein mußte. Das Gerücht von der Flucht
des Herzogs hatte sich weiter verbreitet mit der
Schnelligkeit eines Feuerzeichens, das sich von Berg

zu Berg entzündet; das Volk trug es mit eilender Geschäftigkeit von Thal zu Thal, von Gehöft zu Gehöft, unruhig und hastig sprengten die Boten der Ritter von Burg zu Burg. Gelang es dem Herzog, nach Tirol zu kommen und wohl gar wieder Fuß zu fassen im Lande, so drohten neue Verwundungen, neue Gefahren für sie und ihre Verrechte, darum waren Späher nach allen Seiten ausgesandt, jede Straße ward beobachtet und beinahe jeder Wauerer angehalten. Deshalb war es nöthig geworden, die einfachsten Bergpfade zu wählen, welche nur von Jägern oder Sennen kaum ein paar mal im Jahre begangen wurden und auf welchen nur selten eine ganz abgelegene Sennhütte ein dürftiges Lager und eine noch dürftigere Mahlzeit bot. Der Einrud, den all dies, sowie die Schauer der Bergwelt, die er noch nie so nahe, noch nie in so überwältigender Größe gesehen, auf Friedrichs Gemüth herabdrückte, war tief aber still: er hatte noch nie so bitter sich aller Herrlichkeit entseht, so ganz als ein armer schwacher Mensch gefühlt und erkannt, als in den langsam ziehenden Stunden einer solchen Nacht, die ihn auf der bloßen Erde gebettet und ihm einen Stein zum Kopfkissen gegeben hatte, wo der Schlaf vor Uebermüdung seine heißen Augen schloß und er verloren emporfaß zu den Berg- und Griesen, die so starr und unerbittlich standen, und zu den Sternen, die hoch oben dahin wandelten und sich um das Leid nicht kümmerten, das unten auf Menschenfüßen lastet und nicht unterscheidet, ob sie eine Bauernmüge getragen oder einen Fürstenhut. Er sprach nicht darüber, aber die seinem Wesen obnehin einwohnende Freundlichkeit steigerte sich, sie ward milder und wahrer und gewann ihm das Herz seines Führers, der ihn erst nicht ohne geheimen Groll geleitet hatte, so vollständig, daß er ihm mit Leib und Seele anhing und keinen Umweg, keine Anstrengung schonte, ihm die Beschwerden des Weges weniger fühlbar zu machen. Nur Eine Frage beantwortete er mit immer gleicher Zurückhaltung, die nach seinem Absender und nach des Kosners schönem Tochterlein — er blieb dabei, ein salziges Fräulein sei es gewesen, das ihn erschienen und ihm befohlen, nach Costenz zu wandern.

Die Ankunft zweier Gäste war etwas so Ungewöhnliches in dem einsamen Kosnerhof, daß Ruzzo, der sie von der Stube aus hatte kommen sehen, heraus trat, sie zu begrüßen. Dem flugen Alten war nach Vinus' Entferrnung das veränderte Wesen nicht entgangen, das sich an Weidels Mund gab: er hatte bald dem saltenlos offenen Gemüth den Grund seiner Unruhe und all' sein Geheimniß abgefragt, das es für unergründlich hielt, weil es sich dasselbe selber nicht gestand — er erkannte Vinus von Weitem und war selbst gespannt, von dem Erfolge seiner Sendung zu hören. Die Pilgerlute machte ihm den Herzog, den er nur einmal gesehen, unkenntlich.

„Grüß Gott miteinander auf Rosen,“ sagte er. „Grüß Gott, Vinus — was bringst mit aus der Welt?“ „Einen Gast, Vater Ruzzo,“ erwiderte Vinus, „dieser Pilgersmann hat mich begleitet und will eine Weile auf Rosen haufen . . .“

„Das kann er, wenn Du ihn mitbringst, Vinus: auf Rosen ist er gut aufgehoben — da spricht gar selten ein Fremder ein.“

„Ich bin auch kein Fremder,“ sagte Friedrich, „wir kennen einander von Innsebrud her . . . Du hast mich damals eingeladen und da bin ich nun!“

„Bist Du es wirklich, Herzog Friedel?“ rief der Bauer sturzig. „Ja, Du bist es — Gott sei Lob und Dank, daß Du wieder hier und den Heimtückern Allen aus den Händen bist! Hättest eben mit fortgehn sollen, aber bist halt noch ein junger Herr . . . dassel' kann man nicht verlangen von Dir, daß Du Alles recht machen sollst . . . aber weil Du nur wieder da bist! Tritt ein auf Rosen, Herr von Tirol . . . in das Eigen eines freien Mannes und schau' es an als Dein eigen und sicher bist Du hier wie im Grab — meine Hand darauf! Riam sie nur, Herzog Friedel,“ fuhr er fort, „als hätte ich jögern schien, „sie ist wohl hart und rauh, aber sie hält desto fester!“

Hand in Hand folgte der Herzog dem Bauer in die Stube, wo dieser einen Bißchen Brod vom Laibe schnitt, in das Salzfas auf dem Tische tunkte und mit seinem Gaste theilte. Dann brachte er eifertig einen Krug Wein, und dem Herzog hatte an der aländerten Tafel der Goldpokal voll des edelsten Traubenfaßts nicht so gemundet, wie jetzt in der schlichten Bauernstube der leichte Rothwein von Bezen aus dem unscheinbaren Holzbecher. „Trink, Herzog Friedel,“ rief Ruzzo, „und laß Dir's nit ansehen, wann's Dir eine Weil' überzwerch geht . . . der Flaßch wird am besten, der am stärksten getreten wird . . . ich bring' Dir's, Herzog, und dem Tiroler Land! . . . Jetzt aber laß mich nach Deinem wehen Fuß sehen,“ fuhr er fort, indem er dienstfertig vor dem Fürsten hintrat und ihm die Schuhriemen löste. „Hast Dich bbe gersunden . . . bist alm' das Wandern nit gewöhnt in unsern Bergen — Gib mir das Murmentalschalz dort von der Stelle herunter, Vinus, das ist das beste Mittel für solche Schädin: in ein paar Tagen, Herr, bist wieder frisch und munter!“ Der Bursche reichte ihm eine Flaßche mit gelblicher flüssiger, aus welcher der Alte einen tüchtigen Verband bereitete und anlegte.

Die Ermüdung des Herzogs war zu groß, als daß die Unterredung lange dauern konnte; er schonte sich nach Ruhe und Schlaf und schickte sich an, Ruzzo in das obere Stockwerk zu folgen, wo in dem besten Geleg des Hauses das Lager für ihn bereit war. Stehen bleibend warf er noch einen prüfenden und suchenden Blick durch die Stube.

„Schau' Dir die Stube an, Herzog Friedel?“ sagte Ruzzo. „Nst freilich ein großer Abstand gegen Deine Burg in Innsebrud!“

„Es ist nicht darum,“ entgegnete der Herzog, „aber ich traune, daß ich eine Person nicht erblicke, der zu begegnen ich wohl erwartet habe. Soll Dein schönes Tochterlein mich nicht begrüßen in Deinem Hause?“

Der Bauer sah ren Fürsten mit einem festen Blick voll eigenthümlichen Ausdrucks an; dann senkte er wie trauernd das Auge und wandte sich ab, indem er Vinus rasch einen Wink des Einverständnisses zuwarf. „Das Weidels, Herzog Friedel,“ sagte er gesenkten Tons, „das kann Dir nit Grüß Gott sagen — das ist gesterben . . .“

„Gesterben?“ rief Friedrich erschreckt. „Ja

solcher Jugend und Schönheit? Ist das möglich . . . Und mein Begleiter hat auf all' meine Fragen noch ihr mir nichts davon gesagt?"

„Ich hab's nit sagen wollen,“ sagte Vinus, der schnell die Absicht des Alten durchschaute und gern darauf einging. „Hab's wohl gemerkt, daß das Weibele Euch auch gefallen hat . . . ich hab' Euch nit betrüben wollen . . .“

„Das ist bei Gott betrübend!“ rief schmerzlich der Herzog. „Wahrlich, ich wißte nicht, welche Nachruft in diesem Hause mich mehr zu betrüben vermöchte! Schade, Schade um die schöne Blume, daß sie so früh zu welken bestimmt war! — Wahrlich, bitter genug muß ich auf jedem meiner Schritte erfahren, daß Alles vergänglich ist, Macht und Glück — Jugend und Schönheit!“

Trotz seiner Müdigkeit währte es lang, ob' er einzuschlafen vermöchte; das Bild des schönen Mädchens, das so früh von ihnen gemüßt, wick nicht vor seiner erregten Seele: als er endlich halb entschummerte, weckte ihn bald ein Geräusch vor dem Hause und halb auf seinem Lager sich aufrichtend, blickte er durch das daneben befindliche Fenster in den monberhellsten Hofraum hinab, von wo die Laute zu kommen schienen. Eine weibliche Gestalt huschte um die Ecke; er wußte kaum recht, ob er wache oder träume — aber es schien ihm die Gestalt des schönen Weibele zu sein. Als er am andern Morgen dem Alten davon erzählte, schüttelte dieser gelassen den grauen Kopf. „Hast wohl geträumt, Herzog Friebel,“ sagte er, „oder es ist wohl gar ein soliz Früulein gewesen — die sprechen zuweilen ein auf Rosen . . .“

Der Herzog schwieg und fragte auch nicht mehr, als Vinus Urlaub nahm, nach Almond zu seinem Vater zurückzukehren. Er fühlte, daß etwas wie ein Geheimniß ihn umgab, und wartete ruhig die paar Tage ab, bis sein gehellter Fuß ihn gestattete, die Stube zu verlassen. Er griff nach Ruzzo's Röcher und Armbrust und wollte hinaus, sein Jagzgeißel zu versuchen. „Bring' Dir ein Steinhuhn mit zum Umbig,“ sagte der Rosener, „aber wag' Dich nit zu sehr, Du bist das Bergsteigen nit gewöhnt. Besonders bleib' vom Bernagtsferner weg, der da hinten ansteigt: der ist selber für unser Eimen gefährlich, zumal jetzt. Es ist ein Stück Eis heruntergerutscht und staut die Ach' auf . . . Wenn der nächste Sommer nit hilft, kann's wohl kommen, daß aus der ganzen schönen Weid' ein See wird!“

Das war nicht der Weg, den Herzog abzuschreden; er that anfänglich, als wollt' er einen andern Pfad einschlagen, aber bald kam er auf einem Umwege in das gefährliche Thal und stand dem Gletscher gegenüber in der grünenen Matte. Aber er fand nicht, was er gesucht; das Thal war einsam und nichts zu hören, als der Flügelschlag eines Lämmergeiers, der darüber hinstrich. Verdroffen wollte er sich wieder zur Umkehr wenden, als ein feines eigenthümliches Klingen zu seinem Ohre drang; es tönte wie fernes Heerengeläute und schien aus der Höhe herabzukommen, als ob droben über den Felsen nach einer der Weiderläge liege, wie sie hier und da in den höchsten Schluchten vorkommen und abgeweidet werden müssen, weil das Gras nicht her-

abgebracht werden kann. Lange horchte er und spähte rings nach der Spur eines in die Höhe führenden Pfades oder nach einem Fesselspalt, in welchem er hinauf zu klettern vermöchte — es war vergebens, das Gestein stieg schroff und steil wie Mauern empor, er hätte der Hügel des Geiers bedurft, um den Gipfel zu erreichen. Fortschend schritt er längs desselben hin, da rauchte es leicht über ihm und wie von oben herabgeworfen fiel etwas zu seinen Füßen nieder. Es war ein kleines Pflänzchen von unscheinbaren graugrünen Blättern, ganz frisch mit sammt der Wurzel ausgerissen. Verwundert betrachtete er das Pflänzchen, begierig schaute er in die Höhe, es war Alles öde und schweigsam wie zuvor. Er steckte es auf seinen Hut und eilte nach Hause.

„Hat Dir das Kräutle gefallen, weil Du Dir's gepflückt hast?“ sagte Ruzzo, als er es ihm zeigte. „Hast eine gute Wahl getroffen, Herzog Friebel! Kennst Du das Pflänzle nit?“ Das ist die Steinraute, das edelste Kräutlein, das zu allerhöchst auf den Felsen steht, wo nur noch der Gams-Kreß wächst — viel fürnehmer noch als das Edelweiß und wer's auf dem Hut trägt, ist vor dem Schwindel sicher! Schau's nur recht an, es sieht nit viel gleich, aber wenn's verdorrt ist, dann hat's einen viel feinern Duft als alle andern Pflanzlein und der Rauch bleibt und verweht nit wieder . . .“

Friebel nahm den Hut ab; der Strauß war verwelt, ein unsäglich lieblicher Duft strömte ihm davon entgegen.

Das Grauen des nächsten Morgens traf ihn schon wieder in dem Fernerthal; er wollte durchaus erspähen, woher ihm die geheimnißvolle Gabe gekommen, aber Tage vergingen, ohne irgend eine Spur, ohne ein neues Ereigniß: nur von Zeit zu Zeit lodten die unsichtbaren Heerdengoldlein wie überirdische Töne. Er achtete weder Gefahr noch Mühe und versuchte nun, von einer andern Seite her auf die Höhe zu gelangen; sein Weg war zu schroff, den er nicht erklimmte, seine Klust war so weit, daß er sie nicht überprang — das Geheimniß hatte seine ganze Seele eingenommen und half ihm glücklich über die Tage des Wartens hinweg, die er in dem einsamen Rosen zubringen mußte.

Einmal hatte er wieder einen Versuch nach einer neuen Richtung gemacht, nach welcher ihn eine Spur, die einem Pfade glich, geleitet hatte. Ohne an den Rückweg zu denken, war er ihr hastig gefolgt und gewahrte seine Lieberleitung erst, als er plötzlich auf einer vorgehobenen Platte stand, welche weit überhangend nach links in einen unabhsehbaren Abgrund führte, während rechts und hinter ihm eine schroffe Felswand anstieg und die Rückkehr verperrte. Betroffen blickte er um sich und schon wollten Besorgniß und Unruhe sich seiner bemächtigen, als unweit von ihm ein Stein niederfiel. Er blickte auf — es war keine Täuschung, dem ersten Steine folgten mehrere, alle mit Sicherheit nach der nämlichen Stelle geworfen; es war unverkennbar ein Zeichen, das ihm gegeben werden wollte. Verhutsam näherte er sich dem Plage und gewahrte mit Staunen den Anfang des Pfades, den er in der Eile und Verwirrung nicht mehr gefunden. „Das ist wirklich wunderbar,“ sagte er, um sich her blickend, „nirgends ein menschlich Wesen zu sehn und zu

hören . . . fast beginne ich selber zu glauben, daß es ein salziges Fräulein ist, das mich umgibt und beschützt!"

Es war wohl nur natürlich, daß er schon am nächsten Tage den gesunden Pfad wieder und diesmal mit größerer Vorsicht verfolgte, die auch zum Ziele führte. Er entdeckte bald, wo er seitab gehen war und daß der Weg sich gegenüber hinter einem Felsjaden bequem fortsetzte und erweiterte — noch wenige Schritte und er hielt an, überrascht von dem Anblick, der sich wie zauberisch mit Einemmale vor ihm öffnete. Von glänzenden Felshörnern wie von einer Schaar in Stahl und Silber geharnischter Riesenwächter umgeben, dehnte sich fastig grüne, würzhaltig duftende Weide; Kinder ruhten sorglos im Grase ober wandelten weidend mit den Halslocken hin und wieder. In der Mitte erhob sich eine kleine, aus Balken gefügte Stennhütte, wirthlicher Rauch wirbelte aus ihr empor, vor derselben saß ein Mädchen, und ein schöner, wehmüthig tönender Gesang mischte sich von fern her in das harmonische Kläuten der Herdenglocken.

Mit besüßelten unhörbaren Schritten eilte er näher — endlich stand er vor der Lösung des Räthsels, das ihn auf Rosen umgab: es war wirklich das tobtgegläubte, liebvertraute Mädchen. Mit einem Schrei sprang sie auf, als sie ihn erblickte und wollte in die Hütte eilen, aber schon war er bei ihr und hielt sie mit seinen Armen umfangen.

„Du lebst?“ rief er. „Du bist es wirklich, Mädchen, das man mir tobt gesagt? Sie haben mich also betrogen . . . sie wollten also nicht, daß ich Dich wiedersehe! Warum wollten sie das? . . . Mädchen — so rede doch, damit ich wirklich sehe, daß Du noch lebst . . . damit ich höre, ob Du mich wiedererkennt!“

Moidele war zu erschreckt und ergriffen; sie konnte nichts erwidern und nickte nur zur Antwort.

„Nun denn,“ rief der Herzog wieder, „so löse mir das Räthsel! Hat Dein Vater solche arge Meinung von mir, daß er Dich vor mir bis in's Grab verbergen zu müssen glaubte? Oder bist es Du selber, die vor mir geklohn?“

Sie konnte nur schwach den Kopf schütteln.

„Warum dann diese Flucht? Mädchen, komm' zu Dir — rede! Ist es Dir zuwider, mir zu begegnen? Fürchtest . . . haßest Du mich, oder . . .“

Er verstummte — die Ahnung des wahren Grundes dümmerte in ihm; was noch dunkel sein konnte, erleuchtete die Glut, in welcher Moidele's senft so bleiche Wangen entbrannten.

„Mädchen . . .“ rief der Herzog entsetzt, „dürftest du glauben, was in diesem beglückenden Oder liegt? Du bist vor mir geklohn, weil Du mich nicht haßest? Dein Vater zwang Dich dazu, weil er das wollte . . . weil er fürchtete, Du könntest mich wohl gar lieben! . . . O sag' es — bekenne, längere mir nicht ein Glück, das Deine süße Befangenheit mir doch schon verrathen hat . . .“

Moidele lag noch immer wie bewußtlos in seinen Armen; die Röhre aus ihren Wangen machte wieder der gewohnten Blässe Platz, ihre Augen waren geschlossen — er beugte sich sanft herab, sie auf die Stirn zu küssen: da war es, als ob sie die Annähe-

zung seiner glühenden Lippen spüre; wie von unsichtbarer Macht gehoben, stand sie plötzlich aufgerichtet da und hatte sich seinen Armen entwunden.

„Es wär' besser, Herr, Du hättest den Weg zu mir mit gefunden,“ sagte sie mit weicher, bebender Stimme, „— aber weiß' doch so ist, will ich nichts läugnen, was wahr ist . . . Ja, Herr, mich hat noch nichts so gefreut im Leben, als daß ich Dich wiederseh' . . .“

„Und Du warst es auch, die mir mit den Steinarwürfen den Weg gezeigt? Du hast mir die Steinarnte zugeworfen?“

„Mußt deswegen nit ungleich von Moidele denken,“ sagte sie tief erröthend, „es ist mir gar zu hart an'tommen, daß ich Dir wie eine Gesterbene sein sollt' und sollt' Dir gar kein Zeichen geben . . . Ich hab' halt nit denkt, daß Du die Eis-Alm' finden thätst . . .“ Bekommen schlug sie dabei die Augen nieder, dann aber hob sie dieselben und aus dem Strahle derselben brach die ganze Reinheit ihrer Seele, die ganze Wärme ihres Herzens.

„Engel von einem Mädchen,“ rief der Herzog hingerissen, „mein guter Stern hat mich zu Dir geführt . . . Du liebst mich . . .“ Er wollte sie verlaugend in seine Arme schließen, aber mit der Gewandtheit eines Vogels entschlüpfte sie ihm.

„Nit so, Herr,“ sagte sie mit dem Ausbruch der innigsten Unschuld, „wann's Dir nit zuwider ist, daß ein geringes Bauernkind Dich lieb hat, so will ich's wohl sagen . . . Ich thät's nit, Herr, wenn ich nit wüßt, daß Du so gut sein mußt, wie Du aus'staust . . . Herzog und Bäurin aber, die thun nit mit einander und wenn Du wieder in Deiner Burg in Innsbruck sitz'st, wirst nit wollen, daß das Moidele roth werden muß, wenn's an Dich denkt . . .“

„So glaubst Du, daß ich wieder dahin zurücklehren werbe? — Dann wird es nur mit Dir geschehn und mit Deinem biedern Vater! Ihr habt mir eine Zuflucht gewährt, Ihr sollt für immer bei mir bleiben, mit Wärdem und Schönen will ich Euch überhäufen, wie noch kein Fürst gedankt . . .“

„Das wird der Vater nit annehmen, Herr — und ich . . . für mich ist auch kein Platz zu Innsbruck: ich bleib' auf Rosen — ich bin schon zufrieden, Herr, wenn Du manchmal an's Moidele denkst und wann ich gestorben bin, schick' ich Dir schon ein Andenken . . .“

„Welche Gedanken! Wie kommst Du auf den Tob, mitten im schönsten Augenblick des Lebens?“

Moidele's Blick hing wieder erstarrt an den Gletscherbänern. „Es weiß' alm Keines, wie bald seine Zeit um ist . . .“ sagte sie dumpf; dann bot sie dem Herzog die Hand. „Aber es ist Zeit, Herr, daß Du auf Rosen heimgehest — der Weg ist weit . . .“

„Und darf ich wiederkommen, Moidele?“

„Gern, wenn Du willst . . . Der Vater hat's so haben wollen und ich hab' ihm gefolgt . . . ich hätt' mich nicht geschickt vor Dir, Herr, denn ich weiß ja doch, daß ich gut aufgehoben bin bei Dir!“ Sie erhob sich und gab ihm bis an die Festsengrenze das Geleit.

Herzog Friedrich gewahrte von dieser Stunde an nicht mehr, wie schnell die Tage sich zu Wochen reiheten, ein so seltsames Liebesleben brach ihm in Mitte

der Eiswüste auf, wie eine grüne Insel im endlosen Sandmeer. Er konnte die Stunde kaum erwarten, wo es ihm vergant war, in das einsame Aintthal zu eilen, an dessen Eingang Weidele schon seiner harrete und ihn mit leuchtenden Augen empfing. Sie machte kein Hehl daraus, wie seine Gegenwart sie beglückte; mit dem seligen Lächeln eines Kindes laufte sie den feurigen Betherungen seiner Liebe und Häßlichkeit, aber sie blieb ihm fern: jeden auch noch so leisen Versuch einer Annäherung wies sie ruhig und zart, aber unnahbar zurück; daß sie ihm zum Gruß und Abschied die Hand reichte, war die einzige Gunst, die sie ihm gestattete. Er selbst ehrte sie bald wie ein höheres Wesen: in seinem sturmge-reinigten Gemüthe dämmerte die Ahnung einer Liebe auf, selbstlos und rein, wie er sie noch nicht gekannt: es war ihm freudig zu Muthe, wie noch nie im Leben und edle Entschlüsse keimten daraus. Sie horchte athemlos den Erzählungen von seinen Erlebnissen, Schlachten und Abenteuern, oder erzählte hinwider von den kleinen Begebenheiten und Ereignissen des engen Bergthals oder sang ihm Vieder vor und Mährlein von den wilden Männern, die einst in den Bergen gehaust, von den Zwergen und Nörgeln und den saligen Fräulein.

Dann blickt er, zu ihren Füßen sitzend, wohl zu ihr empor und meinte, sie möge wohl selber eine von den Saligen sein.

„So rein möcht' ich wohl werden wie sie,“ sagte sie und blickte nach den Eisjunkten, als ahnte sie, daß ihre Heimat in dem klaren Elemente sei, das nun deren Stirnen wehte. „Wenn ich einmal bei ihnen bin, Herr — dann halt' ich Wert und schide Dir ein Zeichen!“

„Immer diese Gedanken!“ erwiderte Friedrich. „Es ist gut, wenn man immer an's Scheiden denkt. . .“ küßte sie, indem sie erstarrend vor sich hinsah; der Geist geheimer Kunde kam wieder über sie. „Was ist Dir?“ rief der Herzog erschrocken. „Was geht mit Dir vor!“

„Es ist vorbei. . .“ sagte sie, „der Bot', der Dich abrufte, Herr, klopft schon an die Thür. . . das Scheiden ist da! Ich seh' Dich nimmer wieder, Herr, und ach, ich hätt' Dir noch so viel zu sagen. . . O Du selige Zeit — o Du kurze, kurze Zeit. . .“

„Ich fasse Dich nicht. . . beruhige Dich doch. . .“ „Es ist vorbei, Herr — morgen mußt Du fort: aber ich geh' Dir das Geleit — Niemand als ich — ich will bei Dir sein bis zum letzten Augenblick. . .“ Als Friedel in Rosen eintrat, harrete seiner der vorhergesagte Bote und brachte die verheißene Kunde des treuen Müllinen: nächsten Sonntag solle der Herzog in Landed sein und wenn es zur Vesper läute, über die Rosanna-Brücke gehn.

Am Morgen trat der Herzog aus der Thür des gastlichen Rosnerhofs. „Nimm meinen Dank für das, was ich nicht vergelten kann,“ sagte er gerührt zu Ruzzo. „Nicht zum Lohn, zum Andenken sollst Du befreit sein von aller Steuer und Gab' und das Haus, das mir eine Freistadt geworden, soll eine Freistadt sein und bleiben jedem Bedrängten — für alle Zeit!“

Bald war die Eiswüste des Niederjochletschers überschritten; Noibele war der Führer. Am Ende

des Jerners, mo das Leben und das Grün wieder begann, blieb sie stehn.

„Hier ist das End,“ sagte sie, „dort unten liegt der Zinailhof, Du kannst nicht mehr sehn, Herr: dort wartet der Knecht auf Dich, der Dich durch's Matsch hinausführt in's Bintschgau und sicher nach Landed bringt. . . Jetzt muß ich umkehren. . . V'hit Dich Gott, Herr. . .“

Sie bot ihm die Hand und sah ihm lang und fest in's Gesicht, als wollte sie sich die Züge tief einprägen, eine Thräne umflorte ihr den Blick.

Der Herzog war nicht minder ergriffen: er küßte ganz, weiden er schied.

„V'hit Gott,“ wiederholte sie, „denk' diem' (manchmal) an's Noioele, Herr — ich halt' schon Wert und schid' Dir ein Andenken. . .“

„Wie schwer wird mir, von Dir zu scheiden!“ rief der Herzog. „Warum willst Du nicht mit mir gehn! Warum darf ich nicht bei Dir bleiben für immer!“

„Ich bleib' auf Rosen,“ sagte sie. „Dein Platz aber ist draußen, Herr — auf Dich wartet das Tirolerland. Du wirst ihm ein guter Herr sein und auch dem Bauern sein Recht geben — sie verdienen's all' Beide. . . Und so, Herr. . . b'hit Dich Gott. . .“

„Eh' er zu erwidern vermochte, war sie fort und schon eine Strecke entfernt; traurig sah er ihr nach — mit einemmal wandte sie sich um, eilte zurück und lag aufschluchzend an seiner Brust. Ein inniger Kuß brannte auf seinen Lippen — dann verschwand sie wieder, und als er durch den grünen Bergwald niederstieg, tönte ihm noch lang der wehmüthige Gesang nach, dem er so oft zu ihren Füßen geklaut.“

Die Hirten, die träumend neben ihren Schafen im Graze lagen, sahen empor und lauschten. „Das ist ein salig Fräulein!“ sagten sie untereinander. „Sie singt so traurig, weil sie etwa bald fortziehn will — sie wird wohl Abschied nehmen!“

Zweites Capitel.

BauernegeSpiel.

Zu Landed an der Innbrücke war groß Gedräng, denn es galt ein Doppelfest, fröhliche Kirchweih und noch fröhlichere Zährmarkt und dazu war wohl kaum ein Ort geeigneter, als das freundliche Landed, das, vom Inn in zwei Theile getrennt, am Ausgange jener Felschluchten liegt, durch welche der Streun sich herauswühlt, um sich dann dem eigentlichen obern Thale zuzuwenden, das nach ihm den Namen trägt. Wie an einer Ecke treffen da drei Heerstraßen zusammen; die eine aufwärts an der in den Inn stürzenden Rosanna, dem Arlberg und den Berlanden zu; die andre aufwärts nach Imst und Innsbruck und die dritte vom Rücken her aus dem Bintschgau und dem Burggrafen-Amte. Unweit davon mündet auch manch' kleineres Thal, wie das vom Piz, das Pannaun und das Kaufertal. Darum war es den Bauern all' dieser Gegenden hoch willkommen, wenn der Tag kam, an welchem die rotze Fahne mit dem weißen Kreuz an dem Thurme des kleinen Landedkirchleins ausgehangen wurde, denn sie wußten, daß sie auf dem Markte Alles fanden, was sie in Haus und Wirtschaft bedurften. Jede

Anschaffung ward auf diesen Tag verspart um des guten Abjages willen säumten auch die Krämer und Kaufleute nicht, mit ihren Waaren sich einzufinden. Zu beiden Seiten der Brücke schlugen sie ihre Tische auf und spannten an Stangen leichte Zelte darüber, denn die Augustinose legte sich mit allem Nachdruck in die offene Bergmulde. Da waren Tuchhändler aus Feltkirch, Gewandmacher und Schuster aus dem rührigen Dorenbüren, Juden mit Eisenwerk und allerlei bäuerlichem Geräth; wässche Juden mit Weiberchmud und Goltgeschmeide fehlten nicht und selbst aus der fernern Reichshofstadt Nürnbereg hatte sich ein Händler eingefunden, damit die Kinder nicht leer ausgehen und ihren Antheil erhalten sollten an süßem Gebäck und buntgefärbtem Spielwerk. Die meisten der Kaufleute standen auf der rechten Seite des Flusses, in der sogenannten Angebair, denn da war größerer Raum; auf die linke Seite, Perfuß genannt, wo es bald und rasch bergan geht, hatte sich nur angefiedelt, wem es nicht gelungen war, auf dem belebtern Plage ein Unterkommen zu finden. Auf diesem standen auch einige ansehnliche Häuser, aus Steinen gebaut, durch Aussehen und Zeichen vertrabten, daß in ihnen das bürgerliche Handwerk haufe. Neben einem Gebäud, an dessen Wiebel sich ein grüner Busch als Schenkzeichen schaukelte, erhob sich ein noch stattlicheres mit einem auf die Wand gemalten Schilde, auf welchem ein grimmig aufgerichtetes Hwöwenpaar zwei gekreuzte Schwabmesser emporhielt um anzukünden, daß es die Schwelle einer Gerberei vertheidigte. Gegenüber stand eine alte mächtige Linde, unter welcher einige fahrende Spielleute saßen und mit Fiel, Hackrett und Dubelsack zum Tanze leiteten. Seitwärts davon war ein Laden auf den Boden gelegt, eine Regelbahn zu bilden, und die Regel waren bereit gestellt: starke, oben zugespitzte Pfähle, welche zum Fallen zu bringen, die Kugel minder gerollt, als mit kräftigem Wurfe geschleudert werden mußte. Längs des Ufers, Inn-abwärts waren ein paar Schießstände aufgerichtet und in beträchtlicher Entfernung stand eine plump gemalte Gemse, das rothe Drez als Zielpunkt auf dem Leibe. Trotz all' dieser Zurüstungen und lockenden Einladungen und der großen Menge der Anwesenden aber ging es ziemlich kühl und lautlos her. Die Bäuerinnen mit den Kindern und Mädchen schritten wohl emsig feilschend und marktend zwischen den Verkaufstischen dahin, die Männer wählten und prüften, was sie bedurften, aber die jungen Burische standen still und erst unweit der Linde beisammen; kein Gesang ertönte, die Spielleute mochten noch so lustige Weisen spielen, kein Paar stellte sich zum Tanze, Regelbahn und Schießstand waren leer und obwohl die Burische aus den verschiedensten Dörfern und Thälern einander gegenüberstanden, regte sich doch nicht einmal die Lust, die Krast der segnigen Arme zu messen, um im Ringen und Hosenlupfen sich zu erproben, wer der beste Robler sei und wem es gebühre, die gekrümmte Spielhahnenfeder am Hute am leichtesten nach vorn zu drehen. Vor dem Hause mit dem Busche saßen einige ältere Männer beim Weinkuge zusammen, allein auch ihnen schienen Stoff und Lust zum Gespräch ausgegangen zu sein, denn mit sinnenden Gesichtern und gesenkten Köpfen saßen sie da und starrten gedankenvoll in die Wecher.

Die Ursache von all' dem war nicht schwer zu erkennen, denn überall neben den Zurüstungen, bei denen senft wohl das Landvolk, von Sorge, Mühe und schwerer Arbeit entlastet, sich lauter und rückhaltloser Fröhlichkeit ergab, machten sich bewaffnete Knechte breit, als wären auch sie alle Gäste zu Markt gekommen, aber die volle Rüstung und die spähenden Riemen zeigten gar zu deutlich das Gegenheil und ließen sie alle eben so viele Späher und Wächter erkennen. Der Anführer, ein breitschultriger Mensch mit ledern Gesicht und rother Weinnase, unter welcher der Schnurrbart in grauen Büscheln herabhing, schritt mit gespreizten Beinen durch die Menge, streckte das Schwert mehr hinter sich empor, rückte den Eisenhut hin und her und ließ nach allen Seiten drohend und doch wieder herausfordernde Blicke schiefen.

Jetzt blieb er vor den Alten stehen und betrachtete sie eine Weile mit lecher Miene.

„Was soll das heißen, Ihr Bauern?“ plagte er endlich heraus, da Niemand ihn anredete oder auch nur zu gewahren schien. „Warum hängt Ihr die Köpfe und drängt Euch zusammen wie die Schwafe, wenn's donnert? Warum seid Ihr so still? Das ist doch sonst die Art nicht, wie Ihr die Kirchweih zu feiern pflegt!“

Der Vorderste der Männer wandte sich nach ihm und erwiderte seinen Blick. Es war ein Greis von beinahe reißiger Gestalt, mit fast ganz kahlem Haupte und einem wettercharten Angesicht, aus welchem die starkegebene Nase wie ein trotziger Felsenvorsprung hervortrat. „Zeit und Weil' sind eben ungleich,“ sagte er trocken und wandte dem Rottmeister wieder den Rücken zu.

„Wer Euch Querköpfen was recht machen könnte!“ rief dieser wieder. „Bist Du nicht der Bär von Stanz?“

„Allema!“

„Und warst Du nicht einer der ärgsten Schreier und Lärmer, als Seine Gnaden der Herr Schloßhauptmann auf Landed der unruhigen Zeiläufe halber die Landeder Kirchweih verbot? Und jetzt — da er Eurem Drängen nachgegeben und das Verbot zurückgenommen hat, jetzt sitzt Ihr verdrossen da und versteckt, wie Eure Hochblöde?“

„Das will ich dem Herrn sagen, wenn er es wissen will,“ sagte der Greis. „Kirchweih und Markt zu Landed sind ein uraltes Recht, und von einem Recht geben wir nicht ein Haar breit auf und wenn wir's aufwärts mühten mit Haut und Haar. Der Schloßhauptmann hat nur seine Schuldigkeit gethan und wir haben nichts davon, als daß das Unrige uns unverkürzt geblieben ist — das versteht sich von selbst, — sollen wir darüber jubeln und uns besonders freuen?“

„Man kennt Dich, Alter,“ rief der Rottmeister, „Du bist ein Wurrtopf — von Dir verlangt auch Niemand, daß Du ein minder unwissches Gesicht machen sollst . . . aber die jungen Leute, denen die Falten nicht so fingerdick auf der Stirn sitzen wie Dir, warum sind auch die so still und scheu, als wollten sie gern und getrauten sich nicht? Warum ist's leer auf dem Tanzplatz? Warum singen sie nicht?“

„Wird ihnen wohl mit fingerdick sein!“

„Sie sollen aber lustig sein — Seine Gnaden,

der Herr Schloßhauptmann wollen haben, daß Alles lustig und vergnügt sei!"

"Wenn Ihr's zu machen wißt, Herr, so thut's — in Tirol sagt ein altes Wort . . . Singen und Beten, das laßt sich nit nöthem!"

"Und warum denn gerade diesmal diese Traurigkeit? Ist's doch im vorigen Jahr ganz anders gewesen! Da stand die Angel nie still, die Armbrüste schnellten Schuß auf Schuß, und war ein Geschrei und Gebulde, daß Einem die Ohren gelitten, und heuer ist es, als ob man unter Klosterbrüdern säße oder in einem Siechenhaus!"

Der Bär warf ihm einen tropigen Blick zu. "Das ist vor einem Jahr gewesen," sagte er. "Ein Jahr ist lange Zeit!"

"Meinst Du," rief der Rottmeister auffrohrend entgegen, "wir wüßten nicht, was dahinter verdeckt ist? Unzufriedene, heimliche Auftrörer seid Ihr alle miteinander, die von ihren alten Schrüllen und Einbildungen nicht lassen wollen! Wir wissen nur zu gut, was Ihr im Sinn habt, aber laßt Euch nicht trümen, daß es Euch gelingt! Tuden müßt Ihr, tuden — so tief als man's haben will, wir wollen Euch lehren . . ."

"Was wollt Ihr lehren, Herr?" rief der Bär indem er in rasch aufstoderndemorne aufsprang und in seiner ganzen Länge vor den Rottmeister trat. "Wen wollt Ihr was lehren? Nicht? Mein Kopf ist zu alt zum Lernen und die Tiroler haben lang gelebt, es' ein hergelaufener Weinschlack gefommen ist und sich zum Schulmeister aufschwanken will! Wie könnt Ihr mitreden bei dem, was in Tirol vorzich, was Noth thut in unserer Heimat . . . wie könnt Ihr von Einbildungen reden . . . ein Mensch, der seine Heimat hat und der seine Haut um ein paar Pfennige an Jedem verlaßt? Versucht's nit, Herr, mit dem Lehren — es könnt' nit gut ausfallen!"

Der Rottmeister wechselte die Farbe und biß grimmig die Zähne übereinander; er hätte dem verwegenen Bauer gern durch Gewalt geantwortet, aber er hielt an sich, er sah nur zu wohl auf allen Gesichtern der Umgebung, daß alle Hände bereit waren, den Alten zu schützen. Es war ihm darum sehr willkommen, daß sich von der Brüste her Geschrei erhob und eine lärmende Schaar heranbrannte. Ein paar bewaffnete Knechte hielten einen jungen stämmigen Mann in bäurischer Kleidung von beiden Seiten an Hals und Hod gefaßt und schlepften den mit aller Kraft Widerstrebenden gewaltsam durch die immer stärker anwachsende Menge. Der Bär hatte den Burschen laum erblickt, als er in den Schwarm sprang und mit einem mächtigen Rud die beiden Knechte bei Seite schleuderte.

"Was erschreßt Du Dich, Bauer?" rief der Rottmeister. "Einen Gefangenen befreien! Weißt Du auch, daß Du dafür bürgen müßt mit Hab' und Gut, mit Haut und Haar?"

"Das thut' ich, Herr," erwiderte der Greis, "und so Ihr mich ansprechen wollt um die Bürgschaft, kommt nach Stanz hinüber, mein Haus ist zu finden und ich werde mich auch nicht vertreiben vor Euch — den Burschen da aber, den mach' ich frei, ich kenn' ihn, es' ist meiner Schwester Sohn aus dem Galtir. Für den sag' ich gut, denn ich weiß, daß

er nichts Unrechtes gethan hat. Was ist's, Uhu?" fuhr er, zu dem Burschen gewandt, fort. "Was hast mit den Landknechten zu schaffen?"

"Nichts, Ohm," erwiderte der Bursche, "bin ruhig meiner Bege' gegangen, zwischen den Krämmern bin — da war Einer, der mit Eisenwert handelt, mit Axten und Beilen und Vangenspitzen, und der hatt' eine starke schöne Schwertlinge, die mir gefiel. Hab' einen alten Griff dahaim, in den wollt' ich sie einlehn. Bin auch schon fast handeldains gewesen mit dem Eisenkrämmer, da kommt der Knecht an den Tisch und verbott mir, die Klinge zu kaufen und wie ich's nicht lassen wollt'; da rief er seinen Gefellen und legte Hand an mich . . ."

"Und daran hat er Recht gethan!" rief der Rottmeister. "Es ist Befehl ergangen von den fünf Landeshauptleuten, daß Niemand im Lande Waffen tragen soll, außer den Rittersn und den Kriegesleuten . . . Wißt Ihr's nicht Alle? Ist's nicht überall verkündet worden?"

"Das kann wohl geschehen sein," erwiderte der Alte mit Hohn, "aber der Wind muß wohl die Verkündigung verweht haben! Versuch's einmal und verkündet unsren Bergen, daß sie sich bücken sollen . . . eben so gut, als sie gehorchen werden, geben wir das Recht auf, unsre Wehr zu tragen . . ."

"Was soll sie dem Bauer?" rief der Rottmeister. "Könnst' ihm, wenn er hinterm Pfluge geht oder die Sense fährt, nur zwischen die Beine kommen, daß er drüber stolpert! Hier," fuhr er fort und trat rasch zu dem nächsten Tische, woran der Bäuerberger seine Waare feil hielt, "wenn Ihr durchaus von Eurem alten Rechte faßelt — hier ist eine Waare, wie sie für Euch sich schickt . . ." Damit hatte er von den Spielwaaren ein kleines hölzernes Schwert ergriffen und versuchte, es dem befreiten Gefangenen in den Gürtel zu stecken. Dieser aber hatte laum die leiseste Berührung verspürt, als er mit zornig-glühender Miene das Holzgeräth ergriff, zerbrach und dem Rottmeister die Trümmer vor die Füße schleuderte. "Da lieg' der Tand, mit dem Du mich beschimpfen willst," rief er, "und wie das Hellschwert pack' ich Dich selbst und brech' Dich auch in der Mitte auseinander!" Er zögerte auch nicht, aus der Drohung Ernst zu machen, hielt im Augenblick seinen Gegner an der Brust gefaßt und der Kampf wäre unausbleiblich gewesen, hätte nicht der greise Bär sich dazwischen gedrängt.

"Halte! Ruh' auf beiden Seiten!" rief er. "Wenn der alte Bär von Stanz, bei Einem von Euch was alt, Landknechte, so rüßert Keiner eine Hand . . . Ihr Soldknechte aber habt erfahren, daß wir trotz Curer Spieße Euch nicht fürchten! Wir sind freie Männer und wer uns verbieten will, eine Wehr zu tragen, der mag nur kommen und sie uns abnehmen!"

Durch den Krämmern aufmerksam gemacht, hatte sich alles Volk herbeigedrängt; ein Blick in die Runde sagte den Reßigen und ihrem Anführer, daß sie im Augenblick von der Ueberzahl überwältigt und entwaffnet sein würden, denn wenn auch, das Gebot des Alten ehrend, keine Hand sich erhob, sahen sie sich doch rings von drohenden Mienen und zornigen Blicken umgeben. Sie wechselten ein paar flüchtige Worte, schlossen sich eng aneinander und schwenkten ab, der

Anhöhe zu, von welcher das Schloß gar ernsthaft hernieder sah. Das Volk bildete schweigend eine Gasse, aber als sie abgezogen waren, da hob Illy von Galtür die erlauchte sunfelne Klinge mit dem rechten Arme hoch empor, in der linken Hand schwenkte er den Hut überm Kopf und stieß einen lauten, lang hallenden Jubelruf aus, wie ihn die Sennen sich zu rufen von den Almen seines wintertlich dürrigen Heimathals. Da war es, als sei mit dem Tone ein Baun gebrochen, der auf der ganzen Versammlung gelastet: die Fidler begannen eine lustige Weise und mit Freudenruf drängten jetzt die Paare unter die Linde zum Tanz; bald rollten und dröhnten die Ruzeln, die Armbrustschöben klatschten in die Bette und das nicht endende Rufen der Fidler trug den abziehenden Kriegsknechten die Vorkasch nach, wie wohl es die Bauernhände verstanden, das Geschloß zu hanthaben und die Gemse mitten in's rothe Herz zu treffen.

Mitten durch den Jubel und aufsehend desselben nicht achtend schritt ein Mann in dunkler Pilsaertracht; er eilte über den Inn, um nach kurzer Wanderung am linken Ufer die Stelle zu erreichen, wo die Rosanna sich hastig unter der Brücke durchstürzt, um sich mit dem Inn zu verbinden.

Auf der Höhe, unweit des Schlosses, stand ein kleines unscheinbares Kirchlein, nach drei Seiten von dicht herantretendem Walde umgeben, der, wenig gelichtet wohl erkennen ließ, warum die Kapelle im Munde des Volkes das Kirchlein im finstern Wald genannt war. Vor demselben, etwas seitwärts, war ein nicht eben großer Rosenplatz, mit zwei mächtigen Eichenbäumen besetzt, welche seit Jahrhunderten also riesige Bergwächter dastehn mochten und ihre Zweige in brüderlicher Eintracht zu einem weitstehenden Laubdache vereinigten. Heute war unter den Bäumen ein erhöhter Boden angebracht, einer Bühne gleich, auf welcher die wandernden Ärzte und Gaukler ihre Künste auszuführen pflegten. Der Bühnenraum war mit frisch abgehauenen Tannenstämmchen umstekt und des Schauspiels gewärtig drängte und wogte das Volk durcheinander, voran die Weiber und Kinder, von Neugierde und Schaulust am meisten gelockt. Es sollte ein Bauernspiel geben, wie sie damals schon üblich waren, wo in deutschen Landen Kraft, Lust und Spottgeist des Volkes nach einem Auszuge suchten, sich zu äußern und zu gestalten. Das Spiel begann meist mit einem Zwiegespräch, worin der Vorkäufer oder Herold mit dem Schalksnarren alle in der Umgebung vorgekommenen Thorheiten und Lächerlichkeiten in groben aber stachlichen Reimen durch die Hechel zog; dann folgte aus urdentlicher Zeit ein verbes Reimspiel von der Dirne und ihren zwei Freiern, wobei der Listige und Kluge aus dem Volke dem Dummen und Bornehmen den Rang abgemann und dieser noch obendrein die Aussteuer zahlen mußte.

Trommel- und Pfeisengedön ertönte plötzlich und gerstente die Bauern, die alle dem Bergwege zurückzogen, auf welchem der Zug der Spieler herankam. „Sie kommen!“ schrie Alles freudig durcheinander. „Die Spieler kommen!“ und schon waren die Trommler und Pfeiser auf der Anhöhe sichtbar, hinter ihnen der Schalksnarr in bunten Kappen

gekleidet, eine Schellenlatte auf dem Kopf, und einen bekänderten Stab in der Hand, mit allerlei tollen Gebärden und lustigen Sprüngen vor dem Zuge heranziehend. Hinter ihm kam ein hübscher Bursch mit mächtiger Stange, auf welcher ein einfacher Bauernhut hing, nicht minder mit Bändern und grünem Laubwerk verziert. Hinter ihm schritt der Vorkäufer in einer Art possirlichen Heroldsmantel gekleidet und gefolgt von den Spielern, deren derbe Verkleidung mit lautem Lachen begrüßt wurde.

Pföglig brach die Musik ab und der Zug stochte, denn von einem andern Pfade her, der über die Anhöhe führend, hier einmündete, kam eine starke Schaar von berittnen Reissigen und Fußknechten heran, ein Ritter an ihrer Spitze; es war Wilhelm der Starckenberger, der seinem nahen, schier unbezwinglichen Schlosse Kronburg einen Besuch gemacht und jetzt heranzog, die auf Landeck versammelten Genossen zu begrüßen.

„Was gibt es hier?“ rief er heransprengend. „Warum hält der Zug?“

„Mit Vergnün, Herr Ritter,“ erwiderte der Stanger Bär, der mit dem Fragenden zunächst stand, „hent' ist Kirchweib' in Landeck, und da ziehn wir nach altem Brauch vor das Kirchlein zum Bauernspiel. Erlaubt, daß der Zug weiter schreite, Ihr werdet nicht lang aufgehalten sein . . .“

„Ich hab' keine Lust zu warten,“ schnaubte unwillig der Ritter. „Auseinander! Soll der Ritter dem Bauer weichen? Was soll der Hut bedeuten auf der Stange?“

„Das ist das Zeichen des Spiels und der Spielfreiheit, erster Herr, das Verrecht haben wir in Landeck, zum Beweis, daß wir freie Männer und keine eignen und brügan Leute sind . . .“

„Freie Männer?“ rief der Ritter. „Auführer seit Ihr, die sich anmaßen, was ihnen nicht gebührt . . . Auseinander, Ihr Bauern oder ich spreng' über Euch hinweg . . .“

„Nüßigt Euch, Herr Ritter,“ entgegnete der Bär, „wollt Ihr, daß Euer Recht nicht angefastet werde, dürft Ihr auch das unsre nicht verletzen!“

„Euer Recht?“ rief Starckenberg höhniß. „Wo ist es? Wer hat es bestätigt? Niemand ist es, als in Euren unruhigen Köpfen! Der Appeneller-Taufel ist in Euch gefahren . . . aber ich will ihn Euch austreiben und fäß' er so fest darin, wie diese Linde in ihren Wurzeln . . . Herunter mit dem Panz . . .“

Er hatte im Augenblick das Schwert gezogen und führte einen mächtigen Hieb nach dem Hute auf der Stange, daß er gespalten in Fetzen herunterhing und der Kranz, weithin geschleudert zu Boden fiel. „Da habt Ihr Eure Freiheit!“ rief er. „Die Spiege vor, Ihr Knechte — treibt das Gefindel auseinander . . . den Burschen mit der Stange aber und die beiden Alten packt und haltet sie mir fest . . . das sind die Rädelstührer, die sollen ihren Troß sñr Alle blüßen . . . Fort mit ihnen, führt sie nach Kronburg zurück und werft sie ins untere Verließ, bis ich heim komme, Gericht zu halten über die Auführer . . . Ihr Andern vornwärts!“

Die Knechte ließen sich den willkommenen Befehl

nicht wiederholen; die Kasse drängten vor, die Schwertler hoben, die Spieße senkten sich, schreiend und angstvoll zerfiel die Schaar der Weiber und Kinder, das waffenlose Volk stürzte in Hast und Schrecken übereinander, die Männer und Bursche standen mit bleichen Gesichtern und saßen knirschend, von zehnfacher Uebermacht umringt, wie die Knechte den Gefangenen die Hände banden, und sie zurückschleppten gegen Kronburg hin, während andre unter wildem Hohnschlächter den geschändeten Freiheitshut einem als Saumbier mitgeführten Esel über die Ohren stülpten. Der Ritter war davongesprenzt und auf der erst so fröhlichen Menge lastete mit einmal Trauer und stummes Entsetzen. „Weh' uns,“ flüsterten sich die Männer zu, „wie soll es nun werden . . . warum haben wir nicht losgeschlagen — jetzt sind uns wieder zwei der besten Führer geraubt — wann wird das Maß des Leids voll sein für unser armes Tirol . . .“

Im Schlosse zu Landeck hatte sich indess ein ganz anderes Bild entfaltet, ein Bild des Jubels und der sorglosesten Heiterkeit. An langer schmaler Tafel im hohen Rittersaale saßen die meisten der Herren und Edlen aus den Jantthälern und aus dem Wintschgau und ließen weiblich die Becher aneinander klingen: es galt die Verbrüderung der ertschändlichen Ritterschaft mit jener an Inn und Lech zu feiern. Der Tag des Landecker Volksfestes hatte auch ihnen zur Versammlung geeignet geschienen, und die Prunk- und Jagdgewande, in denen sie gekommen, zeigten nur zu deutlich, wie sicher sie sich ihrer Sache fühlten und wie wenig sie besorgten, daß eine Stunde kommen könne, die sie der angemessenen Herrschaft im Lande wieder zu entkleiden vermöchte. Als Abgeordnete der Sütländer waren Starckenberg, der Sallerer, Eckart vom Liebenzer und der Degen Fuz vom Leberberge erschienen; auch von den andern Gliedern des Bundes waren viele zugegen, am zahlreichsten aber hatten die innthälischen Ritter sich eingefunden. So lange noch Aussicht bestand, daß Herzog Friedel niemals wieder in die Lage kommen würde, ins Land zurückzukehren und die alte Gewalt zu üben, hatten sich die meisten schon zurückgehalten: je mehr diese Aussicht schwand, desto mehr Eingang fanden die sübländischen Redungen von Macht und voller Unabhängigkeit und in der Versammlung auf Landeck fehlte fast nicht ein Name aus den ritterlichen Geschlechtern des obern und untern Jantthals; da war der Brundberg, Hans Stuber von Wiesberg, die Edlen von Landeck und Gestraststein, die Ritter von Schrafenstein, von Ried und Rotund. Die Männer waren alle fröhlichen Muths; nur der Liebenzer ließ den Kopf hängen und Degen Fuz starrte unheimlich vor sich hin, und vermaß manchmal, daß der Becher gefüllt vor ihm stand. „Was ist Euch in den Sinn gefahren?“ rief der Sallerer lachend und rüttelte Eckart etwas unsanft, um ihn aus seinem Trübniß aufzuheitern, während er zugleich, um ihn ans Trinken zu mahnen, an den Becher des Leberbergers anstieß. „Schlag' Dir's aus dem Kopfe, Eckart!“ rief er. „Du hast es gewollt und mußt Deinen Vorwitz büßen! Wer hieß Dich auch so lange in dem gefährlichen Costens weilen, bis Weiber, Büffel und Juden Dich vollends kahl gemacht haben! Du kennst doch das Viebel, das darüber umgeht im Lande!

„Wenn ich gebet' an Bodenec,
Zur Stund thut mir der Beutel weh,
Mit Schilling ich das A B C
„Muß' lernen von dem Wirtch!“

„Du hast gut reden!“ erwiderte der Liebenzer grämlich, indess der Degen Fuz nach wie vor unheimlich vor sich hinstarrte. „Du siehst auf Deinen Gütern, ich habe die meinen verthan und was die lombardischen Wucherer mir übrig gelassen haben, ist schier nit so viel, daß es das Heimtragen lohnte!“

„Schlag' Dir's aus dem Kopfe, sag' ich!“ rief der Sallerer wieder. „Wir sigen im Kobr, nun besinne Dich nicht, Deine Pfeifen zu schneiden . . . Du mußt Deine Güter wieder haben und damit Du's kannst, müssen unsre Gegner verhalten! Wer wider uns ist, dessen Gut ist für uns — merk' Dir das und Du wirst Costens bald verwunden haben und Dich besser befinden, als zuvor! Stoß an, Eckart — wofür wären wir die Herren im Lande? Und vollends jetzt, wo keine Trennung mehr unter uns, wo die Berge uns nicht mehr scheiden und Ein großer Bund uns Alle umfaßt! Wie soll da der Einzelne zu kurz kommen? Stoß an, — was ein rechter Falke ist, der fliegt über die höchsten Berge und hat Fänge, scharf genug, mitzunehmen und fortzutragen, was ihm behagt!“

Mit erweiterter Miene folgte der Liebenzer der Aufforderung; der Sallerer aber wandte sich dem noch immer wortlos brütenden Degen Fuz zu. „Nun?“ fragte er, „Ist Christum und Tanse an Dir verloren? Wir haben einen Trinkspruch ausgebracht und warten, daß Du antingst! Wie kannst Du so lange zögern! Es fehlt etwas im Chor, wenn man Deine Stimme nicht durchklingen hört . . . Wie sagst Du immer: ich will ein Pfaffe werden, wenn nicht . . .“

Er vollendete nicht, denn im Augenblick war Degen Fuz wie entsetzt aufgesprungen, daß der Becher vor ihm umstürzte und der Stuhl hinter ihm zu Boden schlug. „Was ist?“ schrie er mit rollenden Augen. „Wer spricht da von einem Pfaffen? . . .“

Bewundert blickten Alle nach ihm, Eckart wollte begütigen und erklären, als der Starckenberger dazwischen trat. „Laß ihn,“ sagte er mit bedeutungsvollen Winken, es ist ein Gebrechen, das ihn jetzt einiger Zeit öfter anwandelt — kümmert Euch nicht um ihn, dann geht's vorüber . . . Laß mich statt seiner anflingen! Auf das Gelingen des Falkenbundes!“

„Er lebe!“ riefen die Ritter durcheinander. „Bei meinem Eid,“ fügte der Sallerer mit ausgelassenem Lachen hinzu. „Er lebe! Kein Adler lasse sich's einfallen, wieder in unsere Berge zu streifen . . . ein einziger großer freier Falkenhorst . . . das soll gelten in Tirol!“

„Der Adler wird es wohl bleiben lassen, wieder zu kommen!“ entgegnete der Ritter von Gestraststein, ein wüster Mann von plumpem Körperbau. „Ich denke, sie haben ihm Schnabel und Krallen gestutzt, daß er nicht mehr schaden kann: die Schwinger zum Flug hat er sich selber verknitten!“

„Das ist kein gutes Gleichniß,“ rief der Stuber von Wiesberg, „Schnabel, Krallen und Schwungfedern

wachsen wieder nach . . . Ich hör's am liebsten, wenn der Adler verendet hält' oder doch im Käfig säß, wohlverwahrt und hinter eisernen Stangen! Daß sie ihn haben entwischt lassen . . . Wäre er bei mir, auf meinem Wiesberg gefessen, der Adler hätte es wohl bleiben lassen, zu entkommen!"

"Wo er nur sein mag!" sagte Gebratstein. "Ist es denn auch gewiß, daß er aus Costenz entwichen? Es kommt mir wunderbar vor, daß man gar nichts von ihm hört . . . es ist, als ob ihn die Erde verschluckt hätte, wie einen Regenauß nach langer Dürre! Dünkt es Euch nicht bedenklich, daß Niemand weiß, wo er sich hingewendet oder was aus ihm geworden?"

"Warum?" rief der Sallerer dazwischen. "Was sorgen wir, wo der Herzog herumfährt mit seiner leeren Tasche! Wir sind ihn los und haben nicht einmal nöthig gehabt, ihn zu vertreiben — die neue Ordnung ist eingerichtet und wenn es ihm einfiel, wieder zu kommen, sollt' er wohl erfahren, daß kein Pflanz mehr ist für ihn und seine Oberherrlichkeit!"

"Er soll sich an König Sigmund gewendet haben," bemerkte Pechtl von Kaldbö, indem er sich wieder ein Stück von der vor ihm stehenden kalten Hirschkeule schnitt.

"Das glaub' ich nicht," sagte der Sallerer, "was sollt' er dort? Der König ist mit uns und sieht nichts lieber, als wenn Habsburg die Rückkehr vollständig verbaut ist und Tirol fest und für immer zum Reiche kommt. Und wie könnte der Herzog wagen, sich an ihn zu wenden, da er feierlich geschworen, als Geißel so lang in Costenz zu bleiben, bis er alle Bedingungen erfüllt haben würde, unter denen der König ihm Verzeihung verheißen hatte? Er hat die Urpfe gebrochen und ist fort — was konnte dem König und uns willkommener sein? Nun ist auch er seiner Zufage ledig und wir haben vollends freie Hand!"

"Wie aber," fragte der bedächtige Hörer von Ragenstein, "wenn der Herzog sich anders besonnen hätte und käme nach Tirol zurück? Er hat noch starken Anhang im Volk!"

"Dafür ist gesorgt — wir haben Weg und Steg besetzen lassen: wär' er herein, er hätte unsterk Späheren unmöglich entgegen können. Und wär' er selbst im Lande, was sollt' es ihm nützen! Wir wollen dem Bauern den Daumen auf's Auge drücken, daß ihnen bald die Luft vergehen soll, einen eigenen Willen zu haben! Folgt nur mir, Ihr Herrn und zieht den Jügel an, so straff es geht; sorgt nicht, daß er reißt . . . sie beißen darein, sie knirschen, aber sie müssen sich in das Joch fügen und werden es!"

"Ich glaub' es auch," sagte Gebratstein, "sie murren und machen die Faust im Sack, aber sie wagen nicht, sie zu zeigen — sie sind auch in den Thälern zu gerstret und haben keine Führer! Die Pfaffen allein, die sind es noch, die hie und da für Herzog Friedel schüren . . ."

"Die Pfaffen?" rief Degen Fuz, plötzlich aufstehend, mit wildem Lachen. "Wer redet hier von Pfaffen? Wer kümmert sich um sie? Den mir müßt Ihr lernen, wie man sie zum Schweigen bringt . . ."

Die Ritter saßen einander mit befremdeten fragenden Blicken an. "Er widersteht sich mir nicht wieder . . ." fuhr Degen Fuz, wie mit sich selbst redend fort, "ich hab' ihm den Mund verstopft . . . er broht nicht wieder . . . Kann ich dafür, daß er so wenig Wasser vertragen konnte, ich hab' es ihn nur kosten lassen wollen . . . Der Anführer hat sich geweigert, den Bauern in der Marlingerkirche den Befehl zu verkünden, daß Niemand mehr von Herzog Friedel sprechen solle . . . Niemand bei Todesstrafe . . . Hababa, wie er zappelte und gurgelte . . . aber ich hatt' es ihm geschworen . . . Da kam er mir entgegen, broden auf dem Bigli-Joch, hart an dem Wildsee . . . Du willst nicht verkünden, was ich Dir befehle?" schrie ich ihn an, "Wart' ich will es Dir eintränen . . . und sagt' ihn an der Kute und stieß ihn in den See . . ."

Augenblickliches Schweigen trat ein; der Lebenderger, als habe er nur mit sich selber geredet, sah wieder blüthend vor sich hin. "Schwagt der Wein aus ihm," fragte der von Wiesberg, "oder wirbelt's ihm im Gehirn?"

"Still," winkte Edart, "Keines von Beiden . . . er hats gethan, er hat den Leutpriester von Marling im Wald bezogen und in den Wildsee geworfen, daß er ertrunken ist . . . mich will bedünken, es geht ihm nach, daß er's gethan . . ."

"Mag er sehn, wie er mit dem Bischof sich abfindet," sagte Gebratstein, "das kann ihm bösen Handel bringen! . . . Aber laßt uns wieder zu unsern Bechern und zu unsrer Rede kommen . . . haben wir's denn mit Herzog Friedel allein zu thun? Ist nicht auch kein Bruder Ernst da, der eiserne Herr von der Stebermark, der Dreifachs altes Recht für sich geltend macht, . . . hat er uns nicht angeboten, die alten Rechte feierlich zu bestätigen und neue dazu zu verleihen, wie wir sie nur verlangen? Welchen Bescheid soll er haben?"

"Das Alles hat er gesagt," rief der Sallerer, "auch Herzog Friedel hat so gesprochen und am Anfang redet jeder so und spielt die Vochseife. Sig' ich nur erst im Sattel, denkt er, dann soll das Ross Sporen und Bügel fühlen . . . wären wir nicht rechte Thoren, wenn wir nur den Reiter wechseln wollten, jetzt wo es bei uns steht, den Sattel selbst für immer abzuschütteln?"

"Doch wär' es immerhin unflug," sagte der Ragensteiner, "es mit Herzog Ernst ganz zu verderben . . . er ist ein mächtiger Herr und die besonnene Ueberlegung . . ."

"Es soll auch geschehen, was möglich ist," entgegnete Salled, "überlaßt das nur dem Starckenberger, der hat's übernommen, mit ihm zu verhandeln und das ist der Mann, der das durchzuführen weiß! Er und der alte Eisbär, Peter von Spaur, dem selbst der Tod nicht Meister geworden ist, werden unterhandeln, daß der Herzog nie wissen wird, woran er mit ihnen so eigentlich ist und wenn sie nicht anders können und sind gezungnen, einen Abschluß zu machen, so werden sie schon für eine Ausflucht, eine Clausel sorgen, die uns frei macht von dem, was zu halten und nicht lästet!"

"Und endlich wird der König doch Ernst machen," sagte Etaber, "und wird mit dem versprochenen

Seele anrücken, dann ist es wohl zu Ende mit dem Tanz! Ist der König noch nicht zurück aus Frankreich oder England?"

„Das weiß ich nicht genau — wir wollen Oswald fragen . . .“

Der Starckenberger, der eben an der Gruppe vorüber schritt, hielt an. „Von welchem Oswald sprichst Du?“ fragte er.

„Wie Du fragst! Von wem sonst als von dem Wolfenstein? Hat er doch den König nach Perpignan begleitet und ist von Kostenz zurückgekommen, kann uns also wohl die neueste Kunde bringen . . . Was siehst Du so finster drein, Ulrich? Du weißt doch, Oswald ist unser Feind nicht mehr; seit Herzog Friedrich sich dem König unterworfen, hat er ihn verlassen und uns zugesprochen, daß er Einer von den Unfern sein wolle . . .“

„. . . Er ist hier?“ sagte Starckenberg unbäglisch.

„Wärst Du früher gekommen, Du hättest ihn an der Tafel getroffen . . . Jetzt ist er fort, Du weißt, er liebt das lange Bechen nicht; er ist hinaus, und wird wohl im Walee schwärmen, wie's die Dichter thun . . . doch denk' ich, er kommt bald zurück . . .“

„Ich habe kein Begehrt, ihm zu begegnen,“ erwiderte Starckenberg, „sein Wesen ist mir zumüder . . . das Schwärmen, Dichten und die schönen Worte . . . ich mag nichts leiden, was schwärmt!“

„Da ist er schon,“ rief Schlandersberg dem eintretenden Oswald entgegen. „Wo steckst Du doch? Man hat nach Dir verlangt!“

„Erräthst Du's nicht, Freund Sangsgenosse?“ erwiderte Oswald, ihm die Hand reichend. „Ich stand oben auf den Zinnen der Burg und hab' ins Land hinausgeschaut, auf Thal und Strom und Berge . . . unser Tirol ist schön, mein Freund und weil ich fert gewesen, ging mir das Herz doppelt auf, als ich es wieder sah!“

„Ihr kommt aus fremden Landen, Herr von Wolfenstein,“ sagte Stuber von Wisberg, „und habt die ganze Welt gesehn — mich dünkt, Ihr müßtet doch Schöneres erblickt haben, als unsre rauhen Felsen und Waldberge! Rühmt doch Alles die Lande Frankreich und Hispania . . .“

„Ja — es ist schön, am Ufer des Tajo oder des Guadaluquivir, wo die Mirte und die Orange blüht, und der Granatbaum brennt, und dunkle Feuer-Augen aus den Büschen blitzen . . . und doch geb' ich's hin um einen Tag bei meinem Grotli auf meinem Iden Hauenstein!“

„Erzählt uns doch von Euren Fahrten, Ritter . . . erzählt uns von Paris!“

„Ein andermal, Ihr Herren,“ sagte Oswald, „jeht hab' ich noch ein anderes Geschäft . . . Ich sehe hier finstre Mienen auf mich gerichtet und

Hände, die sich mir noch nicht zum Gruße geboten . . . Wie nun, Ulrich?“ fuhr er fort, vor den Starckenberger tretend, „hat Starckenberg keinen Gruß für Wolfenstein?“

„Die Ueberraschung hat mir den Gruß in der Kehle stecken machen!“ sagte Ulrich finster. „Wie wir auf Leberberg von einander geschieden, dacht' ich nicht, Dir hier wieder zu begegnen!“

„Unsre Wege führten damals auseinander — ich ging, wohin meine Pflicht es zu gebieten schien . . . jeht hat der Pfad mich wieder zu Euch zurückgeführt . . .“

„Du sagst es . . . doch glaube nur nicht, daß ich verhehle, was ich darüber denke — ich lieb' es nicht, so oft den Platz zu wechseln, ich bleibe auf dem meinigen stehen . . . underrückt!“

„Ich fühle den Stachel Deiner Rede — doch ich ach! ihn nicht! Da — nimm dieß Schreiben . . . das bricht ihm die Spitze ab!“

„Ein Schreiben des Königs?“ rief Starckenberg, indem er verwundert das Blatt entfaltete.

„So ist es! Yes! Als ich zu Konstanz mich von dem Herzog losgesagt, eilt' ich zurück auf meinen lieben Hauenstein — mein Weib zu grüßen, zu beruhigen; dann brach ich wieder auf und folgte eilends dem König nach Frankreich, wohin er inzwischen abgereist . . . Ihr habt mir gegrollt, als wir schieden und habt mich gescholten wegen des Vertrags, den ich mit Herzog Friedrich geschlossen — damals trug ich in mir das Bewußtsein, daß ich Recht gethan: jeht sah ich's ein, es war ein Irrthum . . . kein Vertrag ist zu schließen mit der Treulosigkeit, die feig sich selbst verläßt! Ich sah es ein, Eure Sache ist die Sache des Landes — sie muß auch die meine sein, drum wollt' ich gut machen und ein Unterpfand bringen, das meine geänderte Gesinnung verbürgt! Drum ging ich zu Egidmund — er hat Alles genehmigt, was ich in Eurem Namen vorschlug: dieser Brief enthält die offne feste Zusage seiner Hilfe und seines Schutzes!“

„Seht, was da kömmt!“ rief plötzlich Stuber, der ans Fenster getreten war. „Ein Reitender jagt den Bergweg herauf . . . seht nur, das Köflein ist ganz abgebeßt, es sprengt mit den letzten Kräften und dem letzten Athem, es muß im nächsten Augenblick stürzen . . .“

„Ein Bote in solcher Eile?“ rief Starckenberg und trat in den Vorplatz, den Kommenden zu empfangen. „Freut Euch“, fuhr er fort, denselben nach kurzer Frist mit sich in den Saal ziehend.

„Freut Euch, Ihr Herren — des letzten Schattens von Sorge sind wir los . . . dieser Getreue, vom Bogt zu Castelbel an mich gesandt bringt die Botenschaft — Herzog Friedel, unser Tobfeind ist nicht mehr!“

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Roman-Zeitung.

Vertragsgebräuche in Jütland. Wenn ein jütischer Bauer Hochzeit machen will, so reitet schon acht Tage vorher ein Junggefall als Einläder umher. Die Worte, welche derselbe zu sprechen hat, sind von Alters her vorgezeichnet; der Einläder lernt sie entweder auswendig, oder schreibt sie auf einen Zettel, den er in den Hut steckt und dann aus dem Hute abliest. Der Zeremon lautet: „Nachdem es dem dreieinigen Gott gefallen hat, eine echte Liebe zwischen dem Junggefallenen zc. und der gottesfürchtigen Jungfrau zc. zu stiften, so gedenken dieselben, nun durch eine göttliche Verbindung oder Trönung ihre eweliche Vereinigung zu vollziehen. Es wird dabei das feierliche Ersuchen an Dich gestellt, daß Du mit Frau, Kind und sonstiger Familie dem Vater der Braut die Ehereiwehen wollest zc.“ Jede eingeladene Familie sendet nun schon einen oder zwei Tage vor der Hochzeit Leute mit Geflügel, Butter, Eiern zc. in's Brautband, wofür sie bei Herstellung der Gerichte, Kuchen zc. Hülfe leisten müssen. Am bestimmten Tage, gewöhnlich Sonnabends, sammeln sich die Gäste in ihrem besten Staate — oft Hunderte — im Brautbause; jeder Ankommende wird mit Muffel empfangen. Nach genossenem Frühstück begeben sich die Gäste zu Wagen nach der Kirche, an der Spitze des Juges berittene junge Bauern, hinter diesen die Muffel. Braut und Bräutigam ritten gefondert aus; der Letztere muß zuerst an der Kirchthür eintriften und hier die Braut empfangen. Er sowohl wie die Braut wird mit Muffel von der Kirchthür bis zur Kirchpforte eingeladen. Nach der Trönung ist große Festei, die mehrere Tage währt. Nach dem Schlosse jeder Nacht wird ein geistliches Lied gesungen. Gestagt wird dabei fast den ganzen Tag und dies in die späte Nacht hinein. Die junge Frau tanzt mit allen anwesenden Mädchen den letzten Rundtanz im Schilde der Portentrommel, dann verlässt sie die Kirche mit der Taube und tanzt einen Rundtanz mit allen vorhandenen Frauen. Es ist aber durchaus nicht immer die „echte Liebe,“ welche der Eheband stifft und manche aus häuslichem Eigennutz weggegebene Tochter könnte wehmüthig wie Masetto sagen: „Es ist mir gar nicht tanzerlich!“

Ein braver Berliner. Der unlängst verstorbene Rentier Johann Karl Otto hat es verstanden, ein Capital von 150,000 Thalern in ebenso viele kleine Engel an seinem Sterbetage zu verwandeln. Sein Vermögen war ein Evangelium für arme Wittwen, indem es festsetzt, daß je 100 Thaler davon an solche Wittwen bequäme Erziehung ihrer Kinder zur Anspornung kommen sollen. Ungelähr sechzig Wittwen werden dabei für alle Zeit das Gedächtniß des braven Mannes segnen und das ist doch das schönste Monument, welches der Verstorbene sich selbst errichten konnte.

Eine melkende Kuh in der Pflanzenwelt. In den unabsehbaren Tropenwäldern Südamerikas kommt sehr häufig eine Baumart vor, welche gewissermaßen die mangelnde animalische Kost zu ersetzen vermag und von Eingeborenen wie fremden Reisenden als ein großer Segen der Natur geschätzt wird; es ist die sogenannte vegetabilische Milchkuh, der Kuhmilchbaum (Galactodendron utile), welcher nur angeboren oder „gemolten“ zu werden braucht, um den Süßigkeiten, der Kuhmilch äußerst ähnlichen Saft massenhaft zu liefern. Der Geruch dieses Saftes (palo de vaca) ist aromatisch, etwas lauchförmig, der Geschmack mild wie Thiermilch. Selbst roh genossen hat der Saft nichts Bitteres, dem gewöhnlichen Pflanzenstoffe ähnliches. Die Eingeborenen pflegen ihn jedoch abzuloten, weil sein Genuß dann von günstigerer Wirkung ist.

Der Saft ist so nahrhaft, daß die Eingeborenen und namentlich die Neger davon fett werden. Pure getrunken ist er sogar zu fett, zu schwer und zu compact, weshalb er gewöhnlich mit etwas Wasser und Zucker verlegt wird. Die Farbe dieser vegetabilischen Milch gleicht der in Wasser geflochtenen Kreide. Ein Baum liefert bei einmaligem Ansaßen so viel wie eine Milchkuh. Man durchschneidet die Rinde und sängt die braun-weißliche Milch in leichten Gefäßen auf.

Der deutsche Reisende Engel schildert die Wirkung der roh genossenen Jützigkeit auf den nicht an ihren Genuß gewöhnten Magen. Einer seiner Gefährten ergriff begierig die gefüllte Schale und schlürfte sie in langen Zügen aus. Bald darauf ward er von einer Art Rausch befallen, entsetzte sich, ward todtentleich und litterte am ganzen Körper. Bald war er kaum noch im Stande, ein Glas zu rühren, seine Sprache wurde zu einem unverständlichen Gellen, die Augen zerströmten, Puls und Athem waren kaum noch hörbar und süßbar. Sein Zustand glich völlig dem einer Vergiftung; er lag Stunden lang in diesem Zustande und phantasierte munter. In der darauf folgenden Nacht füllten sich Schmerzen in den Eingeweiden ein und mit ihnen trübte sich Bewußtsein und Beweglichkeit jurd. Nach einigem unruhigen Schlofe trat wieder der normale Zustand ein. Bei den Eingeborenen zeigten sich dergleichen narfotische Einflüsse nicht.

Lütt Hannes, ein Zerroman von Adolf Schirmer, bei Fr. W. Bruno in Leipzig, bietet eine schöne Bereicherung der Zerromanliteratur. Der Verfasser, bekannt durch seine früheren Romane „das Handelsbans Bildrod,“ „der Weg zum Terrenbause,“ „Schlewig-Dolstein,“ ist hier auf seinem eigenen Feld, die See ist ihm eine Quelle des Selbstverlebens, welches Phantasie und Studien glücklich wechelt. Es zeigt sich in diesem Roman zugleich ein Fortschritt des Verfassers im Vergleich zu seinen früheren Arbeiten; er ist gebligener, besonnenner, vollendeter. Der Roman „Lütt Hannes“ beginnt mit der Jugend des Helben, führt nach den Vereinigten Staaten, deren blühend-reiche Abwechslung er im Beginn der vierziger Jahre in glänzenden Farben schildert, und führt endlich über Texas nach Hamburg jurd. Eine Fülle von Stoff ist mit der ergebligsten Phantasie in den angenehmen Formen behandelt und macht das Werk für die deutsche Lesewelt in jedem Thale empfehlenswerth.

Gesellschafts-Statuten aus dem 14. Jahrhundert. In den Statuten einer Greißwalder Genossenschaft vom Jahre 1330, welche Otto Hock in seinen „Nicht-Fommerischen Geschichten“ (Leipzig, Zeit & Comp.) mittheilt, sind unter anderem auch nachstehende Anhaude- und Sittenvorschriften enthalten: Die Mitglieder sollen, wenn sie zur Compagnie kommen, dreier sie sich hinführen, dühlich ihre Mütze abnehmen und ihren Mantel abtun. Es soll Einer dem Anderen nicht die Speisen aus seinem Paß oder von seiner Brotbüffel nehmen. Sie sollen sich bei Tische nicht mit allerlei Wegenständen versehen. Sie sollen nicht wie Hunde bellen, wenn sie auf der Compagnie oder im Garten derselben verlammet sind u. s. w. Und das war nicht etwa eine Gesellschaft aus den untersten, sondern vielmehr aus den besseren Ständen. Wer als Mitglied angenommen werden wollte, der mußte, vorausgesetzt, daß er echt und recht geboren und sonst von gutem und unbeflochtenem Rufe war, erst dreimal auf der Compagnie bei den Sitzungen anwesend sein und dreimal dort trinken, damit man sehe, „weß Mannes er sei!“

Deutsche Roman-Zeitung.

Die Mandanenwaise.

Erzählung aus den Rheintalern und dem Stromgebiet des Rheins

von

Baldwin Müllhausen.

Erste Abtheilung: Am Rhein.

(Fortsetzung.)

Nach einer weiteren halbständigen Wanderung erreichten wir das Kirchdorf. Die Kirche mit dem Friedhofe und dem Pfarrhause lag auf dem entgegengesetzten Ende desselben; wir gebrauchten daher die Vorsicht, in weitem Bogen um das Dorf herumzuschleichen; denn so friedlich auch die kleinen, matt erleuchteten Fenster zu mir herüber schimmerten, ich konnte nicht wissen, ob nicht hinter jeder Ecke, in jedem dunklen Winkel der Verrath auf mich lauere.

Unbemertt gelangten wir an die Kirchhofsmauer und, um dieselbe herumerschreitend, in die Dorfstraße, auf welche sich das Thor öffnete. In meiner fieberhaften Aufregung hatte ich nicht darauf geachtet, daß kurz vorher die Thür des Pfarrhauses gedffnet und wieder geschlossen worden war, und noch weniger bemerkte ich, daß sich im Schatten der Mauer mir ein Mann näherte. Anton, der mir auf dem Fuße nachfolgte, war es ebenfalls entgangen. Erst der wachsame Rabe machte uns darauf aufmerksam, indem er ein ärgerliches „Spizbube“ ausstieß.

Zum Umkehren oder Ausweichen war es zu spät, denn der Mann befand sich kaum zwei Schritte weit von mir. Ich wollte höflich grüßend vorübererschreiten, als eine bekannte Stimme mir plötzlich das Blut in den Adern förmlich erstarren machte.

„Sieh da, sieh da, mein guter Anton, Dein Rabe hat Dich verrathen, was führt Dich noch so spät hierher? Wie befindet sich Deine brave Mutter?“ erkante es mit gleichnißlicher Freundlichkeit von Bernhard's Lippen.

Im nächsten Augenblick aber hatte ich ihn am Arm ergreifen, und meinen Mund seinem Ohr nähernd flüsterte ich ihm zu: „Gustav Wandel ist hier, um Ihnen Lebewohl zu sagen.“

Ich fühlte, daß er unter meinem Griff und bei dem ersten Ton meiner Stimme heftig zusammenschrak, allein er war ein zu feingebiger Bösewicht, um nicht schnell wieder Herr seiner selbst zu werden. Befürchtete er aber im ersten Augenblick wirklich von mir, dem Opfer seiner verrätherischen Anschläge, und

von meinem Haß das Schlimmste, so mußte er doch zu der Ueberzeugung gelangen, daß ich nicht der Mann sei, auf öffentlicher Straße und geleitet von den Gefühlen der Rache, einen Mord zu begehen. Brauchte er doch nur seine Stimme etwas lauter zu erheben, um die Bewohner der nächsten Häuser zu seinem Beistand herbeizurufen.

„Armer, unglücklicher Freund, wohin ist es mit Ihnen gekommen?“ sagte er mit erheuchelter Theilnahme, „meine Faust im letzten Augenblick an Sie abgefendete Warnung hat Sie nicht mehr erreicht, oder es wäre anders geworden. O, es hat ein trauriges Mißgeschick über dem ganzen Unternehmen gewaltet, und leider zu spät sehen wir ein, daß es nicht immer Segen bringt, phantastischen Ideen und jugendlich hochfliegenden Plänen, ohne vorher reiflich überlegt zu haben, blindlings zu huldigen.“

„Haben Sie ausgesprochen?“ fragte ich jetzt, bekehrend vor verhaltenem Zorn, und fester drückten sich die Nägel meiner Finger in sein Fleisch.

„Armer, armer Freund,“ entgegnete der Schurke mit innigem Ton, „Ihre Aufregung ist natürlich, Sie haben mich verkannt, Sie mußten mich erkennen. Um so glücklicher macht es mich daher, noch Gelegenheit zu finden, mich vor Ihnen von einem schwarzen Verdacht reinigen zu können. In der That, ich täuschte mich nicht, als ich meine Schritte, um mit Ihnen zusammenzutreffen, nach dem Friedhofe lenkte; eine innere Stimme sagte mir, daß Sie am Grabe Ihrer Braut weilen.“

„Wohlan, treten wir vor das Grab meiner schändlich gemordeten Braut hin,“ versetzte ich gefasster, indem ich ihn mit Gewalt durch das Thor zog, „vor dem Grabe meiner Braut will ich Abschied von Ihnen nehmen, und dann mögen Sie hingehen und nach andern Opfern ausschauen.“

„Armer, armer Freund, möge Gott Ihnen gnädig sein, Sie beschützen und Ihren Geist wieder beruhigen,“ antwortete Bernhard ergeben und geduldig.

„Spizbube, Spizbube, Spizbube!“ krächzte der

Rabe auf Anton's Schulter, der, um mir den Weg zu weisen, vorausgingte.

Nach einigen Minuten trafen wir bei dem Grabhügel ein. Derselbe zeichnete sich nur durch seine schwärzere Färbung vor dem übrigen, mit gleichem Rafen bedeckten Boden aus.

Stumm blühte ich auf den Sand hin, der meine Johanna barg; meine Thränen waren längst versiegt, aber in meinem Herzen fühlte ich ein so unsägliches Weh, daß ich die ganze übrige Welt darüber vergaß. Erst das murmelnde Geräusch, mit welchem Bernhard betete, brachte mich wieder zum Bewußtsein meiner Lage.

„Stören Sie nicht durch Ihre Gebete die Ruhe einer Heiligen,“ hob ich an, indem ich dicht vor den Verräther hintrat, „versuchen Sie nicht, sich zu rechtfertigen und vor diesem Altar durch falsche Angaben und läghafte Erklärungen ihre schwarze Seele noch mehr zu belasten; versuchen Sie auch nicht, mir zu entschlüpfen und dadurch meinen schlummernden Durst nach Rache zu wecken. Hören Sie mich zu Ende, ohne mich zu unterbrechen, und meine Hände sollen sich nicht an Ihnen besudeln.“

„Vergieb ihm Almächtiger —“

„Schweigen Sie,“ versetzte ich, über diese Kästung kaum noch meiner gährenden Leidenschaften mächtig, und zugleich schwang ich meinen schweren Wanderstab über seinem Haupte.

Bernhard's Zähne klirrten laut aufeinander, der Rabe lachte wie ein Teufel und stieß ein mißdienendes Krähen aus, Anton drängte sich zitternd an meine Seite, ich aber, meine Heftigkeit bereuend, hatte meine Ueberlegung im vollen Grabe wieder gewonnen.

„Hier vor dem Grabe eines graufam gemordeten Engels rufe ich Gott zum Zeugen der Anklagen an, welche ich gegen Sie erhebe,“ begann ich nach einer kurzen Pause. „Ich klage Sie an, mit nichtwürdiger Veredlung mich in die demagogischen Umtriebe verwickelt zu haben, um mich demnach schließlich zu verrathen. Ich klage Sie an, die arme Waise, nachdem Sie dieselbe meines Schutzes beraubt hatten, durch Wittbeihilgen über das unglückliche Loos ihrer Eltern, in jenen traurigen Seelenzustand versetzt zu haben, der es Ihnen erleichterte, sie mit Ihren Lehren und falschen Vorspiegelungen heimzuführen und sie der Religion zu entfremden, in welcher sie, nach dem ausdrücklichen Willen ihrer verstorbenen Eltern, erzogen wurde.“

„Nie machte ich dem armen Mädchen dergleichen Wittbeihilgen; ich rufe Gott und alle Heiligen zu Zeugen auf,“ unterbrach mich Bernhard mit dem Ausrud unumföhllicher Wahrheit.

„Schweigen Sie,“ herrschte ich ihm zu, „und gedenken Sie meiner Drohung; was nicht durch Sie geschah, das geschah durch Ihren vorgeblichen Onkel, den Geistlichen, der drei Tage vor Johanna's Tode zum erstenmal auf der Oberförsterei erschien, denselben Geistlichen, der vor Jahren Johanna's Eltern in's Verderben trieb, um bereits damals das hüßlose Kind, als Tochter einer Katholikin, mit seinen Vanben zu umstriden. Ja, sprechen Sie nur zusammen, Sie haben Ursache dazu, denn wie Sie sehen, bin ich von Allem genau unterrichtet. Vernehmen Sie aber auch, daß Ihr teuflisches Werk nur zum Theil gelang, denn

Johanna starb bei vollem Bewußtsein in meinen Armen, Ihr Verlehn im Hause meines Vormundes erschien ihr als ein schredlicher, krankhafter Traum, sie starb in meinen Armen als Protestantin. Doch was kümmert das Sie oder Ihren verbrecherischen Genossen? Johanna wurde nach katholischem Ritus auf einem katholischen Friedhofe beerdigt, und Ihr Hauptzweck war erfüllt. Wie mir es gleichgültig sein kann, ob es rechtliche Katholiken oder brave Protestanten sind, in deren Mitte der Leib in Staub und Asche zerfällt, so ist es Ihnen gleichgültig, was aus der Seele wird, wenn nur vor den Leuten der Schein aufrecht erhalten bleibt.

„Dies sind meine gerechten Anklagen,“ fuhr ich fort, nachdem ich mich etwa eine Minute lang an der Angst und Wuth gedeutet, welche ich, trotz der Dunkelheit, in Bernhard's Haltung deutlich ausgeprägt sah; „es wäre mir ein Leichtes, Sie hier auf der Stelle zu strafen, Ihre verbrecherische Seele vor den letzten Richter hinzujenden, denn mir, dem geächteten Flüchtling kann nichts daran liegen, ob mein Leben um einige Jahre früher oder später endet; doch fürchten Sie nichts, ich will das Rächeramt nicht übernehmen. Nicht einmal einen Fluch gebe ich Ihnen mit; der Boden, auf welchem wir stehen, ist zu heilig; ich würde nicht im Sinne Derjenigen handeln, deren Geist und vielleicht in diesem Augenblicke umschwebt. Das Bewußtsein Ihrer That wird sich vielleicht bereinst selbst an ihnen rächen, und wenn es eine Gerechtigkeit unter dem Himmel giebt, so werden auch Sie Ihrer Strafe nicht entgehen. Fort jetzt von hier, Sie Auswurf der Hölle, fort von hier, nehmen Sie meine Verachtung mit sich und eilen Sie, Leute herbeizuholen, die sich meiner bemächtigen, denn in der nächsten Zeit werde ich noch an dieser geheiligten Stätte zu finden sein.“

Bei diesen Worten wendete ich mich dem Grabhügel zu. Bernhard blieb noch eine Weile stehen; „Gott, mein Gott, vergieb ihm, er weiß nicht, was er sagt,“ sprach er dann laut vor sich hin, indem er langsam davonschlich.

„Spighube, babaha, Spighube,“ krächzte der Rabe, als Anton dem Verräther in einiger Entfernung nachfolgte.

Ich achtete nicht weiter darauf; ich war zufrieden, allein zu sein, und übermältigt von meinem Schmerz um die Dahingefschiedene setzte ich mich auf den Grabhügel nieder.

„Johanna, Johanna!“ rief ich leise, „warum bist Du von mir gegangen? Johanna, warum war es mir nicht vergönnt, Dich zu begleiten!“

„Lieber, junger Herr,“ flüsterte der zurückkehrende Anton mir zu, „der schlechte Mann ruft Leute, o, sie werden den lieben guten Herrn fangen! Er ging in ein Haus und in noch ein Haus, und zwei Männer waren bei ihm und dann gingen sie in ein anderes Haus.“

„Es sieht ihm ähnlich,“ antwortete ich zerstreut; dann nahm ich eine Handvoll Erde von dem Grabhügel und verbarz sie in meine Brusttasche, das einzige und letzte Andenken von meiner Johanna, und bald darauf schlichen wir an der Kirchhofsmauer herum wieder in das Feld hinaus.

Vom Dorf herüber ertönten die Stimmen be-

rathender Männer. Es schien mir, als habe Bernhardt mit seiner Aufforderung, den Hochverräther am Grabe seiner Braut zu ergreifen, bei den Leuten, die mich größtentheils kannten, gerade keine besondere Bereitwilligkeit gefunden. Im Herzen dankte ich ihnen für ihre freundlichen Gesinnungen, und allen Segen des Himmels wünschte ich auf das liebe Dorf herab, dessen längst gestorbene Bewohner auf demselben Friedhofe mit Johanna schlummerten, und deren Nachkommen, durch viele Generationen hindurch, sich Alle, früh oder spät, um das theure Grab scharen sollten.

„Wo werde ich die ersuchte Ruhe finden?“ fragte ich mich, als wir endlich wieder in die Landstraße einbogen. Eine Antwort darauf hatte ich nicht; stumm und in mich gelehrt schritt ich dahin, sogar die in tiefer Stille daliegende Oberförsterei, an welcher mein Weg vorüberführte, weckte mich nicht aus meinem dumpfen Brüten. Erst Anton ermunterte mich wieder, indem er mich fragte, in welcher Weise ich meine Flucht auf dem Rhein zu bewerkstelligen gedenke.

Obwohl Anton nur mit geringen geistigen Kräften ausgerüstet war, kam seine genaue Ortskenntniß mir dennoch sehr zu Statten. So erfuhr ich auch durch ihn, daß an der Plittersdorfer Fähre sich mir wohl Gelegenheit bieten dürfte, mich eines Bootes zu bemächtigen und in demselben wenigstens einige Meilen Stromabwärts zu gleiten. An einer geeignet erscheinenden Stelle wollte ich sodann an's Ufer schleichend und mein Heil zu Lande weiter versuchen. Da man mich aber noch immer im Siedengebirge verborgen glauben mußte, so hoffte ich, indem ich von Dorf zu Dorf wanderte, schneller, als die Nachricht meiner Entweichung und die auf meiner Spur nachgesendeten Steckbriefe, die Grenze zu erreichen.

Ich erwäge noch, welches Ufer des Rheins mir wohl die meiste Sicherheit biete, als der Puschlag eines scharf trabenden Pferdes zu uns herüberschallte und fast gleichzeitig die Hühnerhunde meines Vormundes frühlich an mir empor sprangen. Obwohl ich eine Begegnung mit dem Oberstlieutenant nicht zu fürchten brauchte, trat ich seitwärts in das Gebüsch, während Anton langsam weiterhinkte. Es war eben die Möglichkeit vorhanden, daß Jemand meinen Vormund begleitete, und sollte Anton dies vorher auskundschaffen.

Der Reiter kam unterdessen schnell näher und traf kaum zehn Schritte weit von mir mit Anton zusammen.

„Guten Abend Herr Oberstlieutenant,“ sagte dieser laut genug, um von meinem Vormunde erkannt zu werden.

Das Pferd stand augenblicklich still und zugleich vernahm ich meines Vormundes Stimme.

„Anton, bist Du es?“ rief er mit unverkennbarer Freude und Besorgniß.

„Ja, Herr Oberstlieutenant, es ist der arme Anton.“

„Um Gottes willen, Freund, sage mir, weißt Du etwa, wo Herr Wandel sich zur Zeit aufhält?“ fragte der Oberstlieutenant heimlich, sein Pferd dicht zu Anton herankommend.

„Ja, Herr Oberstlieutenant, ich weiß es?“ „Dich sendet der Himmel selber, und es soll Dir nicht unbelohnt bleiben,“ fuhr mein Vormund dringend fort, „wenn Du ihm eine Bottschaft von mir überbringst, das heißt, ganz genau so, wie ich sie Dir vorlesen werde; denn es handelt sich um Leben und Tod, Schlingel, und ich weiß, Du hast eine treue Seele und läßt Dich für meinen armen Jungen in Stöße haken.“

„Ja-ja-ja.“ stotterte Anton, wehr brachte er nicht hervor, denn im nächsten Augenblick legte ich meine Hand auf meines Vormundes Arie.

„Ich bin selbst hier, um Ihre Bottschaft in Empfang zu nehmen,“ sagte ich, innigst gerührt über meines treuen väterlichen Freundes wahrhaft zärtliche Zuneigung, die in demselben Grabe zu wachsen schien, in welchem die Ungewitter sich drohend über mir zusammenzogen.

„Habe ich es doch geahnt, daß ich Dich vor Deiner Abreise noch sehen würde,“ versetzte der Oberstlieutenant sich zu mir niedrigeugend und seinen Arm um meinen Hals legend; „hättest mir viel Angst und Sorge ersparten können, wenn Du gleich aufgebrochen wärest,“ fuhr er mit weicher Stimme fort, „aber laß nur gut sein, Junge, ich züene Dir deshalt nicht. So wie ich Dich kenne, sagte ich mir vorher, Du würdest die Heimath nicht verlassen, ohne das Grab unserer braven Johanna besucht zu haben. Hast ganz recht gehabt, mein Sohn; hält' es an Deiner Stelle ebenso gemacht, und wenn mir eine Schwabron Cassire auf den Pelz gerückt wäre. Mordelement! Junge, jetzt aber hält Dich nichts mehr zurück; Du mußt, und mußt und mußt fort, es ist der letzte Befehl, den ich Dir in diesem Leben erteile, und im Himmel? hahaha! wer weiß, wenn wir uns dort wiedersehen, hast Du Dich vielleicht zu einer Stellung emporgeschwungen, die mir das Befehlen schon ganz von selbst verbietet, hahaha!“

Der alte Herr versuchte einen heiteren Ton anzunehmen, aber sein Lachen klang hart und erzwungen, und auf meine Hand, die er fest in der feignen hielt, fiel ein warmer Thautropfen, der nur in seinem einzigen guten, treuen Auge seinen Ursprung gehabt haben konnte. Ach, er mußte, er ahnte nicht, welche Wohlthat die Beweise seiner väterlichen Liebe für mich waren, wie sie mich aufrichteten und mich zuerst wieder an Leben zu fesseln begannen.

„Ich bin bereits auf der Flucht,“ antwortete ich dem Oberstlieutenant auf seine herzliche Aured, „und wenn das Glück mir günstig ist, hoffe ich morgen um diese Zeit weit, weit fort von hier zu sein.“

„Es ist Dir günstig gewesen, oder Du ständest jetzt nicht frei vor mir, es ist Dir günstig gewesen, Mordelement! oder es wäre mir nicht gelungen, heute Abend noch ein Boot und zwei sichere Leute zu mietzen, die Dich innerhalb weniger Stunden bis nach Eßln hinunterzuschaffen, wo Du dann Dein Geiß auf eigene Hand weiter verluhen mußt. Ja, mein Junge, ich habe heute für Dich gezittert und zwar aus Furcht, was mir während meiner ganzen Dienstzeit nicht passirte, ausgenommen, wenn der Magen leer war und zehn Grad Kälte und noch mehr uns des Nachts zudeckten. Sappremment, das war damals, und heute helfe ich armer Sünder dafür einem Hoch — na

Junge, sei nur ruhig, weißt ja, wie ich's meine — bleibe ein ehrlicher Kerl und ihu's meinen grauen Paaren zu Liebe, daß Du Dich nicht langem löstest."

Ich drückte meinem elten Wohlthäter die Hand; die Stimme versagte mir, mein Herz war zu voll.

"Gern begleite ich Dich noch eine Strecke," hob der Oberflieutenant wieder an, "allein es geht nicht, ich muß mich zu Hause zeigen, oder es entsteht eine neue Gefahr für Dich. Höre mir also aufmerksam zu; eine Wanderung von höchstens zwei Stunden bringt Dich an den Rhein; folge dem auf dem Ufer hinführenden Weinspfad, bis Du Dich Plitterdorf beinahe gegenüber befindest. Dort warte, bis der Tag zu grauen beginnt, und Du wirst ein mit zwei Rudern er bemannetes Boot von Königswinter herunterkommen sehen. In dem Boot sitzt eine dritte Person; kümmer Dich nicht um dieselbe; die Männer haben sich verbindlich gemacht, die genannte Person nach Elsn zu schaffen, das heißt zum Schein, um Dich mit hinunter schmuggeln zu können.

"Küße also die beiden Männer und frage sie, ob sie nicht einen armen Handwerksburschen ein Stückchen mitnehmen wollen; das Weitere wird sich dann schon finden. Aber merke Dir wohl, Du bist und bleibst der Handwerksbursche für sie, und wenn Du sie verlässest, bezahle nichts. Ja, das wäre Alles, was ich Dir noch zu sagen hätte; wie ich sehe, wird der Anton Dich begleiten, das ist mir lieb, er kann mir Bescheid bringen, wie sich die Sache gemacht hat; und nun mein Sohn, müssen wir uns trennen —"

"Nur noch ein Wort, mein theuerster Wohlthäter," fiel ich dem Oberflieutenant in die Rede, "Sie sehen den armen Anton hier, ich verdanke ihm und seiner Treue meine Freiheit und also auch mein Leben; er hat sich als mein Freund gezeigt, unbeflammert darum, daß andere Menschen mich verfolgten und ihm selbst der größte Nachtheil daraus erwachsen konnte —"

"Ich verstehe Dich, mein Sohn, und verspreche Dir, der Anton soll nicht mehr betteln gehen, so lange es auf der Oberförsterei noch ein Stück Brod zu brechen giebt; sonst noch etwas?"

"Nein, nur die innigsten Grüße an Alle, die meiner freundlich gedenken" —

"Unter welchen meine Pflanze obenan steht, ich werde es bestellen, ja, ja, ich werde es zu seiner Zeit bestellen, und nun, mein Sohn, die Zeit entflieht, machen wir daher nicht viel Worte, seien wir Männer und überlassen wir das Heulen den Weibern. Lebewohl, mein Sohn — ach was — zum Donnerwetter — lässe mir nicht die Hand — Gott — segne Dich und mögen wir uns dereinst dort oben bei der großen Armee wiederfinden."

Das Pferd trat zuerst zwei Schritte zurück und dann in einen kurzen Galopp verfallend, eilte es mit seinem Reiter und umsprungen von den Hundens lustig der Oberförsterei zu, wo seiner der warme Stall harrte.

"Überlassen wir das Heulen den Weibern," hatte mein alter Vormund mir zugerufen. O, wenn es nur Tag gewesen wäre, wie dann die Sonne sich wohl in den klaren Tropfen gespiegelt hätte, die in seinem weißen Bart jitterten! Aber es war Nacht, und das freute den alten gütigen Herrn, denn nun

konnte doch Niemand seine Bewegung sehen. Daß seine tiefe, mir so wohlthuende, tröstliche Bewegung sich so deutlich im Ton seiner Stimme verriet und sogar aus seinem darsich ausgestoßenen „Donnerwetter" sprach, das hätte er nie geglaubt, nicht für möglich gehalten.

Ich blieb so lange auf derselben Stelle stehen, wie ich den Fußschlag des davoneilenden Pferdes zu unterscheiden vermochte. Auch Anton war still und in sich gelehrt; offenbar dachte er darüber nach, daß er fortan nicht mehr betteln gehen, nicht mehr von seinem Bruder geschlagen werden sollte.

"Spigbube, Frau loch Kasse!" sagte der Kabe unwirksam, als ob er sich darüber geärgert habe, daß man ihn so rücksichtslos um seine Nachtruhe bringe.

Anton setzte den Vogel zur Abwechslung auf seine andere Schulter, ich zog die Riemen meines Kängels etwas fester an, und langsamen Schrittes wanderten wir dem Rhein zu.

Wir wanderten dahin durch die schwarze, fenchte Herbstnacht, und hinter mir zurück blieb die Umgebung, in welcher ich den glücklichsten und schönsten Theil meiner Jugend verlebte, blieben zurück die einzigen Menschen, die mir in Liebe zugethan, blieb zurück das Grab meiner Johanna. —

Das sechste Capitel.

Auf dem Jesuiten Hofe.

Eine Stunde mochte es noch bis zum Anbruch des Tages sein, als ich mich an dem mir bezeichneten Punkte auf dem Ufer des Rheins neben mein Kängel in's Gras warf.

Anton hatte sich ebenfalls niedergesetzt, und schweigend blickten wir auf die dunkeln Klüften, die mit lesem Raufchen die weidenbespanzten Ufervorsprünge streiften.

Um nicht gezwungen zu sein, so lange auf das Boot zu warten, hatten wir auf der Wanderung unsere Eile gemäßiget und mehrfach an geeigneten Stellen gerastet. Der Wald erschien mir sicherer, als das offene Stromesufer, doch hatte ich auch hier, umgeben von den sorgfältig angepflanzten Weidensträuchern, eine gegen den vorbeisührenden Weg hin geschützte Zufluchtsstätte gefunden.

Der sonst so gesprächige Anton war, wie sein Kabe, plötzlich stumm geworden, nur mit dem Unterschiebe, daß Jakob sich zum Schlaf in seine gestäubten Federn zurückgezogen hatte, während Anton sich bemühte, sich mit dem Gedanken an unsere Trennung vertraut zu machen. Seine Betrachtungen galten nur mir, einer einzelnen Person; ich dagegen fühlte so recht aus tiefstem Herzensgrunde, was es heißt, dem Vaterlande, der süßen Heimath, ohne einen Schimmer von Hoffnung auf ein dereinstiges Wiedersehen, den Rücken zu kehren.

Meine Blicke harrten auf dem jenseitigen Ufer, welches sich mit seinen fernem Höhenzügen nur als ein langgedrehter, unregelmäßiger, schwarzer Streifen auszeichnete. Die Lage der Dorfschaften und vereinzeltten Gehöfte war indessen leicht zu erkennen an den Lichtern, die hin und wieder auftauchten, und wie um den Eindruck des trauten Heimathlichen noch zu erhöhen, klang der lustige Dreischlag fleißiger

Drescher über den breiten Wasserpiegel zu mir herüber, und der Ruf der Hähne, die ungeduldig dem ersten Tagesdämmer entgegenharrten.

Jeder Ton, der das Leben und Wirken der glücklichen Landbewohner verrieth, drang mir zum Herzen; unwillkürlich verfiel ich in Gedanken ihr Loos mit dem meinigen, und wie mit höherer Kraft begabt, sendete ich meine geistigen Blicke bis in ihre Hütten, ihr innerstes Familienleben. Freilich verschwammen damals die frieblichen Bilder, meinem unzufälligen Schmerz gegenüber, in einander; heute aber, indem ich mich in jene fern liegenden Zeiten zurückversetzte und eine im Laufe der Jahre gewonnene Ruhe mir zur Seite steht, vermag ich sie von einander zu scheiden und, wenn auch nur für mich, in einen freundlichen Blumenstrauch wehmüthiger Erinnerungen zu ordnen.

Ich saß am Rande des eilenden Wassers, meine Augen auf das jenseitige Ufer gerichtet. Glückliche Menschen erwachten dort drüben zu frischem Leben, um sich gestärkt und erquickt an die gewöhnlichen Tagesbeschäftigungen zu begeben. Um die Lichter, die wie lauter Friedenssterne funkelten, versammelten sich Familien, hier zur gemeinsamen Morgenmahlzeit, dort zum einfachen Früh-Mahl. In den warmen Ställen tasteten sich der Hausvater und seine ältesten Söhne umher, um, eh' sie sich selbst Speise gönnten, den Pferden und den Kindern ihren Morgenimbis zu verabreichen; vor dem flackernden Feuer auf dem Küchenherd stand die Hausmutter, mit kundiger Hand den Inhalt eines dampfenden Kessels rührend und gelegentlich kostend. In der Stube aber balgten sich Kinder um den Preis, möglichst lange von der ältesten Schwester mit dem kalten Waschwasser verschenkt zu werden, während andere den Katechismus unter dem niebergegedrückten Kopfkissen hervorholten, um zu prüfen, wie viel wohl während der Nacht von den weisen Sprüchen, ohne ihnen Mühe zu verursachen, in den Kopf hineingezogen sei; oder sie trachten auch mit dem stumpfen Griffel auf der invaliden, rahmenlosen Tafel, daß es pfiß und freisetzte, als ob das Einmaleins sich mit aller Kraft gegen sie gewehrt habe und bereits im Voraus darüber höhnlache, erst von dem Herrn Dorfküster, in Begleitung von einigen wohlgemeinten Stockschlägen auf die stäubende Tacke, berichtigt zu werden. Und dazu krächten die Hähne und klapperten die Drescher, daß es eine wahre Freude war und mir das Herz vor Wehmuth hätte zerpringen mögen.

Doch diese Wehmuth, welche dem Abschiede von der Heimath galt, sie war wohlthuend im Vergleich mit dem Schmerz, der mich bei dem Gedanken an meinen unersehblichen Verlust niederdrückte; und so suchte ich denn, während ich die Lichter auf dem jenseitigen Ufer betrachtete, immer neue traute Bilder zu schaffen und vor meine Seele hinzuzaubern. O, es war ein trüber, trauriger Genuß; aber ich wurde desselben nicht müde, und fort und fort wanderten meine Blicke von Hütte zu Hütte, von Licht zu Licht, bis diese endlich, eins nach dem andern erloschen und der anbrechende Tag die Gesichter in allen ihren Formen klarer und deutlicher hervortreten ließ.

Da hörte mich regelmäßiger Ruderschlag in meinen Betrachtungen.

„Es wird das für mich bestimmte Boot sein,“ sagte ich leise zu Anton.

„Es war 'mal ein König über Rhein,
Der hatte verloren drei Töchterlein.
Die erste ging nach Oesterreich,
Die zweite trat in's Kloster ein,
Die dritte zog dem Spielmann nach.“

Klang die alte Volkweise melancholisch zu dem Pfätschern der Ruder.

„Welch seltsames Zusammentreffen,“ dachte ich, sobald ich an der Stimme die Sängerin erkannte.

„Anton, wir müssen scheiden,“ wendete ich mich darauf an meinen Gefährten, denn ich errieth, daß mein Verwund und Fräulein Brüsselbach angetroffen und diese für die geeignete Person gehalten habe, auf seine Kosten stromabwärts zu senden, um meine Flucht dadurch zu verhindern.

„Ja lieber, junger Herr,“ antwortete Anton, erschreckt emporkobend.

„Frau loch Kaffee,“ fügte der Rabe ärgerlich hinzu, denn durch Anton's Bewegung war er aus seinem Schlummer gestört worden.

Sinnend betrachtete ich meinen treuen Freund, und zugleich lauschte ich nach dem sich nähernden Fahrzeug hinüber.

„Sie zog dem Spielmann sieben Jahr nach,
Und als die sieben Jahr um war'n,
Da ward das Mädchen herbekannt.“

erschalle dieselbe Stimme jetzt schon bedeutend näher.

„Anton, wenn es mir gelingt zu entkommen, so verdanke ich Dir meine Freiheit,“ hob ich wieder an, gerührt in des armen Burtschen thranende Augen schauend.

Anton blickte mich starr an; er schien mich nicht zu begreifen.

„Drauf zog sie in eine Mühle ein,
Die Müllerin gab ihr ein Kammerein.
Ich Müllerin gib mir ein Glas Wein,
Mein Vater ist König über Rhein.“

sang Fräulein Brüsselbach in ihrer eigenthümlichen Weise.

„Anton,“ fuhr ich fort, „ich will Dir ein Andenken an Deinen besten Freund geben. Hier hast Du meine Uhr; ich gebrauche sie nicht mehr; was kümmern mich jetzt noch die Stunden? Damit sie Dir aber nicht entweht wird, gib sie dem Herrn Oberstlieutenant in Verwahrung, und dann gib ihm auch diesen Zettel, auf welchem geschrieben steht, daß ich sie Dir wirklich geschenkt habe.“

Anton sprach noch immer nicht; er nahm die Uhr und legte sie neben sich auf einen Stein, und nur als der Rabe mit einem behaglichen: „Spigbube!“ seinen Schnabel nach der glänzenden Kette aufstreckte, bewies er durch einen leichten Schlag, welchen er dem Vogel ertheilte, in wie hohem Werthe er die Uhr hielt.

„Ach Tochter das kann nicht möglich sein,
Du hast von Gold kein Ringelein.
Bon Gold hab ich ein Ringelein,
Ich hab's verborgen in einem Schrein.“

ertönte es jetzt dicht bei, und fast in demselben Augenblick glitt das Boot hinter dem nächsten zum Schutz gegen die starke Strömung tief in den Rhein hineingebauten Damm hervor.

Beim Anblick des Bootes, welches der mir von meinem Vormunde gegebenen Beschreibung so vollkommen entsprach, erhob ich mich.

„Leute, wollt Ihr nicht so gut sein und einen armen, ermüdeten Handwerksburschen ein Stüchken mit Euch nehmen?“ fragte ich, als sich das Fahrzeug mir fast gegenüber befand.

„Warum nicht?“ lautete die Antwort und gleich darauf stieß das Boot dicht vor mir an's Ufer.

Ich reichte meinen Ranien hinein und dann wendete ich mich noch einmal Anton zu.

„Lebe wohl, mein guter treuer Anton,“ sagte ich, dem regungslos dastehenden Freunde die Hand reichend; „lebe wohl, und mag Gott Dir Deine Treue lohnen, ich vermag es nicht.“

Große helle Thränen rannen über Anton's Wangen; es war die einzige Antwort, die ich von ihm erhielt.

In der nächsten Minute ließ ich mich auf die Querbank neben Fräulein Brüsselbach nieder und die Ruderer lentten sogleich der Mitte des Stromes zu.

Meine Blicke hatte ich auf Anton gerichtet. Der arme Mensch schien förmlich vernichtet zu sein; er saß noch immer auf derselben Stelle, aber indem das Boot sich weiter von ihm entfernte, neigte er sich auch weiter vorn über. Er beachtete weder seinen schellenden Raben, noch die bis jetzt unangerührt gebliebene Uhr; er hatte nur noch Gedanken für das Boot, welches ihm seinen Freund, für den er so gern sein Leben hingegeben hätte, grausam entführte.

„Guter, braver Anton, mit Deinen verträppesteln Oelseren, Deinen träuben Augen und Deiner Einfalt, wie wenig verdienst Du die Mißhandlungen Deiner nächsten Verwandten, die Verachtung Deiner schonungslosen Mitmenschen! Wie viel aber können Diejenigen von Dir lernen, die auf Dich, wie auf einen Ausfärgelten niederbilden, im Bewußtsein ihrer bessern Geburt, ihrer größeren Reichthümer und ihrer klareren, tadellosen Begriffe von Nächstenliebe und Freundschaft, Dir ein Almosen zuwerfen und dabei ihrem Gott danken, daß er sie nicht gemacht hat, wie den unglücklichen, widerwärtigen Krüppel. Guter, braver Anton, habe Dank für die Thränen, die Du mir nachweinst; es sind wohl die letzten, die mir und meinem Anbenken fließen.“ — So dachte ich, indem ich traurig rückwärts schaute. —

Die schnelle Strömung und die noch herrschende Dämmerung entzogen mir sehr bald die Aussicht auf Anton, und jetzt erst wendete ich den beiden Ruderern meine Aufmerksamkeit zu.

Es waren zwei ältere Männer mit erusten, verschlossenen Physiognomien, doch schien dieser Ausdruck mehr in dem Bewußtsein zu entspringen, daß sie sich an einem gefährlichen Unternehmen beteiligten, als daß ihnen derselbe angeboren gewesen wäre. Ich vermutete nämlich, daß sie wußten, wer ich sei, und dies ging auch zur Genüge daraus hervor, daß sie mir riechen, wenn ich doch so ermüdet sei, mich auf die in der Mitte des Fahrzeugs ausgebreiteten Decken niederzuliegen.

„Sobald wir in Esen ankommen, wollen wir Sie wecken,“ sagte der ältere der beiden Männer, „aber auf drei bis vier Stunden Ruhe können Sie immer rechnen.“

Ich verstand den Wink, und obwohl ich so gern die lieben heimathlichen Gegenden, die trauten Scenen meiner Jugend noch einmal begrüßt hätte, legte ich mich doch nieder, so daß es von den Ufern aus ersahen, als ob die beiden freundlichen Leute nur noch eine einzige weibliche Person als Mitreisende bei sich gehabt hätten.

Mein Kopf ruhte auf meinem Känzel gerade vor der Bank, auf welcher Fräulein Brüsselbach saß. Da dieselbe ihre großen, graublauen Augen mit einem gewissen Ausdruck der Theilnahmlosigkeit nur gelegentlich auf mich richtete, so lebte ich der festen Ueberzeugung, daß sie mich nicht erkannt habe; sehr bald aber erhielt ich den Beweis vom Gegentheil.

Ich hatte mich nämlich noch keine Viertelstunde in dem Boot befunden, da heftete sie einen langen Blick auf mich, während das gewöhnliche freundliche Lächeln auf ihren breiten Zügen spielte.

„Die Tochter ihres Vaters,
Sie ahnte, wer es war,
Besagst und beglückend
Sie sogt ihm zum Ausr,“

sagte sie, wie zu sich selbst sprechend, leise vor sich hin.

Ich legte, zum Zeichen des Schweigens, den Finger auf den Mund, indem ich mit der andern Hand verflochten auf die Schiffer deutete.

„O, Herr Graf, wer nicht hören will, der hört nicht, und würde ihm mit den Besanen des jüngsten Gerichts in die Ohren gerufen; wer aber hören und verrathen will, der versteht die Worte, welche das Herz schlägt,“ entgegnete die Zerrinnige, einen lächelnden, aber leeren Blick um sich werfend.

Ich betrachtete die beiden Ruderer; sie sahen in der That wie Leute aus, die nichts hören wollten. Fräulein Brüsselbach, obgleich ihr Geist in unzerreißbaren Fesseln lag, hatte für Manches eine ganz ungewöhnliche Beobachtungsgabe, so hatte sie auch hier die Absicht der Ruderer richtig errathen. Die seltsame Weisagung aber, die einst einen so tiefen Eindruck auf mich ausübte, versetzte mich in jene Zeit zurück, in welcher ich in der Ruine von Godesberg dieselben Worte von denselben Lippen vernahm.

„Fräulein Brüsselbach,“ begann ich in Folge dessen mit halblauter Stimme, „die Tochter ihres Vaters gab ihm ihr ungetheiltes Herz und dann ging sie zur ewigen Ruhe ein; er irrt jetzt allein und verlassen in der Welt umher, zitternd, daß ein unüberlegtes Wort ihn seinen Verfolger in die Hände liefere.“

„Meinen Sie mich, Herr Graf?“ fragte die Zerrinnige, mich verschmigt anschauend.

„Ich meine, daß es vielleicht besser gewesen wäre, Sie hätten mich nicht erkannt; ein einziges unüberlegtes Wort kann mich in's Unglück stürzen,“ antwortete ich.

„Und meinen der Herr Graf, ich würde das unüberlegte Wort sprechen? O, das wäre nicht möglich. Sie haben von dem verbotenen Wein auf dem Berge getrunken, welchen die Schwarzen Ihnen mischten; der Zauber, der über Sie hereinbrach, hat indessen seine Kraft verloren. Sie sind frei und durchziehen als verkleideter Ritter die Gauen des Rheins. Unter elender Hülle haben Sie Ihren Glanz verborgen, doch das Glück hastet an Ihren

Sohlen; Sie werden siegreich aus dem Kampfe hervorgehen und der Minne süßer Lohn Sie für die in Ihrer Prüfungszeit erduldeten Leiden tausendfach entschädigen; denn:

Die Tochter ihres Vaters,
Sie folgt ihm zum Altar."

Das Fräulein Brüsselbach meine traurige Lage mit irgend einer in ihrem Gedächtniß fortlebenden romantischen Rheinsege verwechselte und sich darin gefiel, dem irrenden Ritter gegenüber die Rolle einer Beschützerin zu übernehmen, war die sicherste Bürgschaft für ihre Verschwiegenheit und Vorsicht. Doch wenn auf der einen Seite ihre Worte mich beruhigten, so widerstrebte es auf der andern Seite meinem Gefühl, daß sie noch immerfort meine arme, todte Johanna zum Mittelpunkt ihrer bizarren Vergleiche wählte und rücksichtslos deren Geschick mit dem meinigen verflocht. Ich konnte es indessen nicht über mich gewinnen, dies der Unglücklichen zu verweisen, um so mehr, da ich nach ihrer wiederholten Erwähnung der mir feindlich gesinnten „Schwarzen“ zu erfahren hoffte, was sie mit ihrer Warnung einst bezweckt habe.

„Ich sagte Ihnen bereits, mein liebes Fräulein, daß „Die Tochter ihres Vaters“ nicht mehr unter den Lebenden weilt,“ hob ich nach kurzem Sinnen wieder an, „sie war ein Engel, zu gut, zu liebevoll für diese Welt. Vergessen Sie daher Ihre Weissagung, denn schien dieselbe auch einst zutreffen zu sollen, so ist sie doch jetzt gestorben.“

„Der Herr Graf thut mir zu viel Ehre an, indem sie eine zufällige Kundgebung des Geschicks als meine Weissagung betrachtet. Gedulden Sie sich aber; wenn das Geschick etwas verspricht, so weiß es auch Wort zu halten; das „Wie“ ist ja nicht unsere Sache. Und bietet das Warten und Hoffen allein nicht schon einen hohen Genuß? Warte ich doch seit mehr denn zwanzig Jahren auf Den, der mir einst Liebe und Treue gelobte. Die zwanzig Jahre vergebllichen Hoffens haben keine Veränderung in mir bewirkt; und sollte ich noch zwanzig Jahre harren müssen, so wird das meinem Hoffen und Sehnen keinen Abbruch thun oder Zweifel an seiner Treue in mir aufkommen lassen. So trösten und gedulden auch der Herr Graf sich; auf Regen folgt Sonnenschein; auf den Zaubererschloß das Erwachen und:

Die Tochter ihres Vaters,
Sie folgt ihm zum Altar."

Indem Fräulein Brüsselbach so sprach, ließ sie ihre leeren Blicke mit einem selbstam veräudten Ausdruck nach allen Richtungen in die Ferne schweifen. Die alte Zufriedenheit spielte wieder auf ihren einstmals gewiß nicht un schön gewesenem Zügen, und leicht errieth ich, daß sie nur ihre innigste und heiligste Ueberzeugung geäußert hatte. Ihre Stimmung offenbarte sie indessen noch deutlicher, als sie die schönen Rheinufer in der ihr eigentümlichen Weise anredete.

„Ritter, treue Schwessterlebe,“

begann sie zu deklamiren, und langsam und mit theatralischem Pathos folgte Strophe auf Strophe. O, es war eine trübe, melancholische Musik, die halb singende Stimme der Irrensinigen. Leichte Nebel lagerten auf den elenden Fluthen; die über den Horizont emporsteigende Sonne strengte sich vergeblich an, den dichten,

einfarbigen Wellenschleier zu zerreißen; das Wasser gurgelte unter dem scharfen Bug des leichten Fahrzeuges und in regelmäßigem Takt sanken die von kräftigen Armen geführten Ruder in's Wasser.

„Jo-ban-na, Jo-ban-na!“

scheinen die Ruder zu sagen, indem sie in drei Absätzen zwischen den Plößen klapperten und im Wasser plätscherten.

„Jo-ban-na, Jo-ban-na!“

Das Boot glitt so schnell und leise dahin, so schnell vorbei an Feld und Wald, an Gehst und Dorf; vorbei an lang gebauten Kohlen Schiffen und schwerfälligen Holländern, hier stromaufwärts geschleppt von langen Reiben von Pferden, dort von den Fluthen stromabwärts getragen; vorbei an dem alten römischen Thurm auf der rechten Seite, vorbei an anmuthig gelegenen Villen auf dem linken Ufer.

„Jo-ban-na, Jo-ban-na!“

Schneller folgten die Häuser auf einander und häufiger wurden die nur noch mit wenigen gelben Blättern geschmückten Weinberge von Obst- und Ziergärten unterbrochen. Die schlanken Thürme der altberühmten Stadt Bonn traten mehr in den Vordergrund, die steigende Brücke schien mit ihrer langen, von Booten getragenen eisernen Kette den Strom abperren zu wollen. Vom Ufer herüber, von den Zimmerplätzen erschallte der lustige Schlag der Art und das Knirschen der langen Bretterbänke, von einem mächtigen Holzstoß der Gesang der zahlreichen, die schweren Ruder führenden Arbeiter.

Ich aber sah von allem Diesem nichts; ich sah nur den einfarbigen trüben Himmel über mir, die Wände des Bootes zu beiden Seiten und vor mir die abenteuerliche Gestalt der deklamirenden und singenden Irrensinigen.

Doch während das Boot eifertig seine spiegelglatte Bahn verfolgte, vergegenwärtigte ich mir lebhaft alle die lieben Punkte und Gegenstände, an welchen ich zum letzten Mal vorübergetragen wurde, und indem die beiden Schiffer ihre Ruder tiefer in die Fluthen senkten, erklang es für mich lauter und deutlicher:

„Jo-ban-na, Jo-ban-na.“

„Wir befinden uns gleich vor der Stadt,“ sagte plötzlich der ältere Schiffer, und vor dem Ton seiner Stimme verschwanden die Bilder, die meinen Geist so lange beschäftigt hatten, und das Geräusch des Ruderns bestand nur noch aus dem gewöhnlichen dreitactigen Klappern und Plätschern, „schlafen Sie nur ruhig weiter, gerade vor der Stadt, wo so viele Menschen das Ufer beleben, schläft es sich am besten.“

Ich nickte dem freundlichen Bootsmann bezeichnend zu und drückte mich noch fester an die Planken des Fahrzeuges.

„Und die Schwarzen sehen oftmals weiter, als die Weißen,“ sagte Fräulein Brüsselbach, mit einem Blick in die Ferne hinau, als ob sie zu den Ufern gesprochen habe.

„Fräulein Brüsselbach, wir werden bald von einander scheiden, auf Nimmerwiedersehen scheiden,“ antwortete ich leise, „so erklären Sie mir denn endlich, was ist es mit den Schwarzen, vor welchen Sie mich schon damals bei Rolandsee warnten? Vielleicht erhalte ich dadurch einen klareren Blick in das

Gewebe, welches zu meinem Verderben gesponnen wurde."

"Haben Ihre Gnaden denn mein unterthäniges Schreiben nicht erhalten?" fragte die Irrsinnige über rascht zurück?

"Einen Brief von Ihnen? Ich erhielt keinen. Wem übergaben Sie die für mich bestimmte Nach richt?"

Fräulein Brüsselbach sann eine Weile nach. „Ich gab sie dem Bruder des armen Anton, desselben Anton, der heute früh an Ihre Gnaden Seite saß," versetzte sie darauf entschieden. „Er versprach mir heilig, Ihnen den Brief einzuhändigen."

"Wenn Sie den wüthen Andres zu Ihrem Boten wählten, dann bekreuzet es mich nicht, Ihren Brief nicht empfangen zu haben."

"So haben Sie ihn nicht erhalten sollen; das Geschick ist stärker, als menschlicher Wille," entgegnete Fräulein Brüsselbach trocken.

"So sagen Sie mir wenigstens jetzt noch, was in dem Briefe stand."

"Derr Graf, nachdem das Geschick uns seinen Willen kundgegeben, sollte ich Ihrem Wunsche eigent lich nicht willfahren; allein der Würfel ist gefallen, und wird es Ihnen daher nicht mehr zum Nachtheil gereichen. Ich schrieb Ihnen, was zwei schwarz gekleidete Männer am Rande des Steinbruchs zu ein ander sprachen, während ich in demselben saß. Es war: n nur wenig Worte, die ich verstand, aber es waren böse, geheimnißvolle Worte. „Wird Wandel hinausgehen?" fragte der Eine; „ohne Zweifel," antwortete der Andere. „Gut, so ist er in der Falle und wird er uns nicht weiter hindern," versetzte der Erstere wieder; was sie dann noch weiter verhandelten, vermochte ich nicht mehr zu unter scheiden."

"O, hätte ich das zur rechten Zeit gewußt, es wäre vielleicht anders gekommen!" seufzte ich seufzucht vor mich hin.

"Excellenz, ich wiederhole: das Geschick ist stärker als die Menschen," versetzte die Irrsinnige, mit theilnahmewoll betrachtens.

"Es kommt ein Dampfschiff den Rhein herunter, wir müssen näher am Ufer halten, oder sie können vom Deck aus in unser Boot sehen," bemerkte der eine Schiffer, und zugleich steuerte er, da die Stadt nunmehr schon hinter uns lag, auf das linke Ufer zu.

"Wir haben Zeit genug, antwortete der andere gelassen, „erstens dauert es noch eine Weile, bis es die Stadt erreicht, und dann bleibt es auch wenigstens eine halbe Stunde vor der Landungsbrücke liegen, bis dahin können wir dreimal hinüber und herüber gerudert sein."

Die nächsten zehn Minuten verstrichen darauf in tiefem Schweigen, doch merkte ich, daß das Boot sich allmählig dem Ufer näherte und endlich in der Entfernung von kaum fünfzwanzig Schritten an den tief in das Wasser hineingebauten Dämmen vorüber schöß. Ich erblickte nämlich in bestimmten Zwischenräumen die äußersten Spitzen der schlanken Weiden, mit welchen die Dämme bepflanzt waren.

"Das Dampfsboot hält nicht an," rief plötzlich der eine Schiffer erblickend aus, es muß Unheil im Winde sein!"

„Jesus Maria! sieh das rothe Fähnchen, welches vorn geschwungen wird, gilt das uns?" fragte sein Gefährte nicht weniger besorgt.

"Keinem Andern," antwortete der erste, „wir sind verrathen worden, und zwar kann das nur in Königswinter geschehen sein. Heilige Maria Muttergottes, was fangen wir an!"

Bei diesem Ausruf richteten die beiden Leute, die nicht mehr ruderten und ihr Fahrzeug nur noch von der Strömung fortreiben ließen, ihre ängstlichen Blicke auf sich.

"Wie lange dauert's, bis das Dampfschiff heran ist?" fragte ich, von wahren Entsetzen ergriffen, denn jetzt, nachdem ich die Freiheit gelostet und mich bereits so nahe am Ziel wähnte, erschien mir meine Wieder verhaftung doppelt fürchtbar.

"Kaum noch fünf Minuten," lautete die wenig trostreiche Antwort.

"Ich muß hinaus," erwiderte ich dringend.

"Wenn wir landen, verschlimmern wir unsere Lage," wendeten die Schiffer ein.

"Ihr sollt nicht landen," bat ich dringend, „Ihr sollt nur genau nach meiner Vorschrift handeln, und wir Alle müßen noch gerettet werden. Wendet das Boot so, daß es dem Dampfsboot die breite Seite zulehrt. Seht Ihr fertig?"

"Wir sind fertig."

"Fräulein Brüsselbach, stehen Sie auf und suchen Sie mich durch ihre Gestalt zu verdecken," befahl ich weiter, denn die Nähe der Gefahr wirkte nicht nur, wie schon früher in ähnlicher Lage, auf meine Erfundungsgeist, sondern ließ mich auch das richtige Benehmen einschlagen, die oft störrische Irrsinnige klag sam zu machen.

Kaum hatte letztere meiner Aufforderung Folge geleistet, so schoß ich meinen Ranzen, an welchen ich Hut und Wanderstab befestigt hatte, hinter ihr empor, und ihn vorsichtig über Bord drängend, ließ ich ihn an den Riemen behutsam in's Wasser gleiten, wo er sogleich versank.

Fräulein Brüsselbach, nunmehr meine Absicht errathend, kam mir dadurch zu Hülf, daß sie ihr gesticktes Kleid auseinanderbreitete und dicht an die dem Dampfsboot zugekehrte Seite des Fahrzeuges herantrat, wodurch ich Raum genug gewann, in zusammengekauerteter Stellung hinter sie zu gleiten. Aber auch die Bootselste begriffen augenblicklich, was ich bezweckte, und wenn sie je in ihrem Leben mit Eisen ein Fahrzeug handhabten, so geschah es, als sie das Boot in der bestimmten Lage und im Gleichgewicht hielten.

Vom Ufer aus konnte ich nicht bemerkt werden, dazu befanden wir uns zu dicht unterhalb der Weidenanpflanzungen, welche den die Straße von dem Wasserpiegel trennenden Abhang bedeckten, und da ich es durch langjährige Übung im Schwimmen und Tauchen zu einer außergewöhnlichen Fertigkeit gebracht hatte, so erschien es mir durchaus nicht als eine so sehr schwere Aufgabe, mich noch im letzten Augenblick meinen Verfolgern zu entziehen.

Zehn Schritte hatte das Boot noch zu treiben, es es sich in gleicher Höhe mit dem nächsten Strom brecher befand, während auf der andern Seite das Dampfsboot bis auf etwa fünfhundert Schritte heran-

genommen war. Es blieb mir also noch gerade so viel Zeit, wie ich gebraucht, meine Vorbereitungen zu treffen.

„Sehe sich Niemand nach mir um,“ rief ich den Bootsteuten zu, „meine Brieftasche lasse ich liegen, Fräulein Brässelbach, nehmen Sie dieselbe an sich, und stellen Sie mir dieselbe einige Stunden später auf dem Ufer zu. Ihr Landen wird keine Schwierigkeiten haben, nachdem das Dampfschiff sich entfernt hat. Sobald Sie mich in's Wasser gleiten hören sehen Sie sich nieder und schwanken Sie dabei, und Ihr, meine Freundin, rudert, sobald die Fluthen sich über mir schließen, gegen den Strom; rührt das Wasser auf, erzeugt Wellen, haltet Euch genau zwischen mir und dem Dampfschiff und nun — lebt wohl!“

Der Damm lag vor mir, ich neigte Kopf und Arme über Bord, und ähnlich einem Kal, der dem Ney entschläft, glitt ich in die kalten Fluthen hinab.

Nur aus einem Augenblick tauchte ich nicht an dem Boot noch einmal empor, um Luft zu schöpfen und mir die einzuschlagende Richtung zu merken, und dann verschwand ich unter den von den Schiffen erzeugten Wellen.

Ich hatte eine bedeutende Strecke unter der Oberfläche des Wassers zurückzulegen und zwar ganz in der Tiefe, um dem verrätherischen Auftauchen meines Kopfes vorzubeugen, doch gelang mir dies vollkommen. Die Todesangst verlieh mir Kräfte, das auf meinem Körper befestigte Gerd und die Stiefel zogen mich niederwärts, die heftige Strömung unterstützte mich in meinen Anstrengungen, und kaum eine halbe Minute, nachdem ich mich von dem Boot getrennt hatte, trock ich behutsam von der Nordseite aus dem geschüpften und daher stillen Wasser, den Damm selbst zwischen mir und meinen Verfolgern, nach diesem hinauf, wo mich die dichtbestandenen Weiden vollständig verbergen.

Das Boot war unterdessen eine kurze Strecke an dem Damm vorgeigetrieben. Um den Leuten auf dem Dampfsboot ihren guten Willen zu beweisen, peitschten die beiden Anderer das Wasser, daß es schäumte und die ringshörnigen Wellen, bis an's Ufer hinrollend, die letzte von mir zurückgelassene verrätherische Bewegung der Fluthen vernichteten. Fräulein Brässelbach hatte wieder Platz genommen, ihr Haupt stützte sie auf beide Hände, und so schaute sie mit ihrem unveränderlichen Vöseln nach dem heranbrausenden Dampfsboot hinüber, welches endlich seine Maschine anhiet und dann träge auf den von ihm selbst erzeugten Wellen schwante.

Als das Boot neben dem Dampfschiff anlegte, befanden sich beide Theile schon zu weit von mir entfernt, um die daselbst geredeten Worte verstehen zu können. Die Schiffer sowohl, als auch die Irrsinnige mußten indeffen einem scharfen Verhör unterworfen werden, denn erst weit, weit unterhalb setzten sich die Räder wieder in Bewegung und im großen Bozen dampfte das Schiff zurück, während das Boot hinter dem nächsten Uferverstrung verhiwand.

Erst nachdem auf dem Dampfsboot mittelst einer Glocke das Zeichen zum Anlegen an der Bonner Vantungsbrücke gegeben worden war, fühlte ich, daß die Kälte und Nässe mich sicherhaft schüttelten. Die

Aufregung und der Ernst meiner Lage hatten mich so lange die äußeren Einflüsse nicht empfinden lassen. Mit doppelter Wucht stürmte daher jetzt das Bewußtsein auf mich ein, daß ich ebenso wenig, wenn ich nicht vollständig erstarren wollte, auf derselben Stelle liegen bleiben, wie mich in meinem Aufzuge auf der Landstraße zeigen dürfe. Hierzu gestellte sich noch der mißliche Umstand, daß die Irrsinnige sich im Besitz meiner Papiere und des Wanderbuchs befand und es zweifelhaft war, ob sie mir dieselben zurückerstatten würde. Verrath hatte ich von ihr nicht zu befürchten, das mußte ich wohl, allein sehr empfindlich wäre mir der Verlust meiner Brieftasche gewesen, welche das Einzige enthielt, wodurch ich in späteren Jahren vielleicht den verlangten Anschluß über meine Person zu geben im Stande war.

Im Uebrigen bot mir das Weidenbüschel ein sicheres Versteck, in welchem ich mich sogar den sorgfältigsten Nachforschungen mit Leichtigkeit entziehen konnte. Ich rührte mich daher nicht eher von der Stelle, als bis das Dampfsboot, nachdem es in Bonn Passagiere gelandet und eingenommen hatte, seine Reise stromabwärts fortsetzte und in nördlicher Richtung aus meinem Gesichtskreis getreten war. Dann aber schlich ich behutsam von dem Damm nach dem weidenbewachsenen Uferabhänge hinauf, um mich vor allen Dingen zu überzeugen, ob die Landstraße, oder vielmehr der für die Schiffe schleppenden Pferde bestimmte Leinpfad frei sei.

Vorständig lugte ich hinauf und hinunter; es war um die Mittagszeit und nur in der Ferne erblickte ich einige vereinzelte Gestalten, anscheinend Leute, die von der Feldarbeit heimkehrten. Vor mir, auf der andern Seite des Weges, dehnte sich ein umfangreicher, mit einer jungen Buchenbede eingefasster, englischer Garten aus. Obwohl der Herbst bereits die Blätter von den Alersträuchern und Bäumen abgestreift hatte, verdeckten die mit Tannen und Kiefern anmuthig durchwachsenen Baumgruppen doch fast vollständig das auf einem sanft ansteigenden Abhänge gelegene Wohnhaus nebst daranstoßendem, massiv ausgeführtem Gehöft. Ich durfte also hoffen, auch von dort oben aus nicht bemerkt zu werden, und da ich in dem dichten Buschwerk ein geschützteres und bequemerer Plätzchen zu finden erwartete, als mir die Weidenanpflanzung und das in derselben üppig wuchernde senkrechte Gras boten, im Garten selbst aber Niemand zu hören oder zu sehen war, so entschloß ich mich schnell, und nachdem ich über den Weg hinübergeschlüpft war, kletterte ich über das zierliche Lattenbor in den Garten hinein.

Mein nächstes Ziel waren eine Ereltanne und eine Kiefer, die am Rande eines Rasenplatzes bis zur Erde hinab so dicht ineinander verwachsen waren, das ein Rankenhügel gebaut hätte, ohne sich an die Erde zu schmiegen, unter denselben durchzulkriechen.

Für mich gab es indeffen kein Hinderniß, welches mir zu groß erschienen wäre, und wenn auch mit verletztem Gesicht und Händen, gelangte ich doch tief genug in das Versteck hinein, um von zufällig Vorübergehenden nicht leicht entdeckt zu werden. Außerdem genoß ich auch den Vortheil der Aussicht auf den Leinpfad, was ich insoweit als einen glücklichen Zufall pries, als Fräulein Brässelbach's Annäherung,

im Falle sie mir meine Brieftasche wieder zuzustellen gedachte, mir nicht entgegen konnte.

Über mir die duftenden, dicht verschlungenen grünen Zweige und unter mir den trockenen, von umherstreifenden Hühnern zu Staub zerwühlten Boden, befand ich mich also verhältnismäßig wohl. Die Wärme des Körpers begann allmählig meine Kleider zu trocknen, und da ich für unwohergehene Fülle stets etwas Brod bei mir trug, welches allerdings durch das Wasser gelitten hatte, so beabsichtigte ich dajelbst bis zum Abend auszuharren, demnächst einige Goldstücke aus meinem Gurt zu nehmen und mit Hülfe dieser meine Flucht immer weiter stromabwärts fortzusetzen.

Doch es war, als ob sich an diesem Tage Alles wider mich verschworen hätte, denn noch keine Viertelstunde hatte ich in meinem Versteck zugebracht, als die Zweige sich hinter mir leise auseinander theilten und ein ungefahr neunjähriger, flachstöpfiger Junge mich mit einer an Unverschämtheit grenzenden Neugierde betrachtete.

„Du denkst wohl, ich habe Dich nicht gesehen?“ redete er mich an, und seine blauen Augen leuchteten vor Vergnügen über seine Entdeckung, „ich habe Dich gesehen und möchte wohl wissen, was Du in meinem Garten zu suchen hast. Willst Du Nachtigallen fangen oder Kefel stehlen?“

„Ist dies Dein Garten, mein Sohn?“ fragte ich freundlich, um den kleinen ungeschlachten Patron zu besänftigen.

„Mein Garten und mein Hof, ich bin der Herr vom Jesuitenhofe und frage Dich nochmals, was Du hier willst?“ wiederholte der Knabe mit unbeschreiblich kernischem Selbstvertrauen.

„Mein lieber Herr vom Jesuitenhofe,“ erwiderte ich noch freundlicher, wodurch der Knabe offenbar viel milder gestimmt wurde, „die Nachtigallen sind längst fort, ich kann also keine mehr fangen, und um Kefel zu stehlen, hätte ich vier Wochen früher kommen müssen; nur ausruhen will ich mich, mit Deiner gütigen Erlaubniß, denn ich bin sehr müde.“

Der Knabe sah sich verlegen um; augenscheinlich sann er über ein anderes Verbrechen nach, welches er mir zur Last legen könne, und da ihn im ersten Augenblick nichts einfiel, so beschloß er, den Großmüthigen zu spielen.

„Bist Du müde, so hast Du auch wohl Hunger?“ fragte er verschmitzt.

„Ich bin hungrig, das ist wahr, aber Du siehst, mein lieber Herr vom Jesuitenhofe, daß ich auch etwas zu essen habe.“

„Trocknes Brod?“ fragte der Knabe lachend, „trocknes Brod gebe ich nicht einmal meinen Hunden; wenn Du mir versprichst, mich nicht zu verrathen, so will ich Dir ein Stück Wurst und ein paar Täschen voll Kefel holen, auch einen Käse, wenn Du ihn haben willst; die Käse sind für mich noch am leichtesten zu erreichen.“

„Gut, gut, mein liebes Herrchen, ich nehme mit Dank an, was es auch immer sei, und daß ich Dich nicht verrathe, darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort.“

„Kannst mir auch ein paar Geschichten erzählen,“ verbeete der Knabe, mich noch einmal aufmerksam betrachtend; „Du siehst gerade so aus, wie Einer,

der recht tolle Streiche zu erzählen weiß. Ich lege mich dann zu Dir, und damit Du mir nichts zu Leide thust, bringe ich meinen Pandur mit.“

„Wer ist Dein Pandur?“ fragte ich ängstlich, denn es war mir um nichts weniger, als um noch mehr Gesellschaft zu thun; ging ich doch schon mit mir darüber zu Narbe, ob es nicht besser sei, die kurze Abwesenheit des jungen Wilsfangs dazu zu benutzen, mich heimlich und schleunigt zu entfernen.

„Pandur ist mein Hund; er ist ebenso alt, wie ich, aber viel größer, als ich, daß heißt, wenn er sich auf die Hinterfüße aufrichtet; dabei ist er so stark, daß er Dich auf meinen Befehl nicht nur zerreißen, sondern sogar aufressen würde.“

„Gut, mein Herr vom Jesuitenhofe, bringe Deinen Pandur mit, und Geschichten will ich Dir erzählen, wo Du sie in Deinem Leben noch nicht schöner gehört hast.“

Der Knabe, wie im Bewußtsein seiner Würde, schlug die Arme über der Brust ineinander und schritt davon.

Neugierig blickte ich ihm nach. Daß er, um mir, als vorgelegter Herr des Gartens und des Hofes, Speisen bringen zu können, unstreitig in die Speisekammer seiner Mutter eindrengen magte, diente mir zur Beruhigung, indem er dadurch nicht weniger Verwath zu fürchten hatte, als ich, nur mit dem Unterschied, daß bei mir die Freiheit, bei ihm dagegen bloß die unversehrte Haut seines auffallend breiten Rückens auf dem Spiele stand.

Eine halbe Stunde verstrich. Ungebuldig spähte ich bald nach dem Leinpfad hinüber, wo ich jeden Augenblick Fräulein Brüsselbach zu bemerken hoffte, bald nach dem alterthümlichen Gehöft hinauf, von woher ich den wilden Knaben erwartete, und immer mehr reizigte mich der Gedanke, daß mein Geschick nunmehr vollständig von der Laune eines anscheinend ziemlich unabhängigen Kindes abhängig sei. Doch welcher anderer Weg wäre mir offen geblieben? Ich mußte durchaus auf seine Rückkehr harren und in Frieden und Freundschaft von ihm scheiden, um nicht, in Folge meines heimlichen Entweichens, für einen Dieb gehalten und als mußmaßlicher Gartenstrolcher mit allen Hunden und Arbeitern des Hofes gekehrt zu werden.

Nach längerem Harren drohten meine schwärzesten Besürchungen sich wirklich erfüllen zu wollen, denn als ich auf ein wildes Gesehrei nach dem Hause zurückschaute, gewahrte ich meinen jungen Freund, wie er in Begleitung eines riesenhaften Hofhundes hastig die kleine, von dem hochgelegenen Hofe in den Garten führende Treppe heruntergesprungen kam, aber von drei oder vier, ebenfalls flachstöpfigen, kleinen Mädchen und Knaben verfolgt wurde.

Nachdem er einige Schritte in den Garten hineingekommen hatte, blieb er plötzlich stehen, und sich nach seinen Geschwistern umwendend, befahl er ihnen, sich augenblicklich in's Haus zurückzuziehen.

„Wir haben ganz dasselbe Recht, wie Du,“ hieß es im vierstimmigen, sopranen Chor zurück.

„So?“ rief der Knabe aus, „habt Ihr? das wollen wir doch einmal sehen!“ und dann auf die kleine Gesellschaft einspringend, hieb er unter dem lustigen Wella Pandur's mit einer solchen Gewandtheit unter seinen Geschwistern herum, daß dieselben

in der nächsten Minute jammernd und winselnd nach dem Hofe hinaufflitterten, wo sie von einem zu Hülfe eilenden Diensthoten in Empfang genommen wurden.

Mein junger Freund wartete nur so lange, bis Alle hinter der Ecke des Hauses verschwunden waren, worauf er spornreichs den Abgang hinterließ und vom der dem Rhein zugekehrten Seite, wo er also vom Hofe aus nicht beobachtet werden konnte, sammt seinem Pandur zu mir in mein Versteck kroch.

Ueberhaupt schien zwischen dem Jungen und dem Hunde eine gewisse Aehnlichkeit der Gesinnungen zu herrschen, denn nicht nur, daß sie bei gleichem Alter einen gleich kräftigen Gliederbau zeigten, der auf eine gleiche Unempfindlichkeit gegen Schläge deutete, leuchteten auch aus ihren Augen dieselbe Schadenfreude, dieselbe Lust an tollen Streichen und dieselbe Gleichgültigkeit gegen ihre äußere Erscheinung, was namentlich dem Hunde verdacht werden durfte, der mit seinem achten oder gar neunten Jahr doch zum allermindesten in das Alter des Ernstes und der Gesehtheit getreten war.

„Ich habe Alles,“ sagte der Knabe mit triumphirendem Ausdruck, indem er aus seinem, um die Hüften mittels eines Bindfadens zusammengeknüpften blauen Staubhemde die versprochenen Speisen hervorholte und vor mir niederlegte, „gera hätte ich auch noch ein Stück Schinken gebracht, aber die Kinder störten mich und ich mußte fort.“

„Was sind denn das für Kinder, mein kleiner Herr?“ fragte ich freundlich, denn der Anblick des unabhängigen Jungen mit dem trogigen Gesicht übte einen so eigentümlichen Reiz auf mich aus, daß dadurch sogar die Gedanken an meine gefährliche Lage auf kurze Zeit zurückgedrängt wurden.

Das Wort „klein“ behagte ihm offenbar nicht sehr, denn er stetzte mit dem Ausdruck eines Thierbändigers seine Faust in Pandur's furchtbaren Rachen, und mich dabei fest anblinzelnd sagte er: „Ich habe schon ein eigenes Federmesser und eine eigene Uhr.“

„Dann bist Du allerdings kein kleiner Herr mehr,“ entgegnete ich lächelnd, „aber weißt Du auch, daß es sehr unrecht ist, der Mutter Speisen zu entwenden, um sie fremden Leuten zu schenken?“

„Ich bin Herr vom Jesuitenhofe,“ antwortete der Wildfang, „und wären diese Sachen leicht zu erlangen gewesen, dann hätte es mir kein Vergnügen gemacht, sie Dir zu bringen; sage mir 'mal, kannst Du rauchen?“

„Ich kann wohl rauchen,“ erwiderte ich, mit Wohlgefallen den mächtigen Hund betrachtend, der jedes Wort aus seines jungen Gebieters Augen herauszulassen schien; „allein ich muß gestehen, daß ich keine sonderliche Neigung dazu verspüre.“

„Na, rauche nur, ich habe Dir ein paar Dinger mitgebracht,“ versetzte der Knabe, indem er zwei Cigarren aus seinem Stiefel zog, bei welcher Gelegenheit ich bemerkte, daß er keine Strümpfe trug.

War es mir schon gleich zu Anfang aufgefallen, daß der Junge, trotz der rauhen Witterung, nur einen ganz leichten leinenen Anzug trug und, der Bescheidenheit halber, die das Hemd und den Kittel auf der Brust zusammenhaltenden Bänder und Knöpfe abgerissen hatte, so überraschte mich der Mangel

eines der allernothwendigsten Kleidungsstücke in noch höherem Grade.

„Friert Dich nicht in Deinem leichten Anzug?“ fragte ich, indem ich, mehr um den Knaben zu erfreuen, als aus wirklichem Hunger den vor mir liegenden Speisen zusprach.

„Im Sommer friert mich und dann lege ich mich in den Rhein, um mich zu wärmen, und im Winter schwinde ich.“

„Was sagt aber Deine Mutter dazu, daß Du ohne Strümpfe gehst?“

„Meine Mutter weiß es nicht,“ antwortete der Knabe, sich behaglich ausstreckend und seine Füße auf des Hundes Rücken legend; „um allen Zank zu vermeiden, ziehe ich mir des Morgens die Strümpfe an, dann gehe ich in die Scheuer, um sie wieder abzuliegen und im Stroh zu verbergen, und des Abends mache ich es umgekehrt.“

„Du bist ein braver Junge, aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß Du sehr viel Anlagen zu einem Bagabunden besitzest.“

„Das haben mir schon mehr Leute gesagt, und wenn ich erst etwas größer bin und das Bagabundiren gefällig mir, werde ich ein Bagabund. Ach, es ist fürchterlich, so mit Lernen gequält zu werden! Du bist wohl selbst ein Bagabund?“

Er, ich antworten konnte, hörte ich, daß vom Hofe aus Jemand nach dem Knaben rief.

„Ich glaube, sie rufen Dich,“ sagte ich leise, „es wäre doch wohl besser, Du gingst, damit sie nicht kommen und entdecken, daß Du in Deiner Mutter Speisekammer eingebrochen bist.“

„Daß sie nur rufen,“ entgegnete der kleine Taugenichts vollständig ruhig.

„Aber Du wirst kein Mittagsbrot erhalten,“ fuhr ich dringend fort, als das Rufen sich verflärrte.

„Dann esse ich heute Abend so viel mehr.“

„Man wird Dich bestrafen, vielleicht hart bestrafen.“

„Im, ich habe keine Angst und bleibe so lange fort, bis Alle glauben, ich sei in den Rhein gefallen; wenn ich dann plötzlich wieder komme, thut mir kein Mensch etwas, vor lauter Freude, daß ich da bin.“

„Aber sie werden Dich und dann auch mich finden, darnum gehe,“ bat ich, besorgnißvoll.

„Ach was, sie finden uns nicht, und finden sie uns, so geht es Dir bei Weitem nicht so schlecht, als mir. Brauchst übrigens nicht lange zu sein, so lange ich bei Dir bin.“

Das Rufen war wieder verstummt, doch nur auf kurze Zeit, denn nach wenigen Minuten erbllickte ich zu meinem Entsetzen einen Herrn und eine Dame, die eifrig in den Garten niederliegenden und geraden Weges auf den Rhein zulenkten. Sie sprachen eifrig miteinander, und deutlich gewahrte ich in dem Wesen der jungen Frau die Anzeichen großer Besorgniß.

„Der Junge nimmt gewiß noch einmal ein unglückliches Ende,“ unterschied ich endlich die ängstliche Stimme der Mutter, „ich kann ihn nicht mehr bändigen, er thut, was er will, und weder Güte noch Strengung helfen bei ihm.“

„Den trifft kein Unglück,“ entgegnete der Herr, ein kleiner Mann mit militärischem Anstande, „er wird sich wieder in die Gesellschaft von Gassenbuben

begeben haben und mit blau geschlagenen Augen heimkehren."

Hier rief der Herr meinen kleinen Gefährten laut bei Namen, doch erlangte er dadurch weiter nichts, als daß dieser sein Gesicht zu einem lustigen schadenfrohen Lachen verzog und Pandur am Halsband ergrieff.

"Hat er den Hund bei sich?" fragte darauf der Herr seine Gattin.

"Ich glaube es," antwortete diese mit wachsender Angst.

In demselben Augenblick schritten sie um die mir Schutz gewährenden immergrünen Bäume herum, und zugleich gewahrte ich zu meinem Entsetzen, daß Pandur sich bestrebe, durch das Wedeln eines kleinen Leberrestes von Schweiß seine Freude an den Tag zu legen.

"Pandur!" rief der Herr jetzt laut aus, dem Ruf ein helles Pfeifen nachsendend, und gleichzeitig erfolgte die Katastrophe, welche ich, ohne sie abzuwenden zu können, längst vorhergesehen hatte.

Pandur wälzte sich nämlich, trotzdem der Knabe sich verzweiflungsvoll an sein Halsband festgeklammert hatte, unter den niedrig hängenden Zweigen herum, und die Last noch eine Strecke mit sich fortschleifend, froch er ins Freie hinaus, wo er seinen Hauptgebietter mit härenhaften Liebslungen zu erdrücken drohte.

"Wo Pandur ist, befindet sich der Junge nicht weit," sagte der Herr lachend, als der Knabe sich von den Zweigen losmachte und beschämt hinter seine Mutter schlich, die denn auch wirklich in der Freude des Wiedersehens die angelübteste Strafe verjagte. "Aber wen haben wir hier noch?" fuhr der eigentliche Besitzer des Jesuitenhofes fort, sobald er mich entdeckte.

"Seien Sie großmüthig, beachten Sie mich nicht; ich bin der in Frankfurt entsprungene Student, auf welchen auf allen Straßen und Wegen gefahndet wird," sagte ich, um von dem Knaben nicht verstanden zu werden, mich der französischen Sprache bedienend; denn ich sah ein, daß mir als letztes Mittel zur Rettung nur noch übrig blieb, mit einer offenen Erklärung vorzutreten.

"Und Du hast einen fremden Menschen, der ohne Erlaubniß in unsern Garten eingedrungen ist, Spiczen zuge tragen?" wendete der Herr sich an seinen Sohn, während ich langsam aus meinem Versteck froch.

"Er war hungrig," antwortete der Knabe trohig. "So, also hungrig war er?" fuhr der Vater in strengem Tone fort, "ich verbiete Dir ein für alle Mal, ohne Erlaubniß fremden Menschen irgend etwas zuzustellen. Augenblicklich gehe in's Haus zurück, und laß Dich in den ersten zwei Stunden nicht mehr vor der Thüre sehen! Adh Ihr, mein Freund," wendete er sich sodann an mich, "seid so gut und verlaßt meinen Garten auf demselben Wege, auf welchem Ihr herein gekommen seid. Wenn Ihr hungrig waret und rechtliche Absichten heget, hättet Ihr frei in's Haus kommen können — aber heimlich eindringen und meine Kinder zum Unrecht verleiten —"

"Er hat mich nicht verleitet!" versetzte der Knabe trohig, indem er sich umschaute.

"Kort in's Haus!" befahl der Vater zornig. "Dein Mittagbrod ist warm gestellt worden!" rief die Mutter, und im nächsten Augenblick war der kleine Wilsfang auf dem Hofe verschwunden.

Bei der grausamen Anrede des Herrn, die ebenso wohl durch die Lage, in welcher er mich gefunden, als auch durch meine ängere Erscheinung vollkommen gerechtfertigt war, sank mir das Herz in der Brust. Trostlos blickte ich in die mitleidigen, blauen Augen der jungen, schönen Frau, und schon dachte ich daran, ob es nicht am besten für mich sei, um allem ferneren Ungemach zu entgehen, mich freiwillig den Gerichten zu stellen, als der Herr mich wieder anredete.

"Beruhigen Sie sich," begann er wohlwollend, indem er mir die Hand reichte, "wenn Sie wirklich der Herr Wandel sind, von dessen Flucht alle Zeitungen erzählen, so will ich am allerwenigsten die Hand dazu bieten, daß man einen so jungen Mann auf's Neue verhaftet. Ich wünschte nur meinen Sohn über ihre Person zu täuschen. Kinder sind als Mitwisser von Geheimnissen gefährlich. Meinigt es mir, Sie unbemerkt in mein Haus zu schaffen, so dürfen Sie sich als gerettet betrachten — aber wie ist es, besitzen Sie Papiere? Sie sind ja ganz durchnäht und ohne Hut?"

Ich beschrieb darauf mit kurzen Worten meine Flucht, meine Verfolgung und die Art, in welcher ich in den Garten gekommen und mit dem Knaben belannt geworden war, und schloß damit, daß ich bat, so lange in meinem Versteck verweilen zu dürfen, bis die Irrsinnige mir meine Brieftasche wieder eingehändig haben würde.

Meine Vorstellungen fanden bei den menschenfreundlichen Leuten die erpöbte Aufnahme. Mit keiner Miene verriethen sie Misträuen; im Gegentheil, ihre Worte waren die der aufrichtigsten Theilnahme, und als sie sich von mir entfernten, da beachtigten sie zunächst, den Weg durch eine Scheune in ein Kelterhaus, in welches sie mich hinein zu schmuggeln gedachten, von etwanigen unberufenen Zeugen frei zu halten.

Sie waren nicht lange gegangen und ich hatte mich wieder in mein Versteck zurückgezogen, da entdeckte ich endlich durch das Gehüß hindurch Fräulein Bräufelbach, wie sie langsam auf dem Keimfab einhergeschritten kam und von Zeit zu Zeit aufmerksam in das Weibensicht hindrängte. Zuweilen vernahm ich auch ihre unmelodische Stimme, mit welcher sie, durch das Abhingen einiger Verse, meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchte.

Erst als sie bei dem Gartenthor eingetroffen war und, wie um sich zu orientiren, rückwärts schaute, durfte ich es wagen, den Schutz der Bäume zu verlassen und mich ihr zu nähern.

Meine Flucht und ihre mittelbare Betheiligung an derselben hatten sie mächtig aufgeregt und alle ihr innenwohnenden, verwirrtten romantischen Ideen auf einmal wach gerufen. Es sprach wenigstens aus ihrem Leeren und dabei doch selbstam glühenden Blicke, daß etwas Ungewöhnliches in ihrem Geiste vorgehe.

"Herr Graf, hier ist Ihre Brieftasche," sagte sie feierlich, indem sie mir meine Papiere durch das Gitterthor darreichte, "betrachten Sie sich als gerettet!"

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, mein liebes Fräulein,“ unterbrach ich die Unglückliche, die sich mir gegenüber stets so treu und aufrichtig gezeigt hatte, und um ihr meine Dankbarkeit zu beweisen, versuchte ich es, ihr einen Thaler in die Hand zu drücken.

„Das Geschick läßt sich nicht bestechen, junger Mann,“ versetzte die Irrensinige, das Geld zurückweisend; es war das erste Mal, daß sie es unterließ, mich irgend einen geschwulstigen Titel beizulegen; bleiben Sie treu und beharrlich, verlieren Sie nicht die Geduld, und die Palme des Sieges wird Ihnen dereinst dennoch werden. Die Zukunft bleibt den Sterblichen verborgen; aber das Geschick gestattet uns freundlich, mit ganzer Seele an Ahnungen zu hängen und zufällige Aeußerungen, zur Verringerung der aus einem gebrochenen Herzen entspringenden Qualen, als weise Orakelsprüche betrachten zu dürfen. Seit zwanzig Jahren und länger erfüllt mich dasselbe Sehnen, dasselbe Hoffen. Hoffen auch Sie, junger Mann, und gebeten Sie meiner;

Die Tochter ihres Vaters,
Sie folgt Dir zum Alter.“

Als Fräulein Brüsselbach das letzte Wort gesprochen hatte, wendete sie sich, ohne eine Entgegnung von mir abzuwarten, kurz um, und mit aufrechter Haltung, das grüne Barett lähn aufgestützt, den gestickten Rock in matorische Falten gezogen, schritt sie schweigend davon.

Sinnend schaute ich dem armen Geschöpf nach, bis es weit oberhalb meinen Blicken entschwand.

Es war das letzte Mal, daß ich mit der Unglücklichen zusammentraf, ich hörte nie wieder von ihr. Im Geiste sehe ich sie aber noch vor mir, so klar und deutlich, mit ihrem gutmüthigen Lächeln, dem leeren, nichtsagenden Blick und dem phantastischen Kopfsug auf den wirren Haaren, daß ich sie zu malen vermöchte; und oft noch wiederhole ich mir in Gedanken die seltsamen Poesien, die Ergüsse ihres kranken Gemüthes, welche sie stets so gern mit ihrer näheren Umgebung in Verbindung zu bringen suchte. —

Mein Stranden auf dem Jesuitenhofe, welches ich anfangs für ein Unglück hielt, erwies sich als einen unvorgesehenen Glücksfall. Denn nicht genug, daß mir von dem Besizer die Fortsetzung meiner Blucht möglich gemacht und erleichtert wurde, wirkte es auch wohlthätig auf meine gedrückte Stimmung, fast noch im letzten Augenblick meines Aufenthaltes im Heimatlande, meine Erinnerung um ein freundliches, tröstendes Bild bereichern zu können.

Der liebe Jesuitenhof, mit seinem alterthümlichen Aeußeren und der romantischen Lage, mit seinen umfangreichen Gärten und den geschmackvollen Parkanlagen, mit seinem menschenfreundlichen Besizer und der schönen, theilnahmvollen Gebieterin, mit den flackerköpfigen Kindern und vor Allem mit dem trogigen neunjährigen Haustyrannen, wie ich weilt er mir in der Erinnerung bis in die kleinsten Einzelheiten so lebhaft vor! Dahin, dahin, der Jesuitenhof sammt seinen glücklichen Bewohnern, ich sehe Beides wohl nimmer wieder! —

Wie der wohlwollende Herr mir versprochen hatte, geschah es auch. Unbemerkt gelangte ich in

die Scheune, von dieser in das Kelterhaus und in eine alte unbewohnte Wärmerstube, und zum erstenmal seit meiner Abreise von Frankfurt erfreute ich mich der Aussicht, in einem guten Bett schlafen zu dürfen.

Ich wurde mit der nothdürftigsten Kleidung und Wäsche versehen, und als ich mich dann gegen Abend mit einem Gefühl der Sicherheit auf mein Lager warf, da wurden meine träben Gedanken schnell abgeschnitten, indem die Erschöpfung mich übermannte und ein fester, traumloser Schlaf mir die Augen schloß.

Lange vor Anbruch des Tages wurde ich indessen wieder geweckt. Erschreckt fuhr ich empor, allein nur der Besizer des Jesuitenhofes stand vor mir, mich fragend, ob ich mit Pferden umzugehen verstehe.

„Ich habe meinem Kutscher die Erlaubniß erteilt, sich auf einige Tage zu seiner Familie nach Rheindorf zu begeben,“ sagte er, nachdem ich auf seine Frage bejahend geantwortet, „und da wollte ich Sie ersuchen, sich in den Rock meines Kutschers zu werfen und mich nach Köln und nach kurzem Aufenthalt daselbst, von dort nach Aachen zu fahren. Von Aachen aus können Sie sehr leicht über die nahe Grenze gelangen, und um Aufsehen zu vermeiden, fahre ich eigenhändig wieder zurück.“

Natürlich ging ich auf dieses Anerbieten ein, und eine Stunde später saß ich im blauen Rock mit schwarzem Sammettragen und silberner Tresse auf dem Kutserstuhl einer leichten, offenen Droschke, in der einen Hand die Peitsche, in der andern die Ägeln von zwei kräftigen Braunen, und in scharfem Trab rollten wir von dem Hofe hinunter, durch einen großen Garten auf die nach Köln führende Chaussee zu.

In Köln rasteten wir nicht länger, als es die Sorge für die Pferde erheischte, und bereits am nächstfolgenden Abend trafen wir in Aachen ein.

Unangefochten, wie ich als Kutser meines mit Wege- und Wasserbauten beschäftigten Gastsfreundes geblieben, gelang es mir auch, die nahe Grenze zu erreichen, und als ich dieselbe überschritten hatte, genügten meine Papiere vollkommen, mich gegen jede Verfolgung sicher zu stellen.

Von Havre aus, und nachdem ich auf einem in den nächsten Tagen nach Amerika absegelnden Schiffe einen Platz für mich ausbedungen hatte, schrieb ich an meinen Vormund und nach Frankfurt, um Diejenigen, die meiner mit warmer Theilnahme gedachten, über mein Geschick zu beruhigen. Auch das Wanderbuch und die Peise sandte ich dem ursprünglichen Besizer zurück.

Die Vorbereitungen zur Reise und das fremdartige Gewirre in der so reich belebten Hafenstadt, durch welches ich mich gleichsam hindurchwühlen mußte, hinderten mich, viel über meine Lage und meine Aussichten nachzudenken. Erst als die Meeresswogen gegen die schwarzen Wanken des Schiffes, welches mich einer unbestimmten Zukunft entgegenzog, branteten und sich schäumend überschlugen, und als in der Ferne das Festland wie ein schmaler Nebelfleisen vor meinen Blicken verschwand, da erst beschlich mich wieder

das Gefühl einer gänzlichen Vereinsamung, welches mich seitdem auch nie wieder verlassen hat.

Traurig sah ich auf dem Verdeck, traurig betrachtete ich die tiefblaue, bewegliche Scheidewand, welche sich, mit jeder Minute mehr und mehr anwachsen, unbarmherzig, unübersteiglich zwischen mich und mein theures Heimathland drängte.

* * *

Der Schnee schmilzt auf den Höhen; unendliche Eislasten fließen der Missouri dem Golf von Mexiko zu, und unter der Erdoberfläche regt sich organisches Leben, um sich von den ersten warmen Frühlingstagen an's Tageslicht locken zu lassen.

Der Winter ist zu Ende; nur noch einige Wochen, und ich breche mit meiner ganzen Habe auf, um auf dem nächsten Handelsposten die Erfolge meiner Winterjagden zu verwerthen und den Sommer und Herbst in den Prairien zu verbringen.

Wie ganz anders und um wie viel freundlicher ist mir dieser Winter, im Vergleich mit den früheren, verstrichen!

Das Niederschreiben des ersten Theils meiner Lebensgeschichte gereichte mir nicht nur zur Unterhaltung und zum Trost in meiner Einsamkeit, sondern es gewährte mir auch einen mit Freude und Behuth ab durchwebten Genuß.

Es glaube ich, jene Zeiten wirklich noch einmal zu durchleben; Menschen und Begebenheiten traten mir lebhaft vor die Seele, und die den jüngern Jahren entsprechenden Gefühle ergriffen sogar zeitweise wieder Besitz von mir.

Ich war gezwungen, hier zu lächeln, während dort Thränen meine Blicke verschleierten.

Meine Jugend mit all ihren holden Träumen ist zerstoßen, und dem mit dem Ernst des Lebens vertraut gewordenen Manne blieb Nichts, als die Erinnerung. Aber die Erinnerung hat einen milderen, weniger schmerzhaften Charakter angenommen, seit ich meine wechselvollen Erlebnisse in geordneter Weise niederzuschreiben vermochte. Mit viel Schwierigkeiten hatte ich oft zu kämpfen, um dem Tage einige Stunden abzugewinnen und die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen. Doch es ist mir gelungen, und je größer die Hindernisse, welche sich mir entgegenstellten, um so lieber gewann ich meine Arbeit.

Es ist ein umfangreiches Manuscript geworden, und um keinen Preis möchte ich es verlieren. Ich will es daher zurücklassen und, da ich den nächsten Winter ebenfalls wieder hier in meiner Abgeschiedenheit zu verleben gedente, an einem sichern Ort vergraben.

Sollte der Tod mich auf meinen nicht ungefährlichen Jagdzügen ertreffen, so weiß wenigstens meine arme Wandernarrin, wo ich meinen Schatz aufbewahrt habe. Sie wird ihn zu finden wissen und ihn einem Missionair zur Verfügung stellen, zugleich aber

auch die fehlenden Blätter, welche mein Ende betreffen, leicht durch mündliche Berichte ergänzen können. Und doch, wer wird sich um das mir zugefallene Loos kümmern, wenn ich erst verschollen bin? Niemand, Niemand; nur Schanhatta trauert vielleicht eine kurze Zeit um ihren Wohltäter, um ihn dann ebenfalls zu vergessen.

Sei dem, wie ihm wolle; fließt meinem Andenken nur eine einzige Thräne, so habe ich nicht ganz umsonst gelebt — und Schanhatta wird gewiß an meinem Grabe weinen.

Armes Kind, es wäre vielleicht meine Pflicht, Dich im Laufe dieses Sommers auf einer Mission unterzubringen, um Dich der Segnungen der Civilisation theilhaftig werden zu lassen; ist aber auch die verfeinerte Civilisation wirklich ein Segen für Dich? Und dann, wer sollte im nächsten Winter meine Einsamkeit mit mir theilen, wer sollte mir in meinen kleinen häuslichen Verrichtungen beistehen, mich auf meinen Ausflügen zu meinen Pferden und nach den Wiberfallen begleiten? Wer sollte meine Mokassins so schön sticken, meine wiclederenen Kleidungsstücke ergänzen und mir die Speisen bereiten? Wer endlich sollte mir in den Dämmerungstunden ober vor dem flackernden Feuer, wenn's draußen stürmt und schneit, durch kindliches Geplauder die Zeit verkürzen, mit schüchtern, fast ängstlicher Aufmerksamkeit meine Rabenfeder beobachten, wenn sie über das Papier hinfliegt, und mir in späten Stunden, während ich arbeite, mit brennenden, in Fett getauchten Holzspänen und Rindensafnern leuchtet? Nein, gute Schanhatta, ein Jahr kannst Du immerhin noch bei mir bleiben; Du zählst höchstens dreizehn Winter, außerdem lernst Du ja auch von mir. Hast Du aber erst Dein muthmaßlich vierzigstes Jahr zurückgelegt, dann, ja dann will ich mich gewiß von Dir trennen und Dich der väterlichen Fürsorge eines presbyterianischen Geistlichen übergeben, und die größte Freude soll es mir gewähren, Dich nach Jahren als die gebildete Gattin eines braven Grenzbesohners wiederzufinden.

So schließe ich denn meine Winterarbeit, um sie auf zweitensieben Monate dem Schooße der Erde anzuvertrauen. Witten in meiner Hütte will ich sie vergraben, gerade da, wo jetzt das Feuer brennt, und die letzte Zeit meines Aufenthaltes hindurch über meinem Manuscript den glimmenden Kohlenhaufen schüren. Auf einer alten Feuerstelle suchen Indianer und Wölfe nicht leicht nach vergrabenen Schätzen; selbst die bösen Geister der Eingeborenen verlieren vor einem Aschenhaufen die Bitterung und werden sie daher mein „sprechendes Papier“ unangestastet lassen.

Um aber auch in der Erde das Papier vor Vernichtung durch Feuchtigkeit und Insecten zu bewahren, werde ich es mit einer vierfachen Hülle des am Feuer gebärteten Büffelleber und Moschus ungeben; und Moschus besitze ich ja in Fülle.

Also auf Wiedersehen im Spätherbst!

Ende der ersten Abtheilung.

Friedel und Oswald.

Roman aus der Tiroler Geschichte

von

Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

„Wie? Was sagt Ihr? Herzog Friedel?“ riefen Alle durcheinander und drängten sich um den Reiter, der noch nach Athem rang, seine Bottschaft auszurichten. „Gestern“, sagte er endlich, „haben unser Einige gegen die Schlucht hingestreckt, wo das enge Matscherthal herausführt . . . der Bogt hatt' es uns geheißt und befohlen, daß wir niemanden des Wegs ziehn lassen sollten, niemand, wenn wir ihn nicht genau kannten. War aber weit und breit niemand zu sehn — nur zwei Bauern kamen einen Steig herab, hatten das Dörfhale-Gewand an und trugen Rückkörbe, um in Gurns und Mals einzulaufen. Sie kamen vom Finaishof herunter und war Einer unter uns, der taunte den Einen Knecht und so ließen wir die Beiden ruhig ihre Wege gehn . . .“

„Nun? Der Herzog aber?“ fragte Starckenberg ungeduldig.

„Wie sie schon vorüber waren, sagte Einer, was der Bursch für seine weiße Hände habe — viel zu fein für einen Bauern. Da stieg ein Argwohn auf, wir ließen den Beiden nach und schrien zu, sie sollten stehen bleiben und wie sie's nicht thaten und immer schneller anschnitten, da legt' ich auf den, der die weißen Hände hatte, die Armbrust an und jagt' ihm einen Bolzer nach — der traf ihn ins Genick, daß er stürzte . . . der Andre ist entsprungen . . . Wie wir dann hin kamen, da war der Mann todt und war ein junger ritterlicher Mann mit einem feinen Bart . . .“

„Es war der Herzog?“

„Ich weiß nicht, Herr, ich hab' ihn nicht gekannt — doch Andre kamen, die den Herzog im Leben gekannt, die sagten, er sei wohl etwas verfallen und entstellt, aber es sei kein Zweifel, daß es doch der Herzog sei!“

„Nimm das für Deine Bottschaft!“ rief Starckenberg und drückte dem Knecht ein Goldstück in die Hand — „wir aber wollen nicht verzeihen, daß dieser Todte einmal unser Herr gewesen und wollen ihm den Todtenraub halten! Friedel ist todt, Brüder und Genossen: der Tod hat ihm die leere Tasche gefüllt — so möß' es Jedem ergehen, der an unsrem guten Rechte frevelt! Er sei vergessen oder sein Gedächtniß soll ein Fluch werden im Lande!“

Er hatte den Becher erhoben; Sallerer, Degen Furz, Gebrautstein und Andre ergriffen ihre Humpen und ließen sie stürmisch dazugegen klingen; die Bedächtigeren schwiegen, aber sie wagten nicht, sich auszusprechen — Oswald hatte sich abgewandt und starrte, von der unerwarteten Wendung erschüttert, durchs Fenster.

„Nun?“ rief der Sallerer. „Du trinkst nicht, Oswald? Wer ein Bundesbruder heißen will, darf diesen Trunk nicht verjagen . . . Ich glaube gar, der Tod dieses Herzogs geht Dir nah? . . .“

„Laßt ihn“, sagte Schlandersberg, „er hat vielleicht gar nicht gehört, was vorging und dichtet ein Minnelied zum Willkomm' auf Hauenstein! — Höre Freund Oswald, nimm den Becher und stoß an mit uns . . . es gilt —“

„Ich will nicht!“ rief Oswald und stieß den Becher zurück, daß er überfloss.

„Sonderbar . . .“ murmelte Schlandersberg; der Starckenberger aber drängte sich vor ihn. „Ist das die Befragung?“ rief er, „der veränderte Sinn? Wenn wir nicht glauben sollen, daß Du nur zum Scheine zu uns gekommen — daß es mehr war als die aufwallende Laune eines Augenblicks Deiner gewohnten Schwärmererei . . . bewähr' es jetzt, fasse den Becher und trink! Wer mein Freund heißen will, muß auch der Feind meines Feindes sein!“

„Ich will nicht“, rief Oswald noch entschledener, „der Tropfen werde mir selbst zum Todeskranz, den ich aus diesem Becher schürfe! . . . Der Todte war einst mein Freund: ich weiß warum, es ist mir schwer genug geworden, mich von ihm loszusagen, — ich habe mich mit Schmerz und Trauer von ihm abgewendet — aber mit dem Todten hadre ich nicht mehr! Sein Untergang hat seine Schuld gebüßt und all meinen Groll mit hinab genommen . . .“

„Groll und nicht Groll, Feind und dennoch Freund!“ rief der Sallerer wieder. „Sagts rund heraus, in schlichten Worten, wofür wir Euch zu halten haben!“

„Für einen Freund und Bundesgenossen!“ entgegnete Oswald ernst. „Ich habe Herzog Friedel angehängen . . . mein Kopf vermochte es ihm zu verzeihn, daß er gegen meinen Rath, gegen das mir gegebene Versprechen die gefährliche Wahl traf und sich jenem Johannes gefellte: aber daß er auch diesem die Zusage brach, daß er es über sich gewann, den stolzen Nacken in seiner Demüthigung zu bengen — das ist, was mein Herz ihm nicht verzeiht. Er war nicht mehr würdig, auf einem Throne zu sitzen, . . . der Herr von Tirol zu sein! Aber auch jener Ernst ist dessen unwürdig, der niedrig genug denkt, des Brubers Mißgeschick nur zu eigener Bereicherung auszunützen . . . dieß Geschlecht der Fürsten hat sich überlebt, es ist kein Heil mehr für Tirol, als beim Reich und in der Freiheit . . . das ist meine Lösung! Ist's nicht die Eure auch?“

„Sie ist! Oswald hoch!“ riefen Viele und die zunächst Stehenden ergriffen dessen Hand. „Oswald, der Falke hoch!“

„Reicht erregt und leicht gewonnen!“ sagte Starckenberg, der unnützlich zugehört, halb vor sich hin. „Mich tröstet, daß ich für dieses Schwärmeres Sinn bessere Bürgschaft habe, als seine schönen Worte!“

„Ich weiß lange, daß Du mir gröllst“, entgegnete Oswald ruhig, „Du trägst eine Binde um

die Augen und brücht über Sebende den Stab — sieh zu, wer des Schwärmers Sinn mehr bewährt, ich oder Du . . . doch, welche Bürgschaft ist es, von der Du sprichst?"

„Du hast“, sagte Starckenberg nicht ohne Hohn, „Dein Weib Deinem Bruder Michael auf Treßsburg zur Obhut anvertraut . . .“

„Mein Weib . . . Margarethe? Was ist mit ihr?“

„Der Hüter sorgte, das ihm vertraute kostbare Pfand sei nicht sicher genug auf seiner Burg . . . drum hat er sie an einen Ort gebracht, den noch kein Feindesarm erreicht hat, den nie Feindesfuß betreten wird: zu mir — auf den Greifenstein!“

„Mein Weib . . .“ stammelte Döwalb, sich gewaltsam mühselig, „ . . . mein zarter Engel in dem unwirthlichen Felsenest? In Euren Händen?“

„Und warum nicht? Wenn Du es aufrichtig mit dem Bunde meinst, was hast Du zu befahren? Sie ist bei Deinen Freunden — und ist die beste Geißel für Deine Tren!“

„Du arme, zarte, münnigliche Frau!“ klagte Döwalb. „Was wirst Du erlitten haben . . . das also ist der Lohn, den mir die neuen Freunde dafür zahlen, daß ich über ihnen Dich vergaß: daß ich Dich verließ, um ihnen zu nützen . . . Doch seie — sie soll in Euren Händen, sie soll auf Greifenstein bleiben, aber nicht allein: ich selber eile hin — ich löse dieses Pfand, das Ihr Euch selbst genommen, aus! Ich führe diese Geißel aus dem Greifenstein oder begrabe sie, mich und Euch Alle in seinem Schutt!“

Stürmisch verließ er den Saal; bald hörte man den Hufschlag seines Rosses. „Da srenzt er schon dahin“, rief Starckenberg, „der Thor, in dem es immer locht und übersprudelt! Ich will ihm nach — er soll den Greifenstein nicht ohne mich erreichen . . . Gebt meinen Weisigen Befehl, sich zum Aufbruch zu rüsten! . . . Gehabt Euch wohl, Ihr Herren und Bundesbrüder! Beherrigt wohl, was wir beschlossen — Jeder befestige seine Burgen, Jeder rüste sich, Jeder denke dran, den Uebermuth der Bauern zu brechen, der sich gegen unsre Herrschaft auflehnen möchte . . . Mit Herzog Ernst werd' ich verhandeln und wenn es reiß ist, Euch entbieten zur Beratung.“

„Er geht“, sagte Hörer von Rabenstein zu seinem Nachbar Prechtl, „es wird nun wohl auch Zeit sein, daß wir an den Heimritt denken . . . Was meint Ihr, der Starckenberg nimmt den Mund sehr voll . . .“ „Ich werde Euch entbieten zur Beratung!“ Wie das klingt! Ob wir von Herzog Friedel Schlimmeres zu erwarten gehabt?“

„Still“, erwiderte der dicke Herr von Kalbäch, sich schmerzhaft erhebend, „das ist nur für Wenige! Er spielt den Herrn, als wären wir seine Untergebenen!“

„Wir wollen auf der Hut sein, Freund“, flüsterte der Rabensteiner wieder. „Besonnene Klugheit und Ueberlegung fordern, daß wir uns vorsehn, und nicht Schlimmeres einzutauschen, als wir haben. Das Welten wird Euch sauer, Freund . . . Ich hab' einen hübschen Hof am Wege; den erreichen wir leicht, dort nehm' ich Herberg diese Nacht — seid mein Gast,

Herr Prechtl, dann wollen wir's bei einem Becher vertraut besprechen . . .“

Sie gingen; allgemach erhoben sich Alle, im Schloßhofe wieherten die Rosse, drängten die Knechte, und die Falken stoben nach allen Richtungen auseinander.

— Vor dem Kirchlein und der Linde war das Volk noch versammelt geblieben; betäubt, unschlüssig und traurig saßen und standen die Schaaren durcheinander, die Menge war sogar noch gewachsen, denn das Gerücht floz über die Berge und rief von den hoch gelegenen Weibern und Einzelhüfen Männer und Jünglinge herbei, die das Unerbörte nicht zu glauben vermochten und an Ort und Stelle sich überzeugen wollten, wie weit die Gewalt bereits zu gehen sich erkühnt. Viele saßen noch vor der öden, unnütz gewordenen Bühne, als hielten sie es für unmöglich, daß das gewohnte, von Alter und Sitte geheiligte Spiel nicht doch noch beginnen werde.

Unter dem Volke, unweit der Kirchenthür stand ein junger Mann in Pilgerlutter, Hut und Muscheltragen; ein älterer Mann mit grauem Bart, ebenjo gekleidet, kniete an der Schwelle und schlen in eifriges Gebet verfunken.

„Seid wohl auch des Spieles wegen nach Landed gekommen, frommer Pilgersmann?“ sagte einer der Bauern zu dem jüngeren Pilger. „Ist Euch auch die Freude verborben — wie uns! Die Zwingherren nehmen uns eben Alles, Freiheit und Freude, Hab' und Gut, sie werden uns bald nichts mehr übrig lassen, als das nackte armselige Leben!“

„S'ist traurig, Freund“, sagte der Pilger, „wir hätten das Spiel wohl gern geschaut, doch mehr ist es uns leid um Euch, denen solche Gewalt widerfährt und denen die Freude des Festes so schwer verkümmert wird — so es Euch geliebte, möcht' ich wohl gern Euch einen Ersay dafür bereiten.“

„Ersay? Wie meint Ihr das?“

„Ich und mein Gefährte sind wohl gewillt, Euch ein ander Spiel zu geben . . .“

„Ein ander Spiel? So seid Ihr nicht Pilgrime, wie Euer Gewand verkündet; Ihr seid fahrende SINGER!“

„Das sind wir nicht — aber wer weit in den Landen herumzieht, den zwingt das Glend wohl, allerlei zu üben, was in den Dörfern gefallen mag, an deren Thür man pochen muß. Wir kennen ein gar erbaulich Spiel, ein alt merkwürdig Märlein von Arthur, dem vertriebenen König von Engelland — wir haben es auf der Pilgerfahrt gehört . . . gefällt es Euch, so spielen wir die Währ' . . .“

„Ein Märlein von einem vertriebenen König?“ riefen die Bauern. „Das ist recht, das wollen wir sehn — und wär' es nur, unsern Drängern zu zeigen, daß wir trotz Gewalt das alte Recht üben! . . . Wir kennen auch einen solchen Vertriebenen — wir wollen das Märlein hören!“

Wie das Gefäsel des allmählig anwachsenden Windes über eine Wasserfläche streicht und die Wellen erregt, ging die Kunde bald durch die überraschte Menge. „Zum Spiel!“ rief es, während die Trommler und Pfler die gewohnte Einleitung begannen. „Wir werden doch unser Recht haben! Ein Spiel zur Landeder Kirchweih! Das Spiel vom vertriebenen König!“

Es bedurfte des Anrufers kaum, der Frieden und Stille gebot; der jüngere Pilger stand schon auf der Bühne, bei seinem Anblick lagerte sich erwartungsvolle Stille über die athemlose Menge.

Der Pilger trat vor, wie Einer, der von langer Wanderung ermüdet ist, mühsam erreichte er den im Vergrunde befindlichen Sitz und sank erschöpft auf denselben nieder. „Ich kann nicht weiter . . .“ rief er aus. „Unbarmherzige Sonne, zum zehntenmale gehst Du auf über diesem irden Gestein, in welchem ich herum irre mit meinem Herrn, dem ehlen, unglücklichen König von Engelland! Ein schlechter Pilgerhut deckt das fürstliche Haupt, ein Stein ist sein Pfahl und der kalte Nachthimmel seine Decke — seine Erfrischung ist die Wäld, die aus dem Gletscher strömt, und mit den Wägeln des Waldes muß er um die Beere ringen an Strauche des Felsenpatts! . . . Armer König . . . da drinnen liegt er und ist eingeschlimmert vor Ermattung . . . nirgends ein Weg, nirgends ein Obdach und wenn ich nicht Hilfe bringen kann, ist er dem Tode verfallen . . .“

„Armer Mann,“ murmelte es aus den Reihen, „armer König . . . Warum ist er im Elend?“

„Den Dänenkönig, den tüchtigen,“ fuhr der Pilger fort, „hat es nach seinem schönen Lande gelüftet . . . er hat ihn an sich gelockt und verrätherisch in den Kerker geworfen . . . seine treulosen Vasallen und Ritter, mit dem Feinde im Einverständnis, sind von ihm abgefallen und haben dem fremden, dem eingekerkerten König gehuldet! . . .“

„Hört Ihr? Die Ritter! . . . Wie bei uns! So haben die Ritter es auch mit Herzog Friedel gethan!“

„Da kommt der König,“ begann der Pilger wieder und eilte ehebärtig seinem Genossen entgegen, der als wandernder, hilfloser Greis die Bühne betrat. „O mein König und Herr von Engelland,“ sprach er, „warum habt Ihr Euch dem Schicksal so bald wieder entzogen . . . Ihr bedürft der Ruhe und Stärkung so sehr und ich Kermster habe Euch nichts zur Erquickung zu bieten . . .“

„Klage nicht, Du treuher, Du einziger treuer Mann,“ erwiderte der Greis, „für mich ist keine Erquickung mehr . . . laß mich sterben oder führ' mich in mein Land zurück . . . Ach, nicht der Mangel ist das größte meiner Leiden, — daß ich von ihm ferne bin, ist der bitterste Schmerz: daß ich nicht weiß, wie es meinem Volke ergehen mag . . .“

„Schlumm, Herr und König,“ entgegnete der Freund, „die treulosen Ritter trogen allem Recht, weil Du nicht mehr im Lande bist . . . sie mißhandeln und neckten Dein Volk, die freien Mannen sollen Leibeigene sein und die Männer, die ein freies Wort wagen, werden in den Kerker geworfen . . .“

„Wie bei uns . . . hört Ihr es wohl? Zu Leibeigenen wollen sie uns machen . . .“

„Aber noch verzaget nicht, mein Herr und König von Engelland,“ rief der jüngere Pilger wieder. „Die treulosen Ritter sind nicht die einzigen Männer im Lande . . . noch lebt Dir Dein Volk: vielleicht gelingt es uns, die Grenzen Deines Landes zu erreichen . . . das Volk verläßt seinen König nicht . . .“

Eine mächtige Bewegung giug durch die Versammlung.

„O treuer Freund,“ begann der König wieder und seine Stimme bebte vor innerer Bewegung, „so führe mich denn, wie Du gebest! Ich schaue nach diesem letzten schönen Hoffungsstern, den Du mir zeigst . . . ich folge ihm und wenn er verschwindet, so will ich mich zur Erde legen und die Ränge meines Grabes ausmessen . . . O Freund, wenn wir nun die Grenzen erreichen, wenn wir vor dem Volke stünden . . . was würdest Du sagen, ihm das Herz zu führen?“

„Was mir das Herz eingiebt,“ rief der jüngere Pilger und trat weit vor an den Bühnenrand. „Vandaleute . . . Freunde . . . treue Männer würde ich sagen . . . Euer angestammter Fürst, Euer Landesherr, dem Ihr Treue geschworen, lebt im Elend — gebannt, geächtet, beraubt! Falsche Freunde, denen er getraut, haben ihn außer Landes gelockt und als er von ihnen sich losgesagt, ihn wie einen Verbrecher in den Kerker geworfen . . . sie haben ihn mit dem Tode bedroht! Er ist entflohen . . . durch Mangel und Wäld, bedroht von Verrath der Edlen, deren Mörder hinter jedem Busche lauern: im Gewande des Bettlers hat er sich in das Land geschlichen, er ist unter Euch . . . er wirft sich ganz an Eure Brust! Aus den Händen seines Volkes will er seine Krone wieder empfangen — mit seinem Volke will er sein Land wieder erobern . . . Auf, Du getreues Volk . . . Dein Fürst ist's, der Dich ruft . . . Ist Einer unter Euch, der diesen Ruf nicht hört?“

Brausend, tosend wie ein vom Regen wachsender Bergstrom antwortete tausendstimmig der Ruf der Versammelten. „Rein — nein,“ donnerte es, „nicht Einer!“ Die Täuschung des Spiels und die Ähnlichkeit der eigenen Lage hatte Alle hingerissen: sie nahmen die Worte als zu ihnen geredet hin.

„Hört Ihr, mein Herr und Fürst,“ rief der Jüngling wieder, „so wird Dein Volk antworten . . . so hat es Dir geantwortet . . . Zieh' ein in Dein Reich und mich laß den Ersten sein, der Dir auf's Neue huldet!“

Er beugte das Knie vor dem erschütterten Fürsten; der Ruf und die Bewegung schwall zum Sturm an. „Was ist das?“ rief es durcheinander. „Wer seid Ihr? Das ist kein Wäldlein, das Ihr spielt . . . das ist unfres Herzogs Geschichte . . .“

„Ja,“ rief der Pilger mit mächtiger Stimme, „es ist kein Wäldlein! Nicht von König Arthur im fernen Engelland habt Ihr gehört, — dieser Boden ist das Land, dem es gilt . . . Eures Herzogs Ruf habt Ihr vernommen . . . Ihr seid das treue Volk, zu dem ich sprach . . .“

„Und wo ist der Herzog? Wo?“ rief es entgegen — der Jüngling machte eine Bewegung gegen seinen ältern Gefährten hin; dieser aber warf Hut und Pilgertragen ab und trat mit ausgebreiteten Armen vor. „Hier steh' ich . . . ich bin Herzog Friedrich . . . nimm mich auf, mein treues Tirol . . .“

Der Donner des Bergsturzes wäre verhallt in dem Jubelgeschrei, welches sein Erscheinen und seine Worte begleitete. In Augenblicke war die Bühne erstiegen; die Vorbersten warfen sich dem Herzog zu Füßen, sie umfaßten seine Knie; sie ergrißen Hände und Kleider, sie mit Küßen und Thränen zu bedecken . . . die nicht in seine Nähe gelangen konnten,

sie einander weinend in die Arme oder hoben Augen und Hände zum Himmel, zu Gebet und Dank, daß die Stunde der Befreiung gekommen. „Doch unser Friedel!“ dröhnte es an den Bergen hin. „Doch der Bauernherzog! Wir stehen zu ihm bis in Tod! Gut und Blut für unsern Friedel!“

Der Herzog stand wortlos — wie vernichtet. „Nun, gnädigster Herr,“ rief ihm Wüllinen leise zu, „hab' ich mein Wort gelöst?“

„Du hast!“ rief Friedrich. „Redlicher Freund, Du hast gesagt! Ich habe es nicht geglaubt. . . ich habe mein Volk, ich habe meine Bauern und ihr Herz nicht gekannt. . . da oben in der Einsamkeit der Brenner ging mir die erste Ahnung auf: hier, in diesem gewaltigen Augenblick wird mir klar, was eines Volkes Lieb' und Treue heißt! Aber ich will auch zeigen und erproben, daß ich es erkannt — zum Andenken dieser Stunde soll hier eine Kirche stehen, meinen Dank zu verewigen. . . meine Bauern aber sollen freie Männer sein und sitzen und tagen neben dem Edelmann und mit ihm, und sollen der Grundbau eines Thrones sein. . . Auf denn, treue Mannen von Tirol, erhebet Euch, die Feinde zu überraschen, eh' sie sich besinnen und waffen. . . erhebt Euch Alle, aus allen Thälern kommt zu mir. . . wir brechen die Burgen unsrer übermüthigen Feinde! Weht mir ein Schwert, ein Ross! . . . ich führe Euch! Und Kronburg gelte der erste Sturm. . . ich führe Euch an, Eure Gefangenen zu befreien!“

„Auf! Nach Kronburg!“ riefen Alle und einer Kavine gleich, im Sturze wachsend, wälzte die Menge, schnell bewaffnet, sich zu Thal: schon begann der Abend zu rämmern und als es Nacht geworden, erglühete die Berge vom Wicoisöhrn der Flammen, in denen des Starkenbergers gewaltige Reste zu Trümmern einfiel und welche in alle Thäler den Sturm rief und die Kunde trug, sich einzufinden bei Herzog Friedel zum blutigen Bauerngefecht.

Drittes Capitel.

Der Greifenstein.

„Nehmt das Seil an! Dreht den Haspel noch einmal!“ rief Hauptmann Weißbrach einer Schar Bauern und Fuchtsichte auf einer Höhe des Wöllner-Jochs zu, welcher gegenüber, durch eine breite und tiefe Bergspalte geföhren, die Thürme und Zinnen des Greifensteins trotzig emporstiegen. Sie waren emsig daran, eine riesige Schleuder zu spannen und mit einem Felsstück zu beladen, groß genug, ein kleines Haus, das es getroffen, unter seiner Wucht zu begraben. „So! Nun wird das Seil wohl genug gespannt sein — wenn dieser Block die Mauer nicht einwirft, muß es der Teufel sein, der sie stützt!“

„Wollen's hoffen, Herr,“ erwiderte Einer der Bauern, „'s war keine Kleinigkeit, das Gerüst da heraufzuschleppen bis auf das Joch! Könn' aber doch nicht schaden, Herr, wenn wir den Haspel noch ein paar mal anzögen, damit die Last nicht etwa gar in die Tiefe oder machtlos dröhlen niederfällt — die Schwucht ist gar breit, Herr!“

„So thut's,“ erwiderte der Hauptmann, und die Haspelarme wurden knarrend gedreht und dadurch der an Stricken befestigte Balken, auf welchem das Stein-

geföß lag, noch weiter zurückgewunden. „Jetzt aber ist's genug, jetzt laßt die Stützen los. . .“ Ein Heilieb faulste, ein dumpfer Schlag erdröhnte, der Balken war vorgeknickt und hatte seine Last pfeifend hinausgeschleudert, daß sie prasselnd an die Umfassungsmauer des Greifensteins anstieß — Steine bröckelten sich davon los; einen Augenblick war es, als ob das Gemäuer im Grunde erbebe und schwankte, dann aber stand es wieder wie unverfehrt da, und ein spöttisches Gelächter der Belagerten scholl zu den Schleudern herüber.

„Loch! nur, Euch ist doch mit wohl bei der Sache!“ rief der Bauer. „Das Gemäuer hat doch gezittert, als ob es nicht mehr fest auf den Beinen stehe. . . wollen doch sehen, wie viel solcher Schläge es noch aushält! Nur schnell das andere Felsstück dort herbeigewälzt und die Schleuder wieder geladen! Weht, Herr Hauptmann, und sagt Herzog Friedel, es soll sich Alles bereit halten zum Sturm — ich denke, noch ein Wurf macht ein Loch in die Mauer, das sie so leicht nicht aufstopfen! Wie Alles fertig ist, geben wir das Zeichen!“

Unten im Thale auf der Ebene bei den sieben Eichen war das Heer Herzog Friedrich's gelagert und die Zelte und Lagerhütten im weiten Halbkreise aufgestellt. Die Krieger selbst standen aus denselben vorgekrüst und überall war man geschäftig, die Vorbereitungen zum Sturme zu treffen; man wartete nur auf den Augenblick, in welchem sich in den Mauern des Greifensteins eine Lücke zeigen würde, um den Burgstellen, trotz seiner Höhe und Stelle, mit Reitern und Haken hinan zu klimmen. Das Heer des Herzogs bestand aus sehr unregelmäßigen Schaaeren; die meisten der vorläutischen Ritter, dem Herzog von jeher besonders ergeben, hatten nicht gesäumt, ihm ihre Heißen zu zuföhren. Daran reihte sich ein von Weißbrach und Wüllinen nach der Flucht des Herzogs schnell gesammelter Söldnerhaufe, der über den Arberg in's Land gerungen war, unmittelbar am nächsten Tage, nachdem Friedrich in Landesfeld in den Staub getretenes Banner wieder entfaltet hatte. Die größte Mehrzahl der Kämpfer aber bestand aus Landknechten, deren Zuflüge von allen Bergen und aus allen Thälern herbeigekraust waren, wie wilde Wasser zum suchtbaren Flusse zusammenströmen. Es waren anscheinend ordnungslose Schaaeren, aber zusammengehalten von einmüthiger Begeisterung; sie waren ungleich und meist nur für das Handgemenge bewaffnet, aber Kraft, Wuth und Ausdauer erfetzten, was den Waffen an Gleichmächtigkeit und ihren Trägern an Uebung fehlte. Auf dem linken Flügel, am weitesten vorgezogen gegen den unerföhlich abgelösten Felskegel des Greifenstein, standen die Bauern von Alghund, Mais und den andern Dörfern des Eschlans, mit einigen Handwerkern aus Meran und einer Abtheilung von Oetzthalern, Ruzzo von Rosen als Führer an der Spitze. Der Tschermir mit seinem Sohne Linnö befehligte die von Alghund sammt den Bauern von Wöllan, Eppan und Lana und denen, die aus dem Ultnerthale herangezogenen. Die Binschgauer mit dem Innthalser Zuzug und denen vom Eschl bildeten den rechten Flügel, mit den Bürgern von Vosen, Brigen und Klausen, denn die Städte waren bald dem Beispiele der Bauern gefolgt und hatten dem

fleglich von Burg zu Burg vordringenden Herzog die Boten ihrer Unterwerfung und die Schlüssel ihrer Thore entgegengesandt; waren sie es doch, denen am meisten daran lag, daß die Macht der Adelsherren gebrochen und die große Strafe des Handels mit Weichland nicht länger durch sie und ihre steten Feinden gefährdet werde. So hatten wenige Wochen genügt, Herzog Friedel wieder in den Besitz von ganz Tirol zu bringen, nur die obersten Häupter des Adelsbundes hatten sich, als ihre Burgen eine nach der andern gebrochen worden, in dem Winkel des Grenzlandes gesammelt und in den unabweisbaren Greifenstein, als ihren letzten Vertheidigungspunkt, geworfen. In dieser Feste war alles vereinigt, was Herzog Friedrich noch zu widerstehen wagte; war sie gefallen, so war er Herr an der Etsch, wie an Inn und Eisal und konnte an der Spitze seiner gewaltigen Volksmacht ruhig abwarten, ob König Sigmund es wirklich noch gerathen finden würde, ein Heer nach Tirol zu führen und der niedergerworfenen Adelpartei eine Hülfe zu bringen, die ihr doch nicht mehr aufzuhelfen vermochte — der Plan, Tirol dem Reiche einzuverleiben, all seine Grenzfestungen und Grenzpässe in dessen unmittelbaren Besitz zu bringen, war dann gesichert und die Gelegenheit dazu unwiederbringlich verflücht.

Seitwärts vom Lager, das nun schon seit Wochen den Greifenstein nach allen Seiten umschloß, stiegen vom Fuße des Burgfelsens von Zeit zu Zeit schwarze Rauchsäulen wie von einem erloschenen großen Brandherde empor; ungeheure Holzmassen waren dort zusammengeschleppt, hart an das Gestein angelehnt und angezündet worden, um die Wut den Felsen mitzuthellen, sie mürbe zu machen, wodurch den Grund des Gebäudes zu unterwühlen und den Einsturz der Mauern herbeizuführen. Das Feuer war auch von gewaltiger Wirkung; wurde der glühende Porphyr mit kaltem Wasser übergossen, so bröckelte er sich los und bei der geringsten Erschütterung lösten sich ganze Schichten desselben ab: so mächtig aber auch das Gestein herniederstürzte, war doch immer nur wenig an dem gewaltigen Bergfessel zu erkennen; es war, als ob man ihm nur die Haut gerisht hätte und es hätte vielleicht der Arbeit eines Jahres bedurft, vollends den Felsen und die Burg auf ihm zu stürzen. Unweit davon, sorglich aus Balken gezimmert, stand eine wohlverschlossene Hütte; es war die geheimnißvolle Werkstätte, in welcher Meister Abraham von Memmingen, der Herzogs kundiger Wächter-Meister immer neue und veredlichere Todeswerkzeuge schmiedete und ersann.

Auf alle Straßen, hin gegen Bozen und Meran, so wie gegen die Bergübergänge waren überdies einzelne Haufen als Wachen vorgeschoben, um dem Greifenstein jede Zufuhr abzuschneiden und die Belagerten, wenn sie auch der äußeren Gewalt zu widerstehen vermöchten, durch die innere zu besiegen und durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen.

Strahlend von der Freude des Erfolgs, das Haupt hochgetragen, wie in den ersten Tagen des Glückes, im reichsten fürstlichen Kratzergeschmack, schritt Herzog Friedrich die Auffstellung der Belagerer entlang, von einem zahlreichen Gefolge geleitet. Ihm zur Seite ging der unzertrennliche Märlin, die Ritter von Niederthor, Wersburg und Spredenstein,

die Salzmaier und Kreidnegger, Herr Miklaus Hochgeschworen und Herr Sigmund Kirchmaier, die Bürgermeister von Bozen und Hall; neben ihnen der Hofner und der Tschermsei, denen der Herzog, als Bauernanführern gleichen Rang gegeben, wie seinen Kriegshauptleuten und sie zu seiner Umgebung berufen, wie diese.

Weißbriach war eben vom Märlnerjoch herunter gekommen und meldete dem Herzog, neben ihm hinschreitend, den Erfolg der großen Schleudermaschine und wie zu hoffen sei, bei dem nächsten Wurf ein Stück der Burgmauer stürzen zu sehen, das groß genug sei, um die Erstürzung zu versuchen.

„Ich hab' es wohl gedacht,“ erwiderte der Herzog lächelnd, „daß nichts lange Stand hält, wo mein eiserne Weißbriach sich einmal vorgenommen hat einzudringen! — Gut denn, gebt Euren Mannschaften Befehl, sich bereit zu halten und laßt die Schußbäcker vorkommen! Wer aber soll den Sturm beginnen? Der Felsen ist so steil, daß wohlgeübte Kletterer und Steiger dazu gehören, um daran emporzuklimmen!“

„Da schick' uns Degthaler hin!“ sagte Ruzzo. „Wir können das am Besten und wollen mit unsern Steigern schon hinaufkommen!“

„Ihr sollt nicht!“ erwiderte der Herzog; „Sie können von oben den ganzen Weg bestreuen mit Pfeilen und Bolzen, und Ihr in Euren Netzen, ohne Helm und Harnisch, Ihr seid den Geschossen zu sehr bloßgestellt!“

„Wach' Tir keine Sorg' dehwegen!“ sagte der Hofner. „Wir können uns an die Wand drücken und wissen uns zu ducken. . . Das lernt sich wohl, wenn man dem Steinbeck nachsteigt!“

„Gut denn,“ erwiderte der Herzog, „aber die Fußsöldner sollen mit Euch vor und sollen die Falkenleitern anlegen.“

„Hohe, gnädiger Herr Herzog,“ rief vortretend der greise Vär von Stau. „Die Ehr' sollen die Degthaler nicht allein haben, wir Innthalen lassen uns auch nicht spotten, wenn's zu steigen gilt! Meine Burche mußt Du mit den Degthalern stürmen lassen, sonst werden sie böse!“

Inzwischen waren die Söldner daran und hatten die Sturmbäcker vorwärts gerollt; lange, niedrige, auf Räder gestellte Holzhäuten, unter denen die Stürmenden bis an den Fuß des Felsens gelangen konnten. Langsam und schwerfällig wälzten sich die Hütten vorwärts, denn sie waren mit Eisen gedeckt zum Schutz gegen die Steine, welche von den Belagerten gemächlich darauf hernieder gerollt wurden, um sie zu zerschmettern. Auf den Jinnen des Greifensteins war aber diesmal nichts von solchen Vorbereitungen zu bemerken. Wohl sah man Bewaffnete hinter den Mauerwänden stehen, aber trotz der Höhe und der weiten Entfernung war nicht zu verkennen, daß sie gar nicht an ihre Vertheidigung dachten, sondern die Anstalten zum Sturm nur mit höhnischen Bewegungen und Spottgeberden beobachteten.

„Jetzt ist die Schleuder bereit!“ rief Weißbriach. „Sie haben das rothe Fähhlein ausgesteckt. Winkt entgegen, gnädigster Herr, so es Euch beliebt, dann geschieht der Wurf und es geht vorwärts zum Sturm!“

Der Herzog nahm seine rote Schärpe ab und schwante sie gegen das Wälterloch; die Dethaler und Junthaler mit einer Schaar Fußknechte rückten unter die Rollbächer vor, gleichzeitig sah man den Felsblock über die Klust fliegen und hörte ihn dumpf an die Burgmauer anschlagen. Eine dicke Staubwolke wälzte sich auf; als sie verloschen war, stieg mildes Kampfesgeschrei der Belagerten empor, denn ein Theil der Mauer war eingestürzt und eine breite Lücke ließte den Stürmenden entgegen. Auf den Wind des Herzogs bliesen die Hörner, die Zinken begannen zu schmettern, die Heerpauken rasselten darein und schon kletterten die lühnen Bauern den Felsweg hinauf: die Haken saßten ins Gestein, die Leitern hoben sich und bereckten sich mit Kämpfern — aber noch immer blieben die Belagerten ruhig. Die Beste war wie angestorben, kein Stein rollte herab, die Andringenden zu zerschmettern; kein Bolzen schwirrte, kein Pfeil kam geflogen, um sie zurückzuwerfen. Vergebens mahnte Weißbriachs mächtige Stimme, nicht all zu dicht vorzugehen, der Feind habe offenbar nichts Gutes im Sinne — die Warnung kam zu spät. Schon war eine beträchtliche Höhe erstiegen, die Kämpfer vermochten bereits einander von Angesicht zu Angesicht zu erkennen, da bligte mit einem Male die ganze Mauer entlang eine ungeheure Loche empor, wälzte sich wie fließendes Feuer über die Brustwehren herab und fiel als brennender Regen auf die Stürmenden. Ein hundertsümmiger Schrei des Schreckens und Schmerzes ertönte, denn die Feuertröpfen blieben an den Betroffenen haften, steckten die Kleider in Brand und machten Helm und Harnisch erglänzen. Die Leitern brannten und die Stürmenden auf ihn und in einem wilden entschlichen Kränkel, begleitet von dem Siegesgeschrei der Feinde, stürzte Alles die Felswand hinunter. Vergebens eilte man mit Wasser herbei; das Feuer schien seine Natur geändert zu haben, es loberte, wie vom Wasser genährt, nur noch grünlicher empor; es wuchs um sich, die Rollbänne brannten lichterloh, das Eisen der Dächer schmolz in glühenden Tropfen hernieder und das grauschafte Zaunergeschrei der Verbrennenden und Sterbenden zeterte durch die Luft. War bald aber war es verstummt; der Tod hatte seine Opfer mit den Feuerarmen so glücklich und unentriubar umwunden, daß wenige Augenblicke genügten, sie von ihrer Pein und vom Leben zu befreien.

Erschüttert, vernichtet umstand das Heer die Todten und grausam Verbundenen und durch die Reihen ging wieder das Gemurrel, der Greifenstein sei gebaut und seine Besatzung mit den Bösen im Bunde: der sei es, der ihr das Hüllenfeuer geliehen. Andere erzählten, wie fern im gelobten Lande auch die Griechen ein nicht zu löschendes Feuer besäßen, das habe Einer auf einem Kreuzzug ihnen abgeleert.

Entsetzt eilte der Herzog durch die Reihen und schritt erschüttert an den unseligen Opfern des Bürgerkriegs vorüber. „Nehmt mir Niemand mehr von Sturm!“ rief er. „Ich will mein treues, braves Volk nicht opfern! Will es nicht in den gräßlichen Tod jagen, wegen einer Handvoll verzweifelter, tollfühner Empörer! Wir müssen einen andern Weg finden, um auf den Greifenstein zu kommen! —

Seid Ihr nicht der Bürgermeister von Bozen?“ fuhr er gegen den zunächst Stehenden gewendet fort. „Nikolaus Hochschworen“, erwiderte dieser, „Bürgermeister von Bozen . . .“

„Ihr seid mein Mann! Nehmt noch Einige mit Euch, tragt eine weiße Fahne vor Euch her und geht auf den Greifenstein, mit den Feinden zu verhandeln! Sie müssen einsehen, daß sie verloren sind. Gewalt oder Hunger müssen sie in meine Macht bringen, denn ich weiche nicht von hier, bis der Greifenstein in Trümmern liegt und wenn ich darüber grau werden sollte! Sagt Ihnen das; fordert sie zur Uebergabe auf. Sie sollen sich mir unterwerfen, sollen mir den Greifenstein übergeben, so bürge ich Allen Leben und Freiheit und auch ihr Eigenthum sollen sie behalten und nur die Leben sollen verfallen sein. Geht und bringt günstigen Bescheid!“

„Das hoffe ich, Durchlauchtigster Herr und gehe gern!“ erwiderte der Bürgermeister. „Ich habe sonst wohl schon öfter mit dem wilden Starckenberger ein gütlich Wort zu reden gewußt!“

„Halt!“ rief der Herzog dem sich Entfernenden nach. „Habe ich nicht gesagt, daß ich Allen Leben und Freiheit verbürge? Das soll nicht gelten, Allen nicht — Oswald von Wollenstein ist in der Burg, den nehm' ich aus, den allein! Sie räumen den Greifenstein, liefern mir Oswald aus und sollen Alle frei von dannen gehen! Geht, Bürgermeister — Du aber Willkülnen sorge für die Verwundeten. Rette was zu retten ist; für Jeden meiner tapfern Kämpfer will ich Dir danken, als wie für dein eigenes Leben!“

Er schritt weiter; eine Gruppe, die um einen Sterbenden verkrännelt war, hielt ihn bald wieder an.

Der alte Tischler sah auf einem Feststüd und hielt das Haupt seines vor ihm liegenden Sohnes empor, daß es an der Vatersbrust zu ruhen kam. Der Jüngling hatte nur noch wenige Athemzüge übrig; der Eifer dem Herzog zu dienen, der begeisterte Wunsch, Notheils Bitte zu erfüllen und jugendliche Kampflust hatten ihn zuvörderst in die Reihen der Stürmenden geführt, darum hatte ihn auch das wilde Feuer zuerst und am heftigsten getroffen und ihm Nacken und Brust verseugt und verlohrt, bis auf das treue Herz hinein. Vor Linnis lauerte der Kofener, auch mit verbundenem Haupt und den Arm in der Schlange tragend und träufelte von Zeit zu Zeit kaltes Wasser über das entstellte Antlitz des Lebenden: er hatte ja oft erprobt, welche Kraft in solch feuchter Kälhlung liege. Der alte Tischler rührte sich nicht, er sah fest und mit ernst gefaßter Miene auf sein unglückliches Kind herab.

„Um Gott“, rief der Herzog Friedrich hinzutretend, „mein treuer Führer! Mein Befreier . . . So sind' ich Dich wieder! Deine Treue führt Dich in den Tod! Wackerer Kuzzo, auch Du verwundet und Dich, alter Mann, beraube ich des einzigen Sohnes!“

Der Sterbende vernahm nichts mehr von dem, was um ihn vorging: er erkannte Niemand von denen, die ihn umgaben. Sein Auge war weit offen, aber glüh'ig starr, die frante Brust hoch sich schwer und schmerzlich in immer längeren Zwischenräumen. Der Kofener zuckte die Achseln, als wollte er sagen,

das blühen Wunde habe nicht viel zu bedeuten, der Tischner aber bot dem Herzog die Hand, wie zum Zeichen, daß er ihm nicht grose. „Red' nit davon, Herzog Friedel,“ sagte er, „das haben wir von eh' gewußt, daß es nit anders sein kann, und daß gar manch' Einer, der mit uns ansejogen, nicht mehr heim kommen wird . . . in dem Bauernspiel, das wir spielen, muß Jeder einsegen und daß im Spiel nit Jeder gewinnen kann, das ist eine alte Sach'! . . . Berajß nur Du nit, Herzog Friedel, was Du den Tirolern versprochen hast und schau' fein, daß Du's halt'st, . . . dann ist Alles gut angewend't, und wenn's auch noch so kostbar ist, was wir verlieren haben . . .“

Ergriffen eilte der Herzog hinweg, das erneuerte Gelbniß in der Seele, ein wahrer Fürst des Volkes zu sein.

Der Tod trat an Finns heran.

Er ward unruhig, die Augen öffneten sich noch weiter, als suchten sie das Licht, das sich ihnen vol-leud's zu verdunkeln begann: die glühenden, verborrenen Rippen bewegten sich zu halbem Geschlüfter. „O diese Stut . . .“ murmelte er, „dieses Feuer . . . von außen und drinnen . . . da drinnen tief beim Herzen . . . wie es tobt und wütht . . . Droben, auf den Bergen, im Eis . . . da wär' es läßl, da würde das Feuer erlösen . . . Seht Ihr den Ferner dort? Das ist das Bernagst-Horn . . . Ich spür' es . . . o wie die Eisluft so läßl, so erfrischend herüber weht . . . Dort, dort . . . in dem roßigen Schein, dort steht ein salziges Fräulein auf dem Ferner . . . das ist das Moidele . . . Sie bleibt auf Rosen, aber sie winkt mir, daß ich zu ihr kommen soll . . . Wie sie mich ansieht, so traurig und doch so süß . . . Sie winkt mir wieder, . . . sie kommt, . . . o, sie legt mir die Hand auf die Stirn' . . . das nimmt allen Schmerz weg . . . Ich komm' schon, Moidele . . . Ich hab' Wort gehalten, ich darf schon mit Dir . . .“

Seine Worte wurden zum unverständlichen Gemurmel: noch einmal wehrte sich die Kraft des jugendlichen Körpers und stemmte sich in trampf-haften Zuckungen gegen den Zerlöcher, dann erstarrete er und das schwere Haupt sank im Tode an die Brust des Vaters.

Im sonnenrothen Abendchein, hoch über den Häuptern, zog ein einzelnes weißes Wölkchen dahin, den Deckstaler Firnen zu.

Die Abenddämmerung begann allmählig in Nacht zu verlöschen; Herzog Friedrich hatte seinen Gang durch das Lager eben beendet und schritt der Werthütte des Büchsenmeisters zu; jetzt war es an diesem, die geheimen Künste zu bewahren, die er verheißt, und die den Greifenstein gewinnen sollten, ohne aufs Neue den Verlust so vieler braven Landesfinder zu wagen. Die Hütte war verschlossen, kein Laut antwortete auf Pochen und Ruf und schon wollte der Herzog nach seinem Zelte zurückkehren, als er in der Nähe des Greifensteiner Felsens eine dunkle Gestalt unter den Leichen und Trümmern unberschleichen sah, die noch unbefattet und unbefestigt durcheinander lagen. Der Mann beugte sich bald zu einem der Todten, bald zu einem verlohnten Ballen nieder und es war, als ob er mit Wohlgefallen die Spuren der suchtbaren Zerstörungen betrachte, welche das Feuer

der Belagerten an Waffen und Körpern zurückgelassen hatte. Der Fürst fandte sein Gefolge zurück, denn er glaubte in dem nächtlichen Besucher des Schlachtfeldes die verkrüppelte Gestalt seines Stückmeisters zu erkennen und er hatte sich nicht getäuscht. Als er näher kam, traf er den unheimlichen Meister auf einem Feldstock sitzen, in der Hand ein abgerissenes Stück von dem verbrannten Gewande eines Gefallenen, das er aufmerksam betrachtete, indeß aus seinen finsternen Zügen und seinen blühenden Augen ein grim-miges Vergnügen leuchtete.

„Seid Ihr's, Meister Abraham,“ rief ihn Friedrich an, „der unter den Todten herumwandelt wie ein abgesehener Geist? Was schafft Ihr hier?“

„Ich bin's, gnädigster Herr,“ erwiderte der Meister, ohne sich in seiner Betrachtung irre machen zu lassen. „Ich betrachte mir die verbrannten Lumpen hier — ich bewundere die vernichtende Wirkung dieses Feuers und sinne nach, welchem Bestandtheil es dieselbe verdanken mag . . . Seht nur, jede Kaser ist versengt und verlohnt, wie Zunder und an den Leibern hat es hinein gebrannt bis auf die Knochen! . . . Es ist etwas, wie ein Brand der Griechen, womit sie feindliche Schiffe in Brand stecken und doch ist es noch suchbarer . . . Ich habe das Griechenseuer kennen gelernt . . . es muß etwas darunter sein, wie ein Bergöl, das unloschbar brennt. . . Ich finde das Geheimniß nicht aus . . . wie beneid' ich die droben auf dem Greifenstein, daß sie es besigen!“

„Das ist ein suchbares und trauriges Geschäft, Meister, vor dem mir schaudert!“ rief der Herzog. „Ich beklage, daß Menschen gegen Menschen solche Mittel gebrauchen.“

„Ihr schaudert, weil es Eure Gefallenen sind,“ erwiderte der Meister achselzuckend. „Die droben in der Burg frohlocken darüber und wärt Ihr an deren Stelle gewesen und ich wäre vor Euch getreten und hätte gesagt, ich wolle Feuer auf die Stürmenden hernieder werfen, das sie vernichte . . . hättet Ihr mir wohl gewehrt? Der Waffenschmied hämmert ein Schwert, das Todeswunden schlagen soll und pfeist sein Lied dazu . . . Ist mein Geschäft ein anderes? Ich arbeite im Großen — aber ich pfeife nicht dazu!“

„Traurig, Meister, daß ich Euch nicht Unrecht geben kann! Nun soll' ichs wohl, warum ihr zu Innsbruck, als ich Euch zu meinem Feste lud, nicht daran Theil nehmen wolltet und Euch finster zurückzogt!“

„Denkt Ihr noch daran, gnädigster Herr? — Ich hab's auch nicht vergessen! Ich weiß noch wohl, was Ihr spracht . . . „Freude thut dem Menschen noth, wie Regen der Erde; wie ein Tropfen Del der Armbrust, der Boden würde sonst vertrocknen, der Stahl erlahmen. . .“ Soll ich nicht auch meinen Regen haben und meinen Tropfen Del?“

„Eure Freude ist's, die Ritter zu demüthigen und Eure Herrschaft fester wieder aufzurichten im Lande Tirol, denn zuvor — seid unbeforgt! Dieser Felsstegel und die Burg auf ihm soll sie Euch nicht länger verstimmen! Ich weiß es noch wohl, wir Ihr mir den Greifenstein als Beispiel eines Schlosses genannt, das es zu erstürmen gelten sollte . . . ich werde meine Zusage halten — noch

diese Nacht sollt Ihr auf dem Greifenstein einziehen!"

"Diese Nacht noch? Unmöglich!"

"Noch diese Nacht sag' ich . . . laßt Alles sich bereit halten, es wird seines Sturmes mehr bedürfen und vielleicht kaum Einen Mann kosten! Ich gehe, meine letzten Vorbereitungen zu machen."

"Welche sind diese? Rede, was hast Du vor?"

"Das muß mein Geheimniß sein . . . der Felsen des Greifenstein soll, Ihr wißt es, bis tief herab ausgehöhlet sein zu Gewölben und geheimnißvollen Gängen — ich öffne Euch den Eingang dazu, laßt das Heer sich bereit halten, ihn zu betreten und sie mitten in ihren eigenen Mauern zu überfallen . . ."

Er wandte sich heimwärts und verschwand im Dunkel der völlig eingebrochenen Nacht; tiefinnend schritt der Herzog den Reihen der Vagergeselle zu.

— In den Mauern des belagerten Schlosses war indessen jene Ruhe eingetroffen, der man sich nach überlängerer Gefahr, nach Vollenbung einer sorgenvollen Arbeit fern und um so vollständiger ergibt, als es in der Gewißheit geschieht, daß sie nicht mehr als ein kurzes Athemholen ist, und daß Gefahr, Sorge und Mühe in wenig Stunden wieder beginnen werden, um Kraft und Ausdauer noch erneuert und bringender in Anspruch zu nehmen. So viel schien jedenfalls gewiß, daß die Belagerer, durch den abgeschlagenen Sturm erschöpft, von den vielen Verlusten entmuthigt, auf einige Zeit Stillstand halten und mindestens die kommende Nacht über einen neuen Angriff nicht unternehmen würden. Die Zinnen und Schußlöcher der Mauern und Thürme waren daher wohl besetzt, aber nur von Wenigen, die als Wächter dienen sollten, und auch diese nahmen es nicht so genau mit dem Dienste. Mancher sah mit schlürfrigen Augen auf das Thal und das Durchsichuanerdrängen im feindlichen Lager hinab oder nickte wohl gar, auf seinen Speiß geleht, ein wenig ein, um gleich wieder aus dem Halbschlummer aufzufahren und spähend um sich zu blicken, wenn etwa ein Geier, seinen Horst aufsuchend, über die Zinnen hinstrich oder eine Fledermaus aus dem Mauerwerk aufschwirrte, den trägen Abendflug zu beginnen. Der größte Theil der reißigen Mannschaft lag und lauerte im Schloßhofe herum, in dessen Mitte ein halb erlöschendes Feuer brannte; die Einen waren daran, in den Kehlen sich ein lautes Abendmahl zu rösten, Andere thaten sich beim Weintrinke gütlich, während die Weisten in Gängen oder unter den Mauervorsprüngen sich zum Schlafe hingestreckt hatten. Sie waren Sieger geblieben, aber keine Siegesfreude ward laut; es lag über Allen wie die Ahnung eines kommenden Unheils und der Vogt, wenn er durch die Reihen schritt, machte bedenkliche Mienen und ging nur mit Kopschütteln daran, den Knechten den geleerten Weintrug wieder zu füllen.

Der eigentliche Grund dieser Stille und gedrückten Stimmung aber lag wohl in dem Anblick, den die offene Halle im Erdgeschosse des Pallas bot, aus welchem die Wendeltreppe nach oben führte und wo ein Jahr vorher die Becher der Ritter vom Falken so lustig und lech aneinander gelungnen hatten. Jetzt saßen sie im matten Scheine der vom Gurtgewölbe herabhängenden Lampe wohl auch hinter den Balken, aber diese standen unberührt oder wurden

schweigend geleert; war doch auch laute Freude und ein rasches Ausloben des Lebens nicht an der Stelle gelehnt, an welcher ein kräftiges Sein im letzten vergeblichen Kampfe mit dem Tode rang.

Im Grunde der Halle, an den untersten Stufen der Wendeltreppe, auf einem aus Mänteln und Decken zusammengegerafften Lager ruhte ein junger Mann in ritterlicher Kampfrüst, doch ohne Helm und des zwingenden Panzers entkleidet, mit furchtbar entstelltem, blutüberrennem Angesicht. Es war Ulrich, der Jüngere der Starkenberg'schen Brüder, das einzige Opfer, das der kurze Kampf dieses Tages gefordert. Er hatte an der Mauer gestanden, als die Schleuder vom Röstnerjoch her den zweiten Wurf gemacht und war im höhnißlichen Uebermuth nicht vom Plage gewichen, als der Felsblock herangefast kam; das riesige Geschöß schlug nieder und indem es die Mauer stürzte, hatte es auch den Ritter erfasst, zu Boden geschmettert und tödtlich am Kopfe verwundet. Neben dem Bruder, auf das Lager desselben niedergebeugt, stand Wilhelm von Starkenberg, Angst und Schmerz in den Zügen. Es war, als ob die alte Wildheit völlig von ihm gewichen, dieser Schlag hatte die einzige Stelle getroffen, an welcher sein Gemüth nicht gehärtet und gefestigt war, wie der Panzer um seine Brust: der Bruder war ja die Hälfte seines Lebens, sein anderes Ich, das mit ihm übereinstimmte in seltener Gleichheit des Leibes, wie der Seele und um dessen willen alles andere fühlte, das sonst die Männerbrust bewegt, ihm fremd geblieben und gleichgiltig geworden.

In dem großen Rittersaale, in welchem einst die Falken sich zusammen gefunden zu dem verhängnißvollen Bunde, und in dem kleinen anstoßenden Erker-Gemache hatte sich indessen ein Bild ganz anderer Art entfaltet. Während unten der Tod seinen Einzug hielt, freute man sich oben eines neuen Lebens, das erst vor wenig Tagen die Welt begrüßt und das Auge dem Lichte geöffnet hatte. Auf niedriger Ruhebette in dem Nebengemache lag Margarethe, das Haupt auf's Kissen zurückgelehnt, in sanftem Schlummer. Auf ihren sonst bleichen Wangen waren kleine Rosen aufgeblüht und wie die feinen Lippen floß ein so seliges Lächeln, als umgäbe sie der tiefste Friede und wäre nicht eben das Kriegsgemüth und das Tosen des Sturmes verballt; sie schlief schuldlos und sorglos, wie das Knäblein an ihrem Herzen. Oswald saß daueben; die Rechte auf Margarethens Scheitel gelegt, betrachtete er das Paar mit einem Ausdruck des Glücks, wie er es lange nicht empfunden; es umwehte seine Seele wie das ferne Weiden kummender Lieder. In einen Lebensstüb in der Ecke des Gemaches saß die erwidrigje Gestalt des greisen, erblindeten Heinz von Greifenstein; es war nicht zu erkennen, ob er schlief oder hinabschaute in die Tiefe seiner innern Welt, wo die Vergangenheit verfunken lag bei der Erinnerung an das verlorene Licht. Seine Unweglichkeit ließ das Erstere vermuten, für das Gegenstück aber sprach, wenn er manchmal halbe Worte vor sich hinnermurmerte, oder Hand und Kräfte in die Luft erhob, als hätte er, wie vor einem halben Jahrhundert, mitten im Kampf und Gesecht. Eine milde Stille wehte durch das Gemach und in dem anstoßenden hohen Rittersaale strömte durch die ge-

waltige auf den Balkon führende und weit geöffnete Pforte die weiche, warme Sommerluft herein; hinter den Bergen von Eppan und der rothen Mendl, hinter welcher die Sonne hinabgesunken war, verglühete ein purpurner Abend. Ein letzter Strahl traf auf das Rubebett und die geschlossenen Augen der Schläferin. Die junge Mutter erwachte davon; sie schlug die Augen auf, ihr erster Blick fiel auf Oswald, der zweite senkte sich auf das Kind in ihren Armen wieder, das friedlich athmend mit sein gerötheten Wangen da lag; sie schweig, aber das Wächeln um ihren Mund wurde noch schöner und selziger.

„Der holde Knabe!“ flüsterte sie. „Wie er Dir ähnlich ist, Oslu. — So sanft er schläft, hat er doch schon das Trugsächlein hier zwischen den Frauen!“

„Findest Du das?“ erwiderte Oswald. „Mich dünkt, er habe Deine Stirn, und wenn er wacht, ist es mir, als sähe ich in Deine holden minniglichen Augen.“

Die Abendröthe legte sich stärker auf das Lager und auf das Antlitz des Knaben.

„Er blüht wie eine Rose,“ begann Margarethe wieder. „Siehst Du, Oslu, ich habe doch Recht behalten — der Rosengarten ist überall, wo wir uns selbst nicht sehen!“

„O, Dein Herz und Deine Liebe haben immer Recht!“ erwiderte Oswald. „Und doch, welch' schwere Tage liegen hinter uns, welche Stürme gingen diesem Blühen voran! Was mußt Du gelitten haben, als wir getrennt waren — allein, auf diesem unwirthlichen Felsen, unter diesen rauhen Männern, die nur die Gefangene in Dir sahen!“

„Es ist vergangen,“ lächelte Margarethe, „und soll vergessen sein!“

„Du Glückliche!“ rief Oswald. „Wie neib' ich Dir diesen ruhig heitern, vertrauensvollen Sinn; er ist die garte Blüthe, die nur aus so reinem Grunde keimen kann, wie Dein Herz es ist! Ich bin glücklich, wie Du; aber mitten im Glück faßt mich der Gedanke der Zukunft an . . . er lauert, wie dort unten am Himmel die dunkle Wolle, die mit einem Gewitter droht! — Mitten unter den Bildern der mich umgebenden Seligkeit tauchen andere empor . . . ich sehe rauchende Trümmer, schwarze ausgebrannte Mauern vor mir — es ist mein schöner, einsamer Hauenstein, den Friedrich niederbrannte und ihn die Rache fühlen ließ, die mich treffen sollte! Siehst Du, er ist mit seinen Kriegsknechten herangezogen, wie der grimmige König aus Lampartenland und hat die Stätte unfres Rosengartens verwüßt!“

„Beruhige Dich,“ entgegnete Margarethe, „gräme Dich nicht um Verlorenes! Ich ahn' es, andere Tage werden kommen; wir werden den schönen Hauenstein wieder aufbauen und der Fürst wird es nicht mehr wagen, Dein zurückgezogenes Glück zu stören! — Und war' es nicht . . . dann ziehen wir miteinander fort — hinaus aus diesen Bergen in's schöne Vorland, an den grünen Alpfsee, in mein liebes Schwanzau . . . Wie wird der Vater sich freuen, wenn wir zu ihm kommen . . . wenn wir ihn seinen Entel in die Arme legen!“

„Ach Gretly,“ sagte Oswald, „wie ungerne störe ich Deine Zuversicht! Deine Gedanken heben sich wie auf Bogelschwüngen von diesem Felsen, über diese

engen Mauern hinweg! Wie aber, wenn wir sie nicht mehr verlassen sollten? Uns fehlen die Schwüngen des Vogels und der Gedanken!“

„So steht es schlimm um die Beste? Es ist keine Hoffnung, sie zu halten?“

„Ich glaube nicht daran, Herzog Friedrich wird Sieger bleiben in diesem Kampfe, wenn auch der Greifenstein seinen Waffen noch Monden lang widersteht.“

„Und Du kennst keinen Ausweg, um zu entinnen?“

„Keinen — und wenn ich ihn kennte, wäre es mir verwehrt, ihn zu geben! — Ich habe mich von Herzog Friedel losgesagt, weil er treulos geworden; drum muß ich selber Treue halten — ich darf und will die Genossen nicht verlassen, was auch ihr Schicksal sein mag! Aber sei getrost, meine Liebe; Dich will und werd' ich bewahren vor dem Geschick, das sie ereilt — ich werde Mittel finden, Dich und den Knaben in Sicherheit zu bringen!“

„Nein, Du sollst mich nicht von Dir senden!“ rief Margarethe, ihn ängstlich umschlingend. „Was Dir bestimmt ist, treffe auch mich — auch ich will Treue halten!“

„Ich weiß es,“ rief Oswald feurig, „einem Herzen wie Dir ist kein Opfer zu schwer, aber gehorche mir, wenn die Stunde kommt! Was auch mein Schicksal sein möge — ich werde es fester ertragen, wenn ich Dich gerettet weiß . . . Bist Du es denn allein, die Du Dich zum Opfer bringen willst? Wir Beide können sterben Herz an Herzen und Arm in Arm — aber was soll aus dem Kinde werden?“

Sie erwiderte nichts, aber sie schmiegte sich fester an ihn und verbarg an seinem Herzen die Thräne, die ihr den Blick umflorte.

Von der Wendeltreppe her ertönten Stimmen, bald flog die Thür des Rittersaales auf und der Burgherr mit den Abgesandten des Herzogs trat ein; Sallacker, Liebenberg, Gebratstein und andere Ritter folgten. „Hier ist der Ort, Ihr Herren,“ rief Wilhelm von Starckenberg, indem er Helm und Eisenhandschuhe auf den Tisch warf, daß sie flirrten, „hier geehrt es sich, Abgesandte zu empfangen . . . Ihr müßt auf dem Wege hieher gesehen haben und es dem Herzog melden, daß wir auf dem Greifenstein noch sicher haufen und daß Eure Belagerung uns noch keinen ärgeren Schaden gethan als der Wind, der um unsere Thürme sauft! . . . Sagt an, Ihr Herren, was ist Euer Begehrt?“

„Wir begehren nichts,“ erwiderte Bürgermeister Hochgeschworn, ein ältlicher schwacher Mann, weniger mit Führung des Schwertes als der Feder vertraut, aber sonst wohlgethan und tüchtig, so daß die Bozner nicht ohne ihn zu Felde gezogen. „Wir bringen etwas, gestrenge Herr Ritter! Wir kommen im Auftrage Herzog Friedrichs und bringen Gnade und Verzeihung für Euch Alle. Vertrauet nicht zu sehr auf die Festigkeit Eurer Felsen und Mauern, Ihr müßt einsehen, daß sie endlich fallen werden vor der vereinten Macht des Landes — den Sturm, der heute noch mißlungen, werdet Ihr ein andermal auszuslugen nicht vermögen! Aber Herzog Friedrich ist des Blutvergießens müde — darum sind wir gesandt und bringen Gnade . . . so Ihr noch heute den Greifenstein übergebt, sollt Ihr Alle von binnen gehn,

frei und ungeschädigt an Leben und Eigenthum! Stoßet die Hand des Siegers nicht zurück, Ihr Herren, der noch im Siege sich mäthigt, — unterwerfet Euch!"

Schweigen waltete über dem Saale, als der Bürgermeister geendet; sein Ritter wollte der Erste zur Erwidrerung sein, aber die Blicke vieler sanken zu Boden und auf mancher Stirn war es geschrieben, daß sie vor dem Gedanken nicht erbläße, unter so unerwartet günstigen Bedingungen dem fruchtlosen Verzweilungskampfe ein Ende zu machen. Andere blickten auf Starckenberg und schienen erst seine Rede erwarten zu wollen. Seine Stirn glühte, obwohl vom Helmbrücke befreit; wild flogen seine Augen im Kreise umher, er erkannte die Stimmung der Genossen und das Blut brängte ihm immer heißer, immer sinnverwirrender zum Kopfe. „Nun," rief er mit wildem Vache, „hört Ihr es nicht? Leben, Freiheit und Eigenthum werden uns geboten . . . was befinnen wir uns noch? Leben, Freiheit und Eigenthum! Man wird uns kein Härchen krämmen, wird uns ruhig auf unsre Burgen ziehn und dort sitzen und vermodern lassen! Wir werden Braten und Wein auf dem Tisch haben, wie bisher — aber wenn wir den Becher leeren, werden wir auch die Älten sein? Jetzt hebt ihn ein freier Mann, ein Edelmann, der keinen Höhern über sich hat als den Kaiser und Gott . . . dann wird ihn ein demüthiger Ritter auslöscherln, den nur seine Wohnung vom Bauern unterscheidet, der Besiegte . . . des Herzogs Unterthan! War es darum, daß wir diesen Kampf begannen? Wenn wir damit uns begnügen wollten, was man jetzt uns bietet, dann konnten wir die Wähe sparen! — Freiheit, Leben und Eigenthum hätte man uns gern gelassen . . . es hätte nicht mehr gelostet, als es heute kostet — unsre alten Rechte, unsre Freiheit, unsre Unabhängigkeit!"

„Der Herzog scheid vor Allen Eurer Unterwerfung entgegen," begann Hochgeschworn wieder, „er sichert Euch zu, nichts von Euren Privilegien und Freiheiten anzutasten, als was unverträglich ist mit den Rechten des Volks und seinen eigenen. Es soll Alles zur Genüge eines Jeden geordnet werden durch einen neuen Vertrag . . ."

„Vertrag?" rief Starckenberg mit sunkeluten Augen. „Ich will nichts wissen von Vertrag — diese Verträge sind unser Unheil gewesen und unser Unstern! Wäre dies seine Wort niemals in diesem Saale gesprochen worden — wir händen jetzt nicht so hier und erlebten es, und für das Kleinod unserer Ehre das bieten zu lassen, was ohnehin unser ist; was Niemand uns geben und nur räuberisch entreißen kann! Der Fall eines Bruders . . . woran mahnt mich dieses Wort? Wer erkühnt sich, hier von Unterwerfung zu sprechen, nachdem jenes Blut geflossen . . . wer wagt, Anderes zu denken und zu sinnen, als . . . Rade? Sie haben Alle Theil an diesem Todten und Einer der Mörder wagt es, die Stelle zu betreten, die dies Blut gefärbt hat? Ihr wagt es, hierher zu kommen, der Rache zu trohen und zu diesem Frevel noch die Schmach eines solchen Antrags zu hänseln?"

„Ich vollziehe den Befehl meines Gebieters," erwiderte der Bürgermeister ruhig, aber eben diese Gelassenheit entflammete den Wüthenden noch mehr.

„Und giebst Dich her und verkaufst Dich zum Werkzeug der Schmach?" tobte Starckenberg, indem er den Bürgermeister an den Schultern faßte und den schwachen Mann zu der offenen Balkonthüre hingerrte.

Unruhig traten die andern Gesandten vor. „Die Hand an den Herold gelegt!" murrten die Ritter. „Bei Gott, er kommt von Sinnen . . . Oswald wollte hinziehen, der greife Heinz stand hoch aufgerichtet blickend vor seinem Stuhle.

„Sieh" hinunter, schriftlicher Zwischenträger," brüllte Starckenberg, „siehst Du die Fackeln durch das Dunkel hüchen und die Feuer brennen? Dort lagern sie, die Dich abgefannd und warten und zählen die Augenblicke, bis Du ihnen die Antwort bringst, die Fackeln seien schmachbedeckte, feige Fesseln, die ihre tohten Genossen nicht rächen und ihre Lebenden verrotzen . . . Ich will ihnen das Warten und Dir den Weg abkürzen, grauer Schuft . . . Das ist die Antwort vom Greifenstein . . ."

Damit hatte er den schwachen Mann gefaßt, mit beiden Armen mächtig emporgehoben und schleuderte ihn über das Steingeländer der Altane in die Tiefe.

Ein Schrei des Entsetzens antwortete der suchtbaren That. „Haltet ihn . . . er ist von Sinnen . . ." riefen die Ritter durcheinander.

„Zurück!" donnerte Starckenberg den Andringenden mit gezücktem Schwert entgegen, „ich bin nicht wahnsinnig und wenn ich es bin, so hütet Euch, mir zu nahen! Ich weiß, was ich that — ich habe Ulrich's Schatten eine Rache geschworen, wie sie noch keinem Todten ward und das soll der Anfang sein! Fort mit Euch, Ihr andern Unterhändler, wenn es Euch nicht auch gefällt, den Rückweg durch die Lust zu nehmen . . . Ihr Fackeln aber werdet nun nicht mehr zaudern und von Bedingungen reden! Den haue ich mit eigner Hand in Stücke, wer noch ein Wort von Vertrag und Unterhandlung spricht . . . Jetzt müßt Ihr zu mir stehn — jetzt ist kein Heil mehr, als in unseren Schwertern!"

Er stürzte hinaus; die Abgesandten waren schon eilends entwichen, die Ritter folgten langsam. „Er hat den Verstand verloren," sagte Liebenberg, „es ist Zeit, daß wir an uns selber denken!"

Margarethe war vernichtet in Oswald's Arme gesunken — der alte Heinz hatte sich an seiner Krücke vorwärts getastet und stand mitten im Saale.

„Wehe . . . wehe!" rief der blinde Greis. „Wehe, daß ich aufgesetzt bin, diese Stunde zu erleben! Wehe über dieses Haus, denn sein Wappen ist entehrt. — Wehe über dieses Geschlecht, denn es geht unter in Schande und Schmach und seine Spur wird nicht mehr zu finden sein im Vande! Wehe — der Grundstein dieser Mauern wankt . . . die herauf beschworene Rache rüttelt an ihm . . . es ist ihr suchtbarer Schritt, den ich vernehme!"

Schauernd hallte die Stimme des Greises hinaus in die Nacht.

„Wehe," begann er nach einer Weile wieder, „wehe auch Dir, Döwals, Deinem edlen Weibe und Deinem sunkelosen Knaben, daß Ihr mit hineinwürzen müßt in das unentrinnbare Verhängniß! Ich stimbe es . . . ich seh' es mit dem innern Auge, die Stunde der Entscheidung ist da . . . das Gericht bricht herein!"

Im Augenblick schlug vom Fuße des Burgfelsens eine furchtbare Pöbe, wie aus tausend und aber tausend Bligen gebildet, empor: noch eh' sie erlöschten, begleitete sie ein betäubender Knall . . . die Felsen schütterten in ihren Wurzeln . . . die Mauern wankten und leichtes Gestein prasselte hernieder.

„Es ist geschehen!“ rief Heinz von Greifenstein. „Das war das Ende . . . Du aber, Oswald, sollst mit den Deinen dieses Schicksal nicht theilen. Dein Sinn ist rein, Du hast es nicht verdient, mit den Schuldigen unterzugehen . . . Fliehe! Wie eine Erleuchtung fährt es mir durch den Sinn . . . die Burg fällt: der Aelteste, der Letzte des Stammes darf um Deinetwillen das Geheimniß des Hauses verkünden . . . Eile hinab in die Kapelle! Hebe den Stein vor dem Altare empor! Eine Treppe, ein Gang wird sich Dir zeigen . . . folge ihm, er führt Dich weit unter der Erde fort, hinüber an den sichern Wald . . . Alles ist mit der Burg beschädigt, und Niemand wird Dein Entrinnen gemahren! Eile . . . schon dringen sie ein, ich höre den Sturmärm . . .“

Dampfes Aufen und Waffenklirren scholl aus der Tiefe des Felsens und vom Burghofe heraus.

„Wohlan!“ rief Oswald, „wenn Rettung möglich ist aus dem geschändeten Hause, so laß uns sie eritreuen . . . Komm, Margarethe, verhälle den Knaben und binde Dir ein Tuch um's Haupt . . . jetzt ist es keine Treulosigkeit mehr, wenn ich fliehe . . . Auch Ich, alter Freund, rüfste Euch, was zu folgen . . .“

„Nein!“ rief Heinz abwehrend und tastete nach der Balkentreppe, bis er auf der Schwelle stand. „Meine Zeit ist um — der Greifenstein fällt und mit ihm fällt der Letzte, der den Schild mit dem Greifen tragen! Fort . . . schnell hinweg mit Jugend und Liebe — fort mit Allem, was noch ein Recht an's Leben hat . . . hier hält der Tod seinen Einzug!“

„Nun denn, so sei der Himmel mit Euch!“ rief Oswald, den Greis umarmend, „ich gehe, Weib und Kind zu geleiten . . . Ihr seid es . . . Ihr seid es . . . Ich werde sie Euch enig danken!“

„Geht . . . und das Glück gehe mit Euch!“ rief Heinz wieder. „Aber reichet mir den Knaben noch einmal her, daß ich meine Hand an sein Haupt lege . . . Sohn der neuen Zeit!“ fuhr er feierlich fort, als Margarethe, in die Kniee sinkend, ihm das Kind darreichte, „meinen Segen über Dich! Begreife die neue Zeit und lebe in ihr, daß Du der alten würdig seist . . . Und nun fort — eilends hinweg . . . hier bleibt keine Zeit für ein anderes Abschiedswort . . .“

Er wandte sich ab; sie eilten die Treppe hinab. Der Greifenstein war erstiegen; der zu Gängen und Gemächern ausgehüllte Felsen hatte den Feinden einen Eingang geöffnet — mitten im Burghofe drangen ihre Schaaren aus dem Grunde hervor und hatten die Ueberraschten nach kurzem verzweifellen Kampfe überwältigt. Die meisten der Falkenritter waren gefallen, die andern gefangen.

Von Starkenberg war keine Spur zu entdecken. Am Fuße des Berges drängten immer neue Haufen nach; eine weite Klust gähnte im Gestein, sie hatte den geheimen Eingang blockadelt. Trümmer lagen umher, unter diesen ein mächtiger Steinwürfel, mitten auseinander gesprengt, daß eine kleine Höhlung sichtbar wurde, die darin eingemeißelt war.

Der Stückmeister, eine Fadel in der Hand, wühlte emsig unter den Trümmern. „Unbegreiflicher!“ rief ihn der herbeispringende Herzog an, „mir graut vor Dir? Wie hast Du Solches zu Stande gebracht?“

„Fragt nicht, gnädigster Herr,“ erwiderte Abraham, „ich habe das Pulver zu einem neuen Dienste gezwungen . . . ich habe ein neues Mittel geschaffen zu Zerkörung und Mord . . . Zieht ein auf Greifenstein, Herr Herzog — Abraham von Memmingen hat sein Wort gelöst . . .“

Er verschwand im Getrümmer.

„Das begreife wer kann!“ rief einer der nachrückenden Bauern. „In dieser Geschwindigkeit, mit Einem Schlag einen solchen Felsen zu stürzen . . .“

„Ist nichts dabei zu verwundern, Landsmann,“ erwiderte ein Aerner, „es hat den Grundstein getroffen und das hat den Bann gebrochen . . . Gott sei bei uns! Da liegt er, mitten entzweierteissen . . . Nach, daß wir daran verüber kommen . . .“

Wald war die Burg ihrer Schätze beraubt und über dem Gemäuer loberten Feuerzungen empor, aller Welt zu sünden, daß Herzog Friedrich wieder einzig Herr sei im Tirolerland. Furchtbar leuchtete der Brand über das herrliche Thal und überzog die Berggipfel wie mit dem Schein eines Freudenfeuers.

Dem dunklen Gange entronnen, erschöpft und athemlos hielten Oswald und Margarethe auf einer Höhe an. „Niemand denkt uns zu verfolgen,“ sagte Oswald, „halt inne, meine Liebe, und erhole Dich. Wir haben nur noch einen kurzen Weg — Freund Binterl nimmt die Füßstigen gern auf in seinem Runkelstein; dort in solcher Nähe vermulhet und sucht mich Niemand — dort sind wir geborgen!“

„Siehe! . . .“ rief Margarethe schauernd und deutete nach dem Greifenstein zurück, dessen Umrisse, grell vom Feuerschein beleuchtet, deutlich und scharf auf dem schwarzen Nachthimmel hervortraten. Man sah vollkommen klar das Steingeländer der Altane . . . man erkannte die hohe Pforte des Rittersaales und in derselben eine dunkle Männergestalt, von dem Thore wie von einem Rahmen umgeben und von dem Flammenreue wie von einem Goldgrunde getragen . . .

Da erkrachte es furchtbar durch die Nacht . . . Dach und Giebel stürzten ein und begruben Alles in himmelanschlagender Pöbe.

Viertes Capitel.

Brunhildis.

„Ach Gott, ich möcht' ein Bilger sein,

„Als ich vor Zeiten einer was,

„So walt' ich zu den Schwefeln mein

„Was trüwerlich und ohne Paß!

„Viel Abenteuer, neue Wäber,

„Sollten sie lesen (ausuchen),

„Scharf in's Dreiblind, ohn' Gefähr

„Wolten wir lesen!“

„Zwei Eisenbär! ich hab' genöht,

„Auf einen Mantel, wie ich's thät,

„Darunter löcherlich vertrieb!

„Redt' wie ein Bruder.“

„Der seine Schwefeln lieber suchet, dann die Mutter!“

Der Spielmann, der so gefungen, hielt auf dem letzten Worte mit langem, lächerlich zitterndem Tone aus und spielte auf der Fiedel einen lustigen Schändel dazu, daß die Zuhörer in lautes Gelächter ausbra-

den und des beifälligen Händelklatschens kein Ende wußten. Es war eine muntere, halb ländliche, halb städtische Schaar, welche auf den sonnigen Höhen von Tramin versammelt war, wohl an einem einsamen Orte, aber reichlich dafür entschädigt durch dessen besondere reizende Anmuth. Auf einer leicht geneigten Rasenblöße, von dichten Kastanien umrahmt, sah man über die von unten aufsteigenden Wipfel hinweg auf das leuchtende Etschthal, über die Burgen Voimund und Eppan hinab auf Kallern und seinen schimmernden See, auf das löbliche Felsenschloß Formiglar, auf die hohen Bergwände Belschlands und über dem stattlichen Bogen hin auf den riesigen Schlern und die majestätisch emporragenden Nabeln des Dolomitgesteins aus dem Gerdeinathal oder Gröden. Nirgends war eine menschliche Wohnung zu erblicken, nur ein einzelner mächtiger Thurm, auf einem massiven vieredigen Unterbau aus Quaderen in die Runde aufgeführt, stieg, an den Kastanienwald anlehnd, empor. Erst in beträchtlicher Höhe wurden Fenster mit zierlichen Erkervorsprüngen sichtbar und ließen vermuten, daß der Thurm zur Wohnung dienen solle: seine Unnahbarkeit und Abgelegenheit, zu welcher nur ein mühsamer Bergpfad emporleitete, hätten eher vermuten lassen, daß er darauf angelegt sei, als Wirththum und Luz ins Land zu dienen. Der auf dem neuen Dache aufgesteckte Baumwipfel und die Kranzgewinde an den Zinnen verändigten, daß der Bau, die Herstellung des verfallenen Kastells beabsichtigt sei und das bei solchem Anlaß übliche Fest war es, was die Bauwerkleute zu so fröhlicher Schaar versammelte. Auch von den umliegenden Berghöhen und Dörfern waren Burche und Mädchen herbeigekommen; ein Spielmann hatte das Fest erkundet und war heraufgewandert mit seiner Fiedel und manch' Einer, der in andern Geschäften des Weges kam, verweilte und ließ sich halten von der lustigen Gesellschaft. So saß neben dem Steinweger oder Zimmerer im Schurzfell der Spielmann in schüßigem Kittel und doppelfarbiger Wamms; ein dienender Bruder aus einem Klosterlein hatte sich nach mühseliger Wanderung im Schatten bequem gemacht und ein reißiger Wappner in den Farben von Längelburg hatte Helm und Tartsche in dem Gezwige über ihm aufgehangen. Aus Balken, Schragen und Brettern waren Sitze und Tische gefügt und die allgemeine Fröhlichkeit dazwischen, die den Weintrug in der Runde gehen ließen, verrieth, daß der frisch geletterte Saft der feurigen Traminer-Traube, der Heurige gebeissen, seinen Vorgängern alle Ehre zu machen beflissen war.

„Stollst leben, Fiedelmann!“, rief ein Steinweg, ihm den Krug reichend. „Dieweil Du so lustige Vieder weißt, darfst Du nicht fehlen, wenn wir einmal mit dem Bognervirchthurn fertig sind! Schau nur hinunter, es ist schon das steinerne Kranzgestirn aufgesetzt — nun gehts an den durchbrochenen Helm und bis zum Frühjahr soll der Thurm wie die Kirche wohl vollends fertig sein. Dann mußt Du zum Nichtstun in die Bauhütte kommen, da werden Deine Instigen Weissen Dir weiblich den Sackel füllen! . . . Von wem ist der Spruch, den Du eben gesungen?“

„Wißt Ihrs nicht?“ erwiderte der Spielmann. „Ich komme weit her aus dem Reich und kenne die

Gesänge, die bei Euch wachsen, besser als Ihr selbst! Es ist von Eurem Pausmann, dem Wollensteiner!“

„Ach Gott!“, sagte ein Bauer, der eine Binde um den Kopf trug, „wir hatten gar lang Krieg im Land; sind wir doch erst vor einer Weil' auseinander gegangen — da vergißt sich das Singen — und dem Wollensteiner wirbts jetzt auch wohl verleidet sein, solch' mutwillig Zeug zu singen!“

„Warum doch?“ fragte der Fiedler. „Ist er krank?“

„Da schaut hinüber“, entgegnete der Bauer, „sieht Ihr die ausgebrannten Burgwauern da drüben auf dem Felsen? Das war vor ein paar Wochen der Griesenstein, den wir mit Herzog Friedel gebrochen . . . unter denen, die in der Burg steckten, war auch der von Wollenstein!“

„So ist er wohl gar vermundet oder gar gefangen?“

„Kein — er ist der Einzige von Allen, die entkommen sind, kein Mensch kann begreifen, wie's zugeht, denn alle Einzige waren umstellt, wie die Löcher am Fuchsbau: dennoch ist er fort und Niemand weiß wohin!“

„Das meint' ich wohl zu rathen!“ rief der Reizige. „Ist's doch allbekannt, daß Sigmund, der römische König, ihn in großen Ehren und Freundschaft hält. Der König wird bald nach Belschland kommen; er will nach Rom und sich die Kaiserkrone aufsetzen lassen . . . Der Wollensteiner kann ja von hier in ein paar Springen nach Belschland hinüber und dort warten, bis der König kommt!“

„Er kann nicht durch!“, sagte der Bauer wieder.

„Der Herzog ist gar sehr erkümt und verbittert wider ihn und hat Weg und Steig besetzen lassen, daß er ihm nicht entkommen sollt! Ich glaub' auch, der Wollensteiner ist noch im Land und bei einem guten Freund verborgen, bis die ärgste Gefahr vorüber ist! Wird auch das Beste sein! Wenn der Herzog ihn jetzt in seine Gewalt bekäm', leicht daß er im ersten Zorn etwas thäte, was ihn hinterher gereute . . . Stoßt an, Ihr Leut' und Gesellen, wir wollen wünschen, daß er eine solche Pilgerkutte gefunden haben mag, glücklich zu entkommen . . . er soll ein wackerer Herr sein und denen, die singen, bichten und fabeln, muß man in aller Welt ein wenig durch die Finger sehn!“

„Ich gön'n' es ihm von Herzen, rief der Reizige, „es ist ein stattlicher Rittermann; ich hab' ihn gesehen, wie er vor König und Fürsten zu Costen als ein Hochronkönig gesungen hat.“

„So seid Ihr in Costen gewesen?“ fragte der Klosterbruder eifrig. „Ist es wahr, daß endlich das traurige Schisma unserer heiligen Kirche ein Ende genommen, daß sie einhellig wieder einen einzigen Papst gewählt haben?“

„Wohl ist es war, hab' ich doch selber zugehant“, erwiderte der Reizige.

„Wer ist der neue Papst, so Ihr es wißt?“

„Ein Römer — Herr Otto von der Saal oder Colonna geheißen, und hat sich als Papst den Namen Martin erwählt!“

„Gott sei gepriesen!“ rief der Bruder mit frommen Aufblick. „So wird denn endlich Frieden und Eintracht wiederkehren in der bedrängten Christenheit!“

„Und Ruhe und Sicherheit im Land!“ fügte der Bauer hinzu. „Dafür wird Herzog Friedel sorgen, das ist der Mann dazu! Es lebe der Bauernherzog mit der leeren Tasche! Wer hält es vor ein paar Wochen gedacht, daß wir schon heut so friedlich hier sitzen und solch' ein Fest feiern könnten!“

„Das Nichtfest dieses Bau's, nicht wahr?“ fragte der Keiffige. „Ich hab' mir den Thurm schon von allen Seiten betrachtet — ist ein sonderbar und verwunderlich Gebäude!“

„Der Thurm heißt Entiklar, Herr,“ sagte der Bauer, „und soll schon seit der Heidenzeit stehen und ist lang verfallen gewesen, bis ihn die Besieger wieder aufgebaut hat!“

„Die Besiegerin? Also eine Frau? Was hat sie mit dem Thurm vor? Wer ist sie?“

„Die Frau Hausmannin, Herr — eines reichen Wechelherrn junge Wittib, die drüben aus Tisens haust, wohl im ganzen Lande und darüber hinaus berühmt als das schönste Weib in Tirol und den Eschlanden . . .“

„Was Ihr nicht sagt! Und die hat so besonderes Gefallen an dem einsamen Gemäuer, das wie ein Gefängniß ausfieht!“

„Oder wie ein Kloster, Herr, und das solls auch werden. Die schöne Hausmannin ist der Welt und des Lebens satt geworden und will in dem Thurm da hausen, wie eine Einsiedlerin . . .“

„Dafür,“ sagte der Klosterbruder Ioysschüttelnd, „wäre wohl ein gottseliger Pläglein zu finden gewesen, als der alte Heidenthurm, in dem es nicht einmal geheuer ist!“

„Nicht geheuer, sagt Ihr?“

„Doch doch unheimlich,“ fuhr der Bruder fort, „ich hab' es in einer alten Schrift gelesen, welche Bewandniß es hat mit diesem Thurm und wovon er den Namen trägt und wills Euch erzählen! Es war in der Heidenzeit, wie noch die Römer im Lande hausten und auf Eppan saßen, auf dem Greifenstein und Formiglar — da kam auch ihr Kaiser ins Land, ein grausamer Mann — und hatte seinen Schutzherrn, das war ein schöner römischer Jüngling, den hatte der grausame Kaiser mitgenommen, damit er die ersten Kriegsthaten sehen und verrichten und sich vorbereiten sollt', damit er einmal sein Nachfolger werde auf dem römischen Kaiserthron. Der Jüngling aber hatte nicht bloß für die Berge und Schloßer Augen, sondern auch für die Leute, die da hausten und darunter war eine edle Jungfrau, wie er so heilselig noch keine geschaut. Ueber ihrem Anblick vergaß er bald auf des Vaters Reich und Kaiserkrone und meinte, wenn er nur sie für immer sein eigen nennen könnte, dann wäre er auch reich und glücklich für immer und möchte wohl alles Andere dahin geben um seine Liebe. Und die Jungfrau, um ihrer Hofseligkeit willen die Klare geheissen, liebte den Jüngling wieder und ward heimlich sein Weib — denn auch in heidnischer Zeit ist es so gewesen, daß die Jugend einander anhauset in weltlicher Verblendung . . .“

„Und so wird's wohl bleiben, ehrwürdiger Bruder, in alle Zeit,“ rief der Bider, „bis die Jugend einmal mit grauen Haaren zur Welt kommen wird!“

Scheltet die Minne und die Jugend nicht, Herr, und erjählet lieber weiter.“

„Da ersuhr es denn der grausame Kaiser und wie er's inne ward, that er bei dem höchsten seiner Bögen einen entsetzlichen Schwur, daß denen, die ihn hörten, die Haare zu Berge stiegen, er wolle die Frebler bestrafen, wie noch Niemand bestrast worden. Das Paar aber fragte nicht nach des Kaisers Grimm, es war entflohen und hatte sich in diesen Thurm verborgen; in solcher Nähe gedachten sie, würde er sie nicht suchen und so lebten sie glücklich und wollten die Zeit abwarten, bis der Kaiser wieder abgezogen sein würde in seine andern Reiche und nach Rom. Es sollte ihnen aber nicht so gut werden, denn eine Freundin der Jungfrau, die Einzige, die sie gekannt, war auch die Einzige, die das Geheimniß wußte: bei ihr glaubte sie es so gut verwahrt wie bei ihr selbst und sie mußten auch Jemand haben, der ihnen Nahrung brachte in den einsamen Thurm. Die Freundin aber, so treu sie sich anstellte, war doch falsch; sie hatte heimlich auch Wohlgefallen an dem schönen römischen Kaiserjüngling und hoffte ihn für sich zu gewinnen, und als ihr das nicht gelang, verrieth sie den Aufenthalt der Liebenden an den grausamen Kaiser . . .“

„Die Treuloze!“ rief der Steinmey. Im Erdgeschoß des Thurmes aber war ein Fensterlein ausgegangen, an dem stand Waltraud, die Gürtelmagd der Herrin des Thurmes und hörte der Mähr zu.

„Drauf kam der Kaiser Nachts mit großer Kriegsmannschaft vor den Thurm, ließ die Thüren und Fenster vermauern und blieb davor liegen, bis er meinte, sie müßten verschnapet sein — er hatte wohl gedacht, daß ein groß Wehslagen entsehn und daß sie bitten und jammern würden und hatte sich in seiner Grausamkeit darauf gefreut, sie zu ihrer Strafe recht fürchtbar leiden zu sehen . . . als aber einige Tage vergingen und doch Alles still blieb, ließ er die Steine wieder wegräumen und einbringen. Da war aber gar nichts Schauerliches zu sehen und das Liebespaar lag nicht da, wie solche, die vor Hunger und in Verzweiflung gestorben, sondern Arm in Arm, mit lächelndem Munde und rothen Wangen, als ob sie nur schliefen . . . Da kam dem Kaiser ein Grauen an über dem Anblick, er schlug den Mantel über sein Haupt und stoh nach Rom — die Liebenden aber blieben in dem Thurm liegen, bis er verfiel und Alles scheute sich, ihm zu nahen und weil die Jungfrau, die Klara geheissen, der Jüngling aber mit seinem römischen Namen Entius genannt worden, ward der Thurm nach ihnen benamset und heißt Entiklar . . .“

Die Zuhörer schwiegen einen Augenblick und besahen sich das Gemäuer. „Ein trauriger Aufenthalt!“ rief dann der Bider. „Ich möchte die Ruhe der Liebenden nicht stören und hätte den Thurm in seinen Trümmern liegen lassen! Die Frau, die ihn wieder aufgebaut, muß viel Herzeleid haben, daß sie daran Gefallen hat! Sie ist Wittib, sagt Ihr, und trauert wohl um den Ewig?“

„Sie ist Wittib,“ sagte der Steinmey, „man erzählt allerhand, was nachzusagen ich mich hüten werde! Seht, da kommt sie den Berg herauf!“

Auf dem Saumpfade erschien ein Zug von Maulthierern, auf deren vordersten zwei Frauen ritten, beide schwarz gekleidet, mit Schleier und Sendelbinde verhüllt, doch nicht tief genug, daß nicht die Zähge in etwas zu erkennen gewesen wären. Aus dem einen Schleier sah ein bleiches, verkrümmtes Antlitz hervor, von weißen Haaren umgeben und mit einem Paar dunkler Augen, welche erst und gelassen auf den Beschauer trafen; die zweite Binde barg reiche goldröthliche Locken und ein zwar ebenfalls blaßes, aber gerundetes Angesicht, aus welchem unruhige blaue Augen hervorstrahlten, wenn auch die Lider meist wie ermüdet sich darüber niedersenkten.

„Die Jüngere ist es,“ flüsterte der Steinweg dem Fidler zu, „die mit den blauen Augen, die wie Zermwische flackern!“

„Ein schönes Weib, bei Gott . . . aber es ist was an ihr, das Einen fürchten machen könnte! . . . Sie kommt mir vor,“ sagte der Bauer, „wie ein schöner Apfel, der nicht recht reif geworden . . . er lockt hineinzuheben und man scheut sich doch, und sorgt, es möchten Einem die Zähne stumpf werden auf Lebensezeit . . . Wer ist die andere Frau?“

„Die Wittib des Grafen Rottenburg,“ erwiderte der Klosterbruder, „die kenn' ich wohl! Eine gar fromme und gottselige Frau, die unser Klosterlein mit mancher Spende bedacht!“

„Der Rottenburger,“ sagte der Steinweg zum Fidler, „war Einer der Wildesten und Mächtigsten von den Oestherren, die sich unabhängig machen wollten; er ist auch der Erste gewesen, den der Herzog gebändigt hat, schon vor ein paar Jahren, eh' er nach Costenz gezogen war. Die Andern hatten ihn im Loch gelassen, da unterwarf er sich und nachtem er's gethan, nahm er Gift und liegt da unten auf der Veuchtenburg am Kaltnersee begraben . . . die Gräfin aber lebt seitdem auf der Burg wie eine Klosterfrau und betet für ihn den ganzen Tag und es muß etwas Bewundernswertes sein, was sie aus ihrer Zelle führt!“

Die Frauen waren inessen auf dem Plage angekommen; Sabine schwang sich mit Hilfe der ihr entgegen geeilten Girtelmadg vom Maulthier, die Gräfin verharrete kalt und unbeweglich im Sattel.

„Ihr wollt also wirklich meine Einladung annehmen,“ sagte Sabine, „und wollt nicht einsprechen auf Entfall?“

„So Du auf dem Wege bist zu Deinem Palle,“ erwiderte die Gräfin ernst, „so laß Dich nicht verweilen durch die Freude der Welt!“

„Die Freude der Welt ist hier nur äußerlich — drinnen in der Thurne werdet Ihr es still und einsam finden, wie Ihr es sucht und wie es auch mir gefällt. Kommt, die Zelle zu schauen, die ich mir gebaut!“

„Mich laßt hienieden nur noch die eigene Zelle, der ich entgegen eile!“

„Und habt Ihr immer so gedacht und seid doch in der Welt geblieben?“

„Nicht immer — wohl aber seit ich meinen Gatten begraben. Seitdem habe ich an seiner Gruft gebetet und mich dem Himmel zugewendet, wo er meiner harret . . . nur Eines hielt mich noch zurück . . . Ich wußte, daß eine Stunde kommen müsse, welche diesen Mittern, deren Zwietracht und Saumsal-

den Edelsten der Männer in's Verderben gestürzt, das gleiche Geschick bereiten werde . . . Sie ist gekommen! Die Feuerfäule des brennenden Griesensteins hat ihrem Einzug gelauchet; jetzt hat Heinrich von Rottenburg Ruhe im Grabe — jetzt ist mein Ort hienieden die Zelle, die ich mir schon lang erwählt, jetzt kann ich mit freier Seele beten . . . haltet mich darum nicht auf und folgt mir lieber!“

„Euch in's Kloster folgen? Nein, Gräfin,“ erwiderte Sabine, „wohl hat' ich keine Gruft, um an ihr zu weinen und zu beten . . . aber auch mir ist, als müßte noch eine Stunde kommen, die wie ein feuriger Wegweiser in mein Leben leuchtet; ich will sie hier erwarten und dann vielleicht Eures Rathes denken und danken . . .“

Das Gefolge der Rottenburgerin zog vorwärts und verschwand bald in dem ansteigenden Kasanienwald; Sabine mit den Jhrigen schritt dem Thurne zu. Auf dem Wege traten ihr die Werkleute entgegen, die Bauherrin mit Spruch und ziellicher Reberenz zu begrüßen. Mit finsternen Brauen hörte sie zu, kein Lächeln löste die strenggeschlossenen Lippen, als sie ihr künbete, wie sie nicht verfehlt, nach altem Brauche beim Aufsteigen des Gebäudes Lust, Licht und Sonne in das Haus zu bauen, zum Gedeihen und zur Freude. Sie dankte nur mit Kopfnicken und rief im Vorausschreiten die Magd zu sich, der sie einige Worte in's Ohr flüsterte. Diese geleitete die Herrin bis an die Thüre, dann kam sie zurück und melbete, die Thurnherrin von Entfall lasse danken für die freundliche Begrüßung und wolle sie erwiedern durch Tanz und Gasterei; die sollten sie haben, wenn sie in einigen Stunden wieder fortgezogen — bis dahin sollten sie in den Wald sich bei Seite ziehen, sie liebe die Stille und Einsamkeit.

Während die Versammlung schweigend gehörte, hatte Sabine das Thurngemach erstiegen und betrachtete den hohen, gewölbten Raum, der sie in Zukunft beherbergen sollte. Sie schien vollkommen zufrieden und ordnete an, wo die Gegenstände der Einrichtung aufgestellt werden sollten. Desto minder schien die Magd mit dem künftigen Aufenthaltsorte einverstanden und war eifrig bemüht, ihr Mißfallen auch auf die Herrin überzutragen. „In dem Thurn werb' ich kein Auge zumachen können!“ jammerte sie. „Wenn ich denke, daß dort, wo die Bettstelle hinkommen soll, vielleicht das unglückliche Liebespaar gelegen und gestorben ist, wird es mir schwarz vor den Augen und wenn ich vollens an die Keller und Kellerergewölbe denke, die unter uns sind . . .“

„Du wirst sie mir zeigen . . .“ entgegnete Sabine, indem sie an's Erstersenster trat.

„Verlangt das nicht, edle Frau,“ rief Waltraud, „sonst ist es auch um Euren Schlaf gethan! Das sind Mauern, sag' ich Euch, als wenn sie von Ewigkeit her so da stünden und eiserne Ringe sind eingelassen, so groß, daß man einen Mann darin anschnieden und aufhängen könnte und Kettenstrücker hängen noch daran . . . es ist schauerlich!“

Sabine hörte sie nicht; sie stand im Erter und sah in die unabsehbare Verlangenschaft hinaus, aber ihre Gedanken waren nicht bei ihren Augen — sie starrte leer in's Blaue und gedachte der Mittel, wie sie es anfangen wollte, das Vergessen zu lernen. Als

fie von Costenz hinweggestürmt, war sie nach Tisens, wo ihr Bruder Haus hielt, geeilt und hatte sich vor Allen verborgen, um nichts mehr von dem Herzog zu hören. Dennoch konnte sie es nicht verhindern, daß ihr die Nachricht seiner Flucht auf dem Fuße folgte, daß die Kunde seiner Siege zu ihr drang und als er vollends vor den Griesenstein gezogen kam, da trieb es sie, noch tiefere Einsamkeit zu suchen und so hatte sie das alte halbverfallene Castell von Entfilar ausgefunden. Wohl gedachte sie manchmal, das Land zu verlassen und hinzugehn, wo Niemand sie lenne oder sich mit ihrer Liebe und vergeblichen Sehnsucht nach Rache in ein Kloster zu vergraben — die Fäden, an welchen ihr Herz noch immer mit Leben und Heimat zusammenhing, hielten fest und waren, so sehr sie schmerzten, noch immer unzerreißbar. Sie grüllte den Menschen, denn sie klammerte sich nicht um ihr Leid, sie haberte mit der Welt, daß sie achlos über ihrem zertretenen Glücke dahin ging, sie zürnte dem Himmel und wandte sich von ihm ab, weil er seine Blige nicht sendete, ihrer Rache zu dienen. Ihr Gemüth gieng einem eingeschlossenen Gewässer, das vom Sturme gefaßt, zwischen zwei steilen Felswänden hin und wider tobt und sich um so ergrimmt auf die Eine wirft, je ohnmächtiger ihr Anprall von der andern zurückschleudert worden. Hatte sie erst Oswald am wildesten zu hassen geglaubt, so war es jetzt manchmal, als ob ihr Grimm gegen Friedrich diesen Haß noch überbiete — Oswald konnte ihr doch ein Unrecht vorwerfen, er konnte sich damit entschuldigen, wie sie gegen ihn gehandelt: dem Herzog gegenüber aber war sie rein und in ihrem vollsten Recht; ihm hatte sie sich ganz hingegeben, ihm hatte sie gehört mit aller Mut und Kraft, deren ihr heißes Herz fähig war und war dafür betrogen, verschmäht und weggeworfen, wie ein Spielzeug, dessen die Laune satt geworden. . . Und dennoch hatte sie wieder Stunden, in denen, hätte sie noch zu weinen vermocht, die Thränen wie einst in Strömen geflossen wären — sie träumte sich dann in die ersten Tage von Friedrichs Werbung zurück, sie hörte seine Vetheuerungen, das Geflüster seiner Zärtlichkeit, die Schwüre seiner Liebe und dann konnte sie es nicht glauben, daß er wirklich treulos sein sollte, daß sie wirklich verlassen sei: dann kam es ihr vor, als habe sie seine letzten Reden doch nur unrichtig gedeutet, als seien sie wirklich nur der Besorgniß um sie entsprungen gewesen. Es war immer möglich, daß er den Plan der Flucht bereits in sich trug, daß er sie nur darum von sich entfernen wollte, damit sie ihm dabei nicht hinderlich sei — vielleicht bereute er schon lange, daß er es gethan, vielleicht wartete er nur auf den Augenblick, um sich selbst mit seiner vollen Macht und all seinem neu erlangten Glanze zu ihren Füßen zu legen und für so viel Leid und so viel Liebe zu lehren. Wenn sie in solchen Gedanken und Bildern sich erging, befand sie sich in einem Zustande, der dem wachen Schlafe gleich — das Glück war erträumt und schwand im Erwachen die Träume: dann sah sie sich wieder in den bodenlosen Untiefen des Abgrunds, in den sie gestürzt war, und fühlte sich hin und her geworfen wie ein steuerlos treibendes Fahrzeug und war künlich getheilt und schmerzlich entzweit zwischen Rache und veröhnender

Entsagung, zwischen Liebessehnsucht und ruhlos nagendem Haß.

Der Hufschlag eines Rosses erklang auf dem steinigen Bergpfad; es war ein ungewohnter Laut auf dieser Höhe und als sie aufgeschreckt emporfah, staunte sie noch mehr, da sie den Reiter erblickte; sie irrte nicht, hatte sie ihn auch lange nicht gesehen, so erkannte sie ihn doch auf den ersten Blick. Es war Alphart von Goldegg, wie immer in reichem, zierlichem Gewande, aber behäbiger, als da er um ihre Liebe geworben und auch sein Köhlein schien besser Tage und bessern Futter zu genießen. Was mochte ihn in diese Gegend führen? Sonder Zweifel galt der Ritter einem Besuch auf einer der zahlreich umher gestreuten Burgen; sie trat etwas vom Erler zurück, um nicht gesehen zu werden und gewahrte mit steigender Verwunderung, daß er nicht des Weges südbaß zog, sondern gegen Entfilar einlenkte.

„Er kommt wirklich zu mir . . . was kann er wollen . . .“ murmelte sie halb laut und winkte der Dienerin, welche die Aussicht, die Einsamkeit durch solchen Besuch unterbrochen zu sehn, mit unversehentlichem Vergnügen begrüßte. Sie flog hinweg und kam eilig zurück. „Bei meiner Ehrlichkeit, edle Frau,“ rief sie, „ein so stattlicher Herr und männlicher Ritter, als diese meine Augen niemals einen gesehen! Er kommt hieher und bittet um die Vergunst, der schönen Herrin auf Entfilar seine Verehrung zu bezeugen! Und wie höflich und fein er das sagte, wie zierlich er die Worte zu setzen weiß und wie sein Wammis aber und über von Gold funkelt! Ihr werdet ihn doch nicht abweisen, edle Frau? Solch‘ erdster Ritter soll doch nicht umsonst so weit heraufgetragen sein?“

Sabine schwannte einen Augenblick; sie gieng die Möglichkeiten durch, die den Goldegger zu ihr führen mochten. War er nicht einer der eifrigsten Anhänger des Herzogs geworden und hatte sie nicht erst unlängst vernommen, daß er bei ihm am Hoflager zu Innsbruck lebe? Konnte er nicht von dort kommen? . . . „Er mag eintreten,“ sagte sie dann und schritt dem Ritter entgegen, der sich mit seiner Geberde verneigte und die Rechte, die sie ihm darreichte, zierlich an die Lippen drückte. Er hatte äußerlich unerkennbar gewonnen; sein Benehmen verrieth den höflich gewohnten Mann, sein Gewand war überladen prachtvoll und reich; goldne Ketten kreuzten einander und selbst der Schwertgriff, den er kunstvoll zu handhaben wußte, schimmerte von edlem Gestein.

„Gebi Gnade, schöne Herrin,“ sagte er und ließ sich auf dem Erkerfisse ihr gegenüber nieder, „erst gestern kam ich aus Innsbruck an vom Hoflager Seiner Durchlaucht und erfuhr erst heute, daß dem Erstlande die schönste Blume, die jemals in ihm erblühte, wieder gegeben ist . . .“

„Nicht weiter!“ unterbrach sie ihn. „Ich hasse diese Reden — ihnen zu entziehen, will ich in diesem Thurne haufen und hätte ich gewußt, daß Ihr also beginnen würdet, seine Pforte wär‘ Euch verschlossen geblieben.“

„Weil sie aber doch einmal sich mir geöffnet,“ entgegnete Alphart, „lasset mich in der Weise fortfahren, die Euch gelübt und die Euch gegenüber auch mir ein Bedürfniß ist, wenn ich auch kein Minnefänger bin, der es versteht mag, die rechte Weiss-

besser zu treffen. Ich habe von Eurem Vorhaben gehört, Euch lebend in diesem Thurm zu begraben und will Euch an's Herz legen, daß das eine Sünde ist an Euch selbst und Eurer Schönheit — ein Frevler gegen die Welt, die Ihr der Sonne berauben wollt! Ihr könnt das nicht, edle Frau — Ihr dürft dies Verhaben nicht ausführen!"

"Gebendet Ihr, mich daran zu hindern, Herr Ritter von Goldegg?" fragte sie mit offenem Spott.

"Deshalb bin ich gekommen . . . Ihr habt Kummer, schöne Frau! Ihn zu überwinden, wollt Ihr in die Einsamkeit fliehen . . . ich bin hier, Euch zu sagen, daß Ihr dazu den falschen Weg gewählt habt. In der Einsamkeit wächst der Kummer Euch über's Haupt, Ihr sätet den Drachen, statt ihn zu erwürgen!"

"Und Ihr wollt zum Drachenzwinger, zum Siegfried werden um meinetwillen?"

"Statt den Kummer zu hegen, werst ihn von Euch, schöne Frau . . . Vahet ihn andern Schultern auf, die bereit sind, ihn für Euch zu tragen!"

Sie wandte sich ab, die Achseln zuckend und mit noch offenerem Spottlächeln.

"Wendet Euch nur höhned ab! Spottet und juckt die Achseln — nur zweifelt nicht an der Heilsamkeit des Rathes, den ich Euch gebe. Folgt ihm . . . verlaßt diesen unheimlichen Aufenthalt, kehrt in die Welt zurück, die Eurer mit Sehnsucht wartet . . . hier ist eine Hand, die bereit ist Euch Euren Kummer abzunehmen, hier ist ein Herz, das ihn für Euch tragen will! — Noch einmal biet' ich Euch Herz und Hand — werdet Ihr sie wieder zurückweisen?"

"Diese Hand . . ." erwiderte sie, sich stolz erhebend, "werde ich keinem Manne mehr reichen, denn dies Herz wird keinem Manne mehr gehören!"

"Warum diese finstre Grausamkeit? Konnte der Tod eines Gatten, den Ihr nur so kurze Zeit befaßt, Euch so tief und unheilbar verwunden?"

Sie stand in ihrer ganzen Höhe vor ihm und die blauen Augen leuchteten auf ihn wie Blitze. "Spart die Mühe der Verstellung, Ritter," rief sie, "sie gelingt Euch schlecht und ist unnütz! Ihr habt nicht noth, vor mir zu verbergen, was ich zu bekennen mich nicht scheuen werde! — Verrath und Treulosigkeit ist Alles, was wir Frauen von Männern zu erwarten haben . . . ich will nicht mehr Euer Spielball sein . . . der Antheil vom Koos meines Geschlechts, der mir geworden, ist mir genug!"

"Mir wenigstens thut Ihr Unrecht mit solchem Vorwurf!" erwiderte Alphart geschmeidig. "Daß ich hier vor Euch stehe, ist wohl eine Probe dafür, daß ich mein Gefühl nicht verrathen habe und was mich zu Euren Füßen als Freierwerber führt, verdient das den Namen der Treulosigkeit?"

"Dann ist es — Eigennutz!"

"Ihr seid hart wie immer," rief Alphart mit flüchtigem Erdröthen. "Ihr ermüdet nicht, mich zu necken und zu kränken! Als ich Euch zuerst genahet, wart Ihr von glänzenden Freiern umgeben — meine Güter waren verschuldet — damals sonnetet Ihr glauben, es sei der Glanz Eurer selbst und Eurer Schätze, was mich zu Euch geführt . . . jetzt sind meine Anstie frei, jede Last ist von Goldegg genommen, die Gnade Seiner Durchlaucht des Herzogs

hat mich zum reichen Manne gemacht, Ihr aber lebt jetzt hier einsam und verlassen, schier wie eine Gefangene . . . urtheilt selbst, ob es der Eigennutz ist, was mich zu Euch bringt."

"Dann ist es Zufall —" erwiderte sie rasch, "leere Neugierde, mich hier zu sehen: von den Beweggründen der Männer wähle ich stets den schlechtesten und weiß, daß ich dann nicht sehr greife."

"Grausam und ungerath wie immer!" rief Alphart. "Und doch seid Ihr es selbst, der damit am meisten Schaden geschieht! Ich hatte es mir so schön geträumt, Euch dahin zu führen, wo Eure eigentliche Stelle ist — nach Innsbruck . . . das Hoflager Herzog Friedrichs entbehrt mit Euch seiner schönsten Zier!"

" . . . Nach Innsbruck?" erwiderte Sabine, deren Augen zu glühen begannen. "Dahin wollten Ihr mich führen? An den Hof des Herzogs als Euer Weib mich führen?"

"Wie sonst?" entgegnete Alphart unbefangen. "Wie wenig kennt Ihr mich doch, schöne Frau!"

"Nein," rief sie, "ich kenne Euch und Ihr sollt nicht mehr die Stirn haben zu sagen, es sei etwas Anderes, was Euch nach Entillar geführt, als der schändlichste Eigennutz! Aus meinen Augen — ich gehe so wenig nach Innsbruck, als mein Weg im Leben jemals mit dem Curigen zusammenstreifen wird!"

"Ich kann nur wiederholen," sagte Alphart mit täuschendem Blick, "wie sehr Ihr irrt und Euch selber Schaden thut! Nicht alle Männer sind treulos; nicht alle, die zu vergessen scheinen, haben wirklich vergessen, und wer es vermöchte, in dem wird die alte Liebe neu und stärker aufleben als zuvor, wenn er Euch wiederseh!"

"Wißt Ihr das gewiß?" fragte Sabine, in rascher Vermirrung sich verzessend. "Hättet Ihr eine Probe dafür?"

"Bedarfs noch einer solchen?" sagte Alphart, sie mit boshaftem Lächeln betrachtend. "Stehe ich nicht als lebendige Probe vor Euch? . . . Wie gern hätte ich auch das Glück der Minne gekostet — wie gern eine edle Gespenstn eingeführt in mein des Haus . . . zumal jetzt, wo auch der Herzog daran denkt, auf's Neue ein solches Band zu knüpfen . . ."

Sabine starrte ihn mit rollendem Auge an, ihr Busen flog, sie mußte nach Athem ringen. "Wie," stammelte sie, "Friedrich dächte daran, sich zu vermählen?"

"Nicht doch, ich habe mich falsch ausgebrüht! Es wird für ihn daran gedacht! Die schöne Anna von Braunschweig ist ihm bestimmt — das Wohl des Landes, die Pflichten gegen seinen Stamm fordern es unerbittlich, und der Herzog wird sich in das Unvermeidliche finden müssen!"

"Ha, Schändlicher, nun durchschaue ich Dich ganz!" rief Sabine in loobtreuem Zorn, "Du weißt, daß ich den Herzog geliebt und dachtest, daß ich schwach genug sein würde, noch einmal um seine Keignung zu werben? Thörichter Mensch, Du weißt nicht, was mich von ihm getrennt! Nur gegen seine volle, ganze, ächte Liebe habe ich ihm mein Herz geschenkt — er hat mich betrogen und mir schlechten Kiesel gegeben statt des versprochenen Juwels! Und Du wagst von mir zu glauben, daß ich mich weg-

schleudere an ihn? Du trägst Dich selber an zum Edelmant seiner und meiner Schande? Hinweg, Nichtswürdiger! . . . Du wolltest mir einmal einen rothen Hütchen schicken, damit er mir künstlich Deine Wölbe wiederhole, — ich will es welt machen und Dir den Vogel senden, Dir ohne Unterlaß das Lied Deiner Schmach vorzutragen!"

"Nach Eurem Gefallen denn," sagte Alpbart mit schroffer Kälte und griff nach seinem Hut. „Ich habe geglaubt, Euch von Euren Schwärmerieen befreit zu finden und sehe wohl, ich habe mich getäuscht. Ich gehe, um nie wieder zu kommen und behalte auch den andern Plan für mich, um dessen willen ich gekommen. . . . Ihr würdet ihn doch nur mit gleichem Absichten von Euch weisen!"

"Noch einen andern Plan?" rief Sabine. „Welchen? O, er wird des ersten würdig sein — aber rehet! Ich will sehen, wie weit Eure Bosheit reicht!"

"Gut — ich lasse die Nummerie fallen, die zwischen uns beiden doch nicht frommt! Ja — ich wollte Euch nach Innsbruck führen: ich erschrak nicht vor dem Gedanken, daß der Herzog seine Günst Euch wieder zuwenden würde — ich wagte sogar, es zu hoffen, dann war er durch Euch in meiner Macht! Herr des Herrn zu sein, dem gebieten zu können, der sich für den Gebieter hält, ist wohl eines Opfers werth! In den Besitz der Macht führt kein gerader Weg! Sie ist wie der Gipfel eines Berges. . . . ein Narr, wer sich abmüht, ihn geradezu in seiner Stelle erstlettern zu wollen, während ein bequemer Umweg vom Rücken her spielend auf die Höhe führt! Drum wollt' ich dem Herzog Euch wieder bringen und mit Eurer Hilfe das, wozuach er am meisten begehrt!"

"Das ist!"

"Der Herzog ist Sieger; das Land unterworfen; der Falkenhof ist gesichert für immer, seine Mitglieder sind todt, oder haben sich der neuen Ordnung angeschlossen — nur Einer ist entkommen; Einer, dessen Absall ihn am bittersten gekränkt, weil es der Freund war, der zum Feind geworden! Drum hat er einen Preis darauf gesetzt und hat geschworen, wer ihm Oswald von Wollenstein überliefert, dem soll jede Gnade gewährt sein, die er sich erbitten wollte!"

"Und Ihr seid ausgezogen, diesen Preis zu verdienen?"

"Ja und mit Lust! Und habe dabei auf Eure Hilfe gerechnet, denn man weiß, daß Ihr den Wollensteiner haßt! Auf dem Kunkelstein, bei dem Winter, seinem Freunde hält er sich verborgen: es wäre ein Leichtes, die Burg zu überfallen und ihn wegzuführen, aber der Herzog hat alle Gewalt verbott; bei seinem höchsten Lohn soll kein Schwert mehr geschliffen werden in den Anlagen. Drum gilt es, ihn aus seiner Freistatt herab zu locken und Eure Zauber-Künste, so dacht' ich, sollen es sein, die das Meisterstück zuwege brächten — ich wollte Eurem Haß dienen und ihm selber heimgeben, was er mir angethan!"

"Was er Euch angethan? Wollt Ihr mir künden, was das war?" fragte Sabine lauernd.

"Er hat Schandtreue auf mich gebüht."

"Sieh doch! lachte Sabine auf. „Wie lauten die Reime? Mich verlangt, sie zu hören!"

Alpbart erblagte. „Nun denn," rief er mit vor Grimm bebender Stimme, „vielleicht habt Ihr die Gelegenheit, an Euch selber zu erfahren, wie seine Reimpfeile treffen! Ihr habt meine Hilfe verschmäht — woblan denn, ich will Euch zeigen, daß auch ich die Cure entbehren kann!"

Mit kurzer, trotziger Verbeugung verließ er das Gemach und schritt eilend die Treppe hinab. Unter der Pforte hielt er an und drückte der ihn begleitenden Magd ein Goldstück in die Hand. „Du sollst deren zehn haben," flüsterte er der überflüchtig Dankenden zu, „wenn Du, sobald es Nacht geworden, meiner warten und mir beantworten willst, was ich Dich frage!"

Sabine bemerkte Waltrauds Abwesenheit nicht; eine Flut neuer Gedanken und Empfindungen war auf sie herübergeströmt und hielt sie vollständig gefangen. Der Antrag Alpbarts hatte mit einemmal alles verändert, es war klar, daß er denselben nicht gemacht haben würde, wenn er nicht dazu veranlaßt gewesen. Der Herzog dachte also noch an sie; er mußte Alpbart verrathen haben, daß sein Herz ihn doch noch zu ihr ziehe: sie halte ihm also doch Unrecht gethan, er konnte wieder der Ährige werden, vielleicht gelang es ihr, ihn ganz zu fesseln und auch die neue Vermählung zu hintertreiben. . . . Unflare Pläne und Entschlüsse durchwogten ihr Gemüth; nur das Eine stand fest, daß sie eines solchen Genossen nicht bedürfte: er hatte den Funteln in sie geworfen, aber was sie thun würde, sollte ihr eigene That sein, sollte Niemand gehören als ihr selbst.

Eine Weile stand sie noch wie in tiefem Nachdenken, dann richtete sie sich ruhig und entschlossen auf und rief Waltraud zu sich.

— Im Erster des schönen, bilderreichen Saales auf dem Kunkelstein saß wenige Tage später Oswald von Wollenstein und hielt grübelnd den Kopf mit der Hand gestützt. Auf dem Tischchen vor ihm lagen Bücher und Schriften, er hielt die Feder in der Hand, aber er hatte auf Schreiben und Lesen vergessen und schaute gedankenvoll hinaus in das freie, herrliche Land. Die Eisch bligte auf im Abendroth, dessen letzte Strahlen durchs offene Fenster drangen und die Gestalten der Ritter der Tafelrunde von König Artus, Ginevra und Gareth vom blühenden Thale mit einem roßigen Schimmer des Lebens überzogen. In der andern Fensterecke, zogen Ravenstein und das Sarntthal hin, saß Margarethe, den Kofen vor sich und die Spinndel in der Hand; zugleich von Zeit zu Zeit mit dem Fuße die Wiege anschauend, in welcher ihr Knabe schlief. Sie summete ein halb-lautes Wiegenlied und verwandte sein Auge von dem lieblichen Rinde.

Das Abendroth reichte nicht bis zu ihr; dadurch wurde es noch mehr sichtbar, daß sie nicht mehr so frisch und blühend war, wie einst. Wohl waren die rothen Rosen auf ihren Wangen wiedergekehrt, aber sie waren höher gefärbt und umgrünt — unheimliche Boten, daß ein Sturm der Zerstörung an der Wurzel ihres Lebens saß. Die Sorgen und Kümmernisse während Oswalds Entfernung, die Schreden der Belagerung auf dem Greifenstein, die Angst der Nacht und die Furcht vor der furchtlich möglichen Entdeckung hatten den zarten Körper verfehrt, wie

der Reif einer einzigen kalten Nacht, der eine Blume trifft und sie nicht zum raschen Tode verurteilt, sondern zum langsamem Welken. Für die verlorene Frische war sie noch zarter und geistiger geworden, ihr Auge schimmerte in erhöhtem Feuer und Oswald ahnte nicht, wie sehr er Recht hatte, wenn er manchmal, sie zu schließen, einen Kuß auf ihre Augenlider drückte und schmeichelnd betheuerte, daß ihr Glanz nicht von dieser Erde sei.

Durch Oswalds Regungslosigkeit aufmerksam gemacht, blickte sie empor und trat ihm leise näher. „Du schreibst nicht, Oswald?“ sagte sie, indem sie sich an ihn schmiegte und ihm die Hand auf die Schulter legte. „Bist Du schon weit mit Deiner Dichtung? Wie?“ rief sie, das Blatt ergreifend. „Du bist nicht weiter, als zuvor! Wehr, als eine Stunde habe ich an mich gehalten, Dich ja nicht zu stören und Du hast nicht eine Zeile geschrieben? War es Dir doch erst so recht um's Herz, die Ereignisse Deines Lebens, die Abenteuer Deiner Fahrten in Reimen zu schildern; Du gingst mit solchem Feuer daran — ist es erloschen? Was ist Dir's? Wodurch finnst Du?“

„Ich weiß selbst nicht, was auf mir lastet,“ erwiderte Oswald. „Du sagst es, mit welchem Eifer ich das Gedicht begehen — er ist erloschen! Wenn ich wieder lese, was ich geschrieben, genügt es mir nicht; es weht mir nicht daraus entgegen, wie sonst wohl, wenn mir ein Lied gelingt . . . ich glaube, es ist diese Art Gefangenschaft, die mich drückt!“

„Kannst Du das Haus des Freundes ein Gefängniß nennen?“

„Und doch bin ich ein Gefangener! Bin ich nicht an dieses Gemach gefesselt? Muß ich mich nicht vor dem geringsten Knechte scheuen, damit er meine Gegenwart nicht bemerke und mich etwa verrathe? Nur bei Nacht, wie ein Geheißniß, darf ich mich hinaus-schleichen, wenn ich Gottes freien Himmel über mir sehen will . . . Ich ertrage das nicht, Gretly! Mein Leben lang war ich des Wanderns gewohnt und der vollen Freiheit . . . Gott wolle mich bewahren vor Kerker und Gefangenschaft — sie würde mich vernichten . . . Lieber zehnfach den Tod!“

„Welch finstere Gedanken! Du bist hier sicher, mein Freund!“

„In diesem Augenblick noch — vielleicht schon im nächsten bin ich es nicht mehr! Wer weiß, wie bald meine Feinde mich erspüren . . . und wenn ich auch noch bleiben könnte, darf ich es denn? Was soll daraus werden? Muß ich nicht daran denken, und einen bleibenden Aufenthalt zu suchen, den die Hand des Herzogs nicht erreicht?“

„Unseliger, ruheloser Mann,“ rief Margarethe entgegen, „so willst Du wieder fort? Willst Dich neuen Gefahren preis geben, Dich von mir und dem Aeuern trennen?“

„Ich muß, Margarethe — muß es um Cuertwillen! Was auch geschehen mag, wie auch Herzog Friedrich's Rache mich treffen mag — er wird Frau und Kind nicht entgelten lassen, was ich gethan, dafür lehn' ich ihn . . . Und was hab' ich denn so Fürchtbares gethan? Ich habe mich von einem Manne los-gesagt, dessen Freund ich nicht mehr sein konnte . . . ich bin es müde, mich dafür wie ein Verbrecher zu

verbergen, wie ein geheimes Bild zu vertrieben . . . Lieber den Tod, als noch länger ein solches Leben!“

„Rebe nicht so!“ rief Margarethe, die Hand auf die manchmal schwer athmende Brust gelegt. „Du weißt nicht, wie jedes solches Wort mir das Herz wie mit einem spitzigen Messer durchdringt! Wohin wolltest Du? Wie geräuchert Du zu entkommen?“

„Ich denke nach Welschland zu gehen,“ erwiderte er, „ich will das Gemach eines gemeinen Käfigen anlegen; in zweien Tagen erreiche ich Venetigs Gebiet, dort bin ich geboren und kann abwarten, bis ich König Sigmund begegne — ich habe für ihn gebandelt, er muß und wird mich schützen und meinen Frieden mit dem Herzog machen.“

Oswald war aufgestanden und schritt erregt durch das Gemach. Margarethe hatte sich an seinen Platz gesetzt und unablässig mit den Wältern und Schriften auf dem Tische gespielt, daß sie sich übereinander schoben. Mit einemmale suchte sie auf und ein Laut der Ueberraschung bebte von ihren Lippen.

„Was ist Dir?“ rief Oswald binzueilend. „Was erschreckt Dich, Gretly?“

„Es ist nichts,“ erwiderte sie matt, „ich bin erst so schwach, daß ein klein Ding mich über's Maas ergreift! In der Stube wirst Du's wohl nicht gewahr, daß Dein Gretly viel schwächer und bleicher geworden ist, als da sie noch am schönen Alfer haute, oder mit Dir im grünen Tann. Ach!“ subte sie, die Hände ringend, fort, indem ein Tränenstrem aus ihren Augen stürzte, „wird es uns denn jemals wieder so gut werden?“

„Wie?“ entgegnete Oswald, „Du selbst, die sonst immer mich durch ihre Zuversicht beruhigt, Du selbst beginnst den Muth zu verlieren? Laß mich nun den Trüster spielen und sage mir, was Dich in solche Bewegung bringt?“

„Schilt nicht, Oshy,“ antwortete Margarethe, indem sie, leicht an ihn gelehnt, mit den großen tiefglänzenden Augen linderhaft zu ihm empor schaute. „Dies Blatt . . .“

Er nahm das bezeichnete Blatt und las die erste der darauf geschriebenen Zeilen: Mein Herz das war verfehrt! . . . „Ein altes Minnelied,“ sagte er dann, „aus alter, lang vergangener Zeit! Du hast es oft schon gelesen — was ist an ihm, was Dich noch verwunden könnte?“

„Es ist nicht das,“ erwiderte sie wie zuvor, „aber diese Zeilen, die am Rande hinzu geschrieben sind . . .“

„Ach Du meinst die Aenderungen, die ich dazu gemacht? Die sollten Dir erst recht beweisen, wie grundlos der Rest von Eiserhuth ist, der, wie sehr Du es auch verbirgst, doch hinter dieser Bewegung versteckt ist.“

„Beschäme mich nicht, Oshy — nein, es ist etwas Anderes in diesen Aenderungen — etwas, das mich verlegt, ein Gefühl, als läge darin eine Art von Rache und als sei es Deiner nicht würdig, Dich so zu rächen!“

„Es war in einem Augenblick des Unmuths!“ erwiderte Oswald. „Das Lied hatte Einer gegolten, die mir ein Engel geschrieben, ich hatte gerade damals erfahren und geseheu, daß sie eine Teufelin war — drum dünkt es mich, daß auch dem Viede Horn und Bockstuf nicht fehlen dürfe.“

Sie schmeigte sich noch fester an ihn und sagte noch launiger und leiser: „Schilt mich nur aus, Oselb, wenn ich es verdiene — aber es fuhr mir, wie ein Blitz durch die Seele, daß Du Dich bestimmst stüllest, das Lied noch zu ändern . . . Muß ich da nicht fürchten, daß, was ich längst vergessen geglaubt, doch noch fortkallt im gebeimten Grund Deines Herzens? Daß Dich doch noch kränkt, was jene Dir angethan . . . Oswald . . . ich weiß es von meinem Herzen, echt und wahrhaft kann man nur einmal lieben! Wenn Du noch an jene dächtest, wenn ihr Angedenken in Dir noch nicht erstorben wäre — müßt ich dann nicht glauben, was ich nie geglaubt, daß Dein Gefühl für jene Frau nicht eine vorübergehende Wallung, nicht bloße Selbsttäuschung war, sondern wahrhaftige Liebe — und was ist es dann, was Du für mich Aermste empfindest?“

„Thürich's Kind,“ erwiderte Oswald zärtlich, „gib einer bloßen Sängergille nicht eine Bedeutung, die sie nicht hat. Die Rechnung zwischen mir und Jener ist ausgeglichen, sie ist nichts mehr für mich, diesen Feind braucht mein Grotz nicht zu fürchten.“

„Ich fürchte keinen Feind,“ sagte Margarethe. „Keinen, der von außen kommt — wir haben Alles, Oselb, so lange wir uns selber haben . . . O laß mich Dich nie verlieren, ich ertrüge es nicht!“

Das Geräusch von herannahenden Schritten scheuchte Margarethen aus den Armen des Gatten. „Es wird Frau Bintlter sein,“ flüsterte sie, „die den Umhüll bringt.“ Die Thüre ging auf, Nikolaus Bintlter, der Burgherr von Kuntelstein, trat ein. „Gott zum Gruß,“ rief er mit freudestrahendem Gesicht, „ich bin lange ausgeblieben, nicht wahr? Hab' auch einen tüchtigen Kitt gemacht für so alte Knochen, wie die meinen!“

„Nun, alter Freund,“ sagte Oswald, indem er ihm die Hand schüttelte und der Greis Margarethen mit Herzlichkeit begrüßte. „Du siehst freudig bewegt aus! Von wannen kommst Du so fröhlich?“

„Wirst es nicht errathen, Freund,“ sagte Bintlter, „ich bin auf den Hauenstein hinaufgeritten und hab' ihn mir besehen; es ist nicht so schlimm, als wir gedacht! Die Mauern, die Gewölbe und Thürme haben dem Feuer tapfer widerstanden; ich denke, das Schloßlein soll bald wieder zusammengefiest sein. Will's für Dich besorgen, Oswald! Sollst Deine Freude daran haben; wenn Du Deine holde Burgfrau wieder zurückführst in ihren Rosengarten und in den grünen Tann! Bin darüber ganz guten Muths geworden und wie ich heimwärts ritt, ist mir ein noch fröhlicher Abenteuer begegnet — denke Dir nur! Unterwegs traf ich einen Boten des Herzogs — der war an mich gefendet.“

„Ein Bote Herzog Friedrich's? Und an Dich?“ rief Oswald. „Das hab' ich freilich nicht gedacht, aber was er bringt, läßt sich errathen.“

„Nein,“ rief fröhlich der Greis, „Du erräthst es doch nicht! Er brachte ein Schreiben des Herzogs, es sollt' Alles aus und abgethan sein. Er will Frieden haben mit Allen im Lande; er schreibt, wie er meiner langen, treuen Dienste gedente und will — ich soll wieder sein Oberrentmeister werden . . .“

„In der That?“ erwiderte Oswald, indem er

den Burgherrn betrachtete, welchem das Vergnügen und die geschmeichelte Eitelkeit aus den Augen sah. „Das ist allerdings besendere Mähr' — und was gedenkst Du zu thun?“

„Wie kannst Du fragen!“ rief Bintlter. „Ich nehm' es an, der Herzog ist 'mal nun wieder Herr im Lande, er sollte es mir wohl übel vermerken, wenn ich es ausbühle. Du weißt es auch, Freund Oswald, es hat mich immer gewunnt, so fortgeschickt worden zu sein, wie ein ungetreuer Knecht — bin ich wieder Rentmeister, dann ist jeder Makel von meiner Ehre genommen . . . Ist auch immerhin ein Geschäft, bei dem sich verdienen läßt, wenn man zu rechnen weiß! O — er soll mir den alten Bintlter wohl noch besser kennen lernen! Ich will bald Ordnung schaffen in seinen Pfandschaften und Steuerlisten und Gold zaubern in seine leere Taschel!“

„Ich wünsche Dir und dem Herzog Glück dazu,“ sagte Oswald kalt, „und sage zugleich Dir Dank für die ritterliche Gastfreundschaft, die Du mir bis zu dieser Stunde gewährt . . .“

Der alte Bintlter hatte sich in einem Stuhle bequem gemacht und ließ seine Rechenkortalen durch die Finger laufen, als wolle er schon im Voraus den Gewinn der neuen Rentmeisterei überschlagen. „Wie wäre mir das?“ rief er jetzt sich erhebend. „So ist es nicht gemeint, Freund Oswald!“

„Und kann doch nicht anders sein,“ entgegnete dieser. „Der Oberrentmeister des Herzogs von Tirol kann dessen größten Feind nicht beherbergen. Ich will fort, es war schon beschlossen, eh Du kamst: Deine Nachricht hat nur die Ausführung meines Vorhabens beschleunigt!“

„Nein, nein!“ rief Bintlter. „Ich lasse Dich nicht; Du bleibst mein Gast, wie zuvor und wenn ich drüber den Rentmeister aufgeben müßte! Solche Schmach wirst Du einem alten Fremde nicht antun!“

„Es soll keine Schmach sein für Dich; ich zweifle nicht an Deinem Willen, aber Du kannst mich nicht länger schätzen — Du und Deine Veste, Ihr seid beide der List und Gewalt des Herzogs nicht gewachsen!“

Wieder stießen sich Schritte im Vorsaal hören und des Burgherrn Bruder, der dicke Konrad Bintlter eilte ganz gegen seine schräge Gewohnheit rasch ins Gemach. „Gut daß ich Euch gleich so beisammen finde!“ rief er. „Ich bringe üble Nachrichten! Hilft auch nichts, wenn ich sie verschweigen wollt', es leidet keinen Verzug! Ich war zu den Bettlern nach Vogen hineingeritten, da nahm mich der Ekan bei Seite und sagte mir das Längsten beste nichts, er wisse es ganz gewiß, daß der Wollensteiner auf dem Kuntelstein verborgen sei und auch der Herzog habe davon bereits Kunde!“

„Siehst Du Freund Bintlter?“ rief Oswald. „Da kommt schon der Angelhaken zum Vorschein — ich hab' ihn gleich unter dem Röder bemerkt!“

„Ich wollt' es nicht Wort haben,“ fuhr Konrad Bintlter fort, „aber es halt nichts. Der Ekan sag't, er meine es gut mit uns und mit dem Wollensteiner, er solle zu ihm nach Vogen kommen, dann wolle er ihm weiter helfen; er rüste eben einen großen Waarenzug nach Mailand, da könnt' er sich unter die

Schaffner mischen und ungefährdet aus dem Lande kommen.“

„Vortrefflich!“ rief Oswald. „Noch diese Nacht will ich zu ihm! Steht meinem Weibe bei, edle Frau,“ fuhr er fort, gegen die Burgherrin gemendet, welche inzwischen mit Wein und Imbiß gekommen war und nun zu Margarethen eilte, die bleich und bewußtlos auf dem Ertesse zusammenstürzte. „Leih' mir ein Kettenhemd, Freund Bintlir und einen Eisenhut; Schild, Speiß und Binne, wie Deine Knechte sie tragen, ich will nach Bozen hinein, als hätt' ich Edele Botschaft von Dir zu bringen. So Gott will, sollt Ihr bald Gutes von mir hören! Weib und Kind laß ich bei Dir und ich weiß, auch der Rentmeister Herzog Friedrich's wird sie mir treu bewahren!“

„So treu, als mein Leben und meine Ehre,“ rief Bintlir, Oswald unarmend. „Ach daß es so hat kommen müssen!“ Mußt Du denn wirklich von uns scheiden?“

„Oswald!“ rief Margarethe, aus ihrer Ohnmacht erwachend in tiefstem Schmerz. „Geh nicht von uns, mein Herz sagt es mir, wir sehen uns so nicht wieder! — Oßly, ich verleihe Dich, wenn Du gehst!“

„Dringt nicht in mich,“ rief Oswald abwendend und ernst, „mir steht es vor der Seele, daß ich nicht anders kann! Und ging' ich dem gewissen Untergang entgegen, ich ertröh' es nicht länger, hier müßig zu liegen! Basse, tröste Dich meine Geliebte und traue diesmal meinem Herzen: es sagt mir, wir sehen uns wieder! — In mir lebt die Zuversicht, daß ich wiederkehre und daß Deine Hand es sein wird, die mich auf den Hauenstein zurückführt, in Deinen Rosengarten, um ihn dann nie, nie wieder zu verlassen!“

— Es war eine dunkle Nacht, als Oswald im Gewande eines Reissigen aus dem Burghore des Kunkelsteins trat; ergriffen blickte er zurück, als die Zugbrücke sich zu heben begann und ihm die nachwinkenden Freunde und Margarethen verdeckte, die in herzbrechendem Schmerze in den Armen der Burgfrau lag. Finster schritt er durch die finstere Nacht den steilen Bergpfad hinab; es kam über ihn, wie eine Ahnung, als sei mit Margarethen's Anblick sein guter Geist von ihm gewichen, als gehe er wirklich einem schweren Geschick entgegen: seine Gedanken tönten lauter in ihm als die wilde Talfer zu seinen Füßen. Er gewahrte nicht, daß eine dunkle Gestalt hinter ihn am Burgwege aufgetaucht war, ihm eine Zeit lang folgte und dann über die Felsen hinschufte, ihm einen Vorprung abzugewinnen. Bald war das liebliche Klächchen erreicht, wo er zuerst nach seiner Heimkehr im Kastanienhain geruht und wie damals ging ein Säuseln durch die Wipfel und wehte ihm wie grüßend den Duft des wilden Thymians entgegen. Er blieb stehen und gedachte der damaligen Stunde und sein ganzes selbsterregtes Leben glitt rasch aber mit eindringlicher Frage und Mahnung an seiner Seele vorüber. Mit welchen Gefühlen, Hoffnungen und Wünschen hatte er hier geruht und wie war es so ganz anders geworden! Nichts von all dem, was ihm damals als das Höchste gegolten, hatte er erreicht: Freundschaft und Liebe hatten ihn getäuscht und dennoch — welche reiche Blütenkrone des Glücks

hatte sich ihm um das Haupt geflochten! Da ward ihm frei und leicht ums Herz und er blickte in die Nacht zum Himmel empor mit einer Wallung des Dankes, daß er es so gelenkt und mit der Bitte, ihm die Kleinode zu erhalten, die in der Burg zurückgeblieben, welche jetzt unnahbar und fast unheimlich aus ihrer Wolfshöhe zu ihm herniederstarrte. Nur diesen beiden reinen Wesen wollte er fortan leben und wenn er die Sängerkrone noch nicht ganz verdient, so wollte er streben deren würdig zu werden — kein niedriger Gedanke, kein Groll sollte sie mehr entweichen!

Als er wieder vorwärts schritt, lauerte die dunkle Gestalt, die ihm gefolgt, mitten im Weg.

„Wer ist hier?“ rief er, die Wehre vorstreckend.

„Gieb freien Paß, oder ich mach' ihn mir freil!“

„Oho,“ rief es entgegen, „ein Held, wie Oswald von Wolfenstein wird doch ein Weib nicht fürchten?“

„Du kennst mich?“ entgegnete er, ohne seine Stellung zu verändern, „wer bist Du?“

„Wie sollt' ich Euch nicht kennen — seid Ihr's doch, auf den ich gemacht habe.“

„Auf mich? Wie konntest Du wissen . . .“

„Bei meiner Ehrlichkeit, das war nicht schwer zu errathen! Es ist ruckbar geworden, daß Ihr auf dem Kunkelstein haust, da lieh' sich's denken, daß Ihr Euch bald davon machen würdet. Ich hab' eine Botschaft an Euch: mit der wart' ich schon den ganzen Tag . . . Da! Nehmt!“

Ele reichte ihm ein zusammengerolltes Blatt, mit einer Schnur umschlungen und versiegelt. Zugleich holte sie hinter dem Gestein eine Laterne hervor ihm zu leuchten. „Werdet wohl Schrift und Siegel kennen Herr Ritter? Ist wahrlich nicht das erstemal, daß Ihr sie in Händen habt!“

Was erblickt ich?“ rief Oswald. „Das Wappen der Hausmannin! Das ist ihre Hand und Du — bist Du nicht Waltraud, ihre Würtelmagd?“

„Bin's, Herr Ritter, bin's! Bei meiner Ehrlichkeit, es freut mich, daß Ihr uns noch kennt und die alten Zeiten nicht vergessen hat! Das giebt mir gute Hoffnung, daß ich nicht umsonst gekommen und daß Ihr mir folgen werdet!“

„Dir folgen? Wohin?“

„Bei meiner Ehrlichkeit, Herr Ritter,“ rief die Magd mit widerlichem Achern, „das ist eine wunderliche Frage! Denkt Ihr, ich habe diesen Weg bei Nacht und in solchem Gewand ohne wichtigen Grund unternommen? Aber leet nur Herr Ritter! Leet.“

Er entsaltete das Blatt. „Die Feilen,“ hieß es, „die Ihr erblickt schreibt eine Sterbende, mit der letzten Kraft und Hoffnung ihres Lebens. Ich habe schwer an Euch gefordert, Oswald; aber in der Nähe des Grabes hauset die Erkenntniß und lehrte die Neue ein: ich kann nicht sterben ohne aus Eurem Munde gehöret zu haben, daß Ihr mir verzeiht. Die Erde von Golzath und das Wasser vom Bache Lidron, das Ihr einst für mich aus dem gelobten Lande geholt, sollen mich in die Ewigkeit begleiten — legt es mit Eurer Vergebung auf das brechende Herz der einst Euch so theuern . . . Sabine . . .“

Oswald stand erschüttert und eine Thräne trat ihm in's Auge. „Das also ist das Ende,“ sagte er

der sich hin. „Schon so früh dem Tode verfallen, ein Leben, das so schön begonnen! Ein so trostloser Tod nach einem verlorenen Sein!“

„O Herr,“ sagte Waltraud mit heuchlerischer Betrüblichkeit, „wenn Ihr sie in ihrem Leiden sähet, Ihr würdet zugestehen, daß so noch kein Weib gelitten hat! Gilet doch zu Ihr! Bögert nicht die letzte Bitte einer Sterbenden zu erfüllen und ihr den letzten Erdentrost zu bringen!“

„Wo weilt sie?“ sagte Oswald unerschrocken.

„Ich werd' Euch führen, Herr! In ein paar Stunden sind wir dort, ich weiß eine Furt, wo wir leicht über die Talsper kommen; an der Etsch wartet ein Nachen auf uns und drüben, am andern Ufer stehen Roth und Saumthier bereit. Es ist alles vorgelesen — meine arme Herrin hat fest darauf vertraut, daß Ihr mir folgen werdet. „Ich lann mich nicht in ihm tänschen,“ hat sie gesagt, „ich kenne sein edles Herz. . .“

Oswald schwankte noch und sah wieder in die Nacht empor; ein frischer Wind hatte das Gewölk zerjagt und das tiefblaue Gewölbe schimmerte von unendlichen Sternen. „Eure Zahl ist die Unendlichkeit,“ sagte er, die Hand auf die Brust legend, „hier leuchtet nur ein einziger Stern!“ — Ich nehme Euch zu Zeugen, daß mein Herz sich nicht mehr regt bei jenem Namen, aber die Sterbende will ich nicht zurückweisen. — Wenn es ihr ein Trost ist, soll sie ohne Groll in die Ewigkeit hinübergehen! — Ich thut' es um Deinetwillen, Gretch! Du selbst würdest mich diesen Gang nicht wehren — Du würdest mich mit eigener Hand an das Sterbebett der versöhnten Feindin führen . . . Voran Waltraud, ich folge Dir!“

Die Wanderung und der nächtliche Ritt währte ziemlich lang; Mitternacht war vorüber, als der Pfad aus den sumpfigen Eisdniederungen bergan fieg, die Führerin hatte den kürzern, wenn auch beschwerlicheren Weg gewählt. Ueber den Berggipfel begann die Nacht schon zu erblasen, als der Thurm von Entlar finster aus dem Kastanienwalde hervorstieg. Oswald lockerte das Schwert in der Scheide und folgte der voranschüpfenden Waltraud in den Thurm, sie suchte eine Ampel hervor und leuchtete auf die Treppe, welche in die untern Gewölbe führte.

„Wohin führst Du mich?“ fragte Oswald. „Ist Deine Herrin nicht oben in den Gemächern?“

„Nein, Herr,“ erwiderte Waltraud mit eigenthümlichem Lächeln, „sie haust ganz unten, wie es einer Führerin geziemt! Kein Ort ist ihr düster genug für ihre Neue!“

Eine eigenthümliche Regung wandelte den Ritter an; er wollte anhalten, allein schon hatte Waltraud die Thür eines Gewölbes aufgestoßen, es wäre muthlos gewesen, jetzt noch zurückzutreten.

Eine Lampe hing vom Gewölbe herab und warf ihren vollen Schein auf ein dürftiges, unweit der Thür bereitetes Lager: eine weißliche Gestalt in dunklem Gewand und mit abgewandtem Angesicht lag darauf hingestreckt.

Oswald erkannte Sabine und stand einen Augenblick ergötzt und schweigend neben dem Lager.

„Gute Frau,“ sagte er dann mit schonend gedämpfter Stimme, „Ihr habt mein verlangt. Mit Trauern seh' ich, wie Ihr hinfällig geworden, —

aber so mein Wort Euch zu helfen vermag, so möget Ihr genesen und in Frieden leben — ich verzeihe Euch!“

Bei den Worten des Ritters war eine sieberhafte Bewegung über die Frau gekommen, jetzt sprang sie auf und trat in voller trotziger Kraft aufgerichtet vor ihn hin. „Verzeiht Ihr mir, Herr Oswald von Wollenstein?“ rief sie höhnisch. „Wer aber hat Euch gesagt, daß Sabine Hausmann Euch verzeiht?“

„Was ist das?“ rief Oswald und legte die Hand an's Schwert. „Ihr seid also nicht krank? Es ist nur eine Lüge, daß man mich zu einer Sterbenden erlocht?“

„Es ist keine Lüge!“ rief sie mit funkelnden Augen. „Ich wäre gestorben, hätte ich es nicht erreicht, mein Kerkholz mit Euch auszugleichen — darum seid Ihr es doch, dem ich meine Genesung schulde!“

„Unseliges Weib,“ entgegnete Oswald, „was hast Du vor? Ist es möglich, daß Du so tief gesunken? Das Peinlichste, was der Mensch hat, die Hoffnung der Ewigkeit hast Du mißbraucht zu Trug und Verrath? Ich trage keine Schuld gegen Dich — was willst Du von mir?“

„Küßt Du es nicht?“ erwiderte sie in immer steigender Wuth. „Du lumbiger Sängler, Du fluger Meister, so wohl bewandert in alten Geschichten und Liedern, kennst Du kein Beispiel von einem Weibe, das seine Kraft gebraucht gegen einen Feind, der in ihre Hand gegeben war?“

„So versucht, was Eure Kraft an mir vermag!“ sagte Oswald ruhig. „Wohl hab' ich nicht gedacht, auf solche Art zu enden — aber ich war ein weicherziger, leichtgläubiger Thor, der noch einmal der Teufeln getraut — ich muß es tragen!“

„Teufeln?“ leuchtete Sabine. „Ist das der Name, den Ihr mir gebt? Warum nennt Ihr mich nicht, wie Ihr mich in Euren feinen Gesängen nennt? Eine Kebsin bin ich Euch! Das Wort ist Euch wohl aus den Abelnungen geklaut? Eure zärtliche Ghriemilde hat es wohl ihrem Siegfried zugegirt? — Wohlhan denn, wenn Ihr mich zur Brunnhilde macht, ich habe Willen und Kraft, Ihr zu gleichen!“

Sie winkte drei wildaussehenden, stämmigen Männern, welche unbemerkt in einem dunklen Seitengewölbe gelauert hatten; sie sprangen hervor, im Nu war Oswald von rückwärts gepackt, entwaffnet und zu Boden gerissen.

„O Verrätherin,“ rief Oswald, „Alles an Dir ist falsch — selbst Deine Tüde! Du willst Deine Kraft über mich gebrauchen und dingst fremde Menschenhand! Du bist zu feig, mir den Dolch selbst in's Herz zu stoßen!“

„Valltet ihn fest,“ rief Sabine den Männern zu, „seßelt ihm Arme und Beine zusammen und legt ihm den Eisenring um den Leib! Dort — an dem Hals mag er hängen und mit den Mäusen um die Wette Spottlieder pfeifen!“

Die Gesellen, worunter ein starker Mann mit auffallend wildem Haar und Bart, waren eifrig daran, das Gebot zu erfüllen; die Ketten klirren, die Eisenringe schlossen sich um Glieder und Leib des Gefangenen, daß das Blut schmerzhaft nach den ge-

festesten Stellen drang; dann hoben sie ihn empor und Sabine selber legte den Ring in den Hals; eben verkrümmt mit vergehenden Sinnen hing er an der Wand.

„Nun?“ rief Sabine, indem sie vor ihn hintrat und ihm den weißen Bart raufte, „Du maurischer Sängerkönig, hast Du kein Kleinod mehr eingebunden in Deinen Bart? Hast Du kein Ringelchen mehr zu verschlecken? Nun sieh zu, Siegfried, ob Deine Schriemilde Dich aus der Gewalt der Kessin befreit!“

„Ich dulde, was mir gebührt . . .“ sagte Oswald mit erschütterter Stimme, „ich erkenne es, ich habe gegen Dich gesündigt . . . Sabine. Als ich bei meiner Rückkehr . . . Dir wieder begegnete . . . habe ich Deine Schwäche nicht bedacht . . . Statt Dich ruhig zu verlassen, habe ich meine Verachtung auf Dich geschleudert — ich bereue es jetzt, denn ich habe Unrecht gethan . . .“

„Ah, kriechst Du zu Kreuze, hochmüthiger Ritter? Bettelst um Gnade bei dem Lebeweis?“

„Es war unverdient . . . damals . . .“ fuhr Oswald, mit der Besinnungslosigkeit ringend, fort, „jetzt aber . . . jetzt wiederhole ich das Wort! Jetzt ist es kein Unrecht mehr — jetzt ist es verbüßt, möge mit mir werden, was immer . . . Weiß, ich verachte Dich!“

Die Sprache stockte, die Stimme versiel dem Gemarterten, völlige Ohnmacht umfing seine Sinne. Regungslos, wie versteinert, stand ihm Sabine gegenüber: in gesteigter Wuth, mit der Stir eines Raubthiers hatte sie bis dahin jedes Wort, jede Ueberrückes Opfers belauscht, ein grimmiges Bergmügen blitzte aus ihren Augen — die letzten Worte hatten sie mit einmal verwandelt und wie mit einem Eistrom übergoßen. „Weh' mir,“ schrie sie auf in schmerzlich pöthlicher Erkenntniß, „welch' wüthender Wahnsinn hat mich verblendet . . . Er verachtet mich noch . . . jetzt erst verachtet er mich! Als er dies Wort zum erstenmale gegen mich sprach, hat es mich entflammt . . . warum ist es jetzt, als ob sein Laut mich säuhnte bis in's innerste Leben hinein? . . . Fort!“ rief sie, den

Männern zugewendet, „er soll mich nicht verachten dürfen . . . er soll kein Recht dazu haben . . . Nehmt ihn herab! Meine Rache hat er gefühlt . . . nun mag er von dannen ziehn . . . Was zaubert Ihr?“ fuhr sie fort, als die Männer keine Miene machten, ihr zu gehorchen. „Wuß ich es noch einmal bescheiden?“

„Ihr könnt die Mühe sparen,“ sagte der Mann mit dem wilden Bart und struppigen Haar, „der Befehl wird doch nicht vollzogen!“

„Was hör' ich! Mensch, was erlähst Du Dich?“

„Abnehmen vom Hals wollen wir ihn, da es Euch so kellebt — das ist Euer Spruch, aber frei werden soll er nicht . . . Ihr gebt den Sänger los — wohlan, dann ist er mein Gefangener . . .“

Sabine taumelte zurück; der Mann hatte Haar und Bart abgerissen, Alphart stand vor ihr.

„Ihr habt mich als Genossen Eurer Rache verschmäht —“ rief er, „darum hab' ich mich als ihren Knecht verdungen! Ihr habt meinen Vorschlag verworfen und dachtet doch ihn heimlich für Euch zu nützen . . . Ihr habt Eure Rache gefühlt, so gestattet nun, daß ich auch der meinen genüge! . . . Fort mit ihm, Knechte! Schleppt ihn hinauf — nehmt ihm die Eisen ab, die Pferde stehn bereit, bindet ihn aufrecht auf eines derselben . . . die kühle Morgenluft wird ihn bald zu sich bringen — dann vorwärts, und mit verhängten Zügeln nach Innsbruck . . .“

„Kimmermehr!“ rief Sabine, aus einer Art Betäubung erwachend. „Er ist in meinen Händen und Ihr sollt mir ihn nicht entreißen!“

„So wehrt Euch dessen, wenn Ihr glaubt, Ihr findet Hilfe . . . die Einsamkeit von Entlarf kommt mir zu statten! Eure Gürtelknag wird Euch öffnen, wenn wir von hinten und weit genug sind, daß Niemand uns einzuholen vermag . . . bis dahin seid Ihr meine Gefangene!“

Die Weiden hatten Oswald ergriffen und schleppten den Bewußtlosen die Treppe hinan; Alphart folgte. Sabine wollte ihm nachhelfen, aber vor ihr schmetterte die Eisenthür in's Schloß und ohnmächtig brach sie auf der Schwelle zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Ausfern verehrlichen Abonnenten zur Nachricht!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal der Roman-Zeitung für 1865, weshalb um rechtzeitige Erneuerung des Abnehmens durch Buchhandlungen und Postanstalten gebeten wird.

Das dritte Quartal wird enthalten:

Am Missouri. Zweite Abtheilung der „Mandanenwaife“ von Balduin Wöllhausen. — Schluß des Romans „Friedel und Oswald“ von Herman Schmid, welcher durch andauernde Krankheit leider verhindert war die Arbeit, die er außerdem unterschätzt, im zweiten Quartal zu Ende zu führen. — Die Alpenrose von Arbel, die er außerdem unterschätzt, im zweiten Quartal zu Ende zu führen. — Die Hansgenossen von Fanny Lewald. — Ein deutsches Grafenhaus von Robert Byr. — Aus den Tagen zweier Könige von Friedrich Adami.

Die Redaction und Verlags-Buchhandlung.

Walt Whitman. 1853

Walt Whitman
.6

10

3

